H. misc. 117 m/6

<36600426540017

<36600426540017

Bayer. Staatsbibliothek

der poetiſchen

National-Literatur

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

von

G. G. Gervinus.

Von Göthes Jugend bis zur Zeit der Befreiungskriege.

Mit einem Regiſter über das ganze Werk.

42 Bb
19

Hiſtoriſche Schriften

von

G. G. Gervinus.

Sechster Band.

Geschichte der deutschen Dichtung V.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1842.

39. D

Neuere Geſchichte

der poetiſchen

National-Literatur

der

Deutschen

von

G. G. Gervinus.

Zweiter Theil.

Von Göthes Jugend bis zur Zeit der Befreiungskriege.

Mit einem Regiſter über das ganze Werk.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1842.

H. misc. 117 m/6

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Vorwort.

Ich übergebe hier den letzten Band meiner Literargeſchichte dem Publikum, und wünſche nun um ſo herzlicher dem ganzen Werke ernſte und uneingenommene Leſer, je ſeltner dieſe in einer Zeit und vollends in einer Materie ſind, in der Jeder ſein eignes Urtheil gebildet hat und in jedem Buche wieder ſucht. Die Strenge des Urtheils, an den Lieblingsdichtungen der neuern Zeit geübt, die bald da bald dort enthuſiaſtiſche Kenner und Verehrer haben, muß nothwendig in den letzten Bänden noch mehr mißfallen, als ſie in den erſteren den Forſchern des deutſchen Alterthums mißfallen hat. Dieſe Strenge im Kunſtgeſchmack iſt aber überall räthlich, und zumal wenn die Maſſen der Kunſtwerke ſo ins ungeheure anwachſen, wie bei uns; was uns Schönes für den Genuß geboten wird, verdient die relative Schätzung am allerwenigſten. Was Horaz in dieſer Beziehung geſagt hat, das hat auch Göthe empfunden; nicht allein ſchrieb er vor, in aller Art Kenntniß überhaupt nach dem Höchſten zu ſtreben, auch in der Kunſt beſonders fand er alles Vorliebnehmen zerſtörend. Am allerwenigſten aber war jene Urtheilsſtrenge nach großem Maßſtabe und jenes ſtete Augenmerk auf das Bedeutendſte in einer geſchichtlichen Behandlung der Dichtung zu entbehren. Auch dieß ſage unſer Meiſter der Kunſt für mich: „Nur auf dem höchſten und genaueſten Begriffe von Kunſt kann eine Kunſtgeſchichte beruhen; nur wenn man das Vortrefflichſte kennt, was der Menſch hervorzubringen im Stande war, kann der pſychologiſch-chronologiſche Gang dargeſtellt

werden, den man in der Kunſt nahm.“ Ich überlaſſe mein Buch ſeinem Schickſal, gleichgültig gegen ſeine Erfolge. Was es mir geweſen iſt, habe ich zu ſicher, um ein Anderes zu bedürfen. Ich glaube das wahre Mark unſerer poetiſchen Schöpfungen und was ſo nahe daran liegt, den Kern der ſchönſten Empfindungen und wie vieles von wahrer Weisheit unſeres Volkes, ſo weit es ſich in den Dichtungen niederlegte, darin geſammelt zu haben, ſo daß Einer den ganzen reichen Vorrath mit verhältnißmäßig kleiner Mühe zu ſeinem Eigenthum machen kann. Der Geiſt des Volkes ſteht in dieſer raſchen Ueberſicht der Bildung von Jahrhunderten wie lebendig da und ſpricht uns aus tauſend beredten Stimmen zu Herz, Gemüth und Verſtand, daß wir in ihm uns ſelbſt liebhaben, uns ſelber niemals aufgeben ſollen.

Es wird für die Benutzung meiner Literargeſchichte keine kleine Erleichterung ſein, daß dieſer letzte Band mit einem Regiſter ausgeſtattet iſt, welches ſich mit Vollſtändigkeit über das ganze Werk verbreitet. Die Herren DD. E. E. Seiler und E. Jacobitz in Leipzig hatten die verdienſtliche Güte, dieſes Verzeichniß zu redigiren, wofür der Leſer dankbar ſein wird, weit mehr aber der Autor ſich aufgefordert fühlt, öffentlich ſeine Erkenntlichkeit auszudrücken, da er ſelbſt zu einer ſolchen Arbeit, die ſo viele achtſame Betrachtung ſeines Werkes verlangte, vielleicht zu wenig Einbildung auf deſſen einzelnen Inhalt, gewiß zu wenig Ausdauer und Fleiß für eine ſo genaue Section gehabt haben würde.

Heidelberg, im Juli 1841.

Gervinus.

Inhaltsverzeichniß.

Pag.

XV. Umſturz der conventionellen Dichtung durch Verjüngung der Naturpoeſie.

Periode der Originalgenies.

3) Wielands Schule 3
Heinſe 4
Mauvillon 8
Unzer 8
Nicolay 19
Alxinger 21
Meißner 21
4) Klopſtocks Schule (die Göttinger) 22
Boie 23
Bürger 30
Claudius 38
v. Schönborn 42
Cramer 42
Hahn 43
Hensler 43
Hölty 43
Brückner 43
Müller 43
Gebr. Stollberg 45
Voß 60
Hebel 72
Grübel 74
Sailer 74
Uſteri 75
5) Göthe in Italien und Schillers Jugend 76
Wekherlin 137
Schubert 137
Schiller 141

XVI. Ueberſicht der ſchönen Proſa.

Romanliteratur.

1) Humoriſtiſche Romane 157
Selbſtbiographie von Moritz 170
" " Brandes 171
Bode 173
Lichtenberg 177
Hermes 185
Hippel 190
Muſäus 199
Müller, Joh. Gottw. 201
Wezel 202
v. Thümmel 205
Jean Paul 209

Pag.
2) Unmittelbare Einwirkung der Wiſſenſchaften und Lebenszuſtände....... 255
Sebaldus Nothanker (Roman)....... 262
Bahrdt (Leben von)....... 263
Jung (Stilling)....... 268
Lavater....... 276
Herders Humanitätsbriefe....... 325
Herders chriſtl. Schriften....... 326
Wielands Göttergeſpräche....... 334
" Peregrinus Proteus....... 335
" Agathodämon....... 336
Baſedow....... 339
Peſtalozzi....... 345
Campe....... 352

XVII. Schiller und Göthe.
1) Geſchichte und Politik (Göthe)....... 363
Georg Forſter....... 389
2) Philoſophie (Schiller)....... 404
3) Gemeinſame Thätigkeit....... 437
4) Schauſpiel....... 523
Eckhof....... 530
Gotter....... 532
Schröder....... 534
Iffland....... 542
Engel....... 546
Kotzebue....... 548
Weimarer Bühne (Schiller)....... 557

XVIII. Romantiſche Dichtung....... 569
Novalis....... 589
Werner....... 595. 668
Fr. und A. W. Schlegel....... 599
Koſegarten....... 640
Tiedge....... 644
Matthiſſon....... 644
Tieck....... 653
Gebr. Collin....... 663. 665
Fouqué....... 666. 683
Oehlenſchläger....... 667
Falk....... 671
Seume....... 672
Zſchokke....... 673
v. Kleiſt....... 674
Körner....... 678
Uhland....... 681
Hoffmann....... 684
Müllner....... 687
Grillparzer....... 687
Houwald....... 687
Rückert....... 715
Göthe's Alter....... 720

Geſchichte

der

deutſchen Dichtung.

Bayerische Staats-Bibliothek München

XV.

Umſturz der conventionellen Dichtung durch Verjüngung der Naturpoeſie.

Periode der Originalgenies.

3. Wielands Schule.

Wenn man Klingers Roman von ſeinem Drama abgeſondert verfolgt, ſo führt er uns geſchichtlich auf Wieland zurück. Sehen wir auf die Lebenstendenzen in den Schriften beider Männer, ſo finden wir, daß wenn Wieland eine Art Carricatur von Sokrates' Plato vorſtellen ſollte, die zwiſchen Stoicismus und Epikureismus eine gewiſſe Mitte hielt, Klinger nach der Seite der Stoa hin einſeitig und ebenſo carricaturartig abwich. Einen Gegenſatz zu ihm ſcheint das Geſetz der Entwicklung zu verlangen, und wir haben ihn ganz normal in Heinſe, der den ſinnlichen Epikureismus Wielands eben ſo verzerrt und durch Beimiſchung cyniſcher Elemente carrikirt einſeitig ſteigerte, wie Klinger den Zug nach Vereinſamung und ariſtokratiſcher Abſonderung von der verderbten Welt. Beide waren Wielanden im Mangel eigentlich poetiſcher Gabe, im Bedürfniß poetiſcher Genüſſe, in heidniſcher Wegwendung vom Chriſtenthume, in vielen andern Stücken ähnlich und verwandt; Klingers Verhältniß zu ihm war ſpäter, bei eingetretener Mäßigung von beiden Seiten näher, Heinſes war anfangs enthuſiaſtiſch und weiterhin kühler; die Schreibart der Proſe Klingers iſt der Wielandiſchen ähnlich, die von Heinſe ganz ungleich. Klinger neigte ſich zu den Wielandiſchen Producten im orientaliſchen Gewande, Heinſe zu den italieniſch und griechiſch gekleideten; jenen führte ſein Nachdenken auf die moraliſche Seite des Menſchen, dieſen reizte die Kunſt; das Verhältniß des Weltlaufs zur Vorſehung, der Herrſchaft des Böſen zu dem idealen Hintergrunde der Moralität und

Tugend beſchäftigten Klingern; die Gegenſätze von Natur und Kunſt, von Wirklichkeit und Ideal begegnen uns in Heinſes Schriften überall. Wie jener mit dem Glauben an Sittlichkeit doch vorzugsweiſe auf der Schattenſeite des Gemäldes von der moraliſchen Menſchheit ruhte, ſo neigte Heinſe in der Kunſt mit der Verehrung des antiken Ideals zu der niederländiſchen derben Naturwahrheit. Dem Einen war es gleichſam Bedürfniß, mit dem Blick auf den quälenden Parthien der Geſchichte zu weilen, weil ihn Mitgefühl mit der Menſchheit bewegte, den andern iſolirte ſeine Genußſucht und der extremſte Egoismus; jener hätte wohl gern mit militäriſcher Disciplin Ordnung in die ſchlechte Welt gebracht, dieſer möchte die unſchöne Welt gern mit dem Hineintragen der künſtleriſchen Licenz geſtalten. Beide untereinander hatten nur im Anfange der Genialitätszeit Gemeinſchaft und ſchrieben ſich wunderliche Briefe (unter andern über das Schachſpiel, das Heinſen auch ſpäter noch ſchriftſtelleriſch beſchäftigte), perſönlich aber ſtießen ſie ſich in Rom einander ab.

Wilhelm Heinſe (aus Thüringen 1749—1803) war arm und ohne alle Erziehung aufgewachſen. Alles ſchien bei ihm zuſammenzutreffen, ihn zu einem der ausſchweifendſten jener Jünglinge zu bilden, die damals die Welt zu reformiren gedachten. Seine erſten literariſchen Anregungen empfing er durch Hoffmannswaldau und Wielands Schriften der zweiten Periode; er ward in Erfurt mit Wieland bekannt, der ihm als ein Genius geſandt ſchien die Menſchen zu beglücken. Seine jugendlichen „Sinngedichte" (1771) die ſchon von Cynismus nicht frei waren, empfahlen ihn Gleim, der ihn nicht allein materiell unterſtützte, ſondern auch den ſchädlichen Leichtſinn hatte, ihn in allen Extravaganzen zu beſtärken, weniger als er in Halberſtadt mit ihm lebte, als ſpäter, da Heinſe mit Wieland zerfiel, und den Einflüſſen der Jacobi bei ſeinem Aufenthalte in Düſſeldorf folgte. Wieland täuſchte ſich über Heinſe nicht lange; er hatte nicht die Unbekümmertheit Gleims, dem Heinſe allein gefiel; auch kam er nicht weiter in die Lage, die Toleranz des perſönlichen Umgangs gegen ihn auszuüben, wie Jacobi, der mit ſeinem ganzen Kreiſe ihn ertrug ohne Vertrauen zu ihm zu faſſen. Wielanden misshagte bald die Sitte dieſes **ingenium luxurians**, über die geſunde Vernunft und Unterſuchung „wie über ein Paar altgefrorne Weiber" zu ſpötteln; er mochte nicht im Jünglinge die

Timonie und die geſetzloſe Denkungsart, die unruhige Wachſucht und das tobende Blut; und wie ſehr er die ſinnlichen Empfindungen in Schutz nahm, ſo entſetzte er ſich doch vor den grellen Sätzen in Heinſes Jugendſchriften, nach denen die Leidenſchaften den größten Stoff zu unſerer Glückſeligkeit darboten, in denen Haß und Verachtung auf alle geworfen wird, die ſich der unwiderſtehlichen Affecte der Jugend und Natur ſchämten. Wieland haßte den moraliſchen Zuſtand, der ſich auf dieſe Weiſe äußerte und nannte ihn Seelenpriapismus; ihm, in dem einförmigen Glücke der Häuslichkeit, ekelte vor dieſer unerſättlichen Ungeduld und Unruhe, die „vor Gleichgültigkeit ſterben wollte, wenn ſie jeden Tag das nämliche thun, reden und ſehen mußte.“ Im Jahre 1771 reiſte Heinſe mit einem Hauptmanne, der ein Religionshaſſer, deſſen Phantaſie, wie Heinſe ſagt, ein ewiger **cunnus** war, der ihn zu den Ausſchweifungen in ſeinen Schriften verführte, „in ſeinem Petron das Abſcheulichſte mit ſchänderiſcher Hand ſchrieb, und ſtündlich an ſeiner Seele, wie ein Lavater oder Jacob Böhme des Priapus, arbeitete.“ Dieſer Umgang ſcheint Heinſes Charakter und Schriften noch völlig determinirt zu haben. Um dieß zu verſtehen, muß man ſich des Zuſtandes der Offizierwelt erinnern, die damals in die Sekten Klopſtocks und Wielands ſich eben ſo wohl, wie das ganze civiliſtiſche Deutſchland theilte. Die Nachkommenſchaft Kleiſts im preußiſchen Heere wandte ſich zu jenem; die franzöſiſche Freigeiſterei griff aber in andern Kreiſen deſto tiefer ein. So hat Göthe angedeutet, von wie ſchädlichem Einfluſſe die Bekanntſchaft mit dem Militair in Straßburg auf Lenz war; ſo hat die Bekanntſchaft mit einem Offizier auf Schillers Sitten in der Zeit ſeines Austritts aus der Karlsakademie nachtheilig gewirkt; ſo werden wir unten ſehen, wie ein Militair, wie Mauvillon einen ordentlich fanatiſchen Zirkel von Religionshaſſern um ſich ſammelte; und ſo haben wir zur alleinigen Geſellſchaft für Heinſe in der Literatur einen Militair, den Freiherrn von der Goltz (geb. 1738), an deſſen „Gedichten[1])

---

1) In ſpätern Ausgaben hießen ſie Gedichte nach dem Leben, und zuletzt: Natürlichkeiten der ſinnlichen und empfindſamen Liebe. 1798. 1—4. Sie ſind faſt immer dem Königsberger Scheffner zugeſchrieben worden, allein ganz mit Unrecht. Vergl. deſſen Selbſtbiographie „Mein Leben“ Leipzig 1823. p. 93. und die kurze Biographie von v. d. Goltz in dem dritten Bande der Natürlichkeiten.

in Grecourts Geſchmacke" (1771) eben ſo wohl wie an Heinſe die nächſten Wirkungen von Wielands frivolen Schriften am leich= teſten zu veranſchaulichen ſind, und ebenſo die Rückwirkungen dieſer Uebertreibungen auf Wieland ſelbſt. Heinſe und v. d. Goltz wollten eben ſo wohl wie dieſer ohne Ruchloſigkeit und ohne Schuld ihre wollüſtigen und üppigen Gemälde entworfen haben; der letztere erſcheint auch in der That bei aller groben Sinnlichkeit zugleich in ſchwermü= thiger Schwärmerei und ſiegwartiſirender Empfindſamkeit; er ſchreibt in elegiſchem Ernſte, oder in einem Tone des Scherzes, der bis zur Feierlichkeit, man weiß nicht ob im Ernſt oder ironiſch, ge= ſteigert iſt. Es iſt eine wahre Poeſie des cunnus, um in Heinſes Weiſe zu reden; wie Johannes Secundus, deſſen basia in den ſpätern Ausgaben der Goltziſchen Gedichte überſetzt ſind, Lippen und Küſſe beſingt, in derſelben Fülle wird hier der Thron noch tieferer Liebesfreuden beſungen, und man ſollte nicht glauben, daß eine dichteriſche Phantaſie dorthin Gold= und Purpur= und Honigſtröme zaubern würde. Die Verrichtungen der Sinnlichkeit werden hier wie Andachtsübungen behandelt, wie ein Naturdienſt; myſteriſche Hymnen und offene Litaneien feiern die Heiligthümer der Liebe in ſolch einem Tone, daß man begreift, wie in den Vorreden der ſpäteren Editionen Wolluſt und Andacht Schweſterkinder genannt werden konnten. Ganz dieſer Art nun waren die erſten Schriften Heinſes; Roſt und Wieland waren die einheimiſchen Muſter hier und dort, und Heinſe ward im Kreiſe ſeiner jungen Freunde ſogar Roſt genannt. Die Begebenheiten des Enkolp aus dem Satyrikon des Petron (1773) ſind für dieſe Zeit ſchon als Ueberſetzung cha= rakteriſtiſch, da dieſes Buch im Alterthume die Gattung der pica= riſchen Romane vertritt, die in dieſen Jahren ſich bei uns erneuten. Die übermüthigen Vorreden und Noten griffen die triefäugigen Dudeldummianer und die Diſtelgeiſter in Wien an, die den Agathon mit Füßen traten; ſie erlaubten dem Genie, das Häßlichſte wie das Schönſte zu malen; ſie preiſen das Alterthum um ſeiner nack= ten Sitten willen; ſie nennen unſere ſinnlichen Fehler nothwendig, natürlich, verzeihlich, und die heutigen Verehrer Heinſes mögen ſich wundern, daß er das nur noch Fehler nennt. In den Kirſchen (1773) ſoll ein Stoff poetiſch beluſtigen, der in der Geſchichte der Borgia empört, ein Thema, das Grecourt, Verville, Dorat (dem Heinſe folgte) behandelt haben, und das noch Clamer Schmidt in

den Actäontiſchen Nachkommen (1789) reizte. Dazu hatte Gleim aufgefordert, der in Heinſen Arioſt ſah, der von ein Dutzend Gellerten nichts hoffte, aber in eben ſo viel Heinſes und Göthes das Heil unſerer Literatur ſah, der unvorſichtig an jenen ſchrieb, er ſolle ſich „von keinen Sittenlehrern verführen laſſen, es ſei ein dummes böſes Volk!“ Laïdion und die Erzählungen (1774—75) fuhren in demſelben Tone fort; ſie kündigen ſchon an, daß wir mit den Künſten die Leidenſchaften, die beſte Nahrung für unſer Weſen, verſchönern und verſüßen ſollen; ſie eifern gegen die haſſenswürdigen Schultyrannen, die, wenn das Feuer in allen Sinnen der Jugend tobt, ihr nichts zu empfinden geben. Wieland empfing hier den erſten ſchnöden Lohn für ſeine Schriftſtellerei. Der Verfaſſer der Gedichte des Grecourt dedicirte ſie ihm, Wieland nahm es übel, der Autor erinnerte ihn an ihre gemeinſame Gefahr, wenn man ſie nach ihren Schriften beurtheilen wollte, und warnte ihn nicht weiter zu ſchimpfen, und nicht Veranlaſſung zur Beantwortung der Frage zu geben, ob Crebillon oder Grecourt ſchädlicher ſei. Hierauf lenkte Wieland ein. Mit Heinſe ging es eben ſo. Der Merkur und Privatbriefe tadelten den Petron und die Laïs, und Heinſe, den der Beifall Göthes und der ganzen Jugend, ja ſelbſt Klopſtocks ſicher machte, kündigte Wielanden in einem ſarkaſtiſchen Briefe gleichſam auf. Er ſchob darin den Petron halb auf Rechnung jenes Hauptmanns; die verführeriſche Szene in dem Anhange der Laïs habe Arioſt und Wieland ebenſo wenig zu ſchildern vermieden; eine Dame von unverdächtiger Tugend habe ihm geſagt, Wieland würde dieß nicht ſo ſtark und natürlicher gemacht haben. Er habe ſich bei dieſem Gedichte vorgeſetzt, mit Arioſt an Phantaſie, mit Taſſo an Schönheit des Ganzen, mit Plato an Philoſophie zu wetteifern! dieß ſolle die Hauptarbeit ſeiner Jugend ſein, dann wolle er der deutſche Lucian werden! Sein Herz wolle er ſich nicht verurtheilen laſſen. „So ſehr Schüler bin ich nicht, fährt er fort, daß ich nichts von der moraliſchen Schönheitslinie verſtehen ſollte. Ihnen ſelbſt habe ich (in den Erzählungen) den Vorwurf machen laſſen, daß Sie bei einer der unſchuldigſten Göttinnen der Griechen dieſe Linie ſehr überſchritten hätten. Setzen Sie einmal Ihre Diana, die Sie einem Satyr überlaſſen, gegen meine Alcina; Ihre Behandlung iſt raiſonnirt, meine im Taumel der Phantaſie begangen. Ich dächte daß der Meiſter dem jungen Artiſten ver-

zeihen könne. Bei dieſem Allen gelobe ich Ihnen heilig an, in Zukunft keine Zeile zu ſchreiben, die nicht — von den Veſtalen geleſen werden könnte, welchen man Ihre komiſchen Erzählungen und Ihren Amadis vorleſen darf; mit dem beſten Discernement ſei dieſes hiermit angelobt!“

Eine Weile ſchien dieſer ſpöttiſche Entſchluß Ernſt werden zu wollen; Heinſe beſchäftigte ſich zunächſt ſeit 1775 mit der Ueberſetzung des Taſſo (1781) und Arioſt (1782). Dieß iſt die Seite, von der er weſentlich dem Kreiſe Gleims und der Halberſtädter angehört, wo zuerſt der lyriſche Geſchmack von Horaz zu Petrarca überglitt und wo man ſich um die italieniſche Glätte der Verſification bemühte. Die Vorliebe für die italieniſche Poeſie fand in den 70er Jahren, als ſich Deutſchland weltbürgerlich um die Literatur der ganzen Welt bemühte, als Wieland der deutſche Arioſt zu heißen anfing, eben ſo wohl ihre eigenthümliche Stätte wie die für die Engländer. Als man die Franzoſen und mit ihnen im Grunde auch die Lateiner abwarf, wies man in dem Königsberger Kreiſe (Hamann und Herder) auf die orientaliſche Poeſie, als den Mittelpunkt aller urſprünglichen Volksdichtung, in dem Göthiſchen auf die Engländer, in dem Göttingiſchen auf die Griechen; auf die Italiener und Südländer überhaupt fielen eine Reihe von Dichtern und Literaten in dem mitteldeutſchen Striche von Franken, Thüringen und dem Harz. Unter dieſen war Meinhard aus Erlangen, den wir ſchon erwähnten, der Früheſte; ſeine Verſuche über die Werke der beſten italieniſchen Dichter erſchienen 1763. Sein Vorgang wirkte beſonders lebhaft auf Jacob Mauvillon (aus Leipzig 1743—94), jenen Kriegsmann und Literaten, der, in Ilfeld, Caſſel und Braunſchweig lebend, eine Zeit lang eine mehr heimlich minirende, als eclatante Wirkung in unſerer Schriftſtellerwelt ausübte. Sein überſetzter Roland (1771) war ſchon ein Vorläufer für Heinſe; weit wichtiger aber waren die Briefe über den Werth einiger deutſchen Dichter (1771. 1—2) die er mit L. A. Unzer aus Wernigerode ſchrieb, und die in Nachahmung Herders und Gerſtenbergs eine ganz revoltirende Richtung nahmen. Unzer war aus einer jener Harziſchen Familien, in denen wie in Clamer Schmidts Verwandtſchaft die Poeſie zu Hauſe war: ſein Oheim Johann Auguſt, Arzt in Altona, war Dichter, und ſeine Gattin (gb. Ziegler) war eine bekannte und gekrönte Dichterin; ſein Vater dichtete und pflegte

ſeinen Kindern des Abends Gleims und der Karſchin Sachen vorzuleſen; von ſeinem ältern Bruder Joh. Chriſtoph (1747—1809) ſind zwei Bände hinterlaſſene Schriften, z. Th. Poeſien ohne allen Werth, gedruckt. Mit beiden Brüdern, und beſonders mit Ludwig Auguſt, der frühe wegſtarb, war Mauvillon bekannt. Beide Freunde hatten an den Italienern ihr Ohr gebildet und wandten ſich eifrig weg von den ungehobelten Dichtern des alten Schlags in Deutſchland; ſie waren von den Franzoſen ſo wenig erbaut wie Leſſing, aber auch wenig von den Engländern; ſie wollten an dieſen werden was Leſſing an jenen; ſie fanden an Shakſpeare auszuſetzen, und griffen Young heftig an, bei dem die Religion den Menſchen nichts als Thränen lehre; ſie bedauerten, daß Meinhard nicht 20 Jahre früher aufgeſtanden wäre und ſo vielleicht die Anglomanie von uns abgehalten hätte. Ihr Abgott unter den Dichtern war Arioſt. Aus dieſem italieniſchen Standpunkte ſind jene Briefe ſämmtlich geſchrieben, und ſie ſind um ſo rückſichtsloſer, als die beiden Verfaſſer die decidirteſten Starkgeiſter waren. Sie verwarfen aufs beſtimmteſte allen moraliſchen Maßſtab bei Beurtheilung eines Dichterwerkes; die Dichtung ſoll nur beluſtigen, indem ſie unſere Ideen erweitert, unſere Leidenſchaften erregt, unſere Gefühle nährt, unſern Geſchmack bildet. Alle Didaktiker und ſogar den Satiriker laſſen ſie nicht als Poeten gelten, wie Horaz: **neque si quis scribat uti nos sermoni propiora, putes hunc esse poetam.** Sie neigen ſich ſchon zu dem phantaſievolleren Glauben der Südländer von äſthetiſcher Seite, da ſie religiöſerſeits gleichgültig, und ſogar Erzfeinde des Chriſtenthums waren: ſie wollten, daß Denis geiſtliche Lieder ſchreibe, da die proteſtantiſchen Lehrbegriffe für den Dichter nicht die günſtigſten ſeien; und Unzer ſelbſt verſuchte ſich an dergleichen: „Erſchrecken Sie nicht, ſchrieb er darüber an Mauvillon, es geht Alles mit natürlichen Dingen zu: der Geiſt der Salbung der auf mir ruht, iſt nur ein kleines Geſchöpf der Einbildungskraft.“ Unter den deutſchen Dichtern räumen ſie in ihrer bittern Kritik ganz in dem Sinne des neuen Geſchlechtes auf: außer Klopſtock, Wieland, Ramler, Geßner, Gleim erkennen ſie Niemanden an, nicht einmal Leſſing. An zwei Hauptpunkten lernt man ihre ſtarkgeiſtigen Tendenzen am ſchärfſten kennen, an ihrem Urtheil über Gellert und die erotiſchen Dichter. Das erſte iſt ſo ſcharf, daß es ſelbſt Göthen und Gleim eine Blasphemie

ſchien, und nicht allein den Landpaſtorentöchtern, oder den Leipziger Kunſtrichtern, deren engherzige Moral zu verſpotten, auch Heinſe ſein Jugendwerk ſo pikant anlegte. Gellert iſt ihnen ein durchaus mittelmäßiger Autor ohne einen Funken von Genie; wie alle Stümper hat er ſich in allen Gattungen gleich ſtark gefühlt und getroſt geſchrieben. Mit lächerlicher ſteifer Affectation ſtrebe er nach Witz und Artigkeit, ſeine Briefe ſeien Muſter von Abgeſchmacktheit, ſeine Luſtſpiele unter aller Kritik, ſeine Fabeln gereimtes Geſchwätz, ſeine Erzählungen keine Puffbohne werth. In Leipzig habe er als der infallibelſte Pabſt des Parnaſſes gegolten, allein Oberſachſen ſei eben die Provinz die am reichſten an ſchwachen Seelen, am ärmſten an freidenkenden Köpfen ſei; die Empfindung des Kleinen und Weichlichen ſei da zu Hauſe, hier würden Rabener und Gellert am längſten angebetet werden; ſie aber freuen ſich, dieſe Abgötter der Nation zu ſtürzen, und ſetzen Gellert die Grabſchrift **lusisti satis; tempus abire tibi est.** Nicht genug, daß ſie ſeine Poeſie angriffen, ſie verdächtigten auch ſeine Moral. Er preiſe die Temperaments und Erziehungstugend, deren Schwäche bekannt ſei. Die Folgen ſeien, daß jeder Geck von gutem Herzen und ſanften Empfindungen rede, daß es als der Gipfel menſchlicher Tugend angeſehen werde, eine mitleidige Thräne zu weinen. Alles ſei nun voll von dieſen wimmernden Seelen, dieſen zärtlichen Freunden, dieſen herzbrechend verliebten Mädchen. Bei dieſer Jugend laufe alles auf Worte hinaus, nicht auf Rath und That; wenn das Vaterland Beſchützer brauche, ſo werde man Gellerts Schule nicht aufbieten; der Staat ſei unglücklich der lauter Gellerts enthielte, tauſendmal glücklicher mit lauter Catonen. Gellert bilde die Menſchen zu einem hohen Grade von weibiſcher Kleingeiſterei; und gegen dieſe gerade lehnen ſich dieſe männiſchen Starkgeiſter auf. Voll bitterer Satire auf das ganze deutſche Weſen ſind daher ihre Bemerkungen da, wo ſie die guten Seiten der Erotiker hervorheben. Schon bei Gellert machen ſie in gutem Ernſte die treffliche Bemerkung, daß ſeine Moral die wohlthätigen Folgen gehabt, die Zahl der rohen barbariſchen Menſchen zu ſchmälern, die vorher die deutſche Nation den geſitteten Nachbarnen fürchterlich gemacht. Sarkaſtiſcher aber werden ſie bei den erotiſchen Dichtern, die uns nur Menſchen von voluptuariſcher Geſinnung bildeten, fühlbare Seelen, die den lieben Gott einen guten Mann ſein laſſen, keinem Menſchen Leids

thun, ihrem Nächſten helfen ſo gut es ohne Unbequemlichkeit angeht, und ſich übrigens die Zeit ſowohl vertreiben wie ſie können. Die Dichter, die dieſe ſympathetiſchen Gefühle rege machten, ſtifteten heutzutage größern Nutzen, als die, welche Grundſätze lehren und feſte, ſtrenge Charatere bilden. Sie machten die Menſchen ſchwach, aber gut, begierig nach Vergnügen, ungeneigt nach Großem zu trachten. Bei unſeren Regierungsformen aber brauche man nothwendiger gute, als ſtarke Seelen. Was dieſe letzteren nur für Wenige in höherem Grade thun, thun jene für Viele in geringerem; was jene kalt aus Pflichtgefühl, das thun dieſe warm aus Inſtinct und gutem Herzen. Große Thaten laſſen ſich jetzt nicht mehr thun, bei unſeren Geſinnungen müſſen lauter kleine Seelen ſein, was ſie weich und ſchwach macht, macht ſie auch gut, und wären ſolche kleine Seelen ehrgeizig, ſo würden ſie boshaft und tückiſch. Dennoch will der Kritiker, der dieſen Brief ſchreibt, (Mauvillon) ſeine Freunde nicht aus dieſen Schwachen wählen; eine Geſellſchaft ſtarker Menſchen ſcheint ihm doch beſſer; und am beſten die Claſſe von Menſchen, die aus Grundſätzen und Empfindungen zugleich handeln und die für ſtarke und weiche Poeſie gleich empfänglich ſind.

Das kritiſche Hinweiſen dieſer Männer auf die italieniſchen Muſter traf zuſammen mit den Neigungen der Clamer Schmidt und Wieland, die die Poeſie von den Anforderungen der Moral freizuhalten und jenen melodiſchen Wohlklang der Südländer ihrer rauhen Sprache einzuimpfen ſuchten. Petrarca ward eine Zeit lang eine Angelegenheit und Beſchäftigung für die Dichter dieſer Kreiſe: wir ſahen ſchon, daß Clamer Schmidt, Gleim und Jacobi ſich mit ihm abgaben und ihn nachahmten. Mauvillons Freunde, Schmidt und Benzler, überſetzten die Memoiren über ſein Leben, Wieland forderte Heinſe auf, die Poeſien ſelbſt zu übertragen, und wirklich verſenkte ſich Heinſe ſo ſehr in die muſikaliſche Sprache, daß ihm bald Boccaz nicht einmal bei den Grazien ausgelernt zu haben ſchien, Metaſtaſio dagegen ihm wie ein Gott vorkam. Friedrich Schmit aus Nürnberg (**1744—1813**) wetteiferte bald mit dem halberſtädter Schmidt um das Verdienſt, der deutſche Petrarca zu heißen, einer der erſten Lyriker, der das Sonnett zurückführte, und der in ſeinen „Gedichten" (**1779**) jenes gleichgültige Nachahmen aller möglichen Formen verräth, das weiterhin die Fertigkeit des Mechanismus und der Mangel an ſelbſtändigem

Berufe immer mehr ſteigerte. Er gab 1778 eine italieniſche Anthologie und überſetzte ſpäter Taſſoni's geraubten Eimer (1781) und Fortiguerra's Ricciardetto (1783). Mit ihm auf Einer Linie ſtehen die Bemühungen Fr. Juſtin Bertuch's (aus Weimar 1747—1822) um die ſpaniſche Literatur, aus der er manches noch ſehr form- und geſchmacklos überſetzt gab; ſein Magazin (ſeit 1780) wollte Heinſe einmal in einer italieniſchen Bibliothek nachahmen. Die Romanenbibliothek (1778 sqq.) von Reichard aus Gotha, der ein Freund Mauvillons war, darf man hierhin zählen; ebenſo die Ueberſetzung Gozzi's (1777 sqq.) von Fr. A. Clemens Werthes (aus Buttenhauſen (1748—1817), der auch mit Heinſe wetteiferte, den Arioſt zu übertragen, auf den ſich der letztere mit Mauvillons Vorliebe warf, den er in ſich fühlte wie ſein eignes Leben, den er nicht wie Taſſo aus materiellen Urſachen überſetzen wollte, ſondern „aus Verlangen das Schöne und Vortreffliche fortzupflanzen, und gutartigen Buben und Mädchen manche frohe Stunde zu machen.“ Werthes wagte es, ſeine Proben im Merkur in Octaven zu überſetzen; die ſanfte Seele ſchien Heinſen nicht geeignet, dieſem Großgeiſtigen nachzuſprechen, und der Verſuch, ihn im Deutſchen zu verſificiren, kam ihm wie ein ganz unüberſteigliches, ja wahnwitziges Unternehmen vor. So weit war man damals noch von der Fertigkeit der Malsburg und Gries entfernt! und noch der ſpätere Dietr. W. Soltau (1745—1827) in ſeinen Ueberſetzungen ſpaniſcher und italieniſcher Proſaiſten lag von dieſen ſo weit ab, wie Eſchenburg im Shakſpeare von Schlegel. Heinſes proſaiſche Ueberſetzung der italieniſchen Epiker iſt nicht ohne Merkmale von ſeinem eifrigen Intereſſe an den Dichtern geblieben. Doch aber liegt ſie unendlich weit ab von jener Anmuth, die er ſelbſt ſo ſehr in den Originalen zu bewundern ſchien. Dieß kam nur daher, daß Wieland bei uns die Grazie mit einem Faun vermählt hatte, in deſſen Geſellſchaft ſie immer mehr die Züge grober Natur annahm; es kam daher, daß der Bund zwiſchen italieniſcher und deutſcher Natur immer etwas widerſtrebendes in ſich hat; und daher, daß die Sitte der 70er Jahre, die die niederländiſche Naturwahrheit in der Kunſt, und die ſtudentiſche Unmittelbarkeit und Ungenirtheit im Leben herzuſtellen ſuchten, diametral der idealen Dichtung des Arioſt und ſeinem höfiſchen Weſen entgegen lag. Dieß war der hauptſächlichſte Grund, daß über-

haupt die ſüdliche Poeſie in jenen Jahren noch nicht durchdringen konnte, und daß ſie erſt nach dem Verlauf der revolutionären Stürme in Staat und Literatur in der Zeit der Reſtauration für ihre reineren Formen und ruhigen Charaktere Raum fand. Für jene Stimmungen paßte durchaus nur der engliſche und nordiſche Geſchmack in der Kunſt; dieß aber zeigt Heinſe am beſten. Er hatte in Düſſeldorf eine entſchiedne Richtung nach den Künſten empfangen, wie Winkelmann in Dresden; die dortige Gallerie weckte das Kunſtintereſſe in dem ganzen Kreiſe der Jacobi; alle Privatbriefe, alle Zeitſchriften und bald alle Reiſebeſchreibungen wurden jetzt von Berichten über Bilder gefüllt, und auch Heinſe lieferte dergleichen in den Merkur. Der herrſchende Geſchmack war im Allgemeinen für die niederländiſche Malerei, bis Georg Forſter in ſeinen rheiniſchen Anſichten, mit der Beſtimmtheit einer ganz klaſſiſchen Geſchmacksbildung dieſer Gattung ihre Stelle anwies, und auf die Italiener zeigte, ohne Italien geſehen zu haben. Heinſe ſah Italien, und hinfort drehen ſich ſeine Worte immer um die Kunſt herum; er ſtellte Griechen und Italiener fortwährend am höchſten, allein der niederländiſche Geſchmack und der nordiſche Charakter herrſcht doch gleicherweiſe in dem Bau ſeiner Romane, wie in ſeinen Urtheilen vor.

Wir wollen aus ſeinen ſpäteren Romanen nur die zwei charakteriſtiſchſten und bekannteſten hervorheben, um Heinſe näher kennen zu lernen, der für die Anſchauung des offen getragenen Cynismus jener ſtarkgeiſtigen Jahre außerordentlich ergiebig iſt. Als Kunſtwerke ſind ſeine Romane ſämmtlich ſo unbedeutend wie Jacobi's, ohne Coſtüm wie Wielands, geringer als Klingers, und ganz ſaftlos, ſobald man ihnen „den poetiſchen Schwung, den die bloße Begier zu nehmen fähig iſt", entzöge. Wenn man die Wolluſt aus dem Leben nimmt, ſagt Heinſe ſelbſt, ſo bleibt nichts als der Tod; ſo iſts wenigſtens hier. Styliſtiſch ſind namentlich im Ardinghello (1787) nur rhapſodiſche Briefe, voll lyriſchen Taumels, Accente der Natur, wilde unbeſtimmte Phraſen, Alles in der Unmittelbarkeit und Formloſigkeit gehalten, wie es jenes Geſchlecht verlangte. Daher liegt auch dem Stoffe nach der Hauptwerth dieſer Schriften wie bei Jacobi und Klinger in dem unmittelbaren Abbild des ſchreibenden Menſchen, das wir empfangen. Im Ardinghello treten wir in eine Geſellſchaft, in der jene

Wegſpringen über alle Ordnungen, jener Jugendtrotz gegen die Sitte der Welt zu Hauſe iſt. Die Ehe gilt als lebendiger Tod, und wird auch ſonſt bei Heinſe als das furchtbarſte Strafgericht, als eine vieltauſendjährige Sclaverei angeſehen, da ſie doch die Natur ſelbſt dem Thiere gegeben; Alles in der Natur ſei glücklicher als der Menſch, dem die Vernunft als ein tyranniſcher Zuchtmeiſter beigegeben iſt; Gewohnheiten und Geſetze ſollen nur für den Pöbel da ſein; Wegſetzen über Vorurtheile iſt Flug über die gemeine Welt. Daß dieſe Moral zuletzt auf den extremſten Egoismus, auf die gröbſte Genußſucht hinausgeht, läßt ſich errathen; nur daß Vieles hier noch in ſchöne Worte und Formen gekleidet iſt, was in den ſpäteren Schriften oft viel derber und deutſcher geſagt wird. So machte er der ſokratiſchen Philoſophie den Vorwurf, daß ſie Alles auf den Nebenmenſchen beziehe und nichts für ſich brauchte, was doch natürlich vorangehe; und wie in dieſer feinklingenden Maxime jene Selbſtſucht verſteckt liegt, ſo heißt er es Streben nach kräftiger Nahrung für Geiſt und Herz, wenn man dem Naturgeſetze folgt und alles Genoſſene ſchnell verläßt um neue Genüſſe zu ſuchen. Dieß Syſtem, das Schöne und Angenehme überall zu haſchen und in keiner Geſtalt zu verſchmähen, macht auch allein den Dichter und ſeine Helden zu Liebhabern der Kunſt, die das Leben verſchönern ſoll. Dieß Syſtem macht ſie auch ſo wenig ekel in ihrem Geſchmack, daß ſie das Mittelmäßige eben ſo hoch halten, wie das wahrhaft Große; denn Heinſe ruft ſein Wehe über den, dem die richtigſten Ideen von Vollkommenheit hienieden allen ohnehin kurzen Genuß vergällen. Dieß Syſtem macht, daß ſie gleichgültig Leben und Kunſt vermiſchen. Schönheit nennt Heinſe die unverfälſchte Erſcheinung des ganzen Weſens, wie es nach ſeiner Art ſein ſoll; Flecken darin und todter Stoff iſt der Anfang des Häßlichen; Schönheit iſt Daſein in Vollkommenheit. Statt daß er nun dieſen richtigen Satz an die Werke der Kunſt mit Conſequenz gehalten hätte, ſo legte er den Maßſtab der Naturwahrheit daran, und fand die Genrebilder der Niederländer ſo ſchön wie die Italiener; und umgekehrt, ſtatt die Wirklichkeit an das Leben zu halten, trug er jene idealen Begriffe der Schönheit hinein, fand, daß das Chriſtenthum und die Tracht uns Wintermännern unſer häßliches unvollkommenes Daſein vorſchreibe, und verzweifelte im Grunde an aller neueren

Kunſt. Demnach wagte Heinſe im Ardinghello den großen Sprung über die Bedingungen unſerer Exiſtenz weg, er will das nackte Leben der Alten in iſolariſcher Lage mit alter Religion und Naturdienſt herſtellen, um die Kunſt herzuſtellen; die Helden ſcheinen recht für ein ſolches Naturleben gemacht, denn ſie üben dieſe nackten Sitten ſchon vorher, und ſtreifen an Blutſchänderei nur kaum ſo vorüber, wie Heinſe in der Vorrede zum Petron an einer Lobrede auf die Knabenliebe; ſie üben dieſe Sitten auch glücklich, denn obgleich es einigemal ſcheint, als ſollte ihr leidenſchaftliches Weſen das Unglück nach ſich ziehen, das blinder Affect immer mit ſich führt, ſo gleicht ſich doch alles angeſtellte Unheil wieder aus, und die Glut, die in Abgründe riß, führt zuletzt zu paradieſiſchen Höhen. Wenn ſinnliche Scandale zum Kunſtleben nöthig oder fördernd ſind, ſo wären dieſe Helden wie zum Naturleben auch zum Kunſtleben gemacht; aber dieß muß Heinſen zuletzt ſelbſt nicht ſo geſchienen haben, denn das ganz ſonderbare Ende vom Lied iſt, daß dieſe Kunſtjünger auf ihren Cycladen ein Corſarenleben führen, das ihrem Weſen ſehr gemäß iſt, die Kunſt aber gewiß völlig ausſchließt.

Dieß bezieht ſich auf das Factiſche des Ardinghello, den Schiller eine Carricatur nannte; eine zweite Seite bildet das Didaktiſche, die eingeſtreuten Urtheile über Kunſt, Wiſſenſchaft und Staat. Was die beiden letzten Rubriken angeht, ſo wird Niemand dort Staatsweisheit ſuchen, wo kein Sinn für Staatsbande iſt, und keine wiſſenſchaftlichen Aufſchlüſſe, wo über die Philoſophie der Alten von zwei Rednern disputirt wird, die im Ariſtoteles „geblättert" haben, und die in unverſtandnen Phraſen Funken aus ſich ſchlagen, wie angehende Muſenſöhne beim Gelage thun, um mit der Rede den Wein zu verdunſten. Dagegen hat man Kunſtweisheit oft in dieſen Büchern geſucht, weil Sinn, Intereſſe, Auffaſſungsgabe, Phantaſie und Feuer für die Kunſt vielfach darin vorleuchtet. Genauer betrachtet iſt aber alles Irrlicht, wie das Gerede über Staat und Wiſſenſchaft auch; und vergebens bemänteln die Noten das Abentheuerliche, Läppiſche und Zielloſe des eiteln Hin- und Herplauderns. So viel ſieht man wohl heraus, beſonders wenn man Heinſe's Briefe und übrige Schriften hinzunimmt, daß er ein Gegner von Winckelmann iſt, daß er die Natur, die Landſchaft, das Genre gegen ihn vertheidigt, daß er

Rubens, zur großen Freude des Maler Müller und aller ſolcher Naturmänner, in eben der Weiſe hervorzieht wie Winckelmann den Raphael, daß er das Studium der Antike gegen das Studium der Natur verwirft, und die Schönheit des Jahrhunderts eben ſo ergriffen haben will wie die des Alterthums, daß er das Romantiſche rettet neben dem Antiken, daß er ſich gegen jede Einſeitigkeit wehrt, Natur und Kunſt, Muſik und Plaſtik, Vollkommenes und Geringes gewürdigt und geſchätzt wiſſen will. Dieß Alles wäre recht gut, wenn nicht des Wirren, Uebertriebenen und Launiſchen ſo viel wäre, wenn nicht überall der verwilderte Sinn auf Troſtloſigkeit in den Verhältniſſen der Gegenwart ſtieße. Verzweifelte Reſultate ermuthigen zu keinem Leben ſchaffenden Wirken; wer das Gute bezweckt, muß an gute Erfolge glauben. Und wenn unſer Leben der Veredlung bedarf, um Kunſtſinn zu empfangen, ſo muß man gewiß nicht mit Genrebildern in der Kunſt und mit Genrecharakteren und wüſter Natur im Leben beginnen, denn aller Cynismus iſt der Kunſt Verderb und Untergang.

Wenn man die groteske Vermiſchung niederländiſcher Natur mit der heroiſchen und antiken, die Heinſe immer im Munde führt, deutlicher als im Ardinghello will kennen lernen, ſo muß man das Gegenſtück, Hildegard von Hohenthal (1795), in ſeiner Compoſition betrachten. Es iſt dieß ein muſikaliſcher Roman, wie Ardinghello ein maleriſcher; nicht ſo, daß, wie in Göthes Meiſter in Bezug auf das Schauſpielweſen, kunſtſinnig die Natur der Muſik in ihren Leiſtungen auf die Genießenden und Ausübenden, Muſikerleben und Muſikweſen geſchildert wären, ſondern es werden nur eine Reihe von Tonſtücken in dürren Kritiken beſprochen, die bis aufs trockenſte der Technik herab und in allgemeine Phraſeologie obenauf gehen, und die ſich mit dem Mittelmäßigen der neuen italieniſchen Opernmuſik ebenſo bereitwillig zufrieden erklären, wie mit dem höchſten des Oratoriumſtyls, und überhaupt ebenſo inconſequent und inconſiſtent ſind wie die Ausbrüche über Malerei im Ardinghello. Held und Heldin ſind wieder ſolche freiſittige Charaktere, die über die angebornen Verhältniſſe gern hinausmöchten, ſie finden ſich aber hier ganz unmotivirt fein praktiſch in die Dinge, und meiſtern ihre genialiſche Leidenſchaft, wie auch in der Fiormona, einem ſpäten Nachklang von Werther, ein ſolcher pſychologiſcher Heroismus in Ausſicht genommen wird. Wenn

ſchon dieß das Harmonieloſe in dem Künſtler und dem Kunſtwerke bezeichnet, ſo noch vielmehr das Verhältniß der Charaktere zu den Situationen, in die er ſie bringt. Hildegard iſt eine ſeiner vollkommenen Lieblinge, ſie ſollte ein Muſterbild der Keuſchheit ſein, ſie heißt bald Pallas, bald Diana, bald Venus; wie harmonirt es nun hiermit, daß ſie faſt nur in ihrer Schönheit aufgeführt wird, um mit bräutlichen Handgriffen beſchmutzt zu werden? wie paßt es zu dem zarten Formſinn, daß ſich jene nackten Badeſcenen in ekle, Spei- und Würgſcenen verwandeln, daß alſo die grobkomiſchen Situationen der niederländiſchen Genrebilder hier aufs widerlichſte unter Figuren im heroiſchen Styl der Antike ſpielen? daß die moderne Lüſternheit und der gemeinſte Sinnenkitzel uns begegnet, wo man uns auf die Unſchuld und Naivetät alter Sitten ſpannt, und umgekehrt, daß wo wir die ſinnliche Glut im Werther wieder zu finden vermuthen, uns ſeelenkalte Marmorbilder abſchrecken? Denn vergleiche man nur, wozu Heinſe anfangs neigte und was er endlich leiſtete, ſo ſieht man den ungeheuren Abſtand zwiſchen ſeinem eigentlichen Talente an ſich, und dem Feuer, das die aufgeregte Zeit der 70er Jahre hinzugab. Damals trug er ſich, ſchien es, mit der erotiſchen Aufgabe, die Göthe einmal in den Frankfurter Anzeiger ſtellte: er wollte, ſchrieb er, eine Lydia auskundſchaften, und von ihrer Grauſamkeit, Liebe, Treuloſigkeit, Wiederliebe und Wiederuntreue ſo lyriſche, elegiſche, ſtürmiſche und zärtliche Geſänge ſingen, daß alles Herz entzückt, zerriſſen, und wieder zuſammengeſchmolzen werde, und wieder zerfließen, und in Strahlen- und Feuergüſſen durch alles Weſen blitzen und ſtrömen ſolle; Alles wollte er in Feuer und Brand ſtecken, und keine moraliſche Spritze ſolle löſchen können. Und nun, in der Hildegard von Hohenthal, erhalten wir nicht etwa eine Ausführung dieſes Entwurfes, ſondern für einen andern Dichter ein andres Thema, das Heinſes Ideale von Philoſophie und Poeſie in ſich ſchließt. „Das Glück des Lebens, ſagt er, beſteht in Abwechslung. Die Veränderungen, welche die Poeſie und alles Geſchriebene gewährt, ſind die ſchwächſten; dann kommt der Strahl des Lichts, die bildenden Künſte für das Auge; ſtärker wirkt die Luft durch Muſik auf das Ohr; körperlicher die Blumen und Blüthen des Frühlings auf den Geruch; ſtärker Getränk und Speiſe auf Zunge und Gaumen u. ſ. w. Die allerſtärkſten Em-

pfindungen aber hat das Gefühl, der Sinn der Liebe. Harmonie und Abwechslung unter allen dieſen Veränderungen, ſo viel unſere Compoſition verträgt, deßwegen entſtand die Schöpfung, das iſt die Seligkeit auf dem Erdboden. Die eigentliche wahre Liebe iſt der Drang, ein Kind zu zeugen! Sie dauert ihrer Natur nach ſo lange, bis das Kind geboren iſt! Wenn man nun unſere Heldengedichte, Schauſpiele und Romane liest, ſo findet man dieſe Leidenſchaft faſt nie in ihrer Fülle. Alles iſt darin gewiſſermaßen nur Vorſpiel dazu. Von Kindern ſelbſt und was ſich darauf bezöge, kommt wenig vor. Dieſe Leidenſchaft hat alſo in ihrer Tiefe noch volle mannichfaltige Neuheit für den Künſtler. Alles andere, was noch den Namen Liebe führt, iſt Freundſchaft, Geſelligkeit, Wolluſt, welche letzte ſelbſt bei dem höchſten Reiz einer Ninon ein unbedeutendes Spiel iſt gegen den göttlichen Ernſt und Ungeſtüm dieſer Leidenſchaft. Wenn ein Dichter ein Mädchen der Liebe ſchildern will, ſo kommt es wahrlich nicht darauf an, ob es einen kleinen Fuß hat, ſondern ob der Bau ihres Körpers vortrefflich iſt, Kinder zu empfangen und zu gebären, ob ihre Lenden gut gewölbt ſind, u. ſ. w. Nach dieſen Regeln, die doch wohl die einzig wahren ſind, prüfe man nun die Schreibereien unſerer Dichter, und man wird ſich wundern, wie wenig Ahnung ſie von dieſen Regeln hatten!!" Hier ſieht man leicht, daß jene Poeſie des Cunnus nur noch plumper, proſaiſcher und materieller geworden iſt, daß das Sinnliche in den Schriften eines Mannes, der ſolches Zeug ſchreiben kann, noch mehr als bei Wieland Sache des nüchternen Kopfes ſcheint, daß das Naturgeſchichtliche noch weit mehr als bei dieſem an die Stelle des Poetiſchen gerückt iſt. Wenn ein Dichter mit Unbefangenheit die gekünſtelte Welt des Anſtandes und der Convenienz aufgeben kann, wenn er uns in eine Welt einfältiger Sitte zurückzuführen vermag, ſo erlaube er ſich immer mit dem Frieden der Muſen die Natürlichkeiten, die wir in unſerer Geſellſchaft Unſitte nennen: aber er kleide ſie auch ganz in die Unſchuld und Natur ein, die von den Ausbrüchen der durch Sittenzwang gehemmten Begierde nichts wiſſen kann; er begleite ſie mit den analogen Zuſtänden der Einfalt, und ſetze ſie nicht neben Künſte, Wiſſenſchaften und allen Luxus des Geiſtes, neben dem ſie nicht beſtehen können, ohne den widerlichen und eklen Gegenſatz des Thieriſchen gegen das Freie und Geiſtige zu bilden, der alle licentiöſen

Werke dieſer Art äſthetiſch nicht minder als ſittlich ganz verwerflich macht.

Wielands Schule machte genau die Schritte ſeiner eigenen Entwickelung nach. Seine licentiöſen Schriften in den 60er und Anfangs der 70er Jahre halfen die Erregung jenes jungen Geſchlechtes hervorbringen, unter dem v. d. Goltz und Heinſe in der beſagten Weiſe den angegebenen Ton variirten und ſteigerten. Auf dieſe Erfahrungen vielleicht noch mehr, als auf die Anfechtungen, die er erfuhr, nahm ſich Wieland mehr zuſammen, und lehrte gleichſam die Kunſt der naiven Schilderung ſinnlicher Dinge in den Rittererzählungen, die er in den 70er und Anfangs der 80er Jahre ſchrieb. Wieder an dieſe lehnte ſich ein anderer Schlag Leute an, die mehr oder minder mit Wieland ſelbſt jene alten Frivolitäten vermieden. Sie trugen Wielands Erzählgabe und den Geſchmack an Ritterepen in die großen Hauptſtädte des Oſtens, wo dergleichen unſchädliche Gattungen immer am wohlſten aufgenommen ſind, während Heinſe am Rhein blieb, zuletzt in Mainz, und ſeinerſeits beſtätigte, was er ſelbſt anführte, daß die ſchöne Literatur am Rhein nicht gedeihen wollte, ein Satz, den die Erfahrungen im Elſaß und Baden, in Mannheim und Mainz, in Weſtphalen und in Düſſeldorf völlig beſtätigten. Aus Straßburg zog ſich L. Heinrich von Nicolay (1757—1820) nach St. Petersburg, und Er iſt Wielands treueſter und ähnlichſter Anhänger. Schon ſeinem Alter nach ſteht er ihm am nächſten, und ſo auch nach ſeiner Denkart und ſeiner Manier zu ſchreiben. Er hat ſich noch in Fabeln und Erzählungen in Gellerts Manier verſucht, deren meiſte Schwänke ſind, die auf die Rittererzählungen von ſelbſt überführen. Zuerſt trat er 1760 in Elegien und Briefen auf. In jenen bekennt er ſich nur gemacht zu der Poeſie, der ſanfte Regungen edler Seelen den Stoff geben; und ſolche ſtille Gemüther fanden ja auch im Mittelalter den Weg zu jenen harmloſen, wenn auch oft muthwilligen Erzählungen aus der Ritterwelt, die Heinſe höchſtens überſetzen konnte, die er ſelbſtverſuchend ganz aus ihrer Sphäre gerückt hätte. In den Epiſteln v. Nicolay's legt ſich denn auch ganz derſelbe gutmüthige Charakter zu Tage, den wir bei den Halberſtädtern fanden, in derſelben Philoſophie vom Mittelweg, vom Maße der Dinge, die ſich gegen Cyniker und Sybariten gleichmäßig wehrt, die das wahre Menſchenglück in dem geſunden Gemüthe ſucht, das die Natur zur

Regel nimmt, die ſich nicht durch die Rouſſeauſchen Einwürfe irren läßt, die vielmehr gegen dieſen kranken Geiſt Oppoſition macht, der vom größten Ueberfluß zum größten Mangel fieberhaft überſprang, im Staate nichts, als Wilder Alles miſſen wollte, in der Stadt nur Teufel, in der Höhle nur Engel ſah. Von dieſen moraliſirenden Gedichten machte nachher Nicolay wie Wieland den Uebergang zu den rein darſtellenden, und das ſchon Anfangs der 70er Jahre. Er behandelte eine Reihe Epiſoden aus dem Arioſt (Richard und Meliſſe, Galvine, Alcinens Inſel u. A.) ganz in Wielands Manier, ganz in jener wohlmeinenden und beſcheidenen Geſinnung, die das kleine Vergnügen des Schreibenden dem Leſer wieder bereiten will, der treuliche und ſtille Lectüre vor lauter Freude liebt; wie Thümmel zu den Muſen gezogen durch das Zauberband des Selbſtgenuſſes; dichtend aus reinem Herzen für reine Herzen; die jungen Leſer abwehrend, die beim Leſen freier Lieder ein geiler Kitzel ſteche, aber auch die Sittenrichter, die von dem Dichter nur Predigten begehren. Nachdem er den Arioſt auf dieſe Weiſe zerpflückt hatte, wandte er ſich in ein klippenvolleres Meer, zu der unreineren Flut des Bojardo; ihn behandelt er mit mehr Freiheit, und ergötzt ſich an dem Verſuche mehr auf eignem Fuße zu ſtehen; Arioſt ſoll ihn mahnen, des Bojardo Leier der Klugheit und Ehrbarkeit getreuer zu behandeln, nur attiſch zu lächeln, wo jener ſardoniſch lacht. Hier wagt er ſich auch ſchon in größere Räume; Reinhold und Angelica (1781) füllen 12 Geſänge und in den vermiſchten Gedichten (1778 ꝛc.) drei Bände. Hier begeiſterte ihn Oberon, und im fünften Geſange bietet er ſich Wielanden geradezu auf ſeiner Bahn zum Geſellſchafter an, wo noch Raum für ihn und einen Dritten ſei, beneidet ihn wie Thümmel um ſeinen Bilderreichthum, um ſeine Kunſt die ſpröde Sprache zu zähmen, die ſich ihm ſträubt, um ſeine Zaubergabe, die Blumen des ſanfteren Himmels im Norden ſtärker duftend zu ziehen, und fragt ihn, ob ihm ſchon von ſeinen Dichtungen etwas zugekommen ſei? 2)

2) Vermiſchte Gedichte t. 7. p. 7.

Zuletzt und unter uns geſtehe mir,
o Wieland, hat die Sage dir
noch keines meiner Lieder von der Ritter Thaten
und von der Feyen Macht verrathen?

— Als den Dritten auf jener Bahn [3]) bot ſich Wielanden und v. Nicolay Joh. Baptiſt Alxinger an (aus Wien (1755—97), ein Mann von dem ähnlichen gutmüthigen Charakter, der ſich den herzloſen, egoiſtiſchen, ſtarkgeiſtigen Genialitäten entgegenwarf, und vor ihnen auf jene Ritterſtoffe ſich zurückzog, in denen ihm die Stimme der Tugend vernehmbar blieb. Er war durch Eckhel für die claſſiſche Literatur eingenommen und verachtete das Seinewaſſer und den engliſchen Punſch; er dichtete noch lateiniſch, und in ſeinen Ueberſetzungen und Dramen merkt man die antike Richtung durch, leider aber auch die Umgebung der Riedel und Haſchka, der Blumauer, Retzer, Leon, Ratſchky u. A., in deren Geſellſchaft kein Aufſchwung und keine Poeſie zu erbeuten war. Wie perſönlich, ſo ſtellt ſich auch literariſch Alxinger in unerquickliche Freundſchaften: Uz, Weiſe, Göckingk ſind ſeine Lieblinge, Adelung ſein Ideal, und daß er ſich Wielands Herz erſang, iſt ſein höchſter Triumph. Seine Rittergedichte Doolin (1787) und Bliomberis (1791) haben lange nicht einmal Nicolay's oder Wielands Darſtellung, und in den eingeſchobenen didaktiſchen Stellen weit nicht ihre Lehrgabe, ſie ſind noch viel farbloſer, ſie ſchöpfen ſchon aus der unlauterſten Quelle von Florian, deſſen Numa Pompilius der Wiener Dichter in 2 Bänden verſificiren mochte! Bei ihm und ſeinem Freunde A. G. Meißner (aus Bautzen 1753—1807), der auch von Florian vieles gelernt hat, verwäſſerte dieſer Rittergeſchmack ſo, und ging wörtlich und figürlich ſo in Proſa über, daß die Reaction der Romantiker eine Art Nothwendigkeit ward, die dieſen Stoffen ihr Coſtüm reiner herzuſtellen trachteten. Meißner hängt von zwei Seiten mit Wieland zuſammen, durch ſeine Geſchichtsromane, auf die wir wohl noch mit einem Worte zurückkommen, und durch ſeine Skizzen (ſeit 1778). In dem Sinne, in dem man Wieland mit Arioſt verglichen hat, durfte man

und hat ſie's, welchen Rath ertheilſt du mir? —
Dein ſüßes Lächeln ſtärket mich ꝛc.

3) Alxingers Werke (10 Bände) VII, 166.
Und weil ich ſchon die Bahn, die ſchöne Bahn beſchritten,
die du (Nicolay) mit Wieland tratſt, ihr beide lang allein,
ſo denk, auf dieſer Bahn ſei auch für einen Dritten
noch Raum genug, und mich laß dieſen Dritten ſein.

Meißners Skizzen mit dem Decameron des Boccaz vergleichen; ſie ſtellten ſich gegen die gereimten Erzählungen unſerer Gellert, Pfeffel und Nicolay wie das Decameron gegen die verſificirten Fabliaux und brachten die erzählende Proſa in ungeheuren Fluthen über uns, die vorher ſelten und gering war. Wie in jenen alten Stücken iſt Alles nur nacherzählt, und es miſcht ſich darin Alles was nur unterhalten kann: Novellen, Anekdoten, Dialoge, Schwänke, Criminalgeſchichten und Allegorien. Die flache Aufklärungsſucht drang hier mit am erſten in unſere Poeſie ein und öffnete den Kotzebue und den ſächſiſchen Romanenfabrikanten Thür und Thor; was Alles nur eine Modelectüre begünſtigen kann, war mit richtigem Takte benutzt und bekanntlich wurden dieſe Skizzen verſchlungen. Alles ging nur auf ſchönen, fließenden, bequemen Vortrag aus, der das Picante und Schlüpfrige nicht verſchmähte, ohne dadurch Charakter zu gewinnen; es wird ausdrücklich der Geniemänner geſpottet, die die Deutlichkeit als Seichtigkeit verdächtigten, und die wie Herder ihrer Schreibart eine Kürze und Rauhigkeit gaben, die ſie Männlichkeit nannten; und eben ſo wird auf die Bunkels geſtochen, auf den Sterniſchen Nachahmertrupp, Alles zum Ruhm der proſaiſchen Verſtändlichkeit. So ſieht man wohl, daß die Impulſe, die Wieland nach verſchiedenen Seiten hin gab, nicht eben die erfreulichſten waren, und daß namentlich die Selbſtändigen unter ſeinen Nachfolgern ſelten ſind. Unter dieſen hat man beſonders oft Thümmel genannt; allein nur ſein kleines Gedicht, die Inoculation der Liebe (1771), könnte an dieſer Stelle angeführt werden, das ein leichtfertiges Schema zu einem Schwanke behandelt, und worin Wieland ſelbſt ſeine Manier abgeſtohlen fand. Das Hauptwerk Thümmels, die Reiſen, gehörte einer anderen Gattung an, die Wieland nur von fern angedeutet hat.

4. Klopſtocks Schule. (Die Göttinger.)

Nirgends iſt Wieland heftiger angefeindet worden, als in dem Kreiſe junger Dichter, die ſich im Anfang der 70er Jahre in Göttingen zuſammenfanden und zu einem dichteriſchen Jugendbunde vereinigten. Ihre ſtarken Angriffe halfen nicht wenig ſeine Nuditäten zurückzudrängen, obwohl ſie vorübergingen; denn mit Recht

hatte Wieland vorausgeſehen, daß die jungen Männer in ruhigern Jahren ihren Eifer eben ſo bereuen würden, wie er ſelbſt ſeinen Jugendzorn über die Anakreontiker. Er durfte nur ſein Leben aufweiſen und ſein ſchmiegſames Talent ſpielen laſſen, ſo ward er mit all ſeinen Feinden fertig; vor ſeinen Freunden beſchützt zu werden, durfte er dagegen aufrichtig zum Himmel flehen. Was jene Göttinger zu dem energiſchen Gegenſatz gegen Wieland beſtimmte, war der Nachdruck, den Klopſtock im Hintergrunde ihrer Verbindung und ihren Tendenzen gab. Ehe Klopſtocks Einfluß auf ſie mittelbar und unmittelbar begann, exiſtirte ſogar weder eine eigentliche Verbindung noch eine beſtimmte, ſcharfe Tendenz unter den Männern, die J. Chriſtian Boie (aus Meldorp **1744**—**1806**) zu dem berühmten Muſenalmanache verſammelte. Als er **1770** mit Gotter die Herausgabe deſſelben begann, arbeitete Wieland ſelbſt mit, und Gotter zog ſpäter ſeine Beiträge zurück, weil man Wielanden angriff. Boie war damals ſelbſt noch ohne entſchiedne Geſchmacksrichtung; er ließ ſich in ſeinem Unternehmen von Käſtner unterſtützen; er ſuchte Verbindungen mit den Wiener, den Preußiſchen, den Leipziger Dichtern; er geizte nach den Beiträgen von Götz und Ramler, er nahm für Jacobi gegen die Berliner Parthei. Als aber die revolutionäre Jugend um ihn her überhand nahm, und das Talent ſo wucherte, daß er um Beiträge nicht verlegen zu ſein brauchte, fixirte ſich ſeine Tendenz immer mehr und mehr: er kam zuerſt von den Erotikern und ihren Tändeleien ab, überwarf ſich mit Jacobi über ſeine Delicateſſe, die keine Schnurre und Poſſe geſtatten, und mit Erhabenheiten und Süßigkeiten allein nähren wollte; er kam, als nicht allein Klopſtock, als auch Leſſing ſich mündlich bei ihm mehr als er dachte gegen Wieland erklärte, auch von dieſem ab, der nur einen Begriff von Numerus und Rhythmus gehabt, deſſen Muſe nicht eine Tochter der Empfindung und der Harmonie ſei, ſondern der Phantaſie, Philoſophie und Laune; er kam von Ramler ab, von dem er ſehr vieles gelernt zu haben bekannte, von dem er den richtigen Takt überkommen hatte, mit dem er oft die Gedichte ſeiner Freunde — ihre eigenen Correcturen anticipirend — corrigirte, der ihm aber nur ein Nachahmer des Horaz ſchien, als ihm Klopſtock zuletzt unſer einziger Dichter war, als ihn deſſen deutſcher Patriotismus ergriff und die Vorliebe zum Bardenthum und zu den

Alten. Der Almanach nahm mehr und mehr die Farbe der jüngſten Zeit an, als ihn Boie von 1771—75 allein redigirte und Er, der beſcheiden ſeine Stellung kannte, der ſich über einige Liedchen und Ueberſetzungen franzöſiſcher Einfälle nicht hinauswagte, und ſich ganz den feineren und gröberen Geſchäften des Redactors widmete, verwaltete das Amt eines Intendanten des deutſchen Parnaſſes, das ihm Gleim zudachte, ſo gut, daß dieſer Almanach eines der wenigen Journale geworden iſt, die eine innere Bedeutung für unſere Literargeſchichte haben. Man hoffte mit ihm einen guten Ton und Geſchmack allgemein und dem Sektiren ein Ende zu machen, denn in der That ward er, wie es die allgemeine deutſche Bibliothek im Kritiſchen werden ſollte, im Productiven und Muſiſchen ein literariſcher Sammelplatz für alle jungen Talente, die hier gehoben und unterſtützt werden, hier eine Niederlage für ihre vereinzelten Producte finden ſollten, was von außerordentlicher Wichtigkeit in jener Zeit war, wo man jedes einzelne Gedichtchen auf der Goldwaage wog, wo jede gute Strophe ein Schatz war, der nicht verloren ging, wo einzelne Gedichte, wie Millers Bauernlied, wie Voſſens Pfeifenkopf, wie Schönborns pindariſche Ode den Verfaſſern einen Namen machten und hundert Nachahmungen hervorriefen. Alle jüngern Dichterkreiſe näherten ſich auch aus der Ferne, und es begann auch hier eine neue Aera. Die Leipziger, Wittenberger und Züricher freilich verſchwanden; die kritiſchen Vertreter des alten Regimes, die Schirach und Riedel, wurden angefeindet; die alten Herren in Göttingen [4]) machten ſich bald luſtig über die jungen Bärenhäuter, die nach ihren witzigen Bemerkungen Nachts beim Bier auf dem Ochſenberge den Muſen opferten; Käſtner mit ſeinen Ausfällen auf Göthe, auf die Volks- und Freiheitsdichter, Lichtenberg mit ſeinen Angriffen auf Voß ſprechen dieſe Stimmung in der Literatur aus; der franzöſirende Gellert und ſein wäſſeriger Geſellſchaftston, der phäaciſche Wieland, „der die Bildſäulen des olympiſchen Jupiters zertrümmert und ſeine koiſche Venus allein angebetet wiſſen wollte", wurden von dieſer

4) Ha! Dein, Lenorens Harfener, ſchämte ſich
Die Lein' Auguſta! Aber Germania
Nennt dich den Unſeren, trau'rt an deinem
Male, du Edler, und ſagt's der Nachwelt! Voß.

Jugend abhorrescirt; allein überall ſonſt reichte man ſich her und hin die Hand, und verſchmolz Länder und Stände. Zuerſt binden Gleim, Göckingk, Michaelis und Clamer Schmidt das Band mit den Halberſtädtern, das ſich ſpäterhin lockerte; auch die Braunſchweiger Ebert, Eſchenburg, Leſſing u. A. ſchickten von ihren Producten ein. Beſonders lebhaft war Anfangs die Verbindung mit Preußen: in Potsdam, wo Kleiſt ehedem ſeine Poeſie verſteckte, ſetzte ſich eine Schule von Kleiſt und Ramler unter dem Militair fort; Knebel erſcheint dort unter Männern, wie Winancko, Diericke, Knobloch, Boguslawsky u. A. als eine Art Mittelpunkt; Gleim ſah in ihm Kleiſt wieder erwachen, Boie wollte ihn in die Mitte von Klopſtock und Ramler ſtellen, wo nachher Voß ſtand; er ſuchte nicht allein ſeine Beiträge zu gewinnen, ſondern er hatte auch das Auge auf allen Preußiſchen Dichtern, die, wie unbedeutend ſie ſeien, irgendwo auftauchten: auf Blum, den wir ſchon oben erwähnten; auf J. G. Scheffner (aus Königsber 1736—1820), der 1767 jugendliche Gedichte und 1764 unter Ramlers Feile freundſchaftliche Poeſien eines Soldaten herausgegeben hatte, und ganz in Kleiſts Spuren einherging ohne alles Talent; auf G. W. Burmann (aus Lauban 1737—1805), der in Günthers Fußtapfen trat und mit den Genialitäten der Sonderlinge ein Talent zu erpreſſen dachte; auf W. Großmann (aus Berlin 1746—96), der als Luſtſpieldichter und Schauſpieler bekannt iſt, übrigens ſich ſelbſt das Talent zum Dichter abſprach. Aus zerſtreuten Entfernungen ſchickten Gemmingen, Fr. Schmit, und viele unbekannter gebliebene ihre Beiträge ein. Göthe, Lenz, Herder, der Maler Müller erlaubten ſie als Mitarbeiter zu nennen; Gluck, Bach, Reichardt, Weiß waren zugeſicherte Componiſten. Die um die Schleswiger Merkwürdigkeiten Verſammelten, und Alles, was mit Klopſtock verbündet war, Gerſtenberg, Schönborn, Reſewitz, Hensler, u. A. ſtanden fortwährend in Beziehungen mit den jungen Dichtern des Hainbunds; mit dem Wandsbecker Boten tauſchten ſie ihre Producte.

Der das Leben und die Begeiſterung in dieſen Kreis trug und den eigentlichen Bund gründete, war Voß. Er ſchickte aus der Noth des Hofmeiſterthums ſeine Erſtlinge an Boie, der ihn 1772 nach Göttingen zog, für ſeine Unterkunft ſorgte, ſein Freund und ſpäter ſein Schwager ward. Voß fand ſich hier zuſammen mit

Wehrs, Esmarch, Ewald, Seebach, beiden Miller, Hölty, Fr. Hahn aus Zweibrücken, und Bürger, der allgemein als der beneidete Dichter vorleuchtete, im übrigen aber nicht in den Ton des Bundes paßte und immer fremdartig dazwiſchen ſtand, ſo daß Göthe einen großen Misgriff that, als er von Bürger auf die Sitten der jungen Göttinger ſchloß. Sie perhorrescirten ſelbſt den jungen Cramer, mit deſſen wildgenialiſchem Weſen ſie nur ſchwer ſich verſöhnten, und den man nur auf wiederholtes Anſinnen in den Bund aufnahm. Weiterhin traten die beiden Stolberge zu; der Paſtor Brückner in Groß-Vielen, Voßens Jugendfreund, aus der Ferne; Leiſewitz, mit dem ſie ihre dramatiſche Blöße decken wollten: denn der Bund ſollte in Deutſchland obenan ſtehen, und man eiferte im Hervorbringen größerer Dichtungen. Zuletzt geſellten ſich auch noch v. Cloſen aus Zweibrücken und Sprickmann aus Münſter hinzu. Wenn ſchon der Beitritt der freiſinnigen, von deutſcher Vaterlandsliebe glühenden Grafen die jungen Bündner enthuſiasmirte, ſo mußte es ihre Begeiſterung zur höchſten Blüthe treiben, als ſelbſt Klopſtock ſich als Gleichen unter Gleiche aufnehmen ließ. Ehe Voß kam, exiſtirte nur die äußerliche Verbindung mit dem Almanach; und es herrſchte ſelbſt von dieſer Seite ein Geſchmack, der ihm misfiel. Bürger, ſchrieb er, habe viel Gutes, aber auch viel Böſes geſtiftet; ſein Geſchmack ſei zu einſeitig und weichlich geweſen (denn zu den kräftigeren Balladen ermuthigte er ſich erſt ſeit Erſcheinung der fliegenden Blätter von Herder;), Hahn ward nicht geachtet, Hölty durfte nur Gedichte der Liebe bringen, und ſelbſt Boie franzöſirte noch. Seit Voß kam, durfte der feurige Hahn frei ſingen, und Hölty auch, Boie ward glühend deutſch und hieß nun Werdomar unter den Barden, und Klopſtock ſagte, Göttingen ſei voll junger Patrioten. Am **12.** Sept. **1772** Abends beſchwuren Hahn, Hölty, beide Miller, Wehrs und Voß in einem Eichengrund den Bund der Freundſchaft, der Dichtung, der Tugend [5]); ſie verſammelten ſich an beſtimmten Tagen: dann

---

5) „Wem anvertraut ward heiliger Genius,
den läutre Wahrheit ewiger Kraft, zu ſchaun,
was gut und ſchön ſei, was zum Aether
hebe von Wahn und Geluſt des Staubes.
Voll ſtiller Ehrfurcht ahnd' er die Göttlichkeit,

lagen Klopſtocks Oden und Ramlers Gedichte auf dem Tiſch, und dabei ein Bundesbuch, in das die gebilligten Gedichte eingetragen wurden; bei ihren Gelagen lebte Klopſtock, und ſtarb Voltaire; ſie brachten die Sommernächte im Freien hin und dichteten im Mondſchein; ſie lagerten ſich beim Rheinwein auf Roſenblätter und ſalbten gleich Anakreon den Bart mit Balſam; ſie ließen ihre griechiſchen Collegien hängen um Epen zu dichten und zu überſetzen. Vaterlandsliebe, innige Freundſchaft, Religion und alles Edle war in ihnen lebendig, hier und da halb rührend, halb komiſch ins Pathetiſche geſteigert und nicht ohne Empfindungszwang, aber doch ſo, daß jene Seligkeit, die aus Voſſens und Hahns Briefen ſpricht, durchaus lauter und rein von dem gehobenen Streben in dieſem Kreiſe zeugt. Sonderbar, daß eine ganz unbegründete Volksſage, die bis heute dauert, grade dieſen Klopſtockianern, den Verfechtern der Tugend, den ſchmutzigſten Wetteifer in obſcönen Geſängen Schuld gibt, deſſen angebliche Früchte noch in Caſernen und Wachſtuben courſiren ſollen! Klopſtock ward ihnen mehr und mehr heilig als Weltmann, Geſellſchafter, Philoſoph, Chriſt, Deutſcher und Dichter; ſie ſchickten ihm ihre Gedichte und er einem jeden durch Stolberg einen Kuß zurück; ſie feierten ſeine Geburtstäge; 1773 auf der Stube: da ſtand ſein Stuhl ledig, ſeine Werke waren bekränzt, unter dem Stuhl lag Wielands Idris zerriſſen, und mit den Blättern wurden die Pfeifen angezündet; im Rheinwein ward Klopſtocks, Luthers, Hermanns, des Bundes, Eberts, Göthes, Herders Geſundheit getrunken; zuletzt Wielands Bild und Idris verbrannt. 1774 war dieß Feſt im Freien: wir gingen zur Bundeseiche, ſchrieb Hahn, uns Zweige zu brechen; wir riefen dabei dreimal unſern Vater Klopſtock: und plötzlich rauſchte es hoch durch die Eiche herunter, daß die niederſchwankenden Aeſte unſere Häupter verhüllten! Klopſtock, der in der Gelehrtenrepublik

---

Die Menſchen einwohnt, weiſeres Alterthums
Aufflug (der Freiheit Schwing' erhöht' ihn!)
Merkend in Red' und Geſang und Hochthat.
Durch Harmonien dann zähm' er des Vaterlands
Anwachs, ein Orfeus, Lehrer der Frömmigkeit,
Und Ordnung, unbiegſam dem Anſehn,
Frank, ein Verächter dem Neid', und ſchamhaft."
So Wort und Handdruck. Voß.

auf dieſe Jünglinge anſpielte, hätte von dem Bunde aus eine ungeheure Wirkſamkeit haben können, wenn er ſich nicht in eben dieſem Buche und in ſeinen ſpäteren Dichtungen Deutſchland ganz entfremdet hätte. Man muß nur ſehen, wie eingeſenkt ſein ganzes Weſen in dieſem Bunde war und maſſenweiſe wieder ausſchlug, wie ſeine getheilten Richtungen aufs Patriotiſche, aufs Antike und aufs Chriſtliche in großen Gruppen hier wieder auftauchten! Man muß nur überſchlagen, wie außer jener Jugend auch die um Göthe her nur zu Klopſtock ſchwur, und wie ſie die Gelehrtenrepublik als einen Kanon für ihre Naturäſthetik anſah. Allein dieß Buch war nur für eine kleine Oligarchie geſchrieben: wäre es ebenſo popular geweſen, ſo würde es, ſo ganz im rechten Momente (1774) gekommen, das Feuer, das grade in allen jungen Köpfen zündete, ungeheuer vermehrt und verbreitet haben. Dieſes Werk ſtellte ſich wie ein Symbol der republikaniſchen Freiheit unſerer Literatur hin gegen alle Abſolutie des Königthums und der Hierarchie, gegen alle franzöſiſchen Dictaturen und mäcenatiſchen Joche, gegen den Druck der blinden Verehrung der Alten, gegen „das Regulbuch" der Aeſthetiker, gegen alle Kritik, die nicht auf Natur, Erfahrung und Seelenkunde ruht. Wäre das Buch nicht von Grillen und anfangenden Alterſchwächen, durch wunderliche Formen und Formeln entſtellt und verdunkelt, und wäre der Sinn faßlich, klar, durch Beiſpiele und Geſchichte verſtändlich, durch Satire und Invective lebendig gemacht, ſo würde es für die ſpäte Literargeſchichte eine Fundgrube, für die damalige Kritik ein epochemachendes Werk geworden ſein, während nun der Ruhm der revoltirenden Kritik auf Herder und auf Leſſing ruhen blieb, deſſen Laocoon (wie man in dem Abend zur Poetik ſieht) weſentlich auf die äſthetiſchen Theorien Klopſtocks influirte [6]). Klopſtock fühlte ſeine

6) Seine Theorie ging früher ganz von der Empfindung aus, jetzt heißt es: ein Gedicht ohne Handlung und Leidenſchaft ſei ein Leib ohne Seele! Um das lyriſche Gedicht, ſeine Stärke, in dieſen Grundſatz einzupaſſen, ſagt er, es genüge dieſem die Leidenſchaft allein, doch ſchließe es die Handlung nicht aus, da mit der Leidenſchaft beginnende Handlung verbunden ſei. Auch andere Sätze über Darſtellung, Beſchreibung, Unterſchied von Malerei und Dichtung zeigen die Leſſingſchen Ideen. Die letzten und feinſten Linien zur Charakteriſirung Klopſtockiſcher Dichtung und Dichtungsanſicht aber zieht folgender Satz: „Iſt die Reizbarkeit der

Stellung damals wohl: die Dedication ſeines Hermann an den Kaiſer und die Gelehrtenrepublik zeigten dieß; ſie zeigten aber auch, daß er nicht der Mann war, ſeinen Einfluß zu behaupten. Er hatte damals mit dem Bunde ſelbſt große Dinge vor; er wollte die Gerſtenberg, Schönborn, Göthe, Reſewitz u. A. darin verſammeln, mit Geſammtkraft ſollte eine Wirkſamkeit beginnen, bei der die Vertilgung des verzärtelten Geſchmacks, die Vertheidigung der Würde der Poeſie gegen andre Wiſſenſchaften, der Sturz der Götzenbilder des Pöbels, und des Schemels der Ausrufer nur Nebenabſichten ſein ſollten! Er mit dem Bunde, der Bund mit ihm ſchien ſich nichts unmöglich zu glauben. Allein dieſe großen Ausſichten zerrannen wie ein Traum. Wie man in Wielands Schule die Schickſale des Meiſters an dem Gang der Schüler wiederkennt, ſo auch hier. Auf die anfängliche Anſpannung und den Enthuſiasmus folgte plötzliche Erlahmung und Kälte. Man ging im erſten Rauſche ganz in die himmelſtürmeriſchen Ideen der Zeit ein, man wollte ſich an die Spitze der Dinge ſtellen, aber plötzlich waren die jungen Titanen zerſtreut, geſtorben, verdorben, und Alles dahin. Wie ganz anders artete Bürger, als es die Geſinnungen des Bundes wollten; wie ganz anders Stolberg, der die Religion der Väter verließ; wie ganz anders Miller, der anfangs am ſchnellſten zum Ziel zu laufen ſchien und dann plötzlich ſtockte. Nur Voß hielt die erſten Geſinnungen feſt, er ſcheuchte den Gedanken, daß Jugendverblendung und Dünkel ihnen den Anhauch ihrer ſchönen Begeiſterung geſandt habe, aber er ſtand bald allein, ſah ſich von Allen getäuſcht und hatte nach den kühnen Jugendträumen eine gedrückte Laufbahn zu durchleben: dieß mußte den früherhin ſanften und ſtillen Jüngling verbittern. Sieht man von den Perſonen ab, ſo kann man auch an den Früchten der Bundesdichtung erkennen, wie anders ſie arteten, als es nach der erſten Blüthe ſchien. Man ging ganz auf die Genie- und Natur-

---

Empfindung etwas größer als die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, und iſt die Schärfe des Urtheils größer als beide, ſo ſind dieß vielleicht die Verhältniſſe, durch welche das poetiſche Genie entſteht.“ Bei Göthe würde dieß lauten: „Iſt die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft etwas größer als die Reizbarkeit der Empfindung und iſt die Schärfe des Allgemeingefühls größer als beide, ſo u. ſ. w.

theorien jener Jugend ein; man ſympathiſirte mit Göthe und Lenz, man bewunderte den Ugolino und Menoza, Voß fand damals den Hofmeiſter (von Lenz), den man Göthen zuſchrieb, für weit würdiger als den Clavigo, da er „eben ſo empöreriſch gegen das Regulbuch und eben ſo nackter Natur ſei, wie Götz", man enthuſiasmirte ſich an Werther und den Blättern von deutſcher Art und Kunſt, mit Klopſtocks Beifall verachteten ſie die ganze Welt, pochten auf ihre Einſicht zum Trotze „alles gelehrten Viehs und aller ungelehrten Schafe, die gegen ſie aufblöckten", und auf die Stimme der Natur, die für ſie ſei, und auf ihr Gefühl. Sie verachteten Gelehrſamkeit und Schulweisheit aus Grundſatz, und nahmen ſich Claudius znm Muſter; der Geſang der Einfalt, der Natur, des Landlebens ſtammte daher aus dieſem Kreiſe, und die Volksdichtung ward hier gleichſam neu geboren. Und doch wirkte aus eben dieſem Kreiſe noch bedeutungsvoller die Belebung der claſſiſchen Literatur auf die Nation! Man glaubt es kaum, daß derſelbe Voß, der mit jener merkwürdigen Energie ſein Leben der griechiſchen Dichtung widmete, in ſeiner Jugend zweifelte, ob es außer Mutter Natur noch andere Lehrer der Dichtung gebe, die Griechen ſelbſt nicht ausgenommen; daß Er, der den Homer bei uns einbürgerte, damals ſagte, der Schotte Oſſian ſei ein größerer Dichter als der Jonier; und daß Bürger, der das rechte Urbild des Genies ſchien, kleinlich nach Correctheit ſtrebte und von Schiller ſich bei allem Unmuth an ſeiner Naturdichtung irren ließ.

Der ungeheure Zwieſpalt, den die Stimmung der Zeit damals in der Natur der Menſchen vielfach hervorrief, die Kluft, die ſie zwiſchen verſchiedne Altersſtufen legte, die Zerriſſenheit und Verworrenheit, die ſie über reine Gemüther und grade Köpfe warf, die Irrungen an Beruf und Fähigkeit, die Widerſprüche in den Beſtrebungen und Handlungen, in Zwecken und Mitteln, die ſie veranlaßte, ließ ſich ſchon bisher an ſo manchen Individuen beobachten; wir haben dieſe und ähnliche Zerrüttungen in traurigen Extremen, in widerlichen oder lächerlichen Carricaturen geſehen; in einer gewiſſen mittlern Fülle, und in einer Art Gleichgewicht von glücklicher Kraftäußerung und tragiſchen Irrgängen, finden wir ſie in Gottfr. Aug. Bürger (aus dem Halberſtädtiſchen 1748—94). Mit ihm und Gotter war Boie anfangs in Göttingen allein; er fühlte ſich aber abgeſtoßen von ihm, denn Bürger

hatte aus Halle und aus der Schule von Klotz den ſchlechten Ton der Studentengeſellſchaft feſtgehalten, den wir bei Günther und Heinſe und ſo manchen jungen Talenten gewahrten, und den Bürgers beſte Freunde weder aus ſeinen Gedichten noch aus ſeinem Leben wegleugnen wollten. An geordnete Lern- und Lebensweiſe war er nie gewöhnt, er ſchwärmte und ſtudirte in Halle abwechſelnd nach dem Beiſpiele ſeines Lehrers, und gab ſchon dort ſeinem Freunde Clamer Schmidt Proben ſeines Talentes zur Dichtung [7]); Michaelis übte Einfluß auf ihn, und in Göttingen verkehrte er mit Boie, Sprengel u. A. ſo luſtig, wie man in dem Straßburger Kreiſe lebte: ihr Held war Shakſpeare, ſie ſprachen in ſeinen Ausdrücken, ſie feierten lärmend ſeinen Geburtstag. Dieſes freie und luſtige Leben, ſchrieb Boie ſchon **1771**, eben das, was auf edle Zwecke gelenkt, den Mann von Genie ſo ſehr über gemeine Menſchen erhebt, führe auch auf der andern Seite weiter als dieſe, wenn nicht Umgang mit Männern edler Denkungsart den Charakter ſittige, und dieß ſei Bürgers Unglück. Erſt nach Gotters Weggang näherte ſich ihm Boie mehr und hoffte, daß ſich das Rohe abſchleifen würde, denn in Bürger ſtritt ſich Leichtſinn mit Gutmüthigkeit, Ausgelaſſenheit mit braven biederem Sinne; die Tiefe und Wärme ſeines Herzens verführte auch ihn wie ſo viele jener Zeit, über die Schranken der Sittlichkeit, und über die Grenzen

---

7) Schmidts Werke II, 422.

O ſchon damals entſtob der Jünglingslyra
mancher leuchtende Funke, all die lichte
Feuergeniusflamme prophezeihend,
die den kühneren Mann, nun ganz gewappnet,
auf romanziſchem Renner weit umhertrieb,
raſtlos ſchnaubend im Vollgalopp der Keckheit,
die von keinem erreicht, dem Ziel vorantrotzt,
daß Unkundige Maul und Nas aufreißen,
und mit heiligem Kreuze ſich verwahrend,
bänglich ſtottern, es ſei hier nicht geheuer.
Auch das kleinere Spielzeug deines Herzens
bleibt der Laune der Zeiten unzerbrechlich,
ob auch mancher Geſchäftsmann aus der Urzeit
baß darob die Perücke hin- und herſchiebt,
vornehm glaubt, ein Extenſum mit Dahero,
Alldieweilen und ſintemal altfränkiſch
überfrachtet, das ſei doch ganz was anders.

des conventionellen Lebens wegzuſpringen. Solche Männer, die nur ihre Leidenſchaft Natur nennen, und weil ſie ihr blind gehorchen der Natur um ſo näher zu ſtehen glauben, ſind doch immer am wenigſten fähig, auch nur ahnungsweiſe ihrem Abgotte die Geſetze der Wechſelwirkung abzulauſchen, die zwiſchen Natur und Schickſal des Menſchen geheimnißvoll walten. Wer Bürgers Selbſtſchilderungen an Boie und an ſein ſchwäbiſches Mädchen geleſen hat, der kennt ihn beſſer als durch alle Charakteriſtiken und Biographien, und wird leicht einſehen, auch wenn er nicht der kalte Vernünftler iſt, über den der Dichter klagt, daß über den verſchuldeten und ſcheinbar unverſchuldeten Schickſalen des Mannes nur Eine Nemeſis ſchwebt, die ihre Warnungen und Strafen ganz aus ſeiner Natur und ſeinem Weſen nahm. Der Grundſatz, daß den Naturgang kein Wenn und Aber wende, iſt gar bald leichtſinnig angenommen und in menſchlicher Willkühr falſch angewandt: ihm folgt dann in den Wirkungen des Handelns der tragiſche Erfahrungsſatz in unabwendbarer Strenge nach, daß der Schickſalsgang ſich nach dem Naturgang richte. Es war nicht wohl möglich, daß er in den Verhältniſſen zu ſeiner Schwägerin und zu ſeiner dritten poetiſchen Gattin Gold und Seide ſpann, denn die Phantaſie, wenn ſie in die Fäden des wirklichen Lebens greift, weiß ſie nur zu verwirren und zu zerſtören; und ſo war auch des Dichters Hoffnung auf ein reiferes Talent [8]) bei wärmerem Sonnenſtrahl des Geſchicks eben ſo eitel, wie ſie bei Günther war, da das beſſere Schickſal des geiſtigen Menſchen in ihm ganz mit dem des moraliſchen zuſammenhing. Vieles Reizende und Rührende in ſeinen Dichtungen iſt ganz pathologiſch und nur eben dieſen tragiſchen Schickſalen des Dichters zu danken; ſein

---

8) Zwar ich hätt in Jünglingstagen,
mit beglückter Liebe Kraft,
lenkend meinen Götterwagen
hundert mit Geſang geſchlagen,
tauſende mit Wiſſenſchaft.
Doch des Herzens Loos, zu darben,
und der Gram der mich verzehrt,
hatte Trieb und Kraft zerſtört;
meiner Palme Keime ſtarben
eines beſſern Lenzes werth.

Leben und Seelenzuſtand bildet ſich durchſichtig in ſeinen Gedichten (zuerſt geſammelt 1778) ab; ſie ſind, wie ihm Schiller ſagte, oft Product ſeiner ganz individuellen Lage; nicht allein Gemälde, auch Geburten derſelben; ſein Leiden iſt nicht blos der Gegenſtand, ſondern auch die Muſe des Dichters. Aber der erzürnte Schauſpieler ſtelle gewiß den Unwillen ſchlecht dar, der Dichter müſſe nicht Schmerz im Schmerz ſingen, nicht leidender Theil ſein. Aus der ſanfteren und fernenden Erinnerung möge er dichten, und dann deſto beſſer für ihn, je mehr er an ſich erfahren habe, was er beſingt, aber nie ſolle er unter der gegenwärtigen Herrſchaft des Affects ſein, den er verſinnlichen will. Dieß Urtheil iſt auch von Schlegel beſtätigt worden, und es iſt überall ſichtbar, daß in ſolchen pathologiſchen Gedichten nicht eigentlich gefaßter Sinn die Aufregung und Leidenſchaft regiert, obwohl es damit in einer Art Widerſpruch ſteht, daß oft wohl die äſthetiſche Kritik die Hand zu regieren ſcheint. Dieſer Widerſpruch durchdringt und charakteriſirt die ganze Bürgerſche Dichtung. Er ſcheint auf der Einen Seite mehr als irgend ein deutſcher Dichter das Naturgenie zu ſein, das jene Zeiten ſuchten, das die Gabe der Dichtung nur ſo anweht und anfliegt: denn nichts ſcheint ſich weniger lernen zu laſſen, als jene Wahrheit und Kraft, jene phantaſievolle Lebendigkeit, jenes eigenthümliche Feuer, das wir in Bürgers Gedichten ſtellenweiſe finden; nichts ſcheint ſo weit von Ueberlegung abzuliegen, als jene Naturkraft, die über alles Schematiſiren und alle Ordnung wegſpringt, die das Tragiſche und Komiſche, Ernſt und Scherz, Erhabenes und Groteskes in Einem Ganzen faßt; nichts ſcheint alle Regel ſo zu verſchmähen, als ſein Hohn gegen Batteux und die Batteuſianer, als ſeine Manier und ſeine anfänglichen Grundſätze, die der alten Romanzen ohne Zweck und Leben, ohne „glücklichen Wurf“, ohne Sprung der Bilder und Empfindungen ſpotteten. Ganz auf dieſer Seite liegt ſein Beſtreben nach Popularität: er hielt ſie in einem poetiſchen Werke für das Siegel ſeiner Vollkommenheit; er wollte die Kunſt nicht in enge Zellen gezogen, ſondern auf dem Markt des Lebens gelaſſen wiſſen; er ſuchte hier die Muſterſtücke der Naturpoeſie, verſchmähte die Götterſprache und die Witz- und Lehrdichtung, und ließ die „ſogenannte höhere Lyrik laufen wohin ſie wolle.“ Er hielt ſich an das Volkslied, nach dem er auf Bleichen und Spinnſtuben lauſchte, in dem er

die wahren Ausgüſſe der einheimiſchen deutſchen Natur in Phantaſie und Empfindung gewahrte, die er aus dem Leben ſelbſt wieder ſchöpfen und in ſolche Geſänge ausſtreuen wollte, welche wieder auf der Bleiche ſo wohl gefallen ſollten wie in der Adelſtube. Zu allem dieſem bildet es aber einen ſonderbaren Gegenſatz, daß er dieſe Volkspoeſie doch gleichſam gelernt hat. Er ward auf die ganze Gattung erſt durch Percys **reliques** hingeführt, in denen die moderne Hand des Sammlers ſo viele alte Natur verwiſcht hat; die dunkle Neigung zu dieſer Art Poeſie belebte ihm erſt Herder in den fliegenden Blättern, und ewig Schade, daß in dieſem Momente, wo Bürger ſich ganz in ſeinem Elemente fühlte, nicht Herders reine, geſchmackvolle Sammlung ſchon erſcheinen konnte, die ihm mehr geweſen wäre, als alle äſthetiſchen Aufſätze. Die erſte Frucht ſeiner geſteigerten Stimmung war die Lenore, die berühmteſte der Balladen, die Bürgern berühmt gemacht haben, eben der Gattung, wo er am kühnſten, am übermüthigſten, am meiſten dem blinden Zuge des Genius überlaſſen und jener Shakſpeareſchen Natur und Urkraft nahe zu kommen ſcheint. Kein neuerer Dichter hat in dieſem Zweige ſo anſchaulich gemacht wie Er, daß die Ballade die Anfänge der dramatiſchen Kunſt gleichſam in ſich ſchließt und in dem Wechſel der verſchiedenſten Leidenſchaften und Regungen ihren Geſetzen folgt, ſo daß auch zur Declamation nichts ſo gerne gewählt wird wie Bürgerſche Balladen; keiner hat in dieſem kleinen Raum ſo ſehr die Quinteſſenz einer Handlung, den Fünftelſaft, wie Bürger ſagt, ſo zuſammengepreßt, daß ein größeres Dichtungswerk damit geiſtig zu beleben war; keiner hat darin jene alten romantiſchen Gegenſtände mit ſolcher burlesker Keckheit geſchmeidig für ein mittleres Publicum gemacht ohne ſie zu zerſtören, oder die dürftigen Handlungen der Gegenwart in jener Weiſe zu heben geſucht, wie neuere Künſtler unſre widerſtrebenden Trachten unter den Meiſel zwangen. Sieht man aber Bürgers Production näher zu, ſo finden wir in der Entſtehungsgeſchichte der Lenore am ſtärkſten jenes Zwieſpältige in ſeinen Gaben und ſeinem Verfahren vorliegen. Er begann das Gedicht in einem inneren Jubel, arbeitete aber Monate lang daran, Götz von Berlichingen kam anregend hinzu und begeiſterte ihn — zu drei neuen Strophen, er fühlte ſich in übermüthiger Ueberlegenheit als den Condor des Hains, und doch nahm er die Correcturen des Bundes an, unwillig, daß ſie oft Recht

hatten; er erſtaunte über ſich, aber eben ſo oft über den Göttinger Bund, wenn ihm Boie auf ſeinem Dörfchen die neueſten Producte deſſelben vorlas, und er wollte wohl zu Zeiten darüber verzweifeln. So hatte er mit Herder vom erſten Wurf geſprochen, als er ſich von Ramler und Boie ſeine Gedichte corrigiren ließ. Er ſoll es ſelbſt geäußert haben, daß er ſeinen Dichterruhm nicht ungemeinen Talenten, ſondern der unverdroßnen Feile und ſeinem delicaten Geſchmack zu danken habe; ſeine beſten Gedichte ſeien mit den meiſten Anſtrengungen ausgebeſſert, und ſein Leſſingiſches Geſtändniß, er fühle nicht die lebendige Quelle der Dichtung in ſich, kann vollends jeden Gläubigen an das unmittelbare Genie irren. Daher kam es denn auch, daß Bürgern ſelbſt die ſcharfe und höchſt ſchlagende Beurtheilung Schillers irrte, daß er zwar in ſeiner Replik bei ſeinem niederländiſchen Standpunkte beharrte, allein die Idealität doch ins Auge faßte, die ihm Schiller entgegenhielt; daß er vom Stoffartigen auf das formale Verdienſt überging; daß ihm die Correctheit, zu der er immer neigte, bald höher zu ſtehen ſchien als die Popularität; daß er auf die glatte Eleganz der Italiener überſprang und nun nicht allein Blumauer ſein Lieblingsjünger ward, ſondern auch A. W. Schlegel; daß er das Sonnett cultivirte, das er früher mit der höheren Lyrik verabſchiedet und ohne Zweifel ſelbſt in der Reihe der Anagramme und Acroſtichen geſehen hatte; daß er über Reim und Vers zu philoſophiren anfing und ein Muſterſtück kleinlicher Kritik in ſeiner Selbſtbeurtheilung der Nachtfeier ſchrieb, die er einmal formell ſo vollenden wollte, daß ſie für proſodiſche Richtigkeit, für Euphonie und Harmonie der deutſchen Sprache das werden ſollte, was der Kanon des Polyklet für die Bildnerei geweſen. So erſcheint denn Bürger als ein pathologiſcher und kritiſcher Dichter zugleich, als Natur- und Kunſtpoet, als Volks- und Minneſinger wie ſein Landsmann Gleim, aus nordiſcher und ſüdlicher Schule zugleich, beherrſcht von Empfindungen und von Ueberlegungen; die Naturwahrheiten ſeiner Gemälde ſcheinen uns nachläſſig mit grobem Griffel hingeworfen, und ſind, in der Nähe betrachtet, wie ſo viele niederländiſche Bilder, mit dem feinſten Pinſel ausgemalt. Das Ungleiche der Behandlung, der Streit von Kunſt und Natur, von Allgemeinheit und Beſonderheit, von Begabtheit und leichtfertiger Benutzung des Talentes, von Poeſieglanz und Plattheit, fiel

Schillern in unſerem Volksſänger auf, der an Homer emporſah und die Frau Schnips beſang, der unter das höchſte Maß der Kunſt gehalten zu werden verdiente und ſich ſelbſt ſo oft herabwürdigte, der eine Popularität in jenem höchſten Sinne anſtrebte, nach dem er mit der Größe ſeiner Kunſt die Kluft zwiſchen den gebildeten Ständen und dem Volke auszufüllen hoffte, und dabei ſich mit dem Volke vermiſchte, zu dem er ſich herablaſſen ſollte. Auch Göthe hat gleich hart mit ein Paar Worten über Bürgers Plattheit ſich erklärt; ihn hätte ſchon der parodiſtiſche Sinn geärgert, „der das Große und Edle herabzieht und ein Symptom abgibt, daß die Nation, die daran Freude hat, auf dem Wege iſt, ſich zu verſchlechtern.“ Jene ächte Popularität, die Bürger empfahl, die Bürger ſelber bezweckte, hat Schiller wie kein anderer deutſcher Dichter erreicht, er war alſo gewiß wie kein Anderer berechtigt, den talentvollen Dichter, den er ſo weit über alle ſeine lyriſchen Rivalen ſetzte, wie er ihn hinter dem höchſten Schönen zurückbleiben ſah, über den Gebrauch ſeiner Fähigkeiten zur Rede zu ſetzen. Daß er dabei nur das Fehlerhafte, wenn man wolle ungerechterweiſe, hervorhob, geſtand er ſelbſt: er that es, nicht allein um die Würde der Kunſt kräftig zu verfechten, nicht allein um den ſchlummernden Dichter aufzuwecken, von dem er wußte, daß man ihm die Kritik empfehlen durfte, ohne ſeinen Genius zu zerſtören, er that es auch um nach den eignen Erfahrungen, die er an ſich ſelbſt gemacht hatte, den Menſchen zu erſchüttern und zu nöthigen, ſich zuſammenzuraffen, denn er legte einen ſchweren Accent auf jene inneren Unebenheiten der Gedichte, „die das Urtheil aufdrängen, der Geiſt, der ſich hier darſtelle, ſei kein gereifter vollendeter Geiſt.“ Wie wenig haben doch die Menſchen Urtheil und Unbefangenheit! hinter die Ausgaben von Bürgers Werken druckt man Schlegels Beurtheilung mit Seitenblicken gegen Schiller, und in guter Meinung für den beurtheilten Dichter, da doch Schillers Urtheil dieſem in der Art und in der Sache weit mehr Ehre thut als Schlegels, was nur Jemand leugnen könnte, der den Rahmen für das Bild nähme, und vom ſüßen Rande des Gefäßes ſich wie ein Kind über den Inhalt täuſchen ließe. Schiller ſprach dem lebenden Menſchen zu und that ihm wehe um ihm wohl zu thun, Schlegel hatte freilich die ſichere Wirkung für ſich, da er auf dem Grabe die ohnehin tropfenden Augen reizen konnte;

Alles ohne Ausnahme, was Schiller Bürgern vorwirft, wirft ihm auch Schlegel, und zum Theile viel greller vor, nur daß er zugleich Schillern vorzuwerfen ſcheint, daß Er es vorwarf; Schiller deutete nur auf plebejiſche Abfälle, während Schlegel mit feineren Ausdrücken das viel Gröbere ſagte, Bürger ſei ſehr oft nicht popular, immer aber — demagogiſch. Schiller mißt den Dichter von der höchſten Höhe der Kunſt herab, und lehrt uns den Poeten und den Menſchen zugleich zu faſſen, voll von der edlen Abſicht, dieſen Genius und dieß biedere Herz auf immer gleiche ſittliche und äſthetiſche Grazie und männliche Würde hinzuweiſen, und dieß nennt Schlegel kalte Eleganz und Erſtorbenheit, der nur das hohle Gehäus der Formen nach dem kleinen äſthetiſchen Regulbuch beurtheilt, und der dabei nach der Reihe die Balladen wie grobe Parodien blosſtellt, von denen die Nation anders geurtheilt hat, von denen Schiller urtheilte, es werde ihms keiner ſo leicht darin zuvorthun, was doch von dem Dichter des Toggenburg noch mehr ſagen wird, als wenn es der des Arion geſagt hätte? Wir wollen übrigens noch einmal erinnern, daß Schiller nur auf dem Tadel weilte, wie er bei Matthiſſon nur auf dem Lobe ruht; wir müſſen beifügen, daß wenn hier die poetiſche Landſchafterei in Schutz genommen wird, bei Bürgern das Genre und die Bambocciaden mindeſtens den gleichen Schutz verdienten. Und aus unſerm hiſtoriſchen Geſichtspunkte müſſen wir zur Erklärung der Ungleichheiten in Bürger mildernd anführen, daß ſie auch auf Rechnung der norddeutſchen Natur kommen. In ihm iſt Klopſtocks pathologiſche Poeſie, Ramlers Correctheitsprinzip und Herders ſimpler Geſchmack, die ächt norddeutſchen Poeſieelemente, vereint und durch die heißen Jahre der Geniezeit iſt dieſe halb Empfindungs- halb Verſtandesdichtung bei ihm zu einem vorübergehenden floriden Glanze gekommen, der die Mühſeligkeit, Berechnung und Technik verdeckt, die bei Bürger wohl noch ſtärker waren als bei Voß. Mit dieſer zur Kunſt ſchwerfälligeren Natur hängt das Entgegengeſetzte zuſammen: ſowohl die Liebhaberei an dem einfachen Volksliede, die in neuerer Zeit über ganz Norddeutſchland verbreitet iſt, als auch das Auftragen in Sprache und Bildern, und die Anwendung von allerhand Reizmitteln. So fiel Klopſtock auf ſeine Erhabenheit, Voß auf ſeine Schwere, der ganze Bund in ſeine pathetiſche Feierlichkeit; in Bürgers Balladen führte dieſer Zug zu den Schreck-

mitteln, die er wie ein ächter Bänkelſänger ſo weit trieb, daß er bei Vorleſung der Lenore mit äußeren Zurüſtungen und Hülfsmitteln den Schauder zu erhöhen ſtrebte.

Ein entſchiednerer Volksmann als Bürger, frei von deſſen Zwieſpalte, in ſeinen wenigen Poeſien entfernt von deſſen Effecthaſchen iſt Matthias Claudius (aus Reinfeld im Holſteinſchen **1740—1815**), ein untrennbares Glied in der Kette dieſer nordiſchen Dichterſchule, die ſich um Klopſtock ſammelte, obgleich er nicht in den Göttinger Bund gehörte. Er ſtudirte zur Zeit der Literaturbriefe in Jena, ſchrieb nach Gerſtenberg Tändeleien, und ward dafür ſehr mishandelt; deſto entſchiedener gehörte er ſeitdem nach ſeinen Geſinnungen Klopſtock an. Religionsgefühl und Tugend, Freiheits- und Vaterlandsſinn verband ihn mit dieſem und ſeinen Freunden; er war ganz Chriſt, und bedurfte des Glaubens, auf dem er ſicher ruhen konnte; ganz Patriot und betete nur am Neujahrstag für alle Menſchen; ganz von jener poetiſchen, bardiſchen Freiſinnigkeit voll [9]), die aber in der Zeit der Revolution wie bei Klopſtock den Rückſchritt nahm, wo er dann die Preßfreiheit anfeindete, und die Obrigkeit von Gott eingeſetzt nannte, die er früher von einer Tugendwahl abhängig gemacht hatte. Ganz ſchwur er auch auf Klopſtocks poetiſche Theorien, ſtimmte in das Lob der Gelehrtenrepublik ein, ſpottete der ariſtoteliſchen Regeln zu Gunſten des Shakſpeare, lobte nach dem Hange der Zeit den Oſſian vor Homer [10]), die Natur vor der Kunſt, und blickte ſcheel

---

9) Und deine Fürſten (ſollen ſein) groß und gut,
und groß und gut die Fürſten;
die Deutſchen lieben, und ihr Blut
nicht ſaugen, nicht Blut dürſten.
Gut ſein! gut ſein! iſt vielgethan,
erobern iſt nur wenig;
der König ſei der beßre Mann,
ſonſt ſei der Beßre König.
Dein Dichter ſoll nicht ewig Wein,
nicht ewig Amorn necken,
die Barden müſſen Männer ſein,
und Weiſe ſein, nicht Gecken. — u. f.

10) Was kümmert mich ihre (der Griechen) Cultur?
ich laſſe ſie halter dabei,

auf die Griechen, die aus der Muſik und Dichtung ſchöne Künſte gemacht hätten. Mit dieſen Anſichten nicht weniger, als durch ſeine beſchränkte äußere Lage, und durch ſeine innere Natur, die ganz Beſcheidung war, fiel auch Er auf eine Schreib- und Dichtungsart, die nach äußerſter Popularität ſtrebte, das Abbild der höchſten Simplicität in Sitte und Denkart, und die der Klopſtockſchen Manier ganz entgegen war. Wie er Kunſt überall nicht mochte, ſo auch nicht in Sprache und Vortrag; er ergriff daher und ſchuf vielleicht die neue Vulgarſprache der Genialitäten, obwohl man den Zwang auch ihm abſieht, der unvermeidlich iſt, wenn in einer Zeit der Cultur die Einfalt ſich laut macht, der daher bei Hamann noch in Fülle obenauf liegt, bei Claudius in heimlicheren Reſten. Er braucht in ſeinem Wandsbecker Boten (1770–75) gleich Anfangs ſchon zwei Schreibarten, ſeine eigne und die ſeines Vetters, um über alle Gegenſtände angemeſſen zu reden, und ſpäterhin rückte er immer mehr unter die Honoratioren der Literatur, vertauſchte die drolligen Späße, die ſchalkhaften Mienen und den flauen Humor mit größerem Ernſte, und „zog die Fahne etwas höher auf.“ In ſeinen Poeſien iſt er von dem einfachſten Vortrage nie gewichen; Bürger vereinigte gleichſam, was nach zwei Seiten hin Claudius und Stolberg darſtellten: das Beſcheidene, Deutſche, Bäuerliche und Idylliſche, und das Stolze, Claſſiſche, Ritterliche und Romantiſche. Viel ſagen wollen wir von den Gedichten des Wandsbecker Boten nicht, wie es ſeine eigne Sache nicht war; ſie ſind überall hausbackne Nahrung, gar oft ein Bischen ſehr ſchwer verdaulich. Wie ächte Volksmäßigkeit hie und da durchblickt, gewahrt man da am beſten, wo er an Hans Sachs erinnert, oder wo er auf Bürger influirt hat (Phidile); die gereimten Späße zwiſchen Kunz und Hinz ſtechen dagegen freilich ſehr ab. Schon aus Bürgers Gedichten ſind nur wenige voll ächtem poetiſchem Golde im Volk geblieben, von Claudius noch weniger, und dieſe einzelne (Bekränzt mit Laub — Der Mond iſt

---

und trotze auf Mutter Natur;
ihr roher abgebrochner Schrei
trifft tiefer als die feinſte Melodei,
und fehlt nie ſeinen Mann:
videatur Vetter Oſſian.

aufgegangen u. A.) wiegen wohl den ganzen Reſt der Habſeligkeiten des Asmus auf. Selbſt an dem beſten aber iſt aller Glanz, im Gegenſatz zu den Bürgerſchen Gedichten, wie abſichtlich gelöſcht; und von pathiſchen Reizmitteln iſt nur etwas Rührung und Sentimentalität angewandt. Der eifrige Anhänger des Oſſian und Yorick ſucht gern das Dämmerungsartige und Schwermüthige, er lächelt und weint in Einem Zuge, er hat eine Freude an der Trauer, er ſieht gern begraben, ſchon die Dedication an Freund Hain, und zwar ausdrücklich nicht an den ſchönen Jüngling mit der geſenkten Fackel, iſt charakteriſtiſch. Aus ſeinen ſinnvollen Albernheiten, aus ſeinen rührenden Scherzen ſpricht nur jene chriſtliche Fröhlichkeit, um die es eine ſo eigne Sache iſt, wie um die heidniſche Finſterkeit, von der uns die Theologen ſagen; dem kann es nicht viel ums Scherzen zu thun ſein, der den Menſchen nur empfangen und genährt ſieht, um ſich zu ſeinen Vätern niederzulegen, dem „nur Anfang und Ende natürlich ſcheint, die Mitte Rauſch und Traum iſt.“ Mit dieſen Stimmungen war auch Claudius mehr zum chriſtlichen Boten gemacht, als zum Mitgliede des Parnaſſes, und er erkannte dieß auch zuletzt als ſein Gewerbe, das er an Thür und Fenſter treuherzig anklopfend zu beſtellen gehabt: daß er auf ſeine Art, durch Scherz und Ernſt, an die Religion erinnerte, und durchs Beiſpiel zeigte, man könne ein rechtgläubiger Chriſt ſein, ohne ganz und gar ein Ignorant und ohne allen Menſchenverſtand zu ſein. Wenn Einer hierzu geeignet war, ſo war gewiß Er es, der alle Eigenſchaften hatte, auf den urſprünglichen Kinderglauben ganz zurückzugehen, wie es Hamann nicht konnte, und wie es ihm Jacobi beneidete. Er war unter allen den Stillen und Contemplativen mit obenan, in deren Geſellſchaft der Mercur damals ihn und die Hamann, Herder, Klopſtock, Göthe, Lavater und die Göttinger zuſammenwarf; er hatte, wie nur irgend Hamann konnte, jenen Zug zu dem Urmäßigen und daher zu dem ganzen Weſen dieſer Genialitäten hin; bei ihm galt unbeſehens alles Aeltere mehr als das Neuere; Orientaliſches, Muſik, Volkspoeſie, Sitten der Uncultur, Alles dieß reizte ihn, und er glaubte mit eben ſo viel Ruhe, als Bürger mit Aufregung, an Geiſter und Alles, wovon die Philoſophie nicht träumt. Er neigte daher zu Lavaters Lehren von der Kraft des Gebets, wenn er auch nichts entſcheiden wollte; er nahm ſich

Swedenborgs ausdrücklich an; er war ganz eingenommen für das Mitternächtliche und die goldenen Sterne in Hamann, zu dem er gern nach Curland Schlittſchuh gelaufen, mit dem er ſich beinahe in Darmſtadt begegnet wäre, wenn nicht ein ähnlicher Spleen beide von da vertrieben hätte. Ganz war er auch für Herder eingenommen, ſo lange deſſen erſte Wärme und Entdeckungsunruhe dauerte, ſeine Urkunde war ihm eine Erſcheinung in den Wolken, an den Provinzialblättern fand er beſonders Behagen; allein gegen ſeine Abhandlung vom Urſprung der Sprache hatte er ein Aber: ob er ernſtlich meine, daß alle Sprachen dieſen Weg Rechtens entſtanden ſeien, oder ob er Eine Sprache ausnehme, die Moſes erwähne, und die den Weg der Güte gekommen? Weiterhin drohte eine Art Bruch zwiſchen beiden zu entſtehen, als Claudius das unverſtandne Buch **des erreurs et de la vérité** überſetzte und empfahl, und nun mit Lavater ganz zuſammengeworfen ward; Voß ſah ihn damals unrettbarer in Pietiſterei verſinken, als den frühe dazu ausgeprägten Stolberg; Herder entfernte ſich immer mehr von ihm, je mehr er die Vernunft und Naturreligion mit dem Chriſtenthum zu verſöhnen ſtrebte, während Claudius mit einer großen Verachtung das Alles verwarf. Die Religion aus der Vernunft verbeſſern kam ihm vor, als ob er die Sonne nach ſeiner hölzernen Hausuhr ſtellen wollte; die Philoſophie ſei ein Haſenfuß, mit dem man die Statue abkehren, aber nichts daran bildhauen könnte; ihm war die Philoſophie ſo entbehrlich zur Religion, wie die Kunſt zur Muſik und Dichtung; er haßte daher auch ebenſo ſehr das Kopfbrechen an den Religionsgeheimniſſen; er dachte, ſie ſeien eben darum Geheimniſſe, daß wir ſie nicht wiſſen ſollen, bis es Zeit iſt, und er hörte gar nicht, daß man fragte, ob das denn wirklich Geheimniſſe ſind, die man dafür ausgibt. In den chriſtlichen Briefen (an Andres), die mit das Bezeichnendſte aus ſeinen Schriften ſind, argumentirt er ſo: Er habe nur Ein Geheimniß, Dinte zu machen; nun ſolle die Vernunft doch **a priori** ſein Recept rathen! was einer aber nicht wiſſen könne, darüber könne er nicht urtheilen. Daß aber nicht blos aprioriſche Philoſophie, ſondern auch chemiſche Zergliederung an ſeine Dinte gerathen könnte, fällt ihm gar nicht ein. Und findet es die Vernunft dann aus, fährt er fort, habe ich darum mein Recept weniger, wird es darum keine gute Dinte machen? Gewiß!

nur könnte ſie vielleicht durch jene Analyſe noch gebeſſert werden, und ganz gewiß wäre das Recept dann kein Geheimniß mehr, und die Dinte, wenn ſie die beſte der Welt ſein ſollte, erſt in Folge dieſer Analyſe als die beſte anzuerkennen.

Wunderbar kämpfte wie in Klopſtock ſelbſt ſo auch in dieſer Klopſtockſchen Schule der Ungeſtüm des Genies, der patriotiſchen Begeiſterung und des Freiheitsſinnes mit der Ruhe des Fleißes und dem Quietismus oder auch der Reizbarkeit der Frömmigkeit und des Religionsgefühls, theils ſucceſſiv in einem und demſelben Individuum, theils in den Perſönlichkeiten gegeneinander; bald nach innern Vorgängen in dem Seelenleben der Dichter, bald nach den Anregungen der äußern Begebenheiten. Wie Claudius in dieſer Hinſicht gegen Bürger überliegt, ſo gruppiren ſich andre Charaktere jüngerer und älterer Dichter gegeneinander. In Fr. Ernſt von Schönborn (aus Stolberg 1737—1817) und in dem jungen unglücklichen Carl Cramer (aus Quedlinburg 1752—1807) ſtieg die Unruhe, die Ueberſpannung, die politiſche Exaltation, der Geniezwang und die Originalitätsſucht bis zur Caricatur. Der erſtere entzückte die Stolberg, Gerſtenberg und die Göttinger mit ſeinen ſchwungreichen Freiheitsoden, er ſchmeichelte den letzteren, als er auf der Reiſe nach Algier (als Däniſcher Conſulatsſecretär) 1773 durch Göttingen kam, daß der Bund Revolution auf dem Deutſchen Parnaſſe machen werde; die gewaltigen Fittige ſeines poetiſchen Genies ließ er zwar in Algier ruhen, deſto eifriger aber hing er den Ideen von Freiheit und Menſchlichkeit nach, und es brannte ihn der Gedanke, von Algier nach Petersburg zu reiſen, um Rußland zu bewegen, die Raubſtaaten zu vertilgen. Für die Welt blieb er nutzlos, und gewährte ihr wie der Graf Schlabrendorf und ähnliche Sonderlinge nur das Bild einer wunderlichen Originalität, als er ſpäter mit der Gräfin Catharina von Stolberg in gemeinſamem Zuſammenleben mit ſeiner Erſcheinung in Verwundrung ſetzte. Niebuhr fand, als er ihn in London ſah, daß ihn Eingezogenheit und Gleichgültigkeit der Welt entfremdete; er erkannte Außerordentliches in ſeiner Metaphyſik, nichts Befriedigendes für das wirkliche Leben. Der überſpannte Revolutionsenthuſiasmus C. Fr. Cramers iſt übel genug berüchtigt; er iſt mit ſeinem verſuchten Werke über Klopſtock (1779 ꝛc.), das der Ausdruck des ſonderbarſten und angeſtrengteſten Enthuſiasmus

iſt, mit ſeinen verſchiedenen Denkwürdigkeiten, und mit ſeinen in aller Wärme für Rouſſeau und deſſen Art Menſchenkenntniß geſchriebenen Ueberſetzungen der Heloiſe und des Emil in der Literatur bekannt geblieben. Seine Jugenddichtungen blieben in den Almanachen verborgen; ſie misfielen ſchon den Bündnern durch die ſonderbare lyriſche Unordnung, mit der er ſeinen ungeordneten Kopf verbergen wollte, ſo wie er perſönlich, das eigentliche Kraftgenie in dieſem Kreiſe, mit ſeinem übermäßigen Selbſtgefühle und Dünkel abſtieß. Auch Fr. Hahns († 1779) Gedichte [11]) waren nicht ohne ſolche geniale Verzuckungen, er ſtarb unreif, immer ein Menſchenhaſſer, ſagt Voß, der ſonſt auf ſein Talent am meiſten hielt. Das Schickſal eines frühen Todes hatte auch P. W. Hensler (aus Preez 1747—79) und L. H. Chr. Hölty (aus Marienſee 1748—76), deren Gedichte ihr Freund Voß (1782—83) herausgegeben hat. Hensler, wie er nicht zum Bunde gehörte, gehört auch in ſeinen Epigrammen und Erzählungen mehr der ältern Zeit an, und nur in ſeinen Romanzen ſucht er ſich Bürgern zu nähern, ſo weit es ſein heiterer Sinn zuläßt. Hölty macht in ſeinem Charakter zu Hahn und Cramer einen Gegenſatz, wie etwa ſeine ſanften elegiſchen Lieder den pomphaften Oden oder ſchaurigen Romanzen dieſes Kreiſes gegenüberliegen, die ihm daher beide misriethen, ſo oft er ſie verſuchte. Noch weicher, ſentimentaler, frömmer, liegen jenen Genialitäten in größerer Trivialität F. Th. J. Brückner (aus dem Mecklenburgiſchen 1746—1805) gegenüber und J. Martin Miller (aus Ulm 1750—1814). Brückner, ein Mann von weicher Gemüthsart, lebte dürftig, ſiech, ohne Freude in Groß-Vielen als Paſtor, verſuchte ſich an Schauſpielen, wohl wiſſend, daß es ohne Beruf geſchah, und hat nur einige Bedeutung in der Idylle, die in dieſem Bunde eine Art kanoniſcher Gattung wurde, und vortrefflich die häusliche Seite der patriotiſchen Geſellſchaft darſtellt. Ihm misfielen die großwortigen Oden, und die freigeiſtigen Heldengeſänge der Schönborn, er vermißte das Chriſtenthum darin; und ſo verließ auch Miller ſeine anfängliche Richtung, gab ſeine zärtlichen Minnelieder und einfältigen Naturgeſänge auf, artete im Lyriſchen in Künſtelei aus,

11) Es ſcheint, ſie ſind 1786 geſammelt; ich kenne ſie aber in dieſer Ausgabe nicht.

und warf ſich auf ſentimentale Romane. Wie wenig unter dieſen die ſinnliche Leidenſchaft und der Sturm und Drang der Göthiſchen Schule war, ſieht man daraus, daß Miller, der ganz zu Zärtlichkeit geſchaffen ſchien, der ſchon ſeines Vaterlands halb als der Vorſinger der Minne, als der Eingeweihte, als der Dichter der Liebe in dem Bunde galt, gelegentlich Voß fragen muß, ob wohl ſein Gefühl gegen ein gewiſſes Mädchen Liebe ſei! man begreift daher auch ſeinen gleichgültigen Uebergang zu den „mittelmäßigen Romanen voll Tugendpredigt und Nutzſtifterei", der Voß ein Verrath an dem Bunde ſchien. Bekanntlich ſtammt jener Siegwart (1776), der viel berühmter geworden und geblieben iſt als er verdient, aus ſeiner Feder, und viel ſchwächere Producte folgten dieſem ſchwachen, das ſich mit ſeiner Sentimentalität an den Meſſias und Kleiſt ſo anlehnt, wie Werther an Oſſian, und mit ſeinen Naturaccenten an Maler Müller und Aehnliche, während die ſpäteren wohl gar in den Styl des Richardſon und der Gleim'ſchen und Gellert'ſchen Briefe zurückgehen. „Richte deine Ohren wieder auf, ſchrieb ihm Voß, (der ihn ungern verlor, der ihn für die Enkel der Enkel wollte ſingen hören, und ſpäter noch Bundestage mit ihm feierte) horche auf die olympiſche Harfe Apolls; deine Romane gehören mehr oder weniger zur Ohrenhängerei. Sage mir nichts von dem Beifall des Volks und dem Frohlocken der Buchhändler; deine Freunde, deren Urtheil dir mehr gelten muß, als Hans Hagels, ſind unzufrieden mit deiner Arbeitſamkeit." In ſeinen ältern Liedern hat Miller die meiſte Familienähnlichkeit mit Hölty, deſſen Gedichte außer Voſſens jetzt gewöhnlich allein jene Lyrik des Bundes vertreten, „die Gott und ſeine Natur, herzliche Brudertreue, Einfalt, Freiheit und Unſchuld, deutſche Tugend und Redlichkeit die Enkel lehren wollte." Unter ihnen weilt man mit Vorliebe auf den elegiſchen; er ſang im Vorgefühl ſeines Todes, und der laſtende Kummer ſenkte die Schale des Harms gegen die der Freude; er wandelte ſtillen Tritts neben ſeinem Voß, ahnend, daß man bald über ſeiner Gruft ſein Lied leſen werde. In den geſelligen Liedern, den Natur- und Landgeſängen trafen Er und ſeine Freunde aus gleicher Seelenſtimmnng und gemeinſamer Uebung einen gleichen Ton, und zwar denſelben, den ſchon vor mehr als hundert Jahren Dach und die Königsberger getroffen hatten, einen Ton, der ſchon darum doch

wohl der wahre Laut der Natur ſein muß, und der auch jedem ans Herz ſpricht, der ächte Freude an der Natur kennt, und unter weltbürgerlichen Chimären nicht die Empfindung für das Glück der Beſchränkung verloren hat. Wenigſtens die deutſche Dichtung hat in dem Naturliede dieſen Ton immer angegeben, der der ſchalen Flachheit der romaniſchen Hirten- und Wieſenlieder entgegenliegt. Das Naturleben dieſer Jünglinge gab ihren Liedern dieſer Art mehr unmittelbare Darſtellung; ihre Gewöhnung an das Volle in Formen und Gedanken bei den Alten gab ihnen mehr Fülle an Bildern und Anſchauungen, und auch an gewichtigen Worten und Klang. Man achte nur darauf, wie in allen Gedichten dieſer Schule die dünnen Worte unſrer Sprache gemieden werden, wie man vollwiegende Ausdrücke ſucht, wie man abſichtlich nach überraſchenden neuen Reimen ſtrebt, deren bei Voß und Hölty nur durch den Gebrauch von Flexionen eine große Zahl gewonnen worden ſind, von denen man nicht leicht ſagen wird, daß ſie gezwungen ſeien. Die Lyrik dieſes Kreiſes hat weſentlich nach den beiden Seiten der Ode und des Liedes, des Feierlichen und Elegiſchen, des Claſſiſchen und Sentimentalen fortgewirkt, und gleich in den nächſten Zeiten, in denen die lyriſche Virtuoſität über ganz Deutſchland ausging, weiſen die Halem, Koſegarten und Baggeſen, die Overbeck, Matthiſſon und Salis vielfach auf dieſe Schule zurück, an die ſie auch äußerlich ſich theilweiſe anreihen laſſen.

Wenn die Elemente von Klopſtocks Dichtung und Charakter in den einzelnen Perſönlichkeiten des Hainbundes verwirrt, verändert und zerſtreut liegen, ſo liegen ſie bei den Brüdern Stolberg in grader Reihe beiſammen, verringert an Talent und Geiſt, geſteigert und bis zur Carricatur übertrieben in der Aeußerung. Genauer zu reden, nur bei Friedrich Leopold (1750—1819); Chriſtian (1748—1821) iſt immer beſcheiden im Hintergrunde geblieben, wo beide Brüder zuſammen genannt wurden. Niebuhr hieß ſie Hercules und Iphikles zuſammen, und machte wohl einen zu großen Unterſchied unter ihren Gaben. Chriſtian ſelbſt geſtand es ſeinem Bruder ein, daß ihm die Muſe den ſtolzern Lorbeer reiche, doch ſprach er auch die große Uebereinſtimmung und Uniformität ihres Geiſtes aus: Mutter Natur habe ihrer Zwillingsſeelen immer tönende Harmonie geſtimmt, daß Keinem je ein Gedanke keimte, deſſen Hülle nicht jeder gehoben hätte. Seine Gedichte ſind wenige neben Friedrichs; ſein herbſt-

liches Product, die weiße Frau (1814), iſt freilich am unrechten Ort und zu übler Zeit ein Nachklang von dem Spaßton der Bürgerſchen Romanzen. Dagegen iſt doch Chriſtian's Sophokles (1787) neben ſo vielen treueren Ueberſetzungen geleſen geblieben, da Friedrichs Ilias, oder wenn ſich dieß durch Voſſens Ueberſetzung erklärt, ſeine Aeſchyliſchen Stücke vergeſſen ſind, und jener wird ſich in gewiſſen Kreiſen, in denen es mehr gilt, den alten Dichter uns, als uns ihm zu nähern, immer erhalten. Und wenn in der Gattung des Drama's, in dem beide Brüder miteinander wetteiferten, ihre beiderſeitigen Producte nicht ſo werthlos wären, daß es kaum der Vergleichung lohnte, ſo würde man leicht den Belſazer und Otanes von Chriſtian dem Theſeus von Friedrich vorziehen. Beide Brüder waren in ihrer Jugend zuerſt von den Harziſchen Dichtern, von Lichtwer und Gleim angeregt, von Klopſtock erſchüttert und ganz hingeriſſen. Sie entfalteten eben ihre friſcheſte Jugend, als der Genieſturm losbrach, und ſie gingen ganz auf die neuen Sitten ein, durch ihren Stand und ihre dichteriſche Phantaſie losgebundener als Andere. Göthe zählt ſie unter das herculiſche Centaurengeſchlecht, das mit Vermögen und Kraft nicht wußte, wo aus und ein; ſie ſprudelten beim Wein ihren Tyrannenhaß und ihre Herzensangelegenheiten aus; ſie ſpotteten der damaligen Landesgewohnheiten und ſollten ihres öffentlichen Badens wegen am Bodenſee arretirt werden, und in Zürich hielten die Bauern ſie für Wiedertäufer, die der harrende Lavater am Ufer bekehren wolle. Lavater freilich, der in ſeiner Phyſiognomik mit ſeinen wunderlichen Exclamationen die Portraitzüge beider Brüder verwiſchte, die er erklären wollte, durchſah in der nüchternen Minute der Beobachtung das Gemachte in dieſen Kraftmenſchen wohl, und äußerte ſich ſogleich, man habe ihm den jüngeren Grafen als einen Heroen und Hercules geſchildert, er habe aber nie einen weicheren, zarteren und, wenn es darauf ankomme, beſtimmbareren Menſchen gefunden. Dieſes Wort iſt bekanntlich wahr genug geworden; ſchon daß poetiſch Friedrich Stolberg ganz in Klopſtock aufgeht, belegt dieſe Beſtimmbarkeit völlig. Ihm war wie Klopſtock die Poeſie im Leben unentbehrlich und ſeine ganze innere Geſchichte iſt nur eine Ausführung dieſes Satzes. Er bedurfte, nicht allein wie die phantaſiegereizten Jünglinge jener Zeit in ſeinen früheren Jahren, ſondern auch im Alter dieſer poetiſchen Ingredienzien, die er ins Leben trug. Wein, Liebe, Frei=

heitsgeſpräche, Freundſchaft, Natur und Reiſen füllen ſeine Jugend aus; wie das Vermögen zu dichten ſich erſchöpfte, griff er zum Ueberſetzen; als er das erſte Jugendfeuer ausgetobt hatte, ergriff ihn der Reiz des häuslichen Lebens; eine vortreffliche Gattin ſtarb ihm, und nun, des Sinnentandes ſatt, warf er ſich in eine Sehnſucht nach dem Künftigen, klagte ſich an, daß er ſeine Agnes mehr geliebt als Gott, und daß er ſie ihm eben darum genommen habe; nun wollte er nur noch wie nachreifende Frucht im Sand des Trübſals mürbe werden, zeitig für die ſchöne Stunde des Feſtes, und dennoch bedurfte es nur einer poetiſchen Zeit wie 1813, um den Greiſen noch einmal für das Irdiſche lebendig zu machen. Die Naturtheorien jener Jahre verlangten, daß der Dichter nur aus vollem Herzen ſchreibe, daß Bedürfniß und Drang der Liebe und Kraft ihn nöthige; das heimliche Gefühl des Mangels dieſes Drangs trieb nun die ehrgeizigen jungen Männer, ſich dieſe poetiſche Exaltation ſelbſt durch einen Zwang der Einbildung anzutäuſchen. Sie fanden daher ihre Einbildungen ſchöner, als die Werke ihrer Einbildungskraft; der Zuſtand des Empfangens iſt dieſen paſſiven weiblichen Seelen ſüßer als der des Gebärens; jenes nennen ſie dichten, dieß darſtellen; und im befriedigten Selbſtgefühle ſingen ſie von dem Feuer, dem Toben in der Bruſt, dem Staunen, das jede Nerve durchzittert, „wenn ſchon die Seele werdender Lieder das Haupt umſchwebt, ehe noch das nachahmende Gewand der Sprache ſie umfließt.“ Ihre phantaſtiſchen Jugendträume umfaßten ſie daher mit größerer Liebe, als irgend ein geſchriebenes Werk; ſie ſprechen von dem Zuſtande der poetiſchen Begeiſterung, die unabhängig ſei von dem, der ſie beſitze, wie aus der genaueſten Kenntniß [12]). Sie gebe dem Dichter das Original, ſeine Schöpfung ſei immer nur Ueberſetzung! Sie gebe dem Be-

---

12) In einem Aufſatze über die Begeiſterung von 1782. im 10ten Th. der geſammelten Werke p. 403: „Das Anwehen der Begeiſterung iſt für die meiſten Menſchen mit einer ſüßen Empfindung verbunden, für die Edelſten mit einer Entzückung, welche der Wonne des Begeiſterten nahe kommt. Oft iſt ihr Wehen mit zündendem Strahl für denjenigen, welcher der Begeiſterung fähig iſt, begleitet. In ſolchen trifft er oft feuerfangende Ideen, die bald in Flammen auflodern, bald unter der Aſche glimmen, bis das Säuſeln der Begeiſterung oder ihr Sturm auch ſie zur Flamme anfachen“ u. dgl. m.

geiſterten ſchnelle Blicke, ſchöpferiſche Kraft, Ahnungen von Ideen, Wahrheiten, Empfindungen, die außer dem Geſichtskreiſe des gewöhnlichen Zuſtandes des Menſchen liegen, ſie mache den Dichter zum Seher, und dieſe Seherkraft ſtehe in einem Verhältniß mit derjenigen Kraft Gottes, mit welcher er freie Handlungen des Geſchaffenen vorausſehe. Wir bemerken wohl, wie hier Klopſtocks Sätze von dem ſchöpferiſchen Genie auf eine Höhe getrieben werden, auf die es am wenigſten Jemand getrieben hätte, der ſich in den geheimnißvollen Tiefen dieſer ſchöpferiſchen Kräfte innewohnend gefühlt hätte; und es drängt ſich die Ueberzeugung auf, daß, wie ſehr Fritz Stolberg der Dichterlinge ſpottet, die dieſer Begeiſterung nachrennen, wie arg er ſie in dem Satyrſpiele, Apollons Hain, gegen die von den Muſen Geweihten herabſetzt, doch die Hauptmerkmale, mit denen er ſie charakteriſirt, beſonders ihn ſelbſt bezeichnen; daß er ſich mit eignen Pfeilen trifft, wenn er über das Leſen und Wiederleſen und Copieren von Dichtungen ſcherzt und über den Zwang zum poetiſchen Enthuſiasmus. Seine eigne Ekſtaſe über dieſe Dichterbegeiſterung erinnert uns an unſere alten Schleſier, die ſich in Orpheus Seele zurückphantaſirten. Aus dieſer Quelle nun fließt der feierliche Bombaſt, den Stolberg in ſeine Poeſien trug, die Salbung und Würde, die von dem geiſtlichen Prieſterdichter auf den Ritter überging. Sie iſt beſonders auffallend in den patriotiſchen Liedern, der erſten Richtung, die er von Klopſtock überkam. Wenn Er, der ſeine Enkel gegen die Tyrannen wüthen ſah, aber nachher freilich gegen die fränkiſchen Freiheitskämpfer wüthete, der ſich für das Vaterland zu ſterben ſehnte, aber dann im Schoos der Kirche ſtarb, wenn Er in ſeiner Jugend ſein Vaterland ſang, ſo ſollte der Belt erſtaunen, denn er fühlte ſchon als Kind die erbliche Tugend ein Deutſcher zu ſein, fühlte ſich ſeines Vaterlandes Sohn, deſſen Jünglinge Blitze Gottes ſind, fühlte ſich neben ſeinem Bürger früh auf dem Pfade des Ruhms, ja an dem Ziele des Pfades! Er war mit der ganzen Brutwärme der humanen Regungen jener Jahre aufgewachſen, ſein Vater gab in Holſtein das erſte Beiſpiel, den Bauern ſeiner Güter Freiheit und Eigenthum zu laſſen, unter jenem nordiſchen Adel der Bernſtorf, Schimmelmann, Reventlow, Schönborn u. A. glühte der Trieb nach Edlem und Gutem, der Dichter des Nordens reichte dieſem Adel die Hand, fachte ſein Vaterlandsgefühl an, und dem Cherusker

Edling, Hermanns Enkel, ſtand es nicht an zurückzubleiben. Jene Lieder, die er in den 70er Jahren ſang (mein Arm wird ſtark; Sohn, da haſt du meinen Speer; in der Väter Hallen ruhte u. ſ. f.) griff man in der teutoniſchen Zeit von 1813 mit Begeiſterung wieder auf, wo Fouqué Stolbergs Freund ward. Selbſt die Schauſpiele der Brüder ſind ganz von ihrem freiſinnigen Patriotismus dictirt; ſie entſtanden in den 80er Jahren vor der Revolution. Schon die Stoffe ſagen dieß: jener Theſeus, der freie König im freien Volk; jener Otanes, der Fürſprecher der Volksherrſchaft, der ſich vor der Tyrannei durch Pacten ſchützte; die Art und Weiſe ſagt es, wie im Belſazer die Tyrannengreuel, im Timoleon der Tyrannenmord behandelt iſt; die Noten ſagen es ſogar, die beigefügt ſind [13]). Seit dem Ausbruche der Revolution wirft ſich aber dieß Feuer auf die Demagogen; und in den Oden ſchwindet nun nicht allein jede Spur des alten Freiſinns, ſondern auch aller poetiſcher Anſtand, völlig wie es bei Klopſtock der Fall war. Wenn Stolberg die politiſche und publike Seite des Vaterlandsgefühls mit Klopſtock theilte, ſo dagegen die häusliche, heimatliche und idylliſche mit Voß und den Göttingern, unter denen er mit den unteren Ständen gemein war, unter denen man das Talent in dem Naturdichter, dem Grenadier Dick, ebenſo ſchätzte, wie in dem Grafen Stolberg. In der ſchönen Zeit ſeiner Verbindung mit Agnes gelangen ihm Naturlieder, Genrebilder, die Gemälde des häuslichen Glückes, die ihm früher nicht gelingen wollten, die er in den 70er Jahren noch ordentlich mied. Die Gegenſeite zu dieſen patriotiſchen Sympathien nun bilden die antiken, wie bei Klopſtock: die altclaſſiſchen Dichtungen waren gerade im friſchen Aufleben begriffen, und gaben dem Hang zu würdevoller Poeſie in Klopſtocks Schule Nahrung. Friedrich überſetzte ſchon ſeit 1776 an der Ilias, in den 80er Jahren und noch ſpäter fielen beide Brüder auf die Tragiker und Anderes. In dieſer Zeit entſtanden die

13) Zu Otanes heißt es in der Note: „Ach hätten auch unſere deutſchen Vorväter mit mehr Eifer für das ihnen eigene Recht geſtrebt, nur vaterländiſchen Geſetzen, denen ihre eigene Stimme oder die Stimme ihrer gewählten Bevollmächtigten das Siegel aufdrückte', zu gehorchen, und nur von Richtern gleichen Standes, und denen ſie den Spruch willig übertrugen, ein Urtheil anzunehmen. Ein Recht, das ihre Söhne in England ſich ſo rühmlich zu erhalten gewußt haben.

Schauſpiele (1787), die nach antikem Schnitte waren und den Ton der Sophokleiſchen Ueberſetzung feſthielten; ſie beurkunden uns am beſten, daß dieſe Männer, wenn ſie nicht auf dieſe oder andere zubereitete Formen geſtoßen wären, gar nichts bedeuten würden: man gleitet von der anſpruchvollen Form gar zu ſehr in die Leere des Gehaltes ab. Die Brüder ſcheiterten an dieſer Gattung wie Klopſtock; ſie hatten wie Er ein Ideal vor ſich, an dem ſie ſelbſt verzagten. Nur dadurch ſind ſie uns intereſſant, daß ſie neben Klingers Schauſpielen der zweiten Periode den Rückgang von den Irregularitäten und Ausſchweifungen der Kraftgenies andeuten, der innerhalb dieſes Klopſtockſchen Kreiſes auf vielerlei Art eingeleitet ward. Aus eben dieſer Zeit und in eben dieſem Charakter ſind auch Friedrichs Jamben (1784). Niebuhr hielt ſie ungemein hoch und meinte, ſie würden ewig leben; allein ſchon ſeine Generation hatte ſie vergeſſen und die unſere will ſich ihrer nicht erinnern. Allerdings ſind ſie das Wohlthuendſte, was wir von Stolberg beſitzen; ſie führen die Satire aus der elenden und ſchwächlichen Geſtalt, die ſie bei Rabener empfangen hatte, ungefähr ſo zu dem naiven Standpunkte zurück, wie Voß die Idylle aus Geßners Ton rettete. Auch iſt die Geſinnung hier noch kräftig und „Archilochos Geißel" fährt auf die faulen Bauchpfaffen, auf ſchwülſtige Dichter und auf die Nachahmer der Franzoſen, die von unempfundenen Empfindungen ſingen, auf Hofſchranzen, auf die ganze weichliche Zeit, der die Thaten der Alten ein Mährchen ſind. Die Satire der Rath iſt noch ein Hauptſtück zur Bezeichnung des freieren Geiſtes dieſer Zeiten, und wirklich entſtand im Anfang unter den Dichtern, Gelehrten und dem Hofpöbel, wie Boie ſagt, beſonders über dieſes Stück ein gewaltiger Lärm. Uebrigens hat der Satiriker nur ſelten ein reiches Detail zur Hand, es fehlt ihm an Fülle und Helle; großartiger Pomp wechſelt mit kriechender Proſa und ſelbſt mit unedlen Stellen [14]); der Ton iſt auch hier zu überangeſtrengt, und der Dichter fühlt es ſelbſt, daß er zuweilen über das Ziel ſchießt: er habe dieſer Zeiten Nebel nicht getraut, dem Schützen gleich, der in feuchter Luft die Senne ſtärker

---

14) Jambe nennt man das Thier mit einem kurzen und langen
Fuß, und ſo nennſt Du mit Recht Jamben das hinkende Werk.
Xenien.

ſpannt und höher zielt. Hart auf der Grenze der antiken Richtung ſteht ſchon die Inſel (1788), ſie leitet in die romantiſch-chriſtliche über. Eine Colonie vornehmer Herren, romantiſcher Robinſone, träumt ſich räumlich aus unſerer Welt auf eine Inſel im Süden, zeitlich aus unſerer Cultur ins heroiſche Ritterthum, aus unſerer gebildeten Sprache in eine kindlich lallende, aus Schießpulver und Wiſſenſchaften zu Dichtung und Bogenkampf, aus dem heutigen Religionsritus in einen einfacheren Herrnhutiſchen zurück. Das zweite Buch enthält Gedichte, wie ſie auf jener Inſel entſtehen könnten; es ſind Idyllen, nicht ohne Geſchick aus Oſſianiſchen, Klopſtockſchen und Theokritiſchen Farbentönen gemiſcht; hier erträgt man die Inſel lieber, als in den Reden der modernen Jünglinge; man ſteht auf poetiſchem Boden, und das häusliche Naturell, die elegiſche Empfindungsweiſe, die griechiſchen Studien des Dichters wirken hier nicht ſo ungleichartig zuſammen. Noch aus eben dieſem Jahre (1788) ſind die Gedanken über Schillers Götter Griechenlands; und dieß iſt der Wendepunkt, wo Friedrich Stolberg nach dem Ausdruck der Xenien von dem Parnaſſe gejagt ward und dafür ins Himmelreich kam, wo er die Poeſie mit der Wiſſenſchaft und Proſa vertauſchte, die Phantaſie auf den Glauben richtete, wo er die dritte Klopſtockſche Richtung, die chriſtliche, einſchlug. Hier plötzlich wird die Schwäche des Stabs ſichtbar, an dem ſich ſeine Poeſie hielt. Er, der das Leben in der Phantaſie ſo enthuſiaſtiſch geprieſen hatte, der es behauptete, daß die Begeiſterung den Dichter ſeines Ichs entäußern, und daß man Zeus, nicht aber den Sänger ſeines Geſangs zeihen müſſe, was zeiht er mit einem armſeligen Realismus dieſen Dichter einer Sünde, der ſich mit dem Fluge der Einbildungskraft zu den „Weſen aus dem Fabelland" zurückſehnt und dieſe Welt gläubig belebt, im Bedürfniſſe des Dichters, der lieber in der Jugend der Welt weilt, die die Hülle der Dichtung um die Wahrheit zu winden wußte, als in der proſaiſchen Zeit, die in der Natur nur das Geſetz der Schwere ſieht und in Gott ein Weſen verehrt, zu dem die unendliche Kluft wieder ein halber Gott ausfüllen muß? Ein Jahr nach dieſem Angriffe ſtarb Agnes, und nun änderte ſich das äußere Leben in Vornehmheit und das Innere in Abgezogenheit; es folgen die Werke, von denen ſich immer die verſchiedenſten Betrachter abgewandt haben: die italieniſche Reiſe (1794), die ſowohl Niebuhr

4*

mit ihren Kunſturtheilen ärgerte als Göthen, welche die Xenien als einen Kreuzzug gegen die alten Marmorbilder und eine Wallfahrt nach dem Arſenal verſpotten, in welchem die Artillerie für das jüngſte Gericht gegoſſen wird; die auserleſenen Geſpräche Platos (1796), deren Vorrede Schillern durch ihre „vornehme Seichtigkeit, anmaßungsvolle Impotenz und geſuchte Frömmelei" empörte; weiterhin die Geſchichte der Religion Chriſti, die weder den kritiſchen Anſprüchen Niebuhrs, noch auch den katholiſchen Friedrich Schlegels genug that. Seit ſeinem Uebertritte zum Katholicismus gehörte Stolberg dem Kreiſe der Fürſtin Gallitzin an, den wir noch anderswo kurz berühren: er ſah nun, wie die alten ritterlichen Sänger, auf die Zeiten, wo er mit ſeinen Geſinnungen dem geiſtigen Fauſtrecht der Genieperiode huldigte, reuig zurück, und nannte die Ehre der Welt einen Götzen und Feind des Evangeliums, während er früher von Ruhmgedanken feierlich erfüllt war. Seine Sinnesart dieſer Zeit ſpricht er letztlich in dem Büchlein der Liebe aus, in dem er wohl den Thomas a Kempis nachahmen wollte. Auch in dieſen heiligen Regionen fuhr er fort, ſich Formen anzutäuſchen; und ſein Uebertritt zu einer Religion, die ganz hohle Form geworden iſt, bezeichnet in höchſter Potenz eben dieſe Eigenſchaft, die ſeine ganze Poeſie ausmacht, und die ein Phantaſieleben ohne Sinn für die wirkliche Welt und ohne verſtändige Grundſätze immer begleiten wird. Niebuhr, der dieſen Abfall entſchuldigte, bedauerte doch dabei den Irrthum, daß dieſe ſchwachen Uebertreter meinen, mit der Form den Geiſt wieder zu erwecken, der uns entflohen iſt. Aber eben dieſer Irrthum, wenn er von Männern öffentlichen Charakters in Schriften ausgebreitet wird, wird zur Irrung, und ich ſollte meinen, dieß müſſe die Angriffe von der andern Seite entſchuldigen.

Die Fähigkeit und Uebung, ſich in fremde Formen einzuſchießen, hat die ganze Göttinger Schule von Klopſtock überkommen; wir haben die Anlage dazu in ganz Norddeutſchland ſeit dem Beginnen des neueren Kunſtcharakters gefunden, und ein Norddeutſcher brachte ſie in dieſen Zeiten des Hainbundes zur Reife. Dieſe größere Gabe der Reception machte zu originalen Schöpfungen untauglicher, nach denen daher in dieſem Kreiſe das Verlangen gar nicht ſo groß iſt wie in Göthes Geſellſchaft; zu Ueberſetzungen, zur Anneigung fremder Dichtungen befähigte ſie um ſo mehr. Daher hat dieſer Bund

norddeutſcher Dichter, trotz dem Vorbilde Klopſtocks und der Meſſiade, nichts größeres Selbſtändiges producirt. Im Anfange der begeiſtertſten Thätigkeit und des friſchen Wetteifers war zwar die Ausſicht auf größere epiſche Gedichte unter den Jünglingen allgemein. Boie war der Tändeleien der Anakreontiker müde und wies die jungen Männer aufs Epos. Bürger ſuchte nach dem Zauberſtabe der Epiſchen Dichtung, er betrachtete ſeine Balladen als die Vorläufer des Epos, er hoffte von ihnen aus ein deutſches Nationalgedicht, wie Arioſts, Oſſians und Homers, entſtehen zu ſehen, und Herder hoffte eben einen ſolchen Helden- und Thatengeſang voll aller Kraft und alles Ganges dieſer Balladen grade durch ihn, durch Bürger entſtehen zu ſehen. Hahn trug ſich mit einer Hermanniade, Cramer mit einem Brutus, Stoffe die Klopſtocks Eingebung beide verrathen. Selbſt Voß, der, unter allen dieſen excentriſchen Jünglingen geſehen, von Anfang an bei der größten inneren Wärme die größte Mäßigung zeigte, blickte in ſeiner Jugend über das Lyriſche hinweg nach einem Größeren, das Noth that, obgleich er es zu ahnen ſchien, daß dieſer Wetteifer mit den großen Epikern zu unrechter Zeit und am unrechten Orte und unter den unrechten Leuten Statt hatte; er warnte Cramern aus dem Stegreife mit einem lateiniſchen Epigramme vor ſeinem Entwurfe [15]), und hielt ihm Wielands geſcheiterte Verſuche vor. Er fühlte weiterhin mit richtigem Takte, daß Zeiten ohne geſchichtliche Bewegung nur innere Vorgänge, nur äußere Zuſtände zu ſchildern geſtatten, daß Menſchen von heimathlicher Beſchränkung nicht Weltepopöen zu bilden fähig ſind, und er fiel auf das einzig Zeitgemäße und den geſelligen Verhältniſſen Entſprechende, auf die Idylle, und hat durch dieſe weiſe Beſcheidung das mittelbare Verdienſt ſich erworben, die Entſtehung eines kleinen originalen Epos, wie es in unſeren Tagen noch möglich ſchien, durch einen größeren Dichter und in einem bewegteren Jahrzehnte veranlaßt zu haben. Wie ſehr nun die Ausſicht auf Entſtehung eines Originalepos unter dieſen verſchwand, ſo war doch ihre Achtſamkeit auf dieſe Gattung von dem unſchätzbaren Erfolge, daß man auf Homer fiel, da man ſchon von Ramler und Klopſtock her für die Alten überhaupt begeiſtert war. Der Ueber-

---

15) Brutiadem fingis? finxit Wielandius olim
bruti Amadis bruto carmine scorta canens.

ſetzungseifer war gleich anfangs unter den Jünglingen ſo allgemein, daß Boie ſchon 1773 die Rollen ſo vertheilte: Blum ſolle die Aeneis, Knebel die Georgica, Bürger den Homer, Voß den Pindar überſetzen. Es kam ſo, daß Alles dieſes und Mehreres auf Voß allein fiel, den Pindar ausgenommen, der in den 70er Jahren von Gedicke in Proſa übertragen ward. Die Hauptſache war, daß ſich der ganze Wetteifer um Homer concentrirte; um den rhapſodiſchen Dichter, den ſich ſieben Städte aneigneten, ſtritten ſich, wenn man Alles zuſammenſtellen wollte, mehr als ſieben rhapſodiſche Ueberſetzer. Wie zeitgemäß und von wie glücklichem, ja unberechenbarem Erfolge dieß war, hat Göthe theils ſelbſt geſagt, theils mit Dichtungen bewieſen. In Homer ſchien endlich der lange, mit ſo vieler Erbitterung geführte, der ſo eitle Streit über Regel und Natur ſich aufzulöſen, und in der That war ſeine Verdeutſchung der Moment, der Göthes vollendetſte Dichtungen in das richtige Verhältniß zu Natur und Kunſt fixirte. Man hatte immer mit dem Worte claſſiſcher Dichter, antike Dichtung den Begriff der ſchulmeiſterlichen Regel verbunden; hier ward endlich ein Sänger eingebürgert, den bisher nur die Schulmeiſter gekannt hatten, und in dem nun die gebildeten Leſer und die Dichterjugend ſelbſt ſehr wenig Regel zu erbeuten fanden und ſo viel Natur, daß man wohl gar um dieſe richtig zu verſtehen die Kenntniß der wilden Völker und ihrer Sitten für nöthig hielt. Herder und Leſſing hatten den Dichter anders zu betrachten gelehrt, als durch die Brille der Scholiaſten, Bürger ſah in ihm nur den Gipfel der Natur und der Volksdichtung. Es war ein höchſt erfreulicher, anfangs gar nicht ſo leichter Sieg, daß es der Jonier über den ſchottiſchen Barden davon trug, den die Bardenzeit allgemein höher hielt, mit dem ſich Bürger beſchäftigte, und zu dem Stolberg in ſeiner chriſtlichen Zeit zurückfiel. Wie ſehr der Trieb der Zeit aber die Wiederbelebung dieſes Dichters begünſtigte, ergibt ſich aus dem plötzlichen inneren Intereſſe an ihm, das in dieſem Kreiſe ſo wuchernd ſich zeigt, wie in Göthes die Begeiſterung für Shakſpeare: was die deutſche Dichtung werden konnte, mußte ſie, die Lernbegierige, wohl im Angeſicht dieſer beiden Dichter werden. Bürger begann ſchon gleich nach Herders Auftreten (um 1771) die Ilias in Jamben, noch ſo eigenſinnig auf dieſen Vers erpicht, daß er es ſeine ewig unüberwindliche Anſicht nannte, ein deutſcher Homer in Hexame=

tern würde eine Ohrenfolter ſein; auf Klopſtocks Einrede und Voßens Beiſpiel gab er ſo ſehr nach, daß er ſpäter ſelbſt Proben einer hexametriſchen Ueberſetzung gab. Wenn irgend etwas die Unfähigkeit der neueren Zeit und der nordiſchen Gegenden für eine reine und tiefe poetiſche Form bezeugt, ſo iſt es die Art und Weiſe, wie der Kampf um den Hexameter bei uns geführt, und der Vers ſelbſt iſt behandelt worden. Ein Mann wie Bürger ſträubte ſich gegen dieß Maß; ein Dichter wie Göthe quälte ſich Jahre lang damit herum, ging zu Voß in die Schule, und machte den Lehrer lächerlich, da doch der bloße Einfall des Schülers lächerlich war, das durch Unterricht lernen zu wollen, was das Ohr nicht lehrte. Auf dem langſamſten Wege ſchritt man von Klopſtock bis zu Voß vor, und ſelbſt das Anſtellen jener, die Voßens Zeitmeſſung nicht befriedigte, die den Hexameter noch reiner machen wollten, und der techniſchen Strenge die natürliche Leichtigkeit des Verſes opferten, ſelbſt dieß belegte die Unbehülflichkeit des nordiſchen Gehörs. Nur die ſprachgewandteſten Dichter der Folgezeit, wie Rückert und Platen, erkannten Voßens Verdienſte gern an, weil ſie ihn nicht zu beneiden hatten, die Andern hielten ſich nur an die Theorie, die ſie von dem gefährlichen Maße befreite. Knebel fand die Voßiſche Zeitmeſſung vortrefflich, dennoch fragte er, ob der Aufwand an Fleiß und Mühe, der zur Nachahmung der antiken Maße verlangt wird, nicht zu groß ſei, ohne daß es ihm nur einfiele, daß bei einem wahrhaften Formſinne, der weiter hört als auf Ramlerſchen Periodenklang und auf zierliche Reime, kein Aufwand an Fleiß und Mühe nöthig ſein dürfe. Und Knebel gehört doch noch ſelbſt zu denen, die Voßen glücklich nachgeeifert haben, und er erkannte es an, daß durch den Hexameter allein ſich unſere Sprache erhoben und einen poetiſchen Vortheil über andere erlangt habe. Und gewiß, wer da Bürgers jambiſchen Homer, der bei allem Zorn des Dichters gegen Pope gar oft Popiſch klingt, mit ſeinem hexametriſchen vergleicht, wer ſich erinnert, daß vor den Bemühungen dieſer Griechenfreunde Alles in Proſa ſchrieb, Göthe ſelbſt ſeine Iphigenia — ein unfaßlicher Gedanke für uns — in Proſa geſchrieben, daß Niemand einen Begriff von einer poetiſchen Sprache hatte, er müßte ihn denn gleich wie Klopſtock in den Oden überſteigern, der wird dieſen Ausſpruch nicht für eine bloße Redensart halten. Bürger verfocht

übrigens ſchon bei ſeiner jambiſchen Ueberſetzung anſchließende Treue und den Gebrauch der alten Sprache und verwarf die moderne Zurichtung des Homer unter Franzoſen und Engländern; doch hatte er hierin nicht den Takt wie ſeine Nebenbuhler: er trat dem Rechte der heutigen Sprache zu nahe, wenn er einzelne allzugebrauchte Worte wie ſeit, oder mit ſint und or vertauſchte, und der Farbe des alten Gedichts, wenn er mit Beiworten wie Güldenſchwert, Schwanenarm u. A. einen romantiſchen Ritterton anſchlug. Den Stolbergen und Voß mißfiel dieſe ungleiche Miſchung edler Töne mit wunderlichen, altfränkiſchen und kräftelnden, Stolberg wetteiferte ſchon ſeit 1776 in der Ilias in Hexametern, es ſchien ſich Streit zu erheben, den jene Tenzonen ausſprechen, die ſie wechſelten, aber „dieſe Helden kämpften mit heißer Begierde des Ruhmes, und dann ſchieden ſie wieder in Freundſchaft auseinander.“ Bürger und Stolberg arbeiteten mühſam, der letztere mit Voßens Unterſtützung; er gewann es über ſich, ſpäter trotz einiger Empfindlichkeit edel vor Voß zurückzutreten; auch Bürger erklärte ſich zufrieden, ein Vorläufer zu ſein deß der da kommt. Bodmer lieferte 1778 Homers Werke ganz unerwartet; ſie waren ohne gehörige Sprachkenntniß überſetzt, übrigens hielt auch er den Ton ungefähr feſt, den Alle gleichmäßig dem joniſchen Sänger liehen. Man konnte es mit Wahrheit Allen vorwerfen, daß ſie den ſchlichten Sänger „etwas reiner hätten nachempfinden“ ſollen, allein man bedachte nicht, daß Homer für unſere Zeiten in unſerer Sprache ſelbſt nicht dieſen Grad der Naivetät hätte behaupten können. Auch Bodmer war übrigens der Erwartete noch nicht. Aber indeſſen fiel Voß auf die Odyſſee (ſeit 1777), und man ſpürte ſogleich durch, daß hier eine Begeiſterung arbeitete, die im Homer das höchſte Ideal der poetiſchen Darſtellung erkannte, die ſich gegen Bürgers Aeußerung empörte, Homer ſei oft nicht mehr, oft noch weniger als unſer eins, die vielmehr behauptete: ihn übertreffen zu wollen ſei die Frechheit des gefallnen Engels, es zu wähnen, ſeine Verfinſterung. Man fand im Laufe der Zeit, daß ſich zu dieſer Wärme eine Beharrlichkeit, Ausdauer und Hingebung geſellte, die allein die Vollendung und Vollkommenheit dieſer Arbeit möglich machte. Nicht allein der Ruhm der deutſchen Ueberſetzungskunſt war mit ſeinem Homer gegründet, auch ein Kanon war ihr darin gegeben, und es ward ſeitdem ein allgemeiner

Lobſpruch an einem fremden Werke ein Voß zu werden. Es gibt außer Luthers Bibel in keiner Sprache und Literatur ein Ueberſetzungswerk, das mit dieſem zu vergleichen wäre; es gibt in der unſern kein Werk, das einen ſolchen poetiſchen Sprachſchatz geöffnet hätte. Wie tief ſinkt ein ſo reich und eitel gewordener Ueberſetzer wie Pope, wie tief ein ſo berühmter Sprachmehrer wie Johnſon neben Voß herab! Die Anfechtungen, die ſein Homer gehabt, hat auch Luthers Bibel gefunden; die Spöttereien, die man ſich über den Dolmetſcher erlaubte, wären wirkſamer auf Luther anzuwenden. Es iſt recht komiſch, wie Göthe Voßen über dem Burkard Waldis excerpirend ſchildert und die guten Kernausdrücke ad notam nehmend, aber es iſt gewiß noch komiſcher, wie Matheſius von Luther erzählt, er habe ſich etliche Schöpſe abſtechen laſſen, um von dem Fleiſcher die Benennungen zu lernen. Der Vorwurf des emſigen Sammelfleißes iſt einem Werke nur Lob, das durch einen bloßen Dichter ſo wenig entſtehen konnte, wie durch einen bloßen Philologen. Der Vorwurf des Fremdartigen iſt längſt weggeräumt durch die Nation, in deren obere Schichten dieſe Ueberſetzung als ein Volksbuch eingedrungen iſt, in deren untere Lagen es unter keiner Geſtalt hätte dringen können. Wielands parodiſche Ueberſetzungen, die den fremden Geiſt in eignen umwandelten, ſind trotz ihrer Planheit und Deutlichkeit nicht ſo weit gedrungen. Gegen ihn bildete Voß auch von dieſer Seite einen ſchroffen Gegenſatz: er verlangte an den Leſer, wie an ſich ſelbſt, daß er ſeine Eigenthümlichkeit aufgebe und ſich dem fremden Geiſte nähere. Dazu, ſagte Göthe, muß ſich die Menge erſt bilden; und Voß befriedigte zuerſt nicht bis man ſich hinein bequemte; (die Weimarer ſelbſt lernten erſt durch Voß den deutſchen Homer in den 90er Jahren leſen.) Wer aber jetzt überſieht, fährt er fort, was für Verſatilität dadurch auf den Deutſchen gekommen iſt, was für rhetoriſche, rhythmiſche, metriſche Vortheile zur Hand kamen, welche eingebürgerte Dichter aus der Fremde, der darf hoffen, daß die Literaturgeſchichte es ausſprechen werde, wer zuerſt dieſen Weg einſchlug. Voß hat die ſiegreiche Gegenrede gegen Schlegels Vorwurf der Undeutſchheit ſelbſt gemacht: Meine Arbeit muß ſich ſelbſt vertheidigen oder hinſchwinden. Sie iſt es aber vielmehr, durch die Voß ſein unſterbliches Werk begann, die Alten, wie Niebuhr ſagte, als gleichzeitige, räumlich Entfernte uns nahe zu ſtellen,

was ihm der Kinder Kindeskinder allerdings nicht vergeſſen werden; denn mit Recht nannte Humboldt dieſe Einführung des Alterthums in die deutſche Sprache die größte und wohlthätigſte Einwirkung auf die Nationalbildung, die vielleicht in einer ſchon hoch cultivirten Zeit möglich ſei. Und in der That, was war dieſer Nation, die nun der Literatur der ganzen neueren Welt mächtig war, noch weiter zu geben, als zu der modernen Fülle die Simplicität des Alterthums, zu der Ausbreitung, die uns Neueren eigen iſt, die Concentration, und zu der Schrankenloſigkeit, nach der wir ausſtrebten, die Ordnung und Mäßigung der Alten? Wie der wiederbelebte Homer gleichſam auf einen Schlag die ſo lange rathlos umgeirrte Dichtung ſicherer zu leiten begann, werden wir ſogleich weiter erfahren; und wie ſich das ganze Leben der höhern Claſſen plötzlich umgeſtaltete, ſeitdem der claſſiſche Unterricht menſchlicher ward, wie unter der Einwirkung der heitern Kunſt und Lehre der Alten der Sinn ſich aufſchloß, der Geiſt ſich regelte, Geſchmack und Schönheitsgefühl ſich verbreitete, das lehrt Ein Blick, der die Generation an der Scheide der Jahrhunderte mit der vorhergehenden vergleicht. Um dieſe Wiederbelebung der Alterthumskunde, um ihren Eingang in die Bildungsſphäre der Nation hat auch auf der Schule Voß gegen die übrigen Philologen ein ähnliches Verdienſt, wie Winckelmann den Archäologen gegenüber um die Kunſt. Denn er ergriff das Alterthum mit unmittelbarer Anſchauung, drang auf ſeine lebendige Wiedergebärung durch Aneignung ins Deutſche, durch Verbannung lateiniſcher Scholien; auch auf der Schule zürnte ſein feierlicher Ernſt gegen „das Rundum vom Wortlernen zum Wortlehren für neue Wortlehrlinge, vom nichtigen Lateinlallen zum nichtigen Lateinverſtehn": ſeid gewarnt, rief er, in dieſer Art Menſchenbildung war der Jeſuit euer Meiſter! Ihm aber war es um den ächt antiken Geiſt zu thun, den er weder in Schulformen gelehrt wiſſen, noch in modernen Weltton umgebildet haben wollte.

Wie Voß in ſeinen Ueberſetzungen aus dem Alterthume[16])

---

16) Plato's Apologie 1776. Odyſſee 1781. Georgica 1789. Homers Werke 1793. Virgils ländliche Gedichte 1798. Verwandlungen des Ovid 1798. Virgils Werke 1799. Tibull 1810. Horaz 1820. Ariſtophanes 1821. Aratus 1824. Hymnus an die Demeter 1826.

fortfuhr, wie er ſich erſt zur Geläufigkeit übte, dann des Erfolges ſicher ſich ſtets an das Schwerere wagte, im Schweren die Forderungen an den Ueberſetzer ſteigerte, die Zumuthungen an die Sprache und Proſodie zuletzt übertrieb, wollen wir als unſerm Gegenſtande fremder, übergehen. Wie er übrigens hier über ſeine Göttinger Rivalen hinwegragte, ſo auch, wenn wir von Bürgers Balladen abſehen, in den eigenen Gedichten. Dieſe landſchaftlichen Lyriker, Brückner, Miller, Hölty, Claudius, Voß, kannten keine andere Poeſie, als daß ſie in der Natur umher blickten, mit offenem Sinne beſangen, was ſie fanden und was ihr Herz dabei empfand, und ſie ſtanden aller Dichtung entgegen, die mit kalter Ueberlegung Gedanken und Bilder zuſammenreiht, über die man conventionell einig geworden iſt, ſie poetiſch und ſchön zu finden. Dieß bedingt die zwei Haupteigenſchaften, die den Kern dieſer Dichtungen bezeichnen: auf der poſitiven Seite ihre Beſchränkung auf die nächſte Umgebung, ihren landſchaftlichen, heimathlichen, häuslichen Charakter, aus dem ſich ſowohl ihre beſchreibend-idylliſche, als ihre lyriſch-muſikaliſche Natur herleitet; auf der negativen ihren Gegenſatz gegen das Unvaterländiſche, das Weltſchweifende, Katholiſche, Romantiſche, woraus ſich die Polemik gegen alle Poeſie des Kopfs, gegen alles Unmuſikaliſche, das Sonett, und alles Stehende der romaniſchen Dichtung erklärte, die mehr Poeſie der Form als der Materie iſt. Dieſe Lyrik ſteht, wenn nicht auf dem niederländiſchen Standpunkte, ſo doch ihm ſehr nahe; ſie vermeidet das abſolut Häßliche und die Carricatur, aber nicht die Landſchaft, das Stillleben, das gemüthliche Genrebild; ſie hat Achtung vor der Form, aber keine Wahl des Inhalts, ſie entſchuldigt mit Empfindung für den Mangel an Phantaſie, für das fehlende Schöne mit dem Wahren, Edlen, Verſtändigen. Sie iſt nicht grade gegen den idealiſchen ſüdländiſchen Standpunkt, aber doch kennt ſie das einſeitige Idealiſiren nicht, ſie verabſcheut die Entfernung von aller Natur in der Schäferpoeſie, die leere Schönheit, den muſikaliſchen Klang ohne den Anſchlag des Gefühls und Affects; ſie würde in jenem muſikaliſchen Streite der Picciniſten und Gluckiſten gegen die italieniſche Manier, welche die Tonkunſt an ſich blos für das Ohr ausbildet, ohne die übrigen Seelenkräfte anzuſprechen, ohne Bezug auf innere Wahrheit und das Geſetz der Empfindung zu nehmen, als ächte Deutſche entſchieden haben. Wo dieſe Dichter

daher die muſikaliſche Gewalt der Sprache entfalten wollen, iſt es nicht durch Petrarchiſchen Periodenfall und Wortfluß; ſie verließen das Minnelied bald, unbefriedigt von ſeiner muſiſchen Steifheit; ſie hielten aber die Ode feſt, in der wir ſagten, die Poeſie wetteifere mit der Muſik, deren rhythmiſche Maße ſchon muſikaliſche Themen ſind, wo ſich Inhalt, Gedanke und Sache mit der Form mannichfaltig verſchlingen, nicht dürftige Grund-Sätze in geſchmeidigen Variationen eintönig wiederholt werden. Sie reichen daher von ihrem modernen Standpunkte gegen das Romantiſche aus zugleich dem antiken Gegenſatz gegen daſſelbe die Hand, und aufs innigſte vermählt ſich, wie es in der Reformationszeit ſchon geſchah, die nordiſche Verſtändigkeit, Gemüthlichkeit und Simplicität mit der Sophroſyne des Alterthums, und wie damals folgte daraus der Widerſtreit des Proteſtantismus gegen den Katholicismus, des Vaterländiſchen gegen das Italieniſche, ſelbſt hier und da des adoptirten Helleniſchen gegen das Römiſche.

Wollen wir uns dieſe allgemeinen Umriſſe an dem Leben und den Gedichten von Joh. Heinrich Voß (**1751—1825** aus Sommersdorf in Mecklenburg) etwas auszeichnen, ſo treffen wir, wie uns bei faſt allen unſern Dichtern begegnete, ſchon in dem Knaben die Elemente beiſammen, die ſeine ſpätere Bildung trugen. Der Sinn für Rhythmus war ihm angeboren; Hagedorns Lieder fielen ihm am frühſten in die Hände; an die Hausbibel gefeſſelt, ward er mit der alterthümlichen Sprache vertraut, aus der er gern die alten Nerve entlehnte, die unſre Sprache in der Verbildung durchs Franzöſiſche und Lateiniſche verloren hatte; die Claſſiker lehrten ihn ihre Kürze und gedrungene Kraft in Verdeutſchungen nachahmen; auf ländlichen Feſten zogen ihn die Lieder der Mägde und Burſchen an und er ſammelte ſolche Gaſſenhauer noch in Göttingen. Er hatte eine mühſelige Jugend zu durchleben, an Lob war er nicht gewöhnt worden; ſolche werden grundſätzlich und feſt von früh auf, und haben am eitlen und leichtfertigen Gebrauche des Lebens keinen Theil. Er mußte zeitig lernen auf eignen Füßen zu ſtehen, und da es ihm gelang, gab es ihm Selbſtvertrauen und Selbſtgefühl: er ward in Göttingen die Seele des Bundes, trat über den ältern Boie hinaus, ſtand Klopſtock nahe, er konnte, als er Boies Schweſter zur Lebensgefährtin nahm, auf den Muſenalmanach ſeine Subſiſtenz gründen, eine bis dahin unerhörte

Sache! Daß dieſes Selbſtgefühl nicht ausartete, wie bei Bürger, der immer ſeinen Scheitel zu den Sternen erhob, daß es nicht mehr oder nicht früher ausartete, als es die Göttinger Profeſſoren ſpäter fanden und empfanden, dieß lag in ſeiner beſcheidnen Natur, die Boie an dem Jüngling rühmt, und in der Kenntniß und glühenden Empfängniß für die Alten, die alle Einbildung zu dämpfen bei ihm wie bei Göthe wirkſam waren. Er lernte aus Homer nicht Uebermuth wie Bürger, und aus Pindar nicht wie Cramer kecken Wetteifer mit kraus verworrenen Dithyramben; als er den böotiſchen Dichter überſetzen wollte, zog er lieber den ſtrengen Herder zu Rath, als ſeine lobpreiſenden Freunde. Seine erſte Liebe fiel auf dieſen hochgehendſten aller alten Poeten; ſie ſtellt den Fortſchritt von Horaz zu der griechiſchen Ode, von dem römiſchen zu dem griechiſchen Geſchmack dar. Dieſe Schule erklärt ſogleich den frühen Gegenſatz, den Voß gegen Gotter und die halberſtädter Tändeleien machte; er verwarf dieſe Galanterien und Epiſteln ſchon als Gattungen, in denen kein Dichter je unſterblich geworden. In ſeinen zornigen patriotiſchen Oden fühlte er ſich gleich anfangs dieſem läppiſchen Style ganz entgegen, und es zeichnet bekanntlich ſeine Gedichte, auch ſeine einfachen idylliſchen Lieder ſo auffallend aus, daß ſie überall einen gewiſſen ſchweren Cothurn feſthalten. Klopſtocks Vorgang beſtätigte ihn darin, zwiſchen Proſa und Poeſie ſcharf zu ſcheiden; er wollte weiter gehen in Worten und Satzbau die dichteriſche Sprache zu erhöhen, als Ramler und Klopſtock; er wies wie dieſe die Mäkler an ſeiner Undeutlichkeit zurück; er verlangte an den Dichter nur, daß er ſeinen Gedanken die deutlichſte Sprache gebe, nicht aber daß er höhere Gedanken der allgemeinen Verſtändlichkeit wegen ſolle fahren laſſen; er verfocht wie Aeſchylus beim Ariſtophanes, daß großer Gedanke und großer Sinn ſich gleich anbilde den Ausdruck. Der Gefahr, wie Gellert und Schmolke platt zu werden, entging er freilich mit dieſen Grundſätzen, aber nicht ſo ſehr dem Gegentheile, einfacheren Gedanken ein allzu ſtolzes Gewand zu geben, beſcheidnen Gegenſtänden zu aufgetragne Farben. Etwas von der ungeſchickten Miſchung des Antiken mit dem Niederländiſchen Style, was wir bei Heinſe fanden, ſtreifte auch in dieſe Schule herüber, wo von Michaelis und Bürger aus die Parodie des Virgil angeregt ward, wo Ewald den Apollo nach Burſchenweiſe als Gott des Knaſters beſang u. dgl. Uebrigens

würde man weit irren, wenn man die eigene Verbindung von Ländlichem und Alterthümlichem, Cothurn und Soccus, Jdylle und Ode, Volkston und Kunſt der Schule in Voß blos auf Rechnung des Schulmannes, des gelehrten Volksdichters und nachahmenden Uebersetzers ſtellen wollte. Der Süddeutſche kennt die ernſte Natur der nordiſchen Landleute von unverdorbener Natur und Freiheit nicht, unter denen Voß eine Zeit lang in Otterndorf (1778—82) im Lande Hadeln lebte, und die er in der Beſtätigung der Stolbergiſchen Umtriebe ſchilderte; ein Volk von ſtrenger Abgeſchiedenheit, das alles Geeſtland als eine barbariſche Fremde betrachtet, ohne poetiſchen Sinn, ohne erheiternde Feſte und gemeinſame Freude, ohne Geſänge und Scherze in Feierſtunden, wie es Voß nachher wohlthuender in Eutin fand; ein Schlag Menſchen von ganz ernſter praktiſcher Richtung, unter denen der Landmann wohl Virgils Georgica in landwirthſchaftlichem Jntereſſe las, der Bürgermeiſter von dem Schulmeiſter Homeriſche Alterthümer gegen die alten Geſchichten der Marſchbauern eintauſchte. Aus dieſem Stamme ging Carſten Niebuhr hervor und Carſtens Sohn, deſſen lakoniſchem Sinne ein Volk thätiger Bauern ohne Kunſtſinn genügte, und der gleichſam von Geburt und Herkunft aus berufen war, die Geſchichte jenes Volks, welches als Urbild alles ausſchließenden Staatsſinnes, Nationalgefühls, Gemeingeiſtes und praktiſcher Entwickelung ohne feinere geiſtige Bedürfniſſe in der Welt ſteht, bis zu der Zeit zu ſchreiben, wo die fremde feinere Bildung den alten Volksgeiſt untergraben hatte; ſo wie es in dieſer Umgebung ein Drang und eine Freude ſein mußte für Voß, das ächteſte römiſche Gedicht, Virgils Landbau, mit einem meiſterhaften Commentare begleitet zu überſetzen. Was von dieſem zeitweiligen Wohnlande Voßens gilt, gilt in gewiſſem Grade von dem ganzen äußerſten Norddeutſchland. Von der Ordnung und Gewiſſenhaftigkeit in dem Gemeindeweſen vieler nordiſcher Gegenden, von dem Gemeinſinne ſelbſt in den größeſten Städten, wie in Hamburg, hat man in Süddeutſchland, in Frankfurt, und in den meiſten ſüddeutſchen Ländern ſo wenig Begriff wie von den ſtrengeren Familienbanden und der gleichſam bürgerlichen Anhänglichkeit an die Religion des Landes. Jn ſolchen Verhältniſſen lernt der Einzelne feſt ſtehen, bildet ſeinen Charakter kräftiger aus, ſchließt ſich vollſtändiger in ſich ab, und dorther haben wir neben Voß auch die Niebuhr, Dahl=

mann und Schloſſer in die Literatur ausgehen ſehen, „Kerneichengewächs“, deſſen eigenthümlich kräftige Erſcheinung in jedem Geſchlechte, das für Männlichkeit mehr Sinn hätte, noch weit anders geſchätzt ſein würde als bei uns. Das Kernige oder Gedrungene oder Kunſtloſe ihrer Proſa iſt immer der ähnliche Ausdruck einer ähnlichen abgeſchloſſenen Kräftigkeit wie das Verwandte in Voßens Proſa oder Poeſie. Nicht allein hält der Menſch in ſolchen Umgebungen und Verhältniſſen auf das was er iſt, und wird dieß in Rede und Schrift nicht verleugnen, er hält auch auf das was er hat; er gibt dem Lande und dem Geſchäfte, das ihn nährt, der Gegend, die ihn geboren hat, deſto mehr Bedeutung, je weniger ſie vielleicht in ſich haben, wie der Wohlhabende, der ſich mühſelig einen Beſitz errungen hat, ſtolzer auf ihn iſt als der zufällig Reiche. Daher ſcheint uns im Süden, die wir mühloſer von der Natur erhalten und verſorgt werden, der erhöhte Ton, mit dem Voß Naturleben, ländliche Sitten, Geſchäfte und Freuden beſang, vielleicht mehr als dem Norddeutſchen über das Maß hinauszugehen, und wir finden die Rechtfertigung für dieſes römiſche Pathos in dem Volksliede nicht ſo, wie in der Horaziſchen Ode, wo nach Göthes Ausdruck, derſelbe Geiſt dieſelbe Geſtalt wieder hervorzubringen ſchien. Aber das Landlied Voßens hat immer den ernſten Bezug auf das Leben ſelbſt, und im Scherz und muthwilligen Schäkern bleibt ernſte Haltung. Wie ſich dieß Leben um die Natur und ihre Perioden dreht, ſo auch dieß Lied. Seine Poeſie gemeinnützig zu machen, war des jungen Mannes erſtes Ideal, als er mit Hölty in Deutſchland und Italien wandern wollte, um das Leben der Landbewohner veredelt in Idyllen und Liedern darzuſtellen, und wie es der „Abendgang“ (an Erneſtine) ſchildert, ungefälſchte Natur und des goldnen Alters Sitten zu ſuchen, und Samen zu edlen Thaten auszuſtreuen. Wie Voß in dieſer Individualdichtung, wie ſie Göthe benannte, alle Geſchäfte, die Stände, die Tagſtunden, die Jahrszeiten, die Freuden und Feſte des Landes beſingt, ſo gingen dorthin auch ſeine theoretiſchen Bekümmerniſſe, und er hatte für all dieß, für religiöſe, bürgerliche, Geſchäfts- und Jahrszeitfeſte eben ſo wohl ſeine Philoſophie oder ſeine Agende zur Hand, wie ſeine Poeſien. In dieſen erhebt ſich ſeine Phantaſie ſelten über das poetiſche Malen; er gibt blos Schilderung und Abbild, „rechts und links wird Alles gerühmt, was das ſpähende

Auge entdeckt;" Verkörperung, Belebung, Verwandlung der Erſcheinungen und Geſchöpfe der Natur begegnet hier nicht; es iſt das bloße Abzeichnen der Natur und das Widerſpiel der Empfindung in des Beobachters Seele; ein reiner, ganz proteſtantiſch geläuterter, poetiſcher Naturgottesdienſt. Es iſt, als ob ſich dort im Norden die Laſt des Winters, die entſchädigende Wonne des Sommers, die häuslichen Freuden, die den bald wiederkehrenden Winter aus dem Sinne ſchlagen ſollen, dem Auge zu nahe drängten, um eine andere Ausſchmückung zu erlangen oder zu dulden, als die geſchickte, erhöhte, maleriſche oder muſikaliſche Bezeichnung in der Sprache. Wie vortrefflich Voß jenes Onomatopoetiſche der Alten abgelernt, wie trefflich er nach den Gegenſtänden Rhythmus, Wortwahl, Klang und Reime getroffen hat, wie hoch bei ihm gleichſam Versmaß und Sprachgewalt allein poetiſch hebt, iſt bekannt genug. Hierin bildet er jenes Streben der Schleſier nach dieſer Seite hin auf der höchſten Spitze aus; ſie hatten bei dem Eintritte des neueren Kunſtcharakters angefangen, auf Form und Versbau zu achten: hier ſind wir am Ziele. Unſere Rhythmik erhielt im Weſentlichen durch Voß die Geſetze, die aus unſerer Sprache und Dichtung allein reſultiren; er gab die Muſter hinzu, die vor ihm keiner erreicht hat; er behandelte Rhythmus und Sylbenmaß aus jenem tiefſten Geheimniß ſeines Verhältniſſes zu dem Gedanken, deſſen innere Nothwendigkeit an die Reinheit des Sylbenmaßes gebunden ſcheint, während wir bei rhythmiſchen Freiheiten immer die Laune und Willkühr auch in dem Gedanken durchfühlen. So ſteht Voß in dem Wendepunkt der Zeiten, wo vorher trotz aller Anſtrengung die Verskunſt nichtig war, der Inhalt für Alles galt, bald nachher aber die Verskunſt Alles und der Gehalt trotz allem genialen Anſtellen nichtig ward. Unſer größter Dichter hat mittelbar und unmittelbar durch ihn erſt ſich proſodiſch gebildet; der gerühmte Proſodiker vor Voß, der Alles mit ſeiner Feile bedrohte, Ramler ward durch Voß wieder bedroht, er ſolle ſich vor ihm hüten: auch er habe eine Feile! Und Klopſtock, empfindlich über Voßens rückſichtsloſen Fortgang in Theorie und Praxis, war mehrmals geſpannt mit ihm und mußte durch nachgiebige Pietät begütigt werden. Voßens Zeitmeſſung hat er nicht mehr geleſen, ſie würde ihn vielleicht verſöhnt haben. Mit ihr ſchloſſen und endigten, wenn man will, jene Poetiken der Schleſier, die ſich über die deutſche

Proſodie vorbereiteten. Dieß iſt nicht zufällig: die Heimat Voßens hing immer mit Schleſien und Preußen literariſch zuſammen; perſönlich kann er in höchſter Potenz jenes züchtige und ehrbare Geſchlecht vertreten, das zwiſchen patriarchaliſchem Proteſtantismus und der Begeiſterung für das Alterthum ein ſchönes Einverſtändniß ſtiftete, das der Dichtung in rührender Liebe anhing, aber das Edle, Gute, Nützliche um das Angenehme nicht aufgab, das den Grazien in genügſamer Emſigkeit nachſtrebte und die zarten Göttinnen nöthigte, dem Kantigen und Schroffen des deutſchen Charakters etwas nachzuſehen. In allen Stücken faſt iſt Voßens Lyrik ein Höhepunkt der ſchleſiſchen, ſie iſt eine geſteigerte, verallgemeinte Gelegenheitspoeſie. Seine Oden, ſeine Idyllen, ſeine Elegien, die Natur-, Trink-, Gelag- und Gelegenheitsgedichte, die bräutlichen Liebeslieder, die praktiſchen Erbauungsgeſänge, Alles haben wir dort erlebt; und wenn wir bei den Schleſiern zerſtreute Anklänge an Hagedorn, an Klopſtock, an Claudius u. A. und wieder an die hackbretmäßigen Volkslieder fanden, ſo haben wir denſelben Anklang an alles dieſes bei Voß. Und ſo auch die ähnlichen Verhältniſſe zur Muſik. Unſer Volksdichter weiß nicht gern von einer Lyrik, die nicht geſungen ſei; Ode heißt Geſang, ſagt er, was ſoll eine geleſene Ode? Ganz früh ſtand er mit Forkel in Verbindung, den er nachher ſteif, erfindungs- und gefühllos fand; er lauſchte auf Gluck, den vaterländiſchen Tonkünſtler; Bach wollte aus ihm gern einen ganz muſikaliſchen Dichter haben; ſehr vertraut ſtand er mit Schulz aus Lüneburg, dem Nebenbuhler Reichardts, einem ſimplen Manne der guten alten Zeit, deſſen Volkslieder Voß für ein Ideal von Liedermelodien hielt, an denen er den reinen Ausdruck der Empfindung liebte ohne Zuſatz von Modegeſchmack und Virtuoſeneitelkeit. Seine Compoſitionen ſättigten Voß nie, bei einigen ſeiner Melodien glaubte er ſeine eigenen Lieder beſſer zu verſtehen. Bei all dieſer Neigung zur geſungenen Lyrik ſtritt übrigens, wie bei den Schleſiern, ſo auch in Voß der Gedanke in den Liedern zu ſehr mit der Empfindung. Wie gern er dem Componiſten in die Hände arbeiten möchte, ſo will er denn doch nicht den beſſeren Ausdruck des Gedankens dem Schönklang der Muſik opfern; er war neben dem Muſikaliſchen zu ſehr ein correcter, ein ſprachlicher Dichter. In ſeiner Jugend meinte er zwar, daß Natur die einzige Dichtkunſt ſei, und Alles andere Seifenblaſe; man empfinde

nur ganz und ſage dann ſeine Empfindung auch in Hans Sachſens Sprache her, es werde mehr Eindruck machen, als alle prächtigen Päane der lächerlichen Nachahmer Ramlers und Klopſtocks. Aber weiterhin predigte er, wenn nicht **nonum**, doch **novum prematur in annum**; er ging mehr auf die Sachen, die Geſtalt, die Würde der Gedanken und die ſprachliche Einkleidung aus; ſo kam denn manches Gedicht, in dem, wie Göthe ſagte, bei aller Gottesfurcht Mangel an Poeſie war; manche Strophe, die nur ein Repertorium für ein und das andere gerettete, geſchaffene, neugebildete Kernwort war, unter denen manches „bäuerliche", unpoetiſche mit lief. Schiller und Göthe, ſo voll aufrichtiger Anerkennung ſie Voßens Verdienſte rühmten, ſo voll Lobes ſie über ſeine Idylle waren, daß faſt ſein Name allein und einzig in den Xeinen geprieſen wird, haben ſich zu Zeiten über einzelne Saiten oder einzelne Producte von Voß hart und ſchroff geäußert; die bekannte Recenſion von Göthe iſt in der Zeit des guten Vernehmens, aber darum nicht in der Meinung gemacht, in der ſie der treue Heinrich aufnahm, der in der Reihe der Bezauberten um Göthe herum ein ganz eigenthümliches Bild macht und mehr als Andere in ſeiner harmloſen Weiſe auf den unwiderſtehlichen Reiz blicken läßt, welchen die freundliche Humanität eines großen Mannes in geſchickter Paarung mit impoſanter, diplomatiſcher Ferne und Würde auf unſelbſtändige Menſchen ausübt. Voßens Angehörigen hätten dieſe Ausfälle nicht ſo hart auffallen ſollen; denn Voß urtheilte zum Theil ſelbſt ſo über ſich. Mit dem Maße gemeſſen zu werden, unter das jene Beiden gehören, hätte er ſelbſt nicht begehrt; er hat in der Auswahl letzter Hand bewieſen, daß er ſelbſt den Stab über einzelne ſeiner Sachen zu brechen wußte, er las zu Zeiten ſeine Gedichte von wenigen Jahren vorher und erſchrack darüber, daß er das für Poeſie gehalten habe. Er geſtand es ſchon in ſeiner Jugend, daß ein großer Dichter mehr außerordentliches an ſich haben müſſe, als er von ſich wiſſe. Klopſtock ſei 18 Jahre geweſen, als er den Meſſias anfing, das ſei der große Dichter; Genie zu einem künftigen Dichter eigne ihm ſein Stolz in gewiſſen Stunden zu, und auch daran zweifle er in andern; er fand es richtig, was man ihm von der geringen Phantaſie in ſeinen Gedichten ſagte. In mehr als Einer Hinſicht möchte man finden, daß in ſeinen Producten, wie in ſeinem Charakter verſchiedene Adern aus Klop-

ſtocks und Leſſings ganz heterogenen Weſen zuſammenlaufen. Aus dieſer Miſchung iſt jener Charakter von unerſchütterlicher Feſtigkeit, von männlicher Selbſtändigkeit, von rückſichtsloſem Wahrheitseifer, von geſundem unumnebeltem Blicke geworden, ſchwer wäre aus ihr ein großer Dichter hervorgegangen, auch wenn andere, glücklichere Verhältniſſe den Mann umgeben hätten. So aber litt er auch noch von dem Drang der nordiſchen Natur, und ſeufzte unter dem Joch der Schulämter; „des Lyäus Rebſchoß pflanzte der hyperboreiſche Sänger nahe dem Nordgeſtirn, pflegte ihn, abwehrend Luft und Ungeſchlachtheit, unter dem Glas in erkargter Sonne, wo er ihm bald Blüthe, bald grünen Herling, bald geröthete Traube brachte.“ Worte, die eben das ſagen, was Schiller gelegentlich in derberen Ausdrücken von dem ungleichen Werthe Voßiſcher Gedichte bemerkt. Im Gefühle des äußeren Drucks richtete Voß in jener Ode an ſeinen Genius, die Niemand ohne Wehmut leſen kann, die bittere Apoſtrophe an Mäcenas: er ſolle ſeinem Virgil und Flaccus ein Amt geben, Venuſias Anwachs zu ziehen, und dann Wettgeſang mit Homer und den Lesbiern von ihm fordern[17]). Die Ehrbarkeit, mit der er ſich durch dieſen äußern Druck durchrang, die „Lebhaftigkeit, mit der er empfand, daß es kein Fluch ſei, im Schweiße des Angeſichts ſein Brod zu eſſen“, ſpricht ſeine ganze Lebensgeſchichte und alle ſeine Gedichte aus. Daß er dabei zu Zeiten erkrankte und litt, daß er grämlich, ſchwer zu handhaben, durch Einſamkeit reizbar, im Menſchenverkehr leicht verletzlich ward, hat ihm nur der ein Recht übel zu nehmen, der im gleichen Falle, bei gleichen Verdienſten gefaßter blieb; in Abrede ſtellen müſſen es übrigens ſeine unbedingten Verehrer nicht wollen, da die Schilderungen und Milderungen ſeiner ehrwürdigen Gattin es ſelbſt am ſtärkſten bezeugen, wie er, der ein Muſter der Hausväterlichkeit

---

17) Noch bitterer der Schluß:

Deß wird ewiger Ruhm, Gönner der Wiſſenſchaft,
dir im Buche der Zeit; ja die Verherrlichung
weckt Nacheiferer künftig,
die mit hellerem Sinn verſtehn:
Nicht ohn alles Verdienſt ſie der Kaſtalia
Weisheitsquelle, gelehrt, Mühlen zu drehn, die Brod,
Brod uns ſchaffen und Brennöl,
Und was menſchliches Wohl erheiſcht.

darſtellen konnte, zugleich eine Hausqual war, die nur ſolche deutſche Frauen ſo leicht ertragen, deren edle Aufopferung bis zur Verleugnung von Gram und Sorgen geht. In ſo abgeſchloſſenen, beſtimmten Naturen, die in ſo vieler Hinſicht ſo beneidenswerth ſind, iſt eine erhöhte Reizbarkeit nur allzu gewöhnlich; ſie ſind in ihrem Gange nicht zu irren, aber deſto eher zu ſtören. Wer ſich in einer weiſe gewählten Beſchränkung glücklich bewegt, der hat ſich gegen zwei Feinde zu wehren: gegen Beengung und gegen Erweiterung ſeiner Grenzen. Und ſo ſehen wir Voß immer für Vaterland, Religion und Humanität vorkämpfen, aber Alles verfolgen, ſowohl was engherzig an Scholle, Zelle und Schule hängt, als was ins Weite ziellos ausſchweift. In der Mitte ſteht er in jener Sicherheit feſt, die die Freude an gegebenen Verhältniſſen und deren Reinhaltung mittheilt, die Göthe an den Alten beneidete, und die eine Seite in Voß bildet, von welcher ihn Niebuhr mit Recht einen verſpäteten Griechen nennen konnte. So hing er mit warmer Liebe an der Heimat und der trauten Vaterhütte, und über die Grenzen weg reicht er nur dem verwandten Briten die Freundeshand, der welſchen Erbfeinde Feind, kein Feind von dem, der ſich zur Menſchheit bildet und am Staube nicht feſtklebt. So wies ihn ſeine Natur an Familie und Haus, und nur ein Freundekreis, der nicht ſtörend in die häusliche Denkart eingriff, verband ihn mit der Welt, der ſtörende ſetzte ihn in feindliche Aufregung. Aus einem familiären Bunde für das Vaterland zu wirken, war ſein Ideal, er lebte ſpäter gleichſam das Bundesleben fort, und hielt die Rückſichtsloſigkeit feſt, mit der er wie in der Jugend ſo im Alter der Wahrheit Alles nachſetzte, die Rückſicht auf Klopſtock, und die auf Stolberg, der zuerſt über Voßens Tadel an ſeinen Dichtungen empfindlich ward und über ſeine Homeriſchen Siege. Wie ein eifriger Bündner er aber auch war, ein Sectirer wäre er nie geworden. So blieben ihm die zwei Pole, um die ſich unſere Erziehung und Schule bewegt, die Bibel und die Claſſiker, ſein ganzes Leben anziehend, wie ſie es in der Jugend waren. Er hielt ſich an den Einen Homer, den er in der Schule empfing, ungeirrt von der Autorität Wolfs oder Klopſtocks, „der ſich freute, daß Homer nicht Homer ſei, Er aber Klopſtock;“ es wäre ihm aber, ſo viel an ihm war, nicht eingefallen, den Unterſuchungen über die Homeriſche Gedichtentſtehung entgegen zu treten. So hing er mit gan=

zem Herzen an der Bibel und an dem ächten Lutherthum, er ſchlang die häusliche Verfaſſung, die ihm lieb war, um das Univerſum, und ſah im Himmel einen Vater, der uns künftig wieder, die Lieben zu den Lieben, häuslich verſammelt. Wer darum zu der Confeſſion überging, die hier ausſchließende und liebloſe Satzungen predigte, der griff ihn damit in ſeinem innerſten Herzen an, und ſein Ausfall auf Stolberg war gleichſam eine ſpäte Nothwehr ſeines ganzen Weſens, die immer jene zuerſt zu verdammen pflegen, die die betreffenden Schriften nicht geleſen haben, am wenigſten aber die inneren Bewegungen zu fühlen vermögen, die ſein feſter, ſteter und einfacher Freundſchafts- und Religionsſinn unter dem Schwanken und dem Fall des Freundes zu leiden hatte. Gut handeln war ihm ſchlechterdings die einzige Religion und ſein kurzer Katechismus; mit ihm war er gleich geſtimmt zur Duldung, wie zur Intoleranz gegen Unduldſamkeit, und mit dieſer hatte ihn Stolberg noch in der Zeit des perſönlichen Verkehrs häufig gequält. Immer in dem gleichen geſunden Sinne für reine, runde, glatte Verhältniſſe, der Leſſings Liebe zu reinen Begriffen ähnlich und an Conſequenz gleich iſt, liebte er keine ſymboliſche Weisheit, die chriſtliche und orientaliſche und griechiſche Götterlehre durcheinander würfelte, und keine Unterſuchung, die unhiſtoriſch die Zeiten zuſammen warf, und keine romantiſche Poeſie, in der er richtig die wilde Miſchung unverſöhnter Elemente ahnte. Ebenſo berechnete er ſeine Dichtung im Ganzen zu beſtimmten Zwecken, wie er bei den Alten fand, ja vorherrſchend für einen beſtimmten Stand, und im Einzelnen dachte er bei ſeinen Gedichten an beſtimmte Perſonen, denen er eine angenehme Empfindung erregen wollte; ſeine Poeſie war daher den „Trugidealen des neueren Genius", der Verſchwendung von Leidenſchaft und Geiſt mit und ohne Abſicht entgegengeſetzt.

Daß dieſes Dichters Stärke die Idylle ward, die ſich fern von dem Geräuſche der großen Welt in engeren Zuſtänden bewegt und das Glück der Natur und der Beſchränkung preiſt, war wohl natürlich. Voß wagte es, dieſer Gattung den Naturinhalt, den er in ſeiner Heimat und ſeinem Wohnorte empfing, in einfacher Wahrheit einzuverleiben und führte ſie dadurch zu einem ganz reinen Standpunkte zurück; praktiſch that er in dieſer Gattung, was Leſſing theoretiſch mit Allen verſuchte; und er reiht

ſich darin dem jungen Beſtreben jener Zeit ganz an, das überall auf ſimple Verhältniſſe zurückging. Theokrit machte ihn zuerſt auf die eigentliche Beſtimmung der Idylle aufmerkſam, da er bei dieſem die Idealwelt der arkadiſchen Schäfer vermißte, und nur gute ſiciliſche Natur fand. Er ging der Idylle hiſtoriſch nach, und entdeckte, wie ſie Virgil nur dem Sicilier entlehnt, wie er ſie umgebildet und verbildet, und ein Ungeheuer daraus gemacht hatte, das nirgends zu Hauſe war. Die ſpaniſchen Dichter, die ihre Welt noch undichteriſcher fanden als der Römer die ſeinige, zogen mit ihrer Muſe nach Arkadien, Geßner folgte dieſen und malte Schweizernatur mit arkadiſchen, idealen, d. h. chimäriſchen Einwohnern. So glaubte er, würde man wohl in allen Dichtungsarten zu reformiren finden, wenn man ihrem Urſprung und Endzwecke nachſpüre. Voß ſtellte ſich auch hier in eine richtige Mitte; er verließ jene läppiſche Idealität, ohne in die Bauernmanier des Maler Müller oder einiger engliſchen Idyllendichter zu verfallen; er gab in dem Muſenalmanach „Pferdeknechtsidyllen" worin Michel und Hans, nach der Aeußerung Schubarts, doch nicht ganz wie die ſchwäbiſchen Stallknechte ſprechen. In ſeinen kleineren Idyllen blieb manches Herbere hängen, was aus didaktiſcher Berechnung herrührte; den ländlichen Frieden ſtörte die Fürſprache für die Leibeigenen und der Blick auf die Verhältniſſe der Frohnenden und der Herren, was in Satiren beſſer am Platze geweſen wäre. Aber in das Lob, das der Luiſe (1783) und dem ſiebenzigſten Geburtstag von unſeren Dichtern und von der Nation gezollt ward, bei der die Luiſe immer eins ihrer wenigen poetiſchen Handbüchlein geblieben iſt, müſſen wir einſtimmen. Das Lob der Idylle iſt immer ein relatives Lob; auch in dieſer Gattung iſt es, wie Voß bei Andern fand, ſchwer unſterblich zu werden; und es iſt merkwürdig, daß Göthe, ohne es zu wiſſen, die Luiſe nachahmend, aus der Idylle ins Epos ſtieg, ſo wie Voß, wenn er ſeine Abſicht ausgeführt hätte, mit Göthe in dem Stoff von Hermann und Dorothea zu wetteifern, höchſt wahrſcheinlich aus dem Epos in die Idylle zurück gefallen ſein und Handlungen in Zuſtände und Schilderungen umgewandelt haben würde. Man wird mit Niebuhr leicht die Wärme für die Luiſe theilen, ohne darum mit ihm zu hoffen, daß Voß für unſere Nachkommen ſein werde, was Homer für die Griechen, ohne wie

Er bei Voß, Homer und Sophokles den Dichtern aller Welt ent= ſagen zu wollen. Niebuhr, indem er aus ächt nordiſcher Verwandt= ſchaft dem Dichter der Luiſe, der ihm Klopſtock ganz in Schatten warf, dieſe übergroße Ehre anthut, thut ihm in Einem Athemzuge die Unehre, daß er den „andern deutſchen Griechen Geßner“ mit ihm zuſammenſtellt. Ganz anders Schiller, deſſen Urtheil über Geßner wir oben angeführt haben. Seine Forderung war, daß ein Idyllendichter ſich zwiſchen Individualität und Ideal entſcheiden ſolle. „Denn beiden Forderungen zugleich Genüge zu leiſten, fährt er fort, ſo lange man nicht am Ziele der Vollendung ſteht, iſt der ſicherſte Weg beide zu verfehlen. Fühlt ſich der Moderne griechi= ſchen Geiſtes genug, mit dem Griechen auf ihrem eignen Felde, in der naiven Dichtung zu ringen, ſo thue er es ganz; erreichen zwar dürfte er ſein Muſter ſchwerlich, zwiſchen dem Original und dem glücklichen Nachahmer wird immer eine merkliche Diſtanz of= fen bleiben, aber er iſt gewiß, ein ächt poetiſches Werk zu zeugen. Mit einem ſolchen Werke hat Voß unſere Literatur nicht allein bereichert, ſondern auch wahrhaft erweitert. Dieſe Idylle, obwohl nicht durchaus von ſentimentaliſchen Einflüſſen frei, gehört ganz zu dem naiven Geſchlechte, und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den beſten griechiſchen Muſtern mit ſeltenem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu großem Ruhme gereicht, mit keinem modernen Gedichte aus ihrem Fache, ſie muß mit grie= chiſchen Muſtern verglichen werden, mit welchen ſie auch den ſo ſeltnen Vorzug theilt, uns einen reinen, beſtimmten und immer gleichen Genuß zu gewähren.“ Dieſem Urtheile wiſſen wir nichts zu= noch abzuthun.

Mit ſeiner entſchiedenen Richtung nach dem Volk hin ſuchte Voß von früh auf eine Bedeutung für die untern Volksclaſſen zu gewinnen; ſeine Idylle arbeitete auf die Emancipation der gedrück= ten Claſſe hin, und in ſeinem erſten Jugendeifer trug er 1775 dem edlen Markgrafen von Baden ſeine Dichtkunſt an, die ſeine Lands= leute in Mecklenburg beleidigt hatte; dem Fürſten, der den Bauern= ſtand als die Grundlage des Landeswohls betrachtete, empfahl er ſich, wie es ehedem Hofpoeten gab, zum Landpoeten, der die Sit= ten des Volkes beſſern, die Freuden eines unſchuldigen Geſangs ausbreiten ſolle. Sonderbar, daß gerade in dem Lande dieſes Für= ſten ein anderer Idyllen= und Volksdichter aufſtand, der dieſer

Abſicht etwas ſpäter völlig nachkam. Wir ſchieben Joh. Peter Hebel (aus Baſel 1760—1826) hier ein, weil er an jedem Orte iſolirter ſtehen würde, als hier. Denn er war ganz aus ſich ſelbſt Dichter geworden, und kann, wenn er irgend Jemandem verpflichtet iſt, nur Theokrit und Voß verpflichtet ſein. An dieſer Stelle aber dient er uns vortrefflich, um den Unterſchied zwiſchen nord= und ſüddeutſcher Dichternatur noch einmal recht fühlbar zu machen, die ſich hier verhalten wie Markgräfer Wein, reines Naturgewächs der beſten Lage, zu dem nordiſchen Nationaltrank, „den Bacchus aus der Quinteſſenz der Kinder heißer Zone bereitete und Vulcan mit dem Stahle glühte.“ Wenn irgend ein Volksdichter über ſeine beſchränktere Sphäre oder was man ſonſt ausſetzt, unangefochten geblieben, irgend einer nur Eine Stimme über ſich gehört hat, ſo iſt es Hebel. Dieß liegt darin, daß er menſchlich noch mehr zu dieſem Berufe geſchickt war und dichteriſche Vortheile durch Schickſale und Geburtsland voraus hatte, wie kein Anderer. Er war aus den unterſten Kreiſen in dem badiſchen Oberlande aufgewachſen, in einem einfachen, frommen, geweckten Völkchen ſelbſt fromm, ſelbſt gemüthlich, liebenswürdig, witzig und heiter geworden; ſpäter dieſen Naturumgebungen entnommen (ſeit 1791 in Carlsruhe), blieb er ihnen durch Naturſtudien gleichſam in einer höheren Region treu; ihn zertheilte nicht wie Voß die Einmiſchung in die Literatur und in das Leben, die polemiſche; hätte ſein Freund den Glauben gewechſelt, er hätte wie bei ſeiner Freundin, Feldbergs Tochter, gedacht: es iſt nun ſo, was ſoll jetzt Zanken und Schmählen! Er war friedfertig, ſchüchtern, beſcheiden, ohne Sinn für Politik, vergnüglich gefaßt, ganz gemacht für alle Anforderungen einer friedlich idylliſchen Dichtung, die ihre Wurzeln in einer freundlichen Heimat ſchlug. Noch mehr: er dichtete ſeine allemanniſchen Gedichte (1801. 2.) aus räumlicher und zeitlicher Entfernung von dem Lande und den Jahren, wo ihr Stoff empfangen war; eine Art Heimweh war die Stimmung, die ſie erzeugte, die poetiſchſte Seite aller patrioſchen Empfindungen, weil ſie aus der Ferne wirkend nothwendig idealiſirt; die Jugenderinnerung dichtete, eben der Seelenzuſtand, in dem wir früher einmal meinten die Keime zu den ächteſten Idyllen zu entdecken; der wahre Kinderſinn des Dichters iſt der wahre Segen über ſeinen Gedichten, wogegen in Voß überall das Kräftige und Männiſche in einem größern Widerſpruche mit der

ländlichen Ruhe ſteht, in die nichts Leidenſchaftliches eindringen ſollte. Und was weiter hinzu kam: Hebel erzwang ſeine Stimmungen nicht, er breitete ſich nicht unklug aus, er ließ ſich kein Lob und keine Aufmunterung irren, er machte aus der Poeſie kein Gewerbe (was man theilweiſe von ſeinen Erzählungen des rheinländiſchen Hausfreundes, ſogleich zu ihrem Schaden, eher ſagen könnte), er ließ ſich nicht bewegen Allemanniſches ins Oberdeudeutſche, Oberdeutſches ins Allemanniſche zu überſetzen, was er corrigirte und nicht corrigiren wollte, that er nur aus dem eigenſten eigenſinnigen Triebe. Er hatte dabei freilich die Vergünſtigung, daß er mit dem gediegenen Sinne des vorigen Jahrhunderts ſchon in die Zeit traf, wo das Formale der Poeſie bereits im feſteren Beſitz war; es ward ihm daher leicht, die dialogiſche Idylle Theokrits in ſeinen Ton umzubilden, oder gelegentlich ein hochdeutſches Volks=, ein Soldatenlied im alten Styl zu ſingen, das vielleicht Alles hinter ſich läßt, was wir von Accommodationen dieſer Art beſitzen. Denn des Ideenkreiſes des Volkes war er mächtig wie Keiner; er wußte, was dort Eingang fand, und drängte nach der Einen ſchmalen Stelle mit dem ſtets Gleichartigen hin. Er kannte die Anhänglichkeit des Volkes an das wenige Liebgewonnene von Poeſie, er hütete ſich daher mit Vielem zu zerſtreuen, und das Wenige durch Länge langweilig zu machen. An Voßens Luiſe iſt es ein Hauptfehler, daß ſie zu lang iſt. Zuſtände ohne Bewegung wollen wir raſcher genießen, und wenn es wirklich ſeine Abſicht war, nach dem erſten Plan eine noch größere Reihe Idyllen hineinzuweben, ſo wäre es deſto ſchlimmer geworden. Wir wollen auch in der Form die beſcheidene Begrenzung wieder ſehen, die der Idylle Weſen und Inhalt iſt. Das hat Hebel beſſer gefühlt, und vielleicht exiſtirt keine lieblichere Idylle, als ſeine Wieſe. Wie intenſiv reich iſt dieß Gedicht geworden, wie hat es gleichſam einen unendlichen Inhalt gewonnen, durch die Art und Weiſe, wie der Dichter die kleine Nixe erzieht und mit wechſelndem Tone durch die Alterſtufen der Jugend geleitet! Wie hat er überhaupt ſeine kleine Welt durch jene anthropomorphiſche Belebung in tauſendfältiger Geſtaltung reich und voll gemacht, die in Voßens Gedichten durchgängig fehlt! mit welchem erſtaunlichen Takte führt er dieſe keckſten Perſonificationen von Sonne, Mond und Sterne, die Verbauerung der ganzen Natur, wie Göthe ſagte, durch, ohne kindiſch

und ſchief, ohne geſucht und affectirt zu werden! welche Veränderung und Modulation gewinnt nicht ſeine anmuthige Geſchwätzigkeit durch die gleiche Geſchicklichkeit, zu des Landmannes Gemüth mit elegiſchen Anklängen, mit naiv beigebrachten Lehren, die nirgends den Lehrmeiſter verrathen, mit vertrauten, heimatlichen Witzreden und Bildern zu ſprechen! Was dieſe im Weſen der idylliſchen Dichtung gelegene Beſchränkung bei Hebel vollendet, iſt die dialektiſche Sprache. Sie ſcheint den Wirkungskreis ſeiner Lieder gegen Voßens verengern zu müſſen, und hat ihn dennoch erweitert; denn alles in ſich richtig Geſchloſſene, von keiner Unebenheit Geſtörte, von keinen fremden Beſtandtheilen Angeſteckte macht ſeinen Weg durch die Welt ohne Widerſtand. Wenn Voß ſich an irgend einen Theil des Nordens ſprachlich und ſachlich ſo eng angeſchloſſen hätte, wie Hebel an ſein Ländchen, ſo hätte er an der platten Mundart eine nicht weniger anheimelnde, zuthunliche, obwohl vielleicht minder phantaſievolle und bilderreiche Sprachweiſe gewonnen. Voß hatte ſeine plattdeutſchen Idyllen anfangs Hamburgiſch gehalten und ſchon dieß war ſchwerlich eine glückliche Wahl; ſpäter bildete er ſich ein Abſtractum und Ideal des Niederdeutſchen, wie es bei normaler Ausbildung des Niederſächſiſchen hätte werden können, und dieß hat gewiß dem Eindrang dieſer Gedichte ins Volk geſchadet. So haben wir denn nichts Dialektiſches, was ſich mit den allemanniſchen Liedern vergleichen könnte. Die Gedichte von dem Stadtflaſchner Joh. Conrad Grübel (1736—1809) in Nürnberger Mundart zeigen, neben Voß und Hebel gehalten, welch ein Unterſchied zwiſchen Armut und Einfalt, und wie reizend das Landleben vor dem Stadtleben, Natur vor Stube, Bauerthum vor Philiſterthum iſt; hier iſt ein beengender, von dicker Luft unheimlicher poetiſcher Krempelladen voll Stubenbedürfniß, und dort der freie Himmel, das große Blachland und Meer, und die geſegnete Fülle der Natur. Man würde ſich dann noch lieber für die ſchwäbiſchen Poeſien von Sebaſtian Sailer (aus Weiſſenhorn 1714—1777) entſcheiden, die auf das Erſcheinen der Gedichte von Grübel (1798 ꝛc.) und Hebel hervorgezogen wurden, und die doch wenigſtens durch das ironiſche und burleske ins Ungeheure geſteigerte Schwabenthum ergötzlich ſind, das ſich als eine Welt für ſich anſieht und jenſeits Gott Vaters und der Schöpfung des übrigen Menſchenvolks gelegen denkt. Am nächſten ſteht Hebel und Voß

noch Joh. Martin Uſteri (aus Zürich 1763—1827), der die Relation, die wir vielfach zwiſchen der Schweiz und Norddeutſchland fanden, fortſetzt, indem er lange nach der Zeit, da Bodmer (1796) Balladen aus Percy überſetzte, in Zürich noch ein Gegenſtück zu den Göttinger Lyrikern bildet, bald den Ton des Claudius, den er kennen gelernt hatte, bald Bürgers und Voßens anſchlägt, romantiſche Neigungen in ſeinen altdeutſchelnden Erzählungen verräth und die Idylle zu ſeiner Lieblingsdichtung nahm. Ein beſcheidner und harmloſer Mann hielt er mit ſeinen Dichtungen, wie mit ſeinen Zeichnungen, zurück; denn er war auch Maler, und wie Voß im Hainbunde, die Seele eines Künſtlervereins, in dem man Geßner verehrte, wie Klopſtock in Göttingen, und aus dem eine größere allgemein ſchweizeriſche Künſtlergeſellſchaft hervorging. Wie wir bei Geßner und Müller auf die Beziehung der Idylle zur plaſtiſchen Kunſt aufmerkſam machten, wie Tiſchbein beide Künſte verbinden wollte und Idyllen zeichnete, zu denen Göthe erklärende Verſe ſchrieb, ſo gehört auch Uſteri in dieſe Reihe maleriſcher Dichter: ſeine beiden größeren Idyllen ſind auf Bilder berechnet, er hat Zeichnungen entworfen oder entwerfen wollen, woran die Idyllen ſich erzählend feſthalten. Sein zeichnendes Talent aber neigte ſich zu Genrebildern nach dem Geſchmacke Hogarths und Chodowieckys, er hat ganze humoriſtiſche Romane in Bildern componirt. Dieß macht nun, daß ſeine beiden Gedichte (der Vicari und der Herr Heiri) ganz eigen zwiſchen der Idylle und der komiſchen Epopöe in der Mitte liegen, die wir der Idylle Gegenſatz genannt haben; ſie neigen weit mehr zu der komiſchen Carricatur als zu der Elegie, die ſonſt leicht mit der Idylle verſchmolzen wird. Dieſe Eigenheit erklärt das Land der Entſtehung, dieſe Miſchung iſt eine Art Nothwendigkeit in der Schweiz, wo die Convenienz des Pfahlbürgerthums dicht neben der Ländlichkeit liegt und das Widerſprechende ſich die Hand reicht, die ſimple Natur und der Despotismus des „Bruuchs". Geßner entfloh dieſem Zwieſpalt lieber nach Arkadien; Uſteri verließ den verehrten Meiſter, und behielt den Zwieſpalt bei. Er trat auf den naiven Standpunkt der Idylle, blieb mit ihr in der Heimat und in dem Volksdialekt, tadelte alle Kunſt, die ſich um fremde Empfindung rankt und die Ideale anderer Zeiten nachahmt, er ſchilderte die Natur wie ſie iſt, wie Voß auf das Sittliche ganz gerichtet. So blickt denn auch Stadt und

Land, Simplicität und Verkehrtheit treulich abgeſchildert durch. Das gewandte Maß des Hexameters, das hier die mangelnde Poeſie verdecken zu wollen ſcheint, und das ſich bei dieſen unclaſſiſchen Erzählern übrigens in der That als unentbehrlich für allen ächten Laut der Natur erweist, bildet deutlich den Schweizer Accent ab, und die Häufung der Daktylen und die verwickelten in klarer Proſa abfließenden Perioden verſinnlichen trefflich die geläufigen Zungen der Städterinnen; alles Eigenthümliche des Idioms bis auf die franzöſiſchen Brocken iſt genau obſervirt. Aber die kleinſtädtiſche Leere und Geſchwätzigkeit ſcheint nur zu treu abgeſchildert, und wie ergötzlich einzelne Züge ſind, ſo iſt doch das Ganze auch hier durch unendliche Breite ermüdend und abſtumpfend geworden.

5. Göthe in Italien und Schillers Jugend.

Wir haben Göthen in Weimar verlaſſen in einem Zuſtande innerer Belebung zwar, beglückt durch ehrende Stellung, wirkend in einem Kreiſe ausgezeichneter, empfangender und productiver Geiſter, aber auch durch eine innere Bedrängniß gedrückt und in ſeinen Entwicklungen gehemmt. Wir hörten aus den Briefen an Lavater, daß derſelbe ſtrebende Geiſt fortwährend über den kühnen Entwürfen und Ideen brütete, die er aus der aufgeregten Jugendzeit mit in die neuen Verhältniſſe gebracht hatte, allein eben ſo oft hörten wir auch, daß die lärmvolle Umgebung ihn auf Seitenwege riß, ihn zerſtreute, beläſtigte, zu humoriſtiſchen Ausfällen auf die bunten Thorheiten, die er mitmachen mußte, veranlaßte. Seine mitgebrachten unvollendeten Arbeiten blieben liegen, neu begonnene nicht minder, kleine Gelegenheitsſtücke und Operetten, die dem Weimarer Geſchmack huldigten und für die Liebhaberbühne des Hofes berechnet waren, gelangen im ſchnellen Entſchluſſe, das Größere ward unternommen ohne den alten friſchen Drang, und ohne Befriedigung ausgeführt. Abſpannung und neue Anregungen begegneten ſich in dieſer Zeit auf eine eigne Weiſe, die Nachklänge der früheren Periode, die Urſprünge der ſpäteren lagen nebeneinander. Gelingen und Segen fehlte zu Allem. Egmont und Fauſt lagen als Fragmente, Iphigenie und Taſſo waren in Proſa geſchrieben, Gelegenheitsſtücke wurden mit Anderen gemeinſam hervorgebracht, in Singſpielen (Scherz, Liſt und Rache) mislungene Verſuche angeſtellt, eine Lebensbeſchreibung Herzog Bernhards von Weimar verdarb

viele gute Zeit, Mancherlei, was wie die Vögel und anderes Erhaltene für die Feſte in Ettersburg beſtimmt war, ging verloren; Elpenor entſtand in dieſen Jahren, von dem zwar Zelter meinte, die Nachwelt werde es nicht glauben, daß unſre Tage ein ſolches Werk hervorgebracht, den aber Schiller, ohne zu wiſſen, daß er von Göthe ſei, für ein dilettantiſches Product erklärte; die Idee zu Wilhelm Meiſter ward rege, blieb aber ganz in die Ferne gerückt; kaum taucht unter ſo vielen Planen und Proben ein einziges kleines Stück, wie die Geſchwiſter auf, das in ſich vollendet ward und reine Freude gewährte, und die Frucht einer Schweizerreiſe war das liebliche Spiel Jery und Bätely. Als Göthe 1786 nach Carlsbad ging, nahm er ſeine ſämmtlichen Schriften mit, um ſie zuſammenzuſtellen für eine neue Ausgabe, und er dachte die letzten vier Bände mit all dieſen Fragmenten und unfertigen Verſuchen zu füllen, als ihn ſeine Freunde und beſonders Herder noch glücklicherweiſe beſtimmten, ſie zur Umarbeitung mit nach Italien zu nehmen, wohin eben jetzt die Reiſe beſchloſſen war. Mit den Jahren, Beſchäftigungen und Zerſtreuungen, ſagt Göthe, hatte ſich ſeine Unart vermehrt, Vieles anzufangen und liegen zu laſſen, doch drückte ihn die innere Unzufriedenheit und Unbefriedigung ſelbſt. Er hatte in dem behaglichen Wohlleben die Spannkraft verloren und das Intereſſe an der Welt, es hatten ſich ihm Falten in das Gemüth gedrückt, er fühlte ſich halb, und ſich ſelbſt entfremdet, er trat ſchweigend in ſich zurück, und ließ es ſich gefallen „für krank und bornirt" gehalten zu werden. In ſeiner Natur lag ein ungeſättigter Trieb des Lernens: was ihm abging war die runde geſchloſſene Natur, die er in Winckelmann bewunderte, die ſich immer das rechte vorſetzt, immer die rechten Mittel und Wege ergreift; er ließ ſich von zu Vielem an- und abziehen, und fühlte ſich doch in ſeinem „Sehnen, Bemühen, Krabbeln und Schleichen" unbehaglich und verſtimmt. Zwei Capitalfehler entdeckte er, als er in Italien war, in ſeinem ganzen Leben, die kein Fremder ſchärfer hätte ausſpähen können: den Einen, daß er nie das Handwerk einer Sache lernen mochte, die er trieb, daß er dadurch mit ſeinen Leiſtungen weit unter ſeinen Anlagen blieb, ſo daß das, was er leiſtete, entweder, wo es durch die Kraft des Geiſtes raſch erzwungen ward, nach Glück und Zufall gelang oder misglückte, oder wo er furchtſam mit Ueberlegung verfuhr, nicht fertig ward; den andern, daß er

ſich nie die erforderliche Zeit zu ſeinen Arbeiten nahm, daß ihm die ſchrittweiſe Ausführung langweilig war. Er fand, daß es nun endlich Zeit ſei, dieſe Fehler zu corrigiren. Sehen wir uns in der deutſchen Dichtung um Göthe her in dieſer Periode um, ſo gewahren wir wohl, wie die verſchiedenen Schulen in demſelben Zwieſpalt, wie die gleichen Fehler allgemein waren, wie gegen den augenblicklichen ungeſtümen Schöpferrauſch die überlegte und bedächtige Bildungskraft ankämpfte, und wie man hier und dort nicht die richtige Mitte fand. Sehen wir von dem Verfahren der Dichter auf den herrſchenden Geſchmack, auf die maßgebenden Muſter, auf die Ideale der Dichtung zurück, ſo haben wir gefunden, daß Männer wie Klinger, daß ganze Schulen wie die Göttinger den ausſchließlichen Geſchmack an der nordiſchen Naturpoeſie, an Oſſian und Shakſpeare, aufgaben, und nach dem claſſiſchen Alterthume zurückgriffen. Daß Göthe auf dieſem Wege von Regelloſigkeit zur Ordnung und Klarheit, von nordiſcher Barbarei zur ſüdlichen Cultur nicht zurückbleiben, daß er vielmehr zielzeigend vorangehen werde, dazu war er durch ſeine gemäßigte, im Taumel der Leidenſchaft gefaßte Natur vor Allen angewieſen. Wie in Weimar der Grund zu ſeiner Entfernung von jenem Geſchlechte gelegt ward, in dem der Geiſt unbändig ſchwelgte, und unter Rohheit edle Sitte lag, wie er die Gebrechen dieſer Kreiſe fühlte und ſtill ſich von ihnen ſchied, das hat Göthe ſelbſt im Gedichte angedeutet; der Umgang mit dem Hofe und den Gliedern höherer Stände ſchränkte nach und nach die kühne Seele ein, und Hoffnung und Ausſicht ward, daß bei ſo viel Sinn für das Wahre die Zeit dieſer Ueberkraft die rechte Richtung geben werde. Einer der merkwürdigſten Wendepunkte bereitete ſich in ihm vor, den vielleicht je ein Menſch in ſo vorgerücktem Alter durchlebt hat. Er hatte in ſeiner erſten Periode, wo ſich der innere Menſch leiten und von außen beſtimmen läßt, dem eindringenden Geſchmacke nachgegeben, er hätte auch den großen Eindrücken der engliſchen Dichtung bei ſeiner allgemeinen Empfänglichkeit für jede Aeußerung menſchlicher Art und Natur nicht widerſtehen können. Jetzt aber, ſich ſelbſt überlaſſen, und da er ſich dem Zudrang jener „auffallend verrückten Menſchen“, die ihm in der erſten Jugend Genüge gethan hatten, entzog, jetzt ward er das Mangelhafte aller nordiſchen Kunſt, die zufälligere Natur, die roheren Geſtalten gewahr, und eben ging die

griechiſche und italieniſche Dichtung auf, in deutſcher Sprache neu geboren. Neben Shakſpeare trat Arioſt, über Oſſian weg ſchritt Homer; beide traten Göthen nahe, aber ſie waren ihm nur halb lebendig. Alles drängte ihn jetzt auf das Alterthum und nach Italien hin; ihm war aller überlieferte Begriff ein Greuel, denn nur das Angeſchaute exiſtirte für ihn. In dem kunſtliebenden Kreiſe der Herzogin Amalie war es herkömmlich, „daß Italien als das neue Jeruſalem wahrer Gebildeten betrachtet wurde;“ ſo ward in ihm die Sehnſucht nach dieſem gelobten Lande ſtets neu unterhalten. Der Vorſatz ſchob ſich hinaus und ward überreif, die Begierde ward zur Krankheit: einige Jahre lang machte ihm jede Erinnerung an Italien den entſetzlichſten Schmerz; er konnte keinen lateiniſchen Autor anſehen und Herder ſpottete über ihn, daß er all ſein Latein aus Spinoza lerne; noch Wielands überſetzte Satyren machten ihn ganz unglücklich. Es war der Drang einer ſüdlich organiſirten Natur, die ſich nach der Atmoſphäre ſehnte, in der ſie geboren hätte ſein müſſen; der Trieb einer lange verſchloſſenen Knospe, die der Froſt des Nordens drückte.

Und gleich Anfangs, als er die ſüdliche Sonne fühlte und mildere Luft athmete, preßte er dieſe Sehnſucht in einen Seufzer, der die Wohlthat eines freundlichen Himmels als eine ewige Naturnothwendigkeit für die Menſchen anſprach, während ſie ihm nur als Ausnahme gegeben war; aber auch für dieſe Ausnahme dankbar ſchien er zugleich mit einem Seufzer der Erleichterung alle Sorge von ſich abzuwerfen. Er war nun der ſtörenden Geſellſchaft, den zerſtreuenden Anforderungen, den lähmenden Verhältniſſen entriſſen, und noch gegen das Ende ſeiner Reiſe ſuchte er ſich die Herzogin, die nach Italien wollte, abzuhalten; er fühlte gleich beim Eintritt in das Land, wie abſpannend nur die äußere Lebensart in Weimar auf ihn gewirkt hatte; „daß er ſich nun ſelbſt bedienen, überall ſelbſt gegenwärtig und aufmerkſam ſein mußte, gab ihm eine ganz andere Elaſticität des Geiſtes: er mußte ſich um den Geldcurs bekümmern, wechslen, bezahlen, notiren, ſchreiben, da er ſonſt nur dachte, wollte, ſann, befahl und dictirte.“ Er ſchrieb, unter dem milden Himmel könne man doch wieder einmal einen Gott glauben; er ließ ſich die neue Welt gefallen, als ob ſie ſein Vaterland ſei, als ob er aus cimmeriſcher Verbannung dahin zurückkehre; bald kam ihm alles Tramontane düſter vor, da er ſich

ſeiner leichtern Exiſtenz zu freuen begann. Er war ganz Sinn für die neuen Erſcheinungen, die herrlichen Umgebungen in Natur und Kunſt verdrängten ihm nicht wie die bisherigen Zuſtände den poetiſchen Geiſt, ſie riefen ihn vielmehr hervor [18]). Wie es die römiſchen Elegien beſangen, ſo war es: da wo ihn der Glanz des hellern Aethers umleuchtete, rief Phöbus Formen und Farben hervor, ganz anders, als da er unter dem trüben Himmel des Nordens über ſich brütete, „des unbefriedigten Geiſtes düſtre Wege zu ſpähen." Die Art und Weiſe, wie er Italien aufnahm, wie er ſeine Beobachtungsgabe ausbildete, wie er die mannichfaltigſten Eindrücke grade und geſund auf ſich wirken ließ, liegt in ſeinen Reiſebriefen bekanntlich ſo ſchön vor: er ſcheint uns darin nichts neues zu ſagen, weil das Geſagte ſo einfach, wahr und ohne Abſicht hingeſchrieben, weil es in den Mund aller Reiſenden übergegangen iſt; wer aber vergleicht, was in jenen Zeiten Heinſe, Stolberg, Herder u. A. über Italien berichteten, der wird den großen Unterſchied zwiſchen den Reiſenden finden, die nur immer ſich ſelbſt im Auge haben, und dem anderen, der ſein Auge den Dingen gibt. In Göthe lag der offene Sinn und die hingebende Verehrung für das Große und Schöne von Natur aus; dieſe Gabe, an den würdigſten Gegenſtänden Tag für Tag zu bilden, nannte er das ſeligſte aller Gefühle; es ſchwand ihm alle Prätenſion, er fand für ſich hinlebend im ſtillen Aneignen des Dargebotenen ſein größtes Glück, und ſpricht es in den knappen Berichten an ſeine Freunde ſo wohlthuend aus: hier herrſcht noch immer dieſelbe Strebſucht, wie in den Briefen an Lavater, aber ungleich größere Ruhe, Weisheit, und innere Befriedigung. Er gab ſich mit dem klarſten Bewußtſein dieſer neuen Welt hin: er wollte Anfangs, ſo lange ihm die Kunſt noch fremd entgegentrat und zu übermächtig war, nur ſehen, nicht urtheilen, nur die Augen offen halten und die Dinge ſich einprägen; er wehrte ſich gegen jede ſchriftliche Mittheilung und wenn er Worte ſchreiben wollte, ſtellten ſich ihm immer Bilder vor die Augen; er fühlte täglich mehr, wie tiefe Erkenntniß in der

---

18) — Wer dichtet nicht,
dem dieſe ſchöne reine Sonne ſcheint,
der dieſen Hauch des Lebens in ſich zieht.
Claudine.

bloßen Anſchauung liegt, wie vieles gewonnen iſt, wenn uns die Gegenſtände nicht mehr Tradition und todte Worte ſind. Er entzog ſich den Menſchen und lebte ganz in ſich; und jeder, der Italien mit Erfolgen geſehen hat, weiß, was dieſe Iſolirung für ſtilles Glück bereitet, ſo lange man ſich noch mit den Dingen zu ſetzen hat, und wie peinigend der Umgang mit der Menſchenclaſſe iſt, die ſich leider im fremden Lande am häufigſten zudrängt. So war Göthe in Neapel, ſchreibt er, „nach ſeiner Art ganz ſtille, und machte nur, wenn es gar zu toll ward, große große Augen.“ Je mehr er aber weiterhin der Objecte in Kunſt, Natur und Wiſſenſchaft Meiſter ward, deſto mehr geſellte ſich zur bloßen Beobachtung und Auffaſſung, beſonders bei dem zweiten Aufenthalt in Rom, auch wieder die Schöpfungsluſt: und eben hier liegt das unbegreiflich und doppelt Anregende, was Italien für uns nordiſche Söhne hat, wenn wir in dieß Land der Genüſſe, in dieſe Schule des leichten Lebens, in dieſe berauſchende Atmoſphäre unſere friſche Leibes- und Geiſteskraft mitbringen und unſre deutſche Natur zu ſchaffen und uns fleißig umzuthun nicht ablegen. Göthe's Thätigkeitskreis erweiterte ſich in Italien ins Ungeheure, er ſetzte ſeine Dichtungen fort, er machte die freudigſten Fortſchritte in ſeinen naturhiſtoriſchen Forſchungen, er zeichnete und modellirte, er gewann Sinn für Alterthümer, für Geſchichte und Münzen, von denen er ſonſt nichts wiſſen wollte, er ſchien das einzigemal ſich für Geſchichte zu intereſſiren, die er meinte von Rom aus ganz anders zu leſen als in jedem andern Orte der Welt; er ſtudirte ſich mit Kayſer in die Natur des Singſpiels ein, mit Meyer in die Kunſtgeſchichte und in das Techniſche, und theilte die etymologiſchen Grillen von Moritz. Er hörte auf, die Menſchen, wie Anfangs, ſich abzuhalten: er hielt ſich zu den Genannten, zu Angelica Kaufmann und andern Untergeordneten, wie er ſonſt nicht pflegte, er nahm von ihnen auf, er gab ihnen wieder, und eben da fühlte er „die Geſundheit und die Ausbreitung ſeiner Natur“ im vollſten Selbſtgefühle, da er die unmittelbare Frucht der Mühe, und den Lohn der Mühe in ſich ſelbſt zugleich erfuhr, da er in beſcheidener Anerkennung und Toleranz jene Freunde Alle auf guten und tüchtigen Wegen erkannte, und nicht das Höchſte und Größte an ſie forderte, um von ihnen zu lernen, oder ſie zu lehren; er kannte den unendlichen Vortheil, der in dem Tauſche der Geiſter liegt;

wenn man ſich ſelbſt lehrt, ſagte er, ſo iſt die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorſchritte müſſen kleiner und langſamer ſein. In den Strom dieſes energiſchen geiſtigen Lebens eingeſchifft, in dieſer Umgebung der größten und würdigſten Gegenſtände zuſammengerafft, um ſich ihnen gleich zu ſtellen, fühlte ſich unſer Dichter neu geboren, neu erzogen, und der Gedanke und die Hoffnung füllten ihn ganz aus, ſeinen Freunden als ein Anderer wiederzukommen, ſich ſelbſt aber ganz und völlig wiedergegeben zu werden, ſich von innen neu aufzubauen, alles Fremde in ſich zu tilgen. Von Jugend auf war es ſeine Plage, daß er „verdient und unverdient das Schickſal des Siſyphus und Tantalus erduldete, jetzt wollte er das Thunliche thun, da er an ſich erfuhr, daß er jetzt erſt zur Ruhe und Klarheit gekommen war, und daß nicht allein die Schwaben 40 Jahre brauchten, um klug zu werden.“ Er fand jetzt ſeine erſte Jugend bis auf die größten Kleinigkeiten wieder, da ihn nicht mehr die fremdartigen Anforderungen ſtörten; und wieder trug ihn die Größe und Würde der Umgebungen ſo hoch und weit, „als ſeine letzte Exiſtenz nur reicht.“ Da ich durch die lange Ruhe und Abgeſchiedenheit, ſchreibt er, ganz auf das Niveau meiner eignen Exiſtenz zurückgebracht bin, ſo iſt es merkwürdig, wie ſehr ich mir gleiche, und wie wenig mein Inneres durch Jahre und Begebenheiten gelitten. Ich habe die höchſte Zufriedenheit meines Lebens genoſſen, und kenne nun wenigſtens einen äußerſten Punkt, nach welchem ich das Thermometer meiner Exiſtenz abmeſſen kann. Ich habe mich ſelbſt zuerſt in Rom gefunden, bin übereinſtimmend mit mir und glücklich und vernünftig geworden.“ Als er am Schluſſe ſeiner Reiſe überrechnete, was er gethan, geleiſtet, wie ihn dieſer neue Zuſtand geſtärkt, erſtaunte er und ſah die Summe ſeiner Kräfte zuſammengeſchoſſen und geſchloſſen und fand ſich in der That in einem neugewonnenen Leben. Wirklich war es, als ob er von den zwei Geiſtern, die ſich in der erſten Periode um ihn ſtritten, wo er in der Natur Böſes und Gutes im Gleichgewichte ſah und nichts Höheres wollte als der Natur gleich ſein, den Böſen ganz gebannt hätte: ſo ganz würdevoll ſtimmten ihn die mächtigen Reſte einer poetiſchen Vorwelt und der Boden, auf dem die Kunſt heimiſch gewachſen, nicht wie im Norden eine Treibhauspflanze war. Der gemeinſte Menſch ſchien ihm hier zu etwas werden, wenigſtens

ungemeine Begriffe gewinnen zu müſſen. Wer ſich hier mit Ernſt umſieht, ſchrieb er, und Augen hat zu ſehen, der muß ſolid werden, er muß einen Begriff von Solidität faſſen, der ihm nie ſo lebendig ward. Der Geiſt wird zur Tüchtigkeit geſtempelt, gelangt zu einem Ernſt ohne Trockenheit, zu einem geſetzten Weſen mit Freude. Mir wenigſtens iſt es als ob ich die Dinge dieſer Welt nie ſo richtig geſchätzt hätte wie hier. Ich freue mich der geſegneten Folgen auf mein ganzes Leben. Und anderwärts ſagt er: Die Wiedergeburt wirkt immer fort. Ich dachte nicht, daß ich ſo vieles verlernen und umlernen müßte. Nun gebe ich mich ganz hin und je mehr ich verleugnen muß, deſto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeiſter, der ein ſchlechtes Fundament gelegt hat, und es bei Zeiten gewahr wird und gern wieder abbricht. „Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moraliſchen Folgen an mir zu fühlen ſein möchten, die mir das Leben in einer weitern, höhern Welt gebracht hat. Ja, es iſt zugleich mit dem Kunſtſinn der ſittliche, welcher große Erneuerung erleidet!" Und in der That, die ſchönſten Regungen ſproßten in ihm auf, die ihm früher entfernter lagen, und ſie ſpiegeln ſich in ſeinen Werken dieſer Periode wie in ſeinen Briefen ab. Vaterlandsſinn und Freundſchaftsgefühl bewegten ihn aus der Ferne; den wertherähnlichen Abentheuern wich er aus: „dieſe Ader war vertrocknet"; „ſeine titaniſchen Ideen waren ihm jetzt nur Luftgeſtalten, die einer ernſteren Periode vorſpukten"; er verwarf die Freunde jener Zeit, die Lavater, Jacobi, Claudius nicht mehr mit dem alten Trotze und Hohne, ſondern er ſchied ſich von ihnen mit Klarheit und Ruhe, nicht aus jenem frühern Selbſtgefühle, ſondern aus dem Geiſte der Wahrheit, den ſie ihm zu beleidigen ſchienen [19]).

19) Er ſchreibt: „Wenn Lavater ſeine ganze Kraft anwendet, um ein Mährchen wahr zu machen, wenn Jacobi ſich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Claudius aus einem Fußboten ein Evangeliſt werden möchte, ſo iſt offenbar, daß ſie Alles, was die Tiefen der Natur näher aufſchließt, verabſcheuen müſſen. Würde der eine (Lavater) ungeſtraft ſagen: Alles, was lebt, lebe durch etwas außer ſich? würde der andere ſich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechslung der Worte von Wiſſen und Glauben, Ueberlieferung und Erfahrung nicht ſchämen? würde der dritte nicht um ein Paar Bänke tiefer hinunter müſſen, wenn ſie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des

Er hielt ſich dagegen, den perſönlichen Mißhelligkeiten entzogen, in den Briefen enger an Herder, der mit ihm den Rückgang von dem erſten leidenſchaftlichen Enthuſiasmus und dunklen Drange zu beſonnener Ruhe machte. Seine Ideen, die ſchon dieſer geſetzten Periode gehören, las er als ein Evangelium; er empfahl ihm ſeine Schriften zur Durchſicht und Beſſerung, er fand ſich ihm ſo nah als möglich in ſeiner Vorſtellungsart, obgleich er bei ihm wie bei Schiller die große Differenz fand, daß jener immer aus ſich ſelbſt ſchöpfte, während Er zu erwerben ſuchte.

Dieſen unaffectirten Herzenseröffnungen wollen wir keinerlei Betrachtung hinzufügen, wir wollen uns, dem Beiſpiele des trefflichen Dichters folgend, an der reinen Anſchauung des Bildes vergnügen, das er uns ſo ſprechend in ſeinen Briefen entwirft. Wir folgen dabei zugleich unſerm eigenen Wege, in hiſtoriſcher Reihe unſern Dichter ſelbſt handelnd und ſprechend vorzuführen, ein Verfahren, das in einem Verſuche franzöſiſcher Kritiker durch die Einfachheit und Unwiderſprechlichkeit der Reſultate Göthen ſelbſt einmal in Verwunderung ſetzte. Jene Eröffnungen nun reichen einmal völlig hin, uns die ſittliche Läuterung der Werke dieſer Periode zu erklären, die die moraliſirenden Feinde Göthes häufig befremdet hat, und die darum ſo oft für bloße Maske gehalten worden iſt. Aber, wie es oben angedeutet war, auch eine äſthetiſche Läuterung fand Statt, und aus ihr ging nach der abgeworfnen Hülle aus jener dunklen Drangzeit der ächte und wahre Dichter hervor, der nicht mehr Natur mit Kunſt ſtreiten ſah, der das Wirkliche der Natur nicht mehr allein für das Poetiſche erkannte, der durch die Erſcheinung hindurch und über ihre Zufälligkeiten hinaus nach dem Nothwendigen und dem Weſen, außer der Wahrheit nach der Schönheit ſuchte. Wie ſich dieſe Veränderung in ſeinen äſthetiſchen Principien einſtellte, dieß iſt in den italieniſchen Briefen außerordentlich intereſſant zu verfolgen, und es legt den impoſanten Umfang der Göthiſchen Natur in ganzer Fülle dar. Mit Einem gleichen Triebe, aus Einer und derſelben Sinnesart faßte er Natur, plaſtiſche Kunſt und Dichtung auf, ſo daß er,

---

Lammes aufzuſtellen bemüht wären, wenn ſie nicht ſich hüteten, den feſten Boden der Natur zu betreten, wo jeder nur iſt, was er iſt, wo wir Alle gleiche Anſprüche haben?“

zwiſchen alle drei Richtungen getheilt, ſelbſt ſich über die vielerlei Geiſter beſchwert, die den Menſchen verfolgen und verſuchen, und unzufrieden fragt, warum wir Neuern doch ſo zerſtreut, warum gereizt zu Forderungen ſind, die wir nicht erreichen noch erfüllen können. Der äußern Wirkſamkeit und Production that dieſe Zertheilung auf ſo mannichfache Gegenſtände allerdings Eintrag, die innere Einheit aber ward nur dadurch gefeſtigt, daß ſich um das Eine Centrum immer mehrere und weitere Kreiſe zogen. Hätte der Dichter freilich ſeine Studien in Natur und Kunſt beim Produciren blos in den Dienſt der Dichtung gegeben, wie es ſeine Freunde wollten, ſo wäre es für ſeine eigne endliche Befriedigung, wie für ſeine Wirkſamkeit in der Nation wohl beſſer geweſen. Es ward ihm damals ſelbſt täglich klarer, daß er, der gleichſam jetzt noch einmal den inneren Kampf der Entſcheidung zwiſchen plaſtiſcher Kunſt und Poeſie, deſſen wir uns aus ſeiner Jugend und jenem Loos des geworfenen Meſſers erinnern, durchgekämpft hatte, doch eigentlich zur Dichtkunſt geboren ſei, und daß er in den nächſten zehn Jahren, die er höchſtens noch arbeiten zu dürfen glaubte, dieſes Talent ausbilden ſollte; und noch viel ſpäter war Schiller derſelben Meinung, der ſeine Beſchäftigung mit der Naturforſchung gern nur für einen Umweg angeſehen hätte, auf dem Göthe wieder, wie Er ſelbſt auf dem der Geſchichte und Philoſophie, zur Dichtung zurück gelangen ſollte. Er ſah ihn die äußere Natur umſpannen, die Welt der Steine, Pflanzen und Thiere durchwandern, „von den einfachſten Organiſationen zu den verwickelten aufſteigen, um endlich die verwickeltſte von Allen, den Menſchen, praktiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu entwickeln, und dadurch, daß er ihn der Natur gleichſam nacherſchuf, in ſeine verborgne Technik eindringen.“ Wenn Göthe als ein Grieche, ja nur in Italien geboren wäre, meinte er, und wenn er von Jugend auf eine auserleſene Natur und eine dieſer entſprechende idealiſirende Kunſt um ſich gehabt hätte, ſo würde er dieſen Umweg geſpart haben; er hätte bei der erſten Anſchauung Nahrung für jenen ihm natürlichen Trieb gefunden, von der äußeren zufälligen Geſtalt weg auf das innere Weſen der Dinge, auf die Form der Nothwendigkeit, auf das Geſetz der Organiſation vorzudringen; mit ſeinen erſten Erfahrungen hätte ſich der große Styl in ihm entwickelt. Nun, da er mit ſeinem griechiſchen Geiſte

in die nordiſche Schöpfung geworfen wurde, mußte er in ſeiner Jugend ein nordiſcher Künſtler werden, bis ſein dem Material überlegener Genius das Mangelhafte dieſer auswuchsreichen Natur entdeckte und ſich, von der Kenntniß der antiken Dichtung und Kunſt unterſtützt, davon losrang. Wie charakteriſtiſch dieſe Art, den Gang der Göthiſchen Bildung anzuſehen, für Schiller ſelbſt iſt, ſo ſehr berechtigen doch auch die vorliegenden Facten zu dieſer Anſicht. Göthe war zu Naturſtudien von Jugend auf geneigt und angehalten worden; in dem allgemeinen Bildungstriebe der Zeit blieb er in dieſen Wiſſenſchaften nicht zurück; die großen Reiſenden, beide Forſter, ſetzten Deutſchland in unmittelbaren Antheil an den Erfahrungen, die aus Cooks Weltumſegelungen für Erd- und Naturkunde reſultirten; man wetteiferte in Zeitſchriften, alle Ergebniſſe der phyſiſchen Wiſſenſchaften popular zu machen, wofür Lichtenberg und Forſter beſonders thätig waren; in Mercks Kreiſe und in Weimar war der wärmſte Eifer rege. Göthe war aber in ſeiner Weiſe, die Natur zu beobachten, ſo unterſchieden von den Andern, er war dabei ſo ſehr Dichter, daß es gleich natürlich iſt, umgekehrt in ſeiner Dichtung überall den Naturforſcher zu ſuchen. Seit er mit dem phantaſiereichen Buffon bekannt geworden war, ſuchte er im Gebiete der Natur, wie unmittelbar er ihr Detail ſtudirte, immer die allgemeinſten Ideen; er trug ſich mit einer „Welterſchaffung", mit einer poetiſchen Geſtaltung der Natur und Schöpfung, mit dem großen Gedanken, daß ein großer Menſch den Bau der Erde ſollte kennen und beſchreiben können, was ihm Buffon im höchſten Sinne gethan zu haben ſchien. Daß man deſſen Werk einen Roman nannte, ärgerte ihn und er zeigte ſich geneigt, ganz an ihn zu glauben; er blieb deſſen Methode ſelbſt dann noch getreu, da er ſchon ſeine Epochen verwerfen mußte. Ueberall ſuchte er hier nach Ideen, duldete keine Willkühr, ſtieg immer von der Höhe herab, betrachtete Steine, Kräuter und Thiere immer aus gewiſſen entſchiedenen Geſichtspunkten, er ſuchte nach einfachen Typen und Modellen des mannichfaltigen Geſchaffenen, wie der Künſtler nach den Urformen der Geſtalten. Wer daher Phantaſie hat, wird ſeinen „ſublimen und ſeltſamen Naturtheorien", in denen er ganz als ein Dichter „aus Wahrheit und Lüge ein Drittes ſchafft, deſſen erborgtes Daſein bezaubern kann", immer gern zuhören, wie er ſelbſt auf

Buffon lauſchte; wiſſenſchaftlich kann man ſich, unbeſchadet jenes Genuſſes, von ihm trennen, da er in der That mit ſeiner künſtleriſchen oder philoſophiſchen Neigung zum Abſchluß, zur allgemeinen Anſchauung voreilig in eine Zeit traf, die durch gemeinſame Verſtändigung erſt im Großen die Natur zu beobachten und zu analyſiren begann, wozu er nach eignem Geſtändniſſe nicht geſchaffen war, wozu ihn ſeine dichteriſche Natur nicht gelangen ließ, der eine gewiſſe Betrachtung, eine gewiſſe Seite der Wirkung des Geſetzes ſchon genügte [20]). So blieb er in ſeinen botaniſchen Studien an dem Einen künſtleriſch großartigen Gedanken hängen, daß man alle Pflanzengeſtalten aus Einer entwickeln könnte; er ſuchte nach dieſer Urpflanze, dieſem Modelle, aus dem er noch Pflanzen ins Unendliche erfinden wollte, und daſſelbe Geſetz wollte er dann auf alles Lebendige anwenden. Die Forſchungen über dieſe Metamorphoſe, die er in Italien mit äußerſter Wärme und den kühnſten Ausſichten verfolgte, werden noch durch ſeine anatomiſchen Studien an Begeiſterung und Feuer übertroffen. Sie bieten uns den Uebergang zu ſeinen Studien in der plaſtiſchen Kunſt: von ihr aus kam er auf jene, von ihnen wieder ging er mit neuen Aufſchlüſſen zu dieſer zurück, und überall ſieht man, wie das Eine Aufſuchen der idealen Geſtalt in der wirklichen, die Abſicht der Natur in ihrem unvollkommenen Werke das leitende Princip ſeiner Thätigkeit iſt. Nun hat mich, ſchreibt er, das A und O aller Dinge, die menſchliche Figur angefaßt; das Studium des menſchlichen Körpers hat mich ganz, alles Andere ſchwindet dagegen, das Intereſſe an der Menſchengeſtalt hebt jedes Andere auf, ſie iſt das **non plus ultra** alles menſchlichen Wiſſens und Thuns. Mit dieſen neuen Kenntniſſen bereichert, fühlte er ſich in der Natur nicht allein, ſondern auch in der Antike Manches im Großen zu ſehen, was dem Künſtler entgeht; jetzt erſt begriff er das Höchſte, was

---

20) Bewährt den Forſcher der Natur
ein frei und richtig Schauen,
ſo folge Meßkunſt ſeiner Spur
mit Vorſicht und Vertrauen.
Zwar mag in Einem Menſchenkind
ſich beides auch vereinen,
doch daß es zwei Gewerbe ſind,
das läßt ſich nicht verneinen.

uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen. Hier ging ihm das Verhältniß von Kunſt zur Natur klar und lauter auf. Er ſah die geliebte Göttin, die Natur, nun ſelbſt als eine Künſtlerin an, die nach geheimen Abſichten und Ideen im Stoffe wirkt und hinter ihren Intentionen zurückbleibt; und wieder war ihm das Schöne eine Erſcheinung dieſer Naturideen, die Kunſt die würdigſte Auslegerin jener Geheimniſſe, die die Natur den Kundigen deutbar genug entgegen bringt. Hierüber iſt die claſſiſche Stelle im Leben Winckelmanns. Das letzte Product der ſich immer ſteigernden Natur, heißt es dort, iſt der ſchöne Menſch. Zwar kann ſie ihn nur ſelten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerſtreben, und ſelbſt ihrer Macht iſt es unmöglich, lange im Vollkommenen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genommen kann man ſagen, es ſei nur ein Augenblick, in dem der ſchöne Menſch ſchön iſt. Dagegen aber trit nun die Kunſt ein. Der Menſch auf den Gipfel der Natur geſtellt, ſieht ſich wieder als eine ganze Natur an, die in ſich wieder einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu ſteigert er ſich, indem er ſich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, und ſich bis zur Production des Kunſtwerkes erhebt. Steht es hervorgebracht in ſeiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, ſo bringt es eine dauernde, höchſte Wirkung hervor. Denn indem es aus den geſammten Kräften ſich erhebt, nimmt es alles Herrliche auf, erhebt, indem es die weſentliche Geſtalt beſeelt, den Menſchen über ſich ſelbſt. Von ſo großen Gefühlen wurden die Beſchauer des olympiſchen Zeus gerührt, der Gott war zum Menſchen geworden, um den Menſchen zum Gott zu erheben.

In der früheſten Jugend hatte Göthe wenig Plaſtiſches geſehen; der mächtige Eindruck aber, den er zuerſt in der Mannheimer Sammlung empfing (die auch Leſſing ſo wichtig und für Schiller einen Augenblick mächtig anregend war), zeugte von ſeiner erſtaunlichen Empfänglichkeit dafür. Einzelne Abgüſſe waren ihm ſeitdem immer wie eine Art Gegengift, wenn das Schwache, Falſche, Manierirte es über ihn zu gewinnen drohte. Dieß wird nur der verſtehen, der einmal die unüberwindliche Gewalt der geſunden antiken Natur auch in den Schriften der Alten an ſich erfahren hat. Immer empfand Göthe ſeitdem den brennenden Schmerz der Unbefriedigung, bis er nach Italien kam. Im Anfang merkte er noch in

dem Antikenſaale in München und Venedig, wie er auf dieſe Gegenſtände nicht geübt, und in dieſer Art Kenntniß zurück war. Daß er ſich mit ſo vieler Hingebung den Weg zur alten Kunſt von Palladio wollte zeigen laſſen, belegt gleichfalls die Unſicherheit, in der er ſich befand, aber auch die Entſchiedenheit, mit der er ſich ganz der Antike zuneigte. Wie er daher jetzt die Claudius und Lavater und jene Chriſtologen, die er früherhin geduldet, neben denen er ſich eigene Religionsſyſteme bildete, verwarf, ſo waffnete ihn derſelbe Eifer gegen die deutſche Baukunſt, die ſeiner erſten Periode ein Heiligthum war, und er ſpottete über „die kauzenden Heiligen der gothiſchen Zierweiſen, die Tabakspfeifenſäulen, ſpitzen Thürmlein und Blumenzacken, die er nun Gott ſei Dank auf immer los ſei.“ Denſelben Zorn warf er auf die chriſtlichen Gemäldeſtoffe, die unſinnigen Gegenſtände, die ihm „abſcheulich dumm und mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigen ſchienen, in denen man ſich immer auf der Anatomie, dem Schindanger und Rabenſteine befände, worunter aus zehn Aufgaben kaum Eine hätte gemalt werden ſollen, die dann ihrerſeits der Künſtler nicht von der rechten Seite nehmen durfte.“ So ſchien ihm denn der Glaube zwar die Künſte in den mittleren Zeiten neugeboren, der Aberglaube jedoch ſie wieder zu Grunde gerichtet zu haben, und wie er in politiſch-moraliſcher Beziehung in dieſen Zeiten ausnahmsweiſe von patriotiſchen Geſinnungen angeweht iſt, ſo äußert er ſich in religiös-äſthetiſcher Hinſicht mehrfach als ein grundehrlicher Proteſtant. Mit dem Eifer nun, mit dem er ſich in Winckelmanns Wege auf die plaſtiſchen Künſte warf, kam er auch hier im Laufe der Zeit und der Studien zu einer Befriedigung, in der er ſich ganz ſicher und glücklich wußte. Er ließ ſich von Heinrich Meyer aus Zürich, der neben ſo manchen Tüchtigen aus den Schulen dieſer Stadt hervorging und Winckelmanns verdienſtlicher hiſtoriſcher Nachfolger ward, das Detail der Kunſt eröffnen, und ſich von ihm in die Geheimniſſe des Machens einweihen; er erfuhr dabei, ganz im Gegenſatze gegen die früheren Genietheorien, daß es auch in der Kunſt weit mehr Poſitives, Lehr- und Lernbares gebe, als er glaubte; er fühlte ſich immer mehr den rechten Begriff und Erkenntnißpunkt der Kunſt zu beſitzen. Da er ſich in der Sculptur, „obwohl ihm die Schöpfungskraft die Seele füllte und in den Fingerſpitzen bildend ward,“ des eignen Producirens begab, ſo fie-

len die dorther gewonnenen Einſichten im Grunde ganz ſeiner Dichtung zu Gute; hier konnte er jenem Talente Nahrung geben, mit dem er die Figuren ſeiner Gedichte plaſtiſch in feſten Formen auftreten läßt, und die Geſtalten gleichſam mit körperlichen Linien umzieht, daß wir uns unter ihnen wie in einem Bilderſaale bewegen. Er war weit entfernt von einer zufälligen Verſchmelzung der plaſtiſchen und redenden Künſte, zu der ihn z. B. Tiſchbein zu überreden geſucht, indem er ihm idylliſche Gedanken zu gemeinſamer, moraliſch-dichteriſcher Bearbeitung empfahl, von der Natur, daß ſie iſolirt von keiner der beiden Künſte hinreichend dargeſtellt werden konnten. Ein richtiger Takt hielt Göthe hier zurück. Er zog weit feinere Vortheile von der bildenden Kunſt: er ſah z. B. Rafaels h. Agathe auf ihre geſunde ſichere Jungfräulichkeit ohne Kälte an, prägte ſich ihre Geſtalt ein und wollte ſeine Iphigenia nichts reden laſſen, was jene Heilige nicht ſprechen könnte. So finden wir überall, daß er nicht allein beide Künſte vergleichend wägt, daß er auch aus dem Betrachten der Antiken den reinſten Begriff der Kunſt, der auch in dem Bilderhauerwerk am nächſten zu ergreifen iſt, davonträgt und nach dem gewonnenen ſeine Dichtungen umgeſtaltet. Umgeben von den Statuen empfand er ſich in einem bewegten Naturleben, er ward die Mannichfaltigkeiten der Menſchengeſtaltung inne, denn er ſah in dieſer Antikenwelt das Beſtreben, „aus der menſchlichen Geſtalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, der vollkommen abgeſchloſſen iſt, und worin kein Hauptcharakter ſo wenig als die Uebergänge und Vermittlungen fehlen.“ Er fühlte ſich durch dieſe Bilder auf den Menſchen in ſeinem reinſten Zuſtande zurückgeführt, worauf denn der Beſchauer ſelbſt geſchickter zum lebendigen Erfaſſen des Reinmenſchlichen werden müſſe. Das Ideal drängt ſich in dem plaſtiſchen, gleichzeitig, ſinnlich vor Augen ſtehenden Werke lebendiger auf, der überflüſſige Stoff fällt mehr in die Augen, als in dem Dichtungswerke, das ſucceſſiv vor dem Geiſte vorübergeht. Hier vergleicht er die alten Bildhauer mit Homer: „Soviel iſt gewiß, ſagt er, die alten Künſtler haben ebenſo große Kenntniß der Natur, und einen ebenſo ſicheren Begriff von dem gehabt, was ſich vorſtellen läßt und wie es vorgeſtellt werden muß, wie Homer. Die wenigen Kunſtwerke der erſten Claſſe ſind zugleich als die höchſten Naturwerke von Menſchen nach wahren und natürlichen Geſetzen hervorgebracht worden.

Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zuſammen, da iſt Nothwendigkeit, da iſt Gott!" Man ſieht, wie ihm Homer ſelbſt den höchſten Grundſatz der Kunſt und das Verſtändniß der Antike öffnete; er hat ihn immer zur Vergleichung zur Hand: die Juno in Villa Ludoviſi zu ſehen iſt ihm wie ein Geſang im Homer zu leſen. Auch Homer war ihm jetzt erſt ein lebendiges Wort geworden. Als ihn die Göttinger überſetzten, war er ihm noch fremdartig; die Gewöhnung an Shakſpeare und ſeine individuelle Wahrheit hatte den alten Dichter immer in einem Lichte von hyperpoetiſchem Pathos erſcheinen laſſen. Jetzt ſollte auch an Göthe der Wetteifer um die Nationaliſirung des Dichterfürſten ſeine Früchte tragen. Er führte die Odyſſee in Sicilien mit ſich und las ſie mit unglaublichem Antheil, die lebendige Umgebung commentirte ſie ihm. Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Beſchreibungen, Gleichniſſe, Alles, was ihm früher nur poetiſch vorkam, war ihm jetzt doch auch ſo unſäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der er erſchrack. In den Begebenheiten, die uns ſo ſonderbar ſchienen, fand er eine Natürlichkeit, die er nie ſo gefühlt hatte, als in der Nähe der beſchriebenen Gegenſtände. Jetzt ward ihm klar, wie ſich die naive Kunſt der Alten von der neueren ſcheide: ſie ſtellten die Exiſtenz dar, wir den Effect, ſie ſchilderten das Fürchterliche, wir fürchterlich u. ſ. w., und daher komme Alles Uebertriebene, Manierirte, alle falſche Grazie und Schwulſt. Jetzt hatte ihn alſo auch die griechiſche Dichtung und ihr Geſetz gefangen genommen, und er beklagte nun, daß man unſere Jugend auf das geſtaltloſe Paläſtina und auf das geſtaltverwirrende Rom beſchränkte! Nun griff er zu ſeinem Ovid zurück, Martial und Properz traten ihm nah, Anakreon blickt aus verſchiedenen Gedichten, die ſich an „Amor den Landſchaftmaler" anreihen, Elegie und Epigramm führt er auf den naiven und ſimplen Standpunkt zurück, wie er im Drama von der Hiſtorie, der älteſten Form der modernen Zeit, zu der reinen Geſtalt der Griechen überging. So ging ihm mit dem neuen Leben auch eine neue Poeſie auf: plötzlich war er ganz durchdrungen von der Ueberzeugung, daß an ſeinen alten Fragmenten nichts und am wenigſten die Form bleiben dürfe; es befremdete ſeine Freunde, als er den neuen Weg einſchlug und ſich in Iphigenie und Taſſo den ſüdlichen Formen näherte; und als er in dieſen Bemühungen eine Strecke

vorgeſchritten war, fühlte er ſelbſt, daß dieß eine neue, eine ganz andere, eine Hauptepoche in ſeiner Dichtung ſei, die ſich von der frühren, und von der, die etwa folgen möchte, rein abſcheiden müſſe. Er wollte nun mit den letzten vier Bänden der neuen Ausgabe ſeiner Werke ein „Summa Summarum ſeines Lebens ziehen", und dann mit Wilhelm Meiſter eine neue Periode beginnen. Ueber dieſen war er ſich ſchon damals ganz klar, daß zu einer ſo nordiſchen und deutſchen Production die ſüdliche Luft nichts mitwirken konnte; er ſpeicherte nur ſeine Beobachtungen über Kunſt und Welt für ihn auf.

In einem ſo feſten und dauernden Zuſtande des inneren Glücks bei anhaltender Regſamkeit der Kräfte, befand ſich Göthe weder früher noch ſpäter, als damals, wo „die Vorwelt lauter und reizender zu ihm ſprach", wo er die alten Dichter mit neuem Verſtändniſſe und Genuſſe las, wo er in glücklicher Begeiſterung die Vorzeit nachzuleben meinte. Und auf keine Seite ſeines Weſens war er ſpäter ſo in gerechtem Selbſtgefühle ſtolz, als auf dieſe lebendige Einſtimmung mit dem Alterthume; er trat mit ſelbſtzufriedner Beſtimmtheit Jenen entgegen, die ihm verargten, „daß er die Alten nicht hinter ſich in der Schule gelaſſen, daß ſie ihm in das Leben gefolgt, daß er Natur und Kunſt ſchaute, ſich von keinem Dogma ſchrecken ließ, der Heuchelei dürftige Maske verſchmähte, und ſich von dem Beſſeren ſelbſt, der gut und bieder ihn anders wollte, nicht irren ließ." Denn er wußte ſich nicht allein in dem Kunſtleben und Wirken der Alten glücklich, er durchdrang ſich auch mit der Sinnesart, er fühlte ſich ſo verwandt mit der alten Sinnesart, die ſich an das Nächſte und Wirkliche anhielt, bei all ſeiner modernen Ausbreitung und Zertheilung: denn ihm war das Streben nach dem Unendlichen nur ein Erforſchen des Endlichen nach allen Seiten. Wie Winckelmann war Er, der ſchon männliche, in ein junges Leben zurückgezaubert worden: ſeitdem wünſchte er, wie jeder, der nicht in einem ängſtlichen und eckigen Vaterlandsſinne befangen iſt, daß das Studium der alten Literatur immer die Grundlage unſerer höhern Bildung bleiben möge, und dort fand er, wie Voß, den ächten deutſchen Sinn, wo man Homer und Phidias neidlos willkommen hieß, um von dem Herrlichſten und Beſten Gewinn zu ziehen. Darum empfahl er jetzt und nachher immer ſo nachdrücklich den jungen Künſtlern

neben dem Studium der Natur auch das der Alten, denn es ſei nichts kleines, aus dem Gemeinen der Natur das Edle, aus der Unform das Schöne zu entwickeln. Wie günſtig er es anſah, daß in ſeiner früheren Schule eine freiere Lebensweiſe gewonnen ward, daß die Herzen in einen gewiſſen Naturſtand zurückkehrten und die äußeren Verhältniſſe, die Wiſſenſchaft, die Kunſt darnach geſtalteten und die Einbildungskraft entfeſſelten, ſo nöthig fand er es jetzt, neben dieſer Sehnſucht nach Freiheit auch die nach Ordnung, Anſtand und Geſchmack zu erregen. Er wollte nun zum Friſchen, Geſunden und Natürlichen das Schöne[21]), er war jetzt ganz der Verbindung von Natur und Ideal, von Geſchmack und Genie, von Kraft und Mäßigung bedürftig; in der Beſchränkung erkannte er forthin den Meiſter, und nur das Geſetz, ſang er, kann uns Freiheit geben. Uud, wie er oben direct andeutete, nicht blos in äſthetiſcher Beziehung, auch für die allgemeine Lebensanſicht war ihm das Neugewonnene bedeutend. Er fand bei den Alten jenes Maß, jene verbunden wirkende Willkühr und Ordnung, Geſetz und Freiheit, wie in der Dichtung, ſo im Leben; nachdenkend über die Metamorphoſe der Pflanzen und Thiere fand er daſſelbe weit umgreifend in den Geſetzen der Natur; er ſtellte dieß als den höchſten Gedanken der Natur hin, den der Menſch nachdenken könne[22]). Und ſo entdeckte er in immer größern Tiefen, wie er dem Geiſte des Alterthums naheſtehe; betrachten wir es, um uns ernſt daran zubilden, ſagt er, „ſo gewinnen wir die Empfindung als ob wir

---

21) Ueberall trinkt man guten Wein,
jedes Gefäß genügt dem Zecher;
doch ſoll es mit Wonne getrunken ſein,
ſo wünſch' ich mir künſtliche griechiſche Becher.

22) 3, 99.
Dieſer ſchöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkühr,
und Geſetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch: die heilige Muſe,
bringt harmoniſch ihn dir, mit ſanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der ſittliche Denker,
keinen der thätige Mann, der dichtende Künſtler; der Herrſcher,
der verdient es zu ſein, erfreut nur durch ihn ſich der Krone.
freu dich höchſtes Geſchöpf der Natur, du fühleſt dich fähig,
ihr den höchſten Gedanken, zu dem ſie ſchaffend ſich aufſchwang,
nachzudenken.

erſt eigentlich zu Menſchen würden.“ Wie es im Alterthum war, ſo liebte er das lebendige Daſein, nicht die Worte, die Darſtellung alles Lebens und Thuns nicht zu leeren Speculationen, ſondern wieder zur Anregung von Thun und Leben. Er lebte in der Anſchauung und ſeine Lieblingskunſt wäre bei günſtigem Verhältniſſe, wie bei den Griechen, die Plaſtik geworden. Er fühlte ſich, wie das Alterthum der ächteſten Zeit, ganz entfremdet aller müſſigen Philoſophie, die ihm von gewiſſen Seiten eine Art Hypochondrie und Geiſteskrankheit ſchien, ganz entfremdet allem verkünſtelten Luxus des Geiſtes. Ganz unverſöhnt blieb er, als ob er in Griechenland gelebt hätte, mit aller geſchichtlichen Welt, die dieſem im Rücken lag: mit dem Römerthum, mit dem Chriſtenthum, mit dem unbefriedigten Zeitalter der Romantik, mit der Reformation und Revolution. Im ganzen Umfang hat er ſeine Anſicht des Alterthums in der Einleitung zu Winckelmanns Leben niedergelegt. Der Menſch, ſagt er dort, vermag Manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, Außerordentliches durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten, das Einzige und Unerwartete durch Vereinigung ſämmtlicher Eigenſchaften. Das Letztere iſt das glückliche Loos der Griechen, auf das Andere ſind wir Neueren angewieſen. In den Alten wirkte die geſunde Natur als Ganzes, in der Welt, als einem Ganzen, in harmoniſchem Behagen; ſie ſchweiften nicht ins Unendliche, waren hierher geſetzt, hierhin berufen, gaben hier ihrer Thätigkeit Raum. Ihre Autoren ſind die Bewunderung des Einſichtigen, die Verzweiflung des Nacheifernden, weil jene handelnden Perſonen, die aufgeführt werden, an ihrem eignen Selbſt, an dem engen Kreiſe ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eignen und bürgerlichen Lebens einen ſo tiefen Antheil nahmen, mit aller Neigung und Kraft auf die Gegenwart wirkten, daher es einem gleichgeſinnten Darſteller nicht ſchwer fallen konnte, eine ſolche Gegenwart zu verewigen. Das, was geſchah, hatte für ſie den einzigen Werth, ſo wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden wird, einigen Werth zu gewinnen ſcheint. Nach einerlei Art lebten Dichter, Hiſtoriker, Naturforſcher. Alle hielten ſich am Nächſten, Wahren, Wirklichen feſt. Das Menſchliche war am wertheſten geachtet, alle ſeine inneren Verhältniſſe zur Welt mit ſo großem Sinne angeſchaut als dargeſtellt. Gefühl und Betrachtung war nicht zerſtückelt, jene kaum heilbare Trennung war noch nicht

in der geſunden Menſchenkraft vorgegangen. — Wenn Göthe zu dieſer reinen Betrachtung des Alterthums ſchon in früherer Jugend hätte gelangen können, ſo würde dieß ſeiner ganzen Bildung eine andere Wendung gegeben haben. Jetzt war ihm das Moderne ſchon zum Bedürfniß, das Alterthum erſt ein ſpäter Beſitz geworden, über den er nicht einmal ganz Herr werden konnte, und wie wir gewöhnlich thun, daß wir das, was uns geläufig iſt, verachten, das was wir nicht haben uns nachdrücklicher beilegen, und das was wir nicht ganz erreichen zu können glauben, auch Anderen als unerreichbar darſtellen, ſo verachtete Göthe weiterhin das Neue allzuſehr, fand die nordiſchen Elemente allzu unerquicklich, verſündigte ſich an der chriſtlichen und modernen Kunſt und an ſeiner vaterländiſchen Sprache, die er den ſchlechteſten, kraftverderbenden Stoff nannt, und auf der andern Seite hob er ſchadenfroh das Alterthum zu grell über uns empor und entmuthigte, indem er anſpornte. Der Letzte unter den Homeriden zu ſein, dünkte ihm eine Ehre, das Alles unſerer neueren Kunſt erklärte er für nichts, als Jemand Miene machte, dieſes Nichts für Alles zu erklären. Hören wir dieſe bitteren Ausfälle aus dem Munde des Dichters, der uns dem Geiſte der alten Kunſt näher gerückt hat, als irgend eine andere Nation der neueren Welt gelangt iſt, betrachten wir ſie den ungeheuren Anſtrengungen gegenüber, die eben dieſer Dichter mit ſeiner Zeit gemacht hat, uns wenigſtens den rechten Begriff der Kunſt beizubringen, wie ihn die alten Kunſtwerke an die Hand geben, ſo thut es weh, in ihnen kaum einen relativen Werth der modernen Kunſt anerkannt zu finden. Wer aber freilich ſich in die Tiefe der Bedingungen hinabtaucht, auf denen die alte Kunſt ruht und die uns entzogen ſind, wer es erwägt, daß ſie jenem glücklichen Zeitalter Bildnerin und Lehrerin war, was uns die Wiſſenſchaften ſind, daß jenes jugendliche Volk nicht die mühſelige Bürde unſeres Wiſſens zu tragen, das Organ reiner Anſchauung noch durch kein künſtliches Hülfsmittel geſteigert oder geſtumpft hatte, daß kein Despotismus und kein Religionszwang auf die Blüthe der Künſte drückte, kein Schwall von Wahn und Vorurtheilen, kein Irrſal der Regeln von dem Künſtler erſt zu überwinden war, der wird wenigſtens begreifen, daß ein Dichter wie Göthe, dem kein Preis zu hoch war, wenigſtens ſich ſelbſt dieſe Bedingungen möglichſt herzuſtellen, die Kluft unausfüll-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

bar fand, die das Falſche und Wahre, das Manierirte und Natürliche, das einfältig Urſprüngliche und das gekünſtelt Nachgeahmte, die die neue und alte Kunſt von einander abtrennt.

Wie mächtig Göthe damals die Lectüre des Homers, die lebendige Bekanntſchaft mit dem Alterthume durchdrang, würde nichts mehr belegen, als ſeine Nauſikaa, wenn er ſie ausgeführt hätte. In Palermo mit der Odyſſee beſchäftigt, dachte er dieſem Stoffe nach; er wollte die Umgebung, der er ſo verpflichtet war, mit würdigen poetiſchen Geſtalten beleben, und ſich aus dieſem Locale eine Compoſition in einem Sinne und Tone bilden, wie er noch keine vollbrachte; er hielt es nicht für unmöglich, in dieſem Stücke die ganze Odyſſee dramatiſch zu concentriren. Er wollte die vielumworbene Jungfrau darſtellen, die ſich keiner Neigung bewußt, Alle abgelehnt hat, plötzlich von einem ſeltſamen Fremdling gerührt aus ihrem Zuſtande heraustritt, und durch eine voreilige Aeußerung ſich compromittirt, was der Situation die tragiſche Wendung geben ſollte. Die einfache Fabel ſollte durch den Reichthum der untergeordneten Motive, durch das Meer, durch das Inſelhafte des Tons und der Ausführung intereſſiren. Auch hier hätte ihm ſein Leben ſelbſt, die eigene Erfahrung dictirt, ohne die Er nichts wagte, der die Natur nirgends diviniren wollte. „Selbſt auf der Reiſe, ſelbſt in Gefahr Neigungen zu erregen, ſelbſt in dem Falle in einer ſo großen Entfernung von der Heimat abgelegene Gegenſtände, Reiſeabentheuer, Lebensvorfälle zu Unterhaltung der Geſellſchaft mit lebhaften Farben auszumalen, von der Jugend für einen Halbgott, von geſetzteren Perſonen für einen Aufſchneider gehalten zu werden, manche unverdiente Gunſt, manches unerwartete Hinderniß zu erfahren, das Alles gab ihm eine ſolche Anhänglichkeit an dieſen Plan, daß er darüber den größten Theil ſeiner Sicilianiſchen Reiſe verträumte.“ In dieſer poetiſchen Stimmung faßte er Alles, was er damals erfuhr, ſah, bemerkte, auf und brachte es in dieſe erfreulichen Gefäße; leider pflegte er nichts oder wenig aufzuſchreiben, und ſo ging das vielbedachte und durcharbeitete Werk unter kommenden Zerſtreuungen bis auf eine flüchtige Erinnerung und ein kleines Fragmentchen verloren. So haben wir denn nichts Anderes, was ſeine damalige Wärme für das Antike ausſpräche und was aus ſeinen neuen Seelenzuſtänden aufſproßte, als die Iphigenie. Denn man glaube nicht, daß dieſes Stück, weil es ſein

Thema aus dem dramatiſchen Cyclus der Alten nimmt, weil es dem Inhalte nach ſo ganz von den Bedingungen unſeres Lebens abzuliegen ſcheint, und weil es die Oekonomie und den Ton der alten Stücke trägt, darum aus der Reihe der übrigen Werke Göthes herausträte, die mit ſichtbaren Fäden an ſeine eigne Exiſtenz geknüpft ſind, wie er ſelber auf Weg und Steg mit pragmatiſcher Gewiſſenhaftigkeit nachweist. Es iſt kein Spiel eitler Worte, wenn wir ſagen, daß dieſes reine, edle Dichtungswerk voll Milde und Frieden, als ein Symbol ſteht, in dem der zur Klarheit und Ruhe gekommene Dichter, der ſeine titaniſche Zeit und Qual eben abgelegt hatte, deſſen dichteriſcher Eifer ſich ſonſt um den gefolterten Prometheus drängte, der ſelbſt ſeinen Freunden Prometheus hieß, und ſich ſelber das Loos des Tantalus bisher zugeſchrieben hatte, jetzt ſeine eigene Verſöhnung in der jenes Heroen-Hauſes beſang, welchem gleich jener himmelſtürmeriſchen Jugend ſtatt des Rathes, der Mäßigung, der Weisheit nur wüthende Begierde eigen war. In der ſanften Stimmung ſeiner neugewonnenen Befriedigung ſuchte er nicht ohne den innerſten Trieb das Thema dieſer Verſöhnung unter ſeinen alten Planen zuerſt hervor, ja er dachte ſo eifrig an eine zweite Iphigenie in Delphi, in der noch einmal geſteigert nach einer letzten Gefahr die endlichſte Verſöhnung Statt haben ſollte, daß er über dieſen neuen Plan faſt ſeinen Taſſo aufgegeben hätte. Das eigentliche Gewicht der alten Schickſalstragödie in ſein Stück zu legen, dazu war Göthe überhaupt nicht gemacht, und damals am wenigſten geſtimmt. Wenn man daher dieß Schauſpiel mit dem griechiſchen vergleichen will, ſo darf man im Grunde nichts im Auge haben, als jene völlige Losſagung von der geſetzloſen Kunſt, die nur nach Naturwahrheit ſtrebt, zu Gunſten der griechiſchen geſetzgebenden, die nach Kunſtwahrheit ringt, und die nach Göthes eigener Bemerkung auf dieſem Wege zum höchſten Gipfel gelangte, während jene andere hier und da auf die niedrigſte Stufe geführt hat. Blickt man in den inneren Bau und die Motive dieſes Stückes, deſſen Vordergrund (wenigſtens vom 4. Acte an) faſt weniger die Handlung, die ſich entwickeln ſoll, als die Geſinnung der Heldin ausfüllt, ſo treten wir überall aus dem Ideenkreiſe des Alterthums heraus, wie es auch allein natürlich und möglich iſt, wenn man nicht wie die Stolberge in eitle Nachahmerei verfallen will. Selbſt die Art und Weiſe, wie in dieſer Sage des Familienhaſſes der

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Zug bedeutſam heraus gehoben iſt, daß an die Wiederverſammlung der Angehörigen des Hauſes im dunklen Orakel die Entſühnung geknüpft iſt, wie das Gefühl der Fremde, die Liebe der Heimat, ſo ächt griechiſche Züge, Iphigenien geliehen ſind, iſt modern gefärbt; und vollends die Klage über das Frauenſchickſal, der finſtere Blick auf den leidigen Troſt der Ehe, der ganz zur ächten Weiblichkeit entwickelte und zum höchſten Frauenadel geſteigerte Charakter an ſich liegt in dieſer Selbſtbewußtheit außerhalb der Sphäre des Alterthums. Und dieß gibt ja grade dieſem Werke den erſtaunlichen Reiz, daß der Dichter die reinſte Blüthe der modernen Sittigung mit den reinſten Formen des unbewußt ſchaffenden Alterthums in einer ſo harmoniſchen Miſchung zu verbinden wußte.

Göthe hatte die Iphigenie in Proſa fertig [23]) mitgenommen und ſchon am Gardaſee die neue Bearbeitung begonnen, in Rom vollendet. Er nannte ſie ſein Schmerzenkind; er arbeitete nicht mehr in dem alten Wurfe; das Verfahren der Göttinger ſchien gleichſam aus dem deutſchen Homer zu ihm heranzureichen; Leſſings Vorgang im Nathan mußte ihn nicht weniger als Schillern im Don Carlos zur Ablegung der Proſa ermuthigen; Moritzens Proſodie war ihm „ein Leitſtern, ohne den er dieß Gedicht nicht in Jamben umgeſetzt hätte.“ Dazu kam, daß ihn auch hier die übrigen Beſchäftigungen ſo ſehr zerſtreuten, daß er das Wichtige nebenher that, daß er wohl gar ungehalten war, wenn ihn das Stück vom Sehen und Lernen abhielt! Als er indeſſen die Arbeit, die ſeine neue Aera beginnen ſollte, vor ſich hatte, gefiel er ſich ſichtbar auf der errungenen Höhe. Ganz anders ſeine Freunde! Die in Rom, „an ſeine früheren heftigen vordringenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Berlichingiſches, und konnten ſich in den ruhigen Gang nicht gleich finden.“ Die in Weimar ſogar waren mit der proſaiſchen zufriedener! ihnen ging es mit dieſem jambiſchen Drama, wie Göthen anfangs mit dem hexametriſchen Homer. So ſehr war uns die Proſa noch damals (1787) eingewurzelt! ſo ſehr war das Gewicht, das die Schule Klopſtocks auf poetiſche Form und Sprache legte, ſelbſt in ſeinen Uebertreibungen gerechtfertigt! Göthe war übrigens jetzt ſo ſicher in ſeinen neuen Prinzipien, daß er ſich dadurch nicht im geringſten abſchrecken ließ, auch mit Taſſo ſogleich

23) Sie iſt in dieſer Geſtalt von Stahr herausgegeben.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

die ähnliche Operation zu beginnen, der ebenfalls ſeit etwa 1777 her in einer poetiſchen Proſe vorbereitet war. Sie hatte etwas Weichliches und Nebelhaftes, das ſich ſogleich verlor, als Göthe nach ſeinen neuen Anſichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ, den er hier ſchon weit gewandter handhabte; er wußte voraus, daß es hier noch mehr auszuarbeiten gab, und weder Perſonen noch Plan noch Ton des früher Vorhandenen hatte mit ſeinen jetzigen Anſichten die mindeſte Verwandtſchaft. Torquato Taſſo iſt nächſt Fauſt mehr als irgend Eins von Göthes Werken aus ſeinen intimſten Erfahrungen entnommen; dieß war es auch allein, was ihn beſtimmte, jenem Gedanken nicht Gehör zu geben, der ihm einflüſterte, alle ſeine alten Fragmente und darunter „die Grillen des Taſſo" fahren zu laſſen, und die Iphigenia in Delphi zu ſchreiben: er hatte zuviel ſeines Eigenen hineingelegt, als daß er ihn aufgeben konnte. Schon äußerlich ſteht das Stück, das die Verdienſte der Herzoge von Ferrara an Italiens größten Dichtern preist, als ein Denkmal für das Haus Weimar da, das die edlen Männer Deutſchlands, nicht durch Zufall um ſich ſammelte, ſondern anzog und ſie feſtzuhalten wußte, das jeden großen Namen, den Deutſchland nennt, ſeinen Gaſt genannt, und ſich auf den ſchönen Vortheil verſtand, den Genius zu bewirthen." In dem Dichtercharakter, den Göthe darſtellt, hat Bouterweck in geſchichtlicher Treue die Züge des wirklichen Taſſo mit derſelben Oberflächlichkeit gefunden, wie Andere das antike Drama in der Iphigenia. Vielmehr eröffnet uns unſer Dichter nach ſeiner Weiſe bedeutungsvolle Zuſtände ſeines letzten Lebens. Er hatte es früher immer eigen, die intereſſanten Verhältniſſe, die er durchlebte, im günſtigen Momente des Ablegens zu haſchen und mit halb feſter halb noch vom Antheil bewegter Hand ins Buch der Dichtung zu tragen; dieſe Ergießungen hatten gegen die fieberhaften Anfälle ſeiner Freunde gehalten Maß und Ruhe verrathen, gegen die Werke der zweiten Periode ſind ſie mehr im pathologiſchen Intereſſe geſchrieben. Jetzt hatte er eine inhaltreichere Periode voll mannichfaltiger innerer Vorgänge durchlebt, er war in großen Beſtrebungen unbefriedigt geblieben, hatte in kühnen Entwürfen tragiſche Hemmungen erfahren, das literariſche Feuer war ausgebrannt, in der Weltrolle, die er ſpielen wollte, mochte er ſich doch zuletzt kümmerlich fühlen. Innerhalb dieſer Zeit innerer

Qualen hatte er verſucht in verſchiedenen Anlagen ihr Bild zu entwerfen, und es mislang; kaum hatte er ſie jetzt abgeſchüttelt, ſo griff er mit größerem Erfolge dieſe Verſuche wieder an; er nahm aus größerer Entfernung auf, und idealere Umriſſe ſprangen heraus, gereinigter vom Individuellen, wie tiefgewurzelt die Vorbilder auch in der Seele des Dichters lagen. Indem er den ähnlichen Zuſammenſtoß feindlicher Welten wie im Werther ſchildert, bewährte er noch wie damals, daß ihm die Natur Melodie und Rede, und ein Gott gab, zu ſagen was er litt, aber man konnte hier nicht mehr Geſchichte ſuchen wie dort, weil hier reine Dichtung war. Der Dichter, der auf den Einklang der Natur lauſcht, der aufzunehmen ſucht, was die Geſchichte reicht, das Leben bietet und der das Zerſtreute in ſein Gemüth ſammelt, der verwöhnte Sohn der Laune und Leidenſchaft, der dem ſchrankenloſen Sinne folgt und an der Enge des realen Lebens anſtößt, der im Gefühl der Jugend, des angebornen Adels und der höhern Natur nicht Ort und Stand und Geſetze achten möchte, der holde Schwächling, der ſich zu beherrſchen unfähig iſt und ſich Alles gegen Alle erlaubt, dieſer Dichter ſcheitert an den Ordnungen der wirklichen Welt, deren Vertreter ihm in dem Staatsmanne entgegengeſtellt iſt, der ganz in dem handelnden Leben weilt und mit deſſen glänzendem Bilde das Träumeriſche des Dichters in Schatten zu ſtellen droht, der dem Schwankenden und Mistrauiſchen mit ſeiner Sicherheit imponirt, dem Selbſtgetäuſchten mit ſeiner Klarheit, und der ſich ernſt in den Schranken von Amt und Pflicht bewegt, da jener die äußerſten Ende der Dinge zuſammenfaſſen will. Unſer Dramatiker, der dieß zweiſeitige Weſen in ſeiner Natur nicht ohne Kämpfe verbunden hatte, verſtand eben darum ſo treffend dieſe gegenſätzlichen Charaktere zu ſchildern, die „darum Feinde ſind, weil die Natur nicht Einen aus ihnen formte“; denn wie die inneren Fäden dieſer zartern Kataſtrophe mit feiner Weisheit und Seelenkenntniß geſchlungen ſind, wie der Kenner des menſchlichen Geiſtes hier durch die Fülle der innern Handlung überreich für den Mangel jeder äußern entſchädigt wird, dieß iſt ſelten in der Dichtung wieder geleiſtet worden. Wir erinnern uns, daß dieſer Kampf von Poeſie und Wirklichkeit, und ſpeziell der Zwieſpalt zwiſchen Dichter und Weltmann das große Thema der Dichtung unſerer Genialitäten war: wie hart, wie ſchroff, und zerreißend liegt dieß bei Klinger

vor, was hier ſelbſt im tragiſchen Ende ſo mild und verſöhnend iſt, in welcher Stimmung uns jedes Kunſtwerk immer entlaſſen ſollte. Das fühlte Göthe der engliſchen Dichtung gegenüber ſo innig, die voll nordiſchen Ernſtes, voll impoſanter Gegenſtände, überall großen tüchtigen weltgeübten Verſtand, tiefes Gemüth, leidenſchaftliches Wirken aufweist, was nur Alles noch keine Poeſie mache; denn ſie, „die wahre Dichtung kündige ſich dadurch an, daß ſie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdiſchen Laſten zu befreien weiß, die auf uns ruhen, daß ſie uns in höhere Regionen hebt, und die Irrgänge des Lebens zurückläßt.“

Dieſe Eigenſchaften hat, unerörtert den Werth und Gehalt, die Dichtung der Italiener mehr als die der Engländer, und es war billig, daß in einem Thema wie Taſſo der Geiſt dieſer Dichtung vorherrſche. In dieſem Stücke liegen Arioſt und Taſſo ſo im Hintergrunde, wie in der Iphigenie das Alte. Auch noch von andern minder bedeutenden Seiten feſſelte Göthen die italieniſche Kunſt, dem keine Geſtalt und Form fremd bleiben ſollte, in der ſich einmal die Dichtung bewegt hatte. Er hatte einige Singſpiele in alter Geſtalt vorliegen, die ihm nach den neugemachten Erfahrungen Schularbeit ſchienen; in dieſe Gattung war ſeit der Zeit, da Kayſer ſein Scherz, Liſt und Rache im alten Schnitte, nach den „Mäßigkeitsprinzipien, Stimmenmagerkeit, Einfachheit und Beſchränktheit“ componirt hatte, durch Mozart ein raſcher Umſchwung gekommen; ſie empfahl ſich ihm jetzt als eine der vorzüglichſten dramatiſchen Darſtellungsarten. Nun kam ſein Landsmann Kayſer, ein Genoſſe aus Klingers Zeit, nach Rom; mit ihm ſtudirte ſich Göthe in das Singſpiel der Italiener ein, und arbeitete außer Jery und Bätely beſonders ſeinen Erwin und Elmire und Claudine von Villabella um. Auch in dieſen Spielen war Vieles niedergelegt, was von glücklichen und thörichten Stunden ſeiner Jugend zeugte, auch aus ihnen ſollte die Spreu ſeiner früheren Exiſtenz hinausgeſchwungen werden, und die franzöſiſche Manier des platten Dialogs vor dem Recitativ der Italiener weichen. Doch wollte er nicht wie dieſe den lyriſchen Erforderniſſen allen Sinn opfern, er hoffte zu Zeiten ſeine Operetten für dieſe Bedürfniſſe zu berechnen und doch nicht ganz unſinnig, doch auch lesbar zu machen, während er zu anderer Zeit fühlte, daß das weite Geſpinnſt einer

Oper, ohne die Stickerei, für die es beſtimmt iſt, nicht gefallen kann.

Auch an Egmont, der zwölf Jahre früher ſchon entworfen war und den Göthe jetzt wieder hervorſuchte, merkt man den Einfluß der Beſchäftigung mit dem Singſpiele; es wurde gleich auf Compoſitionen durch Kayſer gerechnet. Nicht allein „die Nothdurft des dramatiſchen Puppen- und Lattenwerks" ſchadete dieſem Stücke, indem es z. B. wie Herder richtig empfand und Göthe nicht leugnen konnte, die Schattirungen unterbrach, die in Clärchen die Nüancen zwiſchen Dirne und Göttin ausmachen ſollten: die vielfache Zerſtreuung wirkte auch hier ſchädlich ein. Göthe meinte zwar dieſe unſäglich ſchwere Aufgabe mit ganz beſonderer Freiheit des Gemüths und Gewiſſenhaftigkeit gelöst zu haben, allein er wußte doch auch wieder ſelbſt, daß er das Stück ganz hätte umſchreiben, nicht blos umändern müſſen. Hier ſtritt ſich der Stoff, der in der Shakſpeareſchen Zeit concipirt war und eine niederländiſche Behandlung erforderte, mit den neuen Dichtungstheorien und der neueſten Thätigkeit für das Singſpiel; wir haben daher ſehr ungleichartige Beſtandtheile hier nebeneinander liegen: Dialogen höhern Styls, und eine rhythmiſche Proſa, die ſichtbar nach der Behandlungsart des Taſſo neigt, Götziſche Volksſzenen, und Operneffekte. Göthe war ſchon damals, wie hoch er die Reinheit griechiſcher Formen ſchätzte, nicht der Meinung, daß wir darum uns ausſchließlich auf ſie ſollten hinweiſen laſſen, obgleich er damals dieſe unpartheiiſche Stellung zwiſchen Antikem und Neuerem nicht in der Weiſe ausgeſprochen haben würde wie ſpäter [24]); er griff neben Taſſo zugleich ſeinen Fauſt wieder auf und ſuchte den Ton und Faden, den er ihm in ſeiner Jugend

24) In den Noten zu Rameaus Neffe heißt es: „Wohl findet ſich bei den Griechen eine ſehr geſchmackvolle Sonderung und Läuterung der verſchiedenen Dichtarten, aber uns Nordländer kann man auf jene Muſter nicht ausſchließlich hinweiſen. Wir haben manch andres Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantiſche Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeſchmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen ſtandhaften Prinzen? Uns auf der Höhe dieſer barbariſchen Avantagen, da wir die antiken Vortheile wohl niemals erreichen werden, mit Muth zu erhalten, iſt unſere Pflicht!"

gegeben, wieder, und die Holzſchnittmanier, die in jenes Zeitalter zurückverſetzen ſollte. Wie wenig er übrigens mit ſeinem innern Weſen an dieſen nordiſchen Formen und den Stoffen, die ihnen anpaſſen, hängt, beweist die Halbheit, mit der er ſich ihnen im Götz wie im Egmont nähert, und die charakteriſtiſche Aeußerung, daß er ſich mit dieſen beiden Stücken den Shakſpeare „vom Halſe ſchaffen" wollte, der ihm unheimlich war, an dem er zu Grunde zu gehen fürchtete. Schiller in ſeiner bekannten Recenſion des Egmont hat ganz vortrefflich ausgeſprochen, ohne auf die hiſtoriſche Lage des Stücks in Göthes Entwicklung Acht haben zu können, wie es zwiſchen ſeiner alten individualiſirenden und der neuen idealiſirenden Methode mitten durchfällt. Der Dichter gibt dem Drama einen Charakter zum Gegenſtand, die Einheit liegt in dem Helden, der in bedenklichen Zeitläufen von den Schlingen einer argen Politik umgeben, in übertriebenem Vertrauen auf ſein Recht und ſeine Unſchuld wie ein Nachtwandler auf jäher Dachſpitze gehe. Dieſe übergroße Zuverſicht und der unglückliche Ausſchlag derſelben flößt uns Furcht und Mitleid ein und rührt uns tragiſch. Der Held iſt ein fröhliches Weltkind, lebendig, wahr, individuell gezeichnet, ohne alle verſchönernde Kunſt; die kleinen Menſchlichkeiten ſtehen mit keinen großen Handlungen in ſchöner Miſchung, in der ſie doch allein anziehen können; und man kann hinzuſetzen, daß die Häufung ſchwacher und matter Charaktere, die Göthen immer eigen war, hier allzugroß iſt (Brackenburg, Ferdinand), als daß ſie nicht den in ſehr zweideutiger Größe erſcheinenden Helden herunterziehen ſollte. Und da nun dieſe individuellere Naturwahrheit in dem Stücke herrſcht, die man in ſolchen politiſchen Staatsactionen immer gewöhnt war, ſo wundert ſich Schiller auf der andern Seite, daß nicht gradezu mehr Anſchluß an die Geſchichte Statt hatte, die in Egmont einen viel ſchönern tragiſchen Charakter darbot, als dieſen. Erinnern wir uns auch hier, wie bei Taſſo, in welchem Verbande dieſes Stück mit der großen Maſſe unſrer Tragödien ſtand. Wir haben bei Klinger die Neigung gefunden, Revolutionen zu Gegenſtänden ſeiner Dramen zu machen, Schiller hatte den Fiesco ſchon geſchrieben, dem 1787 Don Carlos folgte. Bei dieſen Dichtern warf ſich die Sympathie mehr auf die Seite der Völker und ihrer Intereſſen, ſie hoben die handelnden Kräfte hervor, nicht die des Gemüths, ſie blickten auf die Schauſpiele

der Geſchichte, gläubig an die lenkende Vorſehung. Allein Göthen war der große Ueberſchlag der Begebenheiten nach Jahrhunderten nicht gegeben; ſein künſtleriſches Auge weilte auf dem geſonderten Gegenſtand und betrachtete ihn für ſich; hier fand er im Egmont das Liebenswürdige untergehen und das Gehaßte triumphiren; denn er war (wenn anders damals dieß Alles ſchon ſo in ſeinem Bewußtſein lag, wie er es im 4ten Theile ſeines Lebens darſtellt) auf eine neue Religion vom Dämon gerathen, einem Weſen, das er in der belebten und unbelebten Natur walten ſah, das nicht göttlich nicht menſchlich, nicht teufliſch nicht engliſch, nicht Zufall noch Vorſehung war. Dieſes furchtbare Weſen treibt denn hier ſein Spiel in den Begebenheiten, wie in den Menſchen, und in dem Helden beſonders, den er darum verwandelte, zum Jüngling, ledig, unabhängig von allen Verhältniſſen machte, ihm Lebensluſt, Anziehungsgabe, Volksgunſt, Neigung einer Fürſtin und eines Naturmädchens, Theilnahme eines Staatsklugen, und ſelbſt des Sohnes ſeines Gegners gab, und Tapferkeit und Selbſtvertrauen ſo zum Grunde des Charakters legte, daß er ſich über jede noch ſo nahe Gefahr blendet. Er verweilt auf dieſer einzelnen Figur, die in einer Zeit allgemeiner Aufregung ſich iſolirte und dadurch unterging, mit einer Vorliebe, die uns nach einer andern Begriffsart dämoniſch erſcheint: er ſchien das Schickſal, das ihn bald ſelbſt der franzöſiſchen Revolution gegenüber unvorbereitet traf, mit dieſem Stücke und dieſem Charakter ahnungsweiſe anzuzeigen. Es machte ihm ſeinen Egmont bei der Bearbeitung ſehr intereſſant, daß grade der Kaiſer mit den Brabantern Händel bekam und daß ſich in Brüſſel die Scenen zuzutragen ſchienen, die er beſang. Er rühmte hier die poetiſche Anticipation, von der er auch ſonſt in einem dunklen Gefühle zu ſprechen pflegt, nirgends in klarem Begriffe. Die Realität des Begriffes liegt darin, daß Alles, was in der handelnden Welt geſchieht, in der empfindenden, denkenden, dichtenden und ſchreibenden früher erſcheint, daß der Gedanke, der Wunſch, die Divination das Geſchehende einleitet und vorbereitet. Dieß eben macht die Revolutionszeit unſrer Genialitäten ſo intereſſant, weil hier der Anflug derſelben Ideen ſichtbar iſt, die einige Luſtra ſpäter Europa politiſch erſchütterten. Daher erſcheinen die revolutionären Staatsactionen jener Tragiker ſo feſt in die Zeit verwachſen; ſie ſind wirklich poetiſche Anticipa=

tionen; und ſie ſind es ebenſo ſehr in der Art und Weiſe, wie ſie in die Charaktere der Dichter verwachſen ſind. Wie Schiller den Weltbegebenheiten ſich mit ſeinen Dichtungen gegenüber legte, blieb der erſten popularen Weiſe gleich, wie es im Fiesco vor der Revolution geſchah; wie ſich Göthe vor der Revolution wehrte, durch ſie einen poetiſchen Untergang gleichſam erlitt, weil er in ſich durchaus für ſolche größere Bewegungen in der wirkenden Welt kein Maß hatte, dieß liegt allerdings im Egmont gleichſam anticipirt da. Dieſer Charakter drückt den Gegenſatz gegen Götz aus, der ſich in der anarchiſchen Zeit wohl fühlte; in ſofern liegen auch hier die Uebergänge des Dichters von gewaltſamer Unruhe zum Frieden, vom äußern Leben zum Innern abgeprägt.

Sobald ſich Göthe dem deutſchen Boden wieder näherte, ſchien er unwillkührlich in die nordiſchen Stoffe und Formen der Dichtung zurückzufallen. Er ward bei ſeiner Rückkehr unangenehm von dem Beifalle berührt, den Schiller in der Nation gefunden hatte; er fand durch ihn die Aufregungen der Genialitätszeit und Naturperiode, der er ſich jetzt enthoben fühlte, nun ſchon durch das zweite Jahrzehnt unterhalten und genährt, ja zur neuen Energie geſteigert. Dieſes Verhältniß traf mit der Zeit zuſammen, wo er ſeinen Fauſt für die Ausgabe ſeiner Werke zurichten wollte oder zugerichtet hatte, und es mochte aufmunternd und misſtimmend auf dieſe Arbeit eingewirkt haben. Die Dichtung von Fauſt zieht ſich durch Göthes ganzes Leben hin und iſt in ihrem vollen Umfange zu einer Art Darſtellung ſeiner menſchlichen und poetiſchen Entwicklung geworden. In ſeine früheſte Jugend ſchlingen ſich die erſten Fäden dieſes Gewebes zurück, das er Ein Jahr vor ſeinem Tode abſchloß. Mitten in ſeinen erſten prometheiſchen Anwandlungen in Straßburg ſummte ihm das Puppenſpiel vor; von Zeit zu Zeit mußte er einzelne Scenen hingeworfen haben, denn als er in Rom das Gedicht aufnahm, hatte er ſchon ältere Entwürfe als Muſter der Einkleidung vor ſich liegen. Als er 1790 das ältere Fragment drucken ließ, ſo war darin der Kern der Sache, das Weſentliche deſſen, was wir den erſten Theil nennen, enthalten; die poetiſche Beſonderheit und Ausführung ſchob nachher manche ſchöne Scene und Digreſſion ein, aber auch jene Walpurgisnacht, auf die Göthe damals bei friſcherer Erinnerung an Italien kaum gefallen ſein würde, wo ihm die reinſte Menſchheit in

der alten Mythologie verkörpert ſo nahe gerückt war, und wo er das „häßliche Teufels= und Hexenweſen" wenn nicht verſchmäht, ſo doch nicht herbeigezogen haben würde, „das nur in düſtern ängſtlichen Zeitläufen aus verworrener Einbildungskraft ſich ent=wickeln und in der Hefe menſchlicher Natur Nahrung finden konnte." Erſt ſpäter, da er in ſeinen Dichtungen immer gleichgültiger und rathloſer zu werden anfing, wollte er ſich ſein Recht nicht ver=kümmern laſſen, auch aus dieſen Regionen ſeine Stoffe zu nehmen, wiewohl ſelbſt in der Zeit ſeines Wetteifers mit Schiller die Luft=phantome und das Nebelwerk, das ſich in die ſtets verfolgte Compoſition einzudrängen ſuchte, noch von der deutlichen Baukunſt verdrängt ward. Wie Göthe damals dieſe Arbeit behandelte, ſo hat er ſie vor= und nachher behandelt. Er ſchrieb in verſchiednen Stimmungen verſchiedne Theile nieder; entmuthigt über anderen Verſuchen rettete er ſich in dieſes Gedicht, in dem er ſich ſpiegelte; er machte es ſich mit der „barbariſchen Compoſition" bequem, und dachte die höchſten Forderungen mehr zu berühren, als zu erfüllen; er behandelte die Aufgabe bald als Poſſe, bald fühlte er wieder, daß das Ganze umzubauen ſich wohl lohnen würde, dann aber ſchreckte es ihn wieder, die Obliegenheiten zu vermehren, deren kümmerliche Erfüllung ohnehin ſchon die Freude ſeines Lebens verzehre. Er ſorgte alſo nur für Anmuth, Gefälligkeit und Be=deutſamkeit der Theile, weil das Ganze doch immer Fragment bleiben müſſe. Bis zu dem Abſchluß des erſten Theiles (1807) arbeitete er immer noch gewiſſermaßen rückſchauend auf den erſten Entwurf, obgleich auch hier Alles von Lücken, Räthſeln und Widerſprüchen voll iſt, ſobald man den Maßſtab einer ſtrengen Folgerichtigkeit anlegt. Was aber den zweiten Theil ausmacht, das iſt durch dieſelbe Kluft von dem erſten geſchieden, die Göthes Alter von ſeiner Jugend trennt, bis auf einzelne Theile, die ſchon vor der Publication des erſten Theiles behandelt waren. Auch mit dieſem Spätwerke ſeiner Muſe verfuhr er, wie mit den früheren Theilen, er ließ ſich nöthigen und treiben und zögerte geheimniß=voll hin, bis er im 82ſten Jahr mit dieſem Lebenswerke zugleich das Leben abſchloß.

Daß bei dieſem Verfahren das Gedicht nicht allein nicht in ſeinen beiden Hauptbeſtandtheilen, ſondern auch nicht einmal in dem erſten Theile oder auch nur in dem erſten Fragmente ein har=

moniſches Ganze in jenem höchſten Sinne werden konnte, den der entzückte Dichter des Prologs an die Dichtung verlangt, iſt wohl begreiflich. In holden Irren ſchweift das Werk ſo vieler Jahre nach dem geſteckten Ziele hin: dieß blieb das Prognoſticon für ſeine Geſchichte und ſeine Beurtheilung. Daß in dem erſten Theile das Schönſte, was poetiſche Darſtellung geben kann, mit beneidenswerther Leichtigkeit und Ueberlegenheit niedergelegt iſt, und wie der Dichter in die Tiefen des menſchlichen Weſens hinabtaucht, um das Verborgenſte ſeiner Natur zur ſchönſten Erſcheinung ſchmeichelnd heraufzuzaubern, darüber hat die Stimme der Welt längſt entſchieden; und es kann dieſem allgemeinen Urtheile keinen Eintrag thun, daß es dem Dichter in ſeiner Laune gefiel, von ſo vielen räthſelhaften und wunderlichen Einſchiebſeln, von ſo mancher liegenden Habe am unrechten Orte gezwungenen Gebrauch zu machen; oder daß ihn ſeine poetiſche Gewandtheit hier und da zu jenem Umſpinnen und Umweben dunkler Vorſtellungen mit dunklen Worten verführte, einer Eigenſchaft, mit der nachher ſo viele poetiſche Obſcuranten Haus gehalten haben, und die ein ſo übles Ingredienz deutſcher Poeſie überhaupt geworden iſt, wie Jean Pauls Witzhaſchen und Haarſpalten der Empfindungen, und Schillers rhythmiſcher Abfluß, der das Ohr überfüllt und den Gedanken hinwegſpült. Dieſe reizenden Bruchſtücke nun ſpielen in dem erſten Theile, von dem wir an dieſem Orte allein reden [25]), um einen Grundgedanken epiſodiſch her, ohne ihn vollendend auszuführen, und wie ſie an ſich ſelbſt, als poetiſche Einzelheiten, nicht äſthetiſch befriedigen und daher trotz ihrer hohen Vollendung noch keine Nachahmer haben abſchrecken können, ſo iſt die Befriedigung des moraliſchen oder philoſophiſchen Intereſſes, das ſie anregen, noch viel geringer. Das Gedicht, wie es nach Göthes eignen Worten aus einem dunklen Zuſtande des Individuums hervorgegangen iſt, nimmt im größeſten Umfang die dunklen Zu-

25) Wir unterſcheiden das erſte Fragment nicht weiter von dem ganzen erſten Theile, wie er im Beſitze der Nation iſt, da für unſern allgemeinen Gebrauch die Unterſchiede Beider wenig bedeuten und eine ſo ſtreng chronologiſche Kritik unnöthig ſcheint. Wir haben überhaupt dieſe Rückſicht auf ältere verdrängte Ausgaben nur da nicht bei Seite geſetzt, wo der Unterſchied ſchlechterdings weſentlich war.

ſtände des Zeitalters zu ſeinem Gegenſtande, in dem es empfangen iſt, und überläßt den trüben Stoff vorzugsweiſe der Jugend, die ſich in den ähnlichen dunklen Zuſtänden umtreibt, die ihr eignes Bild darin ſucht und hinein trägt, und den angeſponnenen Ideengang willkührlich weiterſpinnt. Wir wollen verſuchen, die leitenden Momente in den Zeitideen zu finden, die hiſtoriſche Anknüpfung anzudeuten, um auf dieſem Wege zu einem ſpringenden Punkte zu gelangen [26]), der uns nicht allein das Gedicht aufhellt, ſondern auch klar macht, ob es vielleicht ſo fragmentariſch angelegt werden, unausgeführt und unausführbar bleiben mußte, ohne darum den Dilettantismus zu verrathen, den Göthe ſelbſt an eben dieſen Merkmalen ſo ſehr mit Recht bei Andern erkennen wollte.

Wir gehen hierbei von der Anſicht aus, daß die Fauſtdichtung in einer innern Verbindung mit der Sage ſteht, und daß, wie wir bei dem Volksbuche früher ſchon angedeutet haben, der Grundgedanke der Sage, nur zeitgemäß verändert, ſtehen geblieben iſt. Wir haben überhaupt bemerkt, daß das Zeitalter Leſſings und der Starkgeiſterei ſich in eben dem Verhältniſſe an Klopſtock und Wieland anreiht, wie die Zeit während und nach der Reformation an das ältere Ritter= und Chriſtenthum; und es iſt natürlich, daß ſich zwei Zeitalter wieder aufs innigſte unter ſich die Hand reichen, wovon das letztere nur fortzuſetzen beſtimmt war, was das frühere begonnen hatte. Die anſcheinend ſehr verſchiedne Aeußerung der Naturtendenzen in dem Narrenweſen jener Zeit wird man dem Originalitätsſtreben in dieſer ſehr verwandt finden, ſobald man die nothwendigen Unterſchiede abrechnet, die die Bewegung in einem rohen Geſchlechte von Pöbel und Bauern und die in einem Kreiſe gebildeter Männer bedingt. Jene Zeit, in der man die hiſtoriſchen Grundlagen des Fauſt zu finden bemüht war [27]), und aus der die erſte Tradition der Sage ſtammt, befreite das Volk in einer

---

26) Daß unſere, hier wie überall geſchichtliche, Erklärungsweiſe keiner andern den Weg vertritt, verſteht ſich von ſelbſt; es wäre beſchränkt, wenn man einem ſo „incommenſurablen" Werke nur Einerlei Maßſtab anlegen wollte. Wir enthalten uns daher jeder Polemik wie jeder Huldigung gegen die vielen Scholien, die zu Fauſt erſchienen ſind, und empfehlen nur, der ähnlichen hiſtoriſchen Betrachtungsweiſe wegen, Ch. H. Weiße's Kritik und Erläuterung des Fauſt. 1837.

27) Vgl. Raumers hiſt. Taſchenbuch 1834.

ähnlichen leidenſchaftlichen Aufregung von dem unleidlichen Druck obſoleter Verhältniſſe, wie dieſe neuere literariſche Revolution that; ſie miſchte auf dieſelbe Art Aufklärung und Aberglauben in Einem Gefäße, wie es jetzt wieder geſchah: der ungeſtalte Obſcurantismus, der ſich mitten im Lager der Proteſtanten bildete, gleicht aufs genaueſte der Stellung, die Lavater, Jung u. A. mitten unter den befreundeten Freigeiſtern einnahmen, ſo wie beidemale die gleiche Erſcheinung hervortrat, daß man unbefriedigt von Zunftweisheit, vom todten Buchſtaben der Gelehrſamkeit, von dem dürren Formalismus der Scholaſtik für die Bedürfniſſe des Gemüths auch im Wiſſen zu ſorgen ſtrebte und auf Geheimlehre und tiefſinnige Naturanſchauung gerieth. Der freſſendſte Skepticismus, der Zweifel an aller Wiſſenſchaft verband ſich mit dem kühnſten Glauben an einen unſinnlichen Hintergrund der menſchlichen Dinge, und Rouſſeau, Lavater, Caglioſtro liegen im Keim und Weſen in jenen Zeiten des Fauſt und ſeiner geſchichtlich beglaubigteren Zeitgenoſſen vorgebildet. Carricaturen der allerhöchſten Potenz bilden damals das überhobenſte Beſtreben der rein geiſtigen Natur des Menſchen und das tiefſte Verſinken ſeiner thieriſchen ab, und daß ſich beides, Skepſis und ſinnliche Luſt, miteinander paart, iſt ſo natürlich, wie daß den entſchiednen Libertinismus des Geiſtes und der Sitte der Leichtſinn, mit Trübſinn wechſelnd, immer begleitet. Und auf dieſen Grund iſt ja auch bei Göthe das ganze Gemälde gezogen, daß der Wißbegierige, dem die Geiſter des Dieſſeits, der Natur, ihre Antwort verſagen, auch das Jenſeits aufgibt und den Drang des Wiſſens ablegend den Freuden des Lebens nachjagt, in die ihm der Begleiter, der ſie gibt, zugleich die düſteren Schatten wirft. Wie nun dieß Alles in den Zeitaltern der erſten Tradition und des Göthiſchen Gedichtes gleichmäßig in den Bildungen der Nation gelegen war, ſo drückte es ſich auch ähnlich in der ſchriftlichen Niederſetzung ab; und wenn dieß nur ſehr im Hintergrunde zu erkennen iſt, ſo liegt es theils in der ungeheuren Kluft, die das rohe Volksbuch und die Puppenſpiele von dem 18ten Jahrh. trennt, theils in der verſöhnenden Wendung, die die humaniſtiſche Zeit gegen die zelotiſch orthodoxe der Sage geben mußte, theils aber auch darin, daß Göthe ausdrücklich der trivialen Ueberlieferung auswich oder ſie nur flüchtig andeutete, und den Gehalt der Fabel aus der moraliſchen und theologiſchen Sphäre in die

intellectuelle, in die panſophiſche ſeiner prometheiſchen Epoche herüberzog. Dieß thaten mehr oder weniger auch Klinger und Müller, die mit Göthe gleichzeitig ebenſo die innere Beziehung dieſer Sage zu dem Geiſte ihrer Zeit ahnten; (wie Leſſing den Gegenſtand aufgefaßt haben würde, läßt ſich aus dem kleinen Fragmente nicht ſchließen, das nicht eigne Erfindung, ſondern Tradition iſt.) Je bedeutſamer dieß unabhängige Ergreifen von einerlei Materie durch verſchiedene Menſchen für die Zeitmäßigkeit der darin verborgenen Ideen ſpricht, und je entſcheidender es auf die Verwandtſchaft der Zeiten hinweist, die beidemale an denſelben ſo lebhaften Antheil nehmen, deſto gleichgültiger dürfen uns, wie wir es im Mittelalter bei jeder ausgezeichneten Sagendichtung fanden, die Aeußerlichkeiten der Mythe werden; und wir halten es für genügend, mit dieſen allgemeinen Winken erinnert zu haben, daß das Gedicht von Fauſt in die Culturgänge der Nation rückwärts eben ſo eingewurzelt iſt, wie wir es vorwärts ſich hinein verzweigen ſehen. Was jenſeits des Volksbuches die Mythen von Gerbert, Theophilus, Militarius u. A. von Aehnlichkeit verrathen, iſt ſo äußerlich und entfernt, daß es eitel wäre, dorthin zurückzugehen.

Daß in der Dichtung von Fauſt das ganze Streben jener dunklen Sturm- und Drangperiode in ſeinen Tiefen und Höhen dargeſtellt, der Held ein Repräſentant, das Werk ein Symbol dieſer Zeit geworden iſt, hat wohl Jeder gefühlt, der einmal einen Blick in das Treiben jener Jahre hineingeworfen hat, und wer innerhalb der Geſchichte Göthen als dieſen Repräſentanten anſehen will, der darf in ſeiner Dichtung das Abbild ſeiner eignen Zuſtände ſuchen. Als Göthe in Straßburg zuerſt dem Gedichte nachſann, war er ſelbſt in der Stimmung, die alles Wiſſen der Welt eitel und ohne Frieden fand, und dieſe lieh er in der anfangenden Kataſtrophe ſeinem Fauſt. Im modrigen Kerker hat dieſer alle Weisheit der Zünfte geſammelt, die ihm aber nicht lebendig geworden iſt; das Pergament ſcheint ihm nun nicht weiter der Bronnen, der den Durſt des Wiſſens ſtillt, das ererbte Wiſſen nicht ein Beſitz, ſondern nur das in eigner Anſchauung Erworbene. Er ahnt, daß die menſchliche Erkenntniß nicht auf dem großen Umwege der bloßen Gelehrſamkeit zu ſuchen iſt, der Natur ihr offenbar Geheimniß abzulocken, dünken ihm Hebel und Schrauben nicht

der rechte Apparat. Das Spalten des Geiſtes, das Anatomiren der Dinge, das metaphyſiſche Wiederkäuen unverdauter Probleme, das Abſehen von der Natur und den Sachen, um dem Wort zu gefallen, dünkt dem gequälten Forſcher wie das Ableben und der Tod des Wiſſens; er fühlt, daß die ahnende Kraft der Seele, daß die Wahrheit der Empfindung über die Grenzen des meſſenden Verſtandes hinausreicht, die Ueberzeugung der Anſchauung die der Speculation überflügelt. Er beſchwört junge Kräfte in ſeinem altgewordenen Weſen, und neben ſeiner reingeiſtigen Seele fühlt er eine rein ſinnliche, die ſich an Natur und Welt mit derber Liebesluſt anklammert, und die ſich zu des Geiſtes Flügel den körperlichen zu beſitzen ſehnt, die mit dem Höchſten das Tiefſte, mit des Geiſtes auch des Körpers lockendſte Genüſſe zu verbinden, das harmoniſche Gleichgewicht der phyſiſchen und ſittlichen Kräfte herzuſtellen, den Reichthum der Einſichten und Erkenntniſſe mit der höchſten Lebendigkeit und Empfänglichkeit der Empfindung zu behaupten ſtrebt. Mit der Noth des Lebens, mit den „Fratzen" der Welt, mit dem Kram der Worte liegt er im Kampfe; und abgewieſen an jener Pforte, durch die er dem Quell des Lebens und aller Wirkenskraft näher zu kommen ſuchte, iſt er im Begriffe, ſich eine andere zu öffnen, wo jene ſtreitenden Seelen den Menſchen nicht mehr theilen. Aber die ſüße Erinnerung an die Glaubensjahre der Jugend hält den Zweifler zurück und heftet ihn noch an die Erde; die ſchöne Wendung deutet vortrefflich an, daß es auch auf dieſem Runde eine Zeit gebe, wo jenſeits der Erkenntniß und des Bewußtſeins, in dem Allgemeingefühl der Kindheit jene ungetheilte Kraft des Lebens wirkt, wo der Glaube die tiefſten Bedürfniſſe der Seele ſtillt und wo die ſinnlichen Bedürfniſſe reiner Natur noch unverſagt ſind. Dieſen Zuſtand auf friedlichem Weg herzuſtellen, nachdem vom Baume der Erkenntniß die Frucht gebrochen war, ſcheint der ringende Weiſe verſuchen zu wollen, da er ſich nach Gottesliebe und Offenbarung zurückſehnt, aber er beginnt ſogleich mit Grübeln, wo nur mit Glauben zu gewinnen iſt; ſchon hat ihn der Feind der menſchlichen Ruhe mit ſeinen magiſchen Kreiſen umzogen. Auf dem weiten Wege des Kampfs und des Zweifels ſoll nun die erſchwerte Aufgabe verſucht, und „im dunklen Drange der rechte Weg" gefunden werden. Er zerbricht und verflucht nun dieſe Welt der Täuſchungen, er gibt das Jenſeits in

kühner Wette auf, er löst in Verzweiflung jenes kaum geſuchte Band der geiſtigen und ſinnlichen Kräfte, entlädt ſich von Wiſſensdrang, und wirft alle dürre Speculation gegen die friſche grüne Weide des Lebens zur Seite. Sich zu übertäuben ergibt er ſich dem Taumel der Leidenſchaft, dem unerſättlichen Triebe; das Stilleſtehen im Genuß iſt der Punkt, wo er ſeine Wette mit dem Böſen verloren gibt; er ſehnt ſich, nachdem er alle Wiſſensqualen troſtlos durchgemacht, auch alle Empfindungsqualen durchzumachen, ſeinen eignen Schmerz an dem der Menſchheit zu erweitern und all ihr Wohl und Weh zu tragen. Die Macht ſeines Meiſters ſetzt ihn mit der Beibehaltung ſeines erhöhten Bewußtſeins und ſeiner Erkenntniß mitten in die Jugend und die Blüthe des ſenſualen Lebens zurück, und er beginnt in dieſer Sphäre ſeinen erſten Irrelauf. Die reine Seele leitet ihn dabei auf jenes reine Weſen, das in des Dichters Zeichnung ein Meiſterſtück und aus ſeinen naiven Frauencharakteren, den beſten, die ihm überhaupt gelungen ſind, die Krone ward; den ſchönen menſchlichen Genuß aber vergällt ihm der böſe Dämon, dem das Edle, was er berührt, zum Opfer fallen ſoll.

Wenn wir uns neben dieſen Hauptmomenten aus dem Gange des uns Allen ſo bekannten Gedichtes die Grundzüge des geiſtigen und moraliſchen Lebens der Generation wiederholen wollen, die wir bisher betrachtet haben, ſo ſtoßen wir nur in unſerer gedrängten Darſtellung auf hundert Reminiscenzen und Beziehungen. Wir haben jene Philoſophie, die alle Weisheit der Erde umſpannen und zugleich in lebendiger Wirkſamkeit ſchaffen möchte, in dem jungen Herder ſchon aufkeimen ſehen; die Verachtung des überlieferten Buchſtabens war der Sinn all der jungen Kritik, die ſich ſeit Leſſing an allen Enden von Deutſchland regte. Das Vertrauen auf den prometheiſchen Funken hatte Hamann jenen bitteren Spott entlockt auf alle dürre Gelehrſamkeit, auf alle jene müßigen Gaukeleien der ſpeculirenden Vernunft; geſättigt von dem Scholaſticismus der alten Zeiten, ergaben ſich ſo viele ſeiner Anhänger der Magie, ob ihnen durch Geiſtes Kraft und Mund nicht manch Geheimniß der Natur kund gethan würde. Das Seciren des totalen Lebens, ſagten wir von Hamann, war ihm ein Greuel, das Greiſenhafte des Lernens ein Abſcheu, die Orgien der Leidenſchaften und der Sinne ein Heiligthum. Gegen den Druck des äußeren

Lebens, gegen die beengenden Convenienzen haben wir jene ganze Jugend aufs mannichfaltigſte in Waffen gefunden; jenes Rütteln an den Pforten des Lebens haben wir in Werthers Periode epidemiſch geſehen. Die Verſöhnung der höchſten Vernunfteinſicht, der materiellſten Naturkenntniß mit dem kindlichen Glaubensſyſtem der Offenbarung verſuchte Herder mit eigner Befriedigung auf eine vorher nie dageweſene Weiſe; jene Sympathie mit der Jugend und Kinderzeit haben wir gleichſam den Kern ſeines Weſens genannt. Das kühne trotzende Bündniß des Guten mit dem Böſen, des Idealen mit dem gemeinen Realismus haben wir Göthen ſelbſt mit ſo vielem Nachdruck bekennen hören. Das ſkeptiſche Verzweifeln an aller Frucht der Wiſſenſchaft, an aller gedeihlichen moraliſchen Wirkſamkeit hat Klinger bei uns ſo hartnäckig ausgeſprochen; die Negation eines zukünftigen Lebens war in Unzers Bekanntſchaft eine Art Ehrenpunkt; die unerſättliche Genußſucht predigte Heinſe als den Glückſeligkeitstrieb der Menſchen aus; jenen wühlenden Weltſchmerz rühmt ſich unſere Jugend noch heute zu tragen, die ſich ebenſo wie Fauſt „von Allem, was die Menſchheit peinigt, auch gequält, von Allem, was ſie beunruhigt, auch ergriffen, in dem, was ſie verabſcheut, gleichfalls befangen, und durch das, was ſie wünſcht, auch beſeligt fühlt.“ Jenen Rückgang vom Alter zur Jugend haben Winckelmann und Göthe nicht allein, die ganze Nation hat ihn gemacht, indem ſie von der Schulwiſſenſchaft auf die Kunſt zurückging, von dem ausſchließlich geiſtigen auf das ſinnliche Leben, das die Menſchen damals in das reizende Licht der Seelenſchönheit rückten, und in dem ſie dennoch nicht ſelten thieriſch untergingen. Was endlich den Gehalt des ganzen dunklen Seelenzuſtandes und Geiſtesſtrebens in dem Gedichte wie in der Zeit, in der es entſtanden iſt, ausdrückt, darin ſind ſich Hamann und Göthe eigenthümlich und unabhängig einander entgegengekommen. Göthe führt Hamanns ſämmtliche Aeußerungen auf das Prinzip zurück: „Alles, was der Menſch zu leiſten unternimmt, durch That oder Wort, muß aus ſämmtlichen vereinigten Kräften entſpringen; alles Vereinzelte iſt verwerflich;“ und dieß trifft ganz nahe mit dem zuſammen, wie wir Hamann den ſtarkgeiſtigen genialen Charakter jener Epoche überhaupt definiren hörten; dieſe Weſen ſchienen ihm die unbeſchränkte Unabhängigkeit der rohen Natur mit den Ergötzlichkeiten des Lebens, mit andern Worten die

Vorzüge der Natur mit denen der Cultur, das Geiſtige mit dem Phyſiſchen, die Jugend mit dem Alter, Weisheit mit Affect verbinden zu wollen; und in dieſer Verknüpfung der äußerſten Enden, in dieſer Totalität des Lebens, in dieſer Verſöhnung der Bildung und des Naturſtandes ſchien ihm allerdings die einzige Auflöſung für das Problem menſchlicher Glückſeligkeit zu liegen. Und dieſe Einſicht, die für Hamann kaum eine richtig gewitterte Spur war, war für Göthe, Herder und Schiller ſchon ein betretener Weg; und wir müſſen eingeſtehen, daß der Bildungsgang der Nation allerdings auf dieſes große Ziel hinweist, ja daß für Menſch und Menſchheit keines gedacht werden kann, was die harmoniſche Entfaltung aller ihrer Kräfte und in Folge dieſer Glück und Gedeihen mit ſo viel innerer Bürgſchaft verſpräche. Die Geſchichte der Welt im größeſten Ganzen ſcheint unſerer Zeit keinen andern Richtpunkt anzuweiſen, als eben dieſen.

Es gab eine Jugendzeit der Menſchheit, wie es eine des Individuums gibt, wo die Triebe der Natur mit den Forderungen des Geiſtes in jenem Einklang waren, den nur der ungeirrte Inſtinct treffen und bewahren kann. Sinn und Geiſt, Einbildungskraft und Vernunft, Verſtand und Gefühl hatten damals keine getheilten Gebiete, die menſchliche Natur war in einem ungetrennten Bunde, die Arbeitstheilung des Geiſtes und des Gemüths war noch nicht eingetreten, daher auch nicht die Theilung der Kräfte. In dieſer Zeit zeugte Griechenland jene Werke der Kunſt und Dichtung, in denen Sinnlichkeit und Geiſtigkeit, Naturnothwendigkeit und Vernunftfreiheit ſo ſchön in einander fließen, es zeugte jene Menſchen, die das ganze Abbild einer reinen Menſchlichkeit, nicht das fragmentariſche Product einer beſtimmten Beſchäftigung waren, es ſchuf ſich überhaupt jene Staats-, Lebens- und Kunſtweisheit, in der nie die Natürlichkeit, wie bei uns, der Vernünftigkeit entgegengeſetzt war. Aber dieſer beneidenswerthe Zuſtand konnte nicht dauern; es mußte eine Zeit folgen, wo der Menſch ſeiner Doppelſeele ſich bewußt ward, und dieſe Erkenntniß mußte ihn in unſeligen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt gerathen laſſen. Sollten der Menſchheit vielfältige Kräfte zu dem möglichſten Grade der Stärke geſteigert und gebildet werden, ſo war es unumgänglich, ſie zu theilen, ſie wechſelsweiſe oder gegenſeitig zu bevorzugen, ſie herauszuheben und einander entgegenzuſetzen. Das Geſchäft, das

Syſtem, der Theil, fing nun an die Welt zu ſpalten; und das Mittelalter begann damit, daß der Geiſt die ſinnliche Natur unterdrückte, ſich der Feſſeln des Körpers in wunderbaren Verirrungen zu entledigen ſtrebte und ſich dadurch die ſchlimmern ſelber ſchmiedete. Von dieſen Einſeitigkeiten und Irrungen ſucht uns die neuere Zeit zu heilen, und ſie begann in der Reformation damit, des Geiſtes Forderungen zu reinigen und die der Sinne anzuerkennen. Mit welchen rohen Exceſſen dieſe letztere Wendung Anfangs verbunden war, erinnern wir uns aus dem Theile der Geſchichte, den wir ſelbſt verfolgen; wie gegenſätzlich auch dann noch Sinn und Geiſt blieb, ſtellte uns die Poeſie des 17ten Jahrh. dar; wie man aufs neue friedlich vermittelte, fanden wir in Brockes Zeit im Anfange des 18ten, und wie man die Verſöhnung zu erſtürmen ſuchte, haben wir eben jetzt erfahren. Kann dieſes Volk, oder dieſe Zeit dazu gelangen, daß ſie auf der erhöhten Stufe der geiſtigen Freiheit jene Totalität der menſchlichen Natur herſtellt, dann wäre dieß eine Ausſicht auf beneidenswerthere Zuſtände, als ſie ſelbſt das Alterthum beſaß. Wäre es möglich, auch nur in Einem Volke, in Einem Theile der Menſchheit jene Einfalt der Natur herzuſtellen, die Sympathie mit dem Ganzen der Welt und mit reinen, planen, unverwirrten Verhältniſſen zu verbinden mit der Ausbreitung des Wiſſens und der höchſten geiſtigen Ausbildung, die ſonſt zu iſoliren und zu verirren pflegt, wäre es möglich, dieſen Frieden zwiſchen Wiſſen und Leben, zwiſchen Natur und Cultur zu ſtiften, dann wäre die Zeit gekommen, wo man die unſelige Vereinzelung der Kräfte, den Widerſtreit der Meinungen und Richtungen nur für ein leidiges, zeitweiliges Mittel zum Zwecke, nicht für den Zweck der Menſchenbildung ſelbſt anſähe, wo der Menſch nicht ſein Geſchäft, ſondern ſein Weſen, wo der Staat den Charakter, nicht die Amtsmaſchine ſchätzen würde, dann wäre der Augenblick erſchienen, zu dem man gerne ſagen möchte: Stehe ſtill! Wie wenig es aber auch den Anſchein hat, daß dieſer Zeitpunkt jetzt gekommen ſei, ja wie wenig man glauben möge, daß dieſer Zeitpunkt jemals kommen werde, ſo muß man doch geſtehen, daß nie ein Raum und eine Periode war, die ihm ſo nahe gerückt wäre, wie eben die Zeit in Deutſchland, in der wir ſtehen. Gewiß, die Ausdehnung dieſer Bildungsſtufe iſt auch bei uns noch ſehr

gering; und die Opfer, die wir täglich den einſeitigen Irren, dem Luxus der einzelnen Kräfte, dem Eigenſinn der ſchroffen Richtungen verfallen ſehen, ſind noch ungeheuer an Zahl: aber dennoch war nie eine Zeit ſo weit, daß wenigſtens dem Einzelnen die Möglichkeit gegeben, und bis zu einem gewiſſen Grade das Hinderniß hinweggeräumt iſt, ſich zur reinen Menſchlichkeit hinanzubilden, wie heftig auch noch die inneren Kämpfe ſein mögen, die unſre Art der Erziehung und unſre Stellung in der neuen Welt uns ſchwerlich je erſparen werden.

Es leuchtet ein, daß Fauſt dieſen Durchbruch und die titaniſche Bewältigung dieſer Hemmungen darſtellt, daß er, noch zum Opfer dieſes Ganges unſerer Entwicklung geſchickt, das ſchreckliche Geſetz zu überwinden von dem Dichter auserſehen war, obgleich er von ihm nicht bis zu dieſem Ziele geführt ward. Hierin liegt die eingreifende Verzweigung dieſes Gedichtes in die höchſten Ideen der Zeit. Es lebt mit dieſen fort, es ward als ihr Kanon angeſehen, als eine Weltbibel erklärt, als das Syſtem einer Lebensweisheit und Strebensregel bewundert; jeder fand ſich bei ſeiner Erſcheinung, wie es Niebuhr von ſich ausſagt, in ſeinen innerſten Regungen ergriffen und fühlte ſich geneigt, es fortzuſetzen; man verſuchte die eigne Kraft daran und jeder glaubte, dem geheimnißvollen Dichter erſt nachgeholfen zu haben, wenn er ihm ſeine eignen Empfindungen unter- und anſchob. Aber alle die unendlichen Nachbildungen, die Fauſt erfahren hat, waren nicht Löſungen des ungelösten Räthſels, es waren nicht Fortſetzungen, ſondern, wie Göthe ſelber ſagte, Wiederholungen. Und wie vielfach auch dieſe Dichtung auf jene reine Seite der Jugend gewirkt hat, mit der dieſe gerne den Gegenſatz ſchlichter Natur gegen das mechaniſche Leben und die todte Wiſſenſchaft, gegen die profane Amtswelt und gegen die Laſt der Conventionen bildet, ſo wirkte ſie doch nirgends in dem Sinne der Ausgleichung dieſer feindlichen Gewalten, ſondern ſie nährte den Skepticismus des Verſtandes, ſprach zu dem Libertinismus des Geiſtes, und ſchmeichelte den menſchenfeindlichen Stimmungen, in denen die ideale Jugend die gemeine Wirklichkeit der Welt betrachtet; ſie fand keine männlichen Kreiſe Herangereifter, ſondern ſie erndtete den zweideutigen Dank der Werdenden, vollkommen in jener Weiſe, wie es der Prolog

ahnend vorausgeſagt hat [28]). Sie änderte nicht ſo ſehr, als ſie vielmehr die Jugend beſtärkte in dem excentriſchen Wechſel zwiſchen angeſpannten geiſtigen Trieben und erfriſchter Thierheit, zwiſchen dem Vollkommenheitsſinn, dem Gottähnlichkeitsſtreben und der erde-kriechenden Natur des Menſchen; ſie lehrte ſie ſeltner Leben, Staat, Amt und Sitte zu reinigen und zu veredeln, als zu verachten und niederzutreten; weniger die Wiſſenſchaft fruchtbar anzubauen und vom tödtenden Worte zu befreien, als dilettantiſch zu zerbröckeln und mit den Exploſionen der Rhetorik zu unterminiren; die Kunſt minder auf der erreichten Höhe des Ebenmaßes und der Ordnung zu halten, als aufs neue der Zügelloſigkeit preis oder der mechaniſchen Versmacherei gefangen zu geben; ſie lehrte ein Ideal der rohen Begierde, die mit ihrer Ungemeſſenheit ſchmeichelt und irgend ein Großes hinter ſich träumen läßt. Wie kommt es, daß die Wirkungen des Gedichtes nicht zu der verſöhnenden Anſicht der Dinge führten, die das Gedicht in Ausſicht nahm? Oder, war dieß darum natürlich, daß das Gedicht eben nur die Ausſicht zu dieſer Verſöhnung gab, in der That aber mitten in den Befangenheiten, Zweifeln, Spannungen und Zwieſpalten des begonnenen Prozeſſes abbrach, hatte es irgend einen Grund, oder war es Zufall, daß der Dichter ſein vielbehandeltes Werk ſo unvollendet ließ, und als er es vollendete, eine ganz andre Richtung nahm, wo er dann ſtatt die begonnene Geneſis einer rein ſtrebenden Menſchheit, das angefangene Werk ächter allgemeiner Menſchenbildung darſtellend auszuführen, die ganz beſondere Wendung eines beſtimmten In-

---

28) In bunten Bildern wenig Klarheit,
viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
ſo wird der beſte Trank gebraut,
der alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann ſammelt ſich der Jugend ſchönſte Blüthe
vor eurem Spiel und lauſcht der Offenbarung,
dann ſauget jedes zärtliche Gemüthe
aus eurem Werk ſich melanchol'ſche Nahrung,
dann wird bald dieß bald jenes aufgeregt,
ein jeder ſieht, was er im Herzen trägt.
Noch ſind ſie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
ſie ehren noch den Schwung, erfreuen ſich am Schein;
wer fertig iſt, dem iſt nichts recht zu machen,
ein Werdender wird immer dankbar ſein.

dividuums ſchilderte, die jene große Belehrung aus dem Ganzen für die Gattung aus den Augen verlor? Der Dichter hatte ſeinen verjüngten Helden in die Sphäre des Senſualismus und der Empfindungen geführt, eben in die Sphäre, worin ſich die Nation ſelbſt nach wiedergewonnener Erneuerung jugendlich umtrieb, worin ſich Göthe, dem Strome des Zeitgeiſtes folgend, ſelbſt mit ſeiner Dichtung ganz im zuſagenden Elemente fühlte. Sollte das ſo angelegte Werk folgerichtig fortgeführt werden, ſo mußten nach Schillers treffenden Urtheilen (die auch außerhalb der Briefe ſchweigend niedergelegt ſind und überall die eindringendſten Vorſtellungen von dem ganzen Entwurfe verrathen) dieſe Gefühlskreiſe verlaſſen, der Held mußte zunächſt aus der Jugend zur Männlichkeit, in das wirkende und handelnde Leben geführt werden, er mußte nach den Dunkelheiten des inneren idealen Gemüthslebens die Sicherheit des realen und practiſchen kennen lernen, mußte nach dem feinen Egoismus aller abgeſondert geiſtigen und empfindenden Exiſtenz zu der Uneigennützigkeit des Gefühls und der Thätigkeit im Ganzen gelangen, das uns nach allen Abſchweifungen der Ideale uns ſelber wiedergibt; und nur ſo konnte er nach durchforſchter Erfahrung in die Welt der höhern Erkenntniß, von der er ausging, durch Irrthum zur Wahrheit, durch Kampf zum Siege zurückkehren. Allein an dieſer Stelle ſtand Göthe feſt, wo er ſeinen Helden feſt ſtehen ließ; er hatte keinen Sinn für das handelnde Leben und die Willenskräfte des Menſchen; und Schiller, der dieſen Sinn in hohem Grade beſaß, mußte ihm erſt den Begriff der normalen menſchlichen Entwicklung angeben, zu deſſen Erfaſſung Göthe trotz allen Reflexionen über die Epochen des Menſchen nie gelangte. Und der Dichter, der nichts ohne die angeſchauten Vorbilder des Lebens dichten konnte und wollte, ſtand an dieſer Stelle nothwendig ſtill, weil das Vaterland hier ſelber ſtill ſtand, das die Kluft zwiſchen dem empfindenden, dem denkenden Leben und dem activen noch heute nicht überſchritten hat, und dem Anſchein nach noch lange davor ſtille liegen wird. Wir haben ein Gedicht vor uns, das pflanzlich aus dem Boden, aus der Lage des Volks und der Zeit hervorkeimte und deſſen Entfaltung von dem Anbau dieſes Bodens völlig abhängig iſt. Es iſt ein Gedicht jener höchſten Gattung, aus der wir früherhin mehrere bezeichnet haben, die ſich an die hiſtoriſchen Ideen anrücken und

ſie weiter bilden. Die ergriffene Idee, die wir angaben, ſtockte und ſtemmte ſich, um dieſen Ausdruck noch einmal zu gebrauchen, in der Zeit. Göthe, als er ſie fortführen wollte, ſah ſich ganz gehemmt, bis er ſein Product aus dem weiten Gebiete des öffentlichen Lebens auf das ſeines individuellen verpflanzte, wo aber das Gewächs aus der Art ſchlagen mußte; und daher verhält ſich der zweite Theil des Fauſt zu dem erſten innerlich gar nicht mehr, äußerlich und formell fällt er ſo ſehr und mehr dagegen in Schatten, als Miltons wiedergewonnenes Paradies gegen das verlorene, als Klopſtocks Drama gegen ſein Epos. Wo dieſe Stockung des Lebens der Nation eintrat, wäre Göthes Dichtung überhaupt ſtehen geblieben, wenn ihn nicht Schiller noch ermuthigt hätte, der ſich von dem neuen Elemente des politiſchen Lebens, das die Revolution in die Welt warf, nicht überwältigen ließ. Er führte in ſeinen Dichtungen nationell das Problem der normalen Entwicklung weiter, und gab dem Volke jene politiſchen Ideen, an denen es zehren könnte, ſo lange es eine lebensthätige Bildung führen möchte, die es aber auch möglicherweiſe ſich in ſich ſelbſt verzehren laſſen kann, noch ehe es dieſe Bildung nur beginnen dürfte. Wer auf dieſe politiſchen und nationalen Entwicklungen bei uns hofft und für ſie Sinn und Intereſſe zeigt, der hält ſich auch gern zu Schiller, und läßt die Göthiſche Dichtung ruhiger auf ſich wirken; wer dafür blinder iſt, oder wer daran verzweifelt, der drängt ſich zu Göthe, unruhiger erwartend, welch ein Heil aus dem geiſtigen Leben für das wirkliche erſprießen, und wie die Weltliteratur auf großem Umwege die Weltrepublik einleiten möchte. Unſere Jugend ſteht dem Staate gegenüber, wie die zu Göthes Zeit dem dumpfen Privatleben und der öden Wiſſenſchaft, dem Haus und der Schule; auf dem Staate laſten noch ſchwere Reſte der mittelalterigen Ordnungen, die bei uns die franzöſiſche Umwälzung nicht beſeitigen konnte, und wie ſehr die individuelle Bildung bei uns freigegeben und von jenem Drucke des Mittelalters befreit iſt, ſo fühlen wir hier doch Alle mit Unmuth, daß der Staat in der That erſt die Blüthe des Geiſtes und des Charakters entfaltet, daß des Einzelnen Wachsthum von der Witterung der ſtaatlichen Atmoſphäre abhängt, daß der Menſch nur in der Nation wahrhaft ſtark und groß ſich entwickelt, daß der Staat mit dem feinſten und paſſivſten Widerſtande die edelſten Kräfte des Menſchen um ſo gefährlicher und

ſchleichender hemmt, weil er ſie nicht offen bekriegt, ſondern heimlich in die Hülle des öffentlichen Wohlſtandes und der leidlichen Ordnung und nothdürftigen Freiheit verſteckt, untergräbt und lähmt. Bei dieſen Verhältniſſen iſt es, nach unſerer Ueberzeugung, viel richtiger, daß wir mit aller Macht ſtreben, dieſe leidigen Hinderniſſe unſerer nationalen Fortbildung zu brechen, als daß wir jene Fauſtiſchen Probleme immer wiederholen, die wie ein Geier an dem Herzen unſrer Jugend nagen. Und ſtatt jenen Brand dunkler Leidenſchaftlichkeit in uns zu nähren, ſorgen wir doch lieber, uns zu klarer Ergreifung und Behandlung der wirklichen Verhältniſſe zu erheben. Sind erſt dieſe ſo eingerichtet, wie ſie dem Culturſtand des Volkes anpaſſend, wie ſie ſeiner Ehre genügend ſind, dann haben wir auch neuen Boden für eine neue Dichtung gewonnen. Dann kann ſich auch die Dichtung von Fauſt organiſch fortſetzen, nicht mechaniſch wiederholen; denn ohne einen weſentlichen Fortſchritt in dem großen Leben der Nation würde der größte Dichter hier immer nur melancholiſche Klagen erneuern. Nur in ſolch einer vorgeſchrittenen Zeit würde dann eine gedeihliche Aufnahme dieſer unterbrochenen Ideen möglich werden; ſie brauchte aber keineswegs eine Aufnahme grade dieſer Materie des Fauſt zu ſein, noch dieſer fragmentariſch-dramatiſchen Form. Für die künſtleriſche Bewältigung der politiſch hiſtoriſchen Welt, das fühlte ſchon Schiller, würde die epiſche Form nothwendig werden, und würde bei dieſem Stoffe dialektiſcher, ſatiriſcher und allegoriſcher Elemente um ſo weniger entbehren können, je mehr ſchon der an ſich viel poetiſchere Stoff des Fauſt philoſophiſchen Gehalt erhielt. Hier würde ſich einem Manne von Dantiſchem Geiſte, der in Geſchichte und Philoſophie ſo bewandert wie mit des Dichters Gabe geſegnet ſein müßte, die Fabel vom Ahasver von ſelber bieten, die, wie wir ſchon anderswo andeuteten, für eine poetiſche Auffaſſung und Geſtaltung der Geſchichte eine außerordentliche Weite und Tiefe darbietet, und die nur mit demſelben freien Geiſte von den finſteren Schreckniſſen und orthodoxen Beziehungen entkleidet werden müßte, mit welchem Göthe die Fauſtſage umſchuf. Daß auch dieſe Sage ſich ſo gerne dem poetiſchen Kiele unſrer Jugend unterſchiebt, iſt vielleicht keine bedeutungsloſe Erſcheinung, ſo himmelweit entfernt auch dieſe Verſuche von dem ſein mögen, was man von dieſer Aufgabe erwarten darf, ſobald ſie in dem rechten Kopfe zünden wird.

Bei Göthes Fauſt empfinden wir mehr als bei jedem anderen ſeiner Werke, wie ſehr ſich jenes unterſcheidende Merkmal deutſcher Dichtung vordrängt, nach welchem ſie durchaus nicht mit dem äſthetiſchen Maßſtabe ganz auszumeſſen iſt, überall ſich einen directeren Weg in die Gemüther ſucht und unmittelbar in die Welt der Gedanken einzudringen, auf die Lebensanſicht einzuwirken ſtrebt. Die Dichtung wird dieß überall thun, wo ſie ſorgloſer über das formale Verdienſt, geſchäftiger um das lebendige Intereſſe der Materie ſich bemüht. Unſere romantiſche Dichtung vermochte nicht mehr die unmittelbaren Wirkungen zu machen, die Schiller gemacht hatte, und wieder entfernte ſich die Dichtung dieſes Mannes in ſeiner Blüthezeit ſehr von den heftigen Erſchütterungen, die Er und Göthe bei ihrem erſten Auftreten hervorgerufen hatten, mit dem ſie in die Periode trafen, wo die Poeſie im äußerſten Grade mit dem Leben zuſammen fiel. Auf der Höhe dieſer Periode, ſagten wir, pflanzt ſich unſere Fauſtdichtung auf, und wenn irgendwo der Dichter, der ſein Daſein überall in ſeinen Werken niederſchrieb, mit ſeinem Gedichte Eins war, ſo mußte er es gewiß hier ſein. Wenn daher irgendwo ſein Verhältniß zu dem Culturſtande der Nation ausgeſprochen werden ſoll, ſo kann es nicht an einem beſſeren Orte geſchehen als gerade an dieſem. Bleiben wir bei der ausgeſprochenen Anſicht, daß damals unſere Aufgabe war, uns von den überlebten, greiſen und grauen Verhältniſſen der mittleren Zeiten auf geiſtigem Wege zu befreien, wie es Frankreich auf praktiſchem that, ſo erkennen wir leicht die Bedeutung, die der Aufruf des neuen Geiſtes in der Nation hatte, das Beleben der jugendlichen Organe, die ſich bald geſchickt und geneigt zeigten, ſich wieder vorzugsweiſe an dem Jugendlichen der Welt zu nähren und zu ſtärken, die Dichtung und das Leben werdender Völker und der werdenden Menſchheit aſſimilirend in ſich aufzunehmen; die alternden Zweige des Wiſſens dagegen und das dürre Laubwerk der Theorien fallen zu laſſen. Was Göthe für das Eine und für das Andere war, wie er ſich erſt an der herkömmlichen Gelehrſamkeit überſättigte, dann der Kunſt und deren Anſchauung, und dem Leben der Sinne und der Phantaſie anheim fiel, dann das Uebermaß dieſer Richtung dämmte, indem er ſich in den geordneten Geiſt des Alterthums einlebte, dieß haben wir im Einzelnen und Thatſächlichen verfolgt, und können uns nun deſto leichter das abgeſonderte Bild

nicht des Dichters, ſondern des Menſchen entwerfen, um in ihm zu erkennen, nicht was die äſthetiſche, ſondern was die allgemeine Bedeutung des Mannes und der Zeit, die er weſentlich repräſentirt, für unſere allgemeine, menſchliche Ausbildung ſein möchte. Und hier werden wir uns, wenn wir die Summe ſeiner Lebensanſicht überſchlagen, überall auf die Geſichtspunkte zurückgeführt ſehen, die wir durch Fauſt angeregt fanden. Der Dichter, als ihn in Leipzig die erſten Zerwürfniſſe mit ſich ſelber quälten, als ihn Herder in Straßburg die Binde von den Augen nahm, erkannte ſich ſchmerzlich befangen in der Bildungsſphäre und Dichtung der Nation, die überall den Druck des Geiſtes auf die ſinnliche Natur des Menſchen verrieth, und er war daher unter den Erſten, die dieſe Tyrannei anfochten und ſich der derben realen Natur in die Arme warfen. Von dieſer Zeit an blieb ihm der Eindruck unauslöſchlich, der ihn gegen den Eigenſinn, die Irrung, die Willkühr einnahm, wohin die menſchliche Freiheit, die Selbſtbeſtimmung, der Geiſt ſo leicht ausartet; und er ſchloß ſich dem Inſtincte, dem Triebe der Natur, der Anregung der Verhältniſſe ſo nahe an, als es immer in einer Welt möglich iſt, wo wir mit Reflexionen in der erſten Schule empfangen werden. Es ſchien ihm bis in das ſpäteſte Alter eine Krankheit, wenn man den Geiſt über ſeinen eignen Operationen belauſchen wollte, er lobte ſich ſelbſt ſeiner Klugheit wegen, daß er nicht über das Denken gedacht, nicht gedacht habe, um zu denken: es war ihm dieß eine Verſchwendung des Geiſtes, eine Folge der Langenweile und leeren Umgebung; die ſpaniſchen Stiefel der Logik, die graue Figur der Metaphyſik, Alles was nicht mit dem grünen Baum des Lebens zuſammenhing, war ihm zuwider, und er geſtand es oft und gern, daß er zur eigentlichen Philoſophie durchaus keine Beziehung in ſich fand. Wie eifrig er mahnte, den Menſchen erkennen zu lernen, ſo warnte er doch vor der Selbſterkenntniß; er fand, daß das Kennedichſelbſt in ſich einen Widerſpruch enthalte; wer ſich in den eignen Buſen ſchaute, dem, meinte er, ſei es ſo ſchlecht in ſeiner Haut, wie dem der ſein eigenes Gehirn belauerte; und da er doch bei dem Verſuche ſeiner Lebensbeſchreibung finden mochte, daß dieß Studium weder widerſprechend noch hypochondriſch ſein müſſe, ſo verfocht er wenigſtens in ſeinem geraden heitern Sinne, daß es, um auf ſich ſelbſt zu achten, und wie man gegen ſich und die

Welt ſtehe, keiner pſychologiſchen Quälerei bedürfe. Er verwünſchte Alle, die aus dem Irrthum eine eigene Welt machten und ſich mit Speculationen muthwillig plagten; wohl wiſſend, wie ſich mit dem ewig jungen Leben die Meinungen ſtets verändern, lachte er der Schulen, die ihm wie Individuen vorkamen, welche hundert Jahre mit ſich ſelber ſprächen und ſich in ihrem alten Weſen außerordentlich gefielen; aus einfacher und geſunder Seele ſpottete er derer, die im Leben gern was beſonders ſuchen, denen das Simple der Wahrheit nicht befriedigend iſt. Er erinnerte weislich dieſe, daß ſie Mühe genug hätten, das Wahre praktiſch zu ihrem Nutzen anzuwenden, denn er wußte wohl, daß gerade Solche, die über erhabene Syſteme ſpintiſirten, den Uebergang zum Leben am wenigſten ſicher zu finden wiſſen, und da die meiſten Fehlgriffe thun, wo ſie ihre Ueberzeugungen in That und Wirkung verwandeln ſollen. Wie würde er ſich von der Schule wegwenden, die ſich ihm an die Ferſen geheftet hat, die gerade den Faden ſeiner quietiſtiſchen Altersbetrachtungen fortſpinnt, und ſeinem Rufe zum Leben und Wirken taub iſt, in den er die innigſte Ueberzeugung ſeiner reifen ungeſchwächten Seele preßte! Denn das war ja Anfang und Ende ſeiner Lehre und ſeines Beiſpiels, daß er ſein **vivere memento** immer wiederholte, als das erhabenſte Geſchäft die Bildung aller Kräfte anſah, zum Leben aufforderte nicht zum Reden, ſich fleißig umzuthun ermahnte, redlich zu ſtreben, ſtets zu forſchen, nie abzuſchließen, das Alte zu bewahren, das Neue freudig aufzufaſſen. Im Anfang war die That, dieß war die Philoſophie des Mannes, dem das Thun nie das Intereſſe verlor, wenn auch oft das Gethane. Wirklich hängt dieſe ſonderbare Ueberſetzungsprobe mit der innerſten Weltanſicht des Dichters eng zuſammen. Seitdem er ſich dem heiligen Geiſte der fünf Sinne ergeben hatte, Anſchauung und Erfahrung ihm aller Weisheit Quell war, weil er Inneres und Aeußeres, Geiſt und Sinn nicht zu ſpalten vermochte, ſeit dieſer Zeit, war die Natur ſein Evangelium; er las in ihrem „unverſtandnen, nicht unverſtändlichen Buche", und wollte je ſpäter je weniger Wort haben, daß ſein Ausſpruch im Fauſt, ins Innere der Natur dringe kein erſchaffner Geiſt, Wahrheit enthalte. Umſchauend ſah er in der Welt nur Wirkungen; in dem ungeheuren Stoffe arbeiteten Kräfte, deren Zwecke nur Bewegung und Leben ſind, deren Allmacht vollkommen ſein würde, wenn ihnen

nicht die Gewalt der Erſchaffung und Vernichtung verſagt wäre. Aber dieſe cimmeriſchen Endpunkte kümmerten den lebensfrohen Dichter nicht, ihm hatten daher die Kräfte der Natur Allmacht genug; er forſchte nicht nach dem Woher und Wohin: die Kinder der Natur ſollen nur laufen, ſagte er, die Bahn kennt die Mutter. Den Gott, den Andere jenſeits jener Punkte ſuchen, bedurfte er nicht, Natur und Weltſeele war ihm Gott; das Unendliche war ihm das Endliche nach allen Seiten. Was iſt das für ein Gott, ſagte er, den der Profeſſor perſönlich macht, weil Er eine Perſon iſt? ein Gott, der nur von Außen ſtößt, und das Weltall im Kreiſe am Finger laufen läßt? Ihm ziemt es, Welt und Natur im Innern zu bewegen, ſich in ihnen, ſie in ſich zu halten, ſo daß Alles in ihm lebt und webt und niemals ſeine Kraft und Geiſt vermißt, alles Mannichfaltige von ihm dem ewig Einen ausſtrömt und zu ihm zurückgelangt. Nur das vielfältige Gebilde der Natur offenbarte ihm ſeinen Gott und aus ihm würde er es wagen ſich dieſen Gott zu figuriren, wenn nur das dürftige Menſchenauge die Unendlichkeit der Dinge umfaßte: wie es ihm gelang, aus dem Reichthum der Pflanzenwelt die Urpflanze zu zeichnen, ſo ahnt ihm für höhere Geiſter das Gelingen, aus allem Erſchaffenen Ein Urzeugendes zu formen, was aber denn doch freilich nur ein Urgezeugtes wäre. Der Gott nun, der die Natur durchdringt, durchdringt auch uns, wie würden wir das Göttliche ſonſt erkennen? Wie Jeder, nach Göthes Anſicht, zu allen Zeiten gethan hat, daß er ſich ſelbſt einen Gott geſchaffen, ſo that auch Er. In dem ſchöpferiſchen Genius erkannte er das Analogon der Gottheit; in uns ſelbſt tragen wir ein Univerſum, und unſerer Kräfte Beruf wird nun, mit dem Weltgeiſt ſelbſt zu ringen, umzuſchaffen das Geſchaffene: denn ruhen darf nichts, es ſoll ſich regen und umgeſtalten. In der Bewegung alſo, im Wirken und Thun liegt das Ziel des Lebens ſelbſt, denn das Ewige liegt nur in der Bewegung, nur im Wechſel iſt Dauer; das Einzelne muß zerfallen, wenn es im Sein beharren will, die Gattung exiſtirt nur fort, in der der Einzelne ſchwinden muß; im Grenzenloſen ſich zu finden, würde auch das Individiuum ſich gern aufgeben[29]). Eine

29) Im zweiten Theile des Fauſt ſind die atomiſtiſchen Fortgeſpinnſte dieſes Syſtems mit der Verſchämtheit und Verblümung niedergelegt, mit der

ſolche Sinnesart, der ihre Freuden nur dieſſeits quillen können, ſchließt ſich auch hier ſchon dem Allgemeinen an, ſtrebt immer zum Ganzen und gibt ſich freudig auf, und dorther fließt das bereitwillige Verleugnen einer beſtimmten Form in Göthe, einer feſten Richtung, eines ſteten Zwecks, einer freien Wahl, dorther das feine Ausſtrömen der elementariſchen Wirkungen, die von ihm ausgingen, auch neben dem großen Anſtoß, den ſeine Perſon als Ganzes gab. Wer ſo die breite Seite ſeines Weſens allen äußeren Einwirkungen Preis gibt, und ſeiner Anlage nach Preis zu geben gezwungen iſt, aus dem wirken auch Natur und Verhältniſſe in breitem Umfang zurück, und wie er ſelbſt nur ein unwillkührlicher Widerſchein der Dinge außer ihm iſt, ſo reiht er ſich wieder wie ein gleichartiges Object unter die abgeſpiegelten Gegenſtände ein. Ein Solcher, der ſich in Gutem und Böſem ſo übereingeſtimmt mit der Welt fühlt, muß zuletzt auf ein Syſtem des Optimismus fallen; er muß ſich ſelbſt und die Dinge ſo wie ſie ſind für am beſten halten; und er muß ſich der Welt bequemen, damit ſie ihm, damit er ihr nicht veralte; er wird die Welt zu kennen, ohne ſie zu verachten für das Ziel der Weisheit halten; er wird jede Colliſion vermeiden, weil ihm jede Meinung und jede Geſtalt der menſchlichen Bildung als ein Ausfluß eigen wirkender Natur zu reſpectiren iſt; er wird ſich in der Beſchauung der Dinge beruhigen und von aller Kritik entfernen wie von allem Forſchen nach ihrem Anfang und Ende; er wird Alles betrachten, als ob es ſich von ſelbſt verſtände, und ſo wird „ſein erſtes Geſetz werden die Fragen zu vermeiden [30]“; und ebenſo wird er leben laſſen und leben, als ob ſich Alles von ſelber gebe wie es recht iſt, und

---

man ſolche Träume allein vortragen kann. Die Mütter ſcheinen dort, wenn nicht figurirt, ſo doch allegoriſirt zu ſein, als die urſprünglichen Wirkungskräfte, von denen Elemente und Geſchöpfe ausgehen, zu denen ſie zurückkehren. Dorther alſo kann die Helena in Fleiſch und Blut rückkehren, denn das Verdienſt und die Treue, die anhänglich dem Verdienſte folgt, wahrt das Perſönliche und den Namen; das Uebrige wird den Elementen zurückgegeben u. ſ. w.

30) Dieß iſt der Schluß des Gedichts: die Weiſen und die Leute 3, 104., das die myſteriöſen Punkte der Göthiſchen Philoſophie in einer wunderlichen Form berührt, die wieder für das Syſtem des Dichters bezeichnend iſt, alle Syſteme zu haſſen, alle poſitiven Antworten zu vermeiden, und wie es oben heißt, alle poſitiven Fragen zu umgehen.

wird nicht Tadel ausſprechen und anhören mögen. Unzurechenfähig wird ihm ſcheinen, was außer ihm iſt, ſobald ſich nur das leidenſchaftliche Blut der Jugend in ihm beruhigt hat; und unzurechenfähig wird er ſich ſelbſt erklären; dem vegetativen Leben wird er Alles anheim geben wie ſich ſelber. Er läßt ſich von der Natur herumführen in dieſer Zeitlichkeit, wie ſie ihn hereingeführt hat; „er vertraut ſich ihr ganz; ſie mag mit ihm ſchalten; ſie wird ihr Werk nicht haſſen; er ſpricht nie von ihr, ſondern, was er Wahres und Falſches ſagte, Alles hat ſie geſprocheu, Alles iſt ihre Schuld, Alles iſt ihr Verdienſt.“ Daher fühlte er ſich ſo guter Dinge, ſo heiter und rein: hätte er einen Fehler begangen, ſagt er, ſo könnte es keiner ſein! Dieſes Naturleben bildete Göthe in ſich zu einer merkwürdigen Vollendung aus. Wir haben ihn von Jugend auf den großen menſchlichen Verhältniſſen fern geſehen, in denen wir lernen auch die kämpfende und ſtreitende Bewegung, nicht die friedliche und geregelte allein, als Zweck und Bildung des Lebens zu betrachten. Hang zur Einſamkeit und Aufmerkſamkeit auf die Natur war ihm von ſeiner Mutter zugleich mit jener ganz italieniſchen Sinnesart vererbt, die ſich jeden unangenehmen Eindruck ferne und fremd zu halten ſucht. Das Schickſal kam dieſer ſeiner Natur wohlwollend entgegen, und hielt alle äußeren Colliſionen und großen Widerwärtigkeiten von ihm ab und es geſchah ihm nichts Quälendes, als durch ſein Inneres, durch Leidenſchaft und Beſtrebung, und ſelbſt dieſe Qualen wußte er ſich zum Genuſſe umzubilden. Dieſe Eigenheiten entfernten ihn von den Menſchen mit der Zeit immer mehr, des Menſchen handelnde Seite ward ihm ſtets gleichgültiger, das Wort des Menſchen war ihm in ſeiner Jugend das Wort Gottes, jetzt ward es das Wort der Kunſt und Natur. Die Kunſt ſteht außer dem Leben und trifft nicht oft und nicht gern mit ihm zuſammen; die Natur in ihrer ſtillen, reinen, ebenmäßig wiederkehrenden Vegetation liegt tröſtend und beruhigend als ein Gegenſatz zu dem moraliſchen Leben des Menſchen um uns, das voll Unruhe und Haſt, ungeſättigt und unter ſteter Anſtrengung und Noth dahingeht. An beide ſchloß ſich Göthe mit einer Innigkeit und Hingegebenheit an, die in ſeinem übrigen Treiben nicht zu bemerken iſt; nur da ſchien er in ungeſtörtem Glücke, wo er genießend und anſchauend in der Kunſt lebte, wo er das ſtille und große Walten und Wirken der Natur

beobachtete, ohne mit den Menſchen zuſammenzutreffen. Auch mit dieſen aber ſetzte er ſich je länger deſto friedlicher auseinander, weil er ſich mit jeder Anſicht verſöhnen lernte, da ja auch keine Anſicht ohne einen Grund der Wahrheit exiſtirt. Ja er ſprach zuletzt, als er ſich der gnomiſchen und didaktiſchen Spruchpoeſie hingab, zahlloſe Sätze aus, die ſich auf der Stelle widerſprachen, und die nur unter beſtimmten Modificationen gegebener Verhältniſſe wahr ſind, unter denen ſie concipirt ſein mögen: eine Schule ächter Weltweisheit für den, der dieſen beweglichen Beſitz ſchon mitbringt, ein irreleitendes Chaos ſowohl für den Jünger, der ſie dort lernen will und nichts als die Beweglichkeit beſitzt, als auch für den gemachten, eigenſinnigen, unbeweglichen Mann des Amtes und Berufs, der nur ſeinen Beſitz mit ſich bringt. Der Unſelbſtändige wird hier vom Winde getrieben werden; der Zünftler wird ſich ſein Zunftsprüchlein herausleſen; und der Vernünftige allein, den ſich der Dichter zum Freunde, „die Perle aus dem Sande“ wünſcht, wird das wunderbare Spiel verſtehen, das die vielſeitige Natur mit ihrem Lieblinge treibt, und über das Andere wird er lächeln, daß der Dichter mit der Menge und die Menge mit dem Dichter ſpielt. Er, deſſen feine reizbare Organiſation von jeder Stimmung, jeder Dispoſition, jedem Lebensverhältniſſe, Aufenthalte, Alter, Beſchäftigung, und von jeder Beſchaffenheit der Witterung abhängig war, und der in allen dieſen Lagen „ſeinen Lebensrauſch zu Papiere brachte“, legte ſein Innerſtes mit antiker Unbefangenheit der Welt vor, und da ſein Geiſt in keinerlei Eigenſinn und Neid gegen keinerlei Wahrheit und Weisheit ſich ſträubte, ſo liegen nun die Anſichten der widerſprechendſten Standpunkte in des Dichters Leben, Sprüchen und größern Schriften hart neben einander. Jetzt übt er an der Religion einen profanirenden Witz, dann ergreift ſie ihn heilig aus ungeſchwächter Jugenderinnerung; jetzt zürnt er mit dem Pfaffen, der den Teig zum Gotte knetet, dann freut er ſich an ſeinem weltklugen Spiele mit dem Bedürfniſſe der Menſchen; jetzt ſpricht er von der Würde des Menſchen im Tone der höchſten Bewunderung, dann nennt er ihn einen erbärmlichen Schuft wie den Hund; bald ſpottet er über die Barbarei der neueren Kunſt, bald hebt er Byron und Walter Scott in den Himmel; einmal bekennt er ſich Allem und Jedem verſchuldet, dann behauptet er Europa habe ihm nichts zu ſeiner

Dichtung gegeben; er lehrt des Meiſters Sinn zu folgen, aus ſeinem Irrthum Gewinn zu ziehen, er hielt es ſelbſt ſo mit Leſſing und Herder, und doch rühmt er nicht minder wahr, auf ſich alleiu zu ſtehen und nie nach Jemanden gefragt zu haben; der ſich von keiner Schule nennt, den heißt er einen Narren auf eigene Hand, und der ſich zu einer Schule bekennt, der iſt ihm wieder ein Narr auf fremde Hand. Anfangs lehrte er ſein Bös und Gut mit ſo viel Nachdruck, zuletzt mahnte er doch das Rechte zu thun, damit das Schlechte diene, und verſpricht dem Unvernünftigen keine Dauer; frech bin ich geworden, ſingt er, aber die Götter wiſſen, daß ich auch fromm und treu bin. So begreift man denn wohl, daß die viel geſtaltige öffentliche Meinung ſich mit dieſer proteiſchen Natur viel zu ſchaffen machte. Tauſende würden ſein Bild von anderer Seite aufnehmen, wir könnten es ſelbſt umkehren, und anders und wieder anders beleuchten, und doch würde er in all dieſem Wechſel ſtets derſelbe bleiben, wie er in ſeinen poetiſchen Metarmorphoſen immer der gleiche Dichter, in ſeinen ſchroffen Lebensepochen der nämliche Menſch iſt; „ſpaltet er ſich immerfort, ſo iſt er doch ſtets der Eine.“ Dieß war bei Leſſing anders, der nicht minder der vieldeutigen Natur nahe und treu war, wie Göthe. Alles Gegenſätzliche des menſchlichen Weſens, Ideales und Reales, Natur und Geiſt, antike und moderne Richtungen lagen in Leſſing immer verſchmolzen beiſammen, Göthe ſpielte das Alles wie Rollen wechſelnd ab. In Beiden fließen die Widerſprüche und Paradoxen aus der ähnlichen Quelle: die Männer, die ſo ſicher auf ihrer Natur und auf der Wahrheit ruhten, durften dieſe gefährlichen Experimente wagen. Aber Leſſing kannte immer mit dialektiſcher Schärfe das Verhältniß ſeiner Paradoxen zur Wahrheit, ehe er ſie ſagte, Göthe ſuchte es, indem er ſie ſagte; die Leſſingiſchen gingen immer nach außen auf beſtimmte Anläſſe von außen, Göthe, der gern ohne Grübeleien einfach leben mochte und doch in einer Umgebung lebte, wo ihn die Speculation jeden Augenblick übereilte, ohne ihn jemals froh zu ſtimmen, trug in das Zweiſeitige ſeiner Ausſprüche zugleich etwas Launiges und Grillenhaftes, was uns dabei eben ſo oft mismuthig macht, als uns das Klare und Faßliche, das Feſte und Geſunde ſeiner Lebensweisheit an anderen Stellen aufs Behaglichſte wohlthut. Als Leſſing den Höhepunkt ſeiner Ausbildung erreicht hatte, ruhte er in ſich feſt, bei

Göthe aber wechſelten neue Perioden; in ihm war die Spitze ſeiner Natur, wie er es tiefſinnig von aller ſchönen Natur ſagte, nur ein Moment: die Zeit in Italien.

Mit der ſtaunenswürdigen Empfänglichkeit des Organs begabt, von guten, wohlthätigen, reichen Eindrücken von außen durch eine regungsvolle Zeit beglückt, iſt Göthe eine unverſiegliche Quelle reiner Vorſtellungen, geſunder Begriffe und exemplariſcher Lebensregeln geworden, und durch tauſend Oeffnungen haben ſich dieſe in den Ideenkreis der Nation eingedrängt. Die Grundlage aller ächten menſchlichen Cultur hat er uns auf dem ſchlüpfrigen Terrain unſerer modernen Verhältniſſe in jener Breite und Tiefe gelegt, auf der wir mit Sicherheit weiter bauen, das Großartigſte und Solideſte aufbauen können; er hat uns auch vielfache Umriſſe zu dem Pallaſte der nationalen Bildung entworfen, die verſchönernde Zierde zum Gebrauche vorbereitet, die umgebende Natur, und den Schmuck der Künſte anzuwenden gelehrt. Selbſt ausgeführt aber hat Er, der zu allem was Handwerk erforderte ſich ungeſchickt erklärte, den kühnen Bau nicht, der auch die Dauer und Kraft eines Einzelnen überragt; und wer in dem Unterbau und der freien Luft und heitern Anlage Befriedigung findet, der kann einmal, wie Göthe ſelbſt, unter dem Einbruch der Stürme des Lebens zu ſeinem Schaden erfahren, daß unſere Exiſtenz nicht mit dem Obdach des freundlichen Himmels geſchützt iſt. Wir können die organiſirenden Mächte der Natur nicht fragen, ob es möglich war, daß Göthe das reine Bild des normalen Menſchen hätte werden können, wenn er ſeine neidswürdigen Gaben anders benutzt hätte; wir können nicht fragen, ob er dieſe anders hätte benutzen können; wir können dieß nicht fragen, wir geben uns aber alle je nach unſerer Farbe die vorlaute Antwort. Göthe ſelbſt hat uns die ſeinige ſchon gegeben; die Optimiſten und ſeine unbedingten Anhänger, die auf jedes Wort des Meiſters ſchwören müſſen, wehren natürlich jeden Tadel von ihm ab und betrachten wie Jacobi ſein Thun und Laſſen unter dem unabwendbaren Zwange des Dämons. Dieß kann den Tadel und die Antwort der anderen Seite nicht hemmen; denn wollte und könnte man dieſe herzloſe Art des Urtheils überall anlegen, ſo würde man in den Dingen und Menſchen jeden Rang und Werth leugnen, ſich ſelbſt zum blutloſen Geſpenſte machen und jede Bewegung

aus dem Leben tilgen. Will man den Menſchen auch ganz wie die Pflanze in den feindlichen Gewalten der Natur ſehen, ſo hindert uns dieß dennoch nicht, auch den fehlerhaften und mangelhaften Baum zu tadeln, zu ziehen, und wenn er uns ärgerte, auszureißen. Dieß eben aber zeigt, daß der Menſch Freiheit und Willkühr hat, denn nur der Baum läßt den Baum in Frieden gewähren. Wer alſo des Menſchen Geiſt über der Natur walten ſieht und ſeine Selbſtbeſtimmung als die auszeichnende Gabe ſeiner Gattung ehrt, der wird Göthen leicht vorwerfen, daß er dieſe Gabe, von der er nicht vorausſetzen kann und will, er habe ſie nicht gehabt, nicht gebraucht habe, und daß er dadurch die normale Laufbahn der menſchlichen Entwickelung mehr ſprungweiſe berührt, als im geſetzlichen Wettlaufe ſiegend durcheilt habe. Wir unſererſeits fragen nicht, ob Göthe dieſe typiſche Bildung und Entwickelung, die ſo ſehr Muſter und Beiſpiel zu ſein verdient, wie ſie es Vielen iſt, hätte haben können, ſondern ob er ſie gehabt hat. Wir müſſen dann wiederholen, daß er das, worauf es ankomme in Leben und Geiſtescultur, gekannt hat wie kein Anderer, daß er die erſten Bedingungen erfüllt habe, wie nur ein auserwähltes Rüſtzeug der Natur vermochte. So oft Göthe das griechiſche Alterthum betrachtet, ſo oft er der Würde der Kunſt ſich ernſthaft annimmt, ſo oft er die Aermlichkeit unſeres Gildengeiſtes nach allen Richtungen verfolgt, und tauſendmale wo es ſich um unſere größten Angelegenheiten handelt, zeigt er uns die höchſten Höhen der Bildung im heitern Gefühle der Heimiſchkeit. Sie jeden Augenblick rüſtig zu erſteigen, immer den Geiſt in Waffen zu halten, immer productiv und nach außen wirkend ihn zu beſchäftigen, wie es Schiller allzuſehr in Uebung hatte, war gegen ſeinen Grundſatz und weiterhin gegen ſeine Gewohnheit. In der That war dieſer oppoſitionelle Grundſatz, von einem ſolchen Genius in ſo ſicherer Conſequenz durchgeführt, von den heilſamſten Folgen für unſere geiſtige Geſchichte. Unter unſere Grammatiker mit ehernen Eingeweiden, unter unſere Gelehrten, die ihr mechaniſches Wiſſen nur um ſeiner ſelbſt willen treiben, unter unſere literariſchen Tagelöhner, die keinen Begriff davon haben, ein Erlerntes und Erfahrnes mit dem inneren Weſen zu vereinbaren, mit dem äußeren Leben zu verbinden, unter dieſe kam doch durch unſere Dichtung wenigſtens eine Ahnung, daß es auch außer dem Dunſtkreis der Schule ein Leben gebe,

und die Dichtung, die dieſe Wirkung direct oder indirect eröffnete, war allein Göthes. Wie vieles uns von dem alten Zunftzwang der Gelehrſamkeit übrig geblieben iſt, dennoch können wir das geiſtige Handwerk und Jochwerk, das den freieren Kräften die Flügel binden will, nun überwinden, wenn wir nur die gewonnenen Standpunkte nicht verleugnen wollen, auf die uns keiner ſo nachdrücklich und ſo anhaltend geſtellt hat, wie Göthe. Wie blühte um ihn her in den 70er Jahren nicht ein anderes Geſchlecht von Gelehrten plötzlich auf, die uns auf Einen Schlag eine ganz neue, heitere Wiſſenſchaft lehrten! Wie ſchwand der bloße Sammelfleiß plötzlich vor den Werken, an denen Phantaſie, Gemüth und die totale Natur des Schriftſtellers Theil hatte! Es iſt uns möglich geworden durch Göthe, das Subſtrat einer natürlichen Empfindungs-, Denk- und Lebensweiſe den geiſtigen Beſtrebungen, die durch das ganze Mittelalter davon entblößt waren, wieder unterzulegen, es iſt uns das Werk ächter Cultur dadurch verbürgt worden, an dem wir uns vorher ewig vergebens abgemüht hätten, es iſt uns Natur und einfältige Sinnesart, Leichtigkeit und Ungezwungenheit der geiſtigen Exiſtenz wieder gegeben worden, die wir für Jahrhunderte verloren hatten. Was Wunder, daß das Vaterland dankbar nach dem Heros hinblickt, der das Verdienſt dieſes Erwerbes hat, der dieſes Beſitzes ſicher und froh uns ihn als ein Erbtheil hinterließ, deſſen wir uns eben ſo ſicher freuen, deſſen wir uns mühlos bedienen können, und den wir übrigens auch gebrauchen müſſen, wenn wir ihn nicht müſſig verzehren wollen, und auf dieſe Weiſe ganz gegen die Abſicht des immer zur That rufenden Mannes handeln, der dem jungen Geſchlechte ſo oft zugerufen hat, ſich von dem Geſchehenen und Gethanen wegzuwenden zu einem neuen Thun. Dem herkuliſchen Ringer, der uns den Boden zu reiner Cultur geſäubert hat, iſt es zu vergeben, wenn er zuletzt die Feſſel der weichlichen Ruhe trägt, uns nicht ſo, die wir uns um dieſe Cultnr bemühen ſollen. Göthe hat uns Anſchauung, Empfänglichkeit, Intereſſe, den ganzen Umfang der receptiven Natur gelehrt, das Werk der freien geiſtigen Fortbildung auf dieſem gewonnenen Boden muß folgen. In der Geſchichte unſerer Cultur ſchließt ſich Schiller hier ergänzend an; ihm fehlte Alles, kann man im Allgemeinen ſagen, was Göthe beſaß und er beſaß Alles was Göthe fehlte. Er verſündigte ſich, nach deſſen eignem Aus-

ſpruche, an der Natur zu Gunſten der geiſtigen Freiheit; und Schiller würde mit demſelben Rechte geſagt haben, daß Göthe zu Gunſten der Natur das Pfund der Freiheit vergraben habe. Wer daher zwiſchen dieſen Dichtern und ihren Lebensrichtungen ausſchließend wählt, der will ſich leichtſinnig zwiſchen zwei Beſitzungen theilen, die nicht Einer erobern konnte, wohl aber, nachdem ſie erobert ſind, Einer beſitzen kann. Vor Beiden hat ſie ſchon Leſſing beſeſſen, aber gleichſam ohne den Schmelz der ſchönen Natur, den die emancipirte Poeſie erſt nach ihnen möglich machte. Wir können an Göthe dieſe ſchöne Natur bewundern, die Fähigkeiten beneiden, den bahnzeigenden Genius verehren, wir mögen in ihm ein außerordentliches Meiſterſtück ſeiner Mutter Natur beſtaunen, aber darum behalte doch auch der kräftige Geiſt, der energiſche Charakter, der die gezeigte Bahn mit raſtloſer Thätigkeit verfolgt, und der die Ziele ſeinem Bildungsvermögen aus freier Selbſtbeſtimmung ſteckt, in unſerer Schätzung einen gleichen Werth, ſelbſt wenn auf jener Seite immer das Glück, auf dieſer immer ein tragiſches Schickſal läge. Iſt es nun aber richtig, die Bildung der beiden Dichter, im großen Ueberſchlag wie Natur und Cultur einander zur Seite und gegenüber zu ſtellen, ſo liegt es eben hierin, daß keiner der Beiden vollkommen und normal heißen kann. Und betrachten wir ihre ſucceſſive Entwickelung, ſo möchte leicht die des ſpäteren Dichters regelmäßiger als die des früheren erſcheinen. Wenn nach Göthes großem Principe in der Ausbildung aller menſchlichen Kräfte der vollkommene Menſch zu erkennen iſt, ſo ſcheint es nöthig, daß ſich ein Solcher, der dorthin ſtrebt, in den Welten der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit umtreibe, die unſer Verhältniß zu den Dingen erſchöpfen, die in den Disciplinen der Kunſt, Geſchichte und Philoſophie umſchrieben ſind, und die, wie ſchon Leſſing mit einem verlornen Winke angedeutet hat, in der natürlichen Reihenfolge unſerem Geiſte gegenüber liegen, wie ſich dieſer aus ſchwärmeriſcher Jugend zu thätiger Männlichkeit und beſchaulicher Gemüthsruhe des Alters bildet. In Einer dieſer Disciplinen wird der geiſtig Strebende immer, nach den Bedingungen der nationalen Cultur, feſtgebannt ſein: es kommt nur darauf an, daß er, ſoviel an ſeiner individuellen Betriebſamkeit iſt, ſich der anderen zum Dienſte dieſer zu bemächtigen ſucht. Dieß ſchien Schiller richtig geahnt zu haben, als er Geſchichte und Philoſophie be=

trieb und zu ſeiner Dichtung benutzte; Göthe blieb mit jener Entſchiedenheit auf der Kunſt hängen, die in dem merkwürdigen Ausſpruch liegt, den er an Lavater that: Reſultate und Abſtractionen mag ich nicht, Geſchichte und Einzelheiten will ich nicht! Er ſcheiterte auch vor beiden. Sein Thätigkeitsprincip ermattete, als er auf die eigentlich thätige Welt im Großen durch ein ſo ungeheures Phänomen der Geſchichte, das er erlebte, ſo nahe hingewieſen ward! Er wollte ſich Allem bequemen, jede Seite des Menſchen in Ehren halten, und wandte ſeinen wirkenden Kräften den Rücken, deren Lobredner er immer geweſen war. Er wußte recht gut, daß zwiſchen der Zeit der Ideale und der der Befriedigung die raſtloſe Zeit des Beſtrebens mitten inne liegt; es lag ganz in ſeiner Weltanſchauung die Ueberzeugung, daß es auf dieſe Mitte, auf dieſe Bewegung und Thätigkeit der Natur am meiſten ankam, daß ſie ihr Zweck und Ziel war, allein ſie überwältigte ihn, da ſie ihm nach einer leidenſchaftlich durchſtrebten Jugend zu koloſſal entgegentrat, zu mächtig noch einmal die ganze Kraft in Anſpruch zu nehmen drohte; er hatte die Menſchheit ohnehin nie kennen gelernt, ſondern nur den Menſchen. So wandte er dem großen Schauſpiele der Gegenwart, ſo der Wiſſenſchaft der Vergangenheit den Rücken, die dem männlichen Geiſte ſo reiche Nahrung bot. Wie er den Mittelpunkt der Geſchichte ſeiner Zeit überſprang, der erſt das Reſultat ſchien von Allem was er ſelbſt angeſtrebt hatte, ſo überſprang er gleichſam auch den Mittelpunkt des Menſchenlebens, der erſt leiſten ſoll, was die Blüthe verſpricht; er ging von Jugend zum Alter über[31]), oder hielt mit der Kunſt die Jugend durch ſein langes Leben feſt. Seine Göttin blieb Zeus Schooskind, die

---

31) Es wäre leicht thunlich, aus einer Reihe ſeiner gnomiſchen Ausſprüche zu belegen, wie er immer blos die Gegenſätze von Jugend und Alter kennt und nach ſeinen Erfahrungen treffend charakteriſirt. Nur einmal bezeichnet er den vollſtändigen Lebensverlauf des Menſchen, ſelbſt auf deſſen Normalität hindeutend, aber nicht mit den Merkmalen, die wir wählen würden:

> Als Knabe verſchloſſen und trutzig,
> als Jüngling anmaßig und ſtutzig,
> als Mann zu Thaten willig,
> als Greis leichtſinnig und grillig;
> auf deinem Grabſtein wird man leſen:
> das iſt fürwahr ein Menſch geweſen!

Jugend des Geiſtes, die Phantaſie, und er wollte „das zarte Seelchen nicht von der alten Schwiegermutter Weisheit“ und nicht von der mürriſchen Hofmeiſterin Wirklichkeit beleidigt haben. Was dieß poetiſch ſagt, das ſagte Göthe aufs proſaiſchſte im Geſpräche. Wir ſind Senſualiſten, ſo unterſchied er die Epochen, ſo lange wir Kinder ſind, Idealiſten, wenn wir lieben; die Liebe wankt, wir zweiflen und werden Skeptiker; der Reſt des Lebens iſt gleichgültig, wir laſſen es gehen wie es will, und endigen mit dem Quietismus. So freilich wäre Göthes Leben das Urbild alles Lebens! ſo wäre freilich die ganze Herbſt- und Fruchtzeit nichtig, in der wir Ideal und Skepſis ablegen und beſeitigen durch verſtändiges Wirken, oder auf einer höhern Stufe vernünftig verſöhnen und ausgleichen, der Theil des Lebens, um den die Menſchheit allein zu leben ſcheint! ſo wäre allerdings Fauſt ein Muſter des Menſchen und es käme auf die Fortſetzung des Werkes ſo wenig an, wie auf die Fortſetzung ſeines Lebens!

Im Fauſt hatte alſo Göthe am Ende dieſer ſeiner zweiten Epoche gleichſam ſummirend und abſchließend das Bild des titaniſchen Zweiflers und Ringers aufgeſtellt, das in der Nation als ein ewiges Andenken an jene allgemeine deutſche Periode der Naturgenien ausdauern ſollte. Wie wenig aber die Nation in der Lage war, den raſchen Gang des Individuums im großen Ganzen mitzumachen, geht eben aus den anhaltenden Wirkungen des Fauſt, aus ſeinen ſteten Fortbildungen hervor, denen ſich Göthe ſelbſt nicht entziehen konnte. Das Gedicht ward, wie es die Anlage zur poetiſchen Entwicklungsgeſchichte des Menſchlichen trägt, ein Rahmen, in den ſich immer wieder die kommenden Epochen der Volksbildung in immer andern und neuen Gemälden darſtellen laſſen; es ward eine Schatzkammer, in der die bewegenden Zeitideen in ſtets wechſelnden Geprägen courſiren und wuchern können, bis ſie zu einem ganz veränderten Stock geworden eine neue Anlage bedingen, die auf jene ältere nach Jahrhunderten zurückweiſen kann. Göthe in ſeinen eignen Fortſetzungen ſkizzirte nur ſeinen

eignen Bildungsgang, das Volk hielt daher an dem erſten Theile feſt, der aus dem Nationalleben geſchöpft war. Und ſo kam es, daß der Fauſt dieſem dunklen Drängen und Streben, dieſem üppigen und formloſen Wuchern der Natur neue Nahrung gab, da grade Göthe's Wunſch war, dieſe Epoche abgelegt zu ſehen. Als er aus Italien zurückkam, noch voll von den Anſchauungen der reinen antiken Kunſt, noch mitten in ſeinen neuen Werken lebend, fand er zu ſeinem Schrecken grade die Art von Dichtung, der er ſich zu entziehen ſtrebte, die er ſich vom Halſe geſchafft zu haben meinte, in einem ganz neuen Schwunge. Ein Dichter, der zwar ſchon Jahre vor der Reiſe nach Italien aufgetreten war und gleich Anfangs ſchneidende Wirkungen gemacht, „der die ethiſchen und theatraliſchen Paradoxen, von denen ſich Göthe zu reinigen geſucht, recht in vollem hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegoſſen hatte", dieſer Dichter war in der Schätzung der Nation mittlerweile immer geſtiegen, der Beifall an ſeinem wilden, leidenſchaftlichen Drama war von der Studentenwelt aus bis in die Hof- und Damenwelt vorgedrungen, und was den ſeiner Ueberlegenheit ſichern Göthe an dieſem Lieblingsdichter der Nation grade ſo ſpät, grade ſo in der unrechten Zeit beleidigte und quälte, war wohl mitunter einiger Mismuth darüber, daß ſich dieſer aus ſeiner böotiſchen Provinz in Perſon bis nach Weimar, bis in das Hoflager vorgedrängt hatte und den Lorbeer mit Arioſto theilen zu wollen ſchien; ſo wie, daß er an dem jüngſten Producte der Göthiſchen Muſe, am Egmont jene Ausſtellungen machte, die allerdings nach einer andern und verſchiedenen Weltbetrachtung und Kunſtanſicht lauteten. Die Zeit der erſten ſtürmiſchen Wirkungen der Jugendwerke Schillers (denn Er iſts, von dem wir reden) war übrigens damals vorüber; Don Carlos war ſchon erſchienen, der eine Veränderung auch in dieſem Dichter ankündigte; ja wenn Göthe Schillern nicht ausgewichen wäre, ſo hätte er ohne Mühe bald gefunden, daß dieſer grade in jener Zeit, als er ihm zum erſtenmal begegnete, eine innere Metamorphoſe erlitt, die derjenigen außerordentlich ähnlich war, die Göthe ſo eben ſelbſt zurückgelegt hatte. Denn die Mäßigung, die von den Göttingern, von der Bekanntſchaft mit der helleniſchen Dichtung ausging, faßte gegen die 90er Jahre hin vorübergehend und in dem feiner gebildeten Theile der Nation allerdings nach allen Seiten hin ſo entſchiedne

Wurzel, daß von hier aus die Niederſetzung unſerer Sprache und Dichtung aufging; und dieſe Veränderung ſollte bei dem Dichter beſonders grell werden, der am energiſchſten ſich auf die Spitze der bisherigen Naturperiode geſtellt hatte. Denn dieß iſt der ſummariſche Gehalt der erſten Periode Schillers, daß er alle die ungeheueren Elemente der 70er Jahre in drei Dramen zuſammenfaßte, die Kraftgeiſterei von allen Seiten ihrer Wirkung nach außen hin umſpannte und überſpannte, und alle Strahlen dieſer Richtung ſo concentrirte, daß, wie Göthe ſagte, keine Ausſicht war, dieſe Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten. Einen Klinger mußten dieſe Stücke ganz entmuthigen, und ſie haben ihn entmuthigt, in dieſer Gattung weiter zu wetteifern: denn hier zeigten ſich ſchon die Eigenſchaften, die Schiller ſpäter immer mehr ausbildete, daß er eine Fülle und Mannichfaltigkeit in einer conciſen Form darbot, wie ſie jene Jugend nicht von weitem kannte, deren Schrankenloſigkeit von ihrer Leerheit ausging; wie denn auch die rohe Kraft und Uebertreibung in dieſen Stücken von einer weit größeren Kunſtordnung begleitet war, als in ſämmtlichen Dramen jener Göthiſchen Schule.

Und dieſe rohe Kraft ſelbſt ſchien hier zum erſtenmale, zwar vielleicht angeſpannter als in allen früheren Productionen der Kraftgenies, aber dennoch minder gemacht und angetäuſcht; es ſcheint uns etwas das Unnatürliche der Situationen, der Charaktere, der Geſinnungen in dieſen Jugendſtücken Schillers zu erklären und zu rechtfertigen; man glaubt durchzufühlen, daß ſie nicht aus einem ſelbſterdachten Elend und Druck den unbändigen Ruf nach Freiheit und Natur erheben. Und dieſe Erwartung täuſcht nicht. Wenn zwar auf ganz Deutſchland das Joch einer altväteriſchen Zeit und Sitte, die Dumpfheit des Hauſes und der Stube, die Willkühr der Regierenden und die Polizei der Geiſtlichkeit laſtete und überall die neuen Ideen von natürlichen Verhältniſſen im öffentlichen und Privatleben gleichſam hervorrief, ſo war dieß doch im Süden Alles noch viel auffallender. Im katholiſchen Schwaben ward noch in den 70er Jahren, nach Schubarts Erzählung, ein Juriſt als Gotteslaſterer enthauptet, weil er Voltaireſche Grundſätze im Wirthshauſe vortrug; in Heidelberg durften damals Gellerts Werke noch nicht verkauft werden; wie es in Tübingen ausſah, wie an der bairiſchen Grenze Mönche und Jeſuiten ihr Weſen trieben, wie es

überhaupt mit der Bildung in Baiern und Oeſtreich ſtand, haben wir ſchon aus gelegentlichen Winken erfahren. Daher kam es denn, daß grade in dieſen Gegenden die Aufklärerei, als in dem achten Jahrzehnt die Gewalt unſerer Literatur zu groß ward, ſo plötzliche und ſtürmiſche Fortſchritte machte, die bald durch den Reiz der Gefahr und der Verbote, bald durch Joſephs unvorſichtigen Vorgang nur gefördert wurden. Daher haben Freimaurer und Illuminaten in Baiern vorzüglich ihr Weſen getrieben, daher fand Nicolai in Wien ſelbſt übertreibende Nachahmer, daher warfen ſich einzelne Zöglinge des Tübinger Stifts, nachdem ſie dem Zwange entronnen waren, deſto nachdrücklicher auf die Seite freierer Bildung, und Spittler und Planck reformirten die Kirchengeſchichte. Wie im Süden Alles mehr in das Volk herabſtrebt als im Norden, ſo kam es denn auch, daß man hier verſuchte, die neue Lehre der Starkgeiſterei beider Schulen, der poetiſchen und ſupernaturalen wie der trocknen und rationellen, der weſtlichen und öſtlichen, recht zu populariſiren. Dieß geſchah grade durch zwei Schwaben, die in ihren Lebensſchickſalen, in ihrer Art aufzutreten eben ſo ähnlich, als von Charakter, Richtung und Denkart verſchieden waren. Der Eine iſt Wilh. Ludw. Wekhrlin (1739—92), der andre Chr. Fr. Daniel Schubart (1739—91). Beide haben ſich in einem unſteten Leben raſtlos herumgetrieben, in lüderlichen Sitten Geſundheit und Geiſt zerrüttet, in popularen Zeitſchriften ihre freien Neuerungen gepredigt, und dafür Noth und Gefangenſchaft erduldet; beide haben ſich zahlloſe ſchlimme Feinde gemacht, und waren Feinde unter ſich, und jeder ſich ſelbſt der ärgſte Feind. Wekhrlin war ganz franzöſiſch gebildet; Witzlinge und Sonderlinge wie Galiani, Montagne, Linguet u. A. waren ſeine Lieblinge; Voltaire war ihm als Menſch, Bürger und Philoſoph der größte Name der Geſchichte, ihm verdankten, nach ſeiner Meinung, die Menſchen ihre Freiheit, die Staaten ihre Logik, die Vernunft ihre Rechte; er war ihm Lehrer der Fürſten, Geſetzgeber der Künſte, Theologe des Menſchengeſchlechts. In Deutſchland knüpfte ihn dieſe Richtung an Wieland, ſeinen großen Landsmann, an. Abwechſelnd umgetrieben in Wien, Augsburg, Nördlingen, Baldingen und Anſpach ließ er überall erſt ſeine Liebenswürdigkeit im geſelligen Umgang ſpielen, bis ihn ſeine Spottſucht, ſein cyniſches Weſen, Trunkenheit, Wolluſt und öffentlich

zur Schau getragene Freigeiſterei um Credit und Wohnort, und endlich ſelbſt ums Leben brachten. Von ſeinen rachſüchtigen Pasquillen zu ſchweigen, ſo hat er eine Reihe von Zeitſchriften geſchrieben [32]), die mit Schubarts Chronik parallel laufen, ohne wie dieſe zugleich eine Art Zeitung ſein zu ſollen. Wie ſehr Beider Blätter ihrer Freimüthigkeit wegen viel berüchtigt geweſen ſind, wie ſehr Wekhrlin das periodiſche Libell von Linguet (die **annales politiques et litéraires** von 1775 an) als Muſter vor ſich hatte, wie begeiſtert Schubart ſeinen Hut emporwarf, um etwas engliſche Freiheit darin zu fangen, ſo darf man doch nichts darin ſuchen, was nur ſo viel Rückſichtsloſigkeit verriethe, wie unſre heutigen Oppoſitionsblätter in Literatur oder Politik. Alles Freiere iſt bei beiden noch gar zu vorſichtig in Anekdoten, Fabeln, in Viſionen u. dgl. gekleidet, die Behutſamkeit lauert hinter jedem Gedanken, den die Freiheit eingibt; der Witz ſogar, der oft gerühmt wurde, iſt erſtaunlich rar; es iſt vielfach der alten Wochenſchriften Humor; vielfach liegt das Pikante nur, wie in den Curioſitäten von Vulpius, eben in Curioſis. Das Glaubensbekenntniß, das Wekhrlin überall zur Schau trägt, iſt entſchieden jene „Philoſophie der Franzoſen oder der Grazien", die Linguet, Voltaire, Diderot, Raynal, Wieland lehrten; ſeine Religion iſt Gottes- und Nächſtenliebe, die Religion der Rechtſchaffenheit, die damals von den Aufklärern gepredigt wurde, die Naturreligion, der es vor Menſchenopfern nicht mehr als vor Theophagie ſchaudert. Der Freigeiſt wird ausdrücklich in Schutz genommen, der an Tugend glaubt und ſeinen Weg zum Himmel geht, unbeſorgt um die Vorurtheile des Pöbels; in dieſem Sinne war Chriſtus ſelbſt ein Freigeiſt, mehr als Spinoza. Der Geiſtliche wird mehr als Polizeibeamter, als Werkzeug der öffentlichen Ruhe, denn als Diener Gottes betrachtet, die mechaniſchen Künſte für ehrwürdiger gehalten als die ſchönen, und auf dieſe Weiſe jedes Erhebende und Verſchönernde aus dem Leben getilgt, indem man dafür das Verſchlimmernde und Erniedrigende gleichfalls zu bannen ſucht. Daher ſteht denn allerdings manche

32) Zuerſt in Nördlingen das Felleiſen, das ich nicht geſehen habe; von 1779—83 die Chronologen; von 1784—87 das graue Ungeheuer; von 1788—89 die hyperboreiſchen Briefe; von 1791—92 die Paragraphen.

kühnere Andeutung in dieſen Journalen, die neben Moſers patriotiſchem Archiv und Schlözers Staatsanzeigen herliefen, und es finden ſich darin zerſtreute Bemerkungen und Anekdoten über Preßfreiheit, über Sicherheit der Juſtiz in deutſchen Landen, über Concordate und die Behandlung der Religion als einen commerciellen Gegenſtand u. dgl., die wir nach löblicher deutſcher Sitte noch heute nicht außer Mode nennen dürfen. In Schubarts Chronik (1774—77) ſtehen wir dem Gange der deutſchen Literatur und Muſik näher, als der Politik; am ähnlichſten mit Wekhrlin ſind darin die Ausfälle auf die Geiſtlichkeit, und im unvorſichtigen perſönlichen Auftreten gegen dieſe, in der Freigeiſterei und dem Libertinismus der Sitte berühren ſich beide überhaupt am meiſten. Nun iſt es merkwürdig, wie dieſe gleichen Lebensreſultate von ganz verſchiedenen Seiten her erfolgten, wie das Entgegengeſetzte einerlei Wirkung hervorbrachte; Schubart war Muſiker und anfangs Theologe; er iſt von Klopſtock ausgegangen, wie Wekhrlin von Wieland oder Voltaire; er war von Klopſtock poetiſch begeiſtert und las den Meſſias öffentlich (vor den uncultivirteren Kreiſen mit dem größern Beifalle) vor, als er am ärgſten ungläubig die Religion nur für einen Kappzaum des Pöbels hielt, und ein Spötter der Geiſtlichkeit, Haſſer der Obrigkeit, Verächter aller guten Sitten war. Wekhrlin kann kaum in dem Grade eine Carricatur der Voltaireſchen Richtung heißen, wie Schubart der poetiſch-genialen, die in Göthes oder Klopſtocks Schulen in den 70er Jahren herrſchte. Dorther kam ſeine Verehrung Heinſes, ſeine Freundſchaft mit dem Maler Müller, der ihm Treue mit rauhem Handſchlag geſchworen, dorther die Vereinigung jener wüſten Sitten, des „Rolandsungeſtüms", der Empörung gegen alle Convenienz und Religion mit der Sympathie für Lavater und Claudius, für die ſanften landsmänniſchen befreundeten Dichter Miller und Krauſenek, ja mit der Vorliebe für die Pietiſten, die doch gegen den Weltſtrom ſchwimmen; und als er ſpäter im Kerker fromm ward, war dieß nur eine ſehr naheliegende Rückkehr zu frühern Regungen, die ſeine Todesgeſänge (1767) ſchon ausgeſprochen hatten. Wie Wekhrlin ein Gallomane, ſo iſt Schubart ein Anglomane und ein Verbündeter der Schweizer; er begrüßt daher mit Jubel die ſhakſpeareſche Schule, ahmt ihre Redeweiſe nach, freut ſich des Ausſpruchs eines deutſchen Grafen (Schmettau?), der lieber Götz von Berlichingen

als alle Werke Voltaires geſchrieben haben wollte, und er verwünſcht gegen die altdeutſche Rauhigkeit alle die feine Cultur, die von Voltaire angeprieſen wird. Auch in ſeinen Gedichten iſt er überall gegen alles winzige Weſen, gegen Iris und Jacobi, gegen Gynarchie und Nachäffen fremder Sitte gerichtet; ein verwildertes, aber ganz weiches Herz, eine zerrüttete Seele voll Leichtſinn, ein Gemiſch von Tiefe und Flachheit, was Alles bei Tonkünſtlern ſich häufiger findet, ſpricht aus ihnen wie aus ſeiner Zeitſchrift überall heraus. In den Sammlungen der Gedichte (1785 und ſpäter) ſtechen jene hervor, die er auf dem Asperg gemacht hat, auf dem er ohne Recht und Gerechtigkeit zehn Jahre lang gefangen gehalten wurde. Ihnen iſt immer mehr Beileid als äſthetiſcher Beifall gezollt worden, der Dichter wußte es ſelbſt, daß der moraliſche Werth, die Wahrheit und Unmittelbarkeit der Gefühle dieſer mehr „niedergebluteten als niedergeſchriebenen“ Gedichte größer ſei als der poetiſche, daß ſie dem Mitgefühl mit fremder Noth mehr als ihrer inneren Güte die gute Aufnahme zu danken hatten. Uebrigens wurzelten ſie theilweiſe auch zu feſt in jener aufgeregten Zeit, als daß nicht manche ſeiner Volkslieder „in den Schneiderherbergen“, ſeiner geiſtlichen in den Geſangbüchern, ſeiner erotiſchen auf dem Notenpulte, wohin ſie vor ſeinen Schickſalen gekommen waren, auch ohne ſeine Schickſale ſo hätten aushalten ſollen, wie ſeine Fürſtengruft nach ſeinen Schickſalen ſich in den Herzen der misſtimmten Jugend fortpflanzt.

Erinnern wir uns nun, daß Wieland das große Signal der Freidenkerei zuerſt und noch von Schwaben aus gegeben hatte, wo er den Geiſt der religiöſen Intoleranz und der bürgerlichen Kleinmeiſterei gründlich kennen lernte, daß der politiſche Freiheitsſinn der Schweiz ſich zuerſt durch Schwaben, durch die Abbt, Moſer, Gemmingen, Huber, Hartmann, nach Deutſchland herüberzog, ſo ſehen wir leicht, wie dieſer Oppoſitionsgeiſt ſich hier in einer gewiſſen Concentration anſammelte, und unter dem launigen Regimente des Herzogs Karl von Würtemberg, der ſich ſelbſt zwiſchen Anhänglichkeit an alten Formen und Sinn für neuen Geiſt theilte, in ſtetem Feuer erhalten werden mußte. So finden wir denn um Schiller her gleich in deſſen früher Jugend mitten in der Anſtalt, wo die drückendſte Subordination, der läſtigſte Zwang, die ſtrengſte Ueberwachung der geiſtigen Beſchäftigung Statt hatte, in der Karls-

akademie einen ganzen Kreis junger Leute, die alle in Herz und Gemüth um Schubart, oder um die Vorbilder Schubarts verſammelt waren. Der revolutionäre Sinn in Schillers Jugendſtücken hatte alſo nicht allein die allgemeine Grundlage in dem deutſchen Vaterlande, wie bei Göthe in ſeiner erſten Zeit; er hatte auch die nähere landſchaftliche; und noch mehr: er hatte eine ganz individuelle in dem Dichter ſelbſt, die wir bei keinem andern jener Kraftgenies entdeckt haben. Friedrich Schiller (1759—1805) war in Marbach geboren und unter den häuslichen Einflüſſen einer dichtungsſinnigen frommen Mutter und eines ſtrengen, ernſten Vaters aufgewachſen. In den erſten Aeußerungen ſeines Jugendlebens zeigte er ſich dem Allgemeinen des Weltwirkens, dem Sinne für das handelnde Leben ſo nahe, als Göthe davon entfernt war; ihn erfüllten die Reiſen des Columbus und die Thaten des Alexander mit Sehnſucht nach Außen, nach Kenntniß der Welt, nach ſchaffender Thätigkeit; weltbürgerlich ſprang er ſchon als Knabe über die Grenzen des Vaterlands weg. Er entwickelte einen ächten Knabencharakter, war immer an der Spitze der Schulſpiele, muthwillig, unreinlich, unternehmend, kühn; und dieſe erſten Geiſtesſymptome berechtigten Schillers Jugendfreund v. Scharffenſtein, dem wir intereſſante Nachrichten über deſſen Frühleben verdanken [33]), zu dem Ausſpruche, daß Schiller, wenn nicht Dichter, ſo ein großer Mann im thätigen öffentlichen Leben geworden wäre. Denn durch ſein ganzes Dichten und Trachten blickt es hindurch, daß er das wirkende Leben über das betrachtende emporhob, das Thun dem Erkennen, die That, wie es im Fiesco heißt, der Kunſt und

33) Im Morgenblatt 1837. Anderes von Peterſen, ebend. 1807. Vergl. (A. Streicher) Schillers Flucht von Stuttgart und die Briefe an Dalberg. 1819. Ueber Schiller und Göthe iſt hin und wieder viel Schönes und Treffendes geſagt und geſchrieben worden, daß dem Geſchichtſchreiber hier kaum etwas zu thun bleibt, als es noch einmal zu ſagen. Namentlich hat Schiller, wozu ſein ganzes Weſen einlädt, umfaſſende und abſchließende Beurtheilungen und Biographien erhalten, ſeitdem ſich eine feine Reaction gegen die Alleinherrſchaft Göthes auch in den höheren Kreiſen bilden zu wollen ſcheint. Wir halten unſer Ziel im Auge, immer in der Betrachtung des Ganzen unſer Verdienſt zu ſuchen. Die Arbeiten von Hoffmeiſter, Hinrichs, Guſtav Schwab, Döring, Carlyle u. A. ſetzen wir als bekannt voraus.

dem Scheine vorzog; als er ſeinen erſten Dichterruhm ſchon geerntet, blickte er immer noch gern nach einer praktiſchen Thätigkeit um ſich, wozu ihn nicht Nahrungsſorgen allein antrieben; als er ſich von ſeinem Freunde Streicher trennte, war nicht ein großer Dichter, ſondern Miniſter zu werden die ſcherzhaft-ernſte Ausſicht des Beſtrebens; und nur da die wirkliche Welt gar zu ſteil vor den Geſinnungen des Jünglings dalag, ward er auf die Dichtung und das Reich der Ideale rückgewieſen. Aber auch da nahm er den Stoff faſt immer aus der wirklichen, handelnden Welt der Geſchichte her, und ſchien es richtig für des Dichters höchſten Beruf zu halten, Thaten zu beſingen, wie er umgekehrt des Dichters Preis die ſchönſte Krone der Thaten nannte. Dieſe ſtrebſüchtige freie Seele nun ſollte ihr erſtes Feuer frühe gedämpft fühlen: erſt machte ihn das Penſionsleben bei einem ſteifen Schulmeiſter linkiſch und ängſtlich; dann drohte ihm Theologie und Kloſter; endlich kam er in die militäriſche Zucht der Karlsakademie, und ſollte mit dem 15ten Jahre erſt Rechtswiſſenſchaft, dann Medicin ſtudiren. Die Lectüre, an der die Herzen hingen, war durch Verbote unterſagt, ſie mit Liſten zu umgehen war Schiller mit ſeinen Freunden ſtets geſchäftig, er machte ſich mancher Widerſetzlichkeit ſchuldig und beſchäftigte ſich ſchon 1775 mit einem Plane zur Flucht. So ſchien hier ein Gegenſtoß gegen den unleidlichen Druck der Anſtalt gerechtfertigt, eine liberale Oppoſition des Geiſtes entſchuldigt; die Jahre, die Andre in dem freien Leben der Univerſität vertoben, ſollten dieſe eingekerkert verbringen; unmuthig wandte ſich Schiller aus der vorgeſchriebenen trocknen Wiſſenſchaft nach dem verbotenen Garten der Pieriden hin und klagte im 16ten Jahre ſchon über den Contraſt der Welt, die er kennen gelernt, mit dem Ideale, das ſeine Seele trug. Sie laſen in dieſem Kreiſe mit Bewunderung Klopſtock, Götz, Ugolino und Werther; Schubarts Gedichte machten tiefere Eindrücke ſeit ſeiner Gefangenſchaft (1777—87) und Schiller ging einigemale nach dem Asperg ihn zu ſehen; eine Erzählung von ihm im ſchwäbiſchen Magazin wird als die Quelle der Räuber angegeben, und ſein Schickſal mag Schillern zu ſeiner Flucht mit haben beſtimmen helfen. Der Freiheitsenthuſiasmus war unter den nähern Freunden (v. Hoven, Peterſen, v. Scharffenſtein u. A.) gleich, Heroentugend und Freundſchaft ſpannte die Geiſter, Rouſſeaus Naturpredigt

entzückte, die Helden des Alterthums, Hektor und Brutus, blicken aus den Räubern heraus und Plutarch gab dem begeiſterten Schiller die Vorbilder ſeiner Helden. Die Vignette, die zur Begleitung der Räuber von der geſammten Geſellſchaft entworfen ward, ein aufgerichteter Löwe mit der Unterſchrift **in tyrannos**, bezeichnet den Geiſt dieſer Jugend vortrefflich, ſo wie die poetiſchen Werke, in denen ſie untereinander wetteiferten und die ſich in die Göthiſche Schule einreihen ſollten, ihre empörte Stellung gegen den Druck der Conventionen ausſprechen. Wir wollen ein Buch machen, ſagte Schiller zu Scharffenſtein, das aber durch den Schinder verbrannt werden muß. Das äußere Leben entſprach dem ſittenſtürmiſchen Eifer jener Zeit in ganz Deutſchland; die Mittheilungen aus Schillers Jugendleben laſſen ihn keineswegs in dem moraliſchen Lichte ſehen, das aus ſeinem ſpätern Leben und Schriften widerſcheint, und leider ſteht es bei uns ſo, daß ihm dieß vielleicht bei Manchen erſt wieder einen Platz neben Göthe verſchafft haben wird, die außerhalb der Göthiſchen Moral keine Dichtung für möglich halten.

Die erſten lyriſchen Gedichte, die uns aus dieſer Periode in Reſten theils durch die Ausgaben, theils durch die Nachträge von Boas u. A. bekannt ſind, ſtehen durchaus mitten in dieſer Sturm- und Drangzeit inne. Wie ſich in Schubarts Todesgeſängen und Zaubereien Klopſtock und Wieland ſtritten, ſo in Schillers Jugendgedichten Klopſtock und Bürger. Noch begegnen uns die Spuren einer ganz chriſtlichen Stimmung; er hatte die Abſicht einen Moſes zu dichten; er überſetzte Virgiliſches in Herametern; er trug in einzelnen Oden Klopſtocks Feſſel. Die Stimme der Natur iſt aus dieſen erzwungenen Erhabenheiten und Melancholien weg; des Titanen Stimme, der die laſtende Welt trägt, heuchelt angeſtrengt eine trotzige und unüberwindliche Kraft. Ob von Rouſſeau oder Klopſtock her jener Freiheitseifer ſtammt, jener Römerſinn, jene männiſche Natur, ob von Klopſtock oder Bürger jene bombaſtiſche Großrednerei herrührt, jenes erhabne Tragen des ſtolzen Scheitels, jenes Geprahl von den Adlerpfaden, die der Dichter fliegen will, zweifelt man in der Betrachtung dieſer Gedichte, in denen zum Theil petroniſche Schlüpfrigkeit und platoniſcher Schwulſt nach des Dichters eigner Kritik ſtreitet; offenbar iſt, daß ſie ſo gut wie Schubarts Dichtungen an Bürgers Ton einen großen Wohlgefallen

zeigen, ſo daß der Enthuſiasmus jenes ſchwäbiſchen Mädchens keineswegs zufällig grade in dieſen Gegenden auftauchte. Der Venuswagen, Eberhard der Greiner, Triumph der Liebe, Kaſtraten und Männer und andere dieſer Gedichte ahmen Bürger nach; und als er ſpäter deſſen Geſchmack angriff, verwarf er damit zugleich ſeine eignen Jugendwerke, die ihn bald erſchreckten, deren Gebrechen er theilweiſe faſt im Momente der Production eingeſehen hatte, ohne über den Dämon der Zeit Herr werden zu können, der dieſe Opfer auch von dem gefaßteren Gemüthe erzwang, das ſich in reiferen Jahren mit Leichtigkeit durchſchlug. Schillers Stimme über Bürger war daſſelbe, was Göthes Stimme über Schiller: ein Stabbruch über die eigne Blindheit nach zerriſſenem Schleier, der Akt fortſchreitender Naturen, die ſich über die Befangenheiten der Jugend erhoben.

In den Verhältniſſen und Stimmungen Schillers auf der Militärakademie wurzelten auch ſeine drei erſten Dramen. Die Räuber (1781) nannte er ſelbſt ein Product, das der naturwidrige Beiſchlaf der Subordination und des Genies in die Welt geſetzt. Mit dieſem Klima, worin das Stück geboren ward, entſchuldigte er ſich vor der ſittlichen Welt, die ihn als Beleidiger der Majeſtät vorgefordert habe; nichts fand er von allen Klagen treffend, als die, daß er zwei Jahre früher Menſchen geſchildert habe, ehe er Einen geſehen. Die „glühende thatenlechzende Seele" des Räuber Moor zwar ſchien er aus dem Spiegel zu nehmen: er lieh ihm ganz offne Züge ſeiner Perſönlichkeit und legte in ihm allen eignen Eifer nieder gegen die Verrammlung der geſunden Natur mit Conventionen, den feurigen, empfänglichen Geiſt, dem es vor dem dintigen Jahrhundert ekelt, „in dem der Lichtfunke des Prometheus ausgebrannt iſt." Allein die gigantiſchen Uebertreibungen rückten Charaktere und Sachen aus dem Kreiſe der Natürlichkeit heraus. Vortrefflich ſagte dieß Schiller ſelbſt in der Selbſtrecenſion, die er als Anonymus nicht ohne eine Neigung ſich vorzudrängen verfaßte: der Dichter ſei glücklich in ſaturirten Empfindungen und im höchſten Grade der Leidenſchaften, in keinem Mittelwege zu gebrauchen, und er wolle dem poetiſchen Arzte lieber zehn Pferde als ſeine Frau zur Kur übergeben. Was wir ſchon bei Klinger ſagten, das gilt auch bei Schiller: in dieſer Tragödie, die den Stelzen und Drathfäden der franzöſiſchen entgegengeſetzt iſt,

herrſcht doch in anderer Art der ähnliche falſche Heroismus und jenes Römerpathos, das bald auf der Pariſer Rednerbühne vernommen werden ſollte, aus demſelben Beſtreben, die antike Eigenſtändigkeit, männliche Tugend und Gewalt der Perſönlichkeit herzuſtellen. Dieſe Erſcheinungen im Leben waren hier in der Dichtung anticipirt, Rouſſeau arbeitete dem Einen und dem Andern vor, das Leidenſchaftliche und Ueberſpannte in den Handlungen und Geſinnungen der Menſchen glich dem der Tragödie. Nirgends iſt dieß daher ein vereinzelter Fehler, ſondern der Geiſt des Ganzen bedingte die grelle Farbe, und nichts war übler angebracht, als wenn die Schauſpieler ſeit Iffland den Charakter des „ſpeculativiſchen Böſewichts“ Franz zu ermäßigen ſuchten. Der Dichter will uns das Gemälde ungeheurer Leidenſchaften geben, die, ſelbſt wo ſie aus guter Quelle fließen, doch zerrüttete Leidenſchaften ſind; er iſt darin von Klinger und Gryphius weit verſchieden, daß er, trotz dem Mitgefühl mit ſeinem Helden, der moraliſchen und äſthetiſchen Gerechtigkeit freiwillige Opfer bringt; ſein überlegener geordneter Geiſt ahnt ſich nicht wie bei Göthe aus der ſchwächeren Färbung der rauhen Compoſition, ſondern trotz dem grellen Colorit aus dem tragiſchen Untergang des Helden, der es ſelbſt einſieht, daß zwei Menſchen wie Er den ganzen Bau der ſittlichen Welt zerſtören würden; der Dichter trinkt den Kelch der Starkgeiſterei tiefer aus als Göthe, und geht dennoch nüchtern davon wie Er. Die ungemeine Sympathie mit dieſem Stücke, die der mit Götz von Berlichingen ähnlich war, und die üblen materialiſtiſchen Wirkungen, die es noch nach ſehr langen Jahren hin und wieder gemacht hat, ruhen auf dem ſichern Griffe nach der weichſten Seite, wo die Unbändigkeit der Jugend zu faſſen iſt, die kühne Reiſende und Entdecker, Ritter und Räuber immer als Abbilder männlicher Thatkraft und Freiheit feſſeln werden. An dieß Stück ſchließt ſich die ähnliche Reihe von Räuberromanen an, vom Rinaldo bis zum Fernandino und ſeinen letzten Nachahmungen, wie an Götz die Ritterromane, wie an den Geiſterſeher die Zauberromane, und in ächten alten Katalogen von Leihbibliotheken gebührte dieſen drei verſchwiſterten Gattungen ihre eigne Rubrik.

Den Gegenſatz gegen die gemeine Welt, den dieſes Stück, den alle Tendenzen jener Jugend ankündigten, hielt Schiller in weiſer Ermäßigung durch ſein ganzes Leben feſt, ohne eine Spur

von dem ſchwarzſichtigen Trübſinne, der dem Lebensernſte Klingers anhängen blieb. Aehnlich war es mit dem politiſch-republikaniſchen Sinne, der ſchon in den Räubern vorblickt, und im Fiesco (1783), deſſen Stoff Rouſſeau angab, ein eignes Gebäude ſchuf. Auch dieſem politiſchen Freiſinne hing Schiller immer an, ohne eine Spur von jener Freude an der Revolution oder jenem Modeliberalismus und dem finſteren Blicke auf jedes beſtehende Verhältniß des Staates. Eine Stelle in den Räubern, wo Deutſchland zu einer Republik werden ſoll, gegen die Rom und Sparta nur Nonnenklöſter ſein dürften, erhält erſt dadurch eine Bedeutung, daß ſie in der Bearbeitung fürs Theater [34]) auf Dalbergs Antrag weggelaſſen werden mußte. Als Fiesco in Mannheim den Beifall der Räuber nicht fand, ſchrieb Schiller an Reinwald: Republikaniſche Freiheit iſt hier ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name; in den Adern der Pfälzer fließt kein römiſches Blut! Er ließ ſich nicht irren, auf den Fiesco größeren Werth zu legen als auf die Räuber, und über das Einzelne, wie über den Bourgognino, der ſeine „roſenrothblutigen“ Jünglinge einleitet, über den fünften Akt mit ſeinen Greueln und Anderes weggeſehen, iſt es auch ein weit bedeutenderes Stück. Es eröffnet Schillers Richtung auf das hiſtoriſche, mit der er begann „an der Tugend der Vorgeſchlechter die Folgezeit zu entzünden“, er betrat hier den Weg, auf dem er groß geworden, auf dem auch außer ihm das Höchſte im Dramatiſchen geleiſtet worden iſt: er baute das Werk der tragiſchen Dichtung, den Grundlagen des großen volksmäßigen Epos entſprechend, auf dem Boden der Geſchichte auf und gab ihm dadurch jene Feſtigkeit und ſichern Halt, der ihn erſt ſpäter dieſe Gattung ſchätzen lehrte: denn damals ſchien er das „lautere Product der Begeiſterung“ noch höher zu halten. Die lebendige Glut, welche durch dieſes herrſcht, ſchrieb er damals, ſtand nicht bei mir meiner Fabel einzuhauchen. „Aber die kalte Staatsaction aus dem menſchlichen Herzen herauszuſpinnen, und eben dadurch an das menſchliche Herz wieder anzuknüpfen, das ſtand bei mir. Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannter als mit dem Kabinet, und vielleicht iſt eben dieſe politiſche Schwäche zu einer poetiſchen Tugend geworden.“ Wenigſtens lehrte ſie ihn den richtigen Grundſatz, daß er die Geſchichte und Geſchichtsſage nicht

34) Bei Boas. t. I.

weiter reſpectirte, als die dichteriſche Compoſition nach der ſtrengſten Forderung erlaubte; ſie lehrte ihn die Kluft zwiſchen der alten dramatiſchen Hiſtorie und der eigentlichen Tragödie ausfüllen, und ſeine geſchichtlichen Stücke vermitteln hier in einer Weiſe, die außerordentlich aufſchlußreich iſt für Schillers ganze poetiſche Stellung und Anſichten, nach denen Er überall auszugleichen und verſöhnend zu binden ſuchte, nach denen er ſich mitten zwiſchen Leſſings Grundſatz von der reinſtgehaltenen Gattung und Göthe's Neigung zur Verwiſchung aller ſtrengen Gattung ſtellte, mitten zwiſchen Alterthum und neuerer Zeit ſeinen Standpunkt nahm, und die idealſte Tendenz der Dichtung an den realſten Stoffen geltend zu machen ſtrebte. Die Virtuoſität, mit der der junge Mann dieſe politiſche Materie auf den erſten Verſuch handhabte, die Entſchiedenheit, mit der er ſich auf dieſem Wege fühlte trotz der Gegenſtimme des Publikums, dem dieſe Gattung ganz fremd und von dem materialen Intereſſe der Räuber entblößt war, ſprach ſchon damals laut dafür, daß hier ſeine Beſtimmung lag. In dem Sinne, in dem Shakſpeare den Charakter des Cäſar faßte, entwarf er im Fiesco „das Gemälde des wirkenden und geſtürzten Ehrgeizes", zeigte in den großen Colliſionen des Staatslebens jenen Charakter, über dem ſich das ganze Jahrzehnt abmühte, deſſen rieſigem Leibe das Kleid der gewöhnlichen Moral nicht paßt, der die Schande abnehmen ſieht mit der wachſenden Sünde, das Bild einer Menſchheit von gefährlicher Vollkommenheit. Der Gegenſatz des Mohrs, der dieſen Ausbund von Ueberlegenheit, ſobald er auf der kakodämoniſchen Seite ſeine Größe ſucht, noch überbietet, iſt, wie unwahrſcheinlich das Einzelne klingt, im Ganzen ein Meiſterſtück; der Gedanke, einen corrupten Staat zu ſchildern, der keiner Freiheit mehr fähig iſt, und der den Revolutionshelden zum Despotismus nothwendig verführt, iſt faſt zu altklug aus dem Montesquieu entlehnt. Die ganze tumultuariſche Raſchheit dieſes Revolutionsſtücks läßt begreifen, warum Schiller den Götz umarbeiten wollte und den Egmont tadelte; ſie zeigt den Dichter der Behandlung hiſtoriſcher Stoffe gewachſener und den Menſchen den gährenden Freiheitsideen, die aus Amerika ſich verbreiteten, näher als irgend einen der Jünglinge jener Zeit, und man hatte im Pariſer Nationalconvent gar ſehr den rechten Takt, als man Schillern und Klopſtock das neufränkiſche Bürgerdiplom ſchickte.

Jene poetiſche Anticipation der Geſchichte lag in keinem Stücke dieſer Zeiten ſprechender vor, als im Fiesco. Dieß mochte auch der geheimſte Grund ſein, warum der Dichter in der Wahl zwiſchen Conradin und Fiesco den vaterländiſchen Gegenſtand fallen ließ.

In Kabale und Liebe (1784) verführte Schillern, wie er an Dalberg ſchrieb, die Eitelkeit, in einer entgegengeſetzten Sphäre zu glänzen, ſeine Phantaſie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einſchränken zu wollen, da doch die hohe Tragödie ein ſo fruchtbares Feld und für ihn, möchte er ſagen, da iſt, da er hier vielleicht nicht erreicht, in Anderem übertroffen werden könne! Der Plan war noch in Stuttgart im Arreſt gemacht; man ſieht es ihm an. Wenn in den Räubern der Gegenſatz der Jugendphantaſie gegen die umgrenzte Welt, oder auch, wenn man will, die Zerrüttung des Familienlebens, im Fiesco die Zerrüttung des Staatslebens geſchildert iſt, ſo hier die Kluft der Stände und die Zerrüttung des Hoflebens. Jene freie Britin, einer der weiblichen Lieblingscharaktere der Zeit, der, wie Jacobi ſagte, die Buhlerin und den Engel, die Verbrecherin und die Märtyrerin vereint, wird in einen beſchämenden Gegenſatz gegen ſchmähliche deutſche Hofverhältniſſe und eine deutſche Landesſchmach geſetzt, für die wir unempfindlich waren; die Ketten der Standesvorurtheile werden mit Gewalt durchbrochen, den Inſektenſeelen der Aemter die Allmacht der Leidenſchaft, das Rieſenwerk der Liebe, dem Wappenadel der perſönliche entgegengeworfen. Gegen eine übertriebene Seelenkleinheit wird eine phantaſtiſche Seelengröße geſetzt, und das Stück ward dadurch eine Carricatur, die übrigens eben hierdurch die abgöttiſche Verehrung der Jugend aufs neue provocirte. Die ungeheuren Tiraden kehren hier aus den Räubern wieder, die im Fiesco wenigſtens in den niedern Szenen etwas gewichen waren oder jenen epigrammatiſchen Bühnenphraſen Platz gemacht hatten, die der Schauſpieler „anbringen kann, daß es ſich gewaſchen hat.“ In dieſem misglückten Stücke hat Schiller das meiſte Verhältniß zu den Klinger und Wagner, den untergeordneten Schreibern jener Tage; in den Räubern blickt Götz neben Shakſpeare hervor, und in der ſpeculirenden Tendenz auch Julius von Tarent, zu dem Schiller einmal ein Seitenſtück (Cosmus v. Medicis) zu machen unternahm; im Fiesco liegt dem Dichter außer Shakſpeare die Emilie Galotti ſo nah, daß die Reminiſcenzen nicht aufhören, ja

daß Verrina das treue Abbild Odoardos geworden, und das ganze Familiengemälde jenes Stücks gleichſam epiſodiſch in die Staatsaction eingeflochten iſt. Im Don Carlos, deſſen Stoff ſchon damals von Dalberg Schillern empfohlen war, hört man den Dialog im Nathan an vielen Stellen durch. Der Dichter verſammelte auch von Seiten des Vortrags alle Schattirungen und Manieren jener dramatiſchen Epoche in ſeinen wenigen Stücken, wie er alle Richtungen jenes titaniſchen Ausſtrebens darin niedergelegt hatte, bis auf die Eine gegen die Grenzen des eignen Geiſtes, die für Fauſt vorbehalten war.

Die Räuber wurden 1782 in Mannheim unter einem unbeſchreiblichen Zulaufe aufgeführt; dieß entſchied für Schillers Beruf und Leben. Er ſelbſt begab ſich ohne Vorwiſſen des Herzogs dahin, und die Aufführung gab ihm einen ſolchen Impuls, daß er ahnte, er werde, wenn Deutſchland je einen dramatiſchen Dichter an ihm fände, die Epoche von daher zählen müſſen. Sein Verhältniß zur Bühne ſchien gleich anfangs fixirt werden zu ſollen, und ward es im Grunde trotz aller langen Unterbrechungen und Störungen. Er ſchrieb hinfort ſeine Stücke (mit Ausnahme des Don Carlos) in beſtimmter Hinſicht auf die Darſtellung und hier und da nur zu ſehr in Hinſicht auf beſtimmte Darſteller; er wollte ſogar bei den möglichſt ungünſtigen Gaben einmal ſelbſt Schauſpieler werden. Am Mannheimer Theater wäre die Ausſicht geweſen, daß Schiller das geworden wäre, was einmal Leſſing werden ſollte; er hätte deſſen Sendung übernehmen können; er erfüllte deſſen Weiſſagung, daß uns Shakſpeare achtbarere Zöglinge ziehen würde als jene erſten, die ſich als ſeine Nachahmer gerirten. Das Mannheimer Theater hatte ſich würdiger geſtellt als noch kein anderes, an dieſer Bühne war ein geiſtiges Zuſammenwirken, ſie war, wie Schiller ſagte, durch Wahl entſtanden und dauerte durch eine Art Kunſtſyſtem; hier ſpielten und ſchrieben Iffland und Beil, und der Intendant Heribert von Dalberg, der Bruder des Coadjutors, hatte wenigſtens die beſten Abſichten, wenn er nur nicht ſelbſt hätte Schauſpieldichter ſein wollen. Gegen Schiller benahm er ſich kleinlich und elend. Der enthuſiasmirte Jüngling warf ſich ihm ganz in die Arme; als er nach einem zweiten heimlichen Aufenthalte in Mannheim, der verrathen wurde, in Arreſt kam, ward ihm ſeine Lage zu peinlich, er floh mit einem dürftigen Nothpfennig, in

Geſellſchaft ſeines Freundes Streicher, aus Stuttgart weg, auf Dalberg vertrauend. Man nannte dieſen Streich einen Pendant zu den Räubern, und im Weſentlichen der Sache war er es ganz. Im heimlichen Aufenthalte in Oggersheim, unter Noth, Angſt und Aufgegebenheit ſchrieb er Fiesco und Kabale und Liebe; nach Abſchüttelung der äußeren Feſſeln lag ſeine Muſe im ſchweren Dienſte des Geiſtesunmuths; aber ſeine Seele fing an ſich unter den Widerwärtigkeiten des Geſchickes zu läutern, wie Göthes in Italien unter dem Lächeln des Glücks; ein vortrefflicher Kern, eine heitere Männlichkeit, Ehre, Standhaftigkeit, und ein wahrhaft gefaßtes Gemüth ſpiegelt ſich bei jeder Gelegenheit in ſeinem Benehmen und ſeinen Aeußerungen in der damaligen Lage ab. Dalberg verließ den erwartungsvollen Dichter und nahm ſeinen Fiesco nicht an; und er war genöthigt, einen Zufluchtsort bei ſeiner Gönnerin, Frau von Wolzogen, in Bauerbach anzunehmen. Hier, unter den Ruinen des alten Schloſſes Henneberg, wo einſt mächtigere Schützer der Dichtung hausten, hier fand er ſich unter wenigen edlen Menſchen wieder, da der Empfang der Welt ihn, den Gutherzigen, ſchon faſt zum Menſchenhaſſe getrieben hatte; die Freundin wirkte veredelnd auf ihn und „machte den zu einem guten Menſchen, der, wenn er ſchlecht wäre, Gelegenheit gehabt hätte Tauſende zu verderben.“ Sein reizbares Herz ward von der Tochter ſeiner Schützerin gefangen und er hatte dieſe Leidenſchaft mit nicht unerſchütterter Kraft zu bekämpfen. Nicht lange, ſo rief ihn Dalberg wieder nach Mannheim zurück, da er merkte, daß Herzog Karl den Flüchtling nicht requirirte, und da er ihn bei ſeinen platten dramatiſchen Machwerken gebrauchen wollte. Der Gutmüthige fixirte ſich in Mannheim (1783—4) als Theaterdichter voll Enthuſiasmus für ein Amt, in dem ſeine Leidenſchaft aufging; er brannte im ſchönſten Eifer für die Bühne, die ihm damals eine Bundesgenoſſin der Religion und des Geſetzes, eine Schule praktiſcher Weisheit war; er wollte eine dramaturgiſche Monatſchrift herausgeben, die aber an dem Geize des Intendanten ſcheiterte; und als er in der Thalia, die er 1784 auf eigne Hand herausgab, ſich auf Beurtheilung der Schauſpielerleiſtungen einließ, ging es ihm wie Leſſing in Hamburg. In dieſer Zeitſchrift warf ſich Schiller der Nation in die Arme, die ihn nicht verließ; ihm lächelte keines Mediceers Güte; er hatte ſeinen despotiſchen Herrn geflohen, dem lauen freiherrlichen Gönner

entzog er ſich, er ging ſtufenmäßig dem Volke zu, machte in der Thalia ſein Bündniß mit ihm, und erzählte ihm ſeine Geſchichte, und „es wandelte ihn etwas Großes an bei der Vorſtellung, keine andern Feſſeln zu tragen als den Ausſpruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menſchliche Seele.“ Hatte er ſchon früher gemahnt, „mit des Genies gefährlichem Aetherſtrahl nicht zu ſpielen“ und vor Phaetons Loos gewarnt, ſo blickte er jetzt ſchon mit Entfremdung auf die ganze Periode der Räuber zurück. Und wie man aus der Einleitungsſchrift der Thalia merkt, daß es ſich geiſtig in ihm reinigt, ſo gährt es auch moraliſch fortwährend in ihm; er trieb ſich bei dem zweiten Aufenthalt in Mannheim in lockerer Geſellſchaft wieder um, er trug ſich, wie er ſpäter ſagte, mit einer „miſerablen Leidenſchaft“, aber er ſehnte ſich doch nach Erlöſung aus dieſen verwickelten Verhältniſſen, nach Stille und Ruhe. „Meine Bedürfniſſe in der großen Welt, ſchrieb er damals, ſind vielfach und unerſchöpflich, wie mein Ehrgeiz, aber wie ſehr ſchrumpft dieſer neben meiner Leidenſchaft zur ſtilleren Freude zuſammen!“ In dieſer Zeit der An- und Abſpannung erhielt er von Freunden, die ihm ſeine Dichtung erworben hatte, von Huber und Körner (dem Vater Theodor's) eine Einladung nach Leipzig und Dresden, und ergriff ſie begierig; nachher wechſelte ſein Aufenthalt zwiſchen Weimar und Volkſtädt oder Rudolſtadt, bis zu ſeiner Heirath und Niederlaſſung in Jena (1789) als Lehrer der Geſchichte. In dieſer unruhigen Zeit bewegte er ſich anhaltend in moraliſchen, intellectuellen und äſthetiſchen Scrupeln; Geſchichte und Philoſophie drängten ſich unter ähnlichen inneren Veränderungen, wie ſie Wieland in Erfurt erlebte, an ihn heran; er lag mit dem Skeptiſchen und Leidenſchaftlichen ſeiner frühern Periode im Kampf, und es drängte ſich in einzelnen Aufwallungen, wie in den philoſophiſchen Briefen, in der Reſignation u. A. noch hervor; die größern Producte, mit denen er ſich beſchäftigte, gediehen nicht; der Geiſterſeher „berührte ſein Herz nur flach;“ Don Carlos, der in den erſten drei Acten (in der Thalia) noch ſehr im alten Style begonnen war, vollendete er ſowenig in dem alten raſchen Zuge, wie Göthe ſeine Stücke der zweiten Periode, und ganz wie dieſer ſeine Iphigenia und Taſſo hatte er ihn anfangs in Proſa angelegt. Dem inneren Bedürfniſſe nach einer Aenderung ſeiner ganzen geiſtigen Lage kamen die Geſchicke entgegen wie Göthen

in Italien. Dieſen entzückte die Kunſt und das milde Klima des Südens zu einem geläuterten Leben und Streben; bei Schiller bedurfte es anderer Hülfe. Zwar dem Norden des Geſchmacks zu entfliehen, in dem er nie zu gedeihen hoffte, war ſchon ein Wunſch des Jünglings, als er die Anthologie aus Tobolsk (1782) herausgab; glücklicher Stern und ein griechiſches Klima, hoffte er, ſollten ihn zum Dichter erwärmen. Aber die Kunſt war ihm gleichgültiger; die Gemälde in Dresden hatten ihn kalt gelaſſen, die Plaſtik hatte für ſeinen lebendigen und hiſtoriſchen Sinn nichts Anregendes, er ſprach ſich die Liebe dafür ab und hatte ſogar von Italien keine Erwartung für ſich. Ihm kamen edle Menſchen rettend entgegen; bei ihm ging die poetiſche Reinigung von der ſittlichen aus, bei Göthen war die ſittliche eine Folge der künſtleriſchen. Schiller ſchrieb damals ſeiner nachherigen Schwägerin aus Rudolſtadt: „Dieſe Gegend ſoll, hoff ich, der Hain der Diana für mich werden, denn ſeit geraumer Zeit gehts mir, wie dem Oreſt in Göthes Iphigenie, den Muttermord freilich abgerechnet, und ſtatt der Eumeniden etwas anderes geſetzt, das am Ende nicht viel beſſer iſt. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinen bei mir vertreten und mich vor den böſen unterirdiſchen beſchützen.“ Ganz ähnlich wie ſich Göthe in dem gleichen Läuterungsprozeſſe anfangs zurückzog von den Menſchen, lebte auch Schiller in Weimar ſtill für ſich und meinte in ſeinem Streben ſich über die Alltagswelt zu heben, ein wahrer Menſch müſſe entfernt von Menſchen ſein; bedurfte er der Welt für ſeine Dichtung, ſo ſuchte er in Plutarch die Bilder einer kräftigern Menſchheit. Ganz ähnlich ferner kam ihm wie Göthen die erneuete Bekanntſchaft mit den Alten entgegen, um ſeine poetiſche Richtung umzugeſtalten, obwohl ſie die eindringende Wirkung nicht bei ihm wie bei jenem machte. Er las die Tragiker mit ſeinen Freundinnen noch in franzöſiſchen Ueberſetzungen, er überſetzte mühſelig mit ſolcher Hülfe die Iphigenie des Euripides und wollte Agamemnon überſetzen, der aber ſeinem Freunde Humboldt aufbehalten blieb; wie wenig er in die alte Welt und Dichtung mit Göthes reizender Sicherheit eindrang, zeigt ſowohl jene Ueberſetzung des Euripides als die im Wettſtreit mit Bürger übertragenen Geſänge aus Virgil. Zum Glücke traf er noch auf den Voßiſchen Homer, in Weimar las er faſt nichts als ihn, es war ihm als ob ein neuer Lebensquell aufging, da er ihn

ſeinen Freundinnen vorlas, und an Körner ſchrieb er, er bedürfe der Alten, um ſeinen eignen Geſchmack zu reinigen, der ſich durch Spitzfindigkeit, Künſtelei und Witzelei ſehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. Wie mächtig ihn übrigens das Alterthum ergriff, ſieht man leicht aus den Göttern Griechenlands und den Künſtlern, die in eben dieſe Zeit fallen und in Wielands Mercur (**1788. 9.**) erſchienen. Mit dem Chriſtenthume war Schiller längſt zerfallen, mit Spinoziſtiſchen Anſichten eine Weile her im ſtillen Verkehr; wie Göthe und Herder ſah er das Leben im großen Ganzen an und opferte das Individuum der Gattung. Er zerfiel daher, wie wir oben bei Stolberg hörten, durch die Götter Griechenlands mit den ſtrengen Chriſten; ſie ſprachen in der erſten Geſtalt auch gar zu hart jene immer rührende Sehnſucht des ächten Dichters nach einer untergegangenen Welt aus, deren Kunſtſinn über Religion und Götter Meiſter ward. In beiden Gedichten ſchloß ſich gleichſam die Blüthe dieſes Geiſtes auf, wie ſie denn in Form, Vers und Gedanken, das erſte mühſeliger, das andere ſchon ganz entſchieden, eine Veränderung ankündigen: ich möchte ſie im Kleinen Göthes Iphigenie und Taſſo ziemlich ſcharf vergleichen, weil ſie die Metamorphoſe der Kunſt durch die Antike in Beiden und das Verhältniß der reformirten Dichter zur Welt ſehr ähnlich ausſprechen. Wie Schiller in den Künſtlern die Kunſt als den eigenthümlichen Beſitz des Menſchen beſonders darum preist, daß ſie ahnend und im Symbole das Reich der Erkenntniß und Sitte, der Wahrheit und Tugend ſpielend eröffnet, ſo ſchien dieß gerade ſeiner eignen Erfahrung entnommen, der eben in ein bewußtes Leben erneuter Sittlichkeit und Vernunftthätigkeit eingehen wollte, und durch ſeine Dichtung deutlich den Weg zur Geſchichte und Philoſophie nahm. Schon hegt er hier den großen Begriff von der Kunſt, daß ihr die Würde der Menſchheit in die Hand gegeben ſei, daß ſie dem Weltplane diene; er heißt das Jahrhundert reifer Männlichkeit, froh der errungenen Geiſtesfülle und Bildung, nicht der erſten Quelle dieſes Sieges, der Kunſt, vergeſſen, und für die Kunſt ſcheint daraus die Verpflichtung zu folgen, ſich dieſem vorgerrückten Zeitalter würdig zur Seite zu ſtellen. In dieſem Sinne ſtrebte ſie Schiller hinfort zu behandeln, und es ſchien dazu nöthig, daß er ſich in Wiſſenſchaft und Leben erſt auf die Höhe der Zeit ſtellte; er nahm den Umweg durch Geſchichte und Philo=

ſophie, um ſeine auswuchsreiche, üppige Poeſie ſo zu amputiren, wie es der höheren Cultur des erleſenſten Theiles der Nation angemeſſen ſchien.

Mitten in der Zeit dieſer inneren Kämpfe begegnete Göthe auf der Rückreiſe aus Italien Schillern in Rudolſtadt zum erſtenmal bei den Freunden, die Beiden nahe ſtanden. Hätte er in ſeinem Innerſten leſen können, ſo würde er ſchon damals gefunden haben, daß bei der großen Verſchiedenheit ihrer Naturen dennoch Schiller auf einer Stelle der Entwickelung ſtand, die, wie wir merkten, von der ſeinigen nicht ſo weit ablag. Auch Schiller wollte dieſe Berührung der Epochen nicht finden, beſchied ſich aber, aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher ſchließen zu wollen. So mieden ſie ſich lange. Die älteren Producte Schillers, die noch im erſten Preiſe ſtanden, mußten Göthen eine unüberſteigliche Kluft zwiſchen ihnen zu bilden ſcheinen. Der neuere Don Carlos (1787) ſchien nicht geeignet, den Bruch zu heilen; das Stück ſtellte ſich, ſelbſt abgeſehen von der Beurtheilung des Egmont (1788), dieſem Göthiſchen Werke dem Stoffe nach ſo nahe und war dem Geiſte und der Behandlung nach ſo unendlich verſchieden! Es war in der Geſtalt, in der es damals erſchien, der alten Periode noch verwandter, während es der Conception nach die neue Zeit verkündigte, in der Schillers edler Sinn aus der Verhüllung heraustrat. Der Gang ſeiner eigenen inneren Veränderungen bildete ſich in der Geſchichte dieſes Dramas ab. Zuerſt war die troſtloſe Leidenſchaft des Prinzen, die zerrütteten Verhältniſſe der Familie, der Druck des Despoten das Hauptaugenmerk, Verhältniſſe die Schiller mehr nach Art unſerer Naturdichter und Göthes aus eignen Erfahrungen zu ſchildern vermochte. Es war auf ein Familienſtück abgeſehen, das ſich plötzlich, als Poſa in den Vorgrund trat, in ein hiſtoriſches im größten Style verwandelte. Hier trat die geläuterte Geſtalt des Dichters in das ungeläuterte Gedicht, das durch verſchiedene Pläne verſchoben ward, und dadurch alle die äſthetiſchen Gebrechen erlitt, die ſo oft und mit Recht an ihm ausgeſtellt worden ſind, die Schiller ſelbſt nicht wiederlegen wollte. Nur daß man darüber den endlichen Gedanken des Gedichtes immer aus den Augen verlor, ärgerte ihn, und beſtimmte ihn die Briefe über Don Carlos (1788) zu ſchreiben, worin er den Kern ſeines Gedichtes erſt dem Publikum öffnen mußte, das für Alles, was nach

Politik ſchmeckte, unendlich ſtumpfſinnig, noch vor Don Carlos, wie vor Fiesco war. Was heute jeder Secundaner aus Marquis Poſa heraus liest, war damals der Leſewelt noch ein Räthſel, die erſt für ſolche Stoffe durch die Revolution empfänglich gemacht werden mußte. Aus allen jenen Gegenſätzen von Idealen und Wirklichkeit, von Natur und Convention, die das große Thema der weltſtürmeriſchen Poeſie der 70er und 80er Jahre waren, griff Schiller hier den koloſſalſten heraus und ſtellte Weltbürgerthum gegen Cabinetsweisheit, Vernunft und Naturrecht gegen die Beſchränkungen des willkührlichen Regiments, die Menſchheit mit ihren reinſten Anforderungen gegen den Staat, das große Gebäude, in dem ſich menſchliche Willkühr und Naturbeſtimmung ſo innig die Hand reichen. Mit glücklichem Griffe wählte er dazu die Zeit und im Hintergrunde die Geſchichte des Aufruhrs der Niederlande, wo dieſe in der Reformation erhobenen Anſprüche zuerſt mit Nachdruck in die politiſche Welt eintraten. Wenn Göthe den Menſchen mit ſeiner Dichtung umfaßte, die Herſtellung reiner Menſchlichkeit, Recht und Freiheit, naturgemäße Entwickelung in Anſpruch nahm, ſo gab ſich Schiller der Menſchheit hin und focht für die Ausbreitung deſſen, was als naturgemäß anerkannt war, im Volk und im Staate. Daß ihm dieß Abſicht und Zweck, nicht zufällige Begleitung ſeines Dichtungswerkes war, dieß liegt in den Briefen über Don Carlos in einer ſehr merkwürdigen Stelle, worin er die Anticipation und Divination in ſeinem Kunſtgebilde weiſſagend andeutet. „Vielen, ſagt er, dürfte der Gegenſtand dieſer Tragödie zu abſtract und ernſt ſcheinen. Die heiligſten Wahrheiten, die bis jetzt nur das Eigenthum der Wiſſenſchaft waren, in das Gebiet der Kunſt herüberzuziehen und als lebendig wirkende Motive in das Menſchenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenſchaft zu zeigen, ſchien mir des Verſuchs nicht unwerth. Hat ſich der Genius der Tragödie für dieſe Grenzverletzung an mir gerochen, ſo ſind deßwegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt ſind, für — den redlichen Finder (!) nicht verloren." Dieſer Gedankenſtrich winkt inhaltsvoll, daß der Dichter mit ſeinen Wirkungen über die Bühne hinaus will, daß er für unſere Geſammtentwickelung im Staate auf dem mäßigen Wege des Dichters das werden will, was Rouſſeau, Montesquieu und Voltaire für Frankreich geworden ſind, daß er an die äſthetiſche Bildung

die politiſche der Nation unmittelbar anknüpfen möchte, und das Jahr 1813 hat die Anfänge dieſer Wirkſamkeit begonnen. Warum er dieſe Zwecke auf dem Wege der Dichtung verfolgte, ſetzen ſpäter die Briefe über die äſthetiſche Erziehung auseinander. Sehen wir den angefochtenen Poſa in Parallele mit unſerer Freiheitsjugend jener Jahre, ſehen wir ihn mit Schiller im Verhältniſſe zu den Zwecken der Freimaurer und Illuminaten im vorigen Jahrhundert, ſtellen wir ihn neben die geſchichtlichen Figuren, die für Wahn und Irrthum das Leben geſetzt haben, oder betrachten ihn innerhalb der Zeit, in die ihn der Dichter geſtellt hat, neben dem republikaniſchen König Heinrich IV, oder vergleichen wir ihn mit den franzöſiſchen und ſpaniſchen Bühnenheroen, die man ſich Jahrhunderte lang gefallen ließ, ſo ſcheint es überall, als ob ſich der Dichter nicht ſo mit Unrecht für die Rechtfertigung ſeines Charakters und ſeines Opfertodes ereifert hätte. Wie es auch ſei, dieſer Eifer iſt für die große Denkart des Dichters ebenſo merkwürdig, wie der Entwurf dieſes Freiheitsſchwärmers ſelbſt, und ſo wenig Jemand die verleugnungsfähigen Helden Leſſings angreifen dürfte, der nicht den ungemeinen Charakter des Dichters ſelbſt zu würdigen weiß, ſo wenig ſollte Einer am Poſa ausſtellen dürfen, der nicht zuerſt Schillers Rettung dieſes Charakters verſtanden und beſeitigt hat.

Die Studien für Fiesco und Don Carlos hatten Schillern in die Geſchichte eingeführt; an dem Abfall der Niederlande arbeitete er lange ehe er nach Jena hinkam und aus der Geſchichte Profeſſion machte. Bald darauf brach die Revolution aus, die des Dichters Auge noch feſter auf politiſche und hiſtoriſche Verhältniſſe heften mußte. Zugleich hatte ihn die Kantiſche Philoſophie gefeſſelt, und ſo finden wir in den erſten Jahren des letzten Jahrzehnts ſeine poetiſche Ader vertrocknet, und ſeine Thätigkeit durch Wiſſenſchaft und Leben abgelenkt. Dieß geſchah in derſelben Zeit, als Göthe durch den Ausbruch der Revolution misſtimmt ſich mit dem öffentlichen Leben und der Geſchichte völlig überwarf, in ſeinen dichteriſchen Productionen ganz geirrrt wurde, und ſich ſyſtematiſcher mit den Naturwiſſenſchaften beſchäftigte. Bei beiden Dichtern alſo, die unſerer neuen Poeſie Geſtalt und Würde gaben, die am energiſchſten das Gebiet der Kunſt behaupteten, ward die künſtleriſche Thätigkeit durch Zeitverhältniſſe in Staat und Wiſſenſchaft unterbrochen, und unſre nächſte Aufgabe muß daher ſein, auf dieſe

zurückzublicken, und die Störungen zu erwägen, die von dorther einer reinen ungetrübten Entfaltung unſerer Dichtung entgegen traten. Hier werden wir die frohen Hoffnungen, ja die errungenen Siege, deren wir nur eben erſt uns zu freuen beginnen, nicht wenig verkümmert finden. Kaum konnten wir in unſrer kalten Zone das lange verſprochene Aufbrechen der Knospe unſrer Kunſt vor Ungeduld erwarten; jetzt entfalten ſich die zarten Blätter, und ehe ſie ganz erſchloſſen ſind, drückt ſie ein neuer Froſt. In die Spiele der heitren Tochter der Empfindung und Phantaſie greift die Ungunſt der modernen Zeitverhältniſſe, die Feindin der Künſte, mit ſtörender Hand ein. Die kaum halb erzogene Dichtung tritt in eine niedere Dienſtbarkeit herab. Die wenigen Pfleger, die ſo eben ihre Würde im ganzen Umfang erkannt und bekannt haben, widerſetzten ſich mit Mühe und ſaurer Anſtrengung; und ſie ſchienen ihre Kränze zuletzt mehr der überwundenen Hemmungen wegen verdient zu haben, als weil ſie mit ſorgloſem ſiegefrohem Schritte zum Heiligthum der Kunſt den Weg gefunden hätten.

XVI.

Ueberſicht der ſchönen Proſa (Romanliteratur).

1. Humoriſtiſche Romane.

Unſere ganze Poeſie, auch in den höhern Gattungen (wie im Trauerſpiel), hatte ſich mit Anſtrengung aus der proſaiſchen Rede loszuringen, wie wir an den Beiſpielen von Leſſing, Göthe und Schiller gefunden haben. Es läßt ſich denken, daß es ihr, die ſo viel Mühe hatte, nur in den höchſten Regionen ihre eigenthümliche Ausdrucksform durchzuſetzen, nicht gelingen konnte, in dieſer Hinſicht einen allgemeinen Sieg zu erringen, noch weniger alſo, jene große Zwittergattung abzuhalten, in der die ungebundene Rede privilegirt iſt. Wirklich ward auch der Roman zugleich mit dem Schauſpiel reſtaurirt. Er war in vereinzelten Producten Gellerts

und weniger Anderen viel minder vorbereitet, als das Schauſpiel durch Gottſched und ſeinen Anhang; er erhielt aber durch die Einflüſſe des engliſchen Romans einen viel dringenderen Anſtoß als das Schauſpiel durch Shakſpeare, weil die berühmten engliſchen Romanſchreiber mehr gleichzeitig und dem Genius des Jahrhunderts verwandter waren; und ſo kam es, daß in den 70er Jahren dieſe Gattung plötzlich eben ſo neu geboren, wie das Drama neugeſtaltet, hervortrat. Wir haben uns bei den Producten aus dieſem Dichtungszweige als ſolchen nirgends lange aufgehalten und wollen es auch jetzt nicht, auch wäre hier irgend vollſtändig zu ſein nicht einmal möglich, wenn es auch zweckdienlich wäre; was uns aber dennoch gleichſam aus acceſſoriſchen Gründen ein wenig zu verweilen nöthigt, iſt hier wie ſonſt das nähere Verhältniß dieſer Producte zu den Zuſtänden, Leiſtungen und Tendenzen der Zeit, die Grenzberührung von Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben, die uns unmittelbare Aufſchlüſſe über alle zugleich gibt. Daß wir dabei nur die größeren Relationen dieſer Art von Dichtung mit dem öffentlichen und allgemeinen Leben der Nation im Auge behalten, verſteht ſich von ſelbſt, und wir werden auch hier, wie früher, finden, daß uns aus dieſem Grunde eigentlich nur die Anfänge des Romans intereſſiren können. Sobald die gewöhnliche private Geſellſchaft ſein Urbild wird, ſobald er zur bloßen Unterhaltungslectüre herabſinkt, und für die täglichen kleinen poetiſchen Bedürfniſſe das wird, was die Scheidemünze und das Kupfer zur Befriedigung der phyſiſchen Bedürfniſſe iſt, verliert er für die Geſchichte der Literatur alle Bedeutung; ſeine Veränderungen ſind dann nicht mehr organiſch und geſchichtlich, ſondern modiſch, und dieſe Nüancen gehören vor das Forum des Theetiſches, nicht vor das der wiſſenſchaftlichen Betrachtung.

Um in der Kürze das Verhältniß unſerer Romane zur Zeit ihrer Wiedergeburt unter engliſchen Einflüſſen, und ihren Gegenſatz zu der bisher behandelten Naturpoeſie der Kraftgenies anzudeuten, ſo erinnern wir, daß alle Kunſt und Poeſie auf dem Grunde einer möglichen und idealen Welt ruht, die des Menſchen freie Seele im Fluge über die gegebne Wirklichkeit hinweg ſich dichtend und denkend ſchafft. Es iſt natürlich, daß die Dichtung, wo die Blüte ihrer Entwicklung in ein Zeitalter gereifter Geiſtesgaben fällt, ſich dieſes ihres Gegenſatzes gegen die wirkliche Welt bewußt wird, wie wir es in den letzten Erſcheinungen gewahrt haben; und ſie wird

in einem ſolchen Falle ſchwerlich ein höheres Thema überhaupt zu ihrem Vorwurfe machen können, als eben dieſen Stoß der Imagination gegen die Schranken des gegebenen Lebens; dieſes Thema haben wir bisher im Sturme und Drang des Inſtinctes wie in der klaren Auffaſſung des gereiften Geiſtes behandeln ſehen. Unſere Kraftgenien, zum Theile mit der Anlage zu ächten Dichtern geboren, umfaßten die Verhältniſſe der Möglichkeit und Wirklichkeit mit der ganzen Energie einer jugendlichen Einbildungskraft, deren Natur es iſt, nirgends das Getheilte zu ertragen, überall nach dem Ganzen zu ſtreben. Bei ihnen war daher die Betrachtung der gegebenen Welt, in die ſie ſich geſetzt ſahen, und der Gegenſatz, in den ſie ſich ſelbſt zu ihr ſetzten, immer aus Einem ganzen Guſſe. Sie warfen ihr das eigene Selbſt mit allen ſeinen Eigenheiten eigenſinnig entgegen, ſie ſtellten ſich aus ihr, die ihr entſchiednes Misfallen erregte, heraus, nicht ohne die titaniſchen Wünſche, ſie aus ihren Angeln heben zu können, ſie bildeten ſich, der verworfenen Welt zum Trotze, ſchöpferiſch in ihrem Innern eine eigene beſſere Welt aus, und trugen deren Bild in ihre Schriften und Dichtungen, deren Geſetze in ihre Sitten und ihr Leben über. Wer gefaßt genug war, bei dem erſteren Verſuche ſtehen zu bleiben, ſich mit der fictiöſen Welt der Phantaſie zu begnügen, und in ihr Troſt zu ſuchen über die mangelhaften Zuſtände des äußern Lebens, der kam noch ſo leidlich durch; tragiſcher war der Ausgang jenes andern Beſtrebens, Wirklichkeit und Ideal zu verſöhnen, nach den Forderungen dieſes jene erſtere umgeſtalten und reformiren zu wollen. Die Starkgeiſterei in allen ihren Eigenſchaften war ſowohl Quelle als Reſultat eines ſolchen eitlen tantaliſchen Ringens, aus dem ſich keine andere als eine tragiſche Dichtung entwickeln, und, wo die innere Erleuchtung über dieß dunkle Beſtreben ausblieb, keine andern als tragiſche Lebensſchickſale geſtalten konnten.

Es gibt eine andere Art, ſich der Wirklichkeit gegenüberzuſtellen, indem man ſich nicht aus ihr heraus, ſondern mitten in ſie hineinſtellt, ohne ſich ihr übrigens, wie der Geſchichtſchreiber, gleichzuſtellen, ohne daher den poetiſchen Grund und Boden zu verlaſſen, ohne ein weiteres zu wagen, als nur dieſe beiden Gebiete einander zu nähern. Man darf nur die kälteren Gaben des gealterten Geiſtes zu dem Schwunge der Phantaſie hinzunehmen, über dem Bilde der möglichen Dinge die Erwägung und Betrachtung der

exiſtirenden nur nicht ganz außer Acht laſſen. Wir meinen nicht jene Art der Betrachtung, die ſich völlig auf dieſen Standpunkt der verſtändigen Erkenntniß herüberſtellt, bis auf die Höhe, wo ſie zur vernünftigen Ueberſicht wird: ſobald der Beobachter ſo weit emporklimmt, das Ganze der Wirklichkeit umſpannt, Nothwendigkeit und Vernünftigkeit überall in ihr herrſchen ſieht, und aus dem Prinzip einer beſten Welt die ſchlechteſte Gegenwart zu erklären wagt, ſo iſt er im Gebiete der ächten Geſchichte und verliert den Anſpruch auf den Namen des Dichters. Jener Betrachter, den wir charakteriſiren und dem ſtarkgeiſtigen entgegenſtellen wollen, wird, weil wir widerſprechende Geiſteskräfte, Phantaſie und Verſtand in ihm vereinigt thätig ſehen wollen, nie ein wahrer Dichter werden können, und muß nie ein wahrer Hiſtoriker werden wollen. Er wird ſich auf einem mittleren Standpunkte halten, wie faſt alle die Männer gethan haben, die wir unter dieſer Rubrik verſammeln werden, und bei denen nichts gewöhnlicher und zugleich bezeichnender iſt, als daß ſie theils das ſelbſt leben, was ſie dichten, theils das für Geſchichte ausgeben, was ſie in Romanen darſtellen, und daß ſie nicht auf den Titel des Poeten, ſondern wie Hermes auf den des Beobachters, oder wie Jean Paul, Hippel, Wezel und faſt Alle auf den des Biographen ſcherzhaft oder ernſthaft Anſpruch machen. Sie ſind ſo weit Geſchichtſchreiber ihrem Talente und ihrer Manier nach, als es der Pragmatiker iſt, und wieder ſind ſie ſo weit Dichter, als eine Dichtung dieſen Namen verdient, die wir gar nicht anders als mit demſelben Ausdrucke einer pragmatiſchen zu charakteriſiren wüßten. Denn dieſe ihre Dichtung entbehrt des Ideals und einer vollkommneren Welt ſo ſehr, wie die pragmatiſche Geſchichtſchreibung der Idee der Vorſehung und der nothwendigen Welt entbehrt. Dieſe Dichter betrachten die Dinge, wie jene Hiſtoriker, blos mit dem menſchlichen Witze, der daher beiderſeits die beſte Würze ihrer Werke bleibt; ſie kennen nichts Unſichtbares und Ungreifbares in der Menſchheit; ihre Kenntniß der Natur des Menſchen iſt nur aus dem geſelligen Umgang entwickelt, wie jene der Kraftgenies oft nur aus dem Triebe des Herzens, nur aus dem einſamen Brüten des Geiſtes über ſich ſelbſt; es gibt nichts Innerliches für dieſe, was ſich nicht äußerlich den Sinnen faßlich ausprägte. Es iſt daher erklärlich genug, daß eben die Zeit, welche die erſten pragma-

tiſchen Geſchichtſchreiber in Deutſchland hervorbrachte, über der Phyſiognomik als über dem höchſten Probleme menſchlicher Weisheit ſich abquälte: die freieſte Bewegung des Geiſtes ſollte ihr körperliches Organ haben. Es iſt erklärlich, daß eben dieſe Zeit rationaliſtiſch die Wunder, die unmittelbare Offenbarung, die Wirkungen des Geiſtes, der Gnade, des Gebets aus der chriſtlichen Religion wegleugnete, um alle ihre Geheimniſſe menſchlich erklären zu dürfen; ja der dieſen Pragmatismus am eifrigſten bekämpfte, Lavater war doch ſelbſt der größeſte Pragmatiker, wie in ſeiner phyſiognomiſchen Doctrin, ſo in ſeiner religiöſen: er wollte doch ſelbſt dieſe Wunder und Wundergaben gleichſam nur glauben unter der Bedingung, daß ſie noch immer ſichtbar und empfindbar wirkten, er wollte ſeinen Gott ſogar fühlen und „genießen.“ Was man von Seiten der Göthiſchen Genieſchule an den Berlinern tadelte, war der Geiſt des Pragmatismus, der ſich vor dem Genie und den Gaben des Dämons kreuzigte, und der die Wirkungen der Göthiſchen Gedichte lieber aus tauſend Nebenſachen herleitete, als aus dieſer Einen Hauptquelle, der die Zuckungen des Obſcurantismus gegen das blendende Licht der Aufklärerei durchaus alle aus geheimen Geſellſchaften, aus beſtimmten Planen, von gewiſſen Menſchen hervorgehen ſah, nicht aus den nothwendigen Bedingungen der Verhältniſſe, aus den Geſetzen der Wirkung und Gegenwirkung, wo weit mehr die geheime Urſache jener Erſcheinung lag, die den materialiſtiſchen Erklärern ſelber als letzte Urſache anderer Erſcheinungen vorkam, die ihnen läſtig waren. Dieſe Zeit nun brachte, wieder erklärlich genug, auch jene Dichter der Menſchenkenntniß hervor, die wir pragmatiſche nennen wollten. Wir könnten ſie auch humoriſtiſche nennen, wenn nicht jener Begriff dieſen letzteren einſchlöſſe, und als der weitere noch Anderes in ſich faßte, was nicht unter dieſen fallen kann.

Dem Menſchen, der ſich mitten in der Welt befangen aufs Beobachten legt, ohne die Fähigkeit, ſich über ſie zu erheben, ſich aus ihr zu entfernen, ſtellt ſich bald das Widerſprechende der menſchlichen Lagen, Verhältniſſe und Eigenſchaften dar. Er gewahrt das Geregelte neben dem Zufälligen, das Natürliche neben dem Unnatürlichen. Da er dieß Gegenſätzliche nicht in einer höheren Einheit, wie der gläubige und empfindende Menſch, wie der idealiſirende Dichter, wie der ſpeculirende Philoſoph ausgleichen will,

ſondern in ſich ſelbſt, ſo ſchärft ſich ihm innerhalb des Wirklichen, das er zu beobachten, verſtändig zu vergleichen, und zu verarbeiten nicht aufhört, die Combination, und er fängt bald an, das ſcheinbar Unvernünftige an das Vernünftige anzureihen, das Mangelhafte an das Vollkommene. Dieſe Operation iſt nicht anders möglich, als durch Nivelliren. Jene tieferen Naturen unter den Kraftgenies verſchmähten alles Halbe, ſie wollten, wie wir es ausdrücken hörten, Alles oder Nichts, ſie ſahen in dem Menſchengeſchlechte nur das verachtete Kleine und das bewunderte Große; dieſe ihre Gegenfüßler aber ziehen das Große herab, rücken das Kleine hinauf, und heben den Unterſchied zwiſchen beiden auf. Es entſteht eine heitere Weltanſchauung, die ſich in die Dinge ſchickt, die das Lächerliche ihrer kontraſtirenden Außenſeiten in der Ordnung findet, die, weit entfernt von dem ſogenannten Weltſchmerze jener Genialen, einen univerſalen Weltſcherz an die Stelle ſetzt. Dieſer Humor, der ebenſo von der Apotheoſe des Kleinen ausgeht, wie jener Weltſchmerz von der Verehrung des Dämoniſchen und Großen im Menſchen, liegt bei uns in Deutſchland damals gleich krankhaft und hypochonder dieſem letzteren gegenüber; die Originalcharaktere, die auf ihm ruhen, ſind eben ſo ſehr Carricaturen, wie dort die Originalgenies; die Kleingeiſterei und Puſillanimität auf der einen Seite (ein Ausdruck, mit dem Lichtenberg vortrefflich ſein eigenes, in Deutſchland hier repräſentirendes Weſen bezeichnet hat) iſt eben ſo ſehr Krankheit, wie auf der anderen die Starkgeiſterei und Großmannſucht. Denn das einſeitige Verweilen auf der ſchwarzen oder lichten Seite des menſchlichen Thuns und Treibens wird, wie es auf einer einſeitigen Anlage beruht, dieſe nur deſto nachdrücklicher ausbilden. Das haben auch viele der ſchreibenden Individuen bei uns auf beiden Seiten gleichſam gefühlt und haben ihm zu entgehen geſucht; es drängt ſich in die Melancholie der Genialen ein Humor ein, aber ſeine Bitterkeit verräth, daß es nicht der gutmüthige der Gegenſeite iſt; es miſcht ſich in die Scherze der Humoriſtiſchen ein Zug der Wehmuth, allein es iſt nicht jener prometheiſche Geier, der die Freude des Lebens wegfrißt, ſondern es iſt jene weiche Empfindſamkeit, jene Rührung zum Weinen, die eben ſo ſehr wie ihr Gegenſatz, die Rührung zum Lachen, aus der gutartigen Anſicht von der menſchlichen Schwäche und Kleinlichkeit fließt. Und in dem eigentlichen Repräſentanten unſerer humoriſtiſchen Romane, in Jean

Paul legen ſich beide Gegenſätze, des Kraftgenies und Originals, der Empfindſamkeit und des Humors dicht nebeneinander, ohne daß es uns Befriedigung gäbe: wir empfinden das Krankhafte nach beiden Seiten hin abwechſelnd deſto unmuthiger. Bis zu der Höhe, wo ſich der Dichter rein über jene Zuſtände erhebt, die er darſtellt, wo Göthe im behaglichen Gefühle einer befriedigten Exiſtenz das Bild der Unbefriedigtheit, ſeinen Fauſt, ſchrieb, wo Cervantes mitten in der Erfahrung vom Ernſte des Lebens die Bilder ſeiner Thorheit entwarf, gelangten nur wenige Menſchen, und auf der Seite der humoriſtiſchen Weltbetrachtung die wenigſten. Der Schriftſteller, der die Kleingeiſterei und Kleinmeiſterei verfolgt, verfällt ihr gar zu leicht ſelbſt; wer die Thorheit reizend zu ſchildern weiß, verliebt ſich leicht in ſein Thema; „der Genuß des höchſten Lächerlichen, ſagt Jean Paul treffend, verbirgt das kleinere, das ſich dann der Mann halb ſcherzend halb im Ernſte angewöhnt.“ Oder auch umgekehrt: der Schriftſteller verfolgt die Kleinlichkeit und Thorheit, weil er ihr verfallen iſt; er zieht ihr die Maske des Spottes vor, und es iſt daher bei den meiſten Humoriſten üblich, ſich ſelber lächerlich darzuſtellen. Was dieß beides ſagen will, wird der verſtehen, der je im gemeinen Leben darauf geachtet hat, wie z. B. das naive Weib der höhern Stände auf der Grenze von Bewußtheit und Naturtrieb das feinſte Spiel ihrer Naivität iſt, und das feinſte Spiel m i t i h r t r e i b t; oder wie der Provinziale, und beſonders wieder das Weib, ſeinen Dialekt zuſtutzt und ſo anwendet, daß man zweifelt, ob es aus Gewöhnung oder aus Humor geſchieht; oder wie ſelbſt der trockne Spaßmacher zuletzt ſich der Bewußtloſigkeit ſeiner Einfälle oft bewußt wird, ohne darum die Drolligkeit ſeiner Natur immer in der Gewalt zu haben. So iſt es nun mit den meiſten humoriſtiſchen Schriftſtellern; ſie ſind am ſeltenſten der Ketten frei, der ſie ſpotten; ſie ſchildern Originalcharaktere, und ſind meiſtens Originale im eignen Leben. Sie ſitzen ſich am liebſten ſelbſt, zeichnen am liebſten Portraits, die ihre eignen Züge tragen, ſie werden theilweiſe Autobiographen, auch wo ſie es nicht ſein wollen. Sie werden überall, wo das Herz einigen Antheil an ihren Schilderungen hat, wie im Jean Paul, im höchſten Grade pathologiſche Dichter werden, und ſie ſcheinen dieß in der Regel nur darum nicht, weil an ihren Dich-

tungen, wie in allen komiſchen Gattungen, mehr der Verſtand als das Herz Theil hat.

Denn das, worin der Begriff des Pragmatiſchen und Humoriſtiſchen zuſammenfällt, iſt eben die rationale und blos verſtändige Betrachtung der Welt. Der Pragmatiker bekümmert ſich nicht um den unſichtbaren Hintergrund der Menſchengeſchichte, und der Humoriſt ebenſowenig; Jean Paul hat ſeine hochhumoriſtiſchen Charaktere zu Leugnern der Gottheit oder Unſterblichkeit gemacht, und ein minder greller und wahrerer Zug würde geweſen ſein, wenn er ſie zu Indifferentiſten gemacht hätte. Wie in den Werken der pragmatiſchen Geſchichtſchreiber der weltgeſchichtliche Plan fehlt und die Idee der Vorſehung, ſo in dem humoriſtiſchen Romane der epiſche Entwurf, den wir noch in Klingers Romanen theilweiſe finden, und das Ideal. Hier und dort werden die Handlungsweiſe und die Charaktere der Menſchen nicht ſo gern aus dem großen Stand der Dinge, aus Schickſal und Natur entwickelt, als vielmehr aus kleinen zufälligen Urſachen und Anläſſen, aus den Gewöhnungen der Erziehung, aus den ſtillen und geringen Einflüſſen der Umgebung und der engeren Verhältniſſe. Nicht eine ewige Vorſicht, ſondern der menſchliche Witz lenkt hier die Welt, nicht eine Maſchinerie der Götter dominirt in dem Dichterwerk, ſondern der Zufall. So hat Wezel, indem er die Geſchichte des Urſprungs und der Entſtehung eines humoriſtiſchen Originalcharakters ſchildern will, eine Reihe von kleinen Einwirkungen und zuletzt den kleinſten zufälligen Anlaß dieſe Figur formen laſſen. Bei den Kraftgenies brach die Natur durch alle Schranken der Verhältniſſe durch, aber hier wird der Natur weit nicht ſo viel Macht gegeben: nicht ſie macht den Menſchen, ſondern die Umſtände; ſie gibt in dem Kinde, nach den Worten eines unſerer Humoriſten, nur einen Guckkaſten: die Eltern, die Erziehung, die Umgebung zündet das Oel an und ſtellt die Bilder hinter die Gläſer. Daher beginnen alle ſolche Romane ab ovo, mit der Kindheit, ja bei Sterne mit der Embryogeſchichte des Helden und ſind in der That wie pragmatiſche Biographien angelegt. Nicht auf das Innere des darzuſtellenden Charakters wendet ſich der Fleiß des humoriſtiſchen Dichters, wie bei Wieland und Klinger, deren Romane daher nicht in dieſe Reihe gehören, ſondern auf das Aeußere und Geſellige; nicht die Gewalt der Affecte iſt ſein Thema, wie bei den Kraftgenies, und nicht

Handlungen, die dort ihre Quelle haben, ſondern äußere Begebenheiten und Schickſale, die eine zufällige Macht über den Menſchen üben. Die Lieblingscharaktere auf dieſer Seite ſind die ſchroffen Gegenſätze zu jenen Himmelſtürmern, die die Welt nach ihrem Willen zu lenken ſuchen: es ſind die Narren des Glücks, die Spielbälle des Zufalls, die Märtyrer der Launen der Verhältniſſe: wie die Hanswurſte des Poſſenſpiels müſſen ſie ſich hetzen, treten und ſchlagen laſſen. So iſt der Held in allen picariſchen Romanen und Gilblaſiaden, trotz allen Anlagen und Kniffen, immer kein paſſiver Dulder: ſeine Geſchicklichkeit kann nur dem Stolze eines Menſchen ſchmeicheln, der von der Menſchheit kleine Begriffe hat. Alle humoriſtiſchen Romane ſind daher gleichſam zur Demüthigung des menſchlichen Stolzes geſchrieben, jene ältern Schelmenromane ſowohl, als die neueren engliſchen, deren Seele gewöhnlich die Schilderung eines Originalcharakters ausmacht. Sind jene älteren Charaktere der niedern Stände dem ausſchweifenden Dünkel der höhern Klaſſen entgegengeſetzt, wie noch früher im Thierepos die thieriſche Natur des Menſchen dem Halbgötterthum, ſo ſind dieſe Originale, die ſtets in Parergis leben, die immer nur in den kleinern Nüancen des alltäglichen Lebens auftreten und ihre Beſonderheit und Auszeichnung nur im Weſen des Sonderlings haben, jenen Titanen entgegengeſtellt, die ſich der menſchlichen Natur überheben und der Kraft des Geiſtes. Daher nun kommt, wie in England der Gegenſatz der komiſchen Romane gegen die ſentimentalen Moraliſten Addiſon und Richardſon, ſo in Deutſchland die allgemeine Oppoſition unſerer humoriſtiſchen Romanſchreiber gegen die von der Genieſeuche Angeſteckten, die ſich in tauſend Feindſeligkeiten äußert. Ihnen, die von des Menſchen dämoniſcher Natur groß denken, ſetzt man hier neckiſch ſeine kleine pedantiſche Natur entgegen. Die Schriftſteller auf dieſer Seite ſehen den Menſchen in die thörichte Welt hineingeſtellt mit nicht allzuheroiſchen Kräften; ſie ſehen ihn gutmüthig und ohne Zorn an dem Looſe der Menſchheit, an der allgemeinen Schwäche ſchuldlos participiren; ſie tröſten ſich daran, daß das Kleine in der menſchlichen Natur mit dem Großen oft ſo innig verwachſen iſt: denn ſie, die nichts nach dem erſten glänzenden Eindrucke beurtheilen, ſondern immer auf die entlegnen Quellen der Handlungen und Geſinnungen zurückgehen, finden die Anfänge des Großen und Gleißenden gemeinhin gar zu

geringfügig. Sie empörten ſich daher gegen die ſtarkgeiſtigen Genialitäten, die aus dem Menſchen auf der Einen Seite ſo viel Weſen machten, auf der anderen ſeine Schwäche ſo weit wegwarfen und verachteten. Sie riefen daher das Swiftiſche vive la bagatelle nach, und machten nach Sternes Muſter die Kehrſeite des Menſchen zum Lieblingsgegenſtande ihrer Darſtellung. Dieß ſpiegelt ſich in der Form wie in der Materie ab. Das Geringfügige läßt ſich nur in einer minutiöſen Manier darſtellen, die ſich ins endlos Kleine verläuft: Triſtram und die Flegeljahre haben deßwegen kein Ende, weil der funfzigſte Band nichts weiter ſagen könnte, als der vierte ſchon geſagt hat. In dieſer humoriſtiſchen Manier Sternes iſt das Weſentliche wieder der Pragmatismus, mit dem er nicht allein die Erſcheinungen, ſondern auch die Empfindungen bis auf die entfernteſten Quellen ihres Entſtehens verfolgt. In ſeinen wunderbaren Sprüngen und in dem Verdecken des geheimen Zuſammenhangs ſeiner Gedanken und Einfälle fordert er gleichſam den pragmatiſchen Witz ſeiner Leſer wieder heraus, die verborgenen Fäden aufzufinden. Die deutſchen Nachahmer verſtanden von dieſen Künſten freilich wenig. Sie ſtehen in dem Verhältniſſe zu Sterne, wie die deutſche Schule Shakſpeares zu dieſem; und dieß iſt um ſo übler, als das Muſter an und für ſich geringer und zweideutiger iſt. Denn der vorwaltende Humor iſt nach Göthes richtiger Bemerkung ein Begleiter der abnehmenden Kunſt, er zerſtört und vernichtet ſie zuletzt.

Der humoriſtiſche Roman jener Zeit war bei uns weit entfernt eine ſo reinliche Gruppe zu bilden, wie in England, und in ſich von ſo entſchiedner Form zu ſein; es miſchten ſich heterogene Beſtandtheile bei, weßhalb man ihn mit der Bezeichnung des Humoriſtiſchen, welches gar oft ſeine ſchwächſte Seite iſt, nicht erſchöpft. Unſere Romanſchreiber waren ihrer Natur nach mehr praktiſche Leute, und auch von dieſer Seite den Kraftgenies entgegengeſetzt. Im Werther gilt die Geſellſchaft für die Quelle des Unglücks, für den Ruin der guten Natur im Menſchen; bei Hippel iſt die Geſellſchaft Urſache des menſchlichen Glücks oder Unglücks, und er glaubt daß noch erſcheinen werde, was noch nicht erſchienen iſt: was Alles der Menſch durch ſie werden kann. Dieſe Männer ſind mit der wirklichen Welt vertrauter und verſöhnter als jene Jünglinge; ſie hoffen auf ihre Verbeſſerung und tadeln die um-

ſtürzende Tendenz dieſer Gegner. Sie ſind Reformer, während dieſe entſchiedene Revolutionäre ſind. Nie iſt in der Welt ein Großes geſchehen ohne einen leidenſchaftlichen Anſtoß, mit welchem Exceß und Uebertreibung immer verbunden iſt: das haben jene extravaganten Starkgeiſter für ihre Beſtrebungen anzuführen. Es iſt aber nur die Sache eines großen Geiſtes, im Ganzen die Nothwendigkeit ſolcher Exceſſe einzuſehen; wer am Einzelnen klebt, der ſieht immer nur die Ausſchweifung und den nächſten Schaden, der ihr anhängt. So iſt es mit unſeren pragmatiſchen Poeten. Sie denken der Welt im Einzelnen aufzuhelfen, und Hippel, Hermes, Jean Paul und Andere haben immer eine Reihe politiſcher und ſittlicher Projecte, womit ſie die menſchliche Geſellſchaft heilen wollen; ſie, die wenig vom poetiſchen Idealismus haben, ſind leicht mit einem gewiſſen politiſchen behaftet. Gemeinnützigkeit iſt bei faſt allen unſeren Romanſchreibern der erſten Zeit das allgemeine Ziel, wie man es häufig von dem pragmatiſchen Geſchichtſchreiber ausgeſagt hat. Die Werke der letztgenannten und anderer Männer ſind überfüllt mit Vorſchriften einer praktiſchen Fürſorge für's Leben, mit Vorſchlägen, Doctrinen, Syſtematik und Polemik. Wo dieſe noch ſatiriſcher Art iſt, verträgt ſie ſich wohl mit der humoriſtiſchen Manier; allein ſie iſt am häufigſten platt doctrinär. Daher nun kommt es, daß unſere Romane anfangs allen Kunſtwerth ſchon dadurch verlieren, daß ſie meiſtens in eine enge Relation zu den Wiſſenſchaften treten. Wir haben kein freies und mannichfaltiges öffentliches Leben, wie England, das die große Heimath der pragmatiſchen Geſchichte und des rein humoriſtiſchen Romans aus den gleichen Gründen iſt. Dort härten ſich an den Ecken der Publicität jene originalen Individualitäten ab, die nicht müßige Erfindungen des Dichterkopfs ſind, die bei ihrer zufälligen Eigenrichtigkeit dennoch allgemeine Natur tragen, wie Sterne's Triſtram z. B. das Urbild aller Kleinmeiſterrei iſt. Wir in Deutſchland haben nur das Partikelchen eines freien Lebens auf der Univerſität, toll und humoriſtiſch genug, aber ohne eine bedeutende Widerlage. Wenn ſich unſere Romanſchreiber nach Materie und Umgebung umſahen, ſo trafen ſie nur auf ein gelehrtes, nicht auf ein thätiges Leben; ſie fanden mehr Originalitäten und Curioſitäten in den Meinungen als in den Handlungen, weßhalb wir auch ſo viele ſolcher Charakterbilder unter dem Titel „Leben und Meinungen"

haben. Dieß gab nun an die Hand, daß ſich dieſe Poeſiegattung ganz enge mit den wiſſenſchaftlichen Zweigen verwebte, in denen einige lebendige Bewegung Statt hatte. Wir werden daher kaum in der Theologie die erſte Polemik rege werden ſehen, ſo erſcheinen theologiſche Romane; kaum trit die Phyſiognomik ans Tageslicht, ſo wird ſie in phyſiognomiſchen Reiſen perſiflirt; Geheimlehren und Orden geben Stoff zu Wunderbarem, was der moderne Roman ſonſt entbehren muß; die reſtaurirte Erziehungskunſt ward die Quelle einer ganzen unendlichen Literatur für Kinder, für Haus und Schule; ſobald die Philoſophie neuen Aufſchwung nahm, kleidete ſie ſich hier und da in äſthetiſche Formen; kaum war die Geſchichte durch Spittler etwas genießbarer behandelt, ſo überſchwemmte man uns mit hiſtoriſchen Romanen. Der Roman ward aufs neue ein Lagerhaus für allerhand Wiſſenswürdiges aus allen möglichen Fächern, nur in anderer Art als es in Happels Zeit der Fall war. Dieß nöthigt uns, bei der Beſprechung unſerer ſchönen Proſa und Romanliteratur zugleich auf die Bewegungen in der Wiſſenſchaft, in ſo weit ſie das große Publikum berührten, hinüber zu blicken. Unſere Dichtung erſcheint auch hier angelehnt an das Buch. Wo die Romane nicht praktiſche oder wiſſenſchaftliche Probleme behandeln, wo ſie ſich dem reinen humoriſtiſchen Style nähern, da lehnen ſie ſich an die Originale der Engländer an, wie ſehr ſie ſich mit dem Titel von Originalromanen brüſten. Wo endlich Einer wirklich ein eigenthümliches Werk in glücklicher Stunde lieferte, da kopirte und verdünnte er es ſelbſt in Wiederholungen.

Es iſt daher eine gewiſſe Willkührlichkeit und Zufälligkeit in dieſen nachgeahmten Producten, ein Mangel an Nothwendigkeit, was ſie der hiſtoriſchen Betrachtung gleichgültiger macht. Fehlte dieſes organiſche Band ganz, wie es bei den Unterhaltungsromanen der Fall iſt, ſo gingen ſie die Geſchichte gar nichts mehr an. Indeſſen läßt es ſich leicht zeigen, daß dem nicht ſo iſt. Unſere Vielſchreiber in jenen erſten Zeiten ſelbſt, die Jung, Wezel, Müller u. A. ſind meiſtens erſt durch Gewöhnung in das gedankenloſe Fabriciren hineingerathen: der Anfang ihrer Thätigkeit floß aus einer ernſteren Theilnahme an der öffentlichen Lage der Literatur und iſt meiſt durch ein oder das andere Werk bezeichnet, das für den Gang derſelben charakteriſtiſch iſt. Unſere Ueberſetzungen und Nachahmungen ſelbſt ſind meiſtens durch das Zuſammentreffen der Wahl

ſolcher Materien bedeutſam, die unter ſich und mit der Stellung unſerer Literatur verwandt ſind. So iſt es leicht nachzuweiſen, daß ſich um die 70er Jahre herum die humoriſtiſche Romanliteratur der ganzen Welt in Ueberſetzungen und Nachbildungen zuſammendrängte, als Gegenſatz des tragiſchen Pathos, in welcher Poſition wir die komiſche Poeſie überall gefunden haben, oder auch als Heilmittel gegen die epidemiſche Hypochondrie, was ſo oft als Grund und Rechtfertigung dieſer Art Werke angeführt worden iſt. Sehen wir von dem komiſchen Epos ab, ſo ſteht an der Spitze der humoriſtiſchen Proſa das Werk des Cervantes. Wir erhielten es 1767 in einer neuen Ueberſetzung, welcher 1775 die von Bertuch folgte. Schon früher (1764) hatte Wielands Don Sylvio den Don Quixote nachgebildet, der in der ganzen Gattung des komiſchen Romans als eröffnend angeſehen werden kann, wie denn Wieland als der Vater unſeres neueren Romans überhaupt angeſehen werden muß. Der berühmte Siegfried von Lindenberg beginnt gleichfalls wie eine Nachahmuug des Don Quixote, wird aber mehr zur Zeichnung eines Originalcharakters im Geſchmacke der engliſchen Romane. Daß Rabelais' Gargantua von Sander in einer freien, nicht unebenen Bearbeitung wieder erſchien, zählt hierher, obwohl er der Zeit nach etwas ſpät (1785) fällt. Die picariſchen Romane der Spanier, der komiſche Roman von Scarron, die beliebten Werke von Leſage folgen nach der Reihe. Gilblas erſchien 1768 von Walther verdeutſcht, dann ſchnell hintereinander in einer hamburgiſchen Ueberſetzung in drei Auflagen; der Gerundo Zotes von Bertuch 1773, der Gran Tacaño in deſſen Magazin der ſpaniſchen Literatur (1780 ꝛc.), der Lazarillo de Tormes 1782. Werke dieſer Art haben wir in jenen Zeiten in rohen Nachbildungen mehr als wir heutzutage noch wiſſen, und ich will nur einige nennen, um zu belegen, daß dieſer Geſchmack noch an der Zeit war. Abgeſehen von den abentheuerlichen Studentenromanen, die noch in die 70er Jahre reichen, und von dem moderniſirten Eulenſpiegel (1779), ſo haben wir z. B. ein Leben und Tod Sebaſtian Silligs (1776), eines Helden des „ſchwarackiſchen" Schlags, wie unſere Alten ſagten; der erſte Theil von Bretſchneiders Ferdinand von Thon (1775) treibt den Junker in Händeln und Abentheuern herum und wirft ihn aus einem Stande in den andern, wie es in allen dieſen Erzählungen der Fall iſt; das Leben des Tonkünſtlers

Gulden (1779) hält uns ganz in den gemeinen Szenen des niedrigen Lebens; das Leben Menadies (1779), Grull Herrmann Kwerl (1785) und Andere ſind ſolche Compoſitionen im Geſchmacke Scarrons, deren Mittelpunkt herumſtreifende Banden, Charlatanismus und unkluge Tollheiten aller Art ausmachen. Am bekannteſten unter den hierhergehörigen Werken iſt wohl Knigge's Peter Claus (1783) geblieben, der unter dem Titel des deutſchen Gilblas ins Franzöſiſche überſetzt ward: ganz ſolch ein plump nachgeahmtes Product im niederländiſchen Style, wo der Held, ehe er durch Glück und Geſchick zu Ehren und Wohlſein kommt, in allen Lagen herumgehetzt wird, damit „jeder Claſſe von Leſern etwas dargeboten werde.“ Der äußeren Zurichtung nach gehört Nicolais Sebaldus Nothanker ganz in dieſe Claſſe, doch überwiegt in ihm das materiale Intereſſe das formale ſo ſehr, daß wir ihn lieber an einem andern Orte erwähnen. Einen Werth haben alle jene mit Recht vergeſſenen Werke durchaus nicht. Wir haben ſchon früher, bei Gelegenheit des Simpliciſſimus und des Lebens des Herrn von Schweinichen, einmal geäußert, daß das was wir in dieſem Genre im wirklichen Leben und in der Biographie beſitzen, weit intereſſanter iſt, als was wir in poetiſcher Abbildung und im Romane haben. Und dieß können wir auch in dieſer Zeit wieder völlig beſtätigen. Das Abentheuerliche und Glücksritterliche ſieht in den Zeiten des Aufſchwungs unſerer Literatur aus einer ganzen Reihe von Lebensgeſchichten ſelbſt blos unter unſeren Literaten hervor. Die Schickſale einer Frau Karſch, eines Wekhrlin, eines Bronner, die Selbſtbiographien Schubarts und Jungs würden theilweiſe ganz vortreffliche Parthien in Romanen des picariſchen Geſchmacks abgeben, und auf die letztere müſſen wir wenigſtens noch mit einigen Worten zurückkommen. Auch das Leben Bode's gehört in einzelnen Zügen hierhin, der für die Verpflanzung des komiſchen Romans aus England ſo ſehr thätig war, ſo wie ſein jüngerer Freund Friedrich Schulz, der ganz in ihm aufging, und ähnlich wie Er verſchiedene Stände durchgemacht, ſich an vielen Orten umgetrieben und mühſam emporgebracht hat. Der Anton Reiſer (1785), die Selbſtbiographie von Carl Philipp Moritz (aus Hameln 1757—93) iſt zwar nicht ſo abentheuerlicher Natur, aber doch ganz aus dem Geſichtspunkte der humoriſtiſchen Romane angelegt: er will ſeinen Charakter aus den zufälligen und

erſten Verhältniſſen und Richtungen aufbauen; er ſieht die unendliche Menge von unbedeutenden Kleinigkeiten, die auf ihn in der Jugend wirkten, durch ihre Verflechtung wirkſam werden, er fand, daß ſie das Leben ausmachten, und wer ſein Buch aufmerkſam geleſen hat, wird finden, daß er darin bis zur Selbſttäuſchung bei aller Wahrheitsliebe und bei allem pſychologiſchen Scharfblicke übergleitet, indem er der Natur durchaus keinen Antheil an ſeiner Störrigkeit geben will, die immer nur die Behandlung der Menſchen und die Verhältniſſe in ihm gebildet haben ſollen. Sein ganzer ſpäterer Charakter in Leben und Schriftſtellerei bewies, daß er, zwar immer leer, wie Göthe ſagt, und nach Gegenſtänden lechzend, jetzt Herder, jetzt Göthe, jetzt Jean Paul ganz hingegeben, und ſcheinbar allen Eindrücken ganz offen, dennoch gerade immer wieder Er ſelbſt blieb, daß wie bedeutenden Umgang er pflegte, wie gründliche Anregungen er hatte, er doch in ſeinen pädagogiſchen, äſthetiſchen, maureriſchen und Reiſeſchriften immer unbedeutend war, wie denn nur ſeine Mythologie dem Publikum bekannt geblieben iſt. — Endlich haben wir zwei Autobiographien, die ſich ihrem ganzen Gehalt und Umfang nach hier herſtellen laſſen: die eine iſt die von Bahrdt, die wir ſpäter dem Sebaldus Nothanker gegenüber halten wollen, wo wir in jeder Beziehung Intereſſe, Belehrung, und ſelbſt Unterhaltung auf Seiten der geſchichtlichen, nicht der gedichteten Lebensbeſchreibung finden werden; die andere iſt die des Schauſpielers **Brandes** (aus Stettin 1735—99), die erſt nach ſeinem Tode 1805 herauskam. Er war von ganz verarmten Eltern, in der Jugend zum Schuhmacher beſtimmt, und ward dann Kaufmannslehrling; auf Diebſtahl ertappt floh er und bettelte ſich nach Polen, ward da Tiſchler, Schweinhüter, Diener eines Wunderdoctors, Tabakshändler und Fuhrmannsknecht; er ward nachher nach Hamburg und Lübeck verſchlagen, ſpielte da neue Rollen als Bedienter, Figurant bei falſchen Spielern, als Schauſpieler, und Roman- und Komödienſchreiber. Hier hat man alle Ingredienzen zu einer Gilblaſiade, und, was die Hauptſache iſt, die innere Natur des herumgeſchleuderten Abentheurers in voller Blüthe: einen Leichtſinn, der in Glück und Unglück auf gleiche Weiſe aushält.

Nach den Romanen in dieſem Style der Spanier, und ihrer Nachahmer Scarron und Leſage, folgen in der Geſchichte der allgemeinen komiſchen Literatur die humoriſtiſchen Romane in Eng-

land, auf jene abentheuerlichen, vagabundiſchen Charaktere die häuslich beſchränkten Originale und Sonderlinge, auf den **curiosus** nach dem ächten Wortbegriffe, den wir im 17. Jahrh. als den Mittelpunkt dieſer Romane bei uns fanden, der Curioſe nach unſerem neueren Sinne des Worts. In den engliſchen Werken der Smollet, Fielding, Sterne und Goldſmith berühren ſich beiderlei Charaktere noch vielfach (wie z. B. der eulenſpiegeliſche Humphry mit Sir Bramble u. ſ. f.). Und dieß ſind nun die Muſter, die neben Richardſon damals nach Deutſchland beſonders herüber wirkten, und die den Richardſon bei uns wie in ihrem Vaterlande bei Seite ſchoben. Sie ſtellten ſich gegen den Pedantismus des Letzteren, gegen die weibliche ja weibiſche Manier und ſentimentale Langweiligkeit ſeiner berühmten Romane (Pamela, Clariſſa, Grandiſon), gegen ſeine gezierten Charaktere und ihre Unnatur im Guten und Böſen. Die Sitten wahrer Menſchen, die ächte Natur zu ſchildern wird der Ehrgeiz dieſer Gegner Richardſons, und ſie gleiten dabei nach dem Gegenſatze ſehr oft allzu tief herab. Sie ſchildern denn doch eine ſeltene Menſchheit und Natur in ihren Zerrbildern und Carricaturen; ſie ſind in ihrem ſehr derben und männiſchen Widerwillen gegen das Schmachtende und Weiche allzu ſehr darauf aus, in ihren Naturſtudien das Plumpe und Scharfe zu ſammeln, und ſie geben dazu nach dem Geſchmacke der engliſchen Malerei grobe und derbe Umriſſe. Dieß mußte ſich in Deutſchland mildern, und es verloren ſich aus unſeren Originalromanen die Rohheiten und Widerlichkeiten, die z. B. bei Smollet noch häufig begegnen, aber freilich auch die grelle Wahrheit der Zeichnungen, die den Werken dieſer Schriftſteller allerdings eigen iſt. Das Verhältniß deſſen, was in Deutſchland dieſen Productionen ähnlich ſieht oder ſehen ſoll, iſt dem Verhältniſſe des engen deutſchen Lebens zu dem weiten engliſchen analog; es läßt ſich in zwei Worten haarſcharf angeben: es iſt das Verhältniß der Miniaturbildchen Chodowieckys, die die meiſten der hierher gehörigen Romane begleiten, zu den keckeren und genialen Umriſſen von Hogarth. Dieſe Romane nun fanden neben den Richardſonſchen bei uns allgemeinen Eingang ſeit dem Ende der 60er Jahre; wir theilen in der Note eine Reihe der Ueberſetzungen mit[35]). Bald be=

35) Fieldings Amelia war 1766 ſchon in der dritten Auflage überſetzt. Der

kannten ſich die Hermes, die Jung, die Wezel und Aehnliche offen zu ihren Nachahmern, und die Männer des feinſten Geſchmacks zu ihren Bewunderern. Wem iſt nicht bekannt, wie Göthe und Herder frühe von Goldſmiths Landpfarrer urtheilten und welche Bewegung dieſes Buch in ihren Anſichten und ihren Neigungen machte! Und wie trieben Sternes Werke die Productionskraft zum Ausſchlagen bei uns, bei deren Erſcheinen, wie Jean Paul ſagt, alle Kinder unſerer ſchönen Geiſter zu zahnen anfingen, und Alles zu Einer Zeit zu lachen und weinen begann, wie im 14. Jahrh. die Sekte der Geißler und der Tänzer zugleich aufgeſtanden. Das Gebiet war damals bei uns noch ganz unbebaut. Die beweglichen Werke Richardſons liefen um, als ihnen noch kein anderes Buch dieſer Art den Weg verſperrte; ſie hatten eine dauernde Exiſtenz, die ſie ſich nicht durch innere Bedeutung mühſelig zu erkämpfen brauchten; dieſe Dauer des Intereſſes, das durch kein neues verdrängt wurde, gab ihnen eine deſto tiefere und ausgebreitetere Wirkung; dazu kam die große Unſchuld des Publikums, die ſie nicht für Romane, ſondern für Geſchichte las. Es war daher kein Wunder, daß es für einen Mann, wie Chriſtoph Bode (aus Braunſchweig 1730—93) eine Art Lebensgeſchäft werden konnte, ſich der Ueberſetzung dieſer Werke zu widmen. Er war ſchon 1759 mit der Verdeutſchung des begeiſterten Braminen von Dodsley aufgetreten, und für die Bearbeitung der humoriſtiſchen Romane war er ganz gemacht. Er lebte, ehe er nach Weimar überzog, in Hamburg und ſog dort ſeine engliſchen Sympathien ein; Aufenthalte und Schickſale hatten ihn mit den Menſchen bekannt gemacht, ſein geſelliges Talent entwickelt, ſeinen Charakter ehrenhaft gebildet, ſeinen Kopf aller Schwärmerei verfeindet; er ward ein Partheimann der geſunden Vernunft und hing daher mit Nicolai und Leſſing befreundet zuſammen. Er war ſelbſt Humoriſt, man fand „ein gewiſſes Misverhältniß zwiſchen ſeinem nervigten gleichſam in Erz gegoſſenen Gliederbau und ſeinem reizbaren Empfindungsvermögen,

Vicar of Wakefield 1767; zehn Jahre ſpäter von Bode. Fieldings Ophelia 1767. Sterne's Yorick von Bode 1768. Smollets Peregrine Pickle 1769. Deſſen Humphry Klinker von Bode 1772. Sterne's Triſtram Shandy von eben dieſem Ueberſetzer 1774. Yoricks Briefe an Eliſa und Eliſas an Yorick 1775. Fieldings Tom Jones an Bode 1780. (Viel früher war er ſchon von einem Wodarch übertragen worden) u. ſ. f.

das ihn beſtändig prickelte, und in die Stimmung verſetzte, in der er mit ſeinen ſinnreichſten Einfällen hervorbrach;" inſofern war er alſo mehr als bloßer mechaniſcher Ueberſetzer, ohne daß ich darum ſeine Ueberſetzungen, in denen er ſich hier und da ſtarke Freiheiten und Erweiterungen erlaubte, nach einem höheren Maßſtabe gemeſſen loben wollte. Leſſing mußte ſeinen Beruf erkannt haben, er gab ihm die Richtung an, und ermunterte ihn zu ſeinem erſten Verſuche in dieſem Zweige, zu Yorick (1768), dem nachher Klinker, Triſtram und der Dorfprediger folgten. Auch Rabelais zu überſetzen war ſeine Abſicht geweſen.

Wie wenig Deutſchland geeignet war, mit England in einer Gattung von Fictionen zu wetteifern, die ganz auf ſchlagender Menſchenkenntniß und ſprechender Wahrheit der Darſtellung beruhte, dieß hat Niemand mit größerem Nachdruck geſagt und wiederholt und immer wieder eingeſchärft, als Georg Chriſtoph Lichtenberg (bei Darmſtadt, 1742—99), ein Mann, der ſelbſt ſich dem engliſchen Nationalcharakter mit der größten Vorliebe näherte, voller Whims und Spleen, ein Original ſelbſt, und mehr als irgend einer befähigt, die humoriſtiſchen Romane auf deutſchen Boden zu verpflanzen, ein nüchterner geſünderer Repräſentant derſelben zu werden, als Jean Paul, und ſelbſt die engliſchen Vorbilder, wenigſtens von Seiten der claſſiſchen Form, in tiefen Schatten zu werfen. Er hatte alle feinſten Eigenſchaften, die den Humoriſten und den humoriſtiſchen Schriftſteller ausmachen, die beide da gleichſam zuſammenfallen müſſen, wo der Mann ein ſo ſcharfer Selbſtkenner iſt, wie Lichtenberg war. Ihm war es zur Natur geworden, den Maßſtab des reinſten mathematiſch-gebildeten Verſtandes an alle Dinge anzulegen, er hatte gute Stunden der Munterkeit und des leichten Sinnes, wo ſein Geiſt heiter war, und dazwiſchen unterlag er ſeiner Nervenreizbarkeit, wo ſeine Phantaſie in größter Lebendigkeit ſpielte und auch wohl „ſcheu wurde und mit ihm fort lief," ein Zuſtand, der dem Humoriſten in irgend einem Grade nothwendig ſcheint und den Jean Paul mit Reizmitteln und innerer Autorunruhe hervorrief. Im umgekehrten Verhältniſſe zu dieſem, der oft mit Phantaſie und Witz um die Gegenſtände gaukelt, ehe der minder bewegliche Verſtand ſich ihrer klar bemächtigt hat, ſteht bei Lichtenberg Alles im ſcharfen Umriß der Zeichnung, ehe der Witz ſeine Farben aufträgt, und die aufgetragenen haben nichts

ſchillerndes und falſches an ſich. Dieß iſt nun aber jene Miſchung der geiſtigen Kräfte, die wir an den humoriſtiſchen Schriftſteller verlangt haben, und uns ſcheinen auch bei Lichtenberg, zerſtreut, aber am reinſten, alle Eigenſchaften und Eigenheiten deſſelben vorzuliegen. Er wagt ſich mit ſeinem Verſtande an die größten Probleme, denen der Verſtand nicht gewachſen iſt, er vermag es nicht ſeiner Einbildungskraft die kleinſten Grillen, die ſich ihm aufdrängen, zu entreißen, und dadurch entſteht jenes komiſche Amalgam von geſunder Objectivität und wunderlicher Individualität in ſeinem Gedankenſyſteme und in deſſen Ausdruck, das, auf einen äſthetiſchen Charakter concentrirt, völlig jenes ächte Bild eines Originals abgäbe, in dem die Carricaturzüge Charakterzüge der Menſchheit ſind, die zufällige Eigenrichtigkeit allgemeine Gültigkeit hat, die Irregularität des individuellen Räderwerks von der Mangelhaftigkeit der ganzen Maſchine bedingt iſt. In allen Anſichten Lichtenbergs, über Hohes und Tiefes, liegt die Grille mit der Wahrheit, die Einbildung mit der Ueberzeugung, die Wärme der Phantaſie und ſelbſt des Herzens mit der Kälte des Verſtandes im Kampfe: und dieß, in einer äſthetiſchen Charakterform objectivirt, würde vielleicht eines der größten Themen geben, das ſich die humoriſtiſche Dichtung ſtellen könnte: die Unzulänglichkeit und Verlaſſenheit, die Rath- und Hülfloſigkeit des menſchlichen Geiſtes, der gern überall rechnen und beweiſen möchte und ſich im höchſten Falle bei einer Wahrſcheinlichkeitsrechnung beruhigt. Der Charakter würde das Gegenſtück zu Fauſt werden, wie Lichtenberg in der That der grellſte Gegenſatz gegen alle die Fauſte dieſer Zeit war; wie dieſer Charakter auf den Grund der Seelentiefe und Schwermuth gezogen iſt, ſo müßte jener auf der Unterlage von Muthwille und Leichtſinn aufgebaut werden, die nach Forſters Urtheil, die Beſtandtheile von Lichtenbergs Weſen waren, wie von Käſtners, nur ohne die Zugabe von der Dreiſtigkeit des Letzteren. Wir wollen einige Züge von Lichtenbergs „Leben und Meinungen" herſtellen, um uns deutlich zu machen. Er zweifelte, daß die bloße Vernunft [Verſtand] ohne das Herz je auf einen Gott gefallen ſein möchte; das Herz erkenne ihn, und wolle ihn gern dem Verſtande begreiflich machen, was allerdings ſchwer, wo nicht unmöglich wäre. Aber daß ſich ſeine Einbildungskraft hierbei beruhige, daran fehlt Viel. Sie ſpinnt ihm das ſchöne und tröſtende

Gleichniß, daß der Menſch, vielleicht doch fähig das Ueberſinnliche zu wiſſen, ſeine Ideen von Gott ſo zweckmäßig weben könnte, wie die Spinne ihr Netz, und daß höhere Weſen uns wegen dieſer Ideen von der Gottheit ſo bewundern könnten, wie wir die Spinne und den Seidenwurm. Ein andermal denkt er über das Gute und Böſe nach; er kann mit ſeinem mathematiſchen Raiſonnemente nicht auf die Theodiceen der Philoſophen kommen, er hält es für thöricht zu glauben, daß eine Welt ohne Schmerz und Böſes nicht möglich wäre: da fällt ihm ein, ob nicht unſere Welt das Werk eines untergeordneten Weſens ſein möchte, der Verſuch eines, der die Sache noch nicht recht verſtand! In Bezug auf Unſterblichkeit iſt er ganz Leſſings Anſicht: zu ſein und abzuwarten; der Menſch ſchien ihm weiſe zu handeln, wenn er über der Erziehung für den Himmel die für die Erde nicht vernachläſſige, wenn er ſich durch keine Offenbarung blenden ließe, und dieſe Station als ſein Ziel anſähe, in die uns doch ein weiſes Weſen geſetzt habe. Er fühlte ſich am glücklichſten, wenn ihn ein ſtarkes Gefühl beſtimmte, nur in dieſer Welt zu leben, allein dabei „war ſein Unglück, daß er in einer Menge von möglichen Ketten und Verbindungen exiſtirte, die ſich ſeine Phantaſie unterſtützt von ſeinem Gewiſſen ſchaffte.“ Er muß ſich mit Ideen über Seelenwanderung, nicht wie Leſſing überlegen und ruhig tragen, ſondern quälen: er kann den Gedanken nicht los werden, daß er einmal geſtorben war, ehe er geboren ward, und durch den Tod wieder in jenen Zuſtand zurückkehre; er ſpeculirte über den Werth des Nichtſeins, über dieſen Zuſtand vor der Geburt, wenn man ſo ſagen darf, und ſeine Indolenz, deren er ſich ſelbſt treffend anklagt, ließ ihn meinen, man befinde ſich in jenem Zuſtande ebenſo wohl wie in dem der Glückſeligkeit! Lichtenbergs Anſichten über Religion waren die ſtarkgeiſtigſten, die man haben kann. Wie Leſſing, deſſen Analogon er iſt, wenn man alles das abrechnet, was den Menſchen von harmoniſchen Seelenkräften und energiſchem Willen von dem in Geiſt und Charakter paſſiveren, was mit einem Worte den typiſchen Menſchen von dem Sonderling unterſcheidet, der im ſeltenſten Falle von activer Natur iſt, wie Leſſing bekennt ſich Lichtenberg frei zum Spinozismus; nach unzählbaren Jahren, glaubte er, werde die Univerſalreligion geläuterter Spinozismus ſein, die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft führe auf nichts anderes hinaus. Er verleugnet nicht ſeine Ab-

neigung gegen die Religion, die die furchtbarſten Kriege in die Welt gebracht habe, deren Bekenner glauben, „daß man ſeinen Schöpfer freſſen könne;“ er hält das Gebet für die Sache derer, die viel Glück und viel Schwäche haben; er vertheidigt den Selbſtmord; er geht in dem Eifer der Verhärtung einmal ſo weit, es Wieland zu verargen, daß er Glauben an Gott und Unſterblichkeit für zwei nöthige Grundſäulen hält, ohne die Tauſende unglücklich würden: ſollen dieſe unantaſtbar ſein, ſchrieb er an Forſter, ſo würden wir bald wieder eine ganze Colonnade haben. „Man ſoll den Frieden der Gemüther nicht ſtören, aber quaeritur, wie geht dieß an? es ſtellen ſich dabei alle Plackereien ein, die mit dem Stehenbleiben auf halbem Wege verbunden ſind.“ Und doch iſt Lichtenberg zu anderen Zeiten wieder gleichfalls wie Leſſing überzeugt, daß jenes reine Vernunftſyſtem nur für geübte Denker iſt, daß für die Ausübung, für das Volk eine poſitive Religion nothwendig iſt, und daß das Chriſtenthum ſich unter allen dem Vernunftglauben am meiſten nähere. Ja noch mehr, er war andächtig und nicht ohne religiöſe Empfindungen, für das Große und Erhabene religiöſer Dichtung hatte er offnen Sinn und das Ehe denn die Berge wurden, war ihm lieber als Sing unſterbliche Seele. Und was noch ſonderbarer iſt, er betete ſelbſt mit Innigkeit und mit Glauben an die Kraft des Gebets! Er war aller Schwärmerei ſo ſehr verfeindet, von allem Wunder- und Aberglauben bekanntlich ſo weit entfernt, daß er als ein Hauptgegner und Bekämpfer der thörichten Propheten und Wunderthäter, der Lavater, Ziehen und Schröpfer öffentlich vorgetreten war, und dennoch achtete derſelbe Mann auf ſeine Träume, und beurtheilte aus einem ausgehenden Lichte ſeine Reiſe nach Italien, und machte hundert Dinge zu Orakeln! Hier liegt der ſpringende Punkt am nächſten, von dem aus uns Lichtenberg den Schlüſſel zu dem höchſten humoriſtiſchen Charakter in die Hand gibt, der vielleicht denkbar iſt. Denn wenn es in Wahrheit, nach Ben Johnſons früher einmal angeführtem Ausſpruch, Humor genannt zu werden verdient, wenn Eine beſondere Eigenſchaft einen Menſchen ſo einnimmt, daß ſie alle ſeine Leidenſchaften und Geiſteskräfte nach Einer Richtung mit ſich zieht, welch einen allgemeineren Humor könnte es denn geben, als wenn dieſe Eigenſchaft ein ſolcher Grad von geſteigerter Subjectivität iſt, daß ſich dieſe in alles Dichten und Trachten vordrängt, daß ſich

der Mikrokosmus zum Maßſtabe des Makrokosmus macht? Ein ſolcher **humour** wird in den Zeiten aufſtrebender Bildung, wie damals, epidemiſch; er liegt der tragiſchen und luſtigen Hypochondrie jener Geſchlechter zu Grunde; er wird nothwendig einen traurigen Ausgang haben, wenn, wie bei unſerer heutigen und bei der damaligen Jugend ſo oft, der kleinen Welt ihre Unbedeutenheit fühlbar gemacht wird, ohne daß ſie ſich über ſich klar machen will (was offenbar damals Lenzens und Wetzels Wahnſinn entſchied); er macht den heiterſten Eindruck, wenn ſich der Humoriſt ſo wie Lichtenberg ſelbſt bekannt wird, wenn er ſich ganz durchſchaut, wenn er in leichten Momenten ſich über ſich ſelbſt fühlt, wenn in ihm geſunde Stunden für die kranken (wie ſo vortrefflich in der Schilderung Don Quixotes beobachtet iſt) entſchädigen, wenn er im Gefühle eines anderen Werthes keinen Werth auf ſeine Sonderbarkeit legt, wenn ihm dieſe (trotz dem Ankampf dagegen mächtiger als ſein Wille) zur Selbſtbeobachtung merkwürdig wird, nicht ihn zur Ausbildung und äußeren Oſtentation verführt. Dieſe Selbſterkenntniß nun iſt in Lichtenberg ſo völlig, daß ſie, wie wir ſagten, nicht allein ſein eigenes Weſen, ſondern das des Humoriſten überhaupt aufſchließt. Wie er in jenen Orakelfragen ſein Selbſt willkührlich an die äußeren Dinge knüpfte, ohne ſich über die Thorheit zu täuſchen, die darin lag, ſo beobachtet er, daß er in gewiſſen Zuſtänden überhaupt die Dinge nicht mehr dachte, ohne an ſich ſelbſt zu denken und ſich hauptſächlich zu fühlen, daß er ſeine Neigungen und Bedürfniſſe in ſeinen Gedankengang einflocht. Er ſah dann die ganze Welt als eine Maſchine an, die nur zu ihm in Relation geſetzt, die nur da ſei, um ihn ſein Leiden auf alle Weiſe fühlen zu laſſen. Ihm waren aber dieſe Zuſtände Krankheit, und dieſe Krankheit war ihm zur Natur geworden. Er nannte ſie Puſillanimität; ſich ſelbſt einen pathologiſchen Egoiſten. In dieſen Zuſtänden nun war es, wo ſeine Phantaſie mit ihm durchging, wie er ſelbſt angibt, und ihn zu all den kleinen Grillen anleitete, vor denen ihn ſein Verſtand und ſeine geſunde Natur nicht retten konnte; und wer nun die oben angeführten Widerſprüche, die in poetiſche Anſchaulichkeit gebracht die komiſchſten Contraſte bilden würden, wieder in Gedanken durchläuft, der wird leicht finden, daß ſie alle aus der Gegenwehr folgen, die die Schwäche der menſchlichen Natur, die Stimme des Affects, die Bedürfniſſe der

Sinnlichkeit der ſchroffen Strenge des Verſtandes entgegenſetzten. Die Kleingeiſterei trägt über die Starkgeiſterei den Sieg davon.

Wenn die tragiſchſten Humore, die ſich damals unter der kraftgenialen Jugend kund gaben, oft ihre gar komiſchen Seiten haben, ſo iſt es nicht zu leugnen, daß dieſer heiterſte auch ſeine tragiſche hat. Das unentſchiedene Wiegen der Dinge hin und her, der Indifferentismus führt nothwendig zu einem Skepticismus und zu einer Indolenz, über die ſich zuletzt der größte Leichtſinn nicht mehr wegſetzt. Bei Lichtenberg verlor ſich am Ende alles Gefühl; es ward ihm Alles Gedanke, und es nährte ſich in ihm ein entſchiedenes „Mistrauen gegen alles menſchliche Wiſſen, Mathematik ausgenommen.“ Er entzog ſich allem freundſchaftlichen, ja allem menſchlichen Umgang und ſein Forſter klagte, daß ihn die Einſamkeit verderbe. So entging ihm jeder Sporn zur Thätigkeit, und daher haben wir in ſeinen Schriften nichts als einen Haufen von Fragmenten, von Gedankenſpänen, von den trefflichſten proſaiſchen Epigrammen und Ausſprüchen, aber nichts Ganzes. So mußte er denn zuletzt ſelbſt ſeine Indolenz anklagen und ſogar bereuen. Er wies ſo nachdrücklich die an Dichtung und Phantaſiereiz kranke Zeit auf die Naturkunde hin, er ſelbſt war aber zur Activität nicht zu bringen. Seine ganze Wirkſamkeit beſchränkte ſich in dieſem Felde nur darauf, in Zeitſchriften Rechenſchaft von den Fortſchritten der Wiſſenſchaft zu geben; er populariſirte dieſe Ergebniſſe, und zeigte ſich hier, wie er im Gebiet der ſchönen Literatur das Verſtändige hervorhob, beſonders empfänglich für das Phantaſievolle, für die kühnen Mutmaßungen der Keppler, Herſchel, Kant und Franklin. Er ſchien ſo gut die Wege zu wiſſen, wie man in dieſen Gebieten productiv und erfindſam werden konnte, er ſchlug ſie aber nicht ſelber ein. Er geſtand, daß die Erfindung Montgolfiers in ſeiner Hand war, aber daß er ſie aus Indolenz aus der Hand gelaſſen habe; ja er ließ ſie vielleicht aus Scheu vor dem Abentheuerlichen aus der Hand, denn er ſchien dieſe Erfindung anfangs zu Mesmers Magnetnadeln aus Papier und Brodkruſten, und zu Caglioſtros und Gaßners Wundern ſtellen zu wollen. Eben ſo könnten wir von der neuen Wiſſenſchaft der Phyſiognomik ſagen, ſie ſei in Lichtenbergs Hand geweſen. Es lag ganz in ſeiner Natur, daß er von Jugend auf Phyſiognom war; er las ſchon 1765, 66 im hiſtoriſchen Inſtitut in Göttingen Aufſätze vor, die viel Phyſiogno-

miſches enthielten, ſo daß man ihn für den Verfaſſer von Lavaters erſtem Entwurfe hielt, der im hannoveriſchen Magazine erſchien. Wer zweifelt auch, daß Lichtenberg ganz hierfür geboren war, wenn man ſeine Erklärungen des Hogarth (1794) kennt, die die engliſchen Commentatoren Trusler und Ireland zurücklaſſen und Lichtenbergs Namen am berühmteſten gemacht haben, oder wenn man ſeine Briefe aus England (1776) über Garrick geleſen und gefunden hat, wie ſein Auge, das Organ der mathematiſchen Künſte, ſo geübt iſt, als er ſein Ohr, das Organ der Gefühlskunſt, ungeübt bekennt; wie es ihm gelingt, das möglich zu machen, was er ſelber unmöglich nannte, vom Schauſpielen einen Begriff, und der verſchwindenden Kunſtleiſtung des Schauſpielers eine Dauer und Unſterblichkeit zu geben. Wer zweifelt, daß er dieſer phyſiognomiſchen Lehre eine andere und fruchtbarere Richtung und Ziel gegeben hätte, als ihr Lavater gab, der die Menſchenliebe mit einer Kunſt befördern wollte, die viel ſchneller zum Menſchenhaſſe führt! Lichtenberg hätte den neuen Forſchungstrieb geleitet, um die „Menſchenkenntniß aus ſchimpflichem Verfall und Entartung" zu retten, um in jenen „traurigen Tagen der Empfindſamkeit den Beobachtungsgeiſt zu wecken, zur Selbſtkenntniß zu führen und den Künſten vorzuarbeiten." Aber auch in dieſem Fache, in dem wir ihn noch unten anführen werden, anders als negativ und im polemiſchen Eifer einzugreifen, hinderte ihn vielleicht nicht ſo ſehr die Ueberzeugung, daß die Phyſiognomik ſubjectiv als Wiſſenſchaft eine Unmöglichkeit ſei, als wieder ein zufälliger Grund ſeines Egoismus, der ihm am eheſten zu gut zu halten iſt: eine Organiſation wie die ſeinige wehrte ſich natürlich gegen den Satz, daß die ſchönſte Seele im ſchönſten Körper wohne, und er führte Sokrates dagegen an, und hätte Chriſtus anführen können, und ſich ſelbſt wohl anführen mögen; er ſetzte Winckelmanns Schönheit eine Schönheit der Tugend, dem Reiz der Formen (wie es dem Manne des niederländiſchen Geſchmacks, dem Erklärer des Hogarth, dem Freunde Chodowieckys geziemte) den Reiz des Ausdrucks, dem ſchönen italieniſchen Banditen den häßlichen deutſchen ehrlichen Bauer entgegen. So nun, wie in dieſen beiden Fällen die Indolenz Lichtenberg zögern ließ, und in dem Einen nur Gereiztheit und gleichſam perſönliche Betheiligung ihn zum Schreiben brachte, ſo iſt es ähnlich noch in einem dritten Falle, wo er in unſerer ſchönen Litera-

tur hätte thätig werden ſollen. Lichtenberg war zu mehr als zum humoriſtiſchen Schriftſteller, er war zum Satiriker geboren. Er ſah die Zeit für einen Juvenal reif und er hätte es werden können. Er hatte Weltkenntniß, Takt, Beobachtungsgabe, Witz, vaterländiſche Natur, Richtung gegen eitle Neuerungsſucht, und ſeine Freude an dem Menſchen hätte gegen ſeine Bitterkeit und Unzufriedenheit immer das Gleichgewicht gehalten; er hatte das Auge auf der öffentlichen Entwickelung, hatte Sinn für Gemeinwohl, Politik und Staat. Er hatte die gehörige Geringſchätzung gegen die Art Satire, wie Rabeners, die ſich in Allgemeinheiten und Vagheiten herumtrieb, und gegen die Wielandiſche, die ſich Phantome von Gebrechen und Laſtern ſchuf, um ſie zu bekämpfen. Er wäre kein Ariſtophanes geworden, aber er war weit genug, die Manier von Sterne und Swift zu verſchmähen und den feinen Horaz ſeiner Satire wegen zu bewundern. In der That hatte er vor, eine Satire gegen die Empfindſamkeit und die Kraftgenies zu ſchreiben. Man ſieht, er hatte auch den rechten Griff in die Materie. Ein ſolches Werk hätte auf der Seite der humoriſtiſchen Schriftſtellerei durchaus damals entſtehen müſſen, wenn ſie ihrem Gegenſatze die Wage halten wollte, allein es ſcheiterte eben ſo ſehr an der Unbehülflichkeit des ehrbaren Ernſtes der Deutſchen, wie vorher die vielfachen Verſuche der komiſchen Epopöe, dem Meſſias und ſeinen läppiſchen Gegnern mit einer eindringenden Satire entgegenzutreten. Grade wie damals Klopſtock gegenüber, ſo war auch jetzt unter den Widerſachern der Genies der Gedanke häufig und gemein, mit einer Satire ihr Unweſen zu beſtrafen; man ſchrieb in Theorien und in Romanen gegen Empfindſamkeit und Genieſucht, und wir wollen unter vielen Romanen, die nicht allein ihrer Form, ſondern ihrem Inhalte nach direct dem zuwider geſtellt ſind, nur an Timme's empfindſamen Maurus Pankrazius Ziprianus Kurt (1781) erinnern, der der Empfindelei ſpottet, und an den Plimplamplasko (1780), der im altdeutſchelnden Styl die Geſchichte eines Kraftgenies ſatiriſch erzählt. Was würde aber Lichtenberg aus dieſer Materie gemacht haben, der ſo unerſchöpflich an Einfällen über dieſe Genies war, „dieſe großen Durchblätterer kleiner Bücher, denen der Mund ſtets überging von dem, wovon das Herz nicht voll war"; und der zugleich der Quelle dieſer Erſcheinung ſo gut auf den Grund ſah! Aber er kam zu nichts,

als zu zerſtreuten Ausfällen und zu einem kleinen Aufſatze, in dem er den Osnabrücker Hans Sachs (Bellinkhauſen) den modernen Genies entgegenſtellt, ſeine Gedanken und Szenen drangmäßig kühn und kraftvoll findet, und zum Muſter ein Stück, Donatus, über die lateiniſchen Declinationen durchgeht, und die Dichter der Zeit auffordert, ſich jetzt an die Conjugation zu machen! Dieß ſei ja neu; und unſer ganzes Thun und Laſſen laufe ohnehin auf amare, docere, legere und audire hinaus, „scribere und recensere etwa ausgenommen, die doch wieder nach jenen gingen!“ So wenig Lichtenberg zu dieſer Satire kam, ſo wenig an einen oder den anderen Roman, den er lange herumtrug, zu dem er ſich vieles notirte, in deſſen Plan er gelegentlich etwas hineinſehen läßt[36]). Er ſollte die Thorheiten und Mängel der Zeit behandlen, der Held ſollte eine Misgeburt, ein doppelter Prinz ſein. Man merkt ſogleich, wie dieß zur ſtrengen pragmatiſchen Manier nöthigt. Verſchieden von dieſem ſcheint noch ein anderer Entwurf zu ſein, den er ſchon 1765 hatte, und in dem ein Alchymiſt auftreten ſollte, zu dem er aber den Stoff nicht zu ſuchen getraut: er fürchtete in der Quellenlectüre würde der geſündeſte Kopf nicht aushalten. Dieſer Grund könnte wieder einer jener Einreden ſeiner Indolenz gleichen. Doch hatte er dafür, daß er ſich nicht zu Werken der ſchönen Literatur entſchloß auch gültige, treffliche Gründe, die weit von ſeinem perſönlichen Spleen abliegen. Es iſt bei der Höhe unſerer Cultur, bei der Möglichkeit einer geſteigerten individuellen Bildung die traurige Frucht dieſer erfreulichen Erſcheinung, daß wir, um es recht popular zu ſagen, zuweilen zu klug ſind. Wir kennen alle Dinge von ihren zwei Seiten, wir fürchten uns vor jedem Entſchluſſe, weil jeder ſeine Inconvenienzen hat; in der Politik iſt dieß unſer Unglück, daß wir nichts wagen wollen, weil wir immer nur den ſichern Verluſt und nie den möglichen Gewinn berückſichtigen; in der Dichtung iſt Göthe um alle großen Verſuche nur herumgegangen, weil ihm zu klar war, woran er ſelbſt und woran die Zeit litt, und was beide hinderte in der Dichtung das Größte mit Leichtigkeit zu erreichen. Ein Aehnliches war bei Lichtenberg. Er hatte eine zu klare Einſicht in ſich ſelbſt und in ſeine Umgebung, als daß er mit jenem leichten Muthe, wie unſere ſon-

36) Werke t. V. p. 411.

ſtigen Romanſchreiber ans Werk gehen ſollte. Er war kein Dichter und mochte das ſelbſt am beſten wiſſen. Er hatte für Göthes Schöpfungen keinen Sinn, ſein Geſchmack ſchwankte zwiſchen den Plattheiten Wielands und den Uebererhabenheiten Miltons, er hatte darin recht, daß er keine Horaziſchen Oden hören wollte, als von dem, der auch Horaziſche Satiren machen könnte, aber nicht darin, daß er, ungleich Leſſing, der didaktiſchen Poeſie Lob ſpendete und den Denkenden Vergnügen verſprach von einem Gedichte, das die Lehren der Mathematik behandelte. Er wollte unſtreitig lieber kein Dichter ſein als ein mittelmäßiger; denn dieſer ſchien ihm wie Horazen unter allen mittelmäßigen Dingen das elendeſte zu ſein. Warum er aber dennoch einige mittelmäßige Verſe machte? Er hatte gehört, jeder gute Kopf müſſe einmal in ſeinem Leben Verſe gemacht haben, und es ſähe ihm gar nicht unähnlich, wenn er dieſer Pflicht abſichtlich Genüge geleiſtet hätte. Aber weiter wollte er denn nicht, auch nicht einmal in Proſa gehen. Und dieß ſchon darum, weil ihm ein Swift, dem er wohl am nächſten geſtanden hätte, ein mittelmäßiger Schriftſteller ſchien, deſſen Phantaſiekinder, wie ächt gekleidet, doch kaum von Hanswurſten oder Luftſpringern zu unterſcheiden ſeien! und ein Sterne nicht minder, dem er ſich in ſeinen Romanen am meiſten genährt haben würde. „Kriterium für Originalität, ſagte er irgendwo, das Zeichen daß man Kopf habe, iſt daß man ſich täglich ein Paar mal darauf ſtellt. Dieß, wenn es auch eine Sterneſche Kunſt wäre, iſt doch nicht ſchwer. Mit etwas Witz, biegſamen Fibern und dem Vorſatz ſonderbar zu ſcheinen, läßt ſich eine Menge närriſches Zeug in der Welt anfangen, wenn man ſchwach genug iſt es zu wollen, unbekannt genug mit wahrem Ruhme es ſchön zu finden, und müßig genug es auszuführen.“ Er ſelbſt ſchien ſich dieſe Muße nicht gönnen zu wollen. Und dieß wieder hauptſächlich darum, weil ihn das Schreiben und der ſchreibſelige Charakter der Deutſchen überhaupt verdroß. Ihn ekelte vor dem Compiliren und Excerpiren, woran der Deutſche ſeine Denkkräfte ſchmilzt, und vor den Genies, die ſich zum Geſchäft des Schreibens erheben müſſen, nicht herablaſſen; er hatte einen anderen Begriff von dem Berufe der Menſchheit, um es nicht zu beklagen, daß in Deutſchland das Schreiberverdienſt der Maßſtab von wahrem Werthe geworden, weil Schulfüchſe den Thron des Geſchmacks uſurpirten, und leider auch andere Throne umgeben

und lenken. Er war ein Freund Englands, deſſen Stolz nicht war, die größten Compilatoren und Schreiber hervorgebracht zu haben, ſondern die größten activen Männer, die ſtandhafteſten und groß⸗müthigſten Charaktere; und er ſah daher mit Wohlgefallen der franzöſiſchen Revolution zu, die doch einmal wieder handelnde Menſchen zu Ehren brachte. So ſah er denn in dem ſtagnirenden öffentlichen Leben in Deutſchland den Mangel an Stoffen und Charakteren jene Dichtung der Menſchenkenntniß gleichſam unmög⸗lich machen; er ſchrieb eine eigene launige Abhandlung über die Unmöglichkeit des deutſchen Romans, worin er die günſtigen Ver⸗hältniſſe der Engländer gegen die unſeren hält. Ihr wollt Origi⸗nalcharaktere, ſagte er zu dem Publikum? Geht hin und ſagt das erſt den Leuten, die Kinder zeugen, und denen, die ſie regieren, wenn ſie groß geworden ſind, nicht uns! Er wollte in einem **Orbis pictus** mit Chodowiecky eine Sammlung von Charakteren auf⸗ſtellen, nicht für die Moral wie Theophraſts, ſondern um den unmündigen Schauſpieldichtern und Romanſchreibern die Hand zu führen und elementare Anleitung zu geben. Sich unter dieſe Milch⸗bärte als Ebenbürtiger zu ſtellen, ſchien ihm nichts Reizendes zu haben, wo überall die Gefahr drohte, daß ein männliches ſtärken⸗des Buch im Wetteifer mit den entnervenden Moderomanen unter⸗liegen werde. Die Seichtigkeit unſerer Roman⸗ und Dramenſchrei⸗ber ſchien ihm zu einer Größe gediehen, bei der ſich blos ein Publikum begnüge, das ſich über gewiſſe Prachtphraſen und Mo⸗deempfindungen verglichen und dahin vereint habe, den Werth ei⸗nes Buchs blos nach dem Grade der Näherung an dieß Conven⸗tionsgeſetz zu beſtimmen. Eine **Gradus ad Parnassum**⸗Methode habe ſich eingeſchlichen, eine der Zeit angepaßte Logodädalie und Verſetzungskunſt des tauſendmal Geſagten. „Die Gabe, das Capi⸗tal von Bemerkungen über den Menſchen zu vergrößern, und eigene Empfindungen mit den verſtändlichſten, individualiſirenden Aus⸗drücken zu Buch zu bringen, und dadurch auch Männer zu unter⸗halten, die jenes Syſtem nicht kennen, und mehr als transcendente Setzerkünſte von einem Schriftſteller verlangen, ſcheine ſtets mehr zu erlöſchen.“ So vergrub er denn ſeine eigene Gabe der Men⸗ſchenkenntniß in Verborgenheit. Er war ſo unbefriedigt von der Buchkenntniß, er gab ſo ſchlagende Beweiſe von ſeiner Fähigkeit in der forenſiſchen Kenntniß der Welt, und doch begnügte er ſich —

charakteriſtiſch genug für unſre deutſche Publicität — hinter ſeiner Fenſterſcheibe zu lauſchen. Hätte er große Anregungen gehabt, ſo hätte ſein reizbares Temperament ſeine Indolenz übermannt. Aber ſo iſt er wieder eines der großen Beiſpiele, wie viele edle, glänzende Kräfte in unſerm Vaterlande hinter dem Fenſter, im Treibhauſe, zum Trotze der erſtickenden Luft zwar aufkeimen, aber auch davon, wie ſie im Wachsthum gehemmt, wie ſie verkrüppelt, wie ſie verkümmert werden, eine Erſcheinung, bei der Jedem das Herz blutet, der an dem Gedeihen der Nation Antheil nimmt, und die jene Staatsmänner nie müſſen geſehen haben, die ſich unſerer deutſchen Staaten freuen und rühmen können, die auch nur im Kabinet und Büreau ein dürftiges Treibhausleben friſten.

Wenn Lichtenberg jenen Originalroman geſchrieben hätte, den er ſchon in den 60er Jahren in ſich trug, ſo würde er dieſer ganzen Gattung bei uns eine andere Richtung gegeben haben, weil er ohne Zweifel als ein ganz anderes Phänomen aufgetreten wäre, als die wir jetzt an der Spitze des renovirten Romans ſehen. Sehen wir von Wieland ab, ſo ſteht der Zeit nach unter den erſten, die aus dem Geſchmacke der Happelſchen Zeit (er dauerte noch in den 60er Jahren mehr als wir jetzt denken) heraustreten, Joh. Timoth. Hermes (bei Stargard 1738—1821). Bei ihm iſt der neue engliſche Geſchmack gleich Anfangs entſchieden, doch ſchwebt ſeine Manier und ſeine Neigung zwiſchen Richardſon und Fielding. Freunde entdeckten in ihm eine Anlage zum deutſchen Richardſon, und dieß mußte ſeiner eignen Meinung und ſeinem Wunſche ganz entſprechen. Er war überzeugt, daß der Geiſt unſerer Nation der der engliſchen ſei, was Lichtenberg weit anders anſah; in Werken des Witzes, des Theaters, der Dichtung, des Romans ſei der engliſche Geſchmack zugleich der deutſche, ſagte er; ihn müſſe er daher zu haſchen ſuchen, auch auf die Gefahr hin ein Nachahmer zu heißen! Als er 1766 mit ſeiner Miß Fanny Wilkes zuerſt auftrat, erſchien er ungefähr zwiſchen Richardſon und Fielding wie getheilt. Die Charaktere ſchienen aus dem erſteren entlehnt und nur neue Situationen unterlegt zu ſein, die Form, die Einkleidung, bis auf die Capiteleintheilung war Fieldingiſch, und ein ähnliches Verhältniß war in ſeinem bekannteſten Werke, der Sophie. Man möchte ſagen, er ſchloß ſich an den Einen in Geſinnung und Richtung an, an den andern in der Manier; dieß bezeichnet die

Ablegung einer früheren, den Uebergang zu einer ſpäteren Periode. Wir erinnern nur, daß mit Richardſon und ſeinem Geſchmacke noch Gellert enge zuſammenhing, der ja zwiſchen jenen Hamburger Romanſchreibern und Hermes eine große Lücke als die einzige Notabilität ausfüllt, die ſich mit dieſem Geſchäfte abgab. Für Hermes iſt Gellert noch ein Liebling, und er ſetzt die ängſtlich moraliſche und weibliche Geſinnung, gegen die ſich unſere Starkgeiſter erſt nach Erſcheinung von Hermes Hauptwerken auflehnten, noch völlig fort. Hierin ſchloß er ſich an Richardſon ganz an, der bekanntlich ſeiner Kenntniß des weiblichen Herzens wegen ſo gerühmt, der der heldenmüthigen Tugend ſeiner Frauencharaktere wegen ſo bewundert war. Der Nachdruck, mit dem ſich Richardſon, mit dem ſich Hermes, mit dem ſich Georg Jacobi und Wieland auf die Captation der Frauen legten, und dieß mit den feſſelnden Frauencharakteren ihrer Romane und der hochſentimentalen Manier zu bewerkſtelligen ſuchten, iſt keineswegs unbedeutend oder zufällig. Wir haben ſchon früher angemerkt, daß für dieſe Gattung das ſchöne Geſchlecht immer intereſſirt werden mußte, ehe ſie in Gang kam; wir haben den Ritterroman ganz durch Frauen von Niederdeutſchland her, oder durch ihre Diener vermittelt geſehen. Wenn wir nöthig hätten, nach Analogien zu haſchen, ſo würden wir ſagen, daß dieß grade jetzt wieder der Fall war. Denn dieſe Dichtungsart ward von unſerm Wieland neu eröffnet, mit einem Werke, in dem er ſeinen Jugendcharakter beleuchtete, als er der Diener jener Frau la Roche war, die ihrerſeits ſelbſt unter den erſten Romanen neuern Styls aus Coblenz ihr Fräulein Sternheim (**1771**) in die Welt ſandte. Auch dieſer Roman behandelt die Abentheuer und Prüfungen eines Weibes, und der Herausgeber (Wieland) ſelbſt tadelt den Richardſonſchen Heroismus derſelben; auch hier haben wir ein im Geſchmack halbgetheiltes Werk, das der Briefform, den Figuren und den moraliſchen Tendenzen nach an den Engländer, den abentheuerlichen Facten nach an die picariſchen oder auch die griechiſchen Romane erinnert. Wenn wir den Leſern mit Titeln beſchwerlich fallen wollten, ſo könnten wir eine ganze Reihe ſolcher Romane nennen, die ſich ſchon ihren Ueberſchriften nach in Eine Gruppe mit dieſen Frauengeſchichten ſtellt. Wir bleiben bei Hermes als dem Repräſentanten allein ſtehen; wir laſſen, um uns nicht ins Breite zu

verlieren, alle ſeine ſpäteren Werke, die er nach eignem Geſtändniſſe [37]) aus Bedürfniß und Nahrungsſorge ſchrieb und die überdieß meiſt auf Einen Schlag ſind, bei Seite, und verweilen nur bei dem Einen, das ihm den Hauptnamen gemacht: Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen (1770). Es war ſeine erklärte Abſicht, den Roman, der ſonſt der ärgſte Feind der Tugend ſei, zur Tugend zu bekehren, wie Young von Richardſon gerühmt hatte: deſſen Ausſpruch hatte ihn bewogen, ſein Buch zu ſchreiben. Er ſtellte ihn den Nachahmungen der franzöſiſchen Romane ausdrücklich entgegen, die den Leſerinnen ſo gefährlich ſeien, den Werken junger „Knaben, die frech und unverſchämt über alle Grenzen des Anſtandes und der Scham wegſpringen.“ Seine erklärte Abſicht war eigentlich alle Capitel der Moral abzuhandlen; und dieß machte ſein Buch zu einem ungeheuren Haufen von Geſchichten, Lehren, Warnungen, Vorſchlägen, Herzensergießungen über Alles, was er im Stillen in ſeinen Umgebungen in Pommern und Schleſien bemerkte, ſo daß nicht die Fiction, ſondern ſeine Bemerkungen der Faden ſind, den er willkührlich anknüpft, „wo er irgend haften will.“ Er will nicht Dichter ſein, ſondern Beobachter und Zeichner. Da ihm die Maſſe zu gewaltig anwuchs, ſo beſchränkte er ſich zuletzt auf einige Lieblingscapitel der Moral, und zwar beſonders auf die Fragen und Verhältniſſe, die Haus und Kirche, Prieſter und Frauen betreffen, ſo daß die Perſon, der Stand, die Geſchichte, die Grundſätze des Paſtor Gros die Hauptſache in dem Buche ſind. Man hat die Wahl, welche Seite man für bevorzugt halten will. Die Begriffe, die er von dem geiſtlichen Stande hat, die Forderung, die er an ihn macht, die Polemik gegen die Verachtung dieſes Standes, die wunderlichen Vorſchläge, die er an die Regierungen und Conſiſtorien macht (jene ſollen z. B. eine heimliche Spionerie des Verdienſtes, lohnende Orden, Beſtrafung der Neider u. ſ. f. einführen, damit Land und Leute von der Würde des Standes recht überzeugt würden, dieſe ſollen unter anderm die Wahl der Gattinnen der Paſtoren leiten), in den ſpäteren Theilen beſonders ſeine Stellung auf die Seite Lavater's gegen den Verfaſſer des Sebaldus Nothanker und den der neueſten Offenbarungen Gottes, Alles

37) In der Vorrede zu Zween literariſchen Märtyrer. 1789.

dieß verräth den Stand des Autors und den Eifer, mit dem er ihm angehörte, nur allzuſehr; und es hält den vielen Bemerkungen in Bezug auf weibliche Erziehung, Bildung, Ehe und Haus die Wage. Eigentlich, findet er ſelbſt, iſt ſein Buch doch nur für Leſerinnen geſchrieben. Er hat es gar zu gern mit ihnen zu thun, er hat immer mit ihnen ein Wort beſonders zu reden, er fordert ſie auf, ganz wie Gellert, an ihn ungenannt zu ſchreiben, ſich ihm zu vertrauen, ihm die Wonne zu verſchaffen, auf dieſe Weiſe ſeinen Wirkungskreis zu erweitern. Bekanntlich hat Hermes andere ausdrückliche Werke für Frauen, für Töchter edler Herkunft (1787), für Eltern und Eheluſtige (1789) geſchrieben, und wenn man wollte, ſo könnte man ſagen, daß in der Sophie die Ehe den Hauptgegenſtand und den Mittelpunkt der Geſchichten und Erörterungen bilde. Und dieß Thema iſt denn in allen einzelnen Theilen ſo praktiſch, proſaiſch und nüchtern durchgeführt, daß der Autor in ſeiner antiſentimentalen Tendenz hier ganz gegen Richardſon erſcheint. Er erklärt ſich, wie faſt alle unſre humoriſtiſchen Romanſchreiber, ſehr heftig gegen die Empfindſamkeit und alles Dichtwerk, was ſie nährt; er möchte gern Haus und Stube und Mädchenerziehung wieder ganz auf den alten ehrbaren Standpunkt zurück, die ganze Art der Empfindung in die alte Ruhe herſtellen; „im Bräutigam ſoll das Mädchen wieder den wirklichen Adamsſohn ſehen, der eine Frau haben will; der Bräutigam in ihr wieder ein Geſchöpf ſuchen, welches Kinder haben, die Hausluft vertragen, das Kreuzlein mit anfaſſen, eine Suppe kochen, eine Naht nähen, die Wirthſchaft führen, und Kranke pflegen kann.“ Statt der Poeſie ſoll das Chriſtenthum wieder einkehren und mit ihm die glückliche Geſammeltheit, die bei einer aufgehobenen Täuſchung natürlich iſt. Daher ruht denn auch überall die Geſchichte auf ſolchen Facten, welche die guten alten ſpießbürgerlichen Gebräuche einſchärfen und empfehlen. Misheirathen, ja Freundſchaften zwiſchen Perſonen ungleichen Standes werden als Quell des Unglücks dargeſtellt, während Alles grade über dieſe Schranken hinwegſtrebte; Beiſpiele von Ehen im Standes-, im Alters-, im Vermögensunterſchied durchſchlingen ſich in dem Fortgang der Briefe (in welcher Form die fünf, ſpäter ſechs Theile ſich bewegen), Muſter von Ehegeduld im Ehekreuz werden aufgeſtellt, an denen jeder ehrliche Chriſt verzweifeln möchte; ein Ideal von Erziehung

wird entworfen, das am Ende auf Puppendreſſur hinausläuft. So gehört denn dieß Werk ganz noch der alten Zeit an, die die Poeſie gleichgültig gegen die Moral hingab. Von äſthetiſcher Seite gibt es nicht leicht ein widerlicheres Buch als dieſes. Die äußere Form ſchon iſt ganz nach einem abſichtlichen Syſteme peinlich. Der Verfaſſer ſucht das Intereſſe zu theilen, hält ungewiß, wem die Haupttheilnahme gelten ſoll, er will einen Verſuch machen mit dem Wunderbaren, und dieß ſucht er darin, daß er „die Erwartung des Leſers auf eine möglichſt natürliche Art auf den entſcheidenden Punkt führt, und dann ſchlechterdings täuſcht.“ Ganz ſo iſt ſchon in der Fanny Wilkes der bloße Titel, wie bei Smollets Humphry, eine Täuſchung, und die Hauptkataſtrophe ebenſo. Bei dieſer Abſicht aber erſcheinen auch die Charaktere als myſteriös und auf Myſtification angelegt und dadurch entbehren ſie alle, bis auf die Originalfigur des Herrn Puff, nicht allein die innere Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, auf die der Autor doch ſo ſehr abzielt, ſondern auch die Fähigkeit moraliſch zu wirken, da in ihnen das Beiſpiel der Handlungsweiſe beſtimmter Charakterformen verloren geht. Und wirklich fiel die Wirkung des Buches, und namentlich der Eindruck, den die Figur der Sophie machte, ganz anders aus, als Hermes beabſichte; der zelotiſche Paſtor ſtraft mit einer barbariſchen poetiſchen Gerechtigkeit ein Mädchen, die, einnehmend, edel, für ihr Alter und ihre Schickſale ſelbſtändig, nur einen Fehler der Eitelkeit begeht, der noch dazu von einem natürlichen Adel ihrer Seele zeugt. Sie erregte alſo nur das Mitleid eines tragiſchen Opfers, was ganz gegen des Autors Abſicht war. —

Ich würde mich nicht ſo lange bei dieſem Roman aufgehalten haben, wenn er nicht ſeiner Zeit, beſonders in den öſtlichen Gegenden, ein Phänomen geweſen wäre, troß dem, daß er eins der merkwürdigſten Beiſpiele von der äſthetiſchen Stumpfheit unſerer deutſchen, und vielleicht vorzugsweiſe preußiſchen Poeten jener Zeit iſt, die ſich mit der Berufung auf die Wirklichkeit und Wahrheit ihrer Fictionen gegen jeden Einwurf gedeckt glaubten. Wir wollen ein anderes Beiſpiel dieſer Art an einem andern Preußen geben, der in der neugeſtalteten Zeit zu ſchreiben begann, der ſchon andere Begriffe von Kunſt und Poeſie hatte, als Hermes, der auch mehr Schmelz der Empfindung mitbrachte, als dieſer,

und dennoch ſeinen ſchöngeiſtigen Schriften nicht viel mehr Reiz und Geſchmack zu geben wußte. Dieß iſt Theod. Gottl. v. Hippel (aus Gerdauen 1741—96). Wir wollen ſeine Romane, wenn man ſie ſo nennen darf, unter dem angedeuteten Geſichtspunkte hier anführen, obwohl in ihnen eben ſo treffend der wiſſenſchaftliche Ballaſt, mit dem ſie überladen ſind, hervorgehoben würde. Die beiden Werke, die uns hier allein intereſſiren, die Lebensläufe in aufſteigender Linie (1778) und die Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z (1793) ſind, beſonders das erſtere, kaum Producte der ſchönen Kunſt zu nennen; ſie ſind Commentare zu Hippels eignem Leben, Charakter und Ideenkreiſe, und all dieſes wieder muß uns jene Schriften commentiren. Die Lebensläufe würden, ohne daß wir Kenntniß von Hippels innerem und äußerem Leben hätten, ein misgeſtalteter Haufen von zuſammenhangloſen Facten, Einfällen, Excurſen und Unterredungen ſein, zu dem wir nicht einmal einen nothdürftigen Schlüſſel beſäßen. Sobald man aber Leben und Schriftſtellerei vergleicht, ſo erleuchtet ſich Inhalt und Manier auf einerlei Weiſe; auch hier alſo iſt die platte Wirklichkeit die Muſe des Schreibers, und das Ungewöhnliche und Außerordentliche, was der Menſch und der Autor an ſich hat, bildet das Feſſelnde und Originale. Wir wollen dieſes Verwachſen von Biographie und Roman zum Faden unſerer Erläuterungen machen. Gleich was am meiſten an Hippels Schriften wie an Hamanns frappirt hat, die wunderliche Außenſeite des Styls, das Zuſammenwürfeln unpaſſender Ingredienzien, die Witzelei, die Bibelſtellen, die Liederverſe, die Brandſchatzung aller Wiſſenſchaft und Natur, die blendenden Gegenſätze, die gehäufte Würze überhaupt, Alles läßt ſich ſtückweiſe bei ihm aus Natur und Umgang herleiten und auf ſeine Quelle zurückführen. Den Anſtoß zu der ganzen Manier hat Hamann ſelbſt gegeben, die bibliſchen Reminiscenzen und Lieder hat der Verfaſſer aus ſeinem frommen Elternhauſe her, die Lectüre des Seneca hat ihn falſchen Prunk gelehrt; die Häufung von Einfällen aller Art, „die doch ſo verſchieden von Einſicht ſind“, wie Hippel ſelbſt weiß, rührt theilweiſe von Montaigne her, der für dieſe ganze Gattung humoriſtiſcher Dichtung damals ſehr wichtig, der ein Liebling von Hippel, von Lichtenberg u. A. war, und der auch von Bode, dem Hauptſpediteur alles fremden Witzes, überſetzt ward. Die Hauptſache aber bei

all dieſer confuſen und profuſen Schreibart iſt, daß Hippel von Jugend auf ein Gedächtniß hatte, das nie treu und feſt auf einem Gegenſtande haftete, das immer von ſeiner irregulären Phantaſie gekreuzt war; er hielt ſich, wie Jean Paul, den er in der Schriftſtellerei ſeinen Sohn oder Bruder nannte, Tagebücher, Tags- und Gedankenzettel, Gloſſen, Notate, „Vorſichs", die er in ganzen Stößen hinterließ; es kam hinzu, daß ihn ſein Vater von Jugend auf nicht an abgeſchloſſenen Unterricht gewöhnt hatte, daß er ihm in religiöſen Dingen, für die der Sohn Anfangs beſtimmt war, nur Winke, nie Aufſchlüſſe gab. Aus all dieſem Mangel und dieſer Noth machte der Schriftſteller, ganz verſchieden von Lichtenberg und ſelbſt von Hamann, eine Tugend; er lobte Tagebücher und lobte das Gebet, das er für ein Tagebuch mit Gott anſah; er nannte das Syſtem den faulen Knecht des Verſtandes; er haßte die Ordnung und ſuchte hierin eine Ueberlegenheit des Geiſtes; er läßt es nicht allein in ſeinen Schriften in hundert Erörterungen bei Winken, bei dem **pro et contra** bewenden, ſondern man hat das auch ganz richtig von ſeinem Leben geſagt, daß er mit ſich ſelbſt und ſeinen Grundſätzen im ewigen Streite gehandelt habe. Was ferner zu der eigenthümlichen Schreibart als eine eigenthümliche Behandlungsart des geſammten Stoffes in ſeinen Romanen hinzukommt, iſt das Verfahren nach einer doppelten falſchen Maxime, die er einmal in den Lebensläufen ausſpricht: Wer einen Brief ſchreibe, ſolle glauben, er ſchriebe ihn an die Welt, und wer ein Buch, er ſchriebe es an einen guten Freund. So geſtand er, daß die Lebensläufe vorzüglich für ſeinen Freund Scheffner geſchrieben ſeien; man könnte noch ſtrenger ſagen, er ſchreibe oft wie in Gedanken, wie im Selbſtgeſpräche, und in der That liegt bei ihm wie bei Sterne der Hauptreiz für den Leſer in der Entdeckung des geheimen Zuſammenhangs ſeiner Ideenſprünge. Durch dieſe naive, um das leſende Publikum ganz unbeſorgte Art nun, die das Privatleben eines noch dazu ſtreng anonym und incognito auftretenden Autors gleichſam als bekannt vorausſetzt, durch dieſe ſelbſtgefällige Wichtigkeit, die auf die Perſönlichkeit deſſelben gelegt iſt, wird nicht allein die Form jener Werke beſtimmt, ſondern auch ihr Inhalt. Hippeln war es wie Hermes nur um Anbringung ſeiner Weisheit und ſeiner Erfahrungen zu thun und er tiſchte ſeinen Freunden Scheffner und Kant, die man deßwegen

beide für die Verfaſſer oder Mitarbeiter der Lebensläufe hielt, vielerlei auf, was in ihren Unterhaltungen vorgekommen war, was er von ihnen ſelbſt gehört und ſich notirt hatte. Seine Lebensläufe enthalten gleichſam eine Ankündigung von Kants Kritik der reinen Vernunft. Im zweiten Theile ſind nicht allein Sätze der Kantiſchen Moral, ſondern auch ſeine Anſichten über die Grenzen der Erkenntniß und den Begriff und Inhalt der Philoſophie, über die Geſetze und Formen unſrer urſprünglichen Vermögen und ihren Gebrauch vor Erſcheinung der Kantiſchen Werke oft mit denſelben Ausdrücken niedergelegt, die Kant in ſeinen Heften und Schriften gebraucht hat. Dieſer Rede-, Lehr- und Unterredungsſtoff nun überfüllt die ſchweren Bände der Lebensläufe und ſchiebt, noch weit mehr als bei Hermes, das Factiſche ganz zurück. Und auch dieß Factiſche iſt nur zu begreifen, wenn man die Quellen kennt, woher es fließt. Das Ganze enthält eigentlich nur eine Reihe von Portraits aus ſeiner Bekanntſchaft. Der Paſtor und ſeine Frau ſind ſeine Eltern, der Herr von G. iſt der Kanzler von Korff, Herr und Frau von W. ſind die Eltern der Pfleglinge, bei denen Hippel eine Zeit lang in Königsberg Hofmeiſter war u. ſ. f. Eine Reihe der handelnden Figuren ſterben im Verlaufe der Geſchichte weg und werden dann regelmäßig „portraitirt“ [38]), und mit einem Trauerſermon begleitet. Durch das ganze Buch zieht ſich eine gewiſſe Sterbephiloſophie, ein Verweilen bei Todesſzenen; Chodowiecky fand in dem Buche faſt nichts zu ſtechen als ſolche. Eldorado iſt unter der Erde, dieß iſt der ſtete Refrain in den Querzügen wie in den Lebensläufen; viele Bogen dieſer letzteren, ſagt Hippel ſelbſt, „muß der unausſtehlich finden, der nicht die Stimme der menſchenfeindlichen Eiche verſtanden: aus mir wird einſt dein Sarg geſchnitten!“ Eine Hauptfigur macht in dem Werke ein Graf aus, der gern Sterbende aufnimmt, der immer mit den Todten verkehrt, dem in 3 Jahren Frau und ſieben Kinder nebſt deren Bräutigamen und Bräuten geſtorben ſind. Mit den Unterhaltungen dieſes hochgebornen Todtengräbers über Chriſtenthum und Tod und Leben will Hippel dem Leſer ein „kaltes Badeſtünd-

38) Hippel über die Ehe p. 18: „Wenn der Künſtler auf bloße Portraits eingeſchränkt iſt, und keine Ideale mehr wagen darf, ſo agoniſirt ſeine Kunſt und auch ſein Genie liegt in den letzten Zügen.“

chen" machen, da wir doch alle das kalte Bad des Grabes vor uns haben. All dieß nun hat keinen rechten Zweck und Ziel, überſchreitet in ſich alles Maß, und iſt an ſich ein ganz ſonderlicher Beſtandtheil, auf welchen Hippel nur wieder durch ebenſo ſonderliche Eigenheiten ſeiner Natur geführt ward. Er hatte ſchon als Knabe dieſe Liebhaberei am Schauerlich-ergreifenden; er behielt einmal die Leiche eines todtgebornen Brüderchens, die auf ſeine Stube gelegt war, des Nachts bei ſich, hielt ihr eine Leichenrede, dachte an die Möglichkeit ſeines eignen Todes und ſchlief dann ruhig ein. Und ſo blieb es bei ihm ſpäter ein ſtetes Beſtreben, ſich mit dem Tode zu familiariſiren. Dieß Alles hängt mit ſeiner Erziehung zuſammen, deren Abbild wir gleichfalls in den Lebensläufen erhalten. Sein Vater war einer der achtungswerthen und verſtändigen Pietiſten, ſeine Mutter hochfromm und praktiſch dabei. Dieſer zwiegetheilte Charakter vererbte ſich dem Sohne in einem extrem geſteigerten Grade. Dieß liegt in den Lebensläufen der Schrift und der Wirklichkeit vor. Der Held des Buchs wie des Lebens war im ſteten Kampfe zwiſchen weltlichem und geiſtlichem Berufe, zwiſchen praktiſchem und Seelenleben, zwiſchen Frömmigkeit und Weltſinn, zwiſchen Empfindung und Verſtand, zwiſchen Natureinfalt und Klugheit. Wie ſich dieſe ſtreitenden Elemente unverträglich begegnen, iſt die Seele ſeines Lebens und Charakters, ſeiner Schriften und deren eigenthümlicher Manier. In der Welt außerhalb der Welt zu ſein, das iſt ihm Weisheit; im unruhigen Thätigkeitsſinn rückzublicken auf die Ruhe des Weiſen und Frommen, den ſpeculativen Frieden des Philoſophen mit dem praktiſchen Wirken des Weltmannes zu vereinigen. Dieß Beſtreben iſt ja gewiß ſehr rühmlich, aber Hippeln gelang weder im Buche noch im Leben die Verſöhnung dieſer Gegenſätze. In den Lebensläufen liegt die empfindſame Jugend des Helden und ſeine Beſtimmung zum Paſtor gegen ſeine knapp beſchriebene militäriſche Laufbahn, zu der er nach Jugendneigung zurückkehrt, ohne inneres Verhältniß da. In Hippels Leben haben wir all dieß ebenſo. In ihm hafteten aus den erſten Jahren her die frommen Reminiſcenzen und die religiöſen Eindrücke feſt; er führte da in lebhaften Jugendphantaſien ein patriarchaliſches Leben mit Gott; er behielt die Neigung für ein höheres gläubiges Chriſtenthum auch dann noch, als er aufgeklärt genug war, eine Zeit zu erwarten,

wo Gott nicht mehr in Tempeln, mit Händen gemacht, werde verehrt werden. Er ſprach mit Verklärung von den Herrnhutern, denn ihr Glaube, recht verſtanden, ſchien ihm ein Miniaturbild von eben einem ſolchen erleuchteten chriſtlichen Staate, der ſich auf Liebe, und nicht auf Geſetz und Prieſterthum gründe. In dieſer Jugendzeit ſchrieb Hippel Gedichte (über die Unzufriedenheit 1761 und Rhapſodien 1765) voll melancholiſcher Unmittelbarkeit in dem Style der alten Schleſier. Damals zog ihn das Weltleben in Petersburg trotz aller glänzenden Anerbietungen nicht an; Sinnigkeit und Empfindſamkeit dominirten noch in ihm, Elemente, die in die Lebensläufe eingefloſſen ſind, wo die Geſchichte Wilhelminens eine Epiſode in Yoricks Geſchmack bildet, die ſchon darum das Anziehendſte in ſämmtlichen Schriften Hippels iſt, weil ſie theilweiſe trefflich erzählt iſt und mehr zu leſen gibt als geſchrieben ſteht, während uns in der Manier des Verfaſſers ſonſt nichts geſchenkt wird. Auch dieſe Geſchichte wird manche Reminiſcenz aus der Jugendliebe Hippels enthalten, die den Wendepunkt ſeines Charakters entſchied. Er liebte ein Mädchen über ſeinem Stande, und ging von der Theologie zum Jus über, mit dem Entſchluſſe, an Stand und Vermögen ihr gleich zu werden; er verfolgte fortan in der That ein planmäßiges Beſtreben nach Erwerb und Ehren, das ihn zu Neid und Geiz, zu Spionerei und Heimlichkeit in Amt und Schriftſtellerei, und zu mistrauiſcher Verſtellung gegen ſeine intimſten Freunde verleitete; er ward nun ſtets politiſcher und unruhiger, und hatte es zu erfahren, daß den Menſchen die Verhältniſſe, denen er ſich hingibt, gegen ſeinen Willen und beſſere Einſicht fortreißen. Er ſuchte 1787 den alten Adel ſeiner Familie hervor (auch dieß kommt in den Lebensläufen vor), Er, der ſo ſehr das Glück des Mittelſtandes pries! Er ward von ſeinen Freunden darüber aufgezogen, nahm es übel und wünſchte doch gelegentlich ein Landgeiſtlicher geblieben zu ſein, und als er ſeine Selbſtbiographie (Gotha, 1800) niederſchrieb, rieth er ſeiner Familie, dem Mittelſtande treu zu bleiben und empfahl ihr den Beruf des Geiſtlichen. Mit dieſem Widerſpruche ſeines Weſens misfiel er ſeinen nächſten Bekannten nur darum nicht, weil er ſie alle täuſchte. Der einzige Hamann witterte etwas von ſeiner wahren Natur. Er liebte und ſchätzte ihn ohne ihm zu trauen, d. h. er erwiederte Hippeln in deſſen eignem Style. Er wunderte

ſich über deſſen Gabe, das Conträre zu vereinigen, Luxus und Oekonomie, Weisheit und Thorheit; als man ihn ganz in dem activen Lebensſyſteme vergraben ſah, als Bürgermeiſter, Polizeidirector, Criminalrichter thätig, als Geſellſchafter, Gärtner, Bauliebhaber und Sammler zerſtreut, ſagte er dennoch von ihm aus, daß er wiewohl zum Redner, Schauſpieler und Staatsmann ganz geboren, doch eben ſo viele Talente zur ſpeculativen Ruhe beſitze. Sein Verſtellungsſyſtem, ſein Verhalten der Wahrheit mit jedem Gegenmittel, das ihm ſeine lebendige Einbildungskraft eingab, ſchien Hamann ganz zu durchſchauen. Anders war es bei Scheffner, zu dem Hippel in Briefen eine faſt ſchwärmeriſche Freundſchaft äußerte. Er erfuhr aus den Papieren Hippels nach ſeinem Tode, daß er auch gegen ihn Komödie geſpielt habe, und er hatte gewiß Unrecht, ſeine ganze Freundſchaft für Täuſchung zu halten und Hippels Charakter wie mit aller Abſichtlichkeit auf das Schlechte und deſſen Verhehlung angelegt darzuſtellen. Dieſe Aufhüllung iſt die natürliche Strafe für die Verſtecktheit, die ſie provocirte, aber, wie ſich im Menſchen Böſes und Gutes kreuzt, ſo iſt immer eine Unwahrheit im Spiele, wo man Alles zum Schlimmen kehrt [39].

Ein Mann, der ſo entſchieden an dem Idealen und Praktiſchen der menſchlichen Natur participirte, fiel in einer Zeit, die ganz im Koloſſalen dieſe ſtreitigen Richtungen theilte, nothwendig auf ein Intereſſe an jenen geheimen Geſellſchaften, die eben dieſer Trieb der Zeit, das Bedürfniß und die Sehnſucht nach einer beſſeren Menſchheit innerhalb der gegebenen, geſtaltete. Er trat ſehr früh in die Freimaurerverbindung ein, und behauptete ihr ſeine Welt- und Menſchenkenntniß zu danken. Er gab ſich allen Träu-

---

39) Scheffner ſagt von ihm in ſeiner Autobiographie: „Seine früheſte Leidenſchaft war der Ehrgeiz, dem die Ueberzeugung von eigenem Werth und Kopfe Nahrung gab; um durch Reichthum ſeinen Ehrgeiz leichter zu befriedigen, ward er auch geldgeizig, und weil er über die Sittlichkeit dieſer Eigenſchaften nicht mit ſich einig werden konnte, ſo verbarg er ſeine Erwerbſucht noch mehr als ſeinen Hang zur Wolluſt. Keine Leidenſchaft mag aber die Vergütigung des durch ſie angeſtellten Schadens aus ſich ſelbſt hernehmen und ſich etwas entziehen; ſie greift lieber zu einem außerhalb liegenden Befriedigungsmittel, und ſo griff Hippel zur Religioſität und ſtürzte ſich in eine Andachtsbrandung, die der Leſer um das Eiland ſeiner Schriften ſchäumen ſieht."

men und idealiſchen Hoffnungen auf dieſe Geſellſchaft hin, die in Königsberg eine Hauptſtätte hatte, wo der Oberhofprediger Stark, ihr thätiger Beförderer, eine Zeit lang in Amt und Würde ſtand. Hippel durchging alle Grade, und ließ ſich in allen täuſchen; er legte ſich eine Sammlung über die Geſchichte der Freimaurerei an, und ließ mauereriſche Reden drucken; er verflocht ſich auch in den clericaliſchen Orden; es war ihm Ernſt, dieſen Verbindungen eine moraliſche Richtung zu geben, er fand aber den Clubbgeiſt unüberwindlich. Später verſuchte man ihn daher vergeblich in den Illuminatenorden zu bringen; er kehrte ſich gegen alle ſolche Geſellſchaften, und ſeine Kreuz= und Querzüge ſind der Beweis, wie ſehr er ſich in dieſe Angelegenheiten vertieft hatte und wie ſehr er davon zurückgekommen war. Er führt den Helden, einen ermäßigtern Don Quixote mit einem veredelten Sancho Panſa durch allerhand Orden und Weihungen, Prüfungen und Täuſchungen hindurch, wieder ohne allen Reiz der poetiſchen Einkleidung. Die Tendenzen begegnen uns nackt, ohne daß die äſthetiſche Compoſition ſie lebhaft verſinnlichte und einprägte. Der Hang zu Hieroglyphen, zum Wunderbaren und Geheimnißvollen wird in dem Menſchen als eine natürliche und edle Anlage gerechtfertigt, die Begeiſterung dafür in der Jugend als das Zeichen eines unverdorbenen Gemüths hervorgehoben, der Vernünftigſte kann in gewiſſen Jahren nicht beſſer ſpielen. Was die Sympathie für dieſe Geſellſchaften nährt, iſt edle Neugier, Lebensverachtung, Stolz, politiſcher Druck, Langeweile, und der „Gränzſtreit in Hinſicht der theoretiſchen Vernunft und Unkunde der Vorſchriften der praktiſchen.“ Allein nur der Jugend wird dieſer dunkle Drang vergeben. Einmal muß man die Kinderſchuhe ausziehen. Jeder ſuche für ſeinen Theil ſich für das Reich Gottes vorzubereiten, und ſeine Lection zu lernen, daß es gut im Ganzen ſtehe. Ausgewählte werden im Stillen fördern, aber eben dieſe legen es nicht darauf an, eine Brüdergemeinde zu ſtiften, eine Stadt Gottes zu bauen, und Bande der Natur zu zerreißen, ſie rufen nicht nach Licht, indem ſie eine goldpapierene Sonne zeigen. Durch Unterricht und Erziehung ſoll dieß große Werk kommen, das durchaus im Kleinen und langſam kommen muß. Alles dieß, was die Querzüge lehren, lehrt Hippels ſonſtige Schriftſtellerei auch. Er hofft auf eine letzte fröhliche Zeit wo die Menſchheit die Kinderſchuhe ab=

legt, er will dieſe Hoffnung nicht einen Traum genannt wiſſen, die auf dem Glauben an die Menſchheit ruht; dieſer Glaube iſt ihm Weltpatriotismus. Er iſt wie Jean Paul ein Staatsidealiſt, ein Weltbürger, und der Weltbürger ſchien ihm, wie Wielanden, der rechte Bürger der Stadt Gottes zu ſein. Auf dieſer politiſchen Seite wieder iſt dieſelbe Zwiſtigkeit in Hippels Thun und Reden, wie wir vorher in allgemeiner Betrachtung ſeiner Natur fanden. Wie ſehr er im Sinne der gewöhnlichen Beamtenpraktik ſeine bürgerlichen Stellen bekleidete, und ſich in die gemeine Politik fand, ſo ſehr iſt er doch in den Anſichten, die zerſtreut in ſeinem Büchlein von der Ehe (1774 u. f.), über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber (1792) und ſonſt liegen, ein eigentlicher Revolutionär. Ganz wie alle unſere Revolutionsgeiſter jener Zeit predigt er das große Naturevangelium in allen Fächern. Er thut es in der Poeſie, wie ſehr die ſeinige praktiſch abliegt von der Simplicität der Naturdichtung; nicht allein ausdrückliche Ausſprüche zu Gunſten der Poeſie, deren Seele Natur iſt, auch ſeine Vorliebe für lettiſche Volkslieder, die in den Lebensläufen laut wird, zeigt Hippeln dem Geſchmack ſeines Landsmanns Herder zugethan. So iſt es nun auch im Staat und im Recht. Er will die urſprüngliche Natur und das Reich der Kinder auch im Staate wieder haben, und ſeit der Revolution predigt er Menſchenrechte und politiſche Aufklärung, und findet es ſchrecklich, daß am Ende des 18. Jahrh. Frankreich noch mit der Freiheit ſchrecken kann; wie Hamann ſich gegen die lebloſe Wiſſenſchaft jeder Art ſträubt, ſo empört ſich Hippel gegen die Rechtswiſſenſchaft, die todt an ihr ſelbſt iſt [40]). Speciell hat ſich Hippel bekanntlich mit der Emancipation der Weiber abgegeben, und ganz in dem hyperrevolutionären Sinne, hinter dem die

---

40) In den Lebensläufen z. B.: „Das Weltrecht iſt aus dem codice genommen, der todt an ihm ſelbſt iſt; das rechte Recht aus dem lebendigen Specialfall, der eben vorliegt. Ein haarkleiner Unterſchied aus der Urſache, aus der Wirkung, wie verändert er die Sache! casus in terminis! welch ein dummdreiſtes Kunſtwort! iſt euch, ihr hochverordneten Rechtskenner, das Principium indiscernibilium denn ganz unbekannt, und (um euren Collegen ein lehrreiches Exempel darzuſtellen, einen wirklichen casum in terminis) thut der Arzt nicht wenigſtens, als ob er dem lebendigen Specialfall, der eben vorliegt, nach dem Leben, nach dem Pulſe faßte, obgleich auch Er nach dem Corpore juris Hypocratesiano ſein Urthel formt?“

franzöſiſche Revolution ſelbſt hier zurückblieb. In der erſten Ausgabe des Buchs über die Ehe herrſcht die Anſicht noch nicht, die der Frau die Mitherrſchaft im Hauſe, und die Fähigkeit zu Staatsämtern mittheilt. Erſt in die Ausgabe nach dem Ausbruch der Revolution findet ſie Eingang und in die Schrift über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber (1792). Es iſt gewiß richtig, daß Hippel ſich über die bürgerliche Bevormundung der Weiber ärgert, gewiß irrig, daß er den Frauen alle Fähigkeiten des Mannes beimißt, und gewiß abentheuerlich, wie er ſie erziehen will, um dieſe unterdrückten Fähigkeiten wieder empor zu heben. Dieſe philanthropiſchen Meinungen ſagten aber der damaligen Stimmung der Menſchen ſo ſehr zu, daß ſie ſelbſt in der politiſchen Theorie eines Hiſtorikers wie Spittler Wurzel faſſen konnten. Man führte immer zum Preiſe der weiblichen Natur die Eigenſchaften an, die ihnen ſelbſt einen Vorzug vor den Männern geben, ohne zu bedenken, daß ſie eben dieſe Eigenſchaften nur durch und für ihre Entfernung aus dem großen Strudel der Welt beſitzen, daß ſie nur darum ſo gut ſpielen, weil ſie mehr Zuſchauer als Mitſpieler ſind, worin unter andern der Grund jener Erſcheinung liegt, auf die alle dieſe Gynokraten ſo viel Gewicht legen, daß die meiſten Regentinnen ihre Stellung ſo vortrefflich ausgefüllt haben. Es mag ſein, daß wir in dieſem Falle, wie in ſo vielen, den Weg der Natur verloren haben; wir müſſen leider in dem vorgerückten Zeitalter der Welt die Natur wieder lernen, wir verfehlen ſie aber ganz gewiß völlig, wenn wir ſie ganz antipodiſch von jenem Wege gelegen denken, auf dem wir Unnatur gelernt haben.

In Hermes und Hippel pries man bald unſere Richardſons, Fieldings und Sternes, unſere deutſchen Originalſchriftſteller und Lehrer der Lebensweisheit. Die didaktiſchen, praktiſchen und doctrinären Beſtandtheile ihrer Romane und ihre äſthetiſche Formloſigkeit ſchadete ihrer Aufnahme nicht. Indeſſen fehlt es nicht an einer Reihe von Romanſchreibern, die ſich in eine contraſtirende Gruppe zuſammenſtellen, innerhalb welcher man mehr auf factiſche Compoſitionen als auf Weisheitskram, auf plane Darſtellung objectiver Originale mehr als auf ſubjective Originalität in der Schreibart achtete. Nur einige Häupter wollen wir aushebend aus dieſer Claſſe hervorheben, die abſinkend uns bald auf die gleichgültige Maſſe der trivialen Unterhaltungsromane herabführt, wäh-

rend wir Hippel mehr als einen untergeordneteren Vorläufer Jean Pauls betrachten dürfen. Auf dieſer Seite können wir den Abfall von Richardſon und deſſen ſentimentaler Manier zu der humoriſtiſchen beſtimmter zum Anknüpfungspunkte zwiſchen der neueren und alten Zeit machen. Noch vor Hermes nämlich erſchien (1760) der Grandiſon der Zweite von Joh. Carl Muſäus (aus Jena 1735—87), der etwa 20 Jahre ſpäter unter dem Titel des deutſchen Grandiſon (1781) völlig umgearbeitet wurde. Muſäus erſcheint hier als Gegner gegen das romantiſch-moraliſche Hochgefühl das ſich aus den Romanen Richardſons in die Gemüther einſchlich, und aus der Bewunderung der gigantesken Ideale von Menſchentugend, die darin aufgeſtellt ſind, hervorging. Er ſtellt, noch ehe Wieland im Don Sylvio auf den ähnlichen Gedanken gerieth, ſeinen Helden, den Herrn von Achten, genannt Neunhorn, als eine Art Don Quixote dar, dem die Lectüre des Grandiſon den Kopf verrückt; und in den ſpäteren Ausgaben geht den Grandiſonaden, die er ſpielt, noch eine Robinſonade voraus. Die Art des Humors iſt eine ganz andere, als die des Hermes und Hippel, und Muſäus war auch ſpäter ein erklärter Gegner gegen Hermes fremdartige und peinigende Täuſchungstheorie, ſo wie gegen ſeine moraliſirende Tendenz. Sein Roman ſollte ſeinen Werth in ſich ſelbſt und in dem Lebensbilde haben, das er entwirft; und deßhalb iſt nicht in Bei- und Nebenwerken das Verdienſt geſucht, ſondern in der Erzählung und Darſtellung eines Stoffes, der aus der Zeit lebendig gegriffen war. Der deutſche Humor „der ſich ſelbſtbelächelnden Hausväterlichkeit“ herrſcht darin vor, der ſich am natürlichſten neben Wielands behagliche Manier ſtellt, wie überhaupt die heitere, gutmüthige, launige Natur des Mannes und ſein ebnes Leben (ſeit 1763 in Weimar) zu Wielands paßte. Die „liebe Tauſendkünſtelei dieſes unſchädlichen Scherzes, die ſpielweiſe Läppchen und Bändchen am Kappenprunke der Narrheit verbrennt“, iſt gar oft in Deutſchland geprieſen worden; wir übrigens wiſſen dieſen Humor, der ſich nie zu Ernſt und Strenge hebt, weniger zu beneiden, als den Hippelſchen, der zuweilen zur ſchneidenden Satire wird. Er ſpielt auf der Oberfläche hin und wird nothwendig je weiterhin deſto unbedeutender und flacher. Muſäus phyſiognomiſche Reiſen (1778 ꝛc.) ſind noch ganz aus der Sphäre des Nationallebens genommen, und der Gedanke dazu hätte in einem über-

legenen Kopfe wie Lichtenbergs den fruchtbarſten und ergiebigſten Stoff für einen humoriſtiſchen Roman in Sterne's Art geſchaffen, der nur denkbar iſt. Allein nicht nur verdirbt der gezwungene Ton der neumodiſchen Genieſprache die Beweglichkeit des Vortrags, ſondern die naheliegendſten Motive für eine ſolche Compoſition ſind nicht einmal gehörig benutzt, und mit Unmuth ſieht man eine ſo ſchöne Aufgabe ganz reiz= und intereſſelos behandelt, und an Ungeſchicklichkeit und Dürftigkeit der Lebenskenntniß ſcheitern. Noch minderen Werth wird man auf die Volksmährchen (1782 ꝛc.) legen dürfen, denen man gekünſtelte Naivetät und in den ſpäteren Bänden ſogar Schmuck nicht mit Unrecht vorgeworfen hat. Muſäus iſt überall ein Gegner der herzbrechenden Empfindſamkeit und wollte dem Hange hierzu auch dieſe romantiſche Erzählungen entgegenſtellen. Das Unternehmen fließt ſchon aus der Schreib= und Leſeſeligkeit, aus der Voßens Ueberſetzung von 1001 Nacht, Reichardts Romanenbibliothek und Meißners Skizzen hervorgegangen ſind, Schriften, die die ungeheuere Flut der flachen Alltagslectüre zur Befriedigung des maßloſen trockenen Leſedurſtes der Nation hereinleiteten. Was vollends noch ſpäter folgte iſt noch unbedeutender, und daher ſchloſſen ſich denn die Lafontaine und Kotzebue natürlich als Muſäus nähere Jünger an. Wir machen hier an Muſäus jene Erfahrung, auf die wir ſchon vorher hindeuteten, die wir bei Hermes gemacht haben, und die wir an einer ganzen Reihe unſerer erſten Romanſchreiber noch machen können. Sie beginnen mit Werken, deren Stoff doch noch mit einigem Sinn aus einem lebendigen Intereſſe der Geſammtheit entlehnt war, und deren Behandlung doch noch einiges gewiſſenhafte Beſtreben zeigt, ſich ſelbſt vor dem Publikum Ehre zu machen. Allein ſobald der erſte Beifall erobert iſt und vollends die Erfahrung hinzukommt, daß außer dieſem erſten bei dem ſtets wachſenden Werthe des Neuen kein dauernder Beifall zu behaupten iſt, ſo ſorgen denn auch dieſe beſſeren Autoren hinfort für nichts als für Neues, bis ein anderes Geſchlecht ſich an ihre Stelle ſchiebt, das gar von jener erſten Verbindung zwiſchen Schriftſtellerei und Volksleben nichts mehr weiß. So, haben wir ſchon früher angedeutet, iſt es mit Miller, dem Verfaſſer des Siegwarts, ſo werden wir gleich ſehen, iſt es mit Wezel; ſo iſt es mit Knigge (bei Hannover 1753—96), der nach dem Romane ſeines Lebens (1781) eine Reihe von elenden Schreibereien

in die Welt ſchickte; ſo iſt mit dem Itzehoer Buchhändler Joh. Gottw. Müller (aus Hamburg 1744–1828). Dieſer, als er zuerſt in ſeinen Gedichten und in ſeiner Wochenſchrift der Deutſche (1771 ꝛc.) auftrat, ſchien ſich der höheren Poeſie Klopſtocks und Cramers, wie es dem Norddeutſchen anpaßte, nahe ſtellen zu wollen, und er that ſich in ſeinem Ring (1777), der erſten komiſchen Geſchichte, die er ſchrieb, nicht genug. Er nahm einen höheren Schwung, auf den er ſich ungefähr wie Wezel und ſehr in deſſen Style viel zu Gute thut, in dem berühmten Siegfried von Lindenberg (1779). Auch dieſes Buch iſt im Widerſpruche gegen Richardſons krankhafte Ideale geſchrieben, und es war dem Verfaſſer ſo wie Muſäus (die beide unter einander freundlich geſinnt waren und mit Nicolai gut ſtanden) ſelbſt wohl bekannt, daß der deutſche Grandiſon und Siegfried Zwillingsbrüder waren, wie durch ein Spiel der Natur, ohne daß Einer von dem Andern entlehnt hätte. Das Wunder ſcheint noch größer, wenn man Wielands Don Sylvio hinzu ſtellt; es wird aber ſehr klein, wenn man ſieht, daß die Uebereinſtimmung doch nur auf der gemeinſamen Nachahmung des Don Quixote ruht, indem der Originalität des Junker Siegfried ebenſo wie der des Sylvio und des Herrn von Achten der nächſte Anſtoß aus der Lectüre eines poetiſchen Werkes gegeben wird. Und auch dieß geſtaltet ſich doch bei Müller wieder ganz anders, auf deſſen Helden nicht die Lectüre des Volksbuches von Siegfried ſowohl eine bedeutſame Wirkung übt, als vielmehr der vorleſende Schulmeiſter, eine Art Squenz, der mit ſeinem Junker, dem Bilde rohen Naturverſtandes und Unverſtandes, in Contraſt geſetzt wird. Dieſe Figur iſt eigentlich ein ſehr gut getroffenes Gegenſtück zu jenen Vagabunden der Schelmenromane, die durch die Verhältniſſe Alles werden; den Junker hat die Natur zu etwas gemacht, da er aber außer alle Verhältniſſe geſtellt iſt, ſo bleibt er doch bei dem Mangel aller Erziehung ein Idiot, und wird aus dem Idioten unter den Einwirkungen ſeines Factotums ein Thor. Es lag ſehr nahe, daß Müller ſeiner Erfindung die Wendung gegeben hätte, mit ihr den ſouveränen Dünkel unſerer kleinen deutſchen Regenten zu perſifliren, allein dagegen proteſtirt er feierlich. Und ſtatt daß er weiterhin ſich bemüht hätte, fortzuſchreiten, ſo wurden die ſpätern Ausgaben des Siegfried verkünſtelter, was um ſo übler war, da nun das Caricaturartige und das Groteske der Anlage

deſto unangenehmer auffiel. Der Autor, einmal in Zug gekommen, fing an zu überſetzen (ſo die Geſchichte der Sevaramben 1783); dann ſich zu wiederholen, wie z. B. in den komiſchen Romanen aus den Papieren des braunen Mannes (1784) die Geſchichte der Waldheimer gleich wieder einen rohen, aber biedern Soldaten bringt, der auf ſeinen Gütern die Einwohner zu beglücken ſucht, und dabei ſeinen ehemaligen Feldſcheer zum Intendanten hat, wo es dann an der drolligen Provinzialredeweiſe, an burlesken Charakteren und grellkomiſchen Situationen ebenſowenig wie im Siegfried fehlt. So bleibt denn in den bändereichen ſpätern Sachen nichts übrig als der Ton der Luſtigkeit und Geſchwätzigkeit, den der Verfaſſer zu Anfang angeſtimmt hatte.

Ebenſo iſt es auch mit Joh. Karl Wezel (aus Sondershauſen 1747—1819). Bei ſeinem erſten Auftreten als Tragiker (im Grafen Wickham) ſchien er ganz ein andres zu verſprechen als er gar nicht viel ſpäter in ſeinen platten Luſtſpielen (1778 ff.) leiſtete, und ebenſo kündigte die Geſchichte des Tobias Knaut (1774) wenigſtens einen nachdenkenden Schriftſteller an, von dem man ganz gute Erwartungen haben durfte. Das Buch iſt jetzt vergeſſen; es hat auch für die Leſer des gewöhnlichen Schlags wenig Anziehendes, denn es iſt breit, mit unnützen Epiſoden, mit philoſophiſchen Excurſen durchſchoſſen, und bietet wenig Factiſches, was feſſeln könnte, dar. In der Zeit ſeiner Erſcheinung übrigens erkannte man den etwas tieferen Zug, den es vor ſo vielen platten Meßproducten voraus hatte, doch an; Schubart hielt Wielanden, Hamann hielt ſogar Herdern für den Verfaſſer; er fand ſo viele innere Merkmale, obzwar wenig äußere des Styls für dieſe Vermuthung. Die Darſtellung iſt plan, die Manier iſt die Sterniſche, aber verdünnt. Für die Einſicht in die Natur des Originals und des Romans, der ſich Originale zum Gegenſtande nimmt, iſt dieß unſtreitig das Lehrreichſte, was man leſen kann; das Thema iſt die Geſchichte der Entſtehung und Ausbildung eines Sonderlings, und Wezel arbeitet mit voller Planmäßigkeit und Bewußtheit des Verfahrens, durchaus nicht in der Gedankenloſigkeit jener Schreiber, die damals wohl offenherzig genug waren, gradehin zu geſtehen, daß ſie die Sterniſche Manier zu treffen hofften, wenn ſie beim Anfang ihrer Romane nicht wußten, wohin das Ende führen ſollte. So iſt der ſtrenge Pragmatismus des

humoriſtiſchen Romans hier nicht allein angewandt, ſondern auch gerechtfertigt. **Orditur ab ovo** iſt das Motto. Der Held iſt ein ganz vernachläßigtes Naturproduct, vier Fuß hoch, buckelicht, ganz ſtumpf und apathiſch, eine Figur, wie die Volksnarren früherer Zeiten. Hier haben die Verhältniſſe alſo Alles zu thun, was aus ihm werden ſoll. Nun werden die Quellen deſſen, was er geworden iſt, nachgeſucht. Die Eltern, heißt es gleich Anfangs, ſind die Bildner des Kindes in jedem Verſtand, nicht die blinde Natur; ſie ſind die Eltern nicht allein ſeines Körpers, ſondern auch ſeines Charakters, ſeines Glücks u. ſ. f. Im Unterricht, in der Erziehungsweiſe wird die Knospe zu verſchiednen Begebenheiten aus Knauts Leben nachgewieſen, an die kleinſten Fäden ſein Geſchicke geknüpft, wie z. B. ſeine Geſchichte ganz anders geworden ſein würde, wenn er nicht die Gewohnheit gehabt hätte, den Hut mit der linken Hand abzuziehen. Ueberall wird zu ſeinen Eigenheiten und Aufführungen das geheime Uhrwerk aufgeſucht. Er entflieht ſchon als Knabe ſeinen Eltern und nun liegt die Welt der picariſchen Romane vor ihm, „Kaiſer, König, Nobile, Gelehrter, Schuhflicker, Küchenjunge, Alles kann unſer Mitſpieler werden.“ Wir übergehen das Factiſche und Abentheuerliche wie das Philoſophiſche, und faſſen nur das Ende ins Auge. Der Held kommt unter andern Schickſalen zu einem Herrn, bei dem er ſeine Behauptung: unſere Glückſeligkeit ſei in uns — bewähren ſoll an einer Schüſſel voll Eicheln. Er verzehrt ſie, Herr und Frau finden Gefallen an ſeiner Sonderbarkeit, und er ſelber auch. Dieß war der Zeitpunkt, wo ſeiner Ehrbegierde, die bei ſeiner Organiſation ganz wo anders liegen mußte als bei geſunden Menſchen, ein Ziel geſetzt ward. Ein kleiner unbemerkter Umſtand thut dieß meiſtens in unſerm Leben. Eine Kleinigkeit weist unſerer Ehrliebe ihren Lieblingsgegenſtand an. Dieß ſei der Urſprung aller ſeltſamen Charaktere, die wir bewundern oder belachen; wer ſie erklären ſoll, müßte ihre geheimſten und kleinſten Begebenheiten und die feinſten Wirkungen derſelben kennen. Noch ward man in jenem Hauſe unſers Sonderlings ſatt, er ward weggewieſen, aber jetzt war ſein apathiſches Temperament ſchon empfindlich und reizbar geworden. Ein neuer Umgang gibt zur Empfindlichkeit Ehrbegierde und Ruhmſucht hinzu, es gehörte nur ein warmer Sonnenſtrahl dazu, um ſie fruchtbar zu machen. Wieder eine

andere Geſellſchaft, und er empfängt die Idee von einem angenehmen Wege zum unmittelbaren Glücke in ſtädtiſchen Kreiſen. Das Bewußtſein erwacht in ihm, daß ihm bisher nur Beſonderheiten Beifall geſchafft und daß er ſeiner Perſon nach auf dieſem Wege ſein Glück ſuchen müſſe. Nun fehlt nur noch der letzte Anſtoß des Schickſals, auf welche gewiſſe Art von Beſonderheiten es ihn leiten will; es iſt ungewiß, ob er ein Marktſchreier, Seiltänzer, paradoxer Philoſoph, Staatsmann u. ſ. w. werden wird, aber ein Sonderling wird er gewiß. — Hier bricht die Erzählung ab, die Wezeln ganz unter die Sterniſchen Nachahmer zu ſetzen ſcheint. Doch brechen hier und da die Züge hervor, die ihn den Genialitäten mehr angehörig zeigen, denen man ſonſt auf dieſer Seite entgegen iſt. Wezel theilt mit den Humoriſten die Polemik gegen die Sentimentalität; er richtete ſpäter ganze Werke, wie ſeine Wilhelmine und Hermann und Ulrike, gegen dieſen überſpannten Seelenzuſtand und die butterweichen Seelen und Tollhäusler, die ihn in Romanen verbreiten, er will den Roman nur mit Szenen des wahren Lebens ausgeſteuert, und zur bürgerlichen Epopöe gehoben wiſſen. Gegen die Genialität dagegen iſt er nicht, weder intellectuell noch moraliſch. Das Eine bezeugen ſeine ſpäteren Luſtſpiele, die z. Th. ganz auf Unſchicklichkeiten gebaut, z. Th. mit ihnen durchflochten ſind; es bezeugt es ſein offnes Bekenntniß, daß er gerne einen feinen Cynismus unter die Mädchen einführen, die Eitelkeiten der Schamhaftigkeit einſchränken, die Ziererei der Züchtigkeit und alle Grimaſſen bei der Sittlichkeit verbannen möchte. Das Andere belegt am beſten ſein Belphegor (1776), ein Roman in anderem Style, von Voltaires Candide angeregt, düſter, menſchenfeindlich, weit mehr als das finſterſte, was Klinger geſchrieben hat; Neid und Vorzugsſucht, lehrt deſſen Inhalt, ſeien die Hebel aller menſchlichen Handlungen, die Triebfedern der menſchlichen Natur. Das Motto bellum omnium contra omnes bezeichnet die Materie und die Stimmung, aus der ſie behandelt iſt. Das wüſte Werk zeigt uns leider nur, daß der Autor ſelbſt, nicht aber die Welt, von jenem Neide und jener Rangſucht erfüllt war, an dem er und ſein Talent zu Grunde ging. Schon in ſeinen Erſtlingswerken blitzt überall die ungeheure Einbildung des Schreibers hervor, er ſteigerte ſie nachher ſo ſehr, daß er meinte, die Nachwelt müſſe ihren andern Homer an ihm verehren. Es iſt

bekannt, daß er im Wahnſinne unterging, und ſeine Monomanie drehte ſich nach den Erzählungen derer, die ihn in ſeinem traurigen Zuſtande geſehen haben, immer um den Punkt der verletzten Eigenliebe herum. Sonderbar iſt es dabei, und es zeigt bei ihm eine ganz eigne Stumpfheit an (einen ſolchen Eindruck machen auch ſeine ſämmtlichen von aller Empfindung entblößten Schriften), daß bei ihm gar nichts von der wühlenden, tieferen Natur der Lenz und Aehnlicher erſcheint; alle ſeine zahlreichen Romane und Luſtſpiele ſind von ganz entſchiedner ſpießbürgerlicher Natur, und das ſelbſt da, wo wie im Kakerlak (1784) ſeine krankhafte Phantaſie ſchon merkbarer wird.

Sehen wir von Jean Paul ab, ſo hat uns die beſte der „bürgerlichen Epopöen", welche in dieſen Kreis gehören, mit ächterer Menſchenkenntniß ausgeſtattet, als die bisher berührten Werke, nach feineren Begriffen von der Eigenrichtigkeit und Originalität, die in Deutſchland beſonders nahe liegt, in ungezwungner und freierer Anlehnung an die Yorickſche Manier, Mor. Aug. v. Thümmel (bei Leipzig 1738—1817) geliefert, in den Reiſen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich (1791—1805). Das Werk iſt ziemlich ſpät begonnen und noch viel ſpäter vollendet worden, und es ſteht ſchon darum neben Jean Pauls Romanen auf einer gewiſſen Höhe dieſer Richtung. Haben ſchon alle die bisherigen Produkte immer in Lehre oder Gegenſtand einen Bezug auf einzelne Zweige der Bildung oder Literatur in Deutſchland gehabt, an denen ſich die gute Laune zu üben ſuchte, ſo iſt dieß hier in einer gewiſſen Allgemeinheit der Fall, die das Weſentliche der Krankhaftigkeit der Zeit ſo im Mittelpunkte zu faſſen ſucht, wie in andern Regionen der Fauſt, an den ſogar die Conception troß der bürgerlichen Sphäre, in die ſie herabgerückt iſt, etwas erinnern kann. Wenn man den Yorickſchen Nachahmertrupp in Deutſchland von der ſentimentalen Seite her kennt, und nicht allein in den beſſeren Produkten, ſondern in den Stümpereien des **servile imitatorum pecus** [41]), ſo begreift man, warum der Eifer

---

41) Darunter gehören z. B. die empfindſamen Reiſen durch Deutſchland (1771) von Schummel, voll von ganz platten Copien, elend ſeichtem Witz, peinlicher Schwatzhaftigkeit und Selbſtgefälligkeit. Dieſer bekennt ſich noch ganz frei zur Nachahmung; es gibt andere Yoricks bei uns, die bei

gegen die Empfindſamkeit ein ſo allgemeiner unter allen unſeren Humoriſten war. Thümmel auch nimmt ſich die Zerrbilder erdichteter Empfindungen zum Gegenſtand ſeiner Laune, ſo aber, daß er überall weit tiefere Blicke in die allgemeine menſchliche Natur, und in die beſonderen epidemiſchen Leiden der damaligen deutſchen Welt hineinſieht. Er ſtellt die Extreme von geiſtigem und ſinnlichem Leben, von Hypochondrie und Epicureismus gegeneinander, die ſo leicht die Uebergänge unter ſich vermitteln, wie es damals in Deutſchland ſo oft mit ſo üblen Folgen geſchah. Der Reiſende war in der Heimath über Büchern verkommen, er hatte über Leſen und Denken zuletzt verlernt, ſich in ſein eignes Daſein zu finden, er hatte ſeine Geſundheit eingebüßt. Sein Arzt gibt ihm den Rath, das Land des Leichtſinns aufzuſuchen und zu ſeiner geiſtigen und körperlichen Geneſung zu nützen. Er ſoll ſcherzen und lachen lernen, die Vielwiſſerei und die Bibliotheken meiden, Wein und Mädchen ſollen ſeine Philoſophie und ſeine Arznei ſein. Der Uebergang zu der neuen Lebensweiſe iſt plötzlich und leicht gemacht. Ein naives Naturkind begegnet ihm glücklicherweiſe zuerſt, das den ſpleeniſchen Deutſchen, der ſein edles, gutes, weiches pedantiſches Gefühl noch mitbringt, nicht mit ekler Sinnlichkeit abſtößt, vielmehr die ſeinige in einen feinen Reiz ſetzt. Bald ſteigert ſie ſich gelehrig. Der Zauber der Liebesempfindungen macht ihn bald zum Jeſuiten, zum Verführer, zum Feind der Platos und Rouſſeaus; er gründet auf die ſinnliche Luſt, wie es der deutſchen Empfindſamkeit und Sinnlichkeit Art und Weiſe iſt, gleich ein philoſophiſches Syſtem, er hat für ſie gleich eine moraliſche Rechtfertigung. Er entſchuldigt ſeinen Sündenfall mit dem heißen Klima, mit der Wißbegierde, pſychologiſche Experimente zu machen, mit Originalität und Starkgeiſterei, mit dem Kunſtgefühl, das er ſteigern wollte. So nackt zwar Thümmel ſchon hier die gute Lehre und Moral neben die böſen Facten ſtellt, ſo nackt iſt doch auch der Reiz und das Verführeriſche; Wieland hat dieß nicht ſo weit getrieben, und Schiller fällte ein übertrieben hartes Urtheil über Thümmels Werk, weil er nur die erſten,

Gott ſchwören, lieber betteln zu gehen als etwas nachzuahmen; und indem ſie dieß ſagen, brechen ſie ſchon, wie die Leſer Sterne's wiſſen, ihren Schwur.

nicht die letzten Bände geleſen hatte. Bei dem Reiſenden erhält nun die Wolluſt jenes Kleid pomphafter Eleganz, den die Philoſophie bei uns dem Gemeinen und Niedrigen überzuwerfen weiß. Es wird bei ihm Theorie, die lachenden Phantaſieen der Liebe dem Mordluſtigen, Schlachtgierigen in der menſchlichen Natur, der Politik und dem Kriege entgegenzuſtellen. Er will ſich die ſchlüpfrigen Umwege erlauben, wenn er die verwilderten Männer nur zu den Frauen rückführen könne; er will ſich keines wollüſtigen Bildes ſchämen, wenn er nur damit eine geſündere Nachkommenſchaft, Abkömmlinge einer befeuerteren Liebe erzielen könnte. Schon wünſcht er Rouſſeau etwas von ſeinem leichten Sinne; dann würde er zwar nicht Rouſſeau geweſen, nicht wie ein Elephant mit zermalmenden Schritten über unſere verdorbene Erde gegangen ſein. Die galanten Abentheuer bringen ihn in Gefahr und die Sophiſtik der Liebe lehrt ihn ſchon, um ſich herauszuhelfen, ein religiöſer Betrüger und täuſchender Wunderthäter zu werden, mit den Objecten die Farbe zu wechſeln; er fühlt ſich in den Künſten des Böſen ſchon ſo geübt, daß, wie ein Geſunder ſeinen Magen, ſo Er ſein Gewiſſen nicht mehr ſpürte. Die Gefahr, die Prüfung ſelbſt erhält Reize für ihn; es wird ein neuer Entſchuldigungsgrund für ſein geändertes Leben, daß er ſeine eigne Natur durch Erfahrung und Kenntniß der Welt will beſſer kennen lernen. Aber nun ſtürzt ihn das Uebermaß dieſes Lebens in eine Krankheit, die einen Wendepunkt bildet. Sein Arzt rettet ihn auch geiſtig. Er ſolle den Weiſungen der Natur folgen, hat ihn ſchon ſein erſter Arzt gelehrt; wohlgemerkt aber, der ſchönen Natur, fügt der jetzige beſchränkend hinzu. Der Eine hatte ihn auf Reiſen geſchickt, dieſer ſchickt ihn wieder nach Hauſe. Die Verhältniſſe und Begebenheiten, in die er bisher gerathen war, ſchienen die Rathſchläge des erſtern zu unterſtützen, und die folgenden begünſtigen die des neuen Arztes, die ſelbſt durch eine kleine Maſchinerie gefördert werden. Reizende Naturſzenen erſchüttern den Geſundenden, neue Bekanntſchaften und Vorfälle, der Beſuch eines Zuchthauſes und eines Irrenhauſes, Alles arbeitet zuſammen, das alte Weſen zu brechen, ihn aufzuklären darüber, daß er die ſittlichſten Triebe und Künſte zum Dienſte des Unſittlichen erniedrigt habe. Er hängt ſich nun mit einer Art Schwärmerei an die Szenen, die ſein Herz rühren und beſſern; man möchte ſagen,

Thümmel führt den Weg, den Wieland von der Schwärmerei zur Sinnlichkeit geführt hatte, grade zurück. Nun will der Reiſende gern ſeine Geſchichte dem Unerfahrnen vorſtellen, dem Lüſternen, dem Kenner, und es ſoll ihm lieb ſein, wenn ſie zuletzt von einer Nudität zur andern verlock an einer Warnungstafel anprallen. Er begegnet ſeinem erſten Arzte wieder, der ihm eröffnet, daß er ihn misverſtanden habe, wenn er meinte, er habe ihm eine leichtſinnige Behandlung des moraliſchen Menſchen gegen ſeine Hypochondrie, ein muthwilliges Beſtürmen der Natur gegen ſeine Krankheit angerathen. Dieß Geſpräch bildet den Schluß; es iſt nur ein moraliſches Ende da; mit dem Factiſchen täuſcht Thümmel den Leſer gleich Hermes, zu deſſen Ueberraſchungstheorie er ſich bekennt, mit dem er auch darin ähnlich iſt, daß er ſeine Charaktere, wenn nicht verſteckt, ſo doch hinterhält. Der Leſer ſoll deſto nachdrücklicher auf jenes Geſpräch hingewieſen werden, die Selbſtbekenntniſſe dort ſollen mehr Effect machen als Rouſſeaus. Der Abſicht nach iſt Thümmels Roman ſo gerechtfertigt, wie der Wahrheit nach; nur möchte jener Einwurf, den er ſich ſelbſt macht, immer ein Bedenken übriglaſſen: daß die Jugend ſo gern die ſittlichen Fehltritte aus ſolchen Schilderungen für nothwendig anſehen lernt und den Durchgang durch eine ſolche zügelloſe Periode als den gewöhnlichen Fortgang zur Erkenntniß. Uebrigens dürften wir uns immer wünſchen, daß alle unſere Romanſchreiber, die ſich mit ihrer Kenntniß der Welt und der Menſchen ſchmückten, ſich ein Beiſpiel an Thümmels Mäßigung genommen hätten, der auf Ein Werk ſeinen Fleiß concentrirte, ſo wie daß ſie etwas von ſeiner Erfahrung und ſeiner geſchmeidigen Eleganz hätten; ſo würden wir uns den Ausländern gegenüber in dieſer Gattung nicht ganz ſo verſteckt halten müſſen. Sie kam ohnehin zu keiner rechten Entwicklung, weil einmal die aufblühende Bühne die mittlern Talente alle auf das bürgerliche Drama und Luſtſpiel lockte, und dann weil der Stoff des praktiſchen Lebens zu gering war. Aus dieſer letztern Urſache kam es ſowohl, daß die Romane des platten geſelligen Lebens ſo bald überhand nahmen, als auch daß ſich dieſe Gattung, wo ſie noch einen ernſteren Bezug zur öffentlichen Kultur nahm, an die Wiſſenſchaft anſchloß, die in jeder Hinſicht bei uns näher lag und größere Bedeutung hatte, als das öffentliche Leben, ja die das öffentliche Leben ganz eigentlich ausmachte.

Wir wollen dieſen Anlehnungen nicht folgen, und den kurzen Streifzug in die Grenzgegenden der Wiſſenſchaften nicht machen, ehe wir Jean Paul eingeſchoben haben, der in der Gattung des humoriſtiſchen Romans den Culminationspunkt bildet. Es gehörte ein Mann von ſo ſcharfer Eigenrichtung dazu, der ſich dieſes bei uns verkommenen Zweiges ſo energiſch annehmen, der ihn fortpflegen ſollte, ſchon da er überall faſt ganz abgeſtorben war, und da ihm von jeder Seite her Trieb und Nahrungsſtoff entging. Denn das Intereſſe an dieſen Materien hielt ſich nicht den großen Begebenheiten gegenüber, die am Ende des Jahrh. die Welt in eine andre Lage rückten. Dieß hat Knebel irgendwo ganz vortrefflich ausgeſprochen, daß jene mittlere Art von Welt- und Menſchenkenntniß, die die Thorheiten, Leidenſchaften, Intriguen, Schwachheiten und alle kleinen Hebel des Menſchengetreibes als die wahre und einzige Welt anſieht und ſich mit dieſer Erkenntniß wunderbar hoch begabt fühlt, durch die Zeiten der franzöſiſchen Revolution etwas in Veraltung kam. Der einzige Buonaparte habe die Atmoſphäre der Welt über die Wichtigkeit dieſer Betteleien unendlich erhoben. Hiergegen hielt nur ein Mann aus, der von all dieſen Welthändeln in ſeinem Schneckenhäuschen wenig oder keine Notiz nahm.

2. Jean Paul.

Jean Paul Friedrich **Richter** (aus Wunſiedel 1763—1825) fällt zwar mit der Blüthe ſeiner Schriftſtellerei erſt an die Scheide der Jahrhunderte; er wurzelte aber mit ſeiner Jugend feſt in den Zeiten, wo ſich die große Spaltung der Genialitäten und der Nationalen kund that. Alle Elemente dieſer Periode, alle ihre Diſſonanzen und Widerſprüche, die Herzloſigkeit der Satire, die überſchwengliche Weichheit der Empfindung, die „Gemſenſprünge" einer zügelloſen Phantaſie, die nüchternen Anſichten eines geſunden Verſtandes, Reizbarkeit und Zähigkeit der Natur, Poeſie und Wiſſenſchaft, Liebe und Haß der Welt, Ideal und Reſignation ſchien ſich in dem Einen Mann wie in einem Gefäße zu ſammeln, und in einen gewiſſen Körper zu verbinden. Die wenigſten Zeitalter dürften geeignet ſein, eine ähnliche Geſtalt wieder einmal

aus den gleichen Beſtandtheilen darzuſtellen, die wenigſten Menſchen, wenn ſie auch aller einzelnen Elemente mächtig wären, ihn nur in der Beurtheilung zu reproduciren, weil der Verſuch in den meiſten Fällen misglückt, in die heterogenen Theile den bindenden elektriſchen Funken zu ſchlagen, zu dem vielſeitigen Charakter den ſpringenden Punkt zu finden, ohne den, nach Jean Pauls eigner Bemerkung, kein Charakter Leben und Bewegung hat. Der erſte Bildungsſchuß dieſes Mannes war auf einem empfänglichen und fruchtbaren Boden gleich anfangs ſo mächtig, daß nach ſeiner Vollendung der Wuchs ſtillſtand; und daher kam es, daß in Jean Paul viele Eigenheiten jener revolutionären Periode bis ins 19te Jahrh. herüberragten, wo eine ähnlichgeſtimmte Jugend ihm vorzugsweiſe gern die Hand reicht; daher kam es, daß die Schriften dieſes Mannes einer Gattung angehörten, die damals cultivirt, nachher vergeſſen ward, daß ſie ſpät und frühe eine entſchiedne Gleichartigkeit trugen, und einen ſolchen geſchichtlichen Fortgang, ſolche Perioden der Bildung, wie wir ſie bei Göthe und Schiller in aller Schärfe getrennt haben, gar nicht darbieten. Dieſe große Uniformität in Jean Pauls Bildung würde ſich noch ſchlagender darlegen, wenn wir ſein Leben von ihm ſelbſt beſchrieben beſäßen. Er hat bekanntlich nur den Anfang gemacht, „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ zu berichten; aber auch aus dieſem Fragmente lernen wir hinlänglich, daß er weder der Mann war, eine Geſchichte ſeiner ſelbſt zu ſchreiben, noch daß er eine eigentliche Geſchichte zu ſchreiben hatte, da ſein ganzes Leben nur eine Reihe von idyliſchen Zuſtänden zeigt, ohne merkliche Influenzen der Zeit, oder eines wechſelvollen Schickſals, oder eines wandelſüchtigen Geiſtes. Seine Biographie, die ſchon auf dem Titel mit einem Stiche auf Göthes **Dichtung** und Wahrheit nur Wirklichkeit zu berichten verhieß, würde darum weit entfernt geweſen ſein, eine pragmatiſche Geſchichte zu liefern, wie Göthe that; ſie würde ſich kaum in etwas von ſeinen Romanen, in denen er lediglich das deutſche Kleinleben ſchildert, unterſchieden haben. Nicht als ob er nicht in Wahrheit Wahrheit redete, nicht als ob die Dichtung, mit der er ſein Leben durchflechten wollte, dieſer Wahrheit Abbruch gethan haben würde, allein in ſeiner Geſchichte würde ſich nach den erſten Jahrzehnten und ſchon während dieſer lauter Beſtand und Beharren gezeigt haben, kein Fortgang; man würde keine unmittelbarere

Kenntniß ſeines Weſens erhalten, als man ſie ſchon durch ſeine Werke beſitzt, die nur das genaue Abbild ſeines innern Lebens ſind. Die Verhältniſſe wirkten wenig auf den einmal geformten Charakter ein, und daher tadelt er Göthen um die Aeußerung, daß der Menſch um jedes Jahrzehent ſich ändere; er ſtreitet gegen die Möglichkeit, einen Autor aus den Umſtänden zu erklären; der Menſch ſei ſein eignes Licht und Schein, ſagt er im Gegenſatze zu Göthe, der nichts übrig zu behalten fürchtete, wenn er ſich nehme, was ihm die Verhältniſſe und die Menſchen gegeben. Er geſteht damit ein, daß er keine Fähigkeit zum eigentlichen Biographen hatte, wie gern er den poetiſchen ſpielte; er bekennt es auch gradezu, daß er von ſich ſelbſt nicht gekannt ſei; er benutzt die Jugendgeſchichte, die er ſchrieb, durchaus nicht in den pragmatiſchen Zwecken aller der humoriſtiſchen Biographen, daß er in den Zügen derſelben das Vorleben des ſpätern Menſchen nachwieſe, Alles ſteht vereinzelt, in eine Reihe gefädelt ohne nothwendige Ordnung oder einen beſtimmten Zweck. Wie in ſeinen Romanen die Erzählung dürftig iſt, die Reflexion breit, ſo würde es hier geweſen ſein. Er hat keinen Sinn für Thatſachen, denn, ſagt er, ich kann tauſend auslaſſen und tauſend anführen und doch weder in jenen noch in dieſen ein rechtes Urtheil begründen. Aber der rechte Hiſtoriker kann zehn anführen und mit dieſen ausrichten, was er ſich nicht mit tauſend getraute.

Ich verſuche dieſes Geſchäft, ohne für dieſen rechten Hiſtoriker gelten zu wollen, und ohne mich über die große Schwierigkeit zu täuſchen. Bei einem Schriftſteller wie Jean Paul, der nach einer von Lichtenberg treffend gefundenen Bemerkung alles Intereſſe von ſeinen Werken ab auf ſich ſelbſt und ſeinen Geiſt lenkt, der ſo ganz mit ſeiner Perſon vordrängt und die Theilnahme an ſeinen Geſchichten und Charakteren verdrängt, iſt nichts natürlicher, als daß jeder Beurtheiler, wie es in der That iſt, gleich gegen oder für die Perſönlichkeit mehr Parthei nimmt, als für oder gegen die Schriften an ſich, und daß, wie der Autor pathologiſch ſchreibt, ſo das Urtheil über ihn pathologiſch und leidenſchaftlich wird. Jean Paul ſelbſt hat ſich über den Mangel competenter Kritiker und Beurtheiler ſeiner Werke oft beſchwert, und es iſt manchmal, als ob er dieſem Mangel ſelbſt habe abhelfen wollen, indem er bald in ſcherzhaftem Lobe unter tauſend Wen=

dungen auf ſeine z. Th. vergeſſenen Opera wieder hinweist, bald ſeine eignen Fehler aufdeckt und dann beweist, daß es ihm gelegentlich an richtiger Selbſtkritik weniger fehlt, als an dem factiſchen Nachdruck, der eine willenskräftige Einſicht begleitet haben würde. Jean Paul klagte vielfach, daß er nichts als decidirte Lober und Tadler gefunden habe, daß ſeine kälteſten Leſer ihn keiner Verbeſſerung für fähig gehalten, ſeine wärmſten keiner für bedürftig. Dieß iſt ſo wahr, daß wir unter ſeinem Publikum nie andere als ſolche partheite Leſer gewahren: Männer, wie Göthe und Schiller, die er nicht anders als mit einem anfänglichen wunderlichen Eindruck afficirte, und Andere, wie Fr. v. Oertel, dem er ein Apoſtel ſchien, der ſchon denen gram war, die ihn nur kunſtmäßig loben wollten; ſentimentale Damen, die die Locken ſeines Pudels auf der Bruſt tragen, und dürre Weltmänner, denen ihre Frauen witzig nachſagten, ſie liebten den Dichter ſo wenig, daß ſie nie eine Zeile von ihm geleſen hätten. Selbſt dieſer Witz enthält ſo viel natürliche Wahrheit! Wer ein gewiſſes Alter überſchritten hat, wer von einer Lectüre ſeinem Verſtande Rechenſchaft geben will, den wird Jean Pauls Schreibart in kürzeſter Zeit anwidern, und er wird, ohne weiter geleſen zu haben, ſein Urtheil bald fixiren dürfen. Wer in idealen Jugendträumen ſchwärmt, wen ein geſteigertes Sittlichkeitsgefühl zu dem Dichter führt, der mit Herder gegen die licentiöſen Poeten eiferte, „die zerſtörten Zerſtörer, die die Zahl der Sünder, nicht der Dichter vermehren“, Frauen und Jünglinge, die „am Setzſtabe des Zeigefingers“ über die dunkeln und wunderlichen Stellen ſeiner Schriften wegſpringen, die von dem Exemtionsdecret und der Erlaubniß Gebrauch machen, die ihnen der Autor ſelbſt gab, ſeine Satiren zu überhüpfen, ſolche werden ſich durch keinen Einwurf ihre Gefühle ſtören laſſen, und ſie zu heilen, iſt bei den Leſern das beſte Mittel die Reife der Jahre, bei den Leſerinnen, daß man ſie erſucht, ihre Lieblingswerke Wort für Wort laut vorzuleſen und möglichſt zu erklären. Dieß letztere Mittel hätte vielleicht, da wir doch kein Publikum hatten, das mit einem entſchiednen Geſchmacke im Großen dem excentriſch-originalen Autor entgegengetreten wäre, ihn ſelbſt aufmerkſam machen können, wie ſehr er das Beſſere ſah und dem Schlimmern folgte; er konnte ſelbſt das Vorleſen nicht leiden und machte ſich ſchwer-

lich je deutlich warum nicht; er arbeitete in ſtrenger Einſamkeit vor ſich hin, ohne ſich im Geringſten mitzutheilen. In dem Streit über ſeine Qualitäten fragt er ſich, welcher Meinung ein Autor anhängen ſolle, und findet, am ſchicklichſten ſeiner eignen. Daraus folgte denn zuletzt wohl natürlich, daß die Nation endlich auch ihre Parthie ergriff; ſie wird ihn nie zu ihren gefeierten Dichtern in Eine Linie ſtellen, das werden die Verleger der Werke am beſten bezeugen können. Die Tadler werden immer die Ueberhand behalten, und ſchon darum, weil die meiſte Unpartheilichkeit faſt nothwendig auf ihrer Seite ſein muß. Denn der beſte Beurtheiler von Jean Paul wird der ſein, der einmal mit ihm geſchwärmt, und dann ſich gefaßt hat, der die möglichſt vielen Saiten, die ſeine Schriften berühren, in ſich anklingen hörte und ſich Rechenſchaft von ſeinen guten Eigenſchaften geben kann, ohne für ſeine üblen blind zu bleiben; es iſt aber gar kein denkbarer Fall, daß ein Tadler Jean Pauls zu ſeinem Lobredner werde, ſein Lobredner wird im natürlichen Gang der Dinge zuletzt zum Tadler. Eine Mitte zu halten, iſt bei einem Schriftſteller, der ſelbſt keine Mitte gehalten hat, faſt unmöglich.

Jean Paul war in unendlich kleinen und beſchränkten Verhältniſſen aufgewachſen. Ohne Schule, ohne Unterricht, ohne Umgang blieb er in ſeiner Kindheit einer überſchwenglichen Phantaſie überlaſſen, die in der idylliſchen Leere umher nichts als unbeſtimmte Sehnſuchten in ihm weckte, die ihn mit Geiſterfurcht und andern dunklen Vorſtellungen füllte, deren Verarbeitung ihn in ſtiller Verſchloſſenheit beſchäftigte; die Einſamkeit des Dorfs, „die Theilnahme an Jedem, der wie ein Menſch ausſieht, brütete eine verdichtete Menſchenliebe, die rechte Schlagkraft des Herzens", vielleicht eine zu warme, in dem Knaben aus, und alle dieſe wenigen und regen Eindrücke wuchſen in ſeinem beſchäftigten Innern zu einem unendlichen Stillleben, wie in Jung Stilling, der in ähnlichen Lagen ſeine Kindheit verbrachte und die ähnliche Liebe zu dieſer erſten Zeit in ſich feſthielt. Als er mit 12 Jahren nach Schwarzenbach kam, fiel er plötzlich in einen vielartigen Unterricht, wo er fliegende Fortſchritte machte; er ſprang vom Latein zum Griechiſchen und Hebräiſchen und fing gleich als Knabe an, ſich weitläufige Notizen zu machen, die Liebhaberei für das Kleinweſen auch der Gelehrſamkeit in ſich auszubilden. Die Glut der

Empfindungen, die Träume der Phantaſie fanden hier neben den Schulpflichten noch Raum genug; er las Romane, und den ältren Robinſon; er trug eine ſtille kindliche Liebe in ſich; er ging, ſobald er Clavierunterricht empfing, dem Phantaſiren, der „Selbſtfreilaſſung" nach; nur was ſonſt des lernbegierigen Knaben liebſte Thätigkeit zu ſein pflegt, was ihm einen geſunden Erwerb von Kenntniſſen ſichert, der ihn von Phantasmen und von den Trockenheiten des meiſten Schulunterrichts gleich entfernt hält, Geſchichte, Geographie und klaſſiſche Literatur blieb Jean Paul nicht allein damals, ſondern auch durch ſein ganzes Leben hin ſo gut wie fremd. Als er **1779** Leipzig beziehen ſollte, traf ihn plötzliche und völlige Verarmung durch den Tod ſeines Vaters; dieß nöthigte ihn auf Erwerb zu ſinnen und er fiel auf die leidigſte Quelle, die Schriftſtellerei. Er hörte nun keine Collegien, las keine Bücher, als ſolche, die ihm für ſeine Zwecke gleich nützlich waren, er eignete ſich nur das Homogene daraus an, er wandte alſo den erſten innerſten Fleiß des Alters, das die Grundlage zur ferneren Bildung legt, nur dazu an, die ſchon fertige Richtung ſeines Geiſtes mit einer Maſſe gleichartiger Elemente zu verſtärken, nicht dem noch lenkbaren Geiſte vergleichend und verſuchend eine zuſagende Richtung zu finden. Bei dieſer Thätigkeit gewahren wir zugleich ſchon in ſeinem **17—18**ten Jahre eine Frühreife, die von einem ungemein energiſchen innern Jugendleben zeugt, und die es uns erklärt, daß Jean Paul den Geiſt der Jugend feſthielt, den Sinnes- und den Empfindungskreis der Jugend, der den meiſten Menſchen dunkel verläuft und verloren geht, mit einer merkwürdigen Klarheit des frühen Bewußtſeins auffaßte, und ihn, der ſeiner Natur nach der Dämmerung angehört, eben ſo oft an das helle Licht zog, als er ihn andremale von dieſem natürlichen Dunkel umhüllt läßt. Der Charakter der Juvenilität blieb bei ihm von ſeiner erſten Fixirung an feſtſtehen, und erklärt uns ſein Weſen und ſeine Schriften ſo, wie Herder in ähnlicher Weiſe die eigenthümliche Entwicklung der Swedenborg und Zinzendorf erklärte, und wie wir Lavaters originale Erſcheinung erklären können.

Unendlichemale hat Jean Paul ſeine Ausſprüche über den Werth ſeiner Jugend wiederholt und variirt. Er ſah auf nichts Zauberiſcheres zurück als auf das innere Leben jener Zeit, die äußerlich die gedrückteſte war, die leicht ein Jüngling ertragen;

er ſehnte ſich immer nach den beſcheidnen Phantaſien dieſer bedürfnißvollen Zeit zurück, wo das Schickſal mit dem Wenigſten, mit einem unbedeutenden Mädchen, mit etwas Muſik und Mondſchein ſein Herz ſeliger machen konnte, als ſpäter mit Millionen. Er wollte aus ſeinen ſpätern Jahrzehnten alle Güter, die dieſen eigenthümlich ſind, gern hingeben, aber keines aus dem zweiten; den Himmel, den man ihm dadurch umwölkte, könne ihm Niemand wiederbringen. Mit allen Leiden ſeines ſpätern Alters vermiſchte ſich ihm ſeine Jugend; ſie benahm ihnen ihr Schmerzhaftes, ſagt er, und verwandelte ſie in ſüße Melancholie; die Kindheit mußte ihm mit der Vergangenheit oft Gegenwart und Zukunft erſetzen. Wie vielmal blickte er mit ſchmerzlicher Sehnſucht auf jene lächerliche und reine heilige Zeit zurück, wo er ſovielmal „dummer, und glücklicher, und närriſcher und tugendhafter, wo er noch nicht aus dem Jugendparadieſe herausgejagt war!" Und das ſchien ihm die Beſtimmung des Dichters, oder doch der Charakter des Dichters zu ſein, daß er ein ewiger Jüngling bleibe, daß er „das, was andere Menſchen nur einmal ſind, nämlich verliebt, oder nur nach dem Pontak, nämlich berauſcht, den ganzen Tag, das ganze Leben hindurch ſei." So iſt denn wohl erklärlich, daß Jean Pauls Werke ſo viele Reminiscenzen aus ſeiner eignen Jugendgeſchichte enthalten, wie daß ſeine Jugendgeſchichte wieder ganz gleich einem Roman klang. Wie Hippel trug er ſein Leben, und vorzugsweiſe das Leben ſeiner Jugend in ſeine Schriften. Er fand, daß alle Autoren ihre Helden nach ſich ſelber geſtalteten; ja nicht allein ſchnitt er ſeine Geſchichten nach ſeinen eignen Erlebniſſen zu, er wollte auch bemerkt haben, daß das Schickſal nach dem Plan ſeiner Erzählungen ſeine eigne Geſchichte formte. Er bezeichnete nach der Reihe die Abdrücke der Wirklichkeit in ſeinen Dichtungen ſelbſt: „was von Firleins Treibjagd in einer hebräiſchen Foliobibel nach größeren, kleineren, umgekehrten Buchſtaben geſchrieben ſteht, läßt ſich wörtlich mit allen Umſtänden auf ſein eignes Leben anwenden"; ſeinen Haus- und Winkelſinn bildete er im Wuz, Fibel u. A. ab, die mächtigen Flüge ſeiner in Einſamkeit rege gewordnen Phantaſie in dem Helden der unſichtbaren Loge; in den Flegeljahren zertrennte er ſich in Vult und Walt, und er hatte in den Vorfällen bei ſeinen Erſtlingsdrucken alle die kleinen Thorheiten durchgemacht, die er dort in Walten ſchildert; im Titan erſchöpfte er die Ideale

ſeines Herzens und ſchuf das Innerſte ſeiner Seele ſo darin nach, daß ihn ſpäter die Lectüre dieſes Werkes zu ſtark ergriff; die Glut ſeiner Freundſchaftsliebe hauchte er den Victor und Albano ein; und ſeine Freunde erſchienen idealiſirt und geſteigert in der Gruppe ſeiner Charaktere. Manches Harte in dem Bau ſeiner Romane, das die Gemüther beleidigte, die er zart gewöhnt hatte, entſchuldigte er mit der eckigen Wirklichkeit, die ihn ähnliche Härten erleben ließ, welche im bloßen poetiſchen Reflex, meinte er, leichter zu ertragen ſein müßten. Dieß iſt derſelbe äſthetiſche Realismus, den wir bei den humoriſtiſchen Schriftſtellern ſo häufig finden, und er iſt verbunden mit dem allgemeinen Spiritualismus und Idealismus, den Jean Paul wie ſo viele unter dieſer Klaſſe in das Leben ſelbſt hineintrugen.

Und dieß eben, weil er die Welt nur aus dem Geſichte der Jugend anſehen mochte, die Alles idealiſirt, und die eben darum in der Poeſie gern einmal um die Wahrheit das Ideal preis gibt. Wenn man ſich von Allem, was uns in Jean Pauls Werken mit beſonderm Nachdruck behandelt, was uns fremdartig und eigenthümlich in ſeinen Meinungen, was uns als Lieblingsgegenſtand ſeiner Muſe erſcheint, deutlich Rechenſchaft gibt, ſo ſieht man klar, daß es vorzugsweiſe ſolche Eigenheiten ſind, die der Jugend natürlich, die ihr wichtig ſind, und daß ſie ſich darum ſo auffällig ausnehmen, weil ſie in einem ungeziemenden Alter feſtgehalten und darum in einer extremen Weiſe ausgebildet ſind, die den nüchternen Kenner der Welt befremdet, der den Enthuſiasmus im greiſen Kopfe und den Schauder vor der wirklichen Welt in dem gereiften Mann nicht dulden mag. Das Jugendalter hat für den Menſchen darum ſo unſäglichen Reiz, weil es die Zeit idealer Beſtimmbarkeit iſt, weil es der Unendlichkeit der Hoffnungen und Erwartungen freien Spielraum gibt, die wir auf den werdenden Menſchen gründen können. Eben dieſelbe Beſtimmbarkeit ſah Jean Paul in dem ganzen Menſchengeſchlechte; er gab daher Nichts auf das, was der Menſch war, aber Alles auf das, was er nach den Möglichkeiten, die ihm ſein Inneres erſchafft, werden kann und was ein zukünftiges Leben in ihm zu reifen verſpricht. Iſt man erſt auf dieſe Weiſe dem äußern Leben entfremdet und auf das innere angewieſen, ſo wird man ſich natürlich nach der Zeit vorzugsweiſe neigen, in der die Phantaſie am lebendigſten ſpielt,

in der das Gebiet der Ideale am weiteſten iſt. Ueberall begegnen wir daher in Jean Paul dieſen befeſtigten Gebilden aus der Kindheit, und ſein Weſen geht auf in dem Begriffe eines jung gebliebenen Menſchen, wenn man die Zufälligkeiten grade ſeiner Jugend dabei in gehörigen Anſchlag bringt. Sieht man auf das Moraliſche, ſo blickt in ihm überall der Sinn für die Unſchuld und Reinheit der erſten Jahre hervor, und das zog jene ſittigen Frauen mitten in Weimar, unter dem Kreiſe unſerer gefeierten Dichter, zur Zeit deren ſchönſter Blüthe, ſo nahe zu ihm, daß er neues moraliſches Leben und Tugend und Gefühl in die misbrauchte Dichtkunſt zu bringen ſchien. Seine Schriften bringen eine Unſumme ſchöner Grundſätze und Reflexionen, von Handlungen bringen ſie wenig, wie ſein eignes Leben nicht ein erſprießliches heißen kann. Dieß iſt nun ganz Jugendart; denn dieſe Zeit iſt zum Sammeln und zum Reflectiren beſtimmt, ehe ſie in die wirkliche Welt handelnd eingreift, und es ſteht ihr natürlich an, daß ſie in einem Dichter, wie Jean Paul, jene Maximen einer großartigen Tugend aufſucht, und jene Allmacht ſchöner Empfindungen bewundert, die weit über das gemeine Leben emporheben. Schon frühe begann Jean Paul in ſeiner Nothzeit ein Andachtsbüchlein zu führen, in dem er ſich moraliſch überwachte, und Betrachtungen anſtellte, die auf aſcetiſche Schmerzunterdrückung, auf Gleichgültigkeit gegen Ehre und Ruhm, auf Bezwingung der Leidenſchaften, auf jede ſtrenge Forderung der Vernunft ausgehen; er recipirte ſeine Tugenden und Laſter wie ſeine Einfälle und Leſefrüchte, er verbollwerkte ſich gegen das Böſe, und ſo wuchs in ihm eine „Allliebe, die ſeines ganzen Lebens und Dichtens Grundcharakter ward,“ und er ſchilderte in ſeinen Werken eine angeſpannte Tugend, die wohl unterweilen ſogar ſeinen wärmſten Verehrerinnen voll Unnatur und beunruhigender Symptome ſchien. Wenn er auch im Leben hinter den anfangs gefaßten Grundſätzen zurückblieb, und die blinden Aufopferungen, zu denen er in Jugend und Armuth fähig war, nicht mehr zur Pflicht gerechnet haben würde, ſo ſehen wir doch in ſeinen Schriften überall, wie der Glaube an eine große Menſchheit, an einzelne hohe Menſchen, wie die geſteigerten Begriffe von Freundſchaft, von Liebe, von Tugend in der Weiſe durchgehen, wie wir ſie nur in edlen Jünglingen finden, denen die Welt noch fremd iſt. Mit dieſen hohen Forderungen tritt nun die Ju-

gend in die wirkliche Welt ein, die den rohen Edelſtein zu ſchleifen beſtimmt iſt, wenn er ihre ätzende Schärfe aushält. Sie ſteht immer drohend hinter dem Glücke der Kindheit, ſie macht es mit ihren hervorragenden Täuſchungen zu einer ſchmerzlichen Seligkeit. Nichts hat Jean Paul vortrefflicher geſchildert als dieſen Stoß des Ideals auf die Wirklichkeit; nichts hat er zarter gehalten als die Miſchung von Lächerlichem und Rührendem, was dieſe Situation mit ſich bringt; nirgends hätte er leichter wahrhaft claſſiſch werden können, als hier, und wo er am meiſten Maß gehalten hat, in den Flegeljahren, iſt er von dieſer Seite her am genießbarſten geworden. Wir haben die Aufgaben, die er ſich von dieſer Art ſtellte und die Eindrücke, die er damit machte, ſchon früher mit den Materien der Ritterromane verglichen, und es iſt vortrefflich, daß ſich der Held der Flegeljahre mit Petrarca vergleicht, und daß Jean Paul die Zeit der erſten Liebe eine ſolche nennt, wo der Jüngling die alte franzöſiſche Ritterſchaft erneue. Wenn unſer humoriſtiſcher Dichter auf dem mittlern Standpunkte zwiſchen Weltverachtung und Liebe, zwiſchen Humor und Empfindſamkeit hätte ſtehen bleiben können, auf dem er ſich in den Flegeljahren noch am erſten hält, ſo hätte er uns vortreffliche Werke geſchaffen; aber ſo war es ihm nicht gegeben, anders als in Extremen ſich zu bewegen. Auch dieß iſt die Weiſe der Jugend, daß ſie, zum Maßhalten nicht geeignet, nach allen Seiten ausſchweift; in ihrer feindlichen Begegnung mit dem wirklichen Leben iſt die Erſcheinung nur zu gewöhnlich, daß ſie ſich in Skepticismus und Miſanthropie wirft und eine gewiſſe falſche Kraft affectirt, oder daß ſie umgekehrt die verſehrten Ideale in ſich verſchließt und ſich in Schwäche und Weichheit verliert. Dieß nun ſind eben die beiden Extreme, in denen uns auch Jean Paul auf Weg und Steg umtreibt. Es iſt ihm auf der Einen Seite die Welt verleidet; er wendet ſich mit Geringſchätzung von dem Menſchen weg; er vernichtet die Außenwelt und verfolgt ſie mit ſeinem Spott; oder er zieht ſich auf das Klein- und Stillleben des Menſchen, auf ſeine innere Welt zurück und findet das außen verlorene Glück hier wieder in einer glücklichen Beſchränkung und in dem ſtillen Verkehr mit den Hoffnungen einer beſſeren Zukunft. Auf jener Seite haben wir ſeine humoriſtiſchen Charaktere, die ihren Weltſcherz bis zum Weltekel verbittern; auf dieſer haben wir ſeine ſelbſtgefälligen,

ſanften Figuren mit Unkenntniß der Welt und mit einer unendlichen Liebe gegen die ganze Menſchheit erfüllt; jene dort ſinken gelegentlich zum lüderlichen Genie herab, dieſe Blumenſeelen ſteigern ſich zu dem Extreme ſeiner ſogenannten hohen Menſchen, die der Welt den Rücken kehren, bei Bewahrung einer reinen Seele, die das Vermögen nutzbar und wirkſam auf der Erde zu ſein, mit einer höheren Unbeflecktheit des Charakters unvereinbar finden. Auf jener Seite iſt Jean Paul ſkeptiſch, ſatiriſch, ein Verfolger der deutſchen Kleinmeiſterei, ein Realiſt in der Manier der Darſtellung, wie es der Jüngling bei dieſer Richtung iſt; auf der anderen iſt er ſentimental, weich, verſchwommen, elegiſch, ein Spiritualiſt, wie wir ihn nicht leicht wieder haben. Wenn er auf jener Seite zu weit geht im Häufen des Witzes, in der Spannung der Verſtandeskräfte, ſo hier in der Spannung der Empfindungen, in der Thränenneigung, die ihm ſelbſt wie Sternen eigen war, und auf die er in ſeinen Leſern gern hinarbeitet. Jener Zug der Jugend arbeitet in allen ſeinen Schriften mit, gern auf Nachtgedanzu weilen, ſich mit Todes- und Geiſterfurcht zu quälen, auf Träume und Orakel zu achten; und was in dieſer Zeit die Lieblingsfragen und Bekümmerniſſe unſerer erwachenden Forſchbegierde ſind, über das Verhältniß von Leben und Tod, von Liebe und Freundſchaft, von Gott nnd Welt, dieſe durchdringen Jean Pauls Werke überall und füllen ſein eignes Intereſſe aus. Was das Mannesalter feſſelt, die praktiſchen Verhältniſſe der Welt, die Zuſtände der Geſellſchaft, daran legt er nur den Maßſtab der jugendlichen Empfindung; ſelbſt in ſeine Speculationen drängen überall ſeine Gefühle herein. Wie ferner in der Jugend jenen idealen inneren Beſchäftigungen des Geiſtes und den ſchwellenden Empfindungen unverdorbener Herzen die trockene Thätigkeit für die Schule als ein Gegengewicht gegenüber liegt, ſo iſt es bei Jean Paul der Fall, daß er uns zu allen ſeinen wiſſenſchaftlichen Studien mitnimmt, daß er uns neben den gehauchteſten Szenen eines ſublimirten Seelenlebens zugleich die nackteſten Disputirübungen abſchildert. Die Unerſättlichkeit der Lernbegierde, die einer ſtrebenden Jugend eigen iſt, iſt es auch Jean Paul; und aus dieſer Zeit, wo man im Frohn der Wochentage arbeitet, blieb ihm, eben wie es nur der Kindheit eigen iſt, das ideale Sonntagsheimweh, und dieſe Sabbathsfreude, die hohe Zeit der Jugend, hat bei ihm in

ſeinen Sabbathskapiteln eine Art poetiſche Vertretung. Und ſo ließe ſich dieſer Erweis des Charakters durchgehender Juvenilität in Jean Pauls Werken und Weſen bis ſo ſehr ins Einzelne herab verfolgen, daß man um nicht lächerlich zu werden, des Dichters komiſche Manier für den Verfolg anwenden müßte, die doch dem Ernſt der hiſtoriſchen Darſtellung nicht zuſagen kann.

Nur um das Eine leider ging er fehl, worin wir ſuchen, was unſerer gebildeten Jugend Halt und Feſtigkeit und die mittlere Stimmung für das Leben gibt. Wir ſagten oben, er entbehrte die Nahrung ſeines Geiſtes durch Geſchichte und Geographie, und hierin kam das Geſchick ſeiner Neigung entgegen. Er entbehrte eben ſo die Kenntniß und Liebe der alten claſſiſchen Literatur. Er hatte ein Vorurtheil gegen ſie aus der Schule, er ließ dieß auf der Univerſität fahren, als er Seneca und Cicero las; dieß waren aber nicht die Autoren, die es ihm hätten ausrotten, ihm gutes Beiſpiel geben können; ſpäter blieb es ſeine (zwar ſchwankende) Anſicht, das Studium der Alten müſſe ſinken und könne ſinken ohne Nachtheil, und er meinte gegen aller Welt Zeugniß und Erfahrung, man fände für die jungen Seelen in allen neueren Literaturen gleich geſunde Nahrung und in der orientaliſchen noch beſſere. Jean Paul gleicht ſchon darum in ſeinen Schriften den Producten der mittleren Zeiten oder erinnerte Göthen an die Manier des Orients, weil ihm die gründliche Kenntniß des antiken Geiſtes, weil ihm das ordnende Maß, das Göthe dort lernte, abging, weil ſein ſcholaſtiſches Wiſſen ganz dem Sinne antiker Schule entgegen war. Er liegt daher zu der Göttinger Schule und Göthen im großen Gegenſatze der Modernität gegen das Antike, und er fand, daß die äſthetiſchen Geſetze nur von dieſem Einen gehalten würden, der gleichſam die ſtellvertretende Genugthuung für die anderen Autoren ſei. Alles was die neuere Zeit mit den edelſten Gaben des Herzens und des Kopfes werden kann ohne die regelnde Schule der Alten, zeigte das Zeitalter der Romantik kaum deutlicher als dieſer romantiſche Dichter der modernen Zeit warnungsvoll darlegt. Denn mit dieſer in adjecto ſich widerſprechenden Bezeichnung charakteriſirt man die widerſprechende Natur dieſes Schriftſtellers und ſeiner Schriften ganz, deren Vorbilder in der allgemeinen Literatur nur da liegen, wo die Kenntniß des Alterthums nicht hin drang und ſelbſt die Dichtung der Ritterzeit verblüht war. Die Zeiten des picariſchen

und humoriſtiſchen Romans, die formloſen, die keine reine Dichtungsart kannten, die das Epos verloren hatten und das Schauſpiel erſt werden ſahen, dieſe Zeiten entſprechen dem Dichter, der eben ſo die vagſte Form der Dichtung ergriff, der eben ſo nur jene dichteriſchen Elemente, das Elegiſche, Satiriſche, Idylliſche und Allegoriſche in ſich trug, die eben jene Zeiten zu dichteriſchen Gattungen und Körpern machten. Man hat ihn mit Niemandem öfter und richtiger verglichen, als mit Rabelais, dem Vater des humoriſtiſchen Romans. Hätte er weiſe ſich zu mäßigen gelernt, hätten ihn die Alten gelehrt, den poetiſchen und ſelbſt den „humoriſtiſchen Wahnſinn des Sterne“ gering zu ſchätzen, hätten ſie ihn abgehalten von dem Wahnglauben, der vollendete Geſchmack halte die höchſte Anſpannung nicht für Ueberſpannung, ſo würde man ihn vielleicht mit Cervantes vergleichen. Mit ſo viel Anomalien als man Wielands Dichtungen der Ritterpoeſie vergleichen kann, obgleich er dem Geiſte nach vielfach an die pragmatiſche und humoriſtiſche Poeſie anſtreift, muß man Jean Pauls Romane mit den humoriſtiſchen, der Ritterdichtung entgegengeſetzten Romanen vergleichen, wie wohl er dem Geiſte nach uns oft an die Ritterpoeſien erinnert. Beide ſtehen ſich daher in jeder Hinſicht untereinander entgegen. Die ebene, glatte und leere Schreibart Wielands macht zu Jean Pauls ſpringender, vollgepfropfter und unebener den vollkommenſten Gegenſatz; die Romane des Einen ſind immer voll ſtrictem Zuſammenhange, voll pſychologiſcher Deduction, die des Anderen ſind im Bau der Facten und der Charaktere mehr kühne Skizzen voll gewagter Motive. Der plane Wieland nahm ſich die excentriſche Welt des Ritterthums gern zum Gegenſtand, der excentriſche Jean Paul ausſchließend faſt die Kleinwelt heimiſcher Zuſtände. Jener blieb, wo er aus der phantaſtiſchen Ritterzeit ſich entfernte, immer in der Vergangenheit der Geſchichte, Jean Paul hatte die Anſicht, die mit ſeiner Unkenntniß des Alterthums zuſammenhängt, daß ſich der Menſch nur für Nachbarſchaft und Gegenwart intereſſire, daß ihm die wichtigſten Vorfälle, die ſich in Zeit und Raum von ihm entfernen, gleichgültiger ſeien als die nächſten: er verwechſelte hier wieder die Wirklichkeit mit der Dichtung, das Geſetz des Erlebten mit dem Geſetze der Phantaſieſchöpfungen. Wenn Wieland ſcheinbar gegen Erwartung mehr auf den humoriſtiſchen als auf den Ritterroman, mehr

auf bürgerliche als auf romantiſche Dichtungen fortwirkte, ſo Jean Paul von ſeinem bürgerlichen Roman aus mehr auf den romantiſchen, wo ſich Fouqué und Hoffmann an ihn anſchließen. Denn es iſt ſehr charakteriſtiſch, daß der Dichter romantiſcher Stoffe durchaus pragmatiſchen und rationalen Sinnes iſt, der Erzähler bürgerlicher Materien aber den durchgehenden Fehler macht, daß er wie im Wort ſo in der Sache im Romane die romantiſchen Beſtandtheile für unumgänglich hält; Wieland trug in die alte und mittelalterige Welt unſere modernen Alltagsgefühle, unſere Verhältniſſe und Sinnesart, Jean Paul in die proſaiſche Welt unſerer Höfe, Kleinſtädte, Häuſer und Studirſtuben, in unſer low life die ſchwärmeriſchen Liebſchaften des Mittelalters, die Freundſchaften der Urzeit, orientaliſche Einſiedler, Lauren und Petrarken, unterirdiſche Erziehungen, Scheinbegräbniſſe, Kinderverwechslung und Geiſterſpuk, was wir in alten Romanen gewöhnt waren. Der Eine hatte ſich ganz in ſein Schneckenhäuschen zurückgezogen, auch dem Anderen machte dieß Freude, nur daß er neben dieſem „Naheſuchen" zugleich einen Bund mit dem „Fernſuchen" ſchloß, daß er ſich die Schneckenſchale breit offen hält, um die Fühlhörner bis in den Himmel emporzuſtrecken. Der Eine bewegte ſich immer in der trivialen Mitte, der Andere in den Extremen, der Eine auf der Seite des geſunden Menſchenverſtandes, der Andere auf der des Genies; ein Waſſertrinker jener, dieſer ein Weintrinker; Wieland ganz auf Seiten des franzöſiſchen Geſchmacks und des modernantiken, Jean Paul auf der des engliſchen und niederländiſchen; jener zu Voltaire, dieſer zu Rouſſeau geneigt; Staatsidealiſten und Weltbürger beide, aber ganz ungleich in der nüchtern berechnenden Art der gutmüthigen Schwärmerei des Einen, und der kühn fliegenden des Anderen. Wenn der Eine mit ſeinen Lebensanſichten auf der ebenen Heerſtraße blieb, ſo ſchweift der Andere überall aufs ungewöhnlichſte aus und war unter den Schreibern originaler Romane ein Original ſelbſt.

Worin ſich dieſe Originalität vorzugsweiſe äußerte, das war das Verhältniß des Mannes zur Schriftſtellerei. Auch hier werden wir dahin zurückgewieſen, die Quelle ſeiner Eigenheiten in den Eigenſchaften der Jugend zu ſuchen. Der maßloſe Eifer, mit dem ſich der Jüngling beim erſten friſchen Intereſſe an den Büchern, beim erſten Blick in die Welt des Wiſſens, bei dem erſten Fluge

der Wißbegierde und Neugierde auf das Leſen und Sammeln, und wenn in ihm ſelbſtthätige Kräfte ſind, auf das Nachahmen und bald aufs Produciren wirft, dieſer Eifer iſt bei Jean Paul ſtatariſch und zu einer Art Monomanie geworden. Gleich in ſeiner früheſten Kindheit, ſobald nur der Lerntrieb in ihm geweckt war, begann dieſe Sucht in ihm; Bücher und Buchſtaben zu ſchreiben, ſagte er, fing er faſt zu gleicher Zeit an. Gleich als er hebräiſch begann, ſammelte er ſich alle Grammatiken und Notizen, deren er habhaft werden konnte; im 16—17 Jahre ſchrieb er ſchon Uebungen zum Denken nieder, Sätze, die eine vorwiegende Neigung zur Reflexion, zum Beobachten der Denkkraft, zum Nachſinnen über Schriftſtellerei verrathen; dann ein Tagebuch ſeiner Arbeiten voll philoſophiſcher Aphorismen und ein Andachtsbuch mit moraliſchen Betrachtungen. Neben ſeinen Studienſchriften machte er ſich Excerpte aus ſeiner Lectüre, und hatte deren ſchon 12 Quartbände ehe er auf die Univerſität ging. Dieſe anfängliche Sammelwuth und Producirluſt dauerte und wuchs durch ſein ganzes Leben. Nichts zu verlieren war das Syſtem, wodurch Jean Paul ſeine Polyhiſtorie begründete, nicht Zeit, nicht Gedanken zu opfern; wie Lavater ließ er keinen Spahn ſeiner Ideen und ſeiner Erfahrungen fallen, und brandſchatzte ſeine Freunde um Beiträge, wenn er grade beſtimmte Themata vor ſich hatte; er notirte ſich auf Discurszettel, was er bei Beſuchen ſprechen wollte; er machte ſich als Hofmeiſter eine Anthologie der Bonmots ſeiner Zöglinge; er excerpirte die Geſellſchafts- und Beſuchsunterhaltung, die Bücher, die er in geordneter Unordnung durchlas, die Natur und den eignen Geiſt. Es war eine Zeit, wo er 20 ſtarke Quartbände bloßer Ironien beſaß und noch mehr Satiren; denn Alles war rubricirt; die Abtheilungen und Unterabtheilungen und Subunterabtheilungen ſo klein und ſubtil geordnet, daß es ihm bei Bedarf ſo wenig fehlen konnte, wie wenn das Morgenblatt ein Motto, oder ein Profeſſor eloquentiae ein Feſtthema ſucht. Der Mann, in dem ein Dämon mehr als in jedem Anderen wirkſam ſchien, trieb dieſe Pedanterie des kleinlichen Gelehrten aufs alleräußerſte; der in ſeiner Schreibart am regelloſten war, hatte ſich für dieſe Studirart die genaueſten Reglements und Marſchrouten vorgeſchrieben. Auf dieſe Weiſe ſpannte er ſeinen Geiſt, und übertrieb ſeine Kräfte; er ſammelte einen Reichthum, der uns voll Armſeligkeit ſcheint. Aber war es

anders möglich, als daß er dieſes ungeheuere Aufgebot von Material machte, da ſein Hunger nach Schaffen ſo unerſättlich war? Denn war ſeine Luſt zu ſammeln groß, ſo war doch ſein Eifer zu verarbeiten noch viel größer. Alles Hören und Leſen ſchien ihm den Geiſt nicht ſo zu kräftigen und zu reizen, wie Sprechen und Schreiben. Da bei ihm das Wirken und Handeln nicht viel in Anſchlag kam, ſo war es natürlich, daß ihm ſeine Autorſchaft lieber ward als ſein Menſchliches, daß er aus dem Schreiben ſeinen Menſchenberuf formte und nun mit dem gekünſtelten Pflichteifer, zu dem er ſich ſelbſt erzogen hatte, dieſem Berufe nachging. Ganz der ächte Deutſche, der im Schreiben aufgeht, „da er ja keine anderen Verdienſte um den Staat haben kann,“ ganz die Einbildung von dem Schreiberwerth, die Lichtenberg ſo fatal war! Völlig im Gegenſatze zu Göthe, der ſchwer zum Schreiben zu bringen war, der ſein Geſchriebenes vernachläſſigte, war Jean Paul vor Allem froh nach, im, und mittelſt Schreiben, wenn es ihm auch Schmerz und Ermattung brachte; er freute ſich ſeiner Sachen, er las ſie gern und oft, in Vorſtellung anderer Perſonen. Er hielt es für Pflicht, mit Opfer an Zeit, Geld, Freunden und Allem — zu ſchreiben! er fand ſich ſelbſt nicht der Mühe werth gegen das was er gemacht! jeden Tag ſchien er ſich leichter zu ſterben, da das Gewicht ſeiner Druckſachen immer ſchwerer wurde. Wenn ihn im achtzigſten Jahre der Tod abriefe, ſo würde er ſich ärgern, daß es ihm aus der „Schreibſtunde des Lebens ſo frühe veniam exeundi gegeben.“ Die Zeit verſchwelgen hieß ihm die Zeit verſchreiben; das Erholen war ihm ermüdend; nur ſchönes Wetter konnte ihn in Zwieſpalt bringen, da er doch auch gern ſpazierte und die Natur genoß. Kommt ihm ein plötzlicher Lichtgedanke, ſo ergreift er ſanft und wüthend im höchſten Enthuſiasmus ein Papier, um ihn aufzuheften; und nichts quälte ihn mehr als das bloße Umwenden des Blattes beim Setzen ſolcher fliegender Gedanken. Seine inneren Phantaſien und Darſtellungen zehrten ſein äußeres Leben ab, er vergaß ſeine Geſundheit, Eſſen und Trinken war ihm zu viel, wenn er ſchrieb; alle Bequemlichkeiten ſollte nach ihm der Menſch verſchmähen, dem Opfer ſeiner Schöpfungskraft nichts entziehen. Ja alle ethiſchen und diätetiſchen Vorſchriften ſchien er ebenmäßig zu verſchmähen, deren Beobachtung der Schöpfungskraft etwas entzog: für ſeinen Geſchmack

tränke er nichts lieber als Waſſer, aber wie anders für die Wirkung! er trank nicht beim Mahl, um nicht die Kraft durch Trinken ohne Schreibzweck abzuſtumpfen, aber er trank um zu ſchreiben, um die Seele von der ſie niederhaltenden Materie zu befreien; er ward ein Trinker aus ſchriftſtelleriſchem Inſtinkt. Witz und Feuer der Darſtellung hing bei ihm von ſeinem Willen ab und von ſolchen geiſtigen Hülfsmitteln, die der Wille anbefahl. Mit ſo gewiſſenhafter Pflichterfüllung war es nicht mehr als natürlich, daß unſer Autor Alles aus ſich gemacht, was nur zu machen war; ja leider noch etwas mehr. Es lag nicht an ihm, wenn es nicht zu machen war, was er mochte und wünſchte: daß nach ſeinem Tode alle ſeine Gedanken der Welt gegeben würden! ein unendlicher Inhalt, wenn man nur das Geſchriebene überſchlägt, wenn man aus ſeinen Werken heraustretend ſich noch in ſeine Notizbücher hineindenkt! Welch ein glücklicher Mann mußte ihm ſein Schulmeiſterlein Wuz ſcheinen, der alle Werke ſelbſt ſchrieb, zu denen ihm der Meßkatalog mit ſeinen Titeln Anlaß gab; und war es unſers Autors Schuld, wenn die Meßkataloge nun ſo aufgeſchwollen ſind, daß dieß Beiſpiel nachzuahmen für den ſchreibluſtigſten Deutſchen nur ein Ideal bleiben mußte? Doch, dürfen wir auch ſcherzen über dieſe Symptome eines Naturtriebs, der ganz offenbar in Jean Paul, wie bei jedem Original, mächtiger war als ſein Wille? „Wenn ich, ſchrieb er, meinem Geiſt und Körper eine Ruhe von drei Tagen geben will, ſo drängt am Zweiten ſchon mich eine unbezwingliche Bruthitze wieder über mein Neſt voll Eier oder Kreide. Der arme Paul wirds ſo forttreiben, bis die gequälte, fieberhafte Bruſt von der letzten Erdſcholle gekühlt iſt.“

Wollen wir nach einer Urſache fragen, wie Jean Paul zu dem hartnäckigen Beharren in der Sphäre des Jugendlebens kam, ſo dürfen wir keine andere ſuchen, als daß er mit der Anlage einer Einbildungs- und Empfindungskraft, die ſeine übrigen Seelenkräfte weit überragte, in ſeiner erſten Entwicklung auf jene Periode der deutſchen Literatur traf, wo ein erfriſchtes Jugendleben den ganzen Nationalkörper gleichſam durchdrang. Dieß Zuſammentreffen hatte dann die Folgen, daß wie er in ſeinem ganzen Weſen den allgemeinen Charakter der Jugendlichkeit feſthielt, in ſeiner Schriftſtellerei der Charakter jener Zeit hängen blieb, wo wie wir ſagten, die Gegenſätze der Stark- und Kleingeiſterei unſere Literatur be-

wegten. Gleich bei den erſten Anſtrengungen ſeines Geiſtes und Charakters in ſeinen früheſten Jugendſchriften und Briefen hören wir ganz entſchieden in dem 16—17jährigen Jünglinge die Stimme unſerer Genialitäten. Ehe er ſich ſeinen eignen Styl gebildet hatte, ſchrieb er an die Freunde, mit denen er ſiegwartiſirte, in der apoſtrophiſchen Sprache und dem ſentimtal derben Tone des Götz, auch wohl in Anklängen an Yorick und Young. Die Horaziſche Regel war ihm ſchon damals ein kraftausſaugendes Rezept, vom Pedanten für das Genie entworfen, das doch nichts bekritteln könne, eben weil es Genie iſt. Das Genie, ſchrieb er, iſt ſich ſelbſt Leiter und geht ſeinen eignen Gang; es iſt ſich ſelbſt Räthſel, und geht dunkle Gänge, es kennt an ſich nichts als ſeine Unergründlichkeit, und es allein kennt ſie am beſten. Göthe traf ihm damals jede Saite des empfindenden Herzens; Herdern verehrte er ſchon ganz frühe und Klinger zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er war genau mit den herrſchenden Ideen vertraut, welche Toleranz der Meinungen, Freigeiſtigkeit, die Abſchüttelung alles Syſtems und aller vorgeſchriebenen Form begünſtigten, und kein Schriftſteller machte von dieſer Licenz ſo auf die Dauer Gebrauch wie er. Er war zum Theologen beſtimmt, gab aber bald dieſen Beruf auf; denn ſchon ganz frühe war er heterodox und zwar mit jener Einſicht in die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Irrthums, wo er an ſeiner Stelle iſt. Das hatte ihn Leſſing gelehrt, deſſen Ton und Anſichten man gleichfalls in manchen ſeiner früheſten Aphorismen wiedertönen hört. Wenn er ihn las, ſchien er eine heitere Weltanſicht zu faſſen und gegen jene zu eifern, die gottesfürchtig zu ſein meinen, wenn ſie die Welt ein Jammerthal nennen; bald aber ſprach er vom Skepticismus und von dem Ekel an der tollen Maskerade, die man Welt nennt, bald ſchien er ſich in Menſchenhaß hineinarbeiten zu wollen, zum Trotz ſeiner unendlichen Menſchenliebe. Dieſer ſkeptiſche graue Staar war auch in den Augen zweier frühgeſtorbener Jugendfreunde, die wir aus den Schilderungen in den Memoiren zu Jean Pauls Leben ganz als Angehörige jener Genialitätsprinzipien kennen lernen. Der Eine, Oerthel, war ein reizbarer Hypochondriſt, von ſchrecklichem Unglauben, der Andere, J. B. Hermann, war ganz in ſich zerfallen, mistrauiſch gegen Jeden und nur gegen J. Paul brauchte er ſeine erdrechſelte Verſtellungskunſt nicht; er war arm und ſtrebend, cyniſch

und von jungfräulicher Seele; Jean Paul ſchrieb ihm, er ſei wie die Lerche ſingend in den Wolken oder niſtend in einem Dreckloch auf der Erde, und er würde ihn in einen Roman aufpflanzen, wenn er dem Leſer die Wahrſcheinlichkeit ſeiner Cynismomanie beibringen könnte. Wenn dieſer Freund in den Stürmen des Geiſtes und in äußerer Noth untergegangen iſt, ſo dürfen wir Jean Pauls Seelenſtärke rühmen, die ihn in gleichen und ärgeren Bedrängniſſen, als er mit dem Schickſal rang, mit einer verengten Hüfte davon kommen ließ. Ihn drückte die gleiche Noth, ſeit ihm ſein Vater geſtorben war. Ein Bruder ertränkte ſich, um nicht das Elend der Mutter zu mehren, ein anderer ging in Lüderlichkeit unter, ſeine Freunde ſtarben ihm weg, ſeine erſten Autorhoffnungen ſchlugen ihm fehl. Aber er hatte zu viel Freude an dem Menſchenleben und an ſeinen Hoffnungen, um nicht in all dieſem Jammer auszuhalten; er war in ſeinen „Empfindungen zu gläubig", um nicht den Skepticismus des Kopfs zu überwinden; er war zu nachgiebig gegen die Kleingeiſtereien der Welt, um ſich in ſeiner Starkgeiſterei wie Andere feſt zu rennen. Er theilte ganz mit jener Jugend den Zorn gegen die Convenienz, gegen das Rückſichtnehmen auf Andere, das ihm ein Gift unſerer Ruhe ſchien. „Er beging in Leipzig mit Abſicht Sonderbarkeiten, um ſich an den Tadel Anderer zu gewöhnen, er ſchien ein Narr um die Narren ertragen zu lernen." Er ging dort nach engliſcher Mode mit entblößter Bruſt und abgeſchnittenem Zopfe; ſein Freund Vogel, ein heterodoxer, witziger Pfarrer, der auf ſeine ſatiriſchen Schriften nicht geringen Einfluß hatte, gab ihm vergebens den wohlmeinenden Rath, daß wenn er blos das Innere, nicht das Aeußere ſchätze, er bedenken ſolle, daß Form und Materie nur Ein Ganzes ausmache, und daß die wahre Philoſophie ſei, nicht daß ſich die Vielen nach dem Einzelnen, ſondern der Einzelne nach den Vielen richte. Er ſchien widerſtehen zu wollen, als aber der Tumult zu groß ward, ſank ihm der Muth ſeinen Eigenwillen durchzuſetzen und er hängte den Zopf wieder an. Nichts wäre leichter, als hier ſeinen Uebergang vom Starkgeiſt zum Kleingeiſte anzuknüpfen.

Der genialen Richtung Jean Pauls gehören ſeine ſatiriſchen Erſtlingswerke an. Der Skepticismus verleidete ihm die Wiſſenſchaften und Brodſtudien, gegen die ohnehin eine unbezwingliche Abneigung in ſeiner Natur lag; die Starkgeiſterei entfernte ihn

von der natürlichen Art ſich auszudrücken, und machte ihn zugleich zum momentanen Feinde der modiſchen Empfindſamkeit, zu der ſo viele Anlage in ſeinem Weſen war. Die ſentimentalen Gecken in Deutſchland raubten ihm, der in ſich ächte Empfindung fühlte, durch ihre Thorheit den Muth, eine gemisbrauchte Sprache, „die ſimple Naturſprache des einzig guten treuen Rouſſeau“ zu reden. In ſeinen Jugendſchriften redete Jean Paul durchaus nicht in der ſpäteren Weiſe, wo ihm die „Wahrheit weniger gefiel als ihr Putz, der Gedanke weniger als ſein Bild“, wo er ſich „wegen einer Antitheſe falſche Ausdrücke erlaubte“; er ſelbſt gibt an, daß er auf dem Wege war, ſeine Sprache nach Leſſing zu bilden, als ihn Swift abgelenkt habe. Er las ſich nun ſein Witzſpielen künſtlich an, „die Bücher mit ſcharfſinnigem Unſinn gefielen ihm beſſer als ſchlichter Menſchenverſtand, weil er blos las, um ſeine Seele zu üben nicht zu nähren.“ Dieß war der erſte und zugleich zerſtörende Schlag, den er ſeiner geſunden Natur verſetzte. Er pfropfte dieß fremdartige Reiß auf ſeine ganz empfindſame Seele, und auf das gepfropfte impfte er wieder ſeine Theorie, daß ſich der Witz erlernen laſſe und der Beruf zur Satire anzubilden ſei. Von da an iſt es nicht ſchwer in ſeinem Weſen den Zwang des Geiſtes überall zu entdecken; er arbeitet ſich unter dem Schreiben in beliebige Stimmungen hinein und es ſcheint ihm nicht möglich geweſen zu ſein, ohne dieſe „Schreibrührung“ zu produciren; es ging ihm, ſagt er irgendwo, jedesmal ſo, daß er das Geſchilderte während des Schilderns ſich eigen mache, die Verwirrung ſelbſt verwirrt beſchreibe, das Bild der Eitelkeit unbewußt mit der größten entwerfe. Er brachte es zu der geſpannten Seelenkraft, daß wo er ſeine Gefühle beherrſchen mußte, er ſich z. B. gleichgültig ſtellen lernte, und es darüber ward, ehe er es wußte. Wenn mitten unter ſeinen ſcherzhaften Arbeiten ſeine Kinder den Tod ſeines Bruders nachſpielten, ſo weinte er und ſcherzte zu gleicher Zeit fort, und achtete nicht auf die Abmattung, die ſich nach einer ſolchen Szene bei ihm einſtellte. Damals alſo, als er durch Noth auf den Gedanken kam ein Buch zu ſchreiben, änderte er ſeine Art des Studirens, und las blos witzige Schriftſteller. Die Reihe deſſen, was er damals mehr durchſtürmte als durchlas, erklärt vollkommen das buntſcheckige Narrenkleid, in dem ſein erſtes Werk ſich dem Publikum zeigte. Unter ſeinen erſten Lectüren war Hippels

Buch über die Ehe und ſeine Lebensläufe; dann trieben ihn der Witz Voltaire's, die Beredtſamkeit Rouſſeau's, der prächtige Styl des Helvetius, die feinen Bemerkungen Touſſaints, die Heiterkeit Montaigne's in die franzöſiſche Literatur; Pope und Boileau wurden von entſchiedenem Einfluſſe auf ihn; von Liscov lernte er ſeine ſtrenge Ironie; über Alle weg trat Swift, in dem ihn die Poeſie der Satire ergriff, der ihm Tagelang die Gedanken füllte. Da er Alle dieſe Autoren mit der beſtimmten Ausſicht auf eigne Production las, ſo begreift es ſich, daß er von keinem einen allgemeinen Eindruck davon trug, daß das Reſultat nichts war, als die einzelnen Spolien, die er raubte. Die Schriftſtellerei gewöhnte nach ſeinem eignen Geſtändniſſe ſeine Sprache an Wendungen, deren Gezwungenheit mit der Wärme des Herzens ſtritt; Antitheſen und Gleichniſſe wurzelten ſich ſo feſt in ſein Gehirn, daß ſie ſeinen Träumen anhingen, und die Sprache ſeines Herzens mit Gallicismen verunſtalteten. Er änderte nun ſogar ſeinen Briefſtyl an ſeine Freunde, um ſich in der neuen Schreibart zu üben, und leider war ſelbſt ſein Paſtor Vogel, ſonſt ein verſtändiger Mann, gegen ihn ein viel zu freundlicher Kritiker. In den erſten Jahren beklagte ſich Jean Paul noch ſelbſt wohl über den Mangel wahrer Freunde, die ihn vor falſchem Geſchmack gewarnt hätten, obgleich er zweifelte, daß er ihnen gefolgt ſein würde; er meint zuweilen ſelbſt ſeine witzigen Wollüſte ſatt zu werden, obwohl er zu anderen Zeiten, wenn er die tauſend Fehler ſeines Erſtlingswerkes und die Ueberladung mit Gleichniſſen tadelte und erkannte, dennoch die Frage des Genies aufwarf: ob auch kalte Kritik den Reiz der Unmäßigkeit beſiegen könnte? „Verkennt dort der Weinſäufer mit der rothen Naſe, fragt er, die giftigen Kräfte des überflüſſigen Weines? Er kennt ſie wohl, aber er flieht ſie darum nicht!“ Und dieß ſoll ſeinen Witzrauſch entſchuldigen? Weil ihm ein Buch ohne Fehler noch kein gutes, ja gewiß ein mittelmäßiges war, ſo ſchrieb es denn luſtig auf die Fehler los; weil die Feile nicht Schönheiten erzeugt, ſondern nur erzieht, ſo ſchließt er ſich lieber das Ohr vor ihrem Geknarre; weil die Kritik dem Genie die Zeit, in der es beſſert, für die Production abſtiehlt, ſo ſparte er lieber dort als hier. Mit dieſen gehäuften Spielen des Scharfſinnes und Witzes nun übertäubte er die Stimme der natürlichen Empfindung in ſich ganz und es war ihm ſpäter ein Räthſel, wie er zu der Bitterkeit

gekommen war, und namentlich zu der Liebloſigkeit gegen das weibliche Geſchlecht, die in ſeinen Grönländiſchen Prozeſſen (1783) herrſchte. Er hatte in ſeinem 18. Jahre ſchon nach Erasmus ein Lob der Narrheit geſchrieben, das er ein Jahr ſpäter in dieſe Prozeſſe verarbeitete. Von da und von Liscov und Popes Dunziade mag ſich die grade Ironie herſchreiben, die hier überall durchgeht. Fragt man, ob die unſinnige Häufung der Gleichniſſe und des Witzes, ob die außerordentliche Geſchmackloſigkeit dieſes Buches nicht gleichfalls ein Vorbild habe, ſo muß man ja bedenken, daß Jean Paul ſich in der Rolle des Satirikers, die er ſpielte, mitten in der ſchlechteſten Geſellſchaft in Deutſchland ſah. Er mag die Kranz und Wezel, die Wekhrlin, Seybold und Bretſchneider und was ſich damals Alles als Satiriker bei uns gerirte, noch ſo ſehr verachten, ſo waren ſie doch immer ſeine Umgebung, die er kannte und las. Den Deutſchen damaliger Zeit war der Antihypochondriacus und die Vademecums noch der beſte Witz; und ſelbſt den viel ſpäteren war Falk ein Satiriker von Namen und Kortums Jobſiade (1784) ein Meiſterſtück von Laune und Sarkasmus! Er mag Rabener noch ſo ſehr in Schatten ſtellen, ſo konnte er doch ſchon aus ihm auf die falſche Maxime gekommen ſein, daß die Ironie, die nur ein rhetoriſches Hülfsmittel der Satire iſt, das eigentliche Vehikel derſelben ſei. Wer die Satiren des 17. Jahrh. bei uns kennt, der wird leicht urtheilen, der Hauptaufſatz des erſten Bändchens über Schriftſtellerei habe keine größere Familienähnlichkeit als mit dieſen. Das Gemälde, das hier von der deutſchen Poeſie entworfen wird, die Begeiſterungs- und Hülfsmittel, die dem Autor empfohlen werden, Wein, Diebſtahl, Verachtung der Kritik, Eitelkeit und Einbildung, das Alles haben jene Männer des 17. Jahrh. ſchon vorgebracht mit manchem lächerlichen Gleichniſſe; die Stiche auf die regelverachtenden Poeten, auf die Unſterblichkeit, die durch Kitzelung der Thränendrüſen erlangt wird, auf die Vielſchreiber, die keinen Tag ungetrübt von ihrer Dinte ins Meer der Ewigkeit fließen laſſen, und auf den Schwulſt, den Baſtard des Erhabenen, auf die Genies, die vom Tarantelſtich der Originalität zum Tanze begeiſtert ſind, All dieß war ſchon früher da, und ſogar mit der Eigenheit, daß alle dieſe Stiche auf Niemand beſſer paſſen, als auf die Autoren ſelbſt. Dort aber liegt das offenbare Zeichen der Unberufenheit zum Sati-

riker, wenn er über die Thorheiten ſcherzt, denen er ſelbſt verfallen iſt, wenn er ſich (ein unangenehmer jüdiſcher Zug) ſo oft zum Stichblatt des eignen Witzes ſelbſt machen muß. Man merkt den Gegenſtänden ſchon an, daß Jean Paul zur Zeit noch nirgends beſſer zu Hauſe war als auf der Studirſtube; die meiſten Scherze gelten den Schriftſtellern, und treffen ihn ſelbſt am meiſten. Wie viel Schönes hat er in dem Satze geſagt, daß gute und ſchlechte Autoren durch höchſte Anſtrengung ihrer Talente den Sturz vom erſtiegenen Gipfel des Geſchmacks ankündigen, indem ſie Schönheit und Fehler auf die äußerſte Grenze treiben! Und dennoch hat ihn dieſe frühe Einſicht nicht vor der Ueberanſtrengung ſeiner Anlagen gewarnt. Wie viel Schönes ſchrieb er ſpät und frühe über die Vergeudung des Witzes und dennoch war es noch in der Aeſthetik ſein Grundſatz, daß Fülle des Witzes ſeine Seele ſei; richtiger ſagte Lichtenberg, daß der Witz nur mit Ehren auskomme, wenn ihm die Vernunft die Zügel anlege, und dieſe nöthige Kreuzigung lege man ihm dadurch auf, daß man ihn nur gebrauche, wo er nothwendig aus der Sache fließt. Wie ſchön ferner ſah Jean Paul ſchon in dieſen Prozeſſen auf die Mislichkeit der Lage, in der ſich unſere deutſche Satire befand. Unſer ſatiriſcher Jagdzug, ſagt er, iſt weniger für die hohe Jagd, als für die niedere der Haſen, Haſenfüße, Haſelanten und Bönhaſen gerichtet. Er hätte ſich mit dieſer Einſicht durch das Beiſpiel Rabeners ſollen warnen laſſen. Und doch, wenn man die grönländiſchen Prozeſſe, und die Teufelspapiere, die Palingeneſien, und alle Extrablättchen und Schalttage der Romane, worin die Satire Jean Pauls fortdauerte, durchgeleſen hat, ſo haben wir faſt lauter Raben[e]riſche Stadtklatſchereien durchlaufen, lauter „Autodafes über Kleinigkeiten" beigewohnt; wir ſehen den Satiriker, der den Himmel auf die Erde ſetzen will, nur im dünnſten Staube wühlen. Für alle großen Verhältniſſe iſt Jean Paul blind, und belegt auch ſeinerſeits, daß alle unſere Satire in Deutſchland bis jetzt in der Kindheit geblieben iſt, daß alle unſere Satiriker jener Gattung angehören, von denen Voltaire ſagte, ſie ſchonten die Geyer und zerriſſen die Tauben. Das hat er ſeinem Swift nicht abgelernt, der noch lange nicht das Ideal eines Satirikers iſt, wie er ſich in das äußere und innere Leben ſeiner Nation eingelebt hat, und nicht durchgefühlt, daß dieſer ſo viel Aufwand des Spottes unmöglich an die Erbärmlichkeiten der deut=

ſchen Geſellſchaft, an den Ahnenſtolz, an die Weiber und Stutzer und Schreiber verſchwendet haben würde, was Alles nur des tiefſten Mitleids und ſchweigender Verachtung werth iſt. Und wer hätte alle die Bagatellen mit ſo pretiöſer Manier beſprechen mögen! Der Satiriker ſollte der popularſte Schreiber ſein, und dieſe gehäuften Curioſitätenſpäße, dieſe „Wildniß von Gedanken", dieſer Gleichnißwitz, der um allen Preis voll, reich und dunkel ſein ſoll (was in der Auswahl aus des Teufels Papieren 1789 noch mehr der Fall iſt als in den grönländiſchen Prozeſſen), mußte natürlich gleich von vorn alle Wirkung abſchneiden, um die es doch dem Satiriker nothwendig zu thun ſein muß. Er entſchuldigt die Dunkelheit in den Papieren damit, daß ein Strom, der eine Zeit lang unter der Erde ging, wenn er hervorkomme, noch ſtets derſelbe Strom ſei; was nützt uns aber das Bächlein, das häufiger unter der Erde geht als darüber, und wenn es hervorquillt uns kaum einen klaren Trunk bietet? Beide Jugendwerke Jean Pauls ſind daher wenig geleſen worden, und die Noth zwang ihn, nur um einen Verleger zu finden, zum Romane überzugehen. Und auch mit allen ſpäteren Satiren hat er es nicht einmal ſo weit bringen können, daß ſein Kuhſchnappel nur neben Krähwinkel genannt wurde, ſo wenig als Siebenkäſens leberfarbner Frack den blauen des Werther verdrängen wollte. Die Geringfügigkeit der Dinge verurſachte dieß eben ſo ſehr wie die wunderliche Schreibart; und die Enge der Welt- und Menſchenkenntniß, der Mangel an Blick in die öffentlichen Verhältniſſe laſſen dieſe wie alle unſere Satiren unbedeutend. Im Siebenkäs werden die Papiere dieſem zugeſchrieben und Leibgeber lobt ſie, als himmliſch und recht gut, und vielleicht paſſabel, ſich verwundernd, daß ein Advocat (oder Candidat) in einem Kleinſtädtchen ſo reine Satiren geſchrieben. Nur dieß aber erklärt es, daß er ſie geſchrieben, die weder rein noch himmliſch, ja nicht einmal paſſabel ſind. Wie fiel auch der Jüngling grade auf die Satire? Sie läßt ſich vielleicht ſofern anlernen, als der Satiriker den materiellen Grund, auf dem er ſeine Werke aufbauen will, forſchend muß kennen lernen; allein dazu gehört Zeit und reifer Verſtand, und wenn Jean Paul mit Recht verlangte, daß man keinen Roman unter 30 Jahren ſchreiben ſolle, ſo durfte er gewiß viel weniger ſolche „juvenile Juvenalia" im 19ten ſchreiben.

Daß dieſe ganze ſatiriſche Schriftſtellerei nur wenig Natur war, erwies ſich im Fortgang bald. Dieſer Hang war ein Erwerb durch Lectüre; hinter dem luſtigen Schein, ſagte er ſpäter ſelbſt, wuchs der Ernſt der Empfindung ungeſtört fort; er erhielt ſchon in den Papieren einigen Raum, und in den erſten Romanen, die Jean Paul nun in die Welt ſchickte, tritt ſchon die ganze Weichheit ſeiner elegiſchen und idylliſchen Natur an den Tag. Seit den Prozeſſen, ſchrieb er, habe er noch neun Jahre in der ſatiriſchen Eſſigfabrik gearbeitet, dann habe er durch das noch etwas honigſaure Leben des Wuz den Uebergang zur unſichtbaren Loge gemacht; ſo lange hätte das Herz des Jünglings Alles verſchloſſen ſehen müſſen, was in ihm ſelig war und ſchlug, was wogte, liebte und weinte. Als es ſich im 28. Jahre endlich eröffnen durfte, da habe es ſich ergoſſen, wie eine warme überſchwellende Woge. Wir bemerken auch hier die Irregularität der Entwicklung, denn jene Allmacht der Gefühle, die in den Pubertätsjahren dem Menſchen natürlich iſt, iſt es nicht mehr im angehenden Mannesalter; ſie war zurückgedämmt in unſerem Dichter durch die rauhe Hand des Schickſals, und man kann die Macht der Reaction nicht beſſer ſchildern, als es Jean Paul ſelbſt in den eben angeführten Worten gethan hat. Dieſes dunkle Gefühlsweſen hielt ihn durch ſein ganzes Leben hindurch unter ſeiner Herrſchaft, und ſind wir durch die geſuchten Scherze und Bilder, das Verſtandeswerk ſeiner Schriften, geſättigt, ſo erwartet uns abwechſelnd nach der ſüßen die bittre Speiſe (man kann es auch umkehren) der Thränen, nach dem Lichte die Dämmerung, nach dem Schauen das Tönen. Hier iſt ſeine romantiſche, ganz unplaſtiſche Natur in ihrem Weſen. War Göthe vielleicht mehr zum plaſtiſchen Künſtler geſchaffen, ſo war es Jean Paul ſeiner ganzen geiſtigen Erſcheinung nach zum Muſiker. Wenn ihn eine Empfindung ergriff, daß er ſie darſtellen wollte, ſo drängte ſie in ihm nicht nach Worten, ſondern nach Tönen; Alles, ſagte er, war bei ihm Ton, nicht Anſchauung, wenn er ſtark getrunken hatte; er hörte ſich oder das Innere ewig und dachte klar darüber. Es trieb ihn dann ſeine Empfindungen auf dem Clavier auszuſprechen; zur plaſtiſchen Kunſt hatte er nie ein Verhältniß. Er kannte dieſen ſeinen Gegenſatz zu Göthe ſelbſt: dieſem, ſagte er, ſei Alles beſtimmt, ihm aber romantiſch zerfloſſen; er reiste durch Städte ohne etwas darin geſehen zu haben,

ihn reizten nur ſchöne Gegenden, die dem Romantiſchen zuſagten; er ſah zwar alle Individualitäten des Lebens, aber er fragte nichts darnach und vergaß ſie. Mit dieſen Eigenſchaften konnte ein muſikaliſches Talent beſtehen, aber kein wahrhaft dichteriſches. Und in der That, welche andere Eindrücke als muſikaliſche tragen wir in jenen Malereien davon, wo er bald eine Gegend, bald ein Muſikſtück, bald einen Traum oder eine Viſion, bald den dunkeln Gefühlsſtand der Seele unter äußeren Eindrücken abſchildert? Wenn er jene Regenbogenſzenen ausmalt, jene duftigen Abendrothbriefe ſchreibt, und über die Träume der Engel und Blumen divinirt? Dieß ſind jene Stellen, die nur ein Dichter ſchreiben konnte und nur ein Leſer bewundern kann, dem das helle Licht des Tages und ein faßlicher Gegenſtand der Begeiſterung unheimlich iſt. Der Strahl des leuchtenderen Phöbus in Italien hätte dieſen Dichter nicht wie Göthen auf die Spitze ſeiner Schöpfungen ſtellen können, ſondern er vergrub ſich in die Nacht, ſich ſteigernd, und bedurfte für das Feuerwerk ſeiner Phantaſie, das blos im Dunkel leuchtete, nur einen kleinen Funken zum Zünden. An einem Roſenblatte ward ſie lebendig; der Geruch einer Blume ſtimmte ihn poetiſch, der trauernde Herbſt mehr als der Frühling, der Mondſchein mehr als die Sonne; dunkle poetiſche Stellen zogen als Entzückungen in ihn ein, wenn er auch nichts damit anzufangen wußte; eine Stelle aus Shakſpeare ſchuf, wie der arme Yorick in Sterne, ganze Bücher in ihm. Wo ſich Jean Paul dieſen inneren dunkeln Stimmungen überließ, wie beſonders im Hesperus, „bei deſſen erträglicheren Stellen er in ſüßer Entzückung faſt ſtarb“, da iſt er für jeden reifen Geſchmack und klare Bildung ungenießbar; wo er aber dieſer Energie der Gefühle die Klarheit ſeines Bewußtſeins geſellte, nicht um abentheuerliche Allegorien und Viſionen zu bilden, ſondern um in den dunkeln Minen der jugendlich bewegten Bruſt nach dem reinen Golde zu graben, da iſt er vortrefflich. Er hatte die ganz eigne Gabe, bei den ſtärkſten Gefühlen Klarheit und Beſonnenheit zu behaupten; die Tag- und Nachtgleiche, worin er geboren, meinte er, ſei Bild, wenn nicht Grund ſeiner geiſtigen: Phantaſie und Reflexion waren in ihm gleich gewogen. Daher konnte er oben ſagen, er denke über das innere Tönen in ihm klar; in ſeinen Träumen war es ihm ſogar oft bewußt, daß er träume. Hiermit nun hängt in ihm jene Gabe zuſammen, daß er eben jene

chaotiſche Welt des inneren Menſchen, in der Zeit, wo Gefühle und Leidenſchaften das Bewußtſein am meiſten überwältigen, mit dem klarſten ergriff, daß er jene Seelenzuſtände mit allen Mitteln der muſikaliſchen Sprache oder der Metaphern ſchildert, die ſich im Grunde jeder Bezeichnung in Begriffen widerſetzen. Er ſieht und fühlt, er ahnt und träumt überall eine Harmonie der inneren Natur mit der äußeren, die wir eben in dem erſten Streit der ſinnlichen Gewalten mit den ſinnigen am meiſten empfinden; er greift in die fernſten Gegenſtände der kosmiſchen Natur, um Bilder für die geheimſten Stimmungen der Seele zu finden, er wollte zur Anſchauung bringen, was die wenigſten Menſchen ſelbſt in jenen Jahren nur in ähnlicher Energie erfahren, und daher ſind ſo wenige, die ihm da, wo er am feinſten und tiefſten iſt, nachempfinden, die ſich dabei etwas denken können. Und doch liegt hier faſt ſein einziger Werth, und ein ganz originaler. Wenn es aller humoriſtiſchen und pragmatiſchen Autoren Eigenheit war, daß ſie den Quellen der Empfindungen nachzugehen trachteten, ſo muß man geſtehen, daß keiner wagte, was Jean Paul that: der ſie grade in dem Alter vorzugsweiſe aufſuchte, wo ihre Herrſchaft am mächtigſten und zügelloſeſten iſt, und der in ihrer Erklärung die kleinlichen Herleitungen der Pragmatiker mit genialem Sprung überſchritt. Er kannte nicht die Menſchen, wie jene, er kannte nicht einmal den Menſchen, aber den inneren Menſchen, wie er in jener rührend komiſchen Zeit beſchaffen iſt, wo ſich Ideal und Wirklichkeit in ihm ſtreiten, den kannte er, wie ihn vielleicht nie wieder Jemand gekannt hat.

Die unſichtbare Loge (1792) iſt nicht vollendet; die ganze Anlage verräth noch den Anfänger. Er iſt hier gleichſam zwiſchen Klinger und Hippel getheilt. Die ganze wunderliche Erziehungsgeſchichte, die entſchiedne Sympathie mit Rouſſeau erinnert etwas an jenen, das Schönthun mit der Herrnhuterei, das Verweilen auf den Todesſzenen des Amandus und der Scheintod des Ottomar, die Liebhaberei an Nachtſzenen, die an ſich keinen Zweck haben als einige Herzſtürme auf den Leſer und ſein Schnupftuch zu machen, lehnt ſich gradezu an Hippel an. So weit die Erzählung führt, läßt ſich über ihre Tendenz nichts ſagen, als was faſt bei allen Romanen Jean Pauls die letzte Abſicht iſt: ſie ſchildert den Contraſt der Idee mit dem Leben. Der Held iſt eine jener erde-

umarmenden, himmelſüchtigen Seelen, denen die Flügel der Phantaſie nicht genug beſchnitten ſind, die ſich außerhalb der Welt ſtellen; „dieſe iſt nur ein Nebenplanet ihrer inneren; ſie ſehen die äußere nur, wenn ſie ſich ihrer erinnern, und dann iſt ſie in die innere zerſetzt und verwandelt.“ Die eigenthümliche Manier der Jean Paulſchen Romane iſt übrigens hier gleich anfangs entſchieden. Die Hauptſache geht einen verdeckten Gang, die „friſche Hiſtorie“ gebricht hier wie in allen ſeinen Sachen, der Hauptfaden liegt verſchleiert hinter Reflexionen und lyriſchen Ergüſſen, hinter ſatiriſchen Einſchiebſeln, Träumen und allerhand Rauſchgold. Unerſchöpflich iſt der Erzähler in tauſend Wendungen, den graden Bericht zu vermeiden. Nicht allein daß er über ſeine Facten reflectirt, er reflectirt auch über ſeine Arbeit, er unterhält ſich und ſcherzt ſehr ergötzlich mit dem Leſer, er rügt ſtyliſtiſche Misſtände, er notirt Wörter, die ihm nicht gefallen, und Bemerkungen, die ihm den Perioden zu ſehr verlängern würden, läßt er zwar weg, aber nicht die Bemerkung, daß er ſie wegläßt. Er will wie Hamann die Gedanken und Ideentänze ſeiner Helden nicht allein, ſondern auch die des Autors ganz in der Ordnung oder Unordnung, mittheilen, wie ſie in der Wirklichkeit durch den Kopf ziehen, und er vergißt, daß ſich die Schrift durch nichts Anderes von dem Leben unterſcheiden kann, als durch die Ordnung, die ſie, die langſame und überlegende, in den wirren Fluß des raſchen Lebens bringt; dieſe Irrung durchdringt alle Schriften unſers Dichters und iſt die Quelle eines gewiſſen pſychologiſchen Werths und eines guten Theils ihres äſthetiſchen Unwerths zugleich; ſie ſtellt ſeinen Roman in einen grellen Gegenſatz gegen die ſpaniſchen Novellen, in denen alle menſchlichen Empfindungen und Leidenſchaften, Reden und Gedanken in einer gewiſſen Paradeordnung und allzu disciplinirt auftreten. Jene Parentheſenmanier in der Schreibar nun ſpiegelt eigentlich nur im Kleinen die größere in dem ganzen Bau ſeiner Romane ab. Sie ſind nicht mit jenen tauſend Klammern gefügt, aus jenen tauſend Fädchen gewoben, wie bei andern Humoriſten, es ſind einzelne Riſſe und Züge, vortreffliche Szenen, aber nicht Reihen ſtreng fortgeſetzter Handlungen, charakteriſtiſche Anekdoten, aber nicht Gemälde, wie ſeine witzigen Schriften nicht als ganze Satiren, aber als Sammlungen von Witzreden und Epigrammen vorzüglich ſind. Er ſucht, ſagt Lich-

tenberg, den Beifall durch einen **coup de main** mehr als durch planmäßige Attake zu erobern. So ſind ſeine Charaktere beſſere Schattenriſſe als Portraits, eher Portraits als Standbilder, beſſere Entwürfe als Ausführungen. So hat er in ſeinen wiſſenſchaftlichen Werken treffliche Winke und einzelne Regeln gegeben, hätte aber nie ein Syſtem der Erziehungskunſt oder Aeſthetik geben können. Es iſt nicht das Leben in ſeiner Fülle, was ſeine Werke, ſo umfangreich ſie ſind, umſchreiben, ſondern nur Bruchſtücke des Lebens; es iſt nicht eine abgerundete Lebensweisheit, die wie bei Göthe oder Schiller aus dem Complex der Schriften wie aus dem Charakter des Schreibers gleichmäßig reſultirte, ſondern es iſt eine aphoriſtiſche, launiſche Philoſophie, die man daher ſo gern zerpflückt und in Blumenleſen ſammelt; und wie die erträglichen Charaktere ſeiner Romane nur die jugendlichen ſind und ſeine Männer und Greiſe zu Carricaturen werden, ſo möchte man von dem Autor ſelbſt ſagen, nur ein Segment des Lebens und der entwickelten Menſchheit falle auf ihn. Er ſagte es ſelbſt, daß er das Gefühl des nicht völlig Reifwerdens, der moraliſchen Unvollendung beſtändig mit ſich trage. Er war kein fertiger Schriftſteller und Herder traf genau das Rechte, wenn er ihn darauf anſah, erſt etwas aus ihm zu machen, oder Lichtenberg, wenn er ihm prophezeihte, er werde groß werden, wenn er wieder von vorn anfange. Vortrefflich hat Lichtenberg, indem er von Sterne ſpricht, eine andre Haupteigenſchaft der Jean Paulſchen Romane blosgeſtellt. Es iſt bekannt, wie er uns gern gleich Sterne, dem er ſich in Leben und Schriften verglich, in die wechſelndſten Stimmungen verſetzt, wie er Ernſt und Scherz, Lachen und Weinen, und alle menſchlichen Kräfte zugleich ſpielen läßt, wie es im Leben iſt, vergeſſend, daß die Dichtung die Härten der Wirklichkeit abglätten ſoll; wie er immer die „Flügel für den Aether, die Stiefel für das Pflaſter an hat", wie er aus „Schoppe's Wildheit in die Hesperusrührung" überſpringt, und wieder aus den „Dampfbädern der Rührung in die Kühlbäder der Satire zurückſetzt;" er muthet uns immer zu, den Kitzel zum Lachen und den Reiz zum Weinen zugleich auszuhalten. Die Stelle von Lichtenberg, in der er dieß verwirft, iſt folgende. „Es gibt, ſagt er, ein untrügliches Zeichen, ob einer, der eine rührende Stelle ſchrieb, wirklich dabei gefühlt hat oder ob er aus einer genauen Kenntniß

des menſchlichen Herzens blos durch Verſtand und ſchlaue Wahl rührender Züge uns Thränen ablockt. [Dieß wäre bei Jean Paul anders zu faſſen.] Im erſten Falle wird er nie, wenn die Stelle vorüber iſt, ſeinen Sieg plötzlich aufgeben. So wie bei ihm ſich die Leidenſchaft kühlt, kühlt ſie ſich auch bei uns, und er bringt uns ab, ohne daß wir es wiſſen. Hingegen im letzten Fall nimmt er ſich ſelten die Mühe, ſich ſeines Siegs zu bedienen, ſondern wirft den Leſer, oft mehr zur Bewundrung ſeiner Kunſt als ſeines Herzens, in eine andre Art von Verfaſſung hinein, die ihn ſelbſt nichts koſtet als Witz, den Leſer aber faſt um Alles bringt, was er vorher gewonnen hatte. Von dieſer letztern Art iſt Sterne."

In den Hesperus (1794) ſind offenbar Ingredienzien aus der unvollendeten Loge übergegangen. Auch dieß iſt noch ein Nacht- und Abendſtück, an müde Seelen, gedrückte Geiſter und höhere Menſchen, die das Leben kleiner finden als ſich und den Tod, gerichtet; zur inneren Miſere iſt das äußere hinzugefügt: Schwindſüchtige, Blinde, Staarkranke, Wahnſinnige; und auf Todtenſzenen und Leichenreden wird wieder mit weicher Seele, und mit „wahnſinniger Laune" verweilt. Die Abſicht iſt, die Spielarten der Liebe, Mutter-, Geſchwiſter-, Kindes-, Freundes-, Geſchlechts- und allgemeine Menſchenliebe „nebeneinander auf den Altären brennen zu laſſen" und den Reichthum und Edelmuth des menſchlichen Herzens zu öffnen. Daher ſind denn in dieſem „Tragelaphen", deſſen Erſcheinung unſere gradſinnigen Dichter in Weimar ganz komiſch und neu berührte, aber die Enthuſiaſten, wie Moritz, und die Frauen elektriſirte, beſonders die weichmüthigen Beſtandtheile ſehr vorwiegend. Wir wollen beſonders auf den Charakter Emanuels achten. Schon in der Loge erſchien ein Extrablatt über hohe Menſchen, die er außer andern Vorzügen beſonders an dem Gefühle der Nichtigkeit alles irdiſchen Thuns erkennt, und an der Empfindung von der Unförmlichkeit zwiſchen unſerm Herzen und unſerm Orte, an dem Wunſch des Todes und dem Blick über die Wolken. Sein Emanuel hier iſt nun der Repräſentant dieſer Klaſſe, ein Indier, mit zerknicketm Körper, ein Pythagoräer, den ein Jahrmarkt, ein Poſſenſpiel traurig und ein Dichter wie Shakſpeare melancholiſch macht, der ſich durch Faſten und Enthalten von Fleiſchſpeiſe ſeine Phantaſie leichter macht, und der durch einen Zug beſonders ausgezeichnet wird,

der „nicht allein Wahnſinnige, ſondern auch außerordentliche Menſchen von ordentlichen unterſcheide": daß nämlich wenige Ideen, denen er allen geiſtigen Nahrungsſaft einſeitig zugeleitet, bei ihm ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht bekommen haben [42]). Zwei große Wahrheiten, die das Univerſum tragen, hält er in ſeinem Herzen feſt: Gott und Unſterblichkeit. Jean Paul macht Abtheilungen zwiſchen Gottmenſchen, Thiermenſchen und Pflanzenmenſchen, er rechnet dieſe Einſiedler zu den erſten, die wir doch zu den letzten zählen müßten. Wir deuten den Leſer auf dieſen Charakter, nicht allein um darauf aufmerkſam zu machen, wie übel es iſt, wenn der Jugend ſolche Naturen, die auf der Erde unnütze Koſtgänger ſind und auf die die Sanitätspflege und Sicherheitspolizei ein Auge haben muß, als das Ideal der höchſten Menſchheit dargeſtellt werden, ſondern auch um auf Jean Pauls eigne Sterbephiloſophie vorzubereiten, die wir bald im Kampanerthal kennen lernen. Auch auf das Gegenſtück hierzu, auf ſeine Freude an dem Kleinleben, die zuerſt der Siebenkäs und Q. Fixlein ausſprach, bereitet der gemiſchte Charakter des Helden Victor vor, in dem die contraſtirenden Seiten Jean Pauls, ſein Humor und ſeine Sentimentalität vereint liegen, und in dem er ſich ſelber erklärterweiſe abkonterfeit. Der excentriſche Held hat für die unähnlichſten Gefühle ein geräumiges Herz, er iſt Poet, Philoſoph, Hofmann und Enthuſiaſt zuſammen, er hat „drei närriſche Seelen, eine humoriſtiſche, eine empfindſame und eine philoſophiſche", und der Leſer mag ſich den Leitton zwiſchen Allen herausfinden.

Die beiden Gegenſätze, von denen wir reden, lehren uns gleich die nächſtfolgenden Werke Jean Pauls kennen. Quintus Fixlein und die Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke ſind die erſten Romane, die eigentlich der Schilderung des Kleinlebens ſich widmen und der humoriſtiſchen Gattung angehören, während man die vorigen, wenn Jean Paul allein in ihrer Art weiter gearbeitet hätte, mehr neben Klingers Werke trotz der theilweiſe ſcherzhaften

42) Eine Probe ſeiner Philoſophie iſt ein Stammblatt, das mit den Worten anfängt: „Der Menſch hat hier 2½ Minuten, eine zu lächeln, eine zu ſeufzen und eine halbe zu lieben, denn mitten in dieſer Minute ſtirbt er." Das ſind ſolche Dinge, die man ſchreibt, „wenn man ſoviel Citronenſäure, Theeblüthe, Zuckerrohr und Arrak ſich gefallen läßt."

Manier anreihen würde. In der Vorrede zum Q. Firlein gibt uns Jean Panl ſelbſt den Contraſt dieſes Buches gegen die vorhergehenden zu verſtehen. „Ich konnte, ſagt er, nie mehr als drei Wege, glücklicher zu werden, auskundſchaften. Der erſte, der in die Höhe zieht, iſt: ſo weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußre Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäuſern und Gewitterableitern von weitem unter ſeinen Füßen wie ein eingeſchrumpftes Kindergärtchen liegen ſieht. Der zweite iſt: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da ſich ſo einheimiſch in die Furche einzuniſten, daß wenn man aus ſeinem warmen Lerchenneſte herausſieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuſer und Stangen, ſondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Neſtvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenſchirm iſt. Der dritte endlich, den ich für den ſchwerſten und klügſten halte, iſt der, mit den beiden andern zu wechſeln.“ Man ſieht wohl, dieß iſt die deutlichſte Doctrin eines Mannes der Extreme, dem der nächſte Weg am weiteſten abliegt, auf dem man weder fliegt noch kriecht, ſondern aufrecht geht, Wolfsgruben und Beinhäuſer für das anſieht, was ſie ſind, und ſich an Berg und Thal, an Menſchenwerk und Natur freut, was dem in den Lüften zu klein, dem im Neſte zu groß ſcheint. Mit Kothurn und Sokkus je an Einem Fuße wandeln, iſt ein hinkender Gang. Jean Paul wollte ihn erzwingen. Seine Freunde hatten ihm ſchon in der Jugend geſchmeichelt, er werde uns Shakſpeare, Rouſſeau und Pope zugleich werden, und ſie hatten nicht bedacht, daß, wer nur Eine Faſer von Pope hat und Eine von Rouſſeau, faſt Keine von Shakſpeare haben kann. Aber es gehörte zu dem univerſaliſtiſchen Beſtreben der Zeit, die Verſuche des Unmöglichen anzuſtellen, und ſo haben wir in Jean Paul wunderbar genug die Züge des dämoniſchen Geniedichters und des humoriſtiſchen Pragmatikers hart beiſammen. Der Mann, der ſo ſkeptiſch von der Nichtigkeit des Menſchen und ſeines eignen Selbſt denkt, legt ſeine Autobiographie ganz auf das Minutiöſeſte an, als ob eben hieran Alles gelegen ſei; er findet es wie die Pragmatiker lockend, von einem bedeutenden Menſchen nur einige Tage lang alles Alltägliche aufzuſchreiben, was er treibe, nicht um daraus wie Jene Aufſchlüſſe über ſeine Natur zu finden, ſondern wieder in dem melancholiſchen Wunſche, die Leerheit jedes Lebens zu zeigen; ſich

ſelbſt will er lächerlich darſtellen und das Unbedeutende an ihm, obgleich er ſein endliches Beſtreben nannte, auf der Erde nichts zu cultiviren, was ihm droben nicht gälte! Er, der die Thorheiten der Welt ſo ſehr von ſchwindelnder Höhe überſchaute, gefiel ſich aufs höchſte, „alles Gemeine und Pedantiſche mitzumachen, unter dem ergötzenden Bewußtſein der Willkühr.“ Der ſich ſo über alle Blitzableiter emporſchwang, gefiel ſich doch ein Wetterprophet zu ſein, nicht ohne ſich wieder ſelbſt darüber luſtig zu machen. Er, der Anfangs die Allmacht des Genies ſo verehrte, fand doch nachher, daß ſich Dinge erlernen ließen, von denen Andre anders urtheilen würden, und er mußte ſich geſtehen, daß ſeine Anlagen unendlich klein ſein würden ohne die Verbeſſerungen des Fleißes. Der extravaganteſte Schriftſteller mußte ſich an die pedantiſchſte Ordnung knüpfen, und wenn es in dem ganzen jungen Geſchlechte damals lag, was Jean Paul einmal von ſich ſagt, daß die Anſpannungen der Phantaſie allen Leidenſchaften zu viel Milchſaft und Heftigkeit gaben, ſo waren doch dieſe Anſpannungen bei ihm nicht durch den unmäßigen Lebenstrieb wie in den Anderen hervorgerufen und durch jenen weltſtürmeriſchen Sinn, ſondern er erkünſtelte ſie durch die fixe Idee, mit der er ſich auf das Amt der Schriftſtellerei warf. Dieſer Mann ſchien Vielen die Poeſie, die durch Göthe und Schiller auf den Höhepunkt gebracht war, den ſie bei uns erreichen ſollte, noch geſteigert zu haben: und dennoch ging ſie bei ihm nur auf einen ungemein geſteigerten Realismus hinaus. Er ſuchte ſie im Gebiete der Moral und der Geſchichte, er ſuchte ſie im Leben, unfähig, ſich an den reinen Gebilden einer unabhängigen Phantaſie zu freuen. Er ſchien zu den Leſern zu gehören, von denen er einmal ſagt, ſie ſähen die Dichter wie ätheriſche Gebilde an und begriffen nicht, wie ſie nur einen Schnitt Schinken und ein Glas Bier gebrauchen könnten. Bei perſönlicher Begegnung jener Männer in Weimar (1796) klagte er daher über getäuſchte Ideale, weil ſie nicht wie Er die Poeſie und Begeiſterung mit ſich zur Schau trugen: er fand Göthen kalt für alle Sachen und Menſchen, einſilbig, einen Gott im Pallaſte, und Schillern felſigt, voll Ecken, voll ſcharfer ſchneidender Kräfte, aber ohne Liebe; er empfing dafür die Huldigungen der Frau von Krüdener, Kannes und Koſegartens. Und dennoch, wer ihn ſeiner vielen phantaſtiſchen Bewunderer und Grillen wegen auf der Seite

der Lavater und aller Schwärmer jener Zeit ſuchen würde, die die unmittelbaren Kräfte des Geiſtes beſchworen, den würde ſeine Vieldeutigkeit wieder irre führen, denn er war in religiöſen Dingen und in allen, um die des Menſchen unbefriedigte Neugierde ſich hindrängt, ein nüchterner Urtheiler; ein Gegner Nicolais und der Nicolaiten in äſthetiſcher Hinſicht, in rationellen Sachen ein Anhänger der Aufklärung, und daher mit der Voßiſchen Familie befreundet. So täuſchte er ſich denn auch nicht über jene Ueberreizung ſeiner Phantaſie, die in den bisher genannten Werken ſichtbar war; er war damals ſtets darauf aus, ſich kälter zu machen, und aus dieſer Stimmung, ſagen die Herausgeber ſeiner biographiſchen Notizen, ging der Q. Fixlein hervor. Wie aus der unſichtbaren Loge Elemente in den Hesperus übergegangen ſind, ſo ſchildert der Fixlein ein vergnügtes Schulmanns- und Pfarrleben, das weſentliche Züge aus der Idylle vom Schulmeiſterlein Wuz entlehnt. Aber merkt man dieſer vergnüglichen Schilderung des Kleinlebens nicht doch an, daß dem Autor, wie er es oben ſelbſt ſchildert, nicht recht Ernſt iſt um die Freude an dieſen Lerchenneſtern? Dieß ſcheint das Leben des Armenadvokaten Siebenkäs (1795) noch deutlicher zu verrathen, das ſich eben in dieſer niederen Sphäre bewegt, und ſich in der Wendung der Geſchichte auch wieder herausbewegt; das in den Kreis der oberen Stände hinüberblickt, wo ſich die ſchönſten Seelen nach Jean Pauls Meinung bilden, während er ſich mit dem beſten Glücke hier und in den Flegeljahren an der Schilderung ſchöner Seelen aus den unterſten Ständen verſucht hat. Die Beſchreibung von Siebenkäſens Noth, Haushalt und Schriftſtellerſchickſal heimelte bei der Erſcheinung des Werkes die Nation an; es waren deutſche idylliſche Zuſtände, die bei uns nicht auf der Wieſe, ſondern in der Studirſtube ſpielen; zu dem Charakter des Helden ſaß der Autor wieder ſelbſt, zu Lenette ſeine Mutter. Aber der Dichter hat nicht Freude an ſolchen ſimplen Charakteren, an ſeiner Lenette ſo wenig, als an ſeiner Appel; dieſe Frauen ſind ihm Schneckenſeelen, die nur ſein Mitleid, nicht ſein Wohlgefallen anſprechen. Wenn ſich die deutſche Gemüthlichkeit an dem Bilde dieſer einfachen Frau ergötzen mochte, ſo ward ſie aufs äußerſte lädirt durch die abſichtlichen Hiebe, die der Ehe in den niedern Ständen verſetzt werden, und durch die geniale Weiſe, wie hier mit Wahrheit und Eid, mit einge-

gangenen Verhältniſſen und mit dem, was des Menſchen letztes Schickſal iſt, geſpielt wird. In dem Gemälde einer ſolchen engen Häuslichkeit iſt die letzte romantiſche Wendung mit dem Scheintode nur eine Fratze; in der Geſellſchaft einer Lenette iſt der humoriſtiſche Held eine wehethuende Erſcheinung. Wer ſich ſo von einer Frau trennen konnte, wie konnte der eine Frau nehmen? und ſolch eine Frau nehmen, wer ſolch einen Freund hatte? Das humoriſtiſche Freundepaar hat mit Recht die meiſten Leſerinnen, auch die dem Dichter ergebenſten, beleidigt. Denn in der That ſind die humoriſtiſchen Charaktere, die Jean Paul mit ſo viel Prätenſion anlegte, faſt ebenſo fatal wie ſeine hohen Menſchen, weil ſie ebenſo in Carricaturen verzerrt ſind. Wenn dieſe nur Gemüth und nichts als Gemüth ſind, ſo mangelt dieſen Humoriſten, deren Repräſentant bei Jean Paul ſein Leibgeber-Schoppe iſt, das Gemüth ganz. Sie ſollen luſtig und gleichmüthig ſein, und ſie werden egoiſtiſch und eiskalt. Siebenkäs bleibt in ſeinem Elend heiter; er ſagt ſeiner Lenette, wenn er auch mit 8000 Löchern im Rocke gehen müſſe, ſo wolle er doch dazu lachen und ſingen. Recht, meinte der Autor; aber gewiß nicht Recht von dem Manne, der ein armes gedrücktes, der Scham nicht verſchloſſenes Weib hat, das er mit einem phantaſtiſchen Thorenſtreich ſelbſt um ein ärmliches Auskommen gebracht, und der doch wohl, ehe er dieß gut gemacht, lieber heulen als lachen ſollte. Dieſe Humoriſten Jean Pauls kitzeln ihre Seelen mit dem Gefühl der rückſichtsloſen Freiheit, mit dem Bewußtſein, daß ſie die menſchliche Thorheit traveſtiren, daß ſie allem Lächerlichen eine äſthetiſche Seite abgewinnen und ſo die Narrheit zu Weisheit ſtempeln. Sie feinden den ehrloſen Eigennutz und alles Gemeine mit Ingrimm an, aber ihre eigne Selbſtſucht merken ſie nicht; ſie verſchmähen die Kinderpoſſen des Lebens, und wollen das Kleine dabei ſchonen, da ſie nicht einmal die gute Beſchränktheit in jenem Weibe zu ſchonen wiſſen. Sie ſollen Menſchenhaſſer voll Menſchenliebe ſein, Allerweltskenner und Univerſalgenies, ohne daß ſie für die geringſte Thätigkeit geſchaffen wären. Sie fühlen nicht, daß man enge Verhältniſſe nur großen Beſtrebungen gegenüber verachten darf, die ſie hemmen; daß wenn man dieſen nicht ſelbſt nachgeht, man Alles Recht verloren hat, über jene zu ſpotten, die ein wahres Glück begleitet. Sie fühlen ſich beklemmt über das Vergebliche auf der

Erde; wer aber in der großen Geſchichte das Folgenreiche kennt und überſchlägt, der ſehnt ſich zuweilen gern, auf dem Vergeblichen und Müßigen zu ruhen, und auf dieſen Grund ſollten Idylle und humoriſtiſcher Roman überall gebaut ſein. Dieſe Charaktere ſchweben zwiſchen dem Oben und Unten, das Jean Pauls Lehre war, ſie wechſeln nicht damit, ſie fallen, wohl ohne des Dichters Abſicht, mitten durch. Sie halten ſich immer in den kleinen Sphären des niedern Lebens auf, obwohl ſie ſich ihm entgegenſtellen, ſie lieben es nicht und können ſich nicht davon losreißen; ſie ſtreben hinauf, aber die Schwerkraft der Skepſis hält ſie nieder, ſie glauben kein Leben nach dem Tode. Wie die romantiſchen Helden Jean Pauls die Poeſie, ſo ſetzen dieſe die Traveſtie, die Satire in Leben und Handlungen herüber, und tragen einen dem Quixotiſchen ähnlichen Charakter an ſich. Sie beſchweren ſich, daß der ſchwerfällige Ernſt der Deutſchen ihre Ideentänze nicht verſteht und mag, und doch wird auch ſelbſt der Verſtehende ſie nicht mögen: denn wiewohl wir Jean Paul die Gabe des geiſtreichen und natürlichen Scherzes nicht abſprechen wollen, ſo ſind doch die Späße ſeiner „Wildlinge" gar oft der Art, daß man ſie ebenſo trivial findet, wenn ſie ausgekernt ſind, als kraus, ſo lange ſie in der eckigen Schale liegen. Bei ihrem Zwieſpalte ſchallt ihr Lachen über die Thorheit der Welt aus einer beklommenen Bruſt, ihr Weltſcherz verzerrt ſich in einen Weltekel, und Schoppe wird zuletzt wahnſinnig über das Fichtiſche Ich, was, ich weiß nicht, ob eine Satire auf dieſe Philoſophie oder auf jenen Humor iſt.

Wir haben vorhin die biographiſchen Beluſtigungen unter der Hirnſchale einer Rieſin (1796) übergangen; ſie ſind nicht vollendet: ein Tropfen angefangener Erzählung unter einem Schwall von Satire. Jetzt wollen wir auch an dem Jubelſenior (1797), einer neuen Predigeridylle mit einer adlig-höfiſchen Burleske durchſchoſſen, worin nun ausdrücklich das Hiſtoriſche nur als Vehikel zu Einfällen und Scherzen benutzt iſt, vorbeigehen, um in deſto grellerem Gegenſatze das Kampanerthal (1797) gegen die letztberührten Werke überzuſtellen. Hier reichen plötzlich die Fühlhörner in den Himmel hinein, während in jenen Werken und beſonders hier in den beigegebnen Erklärungen der Holzſchnitte der Verfaſſer tiefeingegraben in ſeinem Schneckenhauſe auf den Niederungen der Erde weilt. Hier ſehen wir ihn

gleichſam in den Werktagen des Lebens, dort feiert er in Sabbath=ſtille den Ruhetag. Aber ſelbſt indem wir im Großen in dieſen Schriften Scherz und Ernſt getrennt ſehen, theilen ſie ſich doch wieder im Kleinen; an das Reale in niederländiſcher Manier reiht ſich das Nihiliſtiſche in hyperiidealem Style, das Kleine wird mit großem dynamiſchen Aufwande geſchildert, und an das Große kommt dann der Autor mit verſchwendeten Kräften. Jean Paul hätte gewiß für die Schilderung des Stilllebens und der deutſchen Gemüthlichkeit und idylliſchen Natur die höchſten Gaben gehabt, allein ſeine univerſellen Tendenzen vielleicht noch mehr als ſeine Natur, üble Theorien vielleicht eben ſo ſehr wie ſein Gefühl ließen ihn nicht mit reiner Freude auf Einem verweilen; ſie trieben ihn immer wieder zu den entgegengeſetzten Enden und hießen ihn das Widerſprechendſte verbinden. Mit ſo entſchiednem Sinne, mit ſo ſchonender Auffaſſung für das reale Menſchenleben begabt, richtete er doch ſchon ganz frühe ſeine Gedanken über das Dieſſeits hinweg und ſeine Religion ward: Leben für Unſterblichkeit und Gottheit. Ihm trugen die erſten Jugendjahre, wo der Geiſt ſich ſeine Welt ſchafft, einen ewigen Glanz; aber er ſah, daß dieſe herrliche Zeit nicht dauern, daß ſie nicht wiederkehren konnte, als in der Erinnerung und Einbildungskraft, wo er ihr dann ſein ganzes Leben widmete; oder daß, wenn ſie wiederkehren könnte, dieß gewiß nicht hier geſchehen würde, ſondern in einer andern Welt, unter einem unermeßlichen Himmel. So verband er ſeine Liebe zu der Jugend der Menſchheit mit der ewigen Jugend, die wir jenſeits erwarten. Schon im 18ten Jahre fiel ihm der Gedanke an den Tod oft warm aufs Herz; er mochte dann nichts lernen, was ihm dort nicht gälte, worauf er in der andern Welt nicht feſtbauen könnte; er verachtete den Ruhm der Welt, ehe er ihn gekoſtet hatte, und ſein Freund Vogel warnte ihn mit Recht, daß, wer dieß thue, gewiß nicht groß werden würde, und wenn dieß Viele thäten, die Welt an herrlichen Begebenheiten arm werden müßte. So ſtand er immer mit dem Einen Fuße in der andern Welt, unfähig wie ſein Herder im äußerſten Fall ſich zu einer kräftigen Reſignation zu entſchließen. Er erhob ſich nicht zu der Abſtraction, die für eine Anſicht wie Herders nöthig war, hier war er ganz der menſchlichen Schwäche verfallen und den Gefühlen; und wie die Jacobi, Lavater und Jung einen perſönlichen

Gott haben mußten in Menſchengeſtalt, ſo ſchien er einer individuellen Fortdauer zu bedürfen, obgleich er in dem Kampanerthal nicht einmal denen viel Troſt reichen dürfte, die eine perſönliche Exiſtenz verlangen. Mit wie finſteren Vorſtellungen quälte ſich nicht ſeine Phantaſie in jenen Viſionen von der Vernichtung, in jener Rede des todten Chriſtus, daß kein Gott ſei! Er ſah uns hier auf der Erde alle wie Miſſethäter auf den Tod ſitzen, und fragt: ſtehen wir nur die Todesangſt aus, oder geht die Hinrichtung des menſchlichen Geiſtes vor ſich? Wenn Jean Paul ſelbſt und ſeine Freunde bezeugen, daß ihm der Gegenſtand der Unſterblichkeit für ſein ganzes Leben die größte Aufgabe geblieben ſei, ſo darf es uns doch ja nicht ſcheinen, als ob wir nun bei ihm, und beſonders in dem Kampanerthal, das dieſem Thema ganz gewidmet iſt, beſondere Aufſchlüſſe oder Belehrungen, oder auch nur andern Troſt finden würden, als ihn ſich Jeder in ſeinem Herzen geben kann und vielleicht mit größerer Beſcheidung geben wird, als Jean Paul. Er iſt hier nur poetiſcher Interpret der kritiſchen Philoſophie, die ihn wie jeden denkenden Kopf gleich bei ihrer Erſcheinung mächtig ergriff; die Philoſophie wird ihm zur Dichtung, Speculation zu Empfindung, die Schlüſſe „verdichten ſich“ oder lockern ſich vielmehr zu Gefühlen. Noch treffender: er läßt die kritiſche Philoſophie augenblicklich aus dem Auge, und läßt ſein Gefühl reden; und wie es ihm geläufig iſt, jeder Muſik Texte, jedem Traum Bedeutung, jeder Naturſzene Offenbarung und höhere Stimme zu leihen, ſo gibt er hier jeder Hoffnung Beweiskraft. Er gründet ſeine Haupthoffnung darauf, daß das Reich des Schönen, Guten und Wahren, dieß innere Univerſum einen andern Himmel brauche und eine höhere Welt; dem Umfang ſeiner lebhaften Einbildungskraft genügte dieſes ſchmale Rund der Erde nirgends. Er fragt: wozu und woher dieſe außerweltlichen Anlagen und Wünſche in uns gelegt ſind? Er läßt ſich den Einwurf machen: zu Erhaltung und Genuß des jetzigen Lebens. Und nun ſpringt er zu ſeinen gewöhnlichen Hyperbeln über: „Alſo wurde ein Engel in den Körper geſperrt, um der ſtumme Knecht, Küchenmeiſter und Thürwärter des Magens zu ſein? Waren nicht Thierſeelen im Stande, die Menſchenleiber auf den Obſtbaum und auf den Tränkheerd auszutreiben?“ Wir ſehen, dieß kann jedes Kind widerlegen, dem man von früh auf eingelernt hat, daß die Menſchenſeele noch

auf ein andres ausgetrieben werden ſoll, als auf den Obſtbaum. Aber Jean Paul ſteht ganz auf jenem Satz der Fauſte dieſer Zeit: Alles oder Nichts! Wie wir ihn um die richtige Mitte des Lebens herumgehen ſehen, wie wir ihn ſich zwiſchen Lachen und Weinen durchbewegen ſehen, ohne auf dem mittleren Stande des Ernſtes je nur auf Minuten ſich erhalten zu können, ſo geht er hier an dem eigentlichen mittleren Begriff der Menſchheit, der zwiſchen Engel und Thier ſo ſichtbar für jeden erſt keimenden Verſtand liegt, wie abſichtlich blind vorüber. Und mit eben jenem titaniſchen Trotze, der, wie es ſcheint, der beſte Beweis ſein ſoll, ruft er: der Schöpfer habe uns zu Leiden nicht ſchaffen dürfen! nicht dürfen! und die Unförmlichkeit zwiſchen unſerm Wunſche und unſerm Verhältniß bleibe eine Blasphemie, wenn wir verſchwänden! Aber Leſſing wünſchte gar nicht! Forſter hoffte gar nicht! Lichtenberg wagte gar nicht zu hoffen! Und ſind ſie nicht auch menſchliche Naturen? Vielleicht nennt man es Kleinmüthigkeit, ſo bereitwillig wie dieſe zu reſigniren, aber wer würde darum ſo ſtarkmüthig auf ein Recht pochen wollen, wo kein Geſetz geſchrieben iſt?

Von nun an wiederholt ſich im Grunde Jean Pauls Autorſchaft und bringt uns wenig Neues mehr, obwohl wir anerkennen müſſen, daß Titan und die Flegeljahre die bedeutſamſten Werke ſind, um ſeine geſammte Schriftſtellerei von ihren zwei Hauptſeiten, der dynamiſchen und atomiſtiſchen, darzuſtellen. In den P a l i n g e n e ſ i e n (1798) reproducirten ſich gleichſam ſeine Jugendſatiren, ohne daß neue Ingredienzien oder neuer Gehalt hinzukämen; in dem b e v o r ſ t e h e n d e n L e b e n s l a u f (1799) ſind die Jugendidyllen von Wuz u. ſ. f. in der Conjecturalbiographie wieder variirt. Zwiſchen 1797—1802 erſchien der T i t a n, in dem Jean Paul ſein ganzes Weſen erſchöpfte. Den Tendenzen, der ganzen Anlage, den Charakteren, der Manier nach bringt er uns übrigens nichts Neues. Die ganze Charaktergruppe iſt von auffallenden Reminiſcenzen an den Hesperus voll. Gaspard iſt nur ein anderer Lord Horion, und vereint wie dieſer den kalten Weltmann und Taſchenſpieler auf eine närriſche Weiſe; ein willenloſer Fürſt iſt von ihm geleitet wie dort von dem Lord; ein Miniſter mit einem ſchlechten Sohne, der den Böſewicht macht; im Hauſe verdorbener Eltern eine ſeltne Tochter; Liane eine Geſellſchaftsdame wie Clotilde; Spener glich Emanuel; die Böſewichter gleicherweiſe

hier und dort Silhouetteurs und Stimmennachahmer; der Hof, die romantiſchen Liebesgeſchichten, die Verkleidungen, Alles erinnert uns und entſpricht ſich. Wer ſich die Divergenz der Behandlungsart nicht irren läßt, kann auch leicht finden, daß ein Wetteifer mit Wilhelm Meiſter durch dieſe Compoſition durchſpielt, die nicht undeutlich zum Meiſterſtück unter allen deutſchen Romanen hinarbeitete, ja zu viel mehr: denn Jean Paul verſchmähte unter die Maſſe der Romanſchreiber geſtellt zu werden und „rubricirte ſeine Werke in das Gebiet des Epikers," wo der Roman allerdings, aber als Ausartung, ſteht. Der Held verſucht ſich im unklaren Drange mit ſeinen Idealen an der Welt; er iſt ein ſaftvoller Feuergeiſt, der an Alles Rieſenmaß anlegt; der ſich in tauſend Fehlgriffe des Willens und Irrungen des Geiſtes verliert, mit „unerſetzlicher Verſchwendung von Herz und Gehirn." Schade, daß für dieſe Irrungen gleich von vorn herein zu viel Parthei genommen wird. Es iſt gewiß nichts Heiligeres und Reineres, als alle erſten ſtürmiſchen Regungen der edlen Jugend, unſre erſte Freundſchaft, Liebe, Streben nach Wahrheit, unſer erſtes Gefühl für Natur und ideale Ausmalung der Welt, aber auch nichts ſo erſchlaffend und matt, wenn man dabei auch nur mit entſchiedner und ausſchließlicher Vorliebe auf dieſe Regungen der Jugendzeit rückblickend gleichſam dabei verharrt. Den Helden durchknetet nun im Verlaufe der Geſchichte das Unglück; er wird mit ſeiner extravaganten Liebe von dem Vater abgeſtoßen, er verſchwendet ſie an einen unwürdigen Freund, an eine Geliebte, die nicht auf dieſer Erde weilen konnte; jetzt ſcheint ſich aus dem träumenden Hinleben ein Sinn für das handelnde regen zu wollen, Albano will den galliſchen Freiheitskrieg mitmachen, aber dieß gilt für neue Ueberſpannung, von der ihn die Titanide Linda abhält, eine neue Liebe, die aufs neue zerſtört wird. Zuletzt iſt ihm wie Meiſtern ein Weib Erſatz, das man nicht recht kennen lernt, und da er von Träumen und Kriegen erlöst iſt, erhält er die „mittlere Sphäre des Regierens" zu ſeinem Berufe, ein ſchlimmer Troſt für die Menſchen andrer Stände, die wohl eher als geborne Fürſten in der Jugend zu dem Geſchlecht der Titanen gehören, „deren Vater der Himmel, deren Mutter nur die Erde iſt, die bei dem Tode des Vaters ſchwer ihre Waiſen ernähren kann." Albano ringt ſich durch unter all denen, die um ihn her dem Schickſal zum Opfer fallen, die „die Milchſtraße der

Unendlichkeit und den Regenbogen der Phantaſie zum Bogen ihrer Hand gebrauchen wollten", obgleich in ihm derſelbe Schaum des Uebermaßes die Klarheit überzog. An dem Ende des Buchs ſteht nackt die herrliche Lehre, die von dem Buche ſelbſt und der ganzen Schriftſtellerei und dem ganzen Leben Jean Pauls eigentlich Lügen geſtraft wird: daß nur Thaten dem Leben Stärke geben und nur Maß ihm Reiz! Die Liebe des Autors ruht auf dieſen Titaniden, er reißt unſern Antheil zu ihnen hin, und indem er dann den Akt der kalten Gerechtigkeit (z. B. an Linda) übt, beleidigt er unſer Gefühl, ohne daß er unſern Kopf für die Genugthuung geſtimmt hat, die er einer temperirten Anſicht von der Welt und ihrem Gebrauche geben will. Dieſe Didaktik, die nicht ein launiſcher Einfall iſt, ſondern mit der Anlage des Werkes allerdings zuſammenhängt, ſcheint gegen die genialen Charaktere gerichtet, die, wie Solger treffend bemerkte, gleich allen Lieblingscharakteren Jean Pauls krank ſind und ordentlich ſtolz darauf, daß ſie es ſind. Die Geſundheit, ſagt Solger, überlaſſen ſie den Alltagsmenſchen, wie Rabette; ſie ſind in dem Maß vorzüglicher als ſie kränklich ſind. Dieß iſt ſo wenig ein bloßer Witz, daß Jean Paul ſelbſt irgendwo im Titan ſagt, angeborne Kränklichkeit, aber nicht erworbene, halte er für Kopf und Herz dienlich, ſo wie auch eine andere Stelle hierdurch Licht empfängt, wo er Genie und Krankheit zu Milchbrüdern macht. Daher kommt es denn, daß ſich alle titaniſche Jugend natürlich an ihn anklammert, achtlos dieſe warnende Stimme überhört, und ſich an die Beiſpiele hält; denn dieſer Zeit und ihrem Uebermaße iſt es eigen, daß ſie ihr eignes Unglück und Gefahr wie mit liebenden Armen umfaßt. Jean Paul hat in Roquairol viel nachdrücklicher als mit jenen einzelnen Worten ein abſchreckendes Bild von der Ausartung des genialen Uebermuths entworfen, den wir noch täglich, wenn wir ihm etwa nicht im Leben begegnen ſollten, in unſerer jungen Literatur begegnen können. Und dennoch wird man in unſerer Jugend dieſen meiſterhaft umſchriebenen Charakter eher bewundern als verabſcheuen. Wir wollen die treffendſten Züge herſetzen, in denen ſich unſre Genialitäten wie im Spiegel erkennen laſſen, ſchon um jene Gegner Jean Pauls, die ihn nicht leſen, aufmerkſam zu machen, wie vieles Vorzügliche und auch nüchtern Erfaßte dieſer Mann der Extravaganzen aus eben dieſem Gebiete davon trug. Der Dichter charakteriſirt dieſes lüderliche Genie,

das ſich gegen das Conduitenweſen der ſteifen Philiſterwelt empört, als ein Kind und ein Opfer des Jahrhunderts. Verwöhnt und überreizt mit Genüſſen und Kenntniſſen in der Jugend, von überreizter Phantaſie, war er frühe ein Abgebrannter des Lebens, voll Ekel, Hochmuth, Unglauben und Widerſpruch. Wahrheiten und Empfindungen anticipirte er! Alle Zuſtände der Menſchheit, alle Bewegungen der Liebe und Freundſchaft durchging er früher im Gedichte als im Leben, früher in der Sommerſeite der Poeſie als in der Wetterſeite der Wirklichkeit; unglückliche Liebe kam dazu, er ſtürzte ſich in böſe Zerſtreuungen, und ſtellte dann Alles poetiſch dar, was er bereute oder ſegnete; jede Darſtellung hölte ihn tiefer aus. Sein Herz konnte die heiligſten Empfindungen nicht laſſen, aber ſie waren Schwelgereien oder Stärkungsmittel für ihn: grade von der Höhe lief der Weg zu den Sümpfen abſchüſſiger. Er liebte nicht, aber er glaubte es; war bald Schwärmer, bald Libertin in der Liebe, und durchlief Aether und Schlamm ſchnell wechſelnd, bis er beide vermiſchte. Er ſtürzte ſich zuweilen abſichtlich in Sünde und Moder, um ſich durch die Wunde der Reue den Schwur der Rückkehr tiefer einzuſchneiden. Aeußere Verhältniſſe hätten ihm vielleicht helfen können, aber das müßige Offizier- (Schreiber) Leben arbeitete ihn blos noch eitler und kecker aus. Ein Herz war in ihm, deſſen Gefühl mehr lyriſches Gedicht als wahres dichtes Weſen iſt, unfähig wahr, ja kaum falſch zu ſein, weil jede Wahrheit zur poetiſchen Darſtellung ausartete und dieſe wieder zu jener; mit ruchloſer Kraft vermögend Alles zu wagen und zu opfern, was der Menſch achtet, in ſeinen Entſchlüſſen verzagend und ſogar in ſeinen Irrthümern ſchwankend, aber doch nur des Stimmhammers, nicht der Stimmgabel der feinſten Moralität beraubt, und mitten im Brauſen der Leidenſchaft ſtehend im hellſten Licht der Beſonnenheit. Solche Naturen wollen die Verheerung der Menſchheit durch Treue gegen Einen vergüten. Sie ſympathiſiren mit den tragiſchen Gewitterwolken in Shakſpeare, Göthe, Klinger, Schiller, (Jean Paul). Glaubſt du, ſagt Roquairol ſelbſt, daß die Roman- und Tragödienſchreiber, nämlich die Genies darunter, die Alles, Gottheit und Menſchheit tauſendmal nachgeäfft haben, anders ſind als ich? — Dieß iſt in der That ein ſchreckendes Gemälde von den ausgearteten Wirkungen, die von der Dichtung dann

ausgehen müſſen, wenn ſie allein und einzig die Erzieherin der Seele und die Quelle unſerer Bildung ausmacht. Und wie wenig dieſe Wirkungen übertrieben ſind, zeigen uns die Szenen aus dem Inneren des Familienlebens in Frankreich, die wir ſchaudernd erleben, eben ſo gut, wie uns der dortige und der hieſige Zuſtand der belletriſtiſchen Literatur der Verzweiflung, wie ſie Göthe vortrefflich benannte, beweiſen kann, daß auch die Urſache eines ſolchen Wüſtlingslebens der Verzweiflung ebenſo ſchlagend auf dieſe zurückgeleitet iſt.

In den Titan, von dem er noch in den Flegeljahren mit vielem Selbſtgefühle ſprach, wollte Jean Paul das Herzblut ſeines Lebens ausſtrömen; er ſollte das Erhabenſte ſeiner Werke werden; er wollte darin „Rheinfälle, ſpaniſche Donnerwetter, tragiſche Orkane voll Tropen, und Waſſerhoſen anbringen, wollte der Hekla ſein und das Eis ſeines Klima's und ſich dazu entzweiſprengen, und ſich nichts daraus machen, wenn es ſein letztes ſein werde!“ Wirklich kann man ſagen, daß er das Uebermaß ſeiner Phantaſiekräfte darin ausgetobt habe, er ward nun verhältnißmäßig ruhiger, ohne im Weſentlichen anders zu werden, er ward aber auch erſchöpfter. Er konnte (wie Göthe, wenn er eine beſtimmte Periode abgelegt hatte, die ihr angehörigen Werke nicht mehr anſehen mochte), den Titan nicht mehr gern leſen, was ſonſt gar ſein Fall nicht war; er gab die Werke, die jenen höheren dynamiſchen Aufwand erforderten, auf und blieb hinfort in der ebneren Sphäre, wo ſich ſein Katzenberger, der Komet, Fibel, die Flegeljahre u. A. gleichmäßig bewegen. Wir wollen uns bei dieſen nicht mehr einzeln aufhalten, weil ſie in der That nichts weſentlich Neues bringen, die ſpäteren ſogar etwas abſinken. Nur die Flegeljahre, die unmittelbar auf den Titan folgten (1801), müſſen hiervon ausgenommen werden; ſie ſind noch mit der alten Friſche geſchrieben, aber reiner von ſeinen Auswüchſen und „Schwanzſternen“, rein von den ſonſt ſo ungeſchickt eingemiſchten romantiſchen Elementen, und überhaupt in ſo vieler Mäßigung gehalten, als vielleicht Jean Paul überhaupt möglich war. In die Brüder Walt und Vult hat ſich Jean Pauls Doppelgeſicht am ſchönſten getheilt; der Eine, das rührendſte Abbild der träumeriſchen Jugendunſchuld, iſt mit viel naiveren Zügen ausgeſtattet, als ſeine ſentimentalen Geſtalten dieſer Art, z. B. in der Loge, der Andere, deſſen vagabundiſche Natur eine vortreffliche

Figur in einem picariſchen Romane abgab, der Weltkenner, der den Bruder für die Welt zuſtutzen hilft, iſt ein Humoriſt, ohne die verzerrten Züge ſeiner übrigen. Das dunkle Gedankenleben dieſer Troubadourzeit im Menſchen zu belauſchen, die unendlich rührenden Thorheiten, die in dieſen Jahren den Kopf durchfliegen, aufzudecken, das kleine Glück der Seele ſo endlos groß zu ſchildern, wie es in dieſer genügſamen Periode dem Menſchen iſt, den Jugendträumen, der Atmoſphäre von Heimath, von Vaterhaus und vom Spielraum der Kindheit und Allem, was daran hängt, ſo zarte und wahre Züge zu leihen, die ſchrankenloſe Gutmüthigkeit, Liebe, Sanftheit, Jungfräulichkeit und Heiligkeit des Herzens, den Reichthum Eines Tages dieſer durch Phantaſie reichen Zeit abzubilden, die ſtillen ſanften Empfindungen des „Sonntagsheimwehs" zu entfalten, dieß Alles iſt von Niemanden und nirgends ſo geleiſtet worden, wie hier. Und wie er dieſen gläubigen Menſchen in Gegenſatz zu dem enttäuſchten und enttäuſchenden Bruder bringt, das Reale dem Idealen entgegen wirft, dem guten Träumer „nach dem Feſte der ſüßeſten Brode das verſchimmelte aus dem Brodſchrank vorſchneidet", das Alles iſt vortrefflich und das Auge, das hier Jean Paul auf die menſchliche Natur richtet, iſt wahrlich mehr werth als jene ſublimen Blicke in die Wolken und den Aether, in die Geiſterwelt und über die Sterne.

Das letzte Zeichen von Jean Pauls größerer Ruhe war ſein Uebergang zu mehr wiſſenſchaftlichen Arbeiten, den er mit der ganzen romantiſchen Periode im Anfang dieſes Jahrhunderts gemein hat. Daß er ſich hier einmal verſuchen würde, lag ſo ſehr in dem ganzen Gange ſeiner Bildung, wie daß er es zu nichts Syſtematiſchem und Geordnetem darin bringen würde. Er hatte von frühe an alle Wiſſenſchaften angefangen, aber er blieb keiner treu; ſeitdem ſeine Schriftſtellerei begonnen hatte, zog ihn jede an, aber nur inſofern ſie ihm Materie für ſeine anderen Zwecke lieferte; ex professo war ihm ſogar die Philoſophie gleichgültig, der er ſich bei Kants Auftreten einmal ernſtlich hingeben zu wollen ſchien. Sein Skepticismus mag auch dazu beigetragen haben, wie in allen dieſen Fauſtiſchen Naturen, den Buchſtaben der Wiſſenſchaft gleich anfangs zu verachten, der Empfindung mehr anzuhängen und der Divination, und des Details des Wiſſens ſich nur wie kleiner Habe zum gelegentlichen Gebrauche zu bedienen. Sein

Durſt nach Wiſſen, und ſein poetiſches Bedürfniß zugleich machten ihn zum dilettantiſchen Univerſalgenie: er ſtrebte darin Herdern und Leibnitz wie Idealen nach; er ergötzte ſich gern an der Ausmalung eines Menſchen, der Alles wüßte; unſere Beſtimmung ſuchte er in der Erweiterung unſeres Inneren für alle Syſteme, Schönheiten und Charaktere. Aber es war ihm nicht gegeben, bis zur Erfaſſung des Ganzen in irgend einem Zweige der Wiſſenſchaft vorzudringen. Er ſah ganz richtig ein, daß alle Erkenntniß nach einem Einheitspunkte hinſtrebte; zu ihm zu gelangen forderte es in der Wiſſenſchaft allſeitige Kenntniß, zu der er nicht Geduld hatte. So konnte er um alle Wiſſenſchaften nur „anſpielend ſpielen"; „er war ein gelehrter Mann, ſagte er, und wußte doch das Gewöhnlichſte nicht, er war ein Ignorant, denn er wußte von allen Wiſſenſchaften." Durch alle ſeine Werke ſind die Broſamen und Abfälle ſeiner gelehrten Kenntniſſe in Philoſophie, Juriſterei, Medicin und Theologie aufgetiſcht, in derſelben Confuſion, wie er zu Einer Zeit ſich mit Meteorologie, Staatskunſt, Moral, Literaturzeitungen und Kirchengeſchichte leſend beſchäftigte. Wie gern ſucht er in ſeine Romane ein Tiſchgeſpräch, eine Reiſe u. dgl. Formen hineinzuſchieben, in denen ſich bequem allerhand parat liegende Weisheit anbringen läßt. Und wenn dieß im Detail unangenehme Eigenſchaften in ſeine poetiſchen Werke brachte, ſo läßt ſich ſogar nachweiſen, daß ſeine wiſſenſchaftliche theoretiſche Beſchäftigung auch im Ganzen, im Grundſätzlichen, übel auf ſeine Praxis überwirkte, daß ſein kritiſcher Verſtand ſeinen producirenden Inſtinct ſtörte. Wer die Vorſchule der Aeſthetik (1805) kennt und nach ihr ſeine Erzählungen wieder durchlieſe, der würde leicht finden, daß wenn ihn zwar ſeine Praxis hie und da auf ſeine Theorien gebracht haben möchte (z. B. über die komiſche Kraft des Beſonderen, über die ſpringenden Punkte der Charaktere, über den (falſchen) Gegenſatz des Lächerlichen gegen das Erhabene), ſo doch auch wieder die Theorie in der allzu häufigen und allzu geſuchten Anwendung derſelben offenbar wieder auf die Praxis rückgewirkt hat. Dieſe Aeſthetik, wie die Levana (1807) ſind Sammelplätze ſehr geiſtreicher Bemerkungen, vor denen man nicht genug warnen kann. Die ſpringenden Punkte ſind in beiden Disciplinen eben ſo wenig gefunden, wie der geſunde Quell des Lebens in Jean Pauls allgemeiner Natur und Wirkſamkeit. Einen äſthetiſchen und pädago-

giſchen Grundſatz muß man hier nicht ſuchen wollen, ſo wenig als der Staatsmann einen politiſchen ſuchen wird in den idealen Staatsprinzipien Jean Pauls, auf die wir noch anderswo zurückkommen. Wer die großartigen Analogien der Naturkunde an ſeine Unſterblichkeitshoffnungen, wer die Geſchichte an ſeine Menſchheitsträume und Erdenparadieſe, wer die Phyſiologie an ſeine Traumtheorien, und die Kenntniß der Welt und der Menſchen gegen ſeine beſondere Art von Menſchenkenntniß mit freiem Blicke hält, der wird bald finden, wie wenig wiſſenſchaftlicher Geiſt in dieſem Manne der Einbildungskraft war.

Jean Paul brauchte die Wiſſenſchaft noch ganz zum Dienſte der Poeſie, ſo lange nicht ſeine, und die deutſche Poeſie überhaupt rückgängig zu werden anfing. Wir gehen jetzt zu anderen Erſcheinungen über, die uns ſtufenweiſe zeigen ſollen, wie die Wiſſenſchaft anfing, umgekehrt die Poeſie zu beeinträchtigen. Wir wollen zunächſt einen Blick auf die dominirenden Zweige der Wiſſenſchaft werfen, mit denen ſich die Poeſie berührte. Wir werden einer Reihe religiöſer und pädagogiſcher Romane begegnen, die der theologiſchen und Erziehungswiſſenſchaft ungefähr in gleichen Rechten noch gegenüber liegen; wir werden dann eine andere Reihe von geſchichtlichen Romanen treffen, in denen die Wiſſenſchaft ſchon ganz den Sieg über die Dichtung davon getragen hat, und eine kleine Anzahl philoſophiſcher, wo die Poeſie nichts mehr als eine ganz dürftige Einkleidung geliehen hat. Kant hatte das Verdienſt, gleichſam nach Leſſingiſchen Reinigungsprinzipien, die Philoſophie, die ſeit Leibnitz und Wolf ganz in Poeſie populariſirt worden war, wieder in die Würde der Wiſſenſchaft herzuſtellen und auf eigne Füße zu ſetzen. Dieß geſchah gleichzeitig als die Geſchichtſchreibung von Planck und Spittler auf eine ähnliche Weiſe, in der politiſchen Hiſtorie von dem Ballaſte der Forſchung, in der kirchlichen von der Beſchränkung des Dogma's geſäubert wurde. Seit dieſer Reſtauration der Wiſſenſchaft litt die Poeſie in dem Maße, daß unſere erſten Dichter von wiſſenſchaftlicher Beſtrebung ergriffen wurden. Sie rafften ſich gleichzeitig mit den Romantikern noch einmal zu Gunſten der Poeſie zuſammen, und behaupteten für dieſe, ſo viel ſie ſelbſt anging, noch zur Zeit einen nicht leicht errungenen Sieg. Aber die Romantiker bewieſen es auf Weg und Steg durch ihr eigenes Beiſpiel, daß in dem Momente, wo wir auf

den Gipfel wahrer Dichtung ſtiegen, wir auch den Abweg zur Wiſſenſchaft einſchlugen.

3. Unmittelbare Einwirkungen der Wiſſenſchaften und Lebenszuſtände.

Die Revolution, die ſeit den 60er Jahren die Geiſter in Deutſchland mit ſich fortriß, hatte ſich zuerſt in der Poeſie angekündigt. Von da aus griff ſie ſchnell in alle Zweige geiſtiger Cultur über, die in jenen Zeiten eines lebendigen Triebes fähig waren. Bald ward eine allgemeine Sehnſucht rege, nicht allein nach richtiger Erkenntniß der Verhältniſſe von Staat und Haus, von Schule und Kirche, von Kunſt und Wiſſenſchaft, ſondern auch nach naturgemäßen Veränderungen zufolge den Vorſchriften dieſer neugewonnenen Erkenntniß. Die große Maſſe der Nation nahm an dieſem Durſte nach Wiſſen und Verbeſſerung einen Antheil, der ſich in ſteigenden Progreſſionen bis heute immer erweitert hat, und wenn man ſagen kann, daß nach der popularen Literatur in der Reformationszeit jene ſucceſſive Vorherrſchaft der Standesbildung erſt der Geiſtlichen, dann des Adels, welche wir ſchon in unſerer alten Literatur beobachteten, ſich wiederholte, und um Klopſtock herum noch ſichtbar war, ſo muß man von der Zeit unſerer Volksdichter an die neue Epoche einer popularen Literatur datiren, in welcher die Stände den Rangunterſchied aufgaben, von welcher kein Stand ausgeſchloſſen, keiner bevorzugt war. Dieſe Miſchung der Stände, die ſich der Literatur annahmen, bedingte die Miſchung der Formen, den Zuſammenſtoß der Disciplinen, die Verwirrung von Theorie und Praxis. Der Dichter, der Laie, der Philoſoph, der ſich in die theologiſchen Fragen des Tages miſchte, urtheilte in dieſem Gebiete natürlich anders, als der Gelehrte des Fachs, und gab ſeinem Urtheile ein andres Kleid; der zelotiſche Geiſtliche, der ſich an der Zuchtloſigkeit des Schauſpiels ärgerte, predigte über dieſe Sittenſchule aus einem anderen Tone als die Shakſpeariſche Sekte unſerer jungen Dramatiker; der praktiſche Geſchäftsmann, wenn er ſich dem poetiſchen Schwindel der Zeit hingab, fiel auf eine andere Gattung als der phantaſtiſche Kreis der Göttinger Odenſänger. Aus der allgemeinen Unordnung, die hier=

aus entſtand, erklärt es ſich, daß kein Zweig der Wiſſenſchaft oder der Kunſt ſeit den 70er Jahren mehr eine reine, ungeſtörte Entwickelung bei uns erlangen konnte. Das Drama hätte nach der Natur der Verhältniſſe im Vordergrund der Poeſie ſtehen müſſen, allein die Maſſe der übrigen Producte, die aus dem allgemeinen Nachahmungs- und Reproductionstrieb in allen Gattungen entſtanden, überdeckte dieſe normale Gattung ſo ſehr, daß es ſchon ſchwer iſt, nur ihre Geſetzmäßigkeit zu erkennen, daß nichts leichter iſt, als dem Geſchichtſchreiber dieſe, ja jede Normalität in dem Gange der Literatur dieſer Zeiten zu leugnen, wo die menſchliche Willkühr und Freiheit zu einer merkwürdigen Höhe geſtiegen war. Ebenſo hätte nach der Natur der Verhältniſſe wieder im Vordergrunde der geſammten Literatur die Poeſie ſtehen müſſen, und in dem Sinne, in dem das Drama die erſte Stelle innerhalb derſelben einnahm, nimmt auch die Poeſie die erſte Stelle in der Geſammtliteratur ein, obgleich ſeit den 70er Jahren in allen Fächern der Wiſſenſchaft ein ungemeiner Aufſchwung Statt hatte, ja obgleich die theologiſchen Schriften quantitativ damals noch den vierten Theil unſerer ganzen Literatur ausmachten. Mit der Materie und dem Gewichte können wir es nicht darthun, aber mit dem Geiſte, daß damals die Poeſie, trotz aller Emancipation der Wiſſenſchaft, vorzugsweiſe das belebende Prinzip unſerer Literatur war. Als die Hamann, Herder, Lavater und Andere verſchiedene Disciplinen der Wiſſenſchaft neu anfingen zu beleben, ſehen wir überall mehr poetiſche als eigentlich wiſſenſchaftliche Kräfte in Bewegung; die Phantaſie überredete, wo der logiſche Verſtand beweiſen ſollte. Die durch die Dichtkunſt geweckte unendliche Macht der Empfindung wehrte ſich gegen die engen Feſſeln gelehrter Forſchung und evidenter Demonſtration, die dunklen Kräfte des Gemüths und der Phantaſie warfen ſich in die Bezirke, wo der Verſtand heimiſch iſt, ſie löſchten im Eifer manches Licht aus und zündeten wieder in anderen Theilen, wohin nie ein Licht gedrungen war; convulſiviſch regte ſich der Glaube an Wunderkräfte, mit denen man die Religion zu neuer Energie beleben, Wiſſenſchaft und Natur aufklären wollte. Wie wir ſchon in den ähnlichen Zeiten der Reformation gefunden haben, die Kräfte des Geiſtes verirrten ſich gleichſam in den Gebieten, und griffen im Stoffe fehl. Der praktiſche und wiſſenſchaftliche Verſtand rächte ſich dafür, und

griff in das Reich der Phantaſie über: ſo geſtalteten ſich die auf bloße Nutzbarkeit berechneten Romane und ſchön wiſſenſchaftlichen Schriften. Schon in den kaum erwähnten humoriſtiſchen Romanen ſehen wir dieß Prinzip der Doctrin und der praktiſchen Gemeinnützigkeit epiſodiſch eingehen und bald werden wir eine andere Reihe ähnlicher Werke anführen können, wo es ſchon die ganze Anlage geſtaltet und den erſten Entwurf beſtimmt. Wir erkennen aber von dieſen beiden Seiten her, die wir zunächſt zum Faden unſerer Erzählung machen, ein Verhältniß, worin die Poeſie immer eine gewiſſe Vorherrſchaft behauptet, indem ſie einmal die Geiſter und Kräfte, dann aber die Form herleiht, um den Zwecken der Wiſſenſchaft zu dienen. Aber auch nach dieſer Zeit der Dämmerung und des Chaos, als in den 80er Jahren, faſt zu ganz gleicher Zeit ſich die Disciplinen der Wiſſenſchaft und Poeſie reiner ſchieden, Kant die Philoſophie, Spittler und Müller die Geſchichte, Voß und Wolf die Philologie auf einen neuen Standpunkt rückten, nnd dieſen Wiſſenſchaften ganz neuen Reiz und Werth gaben, auch jetzt behielt die Dichtung, die ſich nun ihrerſeits gleichfalls anſtrengte, den Vorrang. Denn nun leiſtete Göthe das Vortrefflichſte, und ihm folgte Schiller, in dem der allgemeine Kampf zwiſchen Wiſſenſchaft und Dichtung als in dem ächten Sohne der Zeit am innigſten kämpfte, der Sieg aber der Poeſie blieb. Was aber dieſe beiden Männer in der Dichtung waren, dem vergleicht ſich weder an innerer Geltung noch an äußerer Wirkſamkeit das, was Andere in anderen Fächern geleiſtet haben, wie bedeutend es immerhin ſei.

Indem wir uns zu dem Streifzuge in die Gebiete der Wiſſenſchaften rüſten, entſchließen wir uns, durchaus nur auf der Grenzlinie zu bleiben, wo der lebendige und unmittelbare Verkehr Statt hatte. Was innerhalb der Wiſſenſchaft ſelbſt ſtreng ſyſtematiſch geleiſtet ward, kann uns hier nicht angehen, wo wir mehr um die Methode und die Formen, als um die wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe bekümmert ſind. Die reine Forſchung der Gelehrſamkeit berührte nicht das Volk, ſondern nur die Reſultate, die in das öffentliche Leben bewegend eingingen; wir werden daher mehr nach den Menſchen, als nach ihren gelehrten Leiſtungen, mehr nach der Polemik als nach dem Syſteme, mehr nach der popularen als nach der doctrinären Bedeutung der Schriften zu ſehen haben, denn hier war es, wo ſich die Grenzſtreitigkeiten einſtellten, die uns intereſ-

ſiren. Bei weitem am merkwürdigſten ſind ſie in den Regionen der Theologie. Denn hier war die Berührung auf verſchiedene Weiſe bedeutend und von den merkwürdigſten Erſcheinungen begleitet. Wir ſind auf dieſe ſchon früher, in den Zeiten der Bremer Beiträger, hinlänglich vorbereitet worden. Zuerſt hatten ſich Religion und Poeſie zu gegenſeitiger Förderung, in Klopſtocks Tagen, die Hand gereicht. Schon damals aber ſpürte man gleichſam durch, daß bei aller ſcheinbaren Freundſchaft eine heimliche Unverträglichkeit minirte, denn in der That bereitete ſich die Lebensfrage vor, ob die religiöſe Cultur, die Deutſchland 200 Jahre beherrſcht hatte, jetzt durch den neuen Schritt zur äſthetiſchen Bildung ſollte zurückgelegt werden, oder ob es ihr noch einmal gelänge, ihre Alleinherrſchaft zu behaupten. Es war daher augenſcheinlich, daß die Religion damals nur ein politiſches Bündniß mit der Poeſie ſchloß, das ihr aber anders gerieth, als ihren ernſteren Wächtern erwünſcht war. Sobald ſich daher die Dichtung anfing in den Materien und Formen ganz frei zu ſtellen, ſo erlebten wir noch ſo ſpät, daß ſich die Geiſtlichen z. B. gegen das Schauſpiel waffneten, eine Gattung, die dem Chriſtenthum der erſten Jahrhunderte ein Greuel war und dem ſpäteren vielfach geblieben iſt. Unter den Geiſtlichen, die in die Bekanntſchaft der Bremer Beiträger oder in ihren Kreis ſelbſt gehörten, war nicht allein die Verbindung zwiſchen Poeſie und Religion geſucht, ſondern auch die zwiſchen Religion und Philoſophie, zwiſchen Glaube und Vernunft, zwiſchen Offenbarung und Natur. Denn in der Poeſie namentlich ſpürte man bald den Mangel des poetiſchen Intereſſes in den tauſendmal wiederholten conventionellen Sätzen der Bibel, und die Nothwendigkeit, ihren Lehren den Bilderſchmuck aus der Natur, den Gedankengehalt aus der Philoſophie hinzu zu thun. Wie nur aber dieſe letztere durch das poetiſche Bündniß auf dieſem unzugänglichen Felde erſt Boden gefaßt hatte, ſo fing ſie ihrerſeits an, auch ſelbſtändig und ohne das lähmende Bündniß ſich mit der Religion zu vertragen. Als das Charakteriſtiſchſte finden wir deßhalb bis in die 70er Jahre hin jenen Kreis gemäßigter Theologen, die die Offenbarung achteten, ſie aber auf Vernunft zu gründen ſuchten. Hierauf folgten nun die allerconträrſten Wirkungen. Sie gingen den ſtreng Orthodoxen zu weit, und waren ihnen zu ſchöngeiſtig, und dieſe waren es im Grunde, die mit ihrem Eifer die erſte Zwie=

tracht ſtifteten. Sie waren umgekehrt den jungen Genies, den Herder und Lavater, zu lahm und zu unpoetiſch, und dieſe verſuchten mit den aus der Poeſie und Philoſophie gewonnenen Waffen die Religion unabhängig von beiden zu machen. Bald ſpürte man ſchon eine neue Sekte von jungen Poeten, die ganz freigeiſtig gegen alles Chriſtenthum ſich auflehnte, aber ſich noch ſehr im Stillen halten mußte. Deſto lauter machte ſich dagegen Leſſing, der die poſitive Religion reſpectirte, aber den kühnſten Forderungen der Vernunft genug gethan wiſſen wollte. An ihn ſchloſſen ſich Planck und Spittler mit den Ergebniſſen einer reinen Geſchichtsbetrachtung, denen wenig zu widerſprechen war, und nun trat Herder in einer anderen Weiſe auf eine Höhe theologiſcher Intelligenz, die innerhalb der Theologie und poſitiven Religion nie ſo weit getrieben war, und nie überſchritten werden kann. Dieſe Skizze liegt der folgenden Ausführung zum Grunde, die wir ſo kurz als möglich halten.

Die gemäßigten Rationaliſten, die wir noch in den 60er Jahren faſt unangefochten in unſerer Theologie den Ton angeben ſehen, hängen mit jenen Freunden der Bremer Beiträger, mit Mosheim und Aehnlichen zuſammen, die ſelbſt den weſentlichſten Beſtandtheil unter ihnen ausmachen. Sie hatten ganz beſonders in Preußen, und vorzugsweiſe in Berlin, einen Stütz- und Mittelpunkt. In der Oppoſition gegen den freigeiſtigen König und ſeine Franzoſen waren ſie ſelbſt freidenkend geworden; ſie hatten die engliſchen Deiſten ſtudirt, um ihren Einwürfen gegen das Chriſtenthum zu begegnen; ſie hatten gefunden, daß ſich dieſe Einwürfe noch ganz gut mit dem Chriſtenthum vertragen; ſie fanden, daß die Offenbarung nur gefördert würde, wenn die Vernunft- und Naturreligion mit ihr harmonirte. Spalding hatte ſich daher nicht bedacht, eine Schrift von Shaftsbury zu überſetzen, und dieß hieß Herder in ſeiner freiſinnigſten Zeit gut, wo er ſich wunderte, daß man alle die engliſchen Philoſophen ohne Wahl in Einen Topf warf, daß man Shaftsbury einen Deiſten nannte, ja daß man überhaupt den Deismus ſo verdächtigen mochte. Von jenen Engländern angeregt führten Michaelis und Erneſti auf einen neueren und richtigeren Weg der Auslegungskunſt, nachdem man früherhin immer aus der Dogmatik heraus exegiſirt hatte. Von jenen Engländern lernten unſere Theologen zuerſt in einem neueren Style

ſchreiben, und ſich Formen bequemen, die bald von dem hergebrachten Tone gelehrter Unterſuchung ablagen. Damit iſt jedoch nicht geſagt, daß der unendlich breite Schulvortrag gleich in den Schriften der Jeruſalem, Töllner, Teller, Baſedow, Semler, Büſching, und wer hier ſonſt noch genannt zu werden verdiente, getilgt, noch daß ihre Freiſinnigkeit irgend auch nur von ferne dem heutigen Standpunkte ähnlich ſei. Alle hängen doch noch ganz der orthodoxen Lehre an, in der ſie nur die grellſten Sätze in milderes Licht zu ſetzen wagten; ſie laſſen nur, wie Töllner, den Wunſch laut werden, daß man die Religion ebenſo pflegen möchte, wie die Theologie; ſie wollen beſcheiden, wie Jeruſalem in ſeinen Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion, das Weſentliche in dieſer von dem abtrennen, was Philoſophie, Schulmethode und Polemik hinzugethan haben; ſie wagten ſich nur mit Gefahr ſo weit, wie Büſching, die Endlichkeit der Höllenſtrafen zu vertheidigen, und wer dieß mit größerem Nachdruck und in einer formell ſchon vorgeſchrittenen Schrift thun ſollte, wie Eberhard in der Apologie des Sokrates, der mußte ſchon ein Philoſoph von Profeſſion und dadurch befugt ſein, den Dunſtkreis der Kirche zu verlaſſen und auf offnem Markte zu predigen. Ein Mittelpunkt für dieſe Claſſe von Theologen ward nun ſeit 1765 Nicolais allgemeine deutſche Bibliothek, ein Mann und eine Anſtalt, die für die Vorgänge in der theologiſchen Welt von einem ungemeinen Einfluſſe waren. Durch Reichthum und Fruchtbarkeit des Ideengehaltes hat ſich weder in dieſem noch in einem anderen Fache die Bibliothek je ausgezeichnet: aber ſie war deſto wirkſamer durch die ſtete eintönige Wiederholung der einfachen Wahrheit, daß theologiſche Controverſen nicht Religion ſeien, daß die Religion nicht für die Gelehrten, ſondern für das Volk da ſei. Sie brachte es durch ihre Dauer und die Dauer ihrer Lehren dahin, daß populare Gemeinnützigkeit ein Ideal der Geiſtlichkeit ſelbſt, daß Toleranz ein Wahlſpruch der Zeit, ja daß Heterodoxie ein Ruhm ward. Allein es fehlte viel, daß ſie zu dieſen Wirkungen gleich anfangs Miene gemacht, ja daß ſie die letztere überhaupt nur je in Ausſicht genommen hätte. Nicolai ſtand ganz auf dem Standpunkte jener Männer, ſeiner theologiſchen Freunde in Berlin, und er widerſprach mit Fug den Verketzerungen der Finſterlinge und Katholiſchen, die ihn und ganz Berlin der Freigeiſterei und des Atheismus beſchul-

digten. Er gab nie die Anhänglichkeit an die kirchlichen Formen auf, und aus ſeiner Bibliothek leuchtet nur das Eine hervor, daß er, wie Zollikoffer ihm gethan zu haben ſchien, das Chriſtenthum auf die Vernunftreligion gegründet haben wollte, die aber nichts anderes als das Fundament, keineswegs das Haus ſelbſt abgeben ſollte. Das heftige Declamiren gegen die Schultheologie in den Beiträgen, die ihm Joh. Müller zeitig in die Bibliothek ſchickte, misfiel ihm; er mochte ſeine Spöttereien über theologiſche Dinge nicht leiden. Ein Mann wie Spalding that ſeinen Anſichten ganz Genüge, der die Religion nicht mit unnöthiger Salbung behandelte, der ſie ganz im Geiſte der Gemeinnützigkeit, im Lichte der geſunden Vernunft betrachtete, der an dem Stande der Geiſtlichkeit keine apoſtoliſche Heiligkeit kleben ſah, der in ſeiner Schrift über die Nutzbarkeit des Predigtamtes (1772) keinen anderen Unterſchied zwiſchen ſich und einem anderen Menſchen ſtatuirte, als den die mehrere Beſchäftigung mit den großen Bewegungsgründen zur Tugend und Frömmigkeit vermuthen laſſen kann.

Anſichten, wie ſie in ſolchen Schriften niedergelegt, wie ſie unter dieſen hellſehenden Männern üblich waren, misfielen den Hyperorthodoxen, die auf ihre biſchöfliche Würde wie auf den Buchſtaben der Bibel hielten, außerordentlich. Ihr berühmter Repräſentant iſt der Hauptpaſtor Göze in Hamburg; die Ziegra, Zimmermann, Treſcho u. A. ſtehen gegen ihn im beſcheidenen Hintergrunde. Er nahm wie ein Atlas die Laſt des orthodoxen chriſtlichen Himmels zu tragen allein über ſich. Man hat Nicolai mit Recht der Unverträglichkeit und der Verfeindung mit aller Welt angeklagt, doch iſt dieß bei ihm gering gegen den polemiſchen Eifer Göze's. Ihm waren alle jene Theologen der richtigen Mitte Indifferentiſten, weil ſie ſich um die Logomachien der dogmatiſchen Streitigkeiten weniger kümmerten. Er erhob ſich gegen Spalding und Erneſti, er ſchalt Semler, mit dem er in den 60er Jahren einen Streit über die conplutenſiſche Bibel hatte, einen Socinianer; er griff ihn und Baſedow in Predigten an und beſchuldigte den letztern, er wolle das Lutherthum ſtürzen; er ließ die Arbeiter an der allgemeinen Bibliothek Nicolaiten taufen und auch ſie zu Socinianern und Pelagianern machen; er griff Büſching wiederholt an wegen ſeiner allgemeinen Anmerkungen über die ſymboliſchen Schriften (1770); und bis zu ſeinen Streitigkeiten mit Alberti (um 1772)

hatte er ſchon ein ſolches Maß von Gehäſſigkeit aller Art angehäuft, daß man dieß Alles einigermaßen kennen muß, wenn man begreifen und entſchuldigen will, daß Leſſing, als er auch mit ihm anband, ihn einen lang geſammelten Aerger empfinden ließ und in einem Tone mit ihm redete, der für alle ſeine geweſenen Gegner eine Genugthuung enthielt. Der unzeitige Eifer des athletiſchen Vorkämpfers der Orthodoxie ſprach ſich, wie wir andeuteten, auf der Kanzel aus. Er machte die rein gelehrten Angelegenheiten zu einer Sache des großen Publikums, und die Anſichten des Kopfes zu Symptomen des Herzens. Kein Wunder, daß man dieß auf der anderen Seite zuletzt mit Schriften erwiderte, die gleichfalls vor das Forum der Laien paßten, und als hier Leſſing gegen Göze in jenen glorioſen Flugblättern ſeine gewaltige Ueberlegenheit fühlbar machte, zogen ſich die Gegner plötzlich erſchrocken zurück und wollten dieſe gelehrten Fragen wieder lateiniſch behandelt haben. Noch vor Leſſing aber hatte ſchon Nicolai, durch eben dieſen intoleranten Zionswächter gereizt, das Intereſſe der Nation auf dieſe Angelegenheiten hingezogen.

Dieß geſchah durch den ſeiner Zeit ſehr berühmten Sebaldus Nothanker (1773). Der Form nach gehört dieſer Roman oder dieſe Lebensbeſchreibung ganz zu der picariſchen Gattung; er ſpielt in der mittlern Welt, fern von dem high life der Engländer, wie Nicolai ſelbſt angibt; die Begebenheiten ſind abentheuerlich, aber doch alltäglich, und ſehr gerippenartig und trocken angelegt; die Charaktere „ſtrotzen nicht von Imagination und wortreicher Tugend“; für die Langweiligkeit der Geſchichte ſollen die Meinungen entſchädigen; das Werk iſt nicht für die ſchöne Welt, ſondern für „hagere Magiſter, feiſte Superintendenten, weiſe Schulmänner, Studenten und Dorfpaſtoren“ berechnet. Der Held iſt ein Cruſianer, ein Original durch ſeine reine Menſchlichkeit, ſo wie durch den gelehrten Eigenſinn, mit dem er kraft ſeiner haarſpaltenden Philoſophie aus der Apokalypſe ein feines Gewebe von Weiſſagungen zog. Das Factiſche dreht ſich zuerſt um die Verfolgungen, die der ehrliche Sebaldus wegen ſeiner Heterodoxie durch den Superintendenten Stauzius erleiden muß, weiterhin um eine Kette von Schickſalswechſel und Unglück, das ihm ſeine Meinungen bereiten, das ihm durch Geiſtliche angeſtiftet wird, welche an Lehrformeln ausſchließende Seligkeit knüpfen. Daß hier die Zuſtände der deut-

ſchen Welt, wie in ſo vielen Romanen dieſes Schlages geſchah, mit offener Naivetät beſprochen waren, daß die Verhältniſſe der Literatur im Allgemeinen ſchonungslos kritiſirt wurden, daß Perſonen wie Nicolai ſelbſt, wie Leſſing, Georg Jacobi und Andere nicht undeutlich im Roman ſelbſt mitſpielen und ſo einen Göze verleiten konnten, den Stauzius auf ſich zu beziehen, daß der Pietismus angegriffen ward, daß nur die Paſtoren hier wie gewöhnliche Menſchen behandelt waren, machte einen außerordentlichen Eindruck. Viele tauſend Exemplare wurden von dieſem Buche in drei ſchnell folgenden Auflagen abgeſetzt, Ueberſetzungen, Nachahmungen, wie das Leben des Martin Dickius und Anderes halfen zu ſeiner Verbreitung und Wirkung, ja es geſchah dem Werke ungefähr die Ehre, wie dem Narrenſchiffe von Brant, daß Predigten Nothankers (von D. Ch. Seybold **1774**) publicirt wurden.

Alles was in dieſem Buche anſtößig war, waren leider Vorbilder des wirklichen Lebens, die noch dazu viel greller konnten aufgetragen und viel feſſelnder gemacht ſein. Dieß ſieht man aus dem Leben von Carl Fr. Bahrdt (aus Biſchoffswerda **1741—92**), das er ſelbſt (**1790**) geſchrieben hat, und das uns weit tiefer in die theologiſchen Zuſtände hineinblicken läßt, als der Sebaldus, zu dem dieſe Biographie ein natürliches Seitenſtück iſt. Der Verfaſſer erzählt ganz wie der Held eines picariſchen Romans, er zeigt ſich „in puris naturalibus", als einen Menſchen ohne inneren Charakter, mit dem die Verhältniſſe ſpielen, der kein Refugium in ſich ſelber hat, der ohne eine Spur von Wärme, von Poeſie, von tieferen Zügen des Gemüths war, der nur der praktiſchen Richtung des Tagsverſtandes folgte, und dem am Ende nichts glückte, als ſich ſelbſt zu ſehen wie er war, doch ohne im geringſten zu empfinden, welch ein abſchreckendes Beiſpiel ſein Leben gab. Er leitet die Züge ſeines moraliſchen und gelehrten Charakters ganz wie jene Romanfiguren aus den kleinen Zufälligkeiten der Erziehung und Schule pragmatiſch her, und in einer Reihe ſolcher kleiner ſucceſſiver Einwirkungen ſehen wir den Helden, der Anfangs wie Sebaldus ein Cruſianer, ein Schwärmer, ein Exorciſt und Hyperorthodox war, und der als ſolcher von der allgemeinen Bibliothek langehin viel zu leiden hatte, allmählig bis zur Stufe unſeres ordinären Rationalismus aufſteigen, als deſſen Leuchte und

Licht er voranglänzt. Wir haben außer Bronners Leben weniges was uns ſo hüllenlos in die wahren Zuſtände des Lebens, ſo weit es den Erzähler berührt, hinein blicken ließe, wie dieſes Buch. Die erſte Hauptſzene iſt in Erfurt, wo dem beſcheidenen und züchtigen jungen Manne der erſte moraliſche Stoß gegeben ward durch den erſchreckend gemeinen Ton, den Riedel dort in die Geſellſchaft eingeführt hatte. Die ſchmählichen Verfolgungen, die Bahrdt dort von ſeinen Collegen, durch die Fakultätsgutachten von Wittenberg und Göttingeu, und durch Reichshofrathsconcluſa zu erleiden anfing, und die ſich bei ſeinen Aufenthalten in Gießen, in Marſchlinz, in Dürckheim und Halle fortſetzten, ohne daß Bann, Abſetzung, Verleumdung, Gefangenſchaft, Hauskreuz und Noth ſeine leichtſinnige Laune beugen konnten, ſind reine Seitenſtücke zu den Abentheuern im Sebaldus; ſie machten ihn, der ſich zu den ächteſten Orthodoxen zählen durfte, noch in Erfurt aufmerkſam auf den Tadel der Berliner, denen ſein Grad der Aufklärung nicht genügte. Nun fing er an mit Vorſicht, aber mit der Ausdauer der allgemeinen Bibliothek und der Schreibluſtigkeit eines deutſchen Büchermachers, trotz der Lückenhaftigkeit und Dürftigkeit ſeines Wiſſens zahlloſe Bände zu ſchreiben (er zählt deren 126 in ſeinem Leben auf!), und einen Ehrgeiz darein zu ſetzen, die Blößen der Orthodoxie aufzudecken. Stufenweiſe läßt er nun Ein Dogma nach dem anderen fallen, bis er zuletzt durch Eberhard und Semlers Schriften auf jenen Standpunkt kam, wo er das Chriſtenthum als eine Moralreligion mit jener Phantaſieloſigkeit betrachtete, die aus ſeinen Wundererklärungen und aus ſeinen neueſten Offenbarungen, jener von Göthe verſpotteten moderniſirten Paraphraſe der Evangelien (1772), hervorſieht; wo er Chriſtus als einen ausgezeichneten Menſchen, als einen Wohlthäter und Aufklärer der Geſellſchaft anſah, mit dem er ſich ſelbſt neben Luther, Sokrates und Semler ungefähr auf Einer Linie glauben zu dürfen meinte.

Während ſich dieſe Gegenſätze der Orthodoxie und des Rationalismus innerhalb der gelehrten Welt der Theologen (um 1770 herum) bildeten, lagerten ſich gleichzeitig in der Laiengeſellſchaft ſelbſt noch viel ſchroffere Extreme gegeneinander über. Dieß war beſonders in den weſtphäliſchen Gegenden und am rechten Niederrheinufer der Fall. Ein förmlicher Clubb von antichriſtlichen Frei=

geiſtern gruppirte ſich um jenen Mauvillon, den wir ſchon genannt haben, während die verſchiedenſten Sekten des Pietismus und Myſticismus ſich vom Naſſauiſchen bis weit nach dem Niederrhein hin angeſiedelt hatten. Mauvillons Kreis und Bekanntſchaft mußte ſich ſehr im Stillen halten; die außerordentlich grellen Anſichten, die darin herrſchten, fanden wenige und jetzt meiſt verſchwundene Organe in der Literatur; und wir wüßten kaum etwas von dem heimlichen Antichriſt, der hier ſein Weſen trieb, wenn nicht Mauvillons Briefwechſel (Deutſchland, 1801) wäre bekannt geworden. Hier lernen wir beſonders jenes freigeiſtige Freundepaar kennen, Mauvillon und Unzer, die ſich verſprachen, nach ihrem Tode ſich zu erſcheinen, und die ſich gegenſeitig in ihren religiöſen Libertinismen ſteigerten. Unter ihnen galt es für gut, gegen die Religion zu ſchreiben; der Weiſe dürfe keine über ſich erkennen; ſollten ſie Einer ihren Beifall geben, ſo war es die Zoroaſtriſche. Sie wußten ſich etwas mit dem „ſchönen" Projecte, die chriſtliche Religion zu tilgen; ſie trugen den Plan, eine Bibliothek der Freigeiſter zu gründen, worin alle theologiſchen und philoſophiſchen Schriften von Freigeiſtern, alle Libertinbücher beurtheilt werden ſollten. Sie waren ſelbſt gegen jene Denker erboßt, die zwar gegen die Göziſche und Frankiſche Religion waren, aber nicht gegen die der Spalding, Semler und Teller, die der natürlichen Religion doch ebenſo ſchädlich ſei. Sie ſuchten mit dem Grafen von Schmettau in Plön in Verbindung zu treten, dem Verfaſſer des Schreibens eines Naturaliſten an Semler, Spalding, Jeruſalem u. A., der bei voller Preßfreiheit in Dänemark die „Blätter aus Liebe zur Wahrheit geſchrieben", eine Wochenſchrift herauszugeben wagte, worin er dem Chriſtenthum ins Angeſicht widerſprach, und das Kühnſte gegen die Bibel vorbrachte, ſo daß denn doch dieß Blatt bald durch die Cenſur unterdrückt wurde. Mauvillon war in franzöſiſcher Schule ſo freigeiſtig geworden; er nahm das nicht ſo tief, wie deutſche Naturen, wenn ſie darauf fallen; er blieb bei allem Skepticismus heiter, geſellig, ein ſtoiſcher Epicureer. Unzer's Anſichten und Charakter beſtimmte Mauvillon; er ward ausſchweifend, und da der junge Mann ſchwindſüchtig war und den Tod vor Augen ſah, wühlte er ſich ganz in Verachtung und Gleichgültigkeit gegen Alles ein, wollte kein Chriſt und kein Menſchen=

freund heißen [43]), ging mit dem Gedanken an Selbſtmord um (der in dieſem Kreiſe nach den Grundſätzen der größten Alten vertheidigt ward), ſchrieb noch vier Monate vor ſeinem Ende Vermächtniſſe für Zweifler, und verbat ſich auf dem Todbette, mit dem Beifall, auf den Rath des gemeinſamen Freundes Diez (damals Referendar in Magdeburg), die Communion. Dieſer Diez begegnete den Anſichten, die in dem **système sur la nature humaine** von Mauvillon niedergelegt waren, mit den ſeinigen; nur war er ſchwarzſichtiger, glaubte nichts, achtete nichts, leugnete Alles; er bekannte ſich unter allen Naturaliſten zu ſtehen, er wünſchte nie geboren zu ſein und nach dem Tode nicht fortzuleben. Er hatte verſchiedenes geſchrieben, was jetzt ſchwer mehr aufzutreiben ſein möchte; eine mit Unzer gemeinſame Schrift ward ſogleich verboten. In dieſen Kreis gehörten noch mehrere Männer des praktiſchen Lebens, die als Schriftſteller nicht bekannt ſind; dagegen iſt der Juſtizrath von Knobelauch in Dillenburg, ein eifriger Freund Mauvillons, als antithaumaturgiſcher Autor bekannt, und man kann ihn aus dem Mercur und Eberhards phil. Magazin kennen lernen, wenn man ſeine ſonſtigen Schriften nicht zur Hand hat. Auch Er iſt ein ganz entſchiedner Skeptiker, mit Menſchen und Amt in Oppoſition, ein ebenſo greller Feind der poſitiven Religion und Freund der Revolution, wie Mauvillon. Der Letztere hatte bei ſeinem Aufenthalte in Caſſel noch mehr demokratiſche Grundſätze im Angeſicht jener Despotie eingeſogen, als ihn ſeine allgemeine Doctrin lehrte; er iſt aus ſeinen Staatsſchriften am bekannteſten geworden, in denen er als ein Gegner von Schlözer auftrat, und aus ſeinen Schickſalen, da er als Propagandiſt und Revolutionär verfolgt ward. Auch Knobelauch hing mit ganzer Seele an der Revolution. Sollte ſie ein übles Ende nehmen, ſo wollte er nicht mehr leben; nach ihm hatten Alle die, deren Köpfe damals in Gefahr waren, an dieſer Umwälzung gearbeitet, und ſie würden, meinte er, damit

43) Er ſetzte ſich ſelbſt die Lobſchrift:

Die Nachwelt ſoll von mir die Prädicate leſen,
daß ich kein Menſchenfreund, kein Chriſt geweſen.
Ob nun ein ſolcher Mann
nicht auch rechtſchaffen heißen kann,
das kommet auf die Nachwelt an;
zum wenigſten bin ichs geweſen!

fortfahren, um unſern Enkeln wieder ein ähnliches Trauerſpiel zu ſchaffen.

Ganz andre Zuſtände der Bildung herrſchten in den Gegenden, wo Knobelauch zu Hauſe war, unter der Maſſe des Volks, ganz andre Anſichten in anderen Kreiſen der höheren Sphäre. Wie ſich die Extreme ſo vielfach berühren, kann man nirgends beſſer gewahren, als eben hier. Es iſt auffallend genug, daß eine Philoſophie, die in ihren Entwicklungen den freien Gedanken der Religion ſehr gefährlich machen mußte, grade von Königsberg ausging, wo ſo viele Reſte des Pietismus zu Hauſe waren; daß in dem Lande, wo Klopſtock und Cramer lebten, der Graf Schmettau dem Chriſtenthum offenen Krieg erklärte; daß an dem Orte, wo Göze predigte, Reimarus ſeine Fragmente ſchrieb; daß in der deutſchen Schweiz Lavater ſeinen abentheuerlichen Glauben verkündete, im großen Gegenſatze zu dem abentheuerlichen Skepticismus, der in der franzöſiſchen durch Rouſſeau war verkündet worden. Nirgends aber liegen die Gegenſätze, die Extreme und Ueberſprünge auffallender vor, als in den Gegenden von Naſſau und Weſtphalen. Hier fand die außerordentliche Erweckung, die in der Chriſtenheit im Anfange des 18ten Jahrh. Statt hatte, eine populare Stätte auf die Dauer, wie wir leider noch jeden Tag erfahren. Von unten herauf wurde hier eine Reſtauration des Chriſtenthums gelehrt, die anderswo von Adel und Geiſtlichkeit ausging. Während in Halle die Anſtalten von Franke blühten, während Zinzendorf die Brüdergemeinde ſtiftete, wollte Elia Eller im Bergiſchen in Ronsdorf das neue Jeruſalem bauen und das tauſendjährige Reich gründen; der Handwerksgeſell Hochmann lehrte enthuſiaſtiſch in Jülich-Cleve-Berg, predigte in Elberfeld und Solingen, und dem Verfolgten gab Graf Caſimir von Berleburg ein Aſyl. Hier bildete ſich eine Zufluchtsſtätte für Separatiſten des verſchiedenſten Schlags, von hier ging die myſtiſch-gloſſirte Bibel von Haug aus, die weitverbreitete Wirkungen hatte. Der Schuſter Rock aus Büdingen ſtiftete die Sekte der Inſpirirten; er zog als ein noch beredterer Prediger wie Hochmann in Naſſau und Siegen umher, wo ihn ein Schüler der Guyon, Herr von Marſay, mitten in einer Predigt mit einem Eimer Waſſer vom Paroxismus und vom heiligen Geiſt zugleich heilte. Wie nun der äußerſte Myſticismus, der ſich durch dieſe Menſchen hier im Volke feſtſetzte, in einzelnen zum directen Gegen-

theile überglitt, kann man in eben dieſen Gegenden noch lange vor den Zeiten beobachten, in denen wir ſtehen. Der berüchtigte Arzt Chriſtian Dippel hatte ja auch nach ſeinen vielen Irrzügen in Berleburg Zuflucht gefunden; er knüpfte ſeine myſtiſche Morallehre zuletzt an die Theorien der neuen aufgeklärten Theologen und Chriſtus ward ihm eine gleichgültige Perſon. Sein Schüler Edelmann war unter den erſten verrufenen Freigeiſtern; auch Er war vom Myſtiker zum Leſer Spinozas und der engliſchen Deiſten, zuletzt ein Spötter der Religion geworden. Aber dieſe Beiſpiele wirkten auf das Volk nicht herunter. Aberglaube, Pietismus, magiſche Wiſſenſchaft und Charlatanismus aller Art reichte in den Gegenden, wo Joh. H. Jung (Stilling — aus der Gegend von Siegen **1740—1817**) geboren war, in die unterſten Volksklaſſen herab, und in die ganz ähnlichen Zuſtände läßt uns Moritz in ſeinem Anton Reiſer bis nach Hameln und Pyrmont hin blicken. Jung Stilling wuchs mitten in der Nachwirkung auf, die die Lehren jener Männer hatten; er hörte von Hochmann erzählen, Rocks Predigten waren in ſeiner Heimath noch im Andenken; von Dippel, der in deren Nähe gelebt hatte, konnte er noch mancherlei erfahren; ſeine Familie war ganz von dieſem Geiſte angeſteckt; ſein Onkel grübelte über der Quadratur des Zirkels, ſein väterlicher Großvater hatte Viſionen, ſein mütterlicher war ein Alchymiſt, und ſein Vater hatte viel mit frommen Leuten und er ſelbſt in früher Jugend mit Paracelſiſten und Böhmianern zu thun. Er hatte die Gelegenheit, den Pietismus und die Pietiſten von ihren üblen Seiten, die Freigeiſter der Zeit von ſehr guten kennen zu lernen; er ſuchte ſich daher in einer gewiſſen Mitte zwiſchen jenen Extremen zu halten, die aus den Traditionen ſeiner Heimath ihn berührten, und die ihm in ſeinem eignen Leben ſpäter von der andern Seite begegneten. Dennoch blieb er auf der Seite, die bei den Seinigen zu Hauſe war, ganz entſchieden hängen. Das Große, was Aufklärung und Freidenkerei in Deutſchland hervorrief, konnte ihm nicht die beifällige Erinnerung an die myſtiſchen Volksprediger und Schuhmacher austilgen [44]; trotz der Unlauterkeiten, die da unterliefen, ſchien es ihm unverkennbar, daß eine mächtige Stimme in jenen Zeiten der Erweckung aus der unſichtbaren in die ſichtbare Welt

44) Die obigen Notizen kann man zerſtreut in ſeinen Werken auffinden.

herüber erſchollen ſein müſſe. Ja er vernahm in dieſer Stimme den Schall der ſiebenten Poſaune aus der Apokalypſe, da zur nämlichen Zeit auch die vornehmſten Werkzeuge des Drachen, die Vorläufer des Thiers aus dem Abgrunde auftraten!

Der Mann, von dem wir reden, berührt mit ſeiner Schriftſtellerei ganz unſer Gebiet des praktiſchen Romans, von dem aus wir dieſe fremden Regionen überblicken; religiöſe Intereſſen füllten ihn ganz aus, aber er war kein Theologe und ſchrieb in Formen, die nichts mit der Schule zu thun hatten. Schon ſein Jugendleben muß in der urſprünglichen Geſtalt (Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderſchaft 1778) unter jene Biographien geſtellt werden, die ganz in den Charakter der picariſchen Romane hineinſpielen. Wenn Jung dem Werke äſthetiſchen Zuſchnitt, Dichtung zur Wahrheit hätte geben können, ſo wäre es ein ſentimentaler Roman geworden, der an Originalität ſeines Gleichen nicht hätte; auch jetzt wirft es den Siegwart und Alles, was wir Empfindſames beſitzen, in tiefen Schatten und wer es nicht mit Antheil und Rührung liest, muß ganz unter die ärgſten äſthetiſchen Nicolaiten gehören. Jung entwickelt in ſeiner Jugend einen Gegenſatz idealer Natur zur wirklichen Welt, wie er nicht Jean Paul [45]) und keinem unſerer Romanſchreiber, die das Aehnliche verſucht, gelungen iſt. Die frommen und abergläubigen Eigenheiten ſeiner Familie, die ganz erläuterungsloſe Lectüre von Heldenromanzen und Volksbüchern, des Homer und der aſiatiſchen Baniſe, die Gewöhnung alle Mythen und Sagen gläubig aufzunehmen wie die Bibel, das einſame Schwärmen in einer ſchönen Natur, die Entfernung von Menſchen und Welt, und mithin von Verſuchung und Erkenntniß des Böſen, bildeten in dem ſinnigen, phantaſievollen Knaben einen ganz außerordentlichen Grad von Empfindbarkeit und molluskenartiger Weiche aus; die unendliche Schwermuth, die unter gutartiger Armuth der

45) Die Flegeljahre behandeln dieſe Aufgabe. Viele Züge konnten Walt geradezu aus Jungs Gemüthsleben geliehen werden. Wie nahe hier die Wirklichkeit der Dichtung lag, und wie leicht dieß Leben zu einem Dichtungswerk umgebildet werden konnte, ſieht man z. B. aus dem natürlichen Gegenſatz des humoriſtiſchen Hersfeld gegen Jung, des kalten, verſtändigen, empfindungsloſen Beobachters der Welt, eine Gattung, die der Biograph Launer nennt, und die Jean Paul überall richtig gegen ſeine Idealiſten überſtellte.

ſtrebenden Jugend eigen wird, kommt hinzu, um in dieſem Jugendleben einen Stock von natürlicher, ungekünſtelter Sentimentalität anzuhäufen, wie wir ihn nicht leicht wieder beiſammen finden werden. Der Stoß dieſes verſehrbaren Gemüths auf die arge Welt iſt der mehr tragiſche oder tragiſch-komiſche Theil des Buchs, der ſich von dem elegiſchen abſcheidet. Außerordentlich intereſſant iſt die Vergleichung dieſer Jugendgeſchichte eines Frommen mit der von Moritz, der mit einem widerſetzlicheren Gemüthe in derſelben Abhängigkeit von pietiſtiſchen Vorſtellungen und in dem ähnlichen Gegenſatz einer idealen Gedankenwelt gegen die wirkliche aufwuchs. Jung Stilling ſtrebte höher hinauf, er warf ſich in eine ſchulmeiſterliche Laufbahn, und ward zerriſſen unter rohen bäuriſchen Cabalen und Nachſtellungen, er litt mit ſeiner Lammesnatur unter Wölfen, rechnete ſich dieß als Strafe für Dünkel an, und kehrte zur Nähnadel, dem Geſchäfte ſeines Vaters, zurück. Auf ſeiner Wanderſchaft führt der Himmel ſeinen Heiligen wunderlich; er geräth unter lauter gute fromme Leute; die Kraft des Gebets hilft ihm in aller Noth; er ſchließt ſeinen Bund mit Gott; bei jeder überraſchenden Wendung ſeines Geſchickes gibt er ſich im Guten und Böſen willig hin; wie ihn Gott zur Medicin leitet, erkennt er ſeinen Beruf und preist die Wege des Himmels; wie es ihm darin misglückt, ſo weiß er auch das wieder Gott zur Ehre zu deuten, und erkennt nun wieder, als es das Glück ſo fügt, daß ihn Gott ganz deutlich zum Staatsökonomen beſtimmt habe, für den er eben ſo wenig geſchaffen war. Wenn er im höchſten Elend iſt, ſo ſieht er, wie dem Vater der Menſchen die Eingeweide brauſen, und er ſich vor Mitleid nicht mehr halten kann. Denn er ſteht mit Gott in einem perſönlichen Verkehr, wie er eine perſönliche Neigung zu Chriſtus fühlte; er ſtellte ſeinen Gott mit dem Satz, daß kein Haar umkommen ſolle, ganz eigentlich auf die Probe, und er hält die Probe in häufigen und ſehr auffallenden Beiſpielen. Mit Recht alſo hält ſich Jung Stilling, wenn irgend einer, für einen bevorzugten Sohn der Vorſehung. Allein in den Schelmenromanen des 16ten Jahrh. iſt dieſe ſelbe Vorſehung ſchon an den Böſen gelehrt eben ſo einſeitig und gegen die chriſtliche Lehre wie hier an dem Guten; dort ſind die Maſchinengötter Glück und Zufall; und wer will, kann die Moral, die ſich auf dieſe Erfahrungen gründen ſoll, zur Gottesläſterung und Blasphemie anwenden. Der Eine ſieht

Gott in jedem Zufall, der Andere vergißt ſeinen Gott über dem Zufall. Sonderbarer Weiſe hat der Abentheurer Bahrdt, mit dem Jung gewiß nichts Gemeinſames haben möchte, nicht allein denſelben Glauben an eine ſpezielle Vorſehung wie Jung, ſondern auch dieſelben reichlichen und wundergleichen Glücksfälle in der Noth. Jungs Buch macht daher wunderbar genug ganz denſelben Eindruck, wie jene Biographien der Abentheurer; dieß hat auch Göthe in dem, was er über Jung ſagte, ganz deutlich gefühlt; und auch darin berührt es dieſe Gattung (der es eigentlich entgegenzuliegen ſcheint, indem ſcheinbar Nichts den Verhältniſſen, Alles unmittelbar der Gottheit zugeſchrieben wird), daß es die Vorſehung ſelbſt ſich den Verhältniſſen bequemen läßt, ihre Eingriffe pragmatiſch herleitet, und die Gottheit anthropomorphiſirt. Dieß folgt natürlich daraus, daß man ſich für die lebendigen Zuſtände der Gegenwart und Wirklichkeit blind macht; man ſucht dann nach keinen andern Urſachen der Dinge, als die man mit geſchloſſenem Auge finden kann. Man lebt ſich in vergangene Zeiten zurück, wie Jung in die des patriarchaliſchen Chriſtenthums; man befähigt ſich ganz zum Sektenmanne, und die es Jung anmutheten, Sekten zu ſtiften, erkannten richtiger als Er die Beſtimmung, die er in ſich trug, aber nicht ſo richtig wie er, daß der Zeit der Beruf für Sekten mangelte. In ſolchem Falle ſtehen Männer wie Jung als die größten Originale iſolirt. Jung fühlte es ſelbſt, er beſchuldigte ſich eines gewiſſen Anſtrichs von Etourderie und Unbedachtſamkeit, und gibt damit den Schlüſſel zu ſeiner Eigenthümlichkeit und ſeiner Geſchichte. Er fand ganz richtig, daß die Vorſehung durch lange Läuterung dieß in ihm tilgen wollte, was daſſelbe ſagt, wie jenes obige: daß er ſich in ſeinem Gegenſatz gegen die Zeit erkannte und nicht ganz ſo eigenſinnig wie Lavater den Sonderling forcirte; er wollte nicht eben der Alleinweiſe ſein, wie es Menſchen ſeiner Art ſonſt ſo gerne mögen; er ging nicht ganz ſo weit wie verwandte Leute dieſes Schlages, die noch in unſere Zeit herüber dauern, daß er über anderer Leute Köpfe die Glasglocke ſähe, die er ſelber trägt.

In den lebhaften 70er Jahren ſchien es, als ob ſich Jung aus ſeiner friedlichen Natur herausreißen laſſen wollte; er warf dem Berliner Philiſter, ärgerlich über die Ausfälle im Sebaldus Nothanker gegen die Pietiſten, einen Stein aus der „Schleuder des Hirtenknaben" entgegen, doch war er zugleich beſorgt, er möchte

für dumm orthodox gehalten werden, und ließ, dem vorzubeugen, ſchnell „die große Panace gegen die Krankheit des Unglaubens“ folgen. Weiterhin mied er die Polemik und ſchrieb ſeine nächſten Romane, um ſich nach der Einen Seite hin gegen den Ruf des Freigeiſtes ſicher zu ſtellen, den er in Elberfeld hatte, und nach der andern gegen den des Pietismus. Im Anfang ſtehen daher ſeine Schriften noch in einigem näheren Bezuge zu den Lebensverhältniſſen, wenn auch nur zu mehr localen und privaten des Verfaſſers ſelbſt; ſpäter ſchrieb er einzelne, wie die Theodore von Linden, aus Geldnoth, Andere aus Gewohnheit des Schreibens, ſo daß wir abermals dieſelbe Erſcheinung des Rückgangs haben wie bei den Wezel, Müller und Hermes. Die Geſchichte des Herrn von Morgenthau (1779) ſchrieb er für die Elberfelder, die ihn wegen ſeiner Lebensgeſchichte im Verdacht eines Freigeiſtes hatten, und er benutzt das Buch, um den Pietiſten einige ſchonende Lehren zu geben über ihre Abſonderung von der Welt, und ihren Mangel an Gemeinnützigkeit, einen Zug, den Jung nicht theilte, da ihn ſeine Geſchicke allmählig unter die Menſchen geführt hatten, und er von Natur einen Drang nach Wohlthun und nutzbarer Wirkſamkeit hatte. Was das Formelle angeht, ſo iſt hier von dem ächten Geiſt der Naivetät in ſeiner Biographie nur noch ein Tropfen in einen Eimer Waſſer aufgelöst. Es iſt dieſelbe Dürftigkeit und Wiederholung wie bei den Andern. Er hatte ſich verführen laſſen, im Morgenthau die neue Fieldingſche Manier etwas nachzuahmen; im Florentin von Fahlendorn (1781) ſuchte er mehr zu ſeiner eignen Stillingsmanier zurückzukehren. Aber dafür haben wir dem Factiſchen und den Tendenzen nach wieder deſto mehr Reminiſcenzen an die Lebensgeſchichte. Im Theobald dem Schwärmer (1784) ging ſeine Abſicht dahin, mit Erlebniſſen an ſich und Andern, aus denen er die Geſchichte zuſammenſetzte, den Satz durchzuführen, daß der Weg zum wahren zeitlichen und ewigen Glücke zwiſchen Unglauben und Schwärmerei mittendurch gehe. Als Dichtungswerk betrachtet haben wir auch hier wieder nichts, als hingeworfenes Material, wieder Züge aus Jungs eignem Leben und Erfahrung. Es war ihm, wie unſern geiſtlichen Liederdichtern und unſern frommen Malern, nicht der Mühe werth ſeinen Stoff zu verarbeiten, der ihm an ſich ſelbſt intereſſant genug ſchien; er hatte nicht Muth die Materie dichteriſch zu vernutzen, denn da es ſich um die Misbräuche

des Pietismus handelt, ſo fürchtet er ſich, wie er ausdrücklich ſagt, der Sünde, das Geringſte hinzuzudichten. Wir haben alſo trockne Wahrheit hier; wir haben noch ein Minus von Wahrheit, denn wo der Autor etwas recht tolles und arges, Originalbriefe u. dergl. mitzutheilen hat, was den Pietismus lächerlich machen würde, da hält er es zurück. Aber auch das Mitgetheilte iſt unglaublich genug! und dennoch vertheidigt Jung dieſes Weſen! Er vertheidigt es aus demſelben romantiſchen Sinn, aus dem die genialen Jünglinge damals alles Poetiſche des Lebens und der Sitte gut hießen; es tritt alſo ein poetiſches Glaubensbekenntniß hart an das religiöſe hinan. Die Bibel mit allem Wunderbaren und allen Wundern einfältig zu glauben, iſt ſchon die Vorſchrift eines ganz unkritiſchen, ganz zum vergleichenden Denken unfähigen Kopfes; und ein unnützes Leben wie das pietiſtiſche gut zu heißen, beweist wenigſtens einen Sinn, der in der politiſchen Oekonomie nicht weit gekommen ſein kann. Warum, fragt er, haltet ihr einen Mann für ein großes Genie, deſſen Seele im Reiche der Phantaſie herumſchwärmt und dichtet? Das tadelt ihr nicht; hingegen wenn ein phantaſiereicher Kopf die Religion für einen würdigen Gegenſtand hält und von ihr romanhafte Begriffe hat, den wollt ihr verbannen! Und gewiß mit Recht; denn der Eine wird im gewöhnlichſten Falle ein Phantaſt auf eigne Hand, aber der Andere ein Schwärmer, der Schwarm macht und fanatiſirt, und die Phantaſie auf Verhältniſſe und unter Menſchen trägt, wohin ſie nicht gehört. Es heißt den Schönheitsſinn zu weit tragen, wenn man wie Jung die Ueberzeugungen der Hochmannianer, daß das Weltgericht bevorſtehe und daß ſie den ſicheren Zugang in die Stadt der Freiheit beſäßen, wenn man dieſe Monomanie für die ſüßeſte Schwärmerei hält. Man muß dazu das gute Herz von Jugend auf und dabei jene Etourderie beſitzen, die unſre Aufmerkſamkeit von den natürlichen Verhältniſſen der Menſchheit ablenkt, um nur die gute Seite bei allen Dingen zu ſehen und die üble ſich unwillkührlich zu verhüllen. Wer dieſe Gabe theilt, der wird allerdings in dieſen Romanen oder Bildern der Wirklichkeit finden, daß das Leben jener pietiſtiſchen Volksklaſſe poetiſche Elemente an ſich habe, die ſich in den Geſellſchaftsromanen ſeit den 90er Jahren in dem Maße verloren, wie ſie ſich aus dem übrigen Leben ent=

fernten, ſo daß dann unter den Romantikern die Flucht ins Mittelalter nöthig ward.

In weiteren Kreiſen des deutſchen Lebens als in dieſen pietiſtiſchen gab damals die Neuheit der geheimen Geſellſchaften und das geſpannte Intereſſe daran ein Poetiſches und Wunderbares mitten in der nüchternen Gegenwart ab. In den letzten dreißig Jahren des Jahrhunderts entſtand das Getriebe mit dieſen Geheimorden über ganz Deutſchland hin; man wußte nicht woher und wohin; es erſchienen Abgeſandte unbekannter Verbindungen mit eitlen Vorgebungen und Hirngeſpinnſten; die Neugier ward rege; man ließ ſich betrügen und Zeit und Geld rauben, ohne dadurch klüger zu werden. Die Phantaſie war einmal losgebunden, und es wiederholten ſich Erſcheinungen und Zuſtände, denen wir ſchon im 17ten Jahrh. begegnet ſind. Die Aufhebung des Jeſuitenordens gab dem Intereſſe an dieſen neuen Erſcheinungen den großen Nachdruck und die weitreichende Nahrung. Man forſchte nach den geheimen Oberen aller der verſchiedenen Sekten, der Illuminaten und Freimaurer, der Clericalen und Roſenkreuzer, und fiel am natürlichſten auf die Jeſuiten. Männer, die in dieſen Kreiſen ſich umgetrieben hatten, fanden allerdings, daß unter den Roſenkreuzern und anderen Freimaurerſekten der Jeſuitismus ſchleiche, ſo beſonders Forſter, der ſich anfangs gläubig dieſem Weſen hingegeben hatte, und der es gleichſam wider Willen zugeſtand, daß die Aufklärer in Berlin nicht Unrecht hatten, Machinationen des Papismus zu wittern. Es erſchienen Schriften, wie z. B. Hirtenbriefe an die wahren und ächten Freimaurer alten Syſtems (1785), worin die Wächter des Proteſtantismus, Nicolai, Semler u. A., Kunſtgriffe der Jeſuiten zur Unterſtützung der katholiſchen Hierarchie fanden. Man ergriff nun Gegenmittel, man wollte die geheimen Geſellſchaften reinigen und beſſern; Adam Weishaupt brachte die Illuminatengeſellſchaft zu einer Art Conſiſtenz, in welcher ſie die Hierarchie zu bedrohen ſchien. Aufs wildeſte durchkreuzte ſich dieß Weſen in den katholiſchen Landen, wohin offene Aufklärung ſich nicht wagen durfte; und in dieß Gewebe blickt man in Bronners Leben hinein, das wir ſchon oben erwähnt haben. Die Jeſuiten richteten hier beſonders ihre Verfolgung gegen die Illuminaten, in deren Innerem ohnehin die gutgemeinten Abſichten des Stifters durch tumultuariſche Uebereilungen ſolcher Männer wie Knigge Alle verdorben

wurden; in Baiern triumphirten die Loyoliten, 1786 ward der Illuminatenorden dort aufgehoben. Wie Meteore ſchwanden dieſe Erſcheinungen vorüber; nur der Freimaurerorden beſtand durch alle Verfolgungen. Er verkündete oft, daß er mit Religion und Politik nichts zu ſchaffen habe; Leſſing legt ihm in ſeinen Geſprächen zwiſchen Ernſt und Falk eine feine und tiefe Abſicht unter, die ganz auf den humaniſtiſchen Regungen des Jahrhunderts ruhte, und zu der ſich die eifrigſten und einſichtigſten Freimaurer immer bekannten. Der Orden ward in den Zeiten religiöſer Wirren und politiſcher Noth das Refugium aller ſtrebenden Männer; der ganze Klopſtockſche Kreis hielt ſich daran an; der alte germaniſche Verbrüderungsſinn fand hier eine willkommene Nahrung. Wie dieſe Intereſſen die Nation ausfüllten, erkennt man in unſerer ſchönen Literatur auf Weg und Steg. Alle Romane ſind mit ſolchen Verbrüderungen angefüllt; im Meiſter, in Jean Paul, in Kigges Leben, ſeinen Romanen und ausdrücklichen Gelegenheitsſchriften iſt Alles voll davon. Ein großes Muſikwerk Mozarts ruht auf dieſem Grunde; Bahrdts letzte Anſicht vom Chriſtenthum nicht minder. Man forſchte wiſſenſchaftlich nach den Myſterien der Alten; Stark's Buch über dieſen Gegenſtand ſetzte in Bahrdt die Idee in Feuer, Chriſtus habe den Plan gehabt, durch eine geheime Geſellſchaft die von den Prieſtern verdrängte Wahrheit zu retten. Hier fand er den ächten Schlüſſel zu der Geſchichte Jeſu. Auch in Wielands Geſchichtsromanen der ſpäteren Periode, werden wir unten ſehen, gehen dieſe Ideen vielfach ein. Wir haben andere Romane, deren ganze Structur auf den Fundamenten des Ordensweſens ruht. Dahin gehört Hippels A—Z; und zu dieſem müßten wir Jung Stillings Heimweh (1794) ſtellen. Dieß Buch drückt den endlichen völligen Sieg des Verfaſſers über die Scrupel aus, die ihm Freigeiſterei und Determinismus gemacht hatten. Er ward ihm durch die Extreme erleichtert, die auf der Seite des Unglaubens und der Aufklärung heraustraten. Die Kantiſche Philoſophie ſchien am leichteſten überwältigt, wenn man ſie für ein unterirdiſches Labyrinth erklärte, der franzöſiſche Vernunftgötze am beſten ignorirt, wenn man ſich bei dem perſönlichen Gotte der Chriſten tröſtete. Jung hatte grade Triſtram geleſen und wollte nach Hippels Beiſpiel dieſen Styl reinigen und heiligen, allein er hält ihn nur auf den drei erſten Seiten feſt. Dazu hat das Ganze durch-

aus nichts mit Sterne zu thun. Es ſoll den Chriſten auf ſeiner Heimwehreiſe, ſeine Ausbildung zum Kreuzritter in dem Tempel von Jeruſalem, unter den Prüfungen des Geheimordens der Felſenmänner darſtellen, und iſt ausdrücklich gegen die Ritter vom flammenden Stern der Aufklärung geſchrieben; die Erzählung iſt peinlich und geſpenſtig, weil man auch ohne den Schlüſſel die minutiöſe Allegorie überall durchmerkt. Es iſt ein Roman, der völlig in dem allegoriſchen bedeutſamen Sinne der Geſchichtsgedichte des 17ten Jahrh. geſchrieben iſt, wie wir denn überall in dem phantaſtiſchen Getriebe dieſer Zeiten an Zuſtände jener frühern Periode erinnert werden. Da ſich die Führung eines jeden Kreuzritters im Allgemeinen gleich bleibt, ſo läßt ſich erwarten, daß auch dieſes Buch wieder Jungs eignes inneres Leben erzählt, nur in einer überweit getriebenen Allegorie, die es deutlich verräth, wie der Autor in ſpäten Jahren immer mehr in die Blödheit ſeiner Jugend zurückging. Er überläßt ſich zuletzt dem Geiſte der Weiſſagung ſo ganz, daß er ſelbſt die höhere Allegorie ſeines Romans nicht mehr enthüllen kann. Und ſo ſehen wir ihn zuletzt in ſeiner Theorie der Geiſterkunde (1808) völlig zu jenen Volksklaſſen gleichſam herabgeſunken, aus denen er ſich Anfangs emporgehoben hatte. Er bringt den trivialen Köhlerglauben in ein Syſtem, nicht mit der Gewalt jener bildneriſchen Phantaſie des Paracelſus, die einer poetiſchen Theorie der Geiſter noch gewachſen war, ſondern mit dem ärgerlichen Oppoſitionsgeiſt gegen die Philoſophie und Aufklärung der Zeit, der er zu folgen, die er zu begreifen nicht im Stande war, und mit jener Miene der Wiſſenſchaftlichkeit, die ſich gar nicht bewußt iſt, daß ſie auf ein Gewebe von halben phyſikaliſchen Erkenntniſſen und von Charlatanerien ein Gebäude der Wahrheit aufſtellen will.

Wenn ſich Jung Stilling vorſichtig und friedlich hielt, und das Auffallende eines Sektirers, eines Propheten, eines Sonderlings in den phantaſieloſen Zeiten der Kritik, der Naturforſchung und Mechanik wenigſtens praktiſch fühlte, obgleich theoretiſch entſchuldigte oder milderte, ſo warf ſich dagegen Joh. Caspar L a v a t e r (aus Zürich 1741—1801) laut und eifrig gegen dieſe Zeit auf und verſtockte ſich im Trotze gegen ſie. Er machte ſich für ihre Eigenſchaften blind, er ließ ſich von zerſtreuten Symptomen eines jungen Lebens zu dem Glauben verleiten, die erſte Energie

des Geiſtes daure auch in alten Geſchlechtern aus, er beſchwor dieſen Geiſt, der ihm nur durch Sünde latent geworden ſchien, er mußte mit Unmuth erfahren, daß er eitle Geſpenſter für Erſcheinungen dieſes Geiſtes hielt, ließ ſich aber dennoch nicht enttäuſchen und wühlte ſich immer tiefer in ſeinen Eigenſinn ein. Was uns den Aufſchluß über dieſen höchſt ſonderbaren Mann gibt, wo die Quelle ſeiner Originalität liegt, iſt im Grunde daſſelbe, was wir bei Jean Paul gefunden haben. Er lebte von Kind auf ein thätiges inneres Stillleben, was ihn in ſeinem Bewußtſein über Andere ſeines Gleichen wegſetzte, er ward aber äußerlich abgeſtoßen und gegen Andere zurückgeſetzt, denen er ſich überlegen wußte; dieß machte ihn auf alle Eigenheiten, Empfindungen und Phantaſien ſeines jungen Kopfes deſto erpichter, und er hielt nun gleichſam in demſelben Trotze an dem Angefochtenen feſt, wie er es nachher im Großen nach den erſten Befehdungen ſeiner auffälligen Meinungen vor der Nation that. Dazu kommt dann, daß um ihn her eine Bewegung in dem Volke und in der Zeit war, die dieſe phantaſtiſchen Jugendgrillen unterſtützte; die Nation feierte gleichſam eine neue Jugend nach, und dieſe verſchwindende Zeit wollte der, der ihr am innigſten angehörte, ebenſo feſtbannen, wie er ſeine eigne Kindheit mit ihrem Seelenleben, das ihm lieb geworden war, feſthielt. Wir erinnern uns an den Zuſtand unſerer Poeſie: ſie war ganz der Sphäre des frühſten Volksgeſangs nahe gerückt worden; man glaubte an poetiſche Wundergaben, an unmittelbare Begeiſterung, an Eingebungen, deren wir nicht mächtig ſind. Im ſittlichen Leben ging man ganz auf dieſelbe Weiſe zu den unmittelbaren Einflüſterungen der Natur und des Triebes zurück, und nannte Convention und Misbrauch, Hofmeiſterei und Pedantismus, was die Vernunft dagegen einzuwenden hatte. Auch in der Wiſſenſchaft aller Art hatte Hamann dieſe Forderung geſtellt, daß man von den grauen Theorien zurückkomme zu der erſten friſchen Quelle der Anſchauung und der Divination. Seine Lehre wandte Herder auf Poeſie, Geſchichte, Sprachkunde und Religion an, und hier mit jener brauſenden Lebhaftigkeit, die wir früher in ſeiner Jugendgeſchichte kennen gelernt haben. Mit demſelben jugendlichen Sinne, den wir in Lavater noch potenzirt wiederfinden werden, warf ſich Herder jenen Theologen, deren Doctrin bis in die 70er Jahre den feſten Mittelpunkt der deut-

ſchen Theologie ausmachte, entgegen, eben ſo wie ſich die ganze Zeit gegen die analogen Dichter des alten Schlags auflehnte. Wir haben es oben geſehen, wie Herder gegen Spalding, mit dem Lavater Anfangs befreundet war, losfuhr, und daher kommt es, daß die allgemeine deutſche Bibliothek, wie gegen Hamann ſo auch gegen Herders theologiſche Erſtlingsſchriften bitter polemiſirte. Die ganze Jugend ſtellte ſich jetzt auf dieſe Seite des Inſtinkts, des kühnen Wurfs, des Ahnungs- und Schöpfungsvermögens im Menſchen gegen die nüchterne Verſtändigkeit der Berliner; und dieß nicht allein in Beziehung auf Poeſie, ſondern auch auf Religion. Wie man damals Alles mit poetiſchen Augen anſah, ſo auch die Sagen und Schriftquellen des Chriſtenthums, und man wollte dieſe bei ihrer Poeſie geſchützt wiſſen, auch wenn man keinen andern Glauben daran hatte, als einen poetiſchen. Man hatte den großen Rückhalt an Klopſtock, und Einer der jungen Genien, die jetzt von allen Seiten auftauchten, ſtützte den Andern. Göthe vertrug ſich mit Jung, mit Herder, mit Lavater, und ſatiriſirte gegen Bahrdt; Herder blickte an dem apoſtoliſchen Charakter Lavaters hinauf und ermunterte ihn bei dem erſten Hervortreten ſeiner wunderbaren Anſichten auf eine gefährliche Weiſe; im ganzen Kreiſe dieſer Männer war keiner, den das Phantaſtiſche und Abentheuerliche in irgend einer Geſtalt ſchreckte. Jung, Jacobi, Claudius, Schloſſer, Alle ſchienen ſich mehr oder minder den neuen Religionsanſichten anzuſchließen und den prophetiſchen Geiſt zu nähren, der hier laut ward; aus ganz andern Kreiſen hörte man die ähnlichen Stimmen der Hermes und Hippel; Leſſing ſchien das Phantaſievolle und den poetiſchen Sinn der chriſtlichen Dogmen zu billigen; Semler ſchien zurückzugehen und ward von Bahrdt und Baſedow ſeiner Zweideutigkeiten wegen angegriffen. So, ſieht man deutlich, war eine Zeit, wo Lavater gleichſam ein Mittelpunkt aller der jungen Männer war, die in Deutſchland eine neue Aera gründen wollten, und dieß war in jenen Jahren, als ihn die chriſtologiſchen Meinungen noch nicht ganz der ſinnlichen Welt entfremdet hatten, als er die Phyſiognomik vorbereitete, und durch ihre Erſcheinung ſelbſt noch nicht den großen Glauben an ihn erſchüttert hatte. Wie hoch enthuſiasmirt ſich damals die Bedeutendſten um ihn drängten, wie einnehmend und zauberiſch er ſie alle feſſelte, ſo daß ſie ſelbſt ſeine Schwachheiten ertrugen, und

ſelbſt dann noch für ihn ſchwärmten, als ſie ihm ſchon ſeine Thorheiten mit der größten Bitterkeit und dem ärgſten Verdruſſe vorwarfen, und wie ſie endlich Alle bis auf den guten Pfenninger ihn verließen, da ſie die unnahbare Kraft des Prophetismus in ihm erfuhren, dieß Alles überſieht man leicht und anſchaulich aus der von Ulrich Hegner beſorgten Briefſammlung [46]). Sollten es die Klopſtock und Herder, die Göthe und Stolberg, die Zimmermann und Füßli darin verſehen haben, daß ſie den liebenswürdigen Freund mit Schmeichelei und Bewunderung verdarben, ſo ließen ſie es nicht fehlen, dieß Verſehen durch Aufrichtigkeit, durch Gradheit, ja durch Grobheit wieder gutzumachen; der heimliche und offenbare Hochmuth, der in Lavaters Briefen und Schriften immer höher ſtieg, erleichterte ihnen dieſen Uebergang vom Schönthun zum Wehethun bedeutend, er forderte förmlich dazu heraus. Der Bruch war ganz unvermeidlich, ſobald man ſieht, mit welcher Entſchiedenheit Lavater auf den eigenthümlichen Meinungen jenes erſten geiſtigen Revolutionseifers und ſeiner eignen Kindheit hängen blieb, während die Andern Alle, und in Bezug auf das Religiöſe beſonders Herder, mit der raſch vorſchreitenden Zeit weiter gingen. Sie ſahen ihn als einen Zurückbleibenden an, er konnte ſie Alle als Abtrünnige anſehen.

Lavater hat uns die erſten 15 Jahre ſeines Lebens [47]) ſelbſt beſchrieben; wir halten dieſen Schlüſſel für hinreichend zu den geheimſten Fächern ſeines Weſens. Er meinte von ſeiner Mutter die hervorſtehenden Eigenheiten ſeiner Natur geerbt zu haben: pedantiſche Gewiſſenhaftigkeit, Projektſucht, Erfindungsgeiſt und Freiheit. Er ſtellte ſich ganz frühe in einen Verkehr mit Gott, wie Kinder häufig thun; der Grad von Lebhaftigkeit und Energie aber, in dem Er es that, iſt charakteriſtiſch für ihn: er war auf dieſen „Gebrauch und dieſes Bedürfniß Gottes" ſo ſtolz, daß er ſeine Mitſchüler ſchon damals, wie ſpäter die ganze Welt, mit einem „halb ſtolzen, halb liebreichen Mitleid oft anſah." Wie Jung machte er die Erfahrung, daß ſeine Kindergebete wunderbar erhört wurden, der liebe Gott corrigirte ihm ſeine Exercitien, „er

46) Beiträge zur nähern Kenntniß Lavaters aus Briefen an ihn. 1836.

47) In Georg Geßners Biographie Lavaters. Vergl. Lavater, von Herbſt. 1832.

ging äußerſt zärtlich mit ihm um; ſeine größten Fehler wußten immer nur Er und wenige Freunde, ſein Gutes zog Gott ans Licht, wie ſehr er es auch verbergen wollte." Kein Wunder, daß Lavater für dieſe Güte „an Gott attachirt" und ihm dankbar ward, und daß er auf dieſe Erfahrung ſeine Theorie von der Gewalt des Gebetes baute, obwohl mit der Zunahme der Theorie nach ſeinem eignen Geſtändniſſe die hohe herzerhebende Erfahrung abnahm, weil natürlich mit dem Alter die Phantaſieſpiele der Jugend aufhörten einzugreifen. Kein Wunder aber auch, daß Lavater hier ſchon anfing ſich ſelbſt und Andere zu betrügen. Wenn Gott ſein Gutes ans Licht zog, das er verbarg, verbarg er auch jene böſen Streiche Lavater's, obgleich ſich dieſer nicht Mühe gab, ſie dem Licht zu entziehen? Oder unterſtützte eine angeborne Schlauheit und Klugheit den lieben Gott in der Mühe, ſie geheim zu halten? Dieſe ſeine praktiſchen Talente ſind ſo oft von ſeinen Freunden gerühmt worden, die ſeine Gutartigkeit am lebhafteſten vertheidigten; warum ſollten ſie auch ſcheuen, der Taubeneinfalt die Schlangenklugheit zur Gefährtin zu geben? Aber freilich könnte ſich ſo auch wohl das ſcheinbar Widerſprechende vertragen, daß unter denen, die Lavater am beſten kannten, Viele den aufrichtigen Ernſt betheuern, mit dem er an ſeinen Lehrſätzen hing, während Andere an ſeiner unangefochtenen Ueberzeugung zweifelten, während Göthe ihn einen Freund der Lügen von Anfang an nannte, dem es nichts koſte, ſich bis zur niederträchtigſten Schmeichelei erſt zu aſſimiliren, um dann ſeine herrſchſüchtigen Klauen deſto ſicherer einzuſchlagen; freilich könnte dieſer Verein von guter Abſicht und üblen Mitteln, von Salbung und Menſchenkenntniß, von Schlauheit und Schwärmerei, zu dem dann jener geiſtliche Stolz noch hinzukommt, ganz gemacht ſcheinen, in hellſten Zeitläufen das zu rechtfertigen, was man im dunklen Alterthum als die Seele des Pfaffenweſens angeſehen hat. Fehlte noch ein Ingredienz zu dieſem Charakter des Prieſters im ſchlimmen Sinne, ſo wäre es verſteckter Ehrgeiz, und auch dieſer findet ſich ſchon in dem Knaben Lavater. Er trieb ſich immer mit großen Entwürfen um, er wollte Erfinder und Erbauer babyloniſcher Thürme ſein, er machte Plane zu undurchdringlichen Gefangenſchaften, er phantaſirte ſich zum Haupte einer Diebsbande, um den unſichtbar Wirkenden zu ſpielen. Auf dieſe letztere Beſcheidung ſelbſt führte ihn ſeine blöde Natur; er war

ſteif, ängſtlich, ohne die Gabe zu reden; äußerlich ſo ſtumm als innerlich lebendig beſchäftigt; der Spott der Knaben ſchreckte ihn in ſich zurück; man nannte ihn den Unmündigen, das Kind. Und wie dieſe Zurückſetzung in der Schule und im Hauſe jenen heimlichen Stolz nur nähren mußte, ſo reifte nachher ſein geiſtlicher Uebermuth unter den ſtechenden Strahlen des allgemeinen Tadels, der ihn traf, und er hätte dieſen Eigendünkel nur noch mehr geſteigert, wenn ihn, den Greiſen, die Fichte und Gentz, die Humboldt und Göthe noch ins Angeſicht unmündig und imbecill geſcholten hätten.

Dieſe Anlagen entwickelten ſich nun grade in der Zeit, wo in Zürich der Klopſtockſche Geiſt waltete, den Bodmer ſo wunderlich übertrieb; dieſer ward im Humanitätscollegium Lavaters Lehrer; Wieland gehörte unter die erſten Phänomene, die er ſah, und dieſer war damals in ſeiner frommen Periode; die Heß und Hirzel wurden Lavaters Freunde; die Freundſchaftsſympathien, die elegiſche Sentimentalität, die engliſche Literatur, Alles überſtrömte den zarten Jüngling auf Einmal. Mit dem ungeſtümen Füßli ſchloß er ſeinen innigſten Freundſchaftsbund und mit ihm gelang jener erſte Verſuch einer unſichtbaren Wirkſamkeit gegen den Landvogt Grebel aufs glänzendſte. Die Schinznacher Geſellſchaft nahm den jungen Mann auf und krönte ſeine Schweizer Gedichte mit ihrem Beifall. Welcher Sporn! Er ward erfüllt von ſeinem Pfarrberuf, ſeinem Apoſtelamt, das er unwillkührlich durch eine Art von Beſtimmung ergriff, und ſeine Predigten machten lebhaften Eindruck: dem Unmündigen ward wie den Apoſteln plötzlich die Gabe der Rede! Eine Reiſe in Deutſchland machte ihn mit Spalding, mit Gleim, mit Klopſtock, Jeruſalem und Moſer bekannt. Seine erſten Schriften von Bedeutung machten ein ungemeines Aufſehen. In ſeinen Ausſichten in die Ewigkeit verzieh man, was ſchwärmeriſch ſcheinen konnte, dem poetiſchen Entwurfe dieſes Buches; der erſte Theil, ſo wie die Anmerkungen zu Bonnets Palingeneſie, die er **1769** überſetzte, ſchien Herdern noch ganz ungetrübt von Luſt und Liebe zum Himmel durchſtrömt zu ſein, während er in den ſpätern Theilen ſchon ſeinen Teig durch die Meinungen und Urtheile der Menſchen ermattet und durchſäuert fand. Die Bonnet'ſchen Beweiſe des Chriſtenthums dedicirte Lavater an Moſes Mendelsſohn und beſchwor ihn dabei, dieſe Schrift öffentlich zu widerlegen,

oder zu thun, was Sokrates gethan hätte, wenn er ſie unwiderleglich gefunden hätte. Dieß war der erſte öffentliche Redeact des gelösten Mundes; es war die erſte Uebereilung, zu welcher der bisher geerntete Beifall den raſch vorſchreitenden Emporkömmling verleitete. Er geſtand ſie ein, und erklärte ſich ſeitdem zum Feinde aller Proſelytenmacherei; Mendelsſohn ſelbſt und ſogar die Berliner Bibliothekare blieben freundlich und ſchonend, nur Lichtenberg perſiflirte in ſeinem Timorus, (oder Vertheidigung zweier Iſraeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterſchen Beweisgründe und der Göttinger Mettwürſte den wahren Glauben angenommen, 1771), im Tone einer proteſtantiſchen Barfüßerpredigt, die geiſtlichen Zuckungen des mit dem Unausſprechlichen ſchwangern Chriſten; er ſah ihn wie einen Nachtwandler auf der Scheidewand zwiſchen Wahnwitz und Vernunft hinlaufen, wo ſie am dünnſten iſt.

Schon damals (1769 und 71) trat Lavater mit ſeinen Anſichten über Glaube, Gebet und Geiſtesgaben hervor, aber noch beſcheiden und fragweiſe. Er wollte wiſſen, ob nach dem Tode der Apoſtel und derer, die durch ſie den heiligen Geiſt empfangen, keine hiſtoriſch ſichern Beiſpiele von Wirkungen des Gebets und des Geiſtes vorhanden ſeien, die den Wundern des Evangeliums ähnlich? Begebenheiten, die auf ausdrückliches Gebet oder poſitive Glaubensäußerung erfolgt ſind und ohne dieß nicht erfolgt wären? beſonders, ob nicht ſeit der Reformation? Es kamen Antworten, die er prüfte und ungenügend fand; die Sache ward ſchon öffentlich, eine Fluth von Streitſchriften erfolgte in den 70er Jahren, und auf Lavaters Reiſe am Rhein nannte ihn das fromme Volk, bei dem er predigte, ſchon St. Lavatus. Herder rief Beifall und Ermunterung zu. Die Nüchternen konnten übrigens noch kaum erwarten, wo das hinauswollte, die ungewiſſe Fragform ſchien nur beſcheidne Lernbegierde anzukündigen. Gleichzeitig erſchienen, durch Zimmermann eingeführt, die erſten Ankündigungen und Vorſtudien der Phyſiognomik, und dieß ſchien eher das Studium eines verſtändigen, weltkennenden Mannes als eines eifrigen Theologen zu ſein. In dem Kreiſe der Genialitäten vollends hatten jene Anſichten nicht einmal ſoviel Auffälliges. Wie ſollten die jungen Bewunder Klopſtocks, die alle unmittelbare Poeſie in Leben und Schrift liebten, dem Manne die ſeinige nicht gönnen, die ſich wie Klopſtocks ganz auf die Religion werfen wollte? die ſich, wie

die Poeſie aller dieſer Jünglinge als bloße Empfindung bekannte, nur mit dem kleinen Zuſatze: Empfindung über Gott! Wie ſollten ſie ihm verargen, daß er die Zeit der Apoſtel wiederbringen wollte, da ſie ſelbſt die Zeiten des Oſſian und Homer zu erneuen dachten? Wie ſollten ſie, die an die poetiſche Begeiſterung glaubten, nicht an die prophetiſche glauben? Warum, da die Claudius und Bürger, und alle die jungen Hamlete Geiſter fürchteten, warum ſollten ſie Lavater nicht glauben, daß er durch innere Gebetsſtimmung für gewiſſe Einflüſſe der Gottheit und der Geiſterwelt empfänglich werde, wie ſein Auge für die Vibrationen des Tageslichts? Warum ſollten ſie es ihm verargen, daß er jene allmächtige Natur, die ſie anbeteten, daß er das Spinoziſtiſche Ein und Alles in einem Sinne Gott nannte, von dem ſie noch nicht wiſſen konnten, wie eng und beſchränkt er ihn nahm? Daß er dieſen Gott als den Pantotypus des Menſchen anſah, daß er dem Menſchen an Gottes Natur Antheil gab, daß er die ihm Näheren die Begabteren nannte, das Alles ſchmeichelte den Begriffen jener Jugend, die von dem Menſchen gern als einem Götterſohn dachten; und noch mochte er nicht Allen ſo beſtimmt geſagt haben, was er ſpäter ſagte, daß er unter dieſem Gotte nur den Chriſtengott verſtand, daß er die menſchlichen Gaben nur fragmentweiſe im Unchriſten, im Chriſten allein ganz und harmoniſch fand, daß er Gott am eigenſten angehörig nur die Gläubigſten nannte. Sie konnten ſeine noch unbeſtimmten und noch nicht ausſchließend gewordnen Lehren für eine Abart der Genielehre nehmen; die Geiſtesgaben konnten ihnen als eine chriſtliche Nebengattung der Geniegaben vorkommen, und Lavater ſelbſt ſetzte die Ausdrücke Wunder und Genie in Eine Reihe. Er ſpannte daher, er überſpannte dieſen Begriff des Genies, er zerbrach ihn dadurch. Er iſt der Mann, der in der Mitte zwiſchen unſern Starkgeiſtern und Kleingeiſtern die Spitze einnehmen muß, indem er von dem Einen zum Andern herabglitt. Er wollte von der Würde des Menſchen nicht groß genug gedacht haben, und mußte ſich dabei geſtehen, daß man von ſeiner Würdigkeit nicht klein genug denken konnte. Nimmt man dieſen Sätzen die chriſtliche Färbung, ſo vereinigen ſie die Merkmale des Starkgeiſtes und des Kleingeiſtes. Faßt man den Gedanken des Mannes, die patriarchaliſche Zeit des Chriſtenthums zu erneuen, den Glauben herzuſtellen, der Berge

verſetzt, im Ganzen und Allgemeinen ins Auge, ſo ſcheint er wenigſtens die gleiche Ehrfurcht zu verdienen, wie die Hoffnungen der Dichter eine reine Naturpoeſie zu regeneriren, wenn der neue Apoſtel nur ganz ſeinem Berufe hingeben, und den eitlen Abziehungen der Welt entfremdet erſchiene; man würde ihn dann neben Herder ganz in der Reihe der genialen Umgeſtalter unſeres geiſtigen Lebens ſehen, während er jetzt, ſobald wir auf die kleinlichen Mittel blicken, mit denen er zu wirken ſtrebte, auf die kleinlichen Beweggründe, die ihn leiteten, auf die kleinlichen ja ſogar höchſt lächerlichen Wirkungen, die er machte, ganz zu den Kleingeiſtern herabſinkt, eben dadurch, daß er ſich zur Carricatur des Genies, zum Original unter den Originalgenies ſteigerte. Er nannte ſich ſelbſt einen gebährenden Berg, und er war der der Fabel.

Auf dieſe kleinliche Seite ſeines Weſens ließ gleich **1771** das „geheime Tagebuch eines Beobachters ſeiner ſelbſt" blicken, das Zollikofer nicht ohne Verſtümmelung herausgab, deſſen zweiten Theil aber Lavater ſelbſt authentiſch erklärte. Wir können es neben vielen nachfolgenden Blättern und Schriften für einen Theil ſeiner Autobiographie anſehen, und aus dieſen Bruchſtücken über ſein chriſtlich inneres Leben wie aus der Geſchichte ſeines äußeren Wirkens werden wir einen hochkomiſchen Charakter aus der Klaſſe der Kleingeiſter erblicken, der uns vielleicht in einer nicht geringen Aehnlichkeit mit dem poetiſchen Pantotyp derſelben erſcheinen darf. Wenn ein Menſch anfängt, ſeine Gedanken und Willensäußerungen zu beobachten, und er thut dieß anders als aus der Vergangenheit, aus beſtimmten Anläſſen, in Zeiten einer Kriſe in ſeinem Innern, ſobald er ſich in der Gegenwart, auf dem Tag, im Momente belauſchen will, ſo wird er nur die kleinſte Zeit aufrichtig ſein, er wird, je ernſter es ihm iſt, deſto bälder am Morgen und Mittag ſeine Thätigkeit ſo einrichten, daß ſie ſich am Abend im Tagebuche vortheilhaft ausnimmt, er wird ein Selbſtbetrüger und ein geſchrobener Menſch zugleich werden. Er wird, wenn er wie Lavater im Menſchen nichts als einen Chriſten ſieht, ein religiöſes, ein moraliſches Phantaſieleben führen, ein viel gefährlicheres als das poetiſche. Wie Klopſtock ſich ſpannte und ſteigerte zu einem conſtanten Beharren auf dem erhabenen Kothurn und im poetiſchen Stande, ſo zwang ſich Lavater, dieſem Tagebuch nach, zu einem moraliſchen Beharren in Heiligkeit und im Gnadenſtand. Dazu brauchte

er unnatürliche Reiz- und Erweckungsmittel; nicht allein die Gegenwart Gottes, ſondern auch die eines Todtenſchädels, nicht allein Gebet, auch Händeringen und Kniebeugen. So viele und häufig angewandte Mittel zerfließen dem Menſchen unverſehens mit dem Zwecke in Eins, und dieß iſt bei allen Kleingeiſtern und Pedanten das charakteriſtiſche Abzeichen. Der Friede mit Gott und dem Gewiſſen, das kindliche unfurchtſame Gemüth des Chriſten wird auf dieſem Wege der diplomatiſchen Unterhandlungen mit Gott und ſich ſelbſt nicht erlangt, eben weil ſolche Unterhandlungen blos ein Weg bleiben und ewig nie ein Ziel haben. Die unnatürliche Spannung, die Strenge, der Argwohn, der Krittel gegen ſich und die Welt muß zuletzt eine religiöſe Hypochondrie hervorrufen, die auf jede geiſtige Nahrung, Operation und Conſumtion mit derſelben Peinlichkeit achtet, wie der phyſiſche Hypochondriſt auf äußere Einflüſſe und Leibesnahrung. In dieſer Hypochondrie rechnet ſich Lavater die holde Beugſamkeit der Natur, die nach ſchmerzhaften Eindrücken bald wieder den heiteren offen ſteht, als Schuld und Sünde an; er zerſtört die zarteſten Seelenkräfte, unbedacht, daß dieß ein partieller Selbſtmord des Geiſtes iſt. Der Mann, der zu den unmittelbarſten Gaben des Kindheitsſtandes der Seele zurück will, zerſtört muthwillig ihr Inſtinktleben, das durch jede Reflexion erſchüttert wird, wenn ſie irgendwie herbei gezwungen iſt und permanent ſein ſoll, weßhalb z. B. jeder junge Mann, der von frühe auf aus Philoſophie und ſpekulativer Theologie Profeſſion macht, Gefahr läuft, aller natürlichen Entwickelung verluſtig zu gehen. In einem ſolchen Reflexionsleben wird man immer bedachtſam wandeln, um nicht zu irren und fehlen, aber den größten Irrthum und Fehler wird man nicht bemerken, der darin liegt, die Zeit, die uns zum Handeln und Wirken gegeben iſt, mit Selbſtquälereien zu verlieren, und mit lächerlicher Kleinigkeit zu zerſplittern. Ein ſolches Leben macht alles bedeutſam, weil es an das Kleinſte die erhabenſten Grundſätze anknüpft, und auf das Unbedeutendſte Werth legt. Dieß war ja eben das, dieß Zuſammenſchmelzen des Großen und Kleinen, worin wir den humoriſtiſchen Charakter ſuchten. Und ſind nicht jene Myſtiker, in deren Weiſe Lavater Gott zu ſich herab, ſich zu Gott hinauf zieht, in deren Weiſe er das Alltägliche emporhebt, das Heilige trave-

ſtirt[48]), die einzigen humoriſtiſchen Chriſten, die einzigen, die mit der Religion und ihren Quellen einen kühnen Scherz zu treiben ſcheuen? und iſt dieß nicht ganz natürlich, da ſie jeden Augenblick im Menſchen den Gott fühlen und jeden Augenblick ſeine Menſchlichkeit empfinden, immer zwiſchen ſeiner Würde und Unwürdigkeit, wie Lavater es ausdrückt, getheilt ſind? Was kann ein Menſch ſtolzeres ſagen, als was Lavater ſchon im Tagebuch verkündet: „Ich bin in die Welt gekommen, der Wahrheit Zeugniß zu geben! Siehe da, deinen großen Beruf, Menſch! Jeder Sterbliche ſieht einen Theil der Wahrheit und ſieht ihn auf ſeine beſondern Weiſe. Jedem erſcheint das Univerſum durch ſein eignes Univerſum. Zeugen, wie uns in unſerm Geſichtspunkte die Dinge vorkommen, heißt königlich Denken und Handeln! Das iſt Menſchen Beruf und Würde!“ So freilich wäre der Menſch zum Maßſtab der Welt berufen! allein nur der größeſte Menſch ſollte dieſen Beruf in ſich fühlen und ausſprechen dürfen, denn ſonſt wäre auch der Bettler ein König, wenn er zeugte, wie ſeiner Dürftigkeit die Dinge vorkommen. Und dieſen widerlichen oder auch komiſchen Eindruck macht es, wenn man mit Lavaters Auftreten und ſeiner Einbildung das vergleicht, was er that und war, wenn man den Propheten im Hauskleide aufſucht. Jeder wird da den Eindruck empfangen, den der junge W. Humboldt bei ſeinem Beſuche davon trug. Er ſuchte mit geſpannter Erwartung die Spuren eines tiefen und ſeltenen Mannes, große und ſelbſt ſchwärmeriſche Ideen, aber er fand nichts als einen kleinlichen Geiſt, der ewig ſelbſtgefällig und eitel auf ſich ſelbſt zurückblickte, dem Spielereien in Worten und der Ausdruck geiſtloſer und fader Herzensgefühle alle wahre Kraft raubten, der ſich gefiel mit Formen eine unendliche Zeit zu verderben. Die Anſtalt ſeiner Correſpon-

48) Wir wollen nur Einen Satz beiſpielsweiſe herſetzen: „der Menſch, der ſich als Ebenbild der höchſten Kraft denkt, weiß daß Gott wahrhaftig in ihm iſt. Solch ein Menſch wird ein durchſcheinendes Medium der Lichtquelle und lebendigſten Liebe, die er ſich als Urſache aller Urſachen denkt. Strahlen des Urlichts entblitzen den heiligſten Momenten ſeiner Verlorenheit in dem lebendigſten und liebevollſten All = Eins, durch deſſen Glaubensintuition er mit Verrenkung ſeiner Hüfte allenfalls, nach einer ihm unausweichbaren Vorſtellungsweiſe, ein Ueberwinder Gottes werden kann.“

denzen, die Art wie er für ſich mit ſeinen Freunden lebte und ihnen Zettel und Futterale hielt, die eitle Oſtentation mit der er ſeiner Tiſchgeſellſchaft ſeine Zerſtreutheit zeigte, die ungeheure Vielgeſchäftigkeit mit nichtigen Dingen, die er in ſeinen Schriften aufdringlich allen erzählte, die ſie nicht zu kennen verlangten, dieß ewige Selbſtbeäuglen mit dem er bei tauſend geſuchten und ungeſuchten Gelegenheiten in allen ſeinen Schriften auf ſich und ſeinen wenigen Ideen verweilt, dieſe ganze Redeweiſe, die vom Dreifuß herab doch nur in ſteten Tautologien ſchwärmt, dieſe Orakel voll eitler Wortfülle, dieſe fluide Schrift, die für Lapidarſtyl angeſehen ſein will, dieß Zuſammenſtoppeln von Stellen und Phraſen, zu dem ihm ſelbſt ſeine Freunde behülflich ſein mußten, dieſe Karten- und Notizblättchen, Alles läßt uns nur in eine Trödelbude des Charlatanismus und der Pedanterie hineinſehen, die noch abentheuerlicher ausſtaffirt erſcheint, als ſie bei antiquariſchen Sammlern zu ſein pflegt. Vergebens warnte Herder, bei dem erſten Auftauchen dieſes Weſens, den Mann, den er noch hochachtete, vor dergleichen gelehrten Ueppigkeiten, den Umhörungen und unmaßgeblichen Rathſchlägen und Correſpondenzen, die im äußerſten Grade verwilderten, zerſtreuten und von der Einfalt, Kraft und Treue des wahren gottergebenen Genies weit abführten. Der eifrige Mann hörte nicht. Er ſuchte mit Ernſt das Leben in Gott und im Jenſeits, aber es führte ihn nicht conſequent, wie die älteren Myſtiker, zu einem Quietismus und inneren Frieden, ſondern die propagandiſche und apoſtoliſche Unruhe kam hinzu. Nachdem er ſich auf die gefundenen Wahrheiten anfing feſt zu ſteifen, zog er aus, um alle Welt zu bekehren und zu retten, und ſie zu nöthigen, die Dame ſeine Herzens für die Schönſte zu erklären. Er ſchob ſich ſelber immer mehr vor und ſeine Perſon, um dann ſeine Doctrin deſto leichter geltend zu machen. Er ſuchte, ſagt Forſter vortrefflich, nach einem Prinzip, das die Koryphänen der Schwärmerei dem H. Paulus abgelernt haben, Allen Alles zu ſein. Dieß iſt ſo richtig, daß ſich daher erklärt, warum er es mit allen Sekten hält, mit allen nicht hält; er erkennt bei den Orthodoxen, bei den Pietiſten, bei den Katholiken, bei den Proteſtanten Wahres und Falſches; und dieß iſt eine Bedingung, ohne die kein Sektenmacher jemals Erfolg gehabt hat. Es erklärt ſich dorther, warum ſich Lavater gegen alle Seiten hin, gegen jeden Vorwurf mit jener Un-

geduld verwahrte, mit der ſich Jacobi mit den philoſophiſchen Sekten zu ſetzen ſuchte. Es erklärt ſich, warum er Alles für Alle wiederkäute, warum er ſeine Lehren viel ärger als Baſedow für jede Gattung Köpfe und Charaktere, für jeden Stand, jedes Alter, in jede Geſtalt einkleidete und in jedem Formate drucken ließ; warum er die zweiſeitigen Ausdrücke: im Scherz und im Ernſte; zu wenig und zu viel geſagt u. dergl. ſo gern gebraucht; warum er ewig über Misverſtändniſſe klagt; warum er nach allen Seiten hin Toleranz predigt, während er zuletzt mit dem Intoleranteſten: Atheiſt oder Chriſt — und Wer nicht für mich iſt, iſt wider mich — ſeine beſten Freunde abſtieß. Wer Allen Alles ſein will, wird zuletzt Keinem Nichts, das hat Lavater erfahren. Der ſich gegen Alles verwahrte und ſein gutes Herz und ſeine Feindesliebe ſo oft belobte, entfremdete ſich zuletzt alle Freunde. Er, der es nicht undeutlich, obzwar verblümt, nachſprach: Wer kann mich einer Sünde zeihen? bürdete ſich eine Laſt der Thorheit auf, die vielen Sünden gleich wog; und es ward ihm noch dazu aufgebürdet, was er nicht verſchuldet hatte, zu tragen, denn der der Welt Heiland ſein will, muß ihre Sünde auf ſich nehmen. Dieſe Reform, auf die er losarbeitete, ſchlug ihm zu einer Revolte gegen ihn ſelbſt aus. Er hatte das Schickſal eines chriſtlichen Don Quixote in allen Theilen. Wie bei dieſem war die Frucht ſeines beſchränkten Feſtklebens auf Einem Gegenſtande eine Monomanie, die mit einem ſanften und guten Charakter, und mit einem entſchiedenen Talente ganz wohl beſtand, und es iſt daher leicht gegen die Spötter dieſer Schwärmereien die verſtändigen und nüchteren Momente in beiden geltend zu machen. Lavater ſah Wunder und Wunderkräfte, er brauchte das Gebet wie eine gefeite Waffe, er ſuchte nach Wunderthätern, wie jener nach Rittern und Rieſen. Die Chriſtenpflichten und Eigenſchaften wurden in ihm ſo lebendig, wie jenem die Ritterpflichten. Ganz auf demſelben Einen großen Misgriff ruht die Verrückung beider: daß ſie ſelber nämlich die Zeiten verrücken, daß ſie gewiſſe Zuſtände, die einmal waren, für noch immer exiſtirend hielten, daß ſie die ſchönen Gaben eines beſtimmten Zeitalters für immer dauernd, die Vorſchriften einer andern Welt für immer verpflichtend und bindend halten. Dieſe koloſſale Irrung ſetzt beide an die Grenzen von guter Meinung und üblem Erfolg, von Wahnwitz und Vernunft, von Groß- und Kleingei-

geiſterei; ſie ſind pedantiſche Genies, geniale Pedanten; ſie ſind humoriſtiſche Charaktere ohne alle Selbſtkenntniß und tragen daher bei ihrem Berufswerke einen hohen und faſt tragiſchen Ernſt. Frauen und zarte Gemüther ärgern ſich darum auch an der grotesken Darſtellung des Don Quixote, und werden ſich an uns ärgern, die wir es bedauern, daß Lavater nicht eine ähnliche Compoſition bei uns hervorgerufen hat. Welch ein Gegenſtand wieder für eine Satire! welch ein Originalcharakter für einen komiſchen Roman! Man ſpürte das auch wohl und machte zerſtreute Verſuche, aber ſie fielen ſo ſchlecht aus, wie nur immer jene früher erwähnten, die gegen Gottſched, gegen die Klopſtockianer, gegen die Genies gerichtet waren. Wieland verſpottete im Endymion das Tagebuch; Muſäus in den phyſiognomiſchen Reiſen die Phyſiognomik und die bekannte Geſchichte der Nachtmahlvergiftung; das Tagebuch der Kopenhagener Reiſe perſiflirte Knigge in der kleinen Reiſe nach Fritzlar. Aber das Alles belegt nur die Armſeligkeit, in der die Satire immer bei uns geblieben iſt.

Wer zu einem ſolchen Geſchäfte am meiſten berufen geweſen wäre und gleichſam auf dem Wege dazu war, iſt wieder Lichtenberg. Er traf mit Lavater bei verſchiedenen Gelegenheiten zuſammen, und nie ſind ſich zwei feindlichere Naturen begegnet. Der Eine ganz auf den Himmel gerichtet, mit ſo viel lüſternen Blicken nach der Erde und ihrem Ruhme, der Andere ganz auf das Dieſſeits gewandt mit ſo manchem Scrupel über das Jenſeits; der Eine ganz Chriſt, der Andere ganz Spinoziſt; wundergläubig der Eine, und der Andere ein verſtockter Feind aller Propheten; der Eine aus lauter Menſchenfreundlichkeit ein Miſanthrop geworden, der Andere zwiſchen miſanthropiſchem Spleen und menſchenfreundlichem Kitzel getheilt; muthwillig dieſer und jener feierlich ernſt; Lavater an Hamann und Herder ſo angelehnt, wie Lichtenberg an Leſſing; ganz Verſtändigkeit der Eine, nicht ohne einen Anflug von Sentimentalität und Weichheit, der Andere ganz zart organiſirt und empfindſam, nicht ohne eine Doſis von Schlauheit; jener ganz auf mathematiſche Gewißheit in allem Wiſſen ausgehend, dieſer beſonders angezogen von jener Vorempfindung der Wahrheit, von dem Adlerflug und Adlerblick, der aller Wiſſenſchaft Anfang ſei; Lichtenberg ganz auf Ueberzeugungen geſtellt, Lavater nur zur Ueberredung gemacht; jener war ſo wüthend gegen alle Genies und dieſer nannte

jeden einen Philiſter, der nicht zu aller Richtigkeit der Ideen und aller Schönheit der Formen Genie hinzu brachte; ſchrieb der Eine zu wenig bei vielem Berufe, ſo der Andere zu viel bei wenigem; jener täuſchte ſich über ſeine Schriftſtellergabe vielleicht zu wenig, dieſer allzu ſehr, er hielt es für ſeine Kraft, und folglich für ſeine Pflicht ein Vielſchreiber zu ſein; Lichtenberg fand ſich überhaupt im hellſten Lichte der Selbſterkenntniß, er war ſich „eine wohlbekannte Perſon", aber Lavaters Etourderie hinderte ihn ganz an dieſer Hauptquelle aller ächten Erkenntniß zu ſchöpfen. Beide begegneten ſich in der Jugend in abergläubigen Phantaſien: auch Lichtenberg betete mit jenem Glauben, und warf das Loos, und legte dem lieben Gott Zettel, um zu erfahren, was das Nordlicht ſei; aber ihn erhörte, ihm gewährte er nichts und er war vielleicht darum auch nicht ſo attachirt an ihn wie Lavater. Wo beide Antipoden am heftigſten auf einander ſtießen, war in der Phyſiognomik. Hatten Wieland und Laroche Recht, wenn ſie behaupteten, Lavater würde ſeine Fragmente nicht oder nicht ſo geſchrieben haben (nicht mit jener Behauptung, daß der ſchönſte Menſch die beſte Phyſiognomik ſchreiben werde), wenn er nicht ſelbſt ſchön und edel gebildet geweſen wäre, ſo würden ſie mit eben dem Recht behauptet haben, Lichtenberg würde ihm nicht ſo entgegnet haben, wenn er wäre beſſer organiſirt geweſen.

Die Erſcheinung der Phyſiognomik iſt durchaus nicht durch Lavater improviſirt. So wie bei der erregten Neugierde und Sucht nach geheimen Verbindungen und Ordensverbrüderungen das hiſtoriſche Moment des Jeſuitenordens im Hintergrunde lag, ſo ein Aehnliches bei der Phyſiognomik. Sie trat neben den neuen und großen Forſchungen über die Verſchiedenheit der Menſchenracen hervor; das Studium der Menſchengeſtalt feſſelte die Herder und Göthe, die Phyſiognomik die Lichtenberg und Nicolai unabhängig, nur in ganz anderer Weiſe ebenſo wie Lavatern. In Deutſchland beſonders hing dieß Studium mit dem allgemeinen Rückgang auf die Natur zuſammen. Da man die unmittelbarſte Stimme der Naturdichtung vernommen hatte, und die unmittelbarere des Herzens in der Muſik vernahm, wollte man auch die unmittelbarſte, die ſtumme Sprache der Seele leſen. Die Emancipation der Sinne, in deren Reihe jetzt das Auge beſorgt werden ſollte, die Herſtellung der Schauſpielkunſt, die Aufnahme der Malerei und der pla=

ſtiſchen Künſte überhaupt, Alles muß in Anſchlag gebracht werden, damit man die Phyſiognomiſche Wiſſenſchaft mehr als einen Ausfluß einer gewiſſen Richtung der Zeit anſehe, denn als einen Anſtoß für dieſe. Der niederländiſche Geſchmack, der in den 70er Jahren herrſchte, die Bevorzugung von Wahrheit und Ausdruck vor Ideal und Schönheit hängt ſehr innig mit der phyſiognomiſche Doctrin zuſammen; der Apollokopf, die griechiſche Schönheit gilt bei Lavater nichts, dagegen hat er manche an Carricatur ſtreifende Larve der neueren Zeit ſchön gefunden. Theilweiſe hatte Lavater ſchon Vorgänger. Wolf, Sulzer, Winckelmann konnten ihm Winke geben; durch dieſen letztern war Herder ſchon 1768 auf ſeine Plaſtik verfallen, und Lavater bekennt, daß er Herdern viel ſchuldig ſei, ſo wie es bekannt iſt, daß Göthe ſeinen Antheil an den Fragmenten hat. Huarte's Buch, von Leſſing überſetzt, zählt unter die Vorarbeiten. Von einem Peuſchel erſchien 1769 eine: Abhandlung der Phyſiognomie, Metoſcopie und Chiromantie, worin noch abentheuerliche Vergleichungen zwiſchen Menſchen und Thieren, ausſchweifende Folgerungen und abergläubiſche Doctrinen vorkommen, die aber doch immer als eine Anregung angeſehen werden muß. So nahe nun durch all dieß der Gedanke zu einer Behandlung dieſes Gegenſtandes lag, ſo auffallend kann es doch ſcheinen, daß grade Lavater vor Allen darauf fiel. Ueberflüſſige Gaben hat er auch in der That nicht dafür mitgebracht. Es fehlte ihm an einem ſcharfen Geſichte, an umſichtiger Welterfahrung, an eigentlich wiſſenſchaftlichem Geiſte, an anatomiſcher und zoologiſcher Kenntniß; übrigens muß er außerordentlichen Takt und phyſiognomiſches Gefühl gehabt haben, wenn ihm auch ſcharfer, verſtändiger Beobachtungsgeiſt entging. Daß er ſo viele lächerliche Misgriffe machte, kann ſeine richtige „Geſichtsempfindung" nicht bezweifeln laſſen, ſo wie es andrerſeits ſeinen mathematiſchen Sinn durchaus nicht beweist, daß er über einen Stirnmeſſer nachſann, der die Capacität und die Charaktere der Stirne beſtimmen ſollte, daß er, ſicherer als Columbus ſein Amerika, einen allgemeinen Maßſtab der Humanität und Animalität ahnte, oder daß er ein Einmaleins der Menſchheit, ein Organon zur Erkenntniß der Wahrheit entwerfen wollte. Wenn ihn nun die bloße Divinationsgabe, nach den Theorien jener Genialitäten, ſchon zu dieſem Geſchäfte befähigte, ſo gab es innerhalb der Wiſſenſchaft ſelbſt ſolche Quali-

täten, die ihn von ſeinen zwei Seiten, mit denen er den Genies und den Pragmatiſchen angehört, feſſeln mußten. Sie beſtätigte einmal die Lieblingsſätze der Einen von der Gewalt der Natur. Die Phyſiognomik führte Lavatern in Bezug auf die menſchliche Freiheit auf den Satz, den Göthe einmal in eine Fabel gebracht hat, der Menſch ſei frei wie der Vogel im Käficht. Aus dieſer metaphyſiſchen Wahrheit zieht er eine praktiſche, die ganz gegen die Humoriſten und Pragmatiker iſt. Es ſei Helvet's größte Sünde, ſagt er, daß er die Erziehung als das einzige Mittel der Bildung angebe. Er erkenne aus der Phyſiognomik die Beſtimmung des Menſchen und ſeine Talente aus der Natur. Einen Menſchen zwingen wollen, daß er denke und empfinde wie ich, heißt ihm meine Stirne und Naſe aufdringen wollen. Dieß iſt die Philoſophie unſerer lucianiſchen Geiſter. Jeder Menſch kann nur was er kann und iſt nur was er iſt, trägt nur wie der Baum ſeine Frucht, iſt nur in ſeinem Bezirke frei, kann ſeine Kräfte brauchen und mehren, aber nicht ändern und übernatürlich ſteigern, jeder iſt Fürſt, aber nur in ſeinem Fürſtenthum. Sei was du biſt und werde was du kannſt, dieß iſt am Ende der allgemeine Ruf der Genies. Auf der anderen Seite aber iſt nun die kleinliche und bequeme Art, wie hier die unendlich mannichfaltige Natur auf enge Regeln gebracht werden ſoll, außerordentlich ergiebig für die pragmatiſche Betrachtung der Dinge, und es ſieht daher viel natürlicher aus, daß Lichtenberg und Nicolai gute Phyſiognomen ſind, als daß Lavater. Es liegt noch mehr dürrer Verſtand als Schwärmerei darin, daß man die ganze äußere Welt nur als eine Chiffre und Hieroglyphe der unſinnlichen betrachtet, daß man die Idee im Auge leſen, die geiſtigen Kräfte im Knochenbau fühlen will. Und wie ganz in dieſem kleinlichen und pragmatiſchen Sinne Lavater ſeine Phyſiognomik betrachtete und übte, iſt ja bekannt genug. Er ſchien ſeine Studien auf eine wiſſenſchaftliche Begründung anzulegen, obgleich er ſpäter (in dem Auszuge von Armbruſter 1783), nachdem er die Angriffe von Lichtenberg erfuhr, ſich beſcheiden erklärte, nur anregen zu wollen. In der That iſt in ſeinen berühmten Fragmenten (1775) auch nicht einmal ein ſolides Material für ein Fundament zu erbeuten, und Göthe war ſo äußerſt mismuthig über den Blödſinn, der in einem ſo weiten Gebiete kaum ein ſicheres Reſultat zu Tage förderte. Wir hören

hier einen Architekten, der einen babyloniſchen Thurm bauen will, der ſtets von deſſen ungemeinen Eigenſchaften und Bequemlichkeiten ſpricht, der Material zuſammen fährt, beſchaut, zankt, die Witterung ſpürt, Plan, Ausſicht, Terrain, Nutzen und Alles beſpricht, aber nicht dazu kommt nur zwei Ziegelſteine zuſammenzufügen. Es treiben ſich die Rufe: forſche, lerne, ſieh, beobachte, miß, beſchreibe, zeichne — aber es geſchieht nichts; es iſt noch kein Grundſtein zu dem neuen Tempel gelegt und ſchon hält der Baumeiſter, plötzlich in einen Prieſter verwandelt, Andacht und predigt zur Beförderung der Menſchenliebe. Er hebt ſeiner Eigenthümlichkeit nach den moraliſchen und religiöſen Nutzen dieſer neuen Wiſſenſchaft hervor, den Andere wohl am ſpäteſten geſucht hätten. Er ſieht ganz in Widerſpruch mit aller Erfahrung aus Menſchenkenntniß Menſchenliebe erwachſen, er meint, die Phyſiognomik müſſe der Tugend ſo günſtig als dem Laſter furchtbar werden. Für dieſe Behauptung iſt kein einziger vernünftiger Erweis gegeben, vielmehr knüpfen ſich an ſie jene berüchtigten praktiſchen Folgerungen, die vollkommen wie Don Quixotes Waffenthaten auf eine Säuberung und Läuterung der Welt ausgehen, und das furchtbarſte Unheil anrichten müßten, wenn ſie ins Werk geſetzt würden. „Furchtbar iſt die Phyſiognomik dem Laſter, ſagt er. Laßt ſie wirkſam werden, und da ſtehen ſie gebrandmarkt die Kammern und Conſiſtorien, die Klöſter und Kirchen, voll heuchleriſcher Tyrannei, Geizhälſe, Schmerbäuche und Schälke, die unter der Larve der Religion ihre Schande bergen und Vergifter der menſchlichen Wohlfahrt waren. Abfallen wie welkes Herbſtlaub wird alle Ehrfurcht, Hochachtung und Zuneigung. Man wird empfinden lernen, daß es Läſterung ſei, ſolche bedauernswürdige Figuren für Heilige, für Säulen der Kirche und des Staats, für Menſchenfreunde und Religionslehrer zu halten.“ Und dieß ſoll Menſchenliebe befördern? Das ſoll eine heilſame Wiſſenſchaft ſein, die den Menſchen als eine Maſchine conſtruiren könnte? Der rechte Phyſiognome ſollte bei dem Anblick des Kopfbaues eines neugebornen Kindes ſagen können: ſo wird ſich in dem und dem Falle das Knochenſyſtem formen, ſo wird der Knabe, der Jüngling, der Mann werden — ſollte dieß ſagen können und wirds! Solche Hoffnungen baute der Mann im Nu auf eine Wiſſenſchaft, die in flüchtigeren Elementen arbeitet als die Meteorologie, für deren

erſte Grundlegungen die ganze Welt zuſammen arbeitet! Wenn die Phyſiognomik dieß wird, was Lavater erwartet, ſagte Lichtenberg, ſo wird man die Kinder hängen, ehe ſie die Thaten thun, die den Galgen verdienen. Sturz ließ ſich über jene Hoffnungen halb ironiſch hören: Wenn er ſich ſeinen Gedanken überlaſſe, daß die Ausführung eines phyſiognomiſchen Elementarwerks nicht unmöglich ſei, ſo erwarte er noch mehr als Lavater. Er denke ſich dann eine ſo ausgebildete Sprache, daß nach einer wörtlichen Beſchreibung eine Geſtalt wieder hergeſtellt werden könne, daß ein Phyſiognome aus einem künftigen Plutarch große Männer zu palingeneſiren vermöge, daß es ihm leicht werde ein Ideal für jede Beſtimmung des Menſchen zu entwerfen. „Vortrefflich, ruft Lavater dazu; und, der Verfaſſer mag ſcherzen oder ernſten, was ich Alles ohne Träumerei, ganz zuverläſſig ſchon von dem folgenden Jahrhunderte mit erwarte!“ Mit ſolchen Idealen, fährt Sturz fort, behängen wir dann die Gemächer unſerer Fürſten und wer ein unſchickliches Amt fordert, muß ſich ohne Murren beruhigen, wenn ihn ſichtbar ſeine Naſe davon ausſchließt. „Lacht und lächelt, ſagt Lavater, ſo wirds, ſo muß es kommen!“ und ſo mahnt er die Fürſten, ſich mit ſtarken Naſenwurzeln zu umgeben, ſich am liebſten parallel gezeichneten Geſichtern zu vertrauen! ſo mahnte er, was ſich eher hören ließ, die Richter, mit der Phyſiognomik die Tortur abzuſchaffen, und Sonnenfels, als er das letztere in Wien durchſetzte, prophezeite, daß man in 25 Jahren **physiognomieen forensem** als eine Hülfswiſſenſchaft des Criminalrechts auf den Univerſitäten leſen werde!

Wir wollen nicht ausführen, was Nicolai über Lavaters Phyſiognomik in einer weitläufigen Recenſion in der allg. Bibliothek ſchrieb; ſie war ſchonend und zeugte davon, daß ſich der Verfaſſer ſelbſtändig mit dieſem Studium abgegeben hatte, wie er ſich denn auch in ſeiner Reiſebeſchreibung durch manche geſchickte Beobachtung der Nationalphyſiognomien als einen denkenden Geſichtskenner zeigt. Auch die Art und Weiſe wie Muſäus in ſeinen Reiſen einen phyſiognomiſchen Don Quixote ausfahren läßt und zuletzt heilt, ſcheint uns, obwohl uns das Werk der Form nach nahe liegt, äſthetiſch zu unbedeutend, um ihrer nähere Erwähnung zu thun. Das Gründlichſte hat unſtreitig Lichtenberg gegen die Phyſiognomik in dem Göttinger Taſchenkalender 1778 erinnert.

Er wollte Behutſamkeit in einer Sache lehren, bei welcher der Irrthum gefährlicher werden könne, als, außer in der Religion, überall ſonſt, er wollte Mistrauen wecken gegen die tranſcendente Ventriloquenz, und verhindern, daß an die Stelle des groben Aberglaubens nicht ein klügelnder unter der Maske der Vernunft ſich einſchleiche. Er legt das Hauptgewicht auf die Unterſcheidung der Phyſiognomik und Pathognomik; er gibt objectiv die Exiſtenz einer Phyſiognomik zu, nicht ſubjectiv die Möglichkeit einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniß derſelben, weil wir zu wenig vom Ganzen überſehen, weil unſer Körper nicht allein von innern beſtimmt, ſondern auch durch äußere Kräfte afficirt und gebildet werde, ſo daß in dem feinen Gebilde des menſchlichen Weſens die Anomalien allzuhäufig und undurchdringlich ſein müſſen. Er ſträubte ſich dagegen, daß der menſchliche Körper und Kopf, in dem eine freie Seele wirkt, wie ein Product der Pflanzenwelt ſolle beurtheilt werden. Er räumt ein, daß Jeder von Jugend auf Phyſiognomik lerne; ſie lehren wollen, hieße den Sand zählen. Man könnte ihm einwenden, daß dieſer Satz alle jene Wiſſenſchaften aufhebe, die man unlehrbar nenne. Allein Lavatern gegenüber bleibt eben dieß der Hauptpunkt der Anfechtung, daß er dieſe ſchwierige Wiſſenſchaft nicht wie die Philoſophie als das Eigenthum weniger Befähigter anſah und für dieſe ſeine Behandlung berechnete, ſondern daß er ſie allgemein und praktiſch machen wollte. Lichtenberg hatte alſo richtiger als Lavater vorausgeſehen, und durfte ruhig wünſchen, daß dieſer Ausſpruch beſonders auf die Nachwelt komme: daß die Phyſiognomik in ihrem eignen Fette erſticken werde; in einem centnerſchweren phyſiognomiſchen Atlas entwickelt würde der Menſch nicht deutlicher liegen als jetzt in ſeinem Leibe; ein ſolches Werk zuſammenzudenken ſei fürchterlich, während den Menſchen aus der erſten Hand zu ſtudiren unſer tauſendfaches Intereſſe anlockt. Um die Zeit, da man Bücher über dieſen Gegenſtand verſtehen würde, verſtehe man die Sache ſchon weit beſſer als ſie gelehrt werden kann; ſie ſei ſo unnöthig als eine Kunſt zu lieben. Hätte Lichtenberg Hand an dieſe Wiſſenſchaften gelegt, ſo hätte er eine Pathognomik geſchrieben, und hätte ihr einen einſeitigen praktiſchen Bezug gegeben, wo ſie nicht ſchaden, nur nützen konnte, auf die Schauſpielkunſt und Malerei. Lichtenberg kannte die Welt zu gut, um ſich ſelbſt

von der ungeheuren Aufregung und von der Silhouettenmanier, die in Niederſachſen beſonders groß war, irren zu laſſen, daß er dieß Alles nicht für einen ephemeren Schwindel angeſehen hätte. Er ſtach in ein Wespenneſt mit ſeinem Aufſatze, Lavater antwortete, Zimmermann drohte, Mendelsſohn ward hineingezogen; aber ohne daß Lichtenberg ſeine Abſicht ausführte, gegen das Heuſchreckenheer der Phyſiognoſtiker loszuſchlagen, war der Lärm bald vorbei. Hätte er dieß Unweſen in einer freiern äſthetiſchen Form perſifliren wollen, welche Gaben hätte er mitgebracht! So viel phyſiognomiſche Weiſſagung und Anatomie hat wohl jeder, daß er ſchon aus dem Fragment „von Schwänzen“ dieſe Talente dem Mann abſieht!

Ehe noch Lavater die abentheuerlichen Conſequenzen, die er aus ſeiner Phyſiognomik zog, ganz enthüllt hatte, hatte er ſich ſchon in noch tiefere Irrwege verloren, die ihn ganz um ſeinen guten Credit bei Feinden nicht allein, ſondern auch bei Freunden brachten. Er ließ ſich dabei in Sphären herab, die man nicht berührt, ohne beſchmutzt zu werden, und entwickelte einen Eigenſinn und eine Beſchränktheit, die ſeine wärmſten Verehrer am meiſten erſchreckte. Wie kam es doch, daß dieſer Mann mit ſeinen chriſtlichen Doctrinen ſich durchaus nicht nach dem Stande der proteſtantiſchen Gottesgelahrtheit hinkehrte, ſondern mit den ordinären Bewegungen in dem von Aberglauben und Finſterniß niedergedrückten Pöbel von Baiern und Oeſtreich ſich gemein machte? In dieſen Gegenden haben wir ſchon in der Geſchichte des Theaters die alleräußerſte Barbarei noch herrſchen ſehen und hier finden wir in andern Regionen ganz dieſelbe Erſcheinung wieder. Um 1766 ſchon hatte der Theatiner Sterzinger eine akademiſche Rede in München geſchrieben über das Vorurtheil der Hexerei. Da dieſe Lehre dem Abſatz der geweihten Kreuzchen von Scheyern Abbruch that, ſo griff ein Benedictiner dieſes Kloſters, Angelus März, ihn als einen Halbketzer an. Hier haben wir ganz und völlig noch die religiöſen Zuſtände, wie ſie uns Fiſchart vor zweihundert Jahren in eben dieſen Gegenden ſchildert. Es entſpann ſich eine polemiſche Literatur über dieſen Gegenſtand bis in die 70er Jahre, deren Inhalt ganz unglaublich iſt, wenn man den Zuſtand der Bildung in Norddeutſchland damit vergleicht. Man muß, um dieſe Abſtiche zu begreifen, durchaus die Zuſtände der katholiſchen Welt

neben die der proteſtantiſchen halten, man muß wiſſen, daß in Paris ſelbſt, ehe 1782 die Montgolfieren ein anderes Luftgebiet öffneten, Teufelsbanner, Alchymiſten, Waſſerbeſchauer und Wunderthäter an der Tagsordnung waren. Im Jahre 1774 miſchte ſich Gaßner in jene Bewegungen ein, ein katholiſcher Prieſter in Klöſterle in der Schweiz; er vertheidigte den Teufel, Zauberkunſt, Hexerei und Teufelsbündniſſe, und gab Segensformeln zur Bewahrung. Gegen dieſen Spuk hatte ſich Schubart in ſeiner Chronik zu richten, und er ward von dem Fanatiker bedroht, deſſen Brod in Gefahr war, der Beſeſſene und Bezauberte exorciſirte. Aus Baiern ſtrömte es nach Ellwang, wo Gaßner kurirte; das Ordinariat unterſtützte ihn, der Fürſtbiſchof von Regensburg machte ihn zum Hofkaplan, die Kuren ſelbſt und eine Maſſe Streitſchriften ſetzten das ganze Land in Bewegung, bis endlich die Regierungen ſich hineinlegten, beſonders ſeitdem Dr. Mesmer in Wien entdeckt hatte, daß nicht allein Gaßner, ſondern der Menſch überhaupt eine magnetiſche Kraft beſitze, durch welche ſolche Wunderkuren möglich würden, durch welche nun Mesmer ebenſo Teufel austrieb, wie Gaßner. Auch bis nach Sachſen drangen die Wunderthäter der Zeit vor, in der ein Vagabundenleben aller Art unter die Symptome der allgemeinen Gährung gehörte. Ein Caffeeſchenke Schröpfer in Leipzig, der durch allerhand Rollen und Stände durchgegangen war, verſchuldet, Freimaurer, Myſtiker, ward zuletzt Geiſterbeſchwörer und Theurgiſcher Philoſoph. Aber ihm glückte es nicht ſo ſehr in den helleren Gegenden, obgleich ſein Zulauf bedeutend war; er verwickelte ſich ſo in ein Gewebe von Gaukeleien und Lügen, daß er ſich 1774 bei Leipzig erſchoß. Cruſius, der zwar ſo gut wie Lavater die Exiſtenz des Teufels glaubte, ging übrigens doch nicht ſo weit wie dieſer, daß er ſich an dieſe falſchen Propheten mit Hoffnungen angelehnt hätte. Lavater ſetzte ſich mit Gaßner in Verbindung, er beſchwor ihn ſich zu prüfen, er ſchrieb an Semler, er ſolle den Betrug aufdecken oder die Wahrheit Wahrheit heißen, die Kraft Gottes im irdenen Gefäße anerkennen. Vergebens ward er bei perſönlicher Zuſammenkunft mit Gaßner enttäuſcht, wie ſpäter mit Caglioſtro; vergebens ſchrieben ſeine Landsleute, die Hirzel und Hottinger, gegen ihn oder verließen ihn; vergebens riethen ſie ihm die Wunderboutiquen und den Mirakelkram zu ſchließen und ſpotteten öffent-

lich ſeines Glaubens an „allwiſſende Viehmägde und an Waſſerprophetinnen;“ vergebens erlebte er, daß ſich die Kaufmann und Aehnliche, die er für auserwählte Rüſtzeuge erklärte und nahe bei Chriſtus ſetzte, in Lumpenpropheten verwandelten, wie ihm die Freunde vorausſagten, — er ließ ſich nicht irren, er glaubte nach wie vor an die Wundergabe, er ſah mit dem Magnetismus das verhüllte Reich der Natur aufgethan, und auch dieſe Ueberzeugung näherte ihn nicht etwa mehr einer natürlichen Beurtheilung dieſer Wunderkräfte, ſondern auch ſie, auch dieſe magnetiſche Kraft war ja von Gott gegeben, und der Gläubigſte war auch der beſte Magnetiſeur. Dieſe neue Lehre, ſagte Zimmermann von ſeinem Freunde, hielt er nicht allein für demonſtrirt, ſondern auch für den Prüfſtein eines ächten Chriſten.

Was Alles Lavater in dieſer Zeit ſchrieb, und wie er nun die alte Schüchternheit und Rückhaltung ablegte und eben ſo ſehr im Offnen wie im Geheimen zu wirken ſtrebte, können wir nur im Allgemeinen angeben. Seine Schriften wurden nun ſtets häufiger, lauter, anmaßender, dünkelvoller, und man darf wohl ſagen abſurder, ſie verriethen den Taſchenkünſtler jedes Jahr mehr. In den vermiſchten Schriften (um **1774**) lehrte er nun das ſchon poſitiv, es ſei die Beſtimmung des Menſchen, nach den Evangeliſten, daß er in einer unmittelbaren und eigentlichen Gemeinſchaft mit Gott ſtehe; eine eigentliche moraliſch-ſinnliche Unterhaltung mit ihm ſei das Eigenthümliche der Religion und die Abſicht Gottes bei ſeiner Offenbarung; Gott ſei dem Menſchen in dieſer Gemeinſchaft ſo erkennbar, ſpürbar, und genießbar, als nur immer ein ſichtbarer Menſch ſein könne; man könne alſo von ſeinem Daſein und ſeinen Eigenſchaften wie von denen eines ſinnlichen Weſens überzeugt werden. Die Allgemeinheit der Gaben des heil. Geiſtes für alle Zeiten vertheidigt er auch hier. In dem Nachdenken über mich ſelbſt (**1775**), fährt er fort, ſich ſelber ins Gebet zu nehmen, und eben ſo dreht ſich in den vermiſchten Gedanken (**1775**) wieder Alles um ihn ſelbſt; ſie zirkulirten Anfangs als Manuſcript unter ſeinen Freunden; Zimmermann war ſehr froh, als ſie aufhörten, weil er nur üble Folgen von dieſen „Epiſteln an die Brüder und Schweſtern in Theſſalonich und Corinthus“ vorausſah. Wir wollen alles Kleinere, alles Poetiſche liegen laſſen, und nur ein Paar Hauptwerke noch berühren. Der

Pontius Pilatus (1781) trug ſchon das intolerante Motto an der Stirne: Wer nicht für mich iſt, iſt wider mich — und ſtieß dadurch Göthe, der ihn einmal parodiren wollte, ganz ab. Nirgends hat Göthe ſchöner geredet, als in den unmuthigen Briefen darüber an Lavater. Er wirft ihm jene ausſchließliche Intoleranz vor, die, wenn ſie nicht ausſchlöſſe in dem Sinne, als ob der Andre nichts wäre, hinausſchlöſſe, wo die Hündlein ſind, die von des Herrn Broſamen genährt werden. So viele Ausforderungen ſeien darin: Wer kann? wer darf? auf die ihm bald ein gelaſſenes, bald ein unwilliges Ich entfahren ſei. Ihn ärgerten und lächerten „die ewigen Trümpfe, mit denen man nichts ſticht, weil ſie Niemand gelten läßt.“ Hamann hatte in einem Briefe die Idee zum Pilatus gegeben, das Werk ſollte Allen Alles werden, und darum ſchrieb Lavater unter ſeinen Freunden ein Contingent von Stellen und Notizen aus; ein hiſtoriſches, moraliſches, philoſophiſches, theologiſches, religiöſes, bibliſches, ſinnbildliches ecce homo, ein Menſchenbuch, ein Alles in Einem, wie es Pilatus war, ein Menſch, in dem Gottheit und Schwachheit ſtark erſcheint, der Himmel und Hölle repräſentirt. Wunder, daß man damals ein ſolches Buch nur ernſthaft zu beſprechen würdigte! Es iſt eine geſalbte Interpretation und paraphraſtiſche Ausdehnung der vier Worte, die wir über Pilatus wiſſen, in vier Bände; eine ungeheure ausſchweifende Geſchichtspredigt, in der ſich der Autor einen Weg vorgezeichnet hat, der Herr aber ſeinen Gang richtet und leitet; hinter jedem Kapitel hat der Verfaſſer die „unendlich ſimple und würdige Naivetät“ (ſo ſagt er ſelbſt), eine Selbſtcenſur, ein imprimatur, ein „Er ſahe, daß es gut war“ zu ſetzen! Das Werk würde dem Judas des Abraham a Santa Clara auf ein Haar gleichen, wenn es dem Proteſtanten erlaubt geweſen wäre, in ſeiner Kapuzinade Witz und Humor anzubringen.

Wenn auch nichts ſonſt Lavatern den eifrigen Berliner Proteſtanten verdächtigt hätte, als dieſes Buch, ſo hätte ihr Verdacht ſchon einen Grund gehabt. In dem Jahr, als der Pilatus erſchien, fing auch Nicolais berühmte und berüchtigte Reiſe durch Deutſchland zu erſcheinen an, ein Werk, das ſich in ſeinen freimüthigen Tendenzen ganz an Schlözers Staatsanzeigen anreiht, und wie dieſe die Zuſtände der deutſchen Welt ohne Schonung

aufdeckt. Nicolai miſchte ſich hier in die Verhältniſſe von Süddeutſchland, von Oeſtreich und Baiern, dem katholiſchen Theile des Vaterlands ein und wenn er ſich nie unberufner eingemiſcht hätte, als er es in dieſem Werke in Fragen der Religion und Aufklärung thut, ſo hätte man nicht viel Recht gehabt, ihn wegen ſeiner allfertigen Urtheile anzugreifen. Die vorausgegangenen Bewegungen in dieſen Ländern, die wir oben andeuteten, und denen Nicolai einen eignen ſtändigen Artikel in der allg. Bibliothek hielt, entſchuldigten ihn hinreichend, daß er, der ſich an Ort und Stelle aufzuklären ſuchte, ſeine Stimme über die Verhältniſſe dieſer Gegenden und ihrer Bildung abgab. Grade in dieſen Zeiten hatte Kaiſer Joſeph ſeine befreienden Geſetze gegeben, die eine neue Aera zu verkündigen ſchienen. Freunde und Feinde ſahen mit Beifall und Mismuth in ihm einen neuen Luther; man griff die Ausſicht auf eine Vereinigung der Sekten auf, Maſius, Sattler u. A. ſchrieben für ſie, Schütz ſchlug ein Concil vor, Andre wie Zimmermann hielten das Alles für überflüſſig: er meinte [49]) wir ſeien ja nun Eins durch die Reformation von 1781; kein Katholik könne ſich mehr von ſeiner Kirche ſondern wollen, die der Kaiſer von aller Unvernunft gereinigt habe; keiner werde nun weiter einen Proteſtanten von ſeinen Irrthümern zurückführen wollen. Allein Nicolai war viel weitſehender, weil er wie Lichtenberg ein praktiſcher, nüchterner Mann war, der die Welt ſah wie ſie iſt. Er ſtellte Luther gegen Joſeph; die Reformation des Erſteren ſei ein Werk aus dem vorbereiteten Volke heraus, Joſephs ein bloßes Gebot für ein unvorbereitetes. Bloße Geſetze, ſah er ein, könnten ein Heer von Vorurtheilen nicht vernichten; es gehöre dazu Ueberzeugung von ihrer Schädlichkeit, Verbreitung richtiger Grundſätze. Dazu könnten nichts als die freimüthigſten Betrachtungen führen und dieſe wollte er geben; er fand in den Schriften des Kaiſers ſelbſt die Aufforderung hierzu für jeden denkenden Menſchen; er fand die Gelegenheit bequem; **aut nunc aut nunquam** war ſein Motto. Und hat er nicht Recht gehabt? Jene Zeit iſt verloren worden und jener Enthuſiasmus verſäumt! Die öſtreichiſche Literatur nicht allein, auch die proteſtantiſche des Lavaterſchen Kreiſes

---

49) Einſamkeit III, p. 442.

wandte ſich gegen Nicolai. Es iſt wahr, er urtheilte ein wenig grob über Legendenwerk und den heiligen Kram der Papiſten, aber wie fein doch auch über die greifbaren ſchädlichen Wirkungen des Katholicismus! Wenn man nur ein wenig die Augen öffnen wollte, ſo mußte man ſehen, daß aus ihm weniger der blinde Eifer des Lutheraners ſprach, als die Erfahrung des praktiſchen, ſtaatswirthſchaftlich beſorgten Mannes, und wenn man ihm entgegnen wollte, ſo durfte man es nicht mit den Kanzeldeclamationen der religiöſen Zeloten, und nicht mit der patriotiſchen Befangenheit und Gereiztheit der Wiener, und nicht aus dem guten Gemüthe, das ſich z. B. in Garve gegen die finſtere Anſicht von dem Einfluſſe des Jeſuitismus wehrte, man mußte dem Manne, der mit ſeinem Auge geſehen hatte, mit Erfahrungen antworten und nicht mit den Vorſpiegelungen eines ſanften Herzens. Daß Nicolai und ſeine Freunde Gedicke und Bieſter in ihren Befürchtungen von dem heimlichen Fortſchleichen des Papismus im Allgemeinen Recht hatten, das bewieſen die bald eintretenden Zeiten der Romantiker hinlänglich; daß ſie im Beſondern Recht hatten, wenn ſie die im Stillen fortdauernde Exiſtenz der Jeſuiten und ihren großen Einfluß auf die geheimen Orden und von da weiter behaupteten, und eine neue Verfinſterung ſelbſt in proteſtantiſchen Ländern fürchteten, das haben die Reactionen des Jeſuitismus im Süden, das haben die Fortſchritte der Roſenkreuzerei in Berlin, gleich nach dem Tode des großen Königs, bewieſen, deren Folgen Nicolai ſelbſt und ſein ganzer Anhang, ſein Sebaldus und ſeine Journale zu erfahren hatten. Männer, wie Bronner, der die Zuſtände im Süden einzeln kannte und ganz eingeweiht war, wie Forſter, der die Roſenkreuzerei im Norden mitgemacht hatte, ſind hier die Zeugen, die man vor Allen hören muß. Den letzteren um ſo mehr, als er Anfangs gegen die Aufklärerei ganz eingenommen, gegen Nicolai und ſeine Grillen erbittert, ein eifriger Chriſt war, der der ganzen Leſſingſchen Tendenz, den Menſchen über den Chriſten zu ſtellen, ſich abneigte, und der daher die Einſeitigkeit ſolcher Bücher wie Nicolais über die Tempelherren ganz durchſah, wo man willkührlich zum Gegenſtand aller Myſterien vom griechiſchen Alterthum an bis auf die Freimauerei die Lehre des einzigen Gottes machte. Daß Nicolai und ſeine Freunde vielfach irre geführt wurden, das war wohl nicht zu vermeiden

und wird von Bronner beſtätigt; daß ſie ſich in ihrem Pragmatismus ins Lächerliche verloren, wie wenn z. B. Nicolai den von Skelton in ſeiner geoffenbarten Deiſterei geäußerten Gedanken plauſibel findet, es möchte der Deismus und Atheismus ein ſchlau angeſtiftetes Werk der Jeſuiten ſein, dieß iſt offenbar, und iſt oft und mit Recht gerügt worden. Auch hier iſt Forſter derjenige, der über die feindlichen Stellungen des Proteſtantismus und Katholicismus am meiſten gehört werden muß. Obgleich er nach ſeiner Sinnesänderung ein extrem freidenkender Mann war, ſo ſchlug er doch nicht zu den Einſeitigkeiten dieſer Pragmatik über; ein Freund von Bieſter trat er deſſen Monatſchrift in einem Aufſatze über Proſelytenmacherei (1789) gradezu entgegen. Er nahm ſich der Katholiken an, denen man das Proſelytenmachen verargen wollte, das ihnen ihr Glaube zur Pflicht macht. Wir ſind Alle Proſelytenmacher, meinte er, und nur den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel darf man tadeln. Und er macht die proteſtantiſchen Eifrer zugleich aufmerkſam, wie viel Schwäche der eignen Ueberzeugung ſie verriethen, wenn ſie ſo kleinlich (wie es in einem einzelnen Falle vorlag, an den er ſeinen Aufſatz anknüpfte) gegen jede Bekehrung empfindlich ſein wollten. Können die Proteſtanten, ſagt er, wirklich der Macht der Ueberredung nicht widerſtehen, ſo iſt ohnehin alle Rettung verloren.

In den letzteren Bänden der Nicolaiſchen Reiſebeſchreibung nun kam der Kampf zwiſchen ihm und Lavater, der lange drohte, zum Ausbruch. Nicolai hatte Lavatern, außer den allgemeinen Irrungen ſeiner Lehren und Schriften, ſeine Verbindung mit dem Jeſuiten Sailer in Dillingen zum Vorwurfe gemacht und ſein Schönthun gegen den Katholicismus überhaupt. Ueber dieſen Mann dürfen wir wieder nicht die Partheien hören, ſondern Bronner, der ihn wohl kannte. Er nannte ihn den aufgeklärteſten Lehrer in Dillingen, ob er gleich in ſeinen Vorleſungen noch 1786 die Vernunft als einen trügenden Irrwiſch verſchrie. Er ſuchte ſeine Schüler mit einem dogmatiſchen Zauberkreiſe zu umziehen, aber die Denkkraft ließ ſich nicht einzwängen. Die Jeſuiten wurden hier ihrer Aufklärung wegen beargwohnt! Sailer affectirte daher weiterhin einen ſtets heiligern Ton, bildete ſeine Auserwählten zu Frömmlern, und dieß, meinte Bronner, ſei für den Jeſuitismus immer die räthlichere Rolle, der unter der Maske der Aufklärung

Gefahr laufe, die Jugend denkender zu machen als er haben will. Die Finſterlinge März und Zeiler u. A., die in ihrer „Sammlung der Schriften, welche ſeit einigen Jahren zur Steuer der Wahrheit herausgekommen ſind“, alle moderat denkenden Katholiken angriffen, griffen daher Sailer nicht an; und dennoch ſchützte ihn ſeine ſpäte Frömmigkeit nicht: als die Revolution ausbrach, die unſere Illuminaten aller Art angeſtiftet haben ſollten, fiel er, und die Jeſuiten legten die Vernunft an die alten Ketten. Nicolai vermuthete von dieſem Manne offenbar viel Aergeres, als von ihm zu fürchten war. Er machte es Lavatern zum Verbrechen, daß er deſſen Vernunftlehre empfohlen, und ein Gebetbuch von ihm in Zürich verbreitet habe, in dem er ſo wenig als möglich Unproteſtantiſches finden wollte, obgleich Sailer ſelbſt erklärte, es ſeien darin alle weſentlichen Lehren des Katholicismus enthalten. Nun kam Alles zur Sprache, was Lavaters Zweideutigkeit beweiſen ſollte. Er habe Semler und Steinbart Raubthiere genannt, er habe den Berlinern zur Laſt gelegt, daß ſie die Religion ſtürzen wollten, daß ſie in 20 Jahren den Namen Chriſti nicht mehr genannt zu hören hofften. Beſonders wurden Lavatern ſeine drei Lobgedichte über den katholiſchen Gottesdienſt zur Schuld gemacht, die Nicolai 1787 mit Anmerkungen begleitet abdrucken ließ. Allerdings war dieſe Toleranz an ſich auffallend, und es klang ſonderbar in dieſen Gedichten [50]), daß ihm Alles, was zu Ehren Gottes gefabelt ſei, verehrungswürdig wäre! Dieß heißt Wahrheit und Lüge auf Eine Linie ſtellen, denn was bleibt der Einen voraus, wenn die Andere Verehrung weg hat? Lavater und Sailer ſchwiegen beide nicht. Der Erſtere hatte ſchon 1784, ehe noch die Streitpunkte ſo beſtimmt hervorgetreten waren, Herzenserleichterungen geſchrieben, jenes Buch der Verwahrung gegen Alle und Alles, was man ihm zum Vorwurfe machte, in dem er ſeiner Eitelkeit die ungemeſſenſten Opfer brachte. Nie iſt ein Buch mit ſolcher Suffiſance geſchrieben worden: Ich Lavater, vom erſten Blatte

---

50) Es heißt dort:

„Mir ſei, was Dich nur, Jeſus Chriſtus,
zu ehren meint, verehrungswerth!
wenn's Täuſchung nur, wenn's Fabel wäre,
es fable nur zu Deiner Ehre,
um Deinetwillen will ich's lieben.

bis zum letzten: Ich Lavater! und Lavater in allen Poſitionen und Lagen tritt hier auf, der Prophet im Hauskleide, wie er ſeinen Freunden und Gäſten ankündigt, was ſie bei ihm eſſen werden, und wie er für ſeine „Unfreunde" das mitleidige Auge thränend gen Himmel wendet, und ſie ſeiner Fehlloſigkeit und ſeiner Liebe zugleich verſichert. Direct gegen die Berliner geht alsdann ſeine Rechenſchaft an ſeine Freunde (1786), die gleichzeitig mit Sailers „einzigem Mährchen in ſeiner Art" erſchien, zwei Schriften, auf die dann Nicolai im 8. Bande der Reiſe erwiderte. Wer dieſe Polemik unbefangen vergleicht, der gewahrt auf Weg und Steg, wie beide Gegner Nicolais heimliches Spiel treiben, wo dieſer in plumper Gradheit offene Karte legt; ſie leugnen, was ihnen Nicolai nachher beweist, ſie drohen gegen Verleumder mit Gerichten, die Verleumder ſtellen ſich ihnen ſelbſt, und ſie verſtummen. Und auch in dieſer Sache haben wir, wenn wir den Acten ſelbſt nicht trauen wollen, Bronner zum Zeugen. Er erfuhr es ganz deutlich, daß Sailer ein heuchleriſches Spiel mit ſeiner Umgebung und mit ſeinen Freunden in Zürich trieb; er erfuhr es, daß Lavater ihm, der dem Kloſter und Katholicismus mit Gefahr entflohen war, anrieth ins Kloſter zurückzugehen, während Geßner ihm freundlich die Hand zur Rettung bot.

Von nun an ward Lavaters chriſtliche Lehre immer greller und intoleranter. In den Herzenserleichterungen ſchon ſagte er trocken, daß ihm Niemand zumuthen ſollte, den für einen Bruder in Chriſto zu erkennen, der Chriſtus anders anſehe als Er. In dem erſten Bande der kleinen proſaiſchen Schriften (1785) erklärte er, Er ſelbſt ſei kein Chriſt, was das Evangelium Chriſt nenne, er habe ſich nie mit Ernſt und Redlichkeit befliſſen es ganz zu ſein; er kenne in dieſem erhabenen Sinne keinen Chriſten, nicht einen einzigen. Die deutlichſte und vollſtändigſte Entwickelung ſeiner religiöſen Anſichten liegt in der Handbibliothek für Freunde (1790 ꝛc.). Faßt man dieſes Syſtem zuſammen, ſo läuft es auf einen heiligen Epikureismus hinaus, und auf jenen ſpeculationsfeindlichen Pragmatismus, auf den das Chriſtenthum ſo gut wie das Judenthum und wie aller Orient herauskommt, wenn man ſeine Mythen und Dogmen beim Worte nimmt. Eine lebhafte Phantaſie conſtruirt ſich das Unſichtbare ſo bequem es nur immer möglich iſt, ſo ſehr es nur angehen will, ohne alle Anſtrengung des Verſtandes

und der abſtrahirenden Vernunft, und ſie ſcheut ſich nicht, aus dieſer engſten Schranke des menſchlichen Kopfs heraus das Univerſum für das engſte menſchliche Bedürfniß zuzurichten. Am allerdeutlichſten liegt dieß in einem Briefe Lavaters an Jacobi von 1787. Religion iſt ihm da die ſubjective Anſicht der Welt in Beziehung auf ſich. Betrachte ich, ſagt er, die Welt nicht als Menſch, als eine bedürfnißvolle Perſon, ſo ſcheint ſie mir nichts als ein Syſtem unwillkührlicher Kräfte zu ſein, welches willkührliche Kräfte auswirft; ich ſehe ein regelmäßig gebährendes und verzehrendes Ungeheuer, das ich nicht ertragen kann. Ich Perſon muß Alles perſonificiren und humaniſiren. Wir ſelbſt ſind der Maßſtab aller Dinge. Ich ſehe in meiner Natur eine mechaniſche und eine willkührliche Kraft in ſteter Harmonie. Ich ſehe den Gott des Spinoza und Chriſtus in jeder menſchlichen Natur. Im ſchlafenden und vegetirenden Menſchen die Gottwelt des Spinoza, im freithätigen den Gottmenſchen Chriſtus. Ich kann mich als Maſchine und als freies Selbſt anſehen, je nach beidem iſt mir Spinozas und der Bibel Gott recht; ſo vereinige ich Spinozismus und Chriſtenthum, das ſich nicht mehr aufhebt, als der Mechanismus und die Freithätigkeit unſerer Natur. Dennoch aber ſchien es trotz dieſem Syſtem, als ob er allen Mechanismus in ſeiner Natur aufheben wollte, da er ſich ſo ganz nur zu dem Gott der Freien kehrte. „Bis ich einen perſönlichen Gott habe, ſchrieb er an Jacobi, mit dem ich ſo vertraulich correſpondiren kann, wie mit dir, der mir ſo determinirt antwortet wie du, habe ich keinen! Mein täglich Gebet iſt: zeige dich, Abrahams Gott, Gott Iſaaks, Iſraels, zeige dich! Aber der Gott, der ſich zeigen kann, iſt ſo zu ſagen nur eine Silhouette Gottes, des unanſchaubaren, nur ein relativer Gott, ein Gott für Perſonen.“ Man ſieht, er will einen „brauchbaren, leichtglaubbaren“, einen bequemen Gott haben; ein Gott, der nicht Menſch iſt, iſt ihm Luft, Nichts! Daß ein Weſen wie Chriſtus der Menſchheit ſo unentbehrlich ſei, wie der Compaß dem Seefahrer, die Sonne dem Auge, iſt ihm ganz gewiß. Das Weſen der Religion nannte er Magie, eine Götterzauberei, Engelerſchaffung, Gottesrealiſirung, die Kraft in uns, die Geiſterwelt uns ſo exiſtent zu machen wie die Körperwelt. Dieſe magiſche Kraft wird durch das Gebet geweckt; ſie macht jeden Menſchen fähig, ein Prophet zu ſein; Gottes Wort ſoll nicht in der Bibel einge-

kerkert bleiben. Aber feſtſtehen ſollte es bleiben, nach ſeiner und Jung's und Claudius' Theorie, bis aufs Jota, Alles was die Apoſtel gelehrt hätten. Er war für die Unterſuchung der Evangelien als hiſtoriſche Quellen, die jetzt in Anregung war, ganz blind. Seinen Worten nach verlangte er ſie, aber ſeiner Meinung nach gar nicht; die erſte Frage und es ſcheint die einzige war ihm: Was iſt die Meinung der Evangeliſten, was lehren ſie? Und darauf hatte er die Antwort ſo einfach fertig, daß nie eine Unterſuchung mit ihm möglich war. Die Hauptfrage aber: haben ſie Recht oder Unrecht, ſtimmt ihre Geſchichte mit Vernunft und Erfahrung, iſt ihre Erzählung Abbild objectiver Begebenheiten oder ſubjectiver Auffaſſung und Legende, dieſe Frage hätte er gar nicht ſtatuirt. Den Worten nach meinte er, eben dieß einfältige Feſthalten an der bibliſchen Weisheit und Geſchichte verwahre vor aller Schwärmerei, aber daß alles Iſoliren auf einerlei Quelle von Weisheit, alle Entfernung von Kritik und Vergleichung grade Schwärmerei erzeugt, das hat er nie empfunden. Spürt man nun in allen dieſen Vorſtellungen durch, daß Bequemlichkeit auf ſie führte, ſo begreift man, daß das endliche Ziel des Syſtems in einem Mann, der ſich ſo kühn zum Maßſtab der Welt und ihrer Einrichtung macht, wieder Bequemlichkeit und Genußſucht ſein werde. Gott, heißt es in der Handbibliothek in conſequenter Folge obiger Sätze vom Gott des mechaniſchen und des freien Menſchen, Gott und höchſtes Gut iſt Eins; höchſtes Gut und wirkſamſtes Medium unſeres Selbſtgenuſſes, oder unſeres froheſten Daſeinsgefühls iſt Eins. Iſt das Medium unſeres Selbſtgenuſſes, der Gegenſtand, der uns am meiſten intereſſirt, aus der ſichtbaren Welt, und kennen wir kein anderes, ſo haben wir keine Religion und keinen wahren Gott, iſts aus der unſichtbaren Welt, und geiſtiger Natur, ſo haben wir Religion. Der hat die wahrſte Religion und den wahrſten Gott, der das möglichſte, einfachſte und allgenugſamſte, immer applicable, mithin geiſtigſte, inwohnendſte Medium des froheſten Selbſtgenuſſes in ſeiner Gewalt hat. Wer ſagen kann: Etwas in mir iſt mächtiger als Alles was außer mir und in mir iſt, der hat die wahrſte Religion und den wahrſten Gott. Man bemerke ja, daß dieß ganz daſſelbe Raiſonnement iſt, auf das Wieland ſeine weltliche Theorie vom höchſten Gute baute, und daß Wieland, der von Schwärmerei zur Nüchternheit ungefähr umgekehrt wie

Lavater von praktiſchem Sinn und Nüchternheit zur Schwärmerei gelangte, den letzten Satz ganz dreiſt von ſich ausgeſprochen haben würde und alſo der beſte Chriſt geweſen ſein müßte. Denn das nannte Wieland ja die Herrlichkeit der menſchlichen Natur, jene Applicabilität, mit der ſie über Alles Herr werden konnte; und er hätte ſeine Theorie vom höchſten Gut Lavatern als eine vielſeitigere vorhalten können, da ſein Medium des Selbſtgenuſſes das Geiſtige nothwendig verlangte, und das Sinnliche nicht ausſchloß, worauf denn Lavater nichts hätte entgegen halten können als wieder ſeine Worte, nicht ſein Leben; denn dieß ſchloß bei ihm (ſo wenig wie bei ſo vielen frommen Feuerköpfen, die dunkel auf den Verſtand, lebhaft auf die Empfindung wirkend die Weiber zu führen vermögen, wohin ſie wollen) die ſinnlichen Genüſſe nicht aus, wovon die Briefe der Gräfin Branconi deutliches Zeugniß geben. Eben das Mutuelle, was Lavater zwiſchen Menſch und Gott ſuchte, ſuchte Wieland zwiſchen Menſch und Natur, und es iſt auch natürlich, daß die Bequemlichkeit des chriſtlichen Glaubens dem Laxen und Schwächlichen in der menſchlichen Natur ſo zuſagend war, weßhalb wir die Ueberſprünge von Pietiſterei zum Leichtſinn, von Weltſinn zur Bußfertigkeit ſo allgemein finden. Die Verwandtſchaft des wortgläubigen Chriſtenthums mit den Philoſophemen der Behaglichkeit fühlte auch Lavater recht gut und hatte die „unendliche Naivetät“, ſie geradezu auszuſprechen. Meine Philoſophie, ſagt er (grade wie Wieland auch), macht mich allem Disputiren, Grübeln, Anatomiren, Strahlenſpalten und Scheidekünſteln abſterben. Meine Philoſophie, Religion, Schwärmerei, wenn Sie wollen, Epikureismus wenn Sie wollen, iſt nur Eins! Genuß! Ich will ſo ſehr wie möglich exiſtiren, leben, genießen, mich ſelbſt beſitzen; was mir conſtanten, geiſtigen, reinen, vollen, innigen, unzerſtörbar ſcheinenden, nie gereuenden Selbſtgenuß verſchafft, das iſt mein Gott, mein Himmel! All das konnte Wieland mit denſelben Worten von ſeinem Syſteme ſagen! und gegen Beide giebt es nur Eine Entgegung: daß der Menſch nicht zum Genuſſe geſchaffen iſt, ſondern zur Energie, zum Leben in einem andern Sinne, als dieſe das Wort gebrauchen, zum Wirken, zum Erwerben, nicht zum Beſitze. So wollte Leſſing, und zu ihm hielten ſich wenige Kräftige, und im Allgemeinen die proteſtantiſche Stoa, die noch das Leben ernſter anſieht; kein Wunder,

daß die Lahmſten und Thatunfähigſten, die Hamann, Claudius, Jung u. A. ſich zu Lavater hielten, der dieſen epikureiſchen Chriſtianismus unverholener predigte als alle Myſtiker früherer Jahrhunderte, und daß er in der katholiſchen Welt mehr im Andenken geblieben iſt, die von dieſer Lehre, ſeitdem ſie den lebendigen Trieb verloren hat, ganz durchdrungen iſt.

In den letzten Jahren, ſeit der Handbibliothek, ſteigerte Lavater immer mehr Alles, was von frühe an bei ihm auffällig und dem Geiſte der Zeit fremd war. Seine Erwartung von höheren Kräften und der Gabe ihrer Mittheilung ſoll noch außerordentlich verſtärkt worden ſein, als ihn der Prinz Carl von Heſſen in Schleswig verſicherte, daß der Apoſtel Johannes noch auf Erden wandle; Hegner erzählt, Lavater habe ſeitdem jeden vorübergehenden Unbekannten forſchend angeſehen, ob er nicht den leibhaften Johannes in ihm entdecken könne. Auf ſeiner Reiſe nach Bremen und Kopenhagen (1793) gerirte er ſich als einen Heiligen und man ſcandaliſirte ſich allgemein über ſeine Gaſtpredigten und namentlich über die Veröffentlichung ſeiner Reiſebeſchreibung. Er ſprach in dem Kreiſe Fr. Stolbergs in Enkendorf und Wandsbeck ein, zu dem Claudius, die Gräfinnen Julie von Reventlow, Bernſtorf und Kath. Stolberg u. A. gehörten, wo zuweilen die Gallitzin ſich einfand und einige Jahre Jacobi lebte. Stolberg, der ſich etwas bei Lavater erlauben durfte, ſuchte ihn von ſeiner perſönlichen Schriftſtellerei abzuhalten; aber das nannte dieſer flache Philiſterei, Nichtachtung ſeiner individuellen Privilegien, indelikate Hofmeiſterei, und Stolberg bat ab! Auch ſein ungeſchickter Eifer in der Revolutionszeit verräth durchweg eine ganz krankhafte Spannung. Als er gegen die Landvogtei der großen Nation 1798 den patriotiſchen Eifer ſeines erſten Jugendſchrittes wiederholte und ſeinen prophetiſchen und geiſtlichen hinzuthat, und einen Reubel vor ſeinen Ahnungen und Weiſſagungen warnte, da hätte es ſich ihm freilich aufdringen ſollen, daß jetzt keine Zeit mehr war für prophetiſche Patrioten[51]).

Am geiſtesverwandteſten mit Lavater war in Deutſchland der Kreis Jacobi's und weiterhin der Fürſtin Amalie von Gallitzin,

51) Die Actenſtücke im 1. Band der nachgelaſſenen Schriften Lavaters, ed. G. Geßner.

die in Weſtphalen und Niederſachſen eine Art Mittelpunkt für die Gläubigen und Geiſtreichen, namentlich aus der katholiſchen Kirche ward. Auch dieß iſt für Nicolai ſchon eine Rechtfertigung, wegen ſeiner Rüge der katholiſchen Neigungen Lavaters. Von ihren Freunden Jacobi und Hamann aus entſtand in den 80er Jahren ein zweiter öffentlicher Scandal und Streit mit den Berlinern, der mit den Bewegungen, die Lavater erregte, ſehr nahe zuſammenhängt; nachher gab Stolberg mit ſeiner Bekehrung ein anderes Aergerniß, das die Xenien ſogleich und Voß ſo viel ſpäter, lange nach dem eigentlichen Uebertritte, öffentlicher machten; endlich hing mit dieſem Kreiſe der Freiherr Droſte zu Viſchering zuſammen, der in unſeren Tagen einen neuen Brand in den Frieden der Sekten geworfen hat. Die Fürſtin (geb. von Schmettau) war aus Berlin (1748—1806), katholiſch, mit vielem Geiſte begabt, aber ſchlecht erzogen und unwiſſend aufgewachſen. Romane gaben ihr den erſten moraliſchen Trieb, Trauerſpiele eine gewiſſe ſtoiſche Ader; die üble Rolle, die ſie bei ihrer mangelhaften Bildung in der großen Welt ſpielte, der ſie angehörte, wieſen ſie auf eine ernſte Selbſtbeſchäftigung an; ſie fiel auf das Buch de l'esprit und füllte ſich unklar den Kopf mit metaphyſiſchen Gedanken und wirrer Speculation. Sie heirathete 1768 den Fürſten Gallitzin ohne Neigung; ihr männiſches Bildniß ſagt uns ſchon, daß ſie nicht zu der ſanften Beſtimmung des Weibes geboren war. Bald wünſchte ſie aus der Welt zu ſcheiden um der Wiſſenſchaft zu leben, ſie ſchob die Pflichten der Mutter vor (ihren Kindern eine gründliche Erziehung zu geben), um die Pflichten der Gattin nicht erfüllen zu dürfen, ſie ſchor ſich die Haare ab und lebte um 1773—79 im fleißigen Umgang mit Hemſterhuys, dem ſokratiſchen Sohne des berühmten Philologen, bei dem Haag. Dann zog ſie der Miniſter von Fürſtenberg an, ſich in Münſter niederzulaſſen. Dieſer edle und milde Mann, deſſen Adminiſtration des Stiftes Münſter mit Recht gerühmt iſt, nahm ſich des Zuſtandes der Bildung in jenen Gegenden an, und hat hier in einem Lande katholiſcher Bevölkerung und lange hergebrachter geiſtiger Verfinſterung geleiſtet, was im Süden von Deutſchland in den katholiſchen Landen damals nicht gedeihen wollte. Welcher Art ſie auch ſei, ſo bildete ſich hier doch eine literariſche Bewegung. Kleuker, Sprickmann, Katerkamp, Buchholz, de Marees u. A. hatten hier

einen gemeinſamen Mittelpunkt; Stolberg, der **1800** ſeinen Sitz in Münſter nahm, ward von dem Freiherrn von Droſte auf die Geſchichte aufmerkſam gemacht und auf den mangelnden Einheitspunkt, der bisher ihrer Behandlung fehlte. Dieſen Einheitspunkt fand man in der Religion; Droſte forderte Stolberg auf, eine Geſchichte in dieſem Sinne zu ſchreiben; und wirklich beſtimmte ihn der Gallitzinſche Kreis, ſeine Religionsgeſchichte zu verfaſſen. Dieß Werk wirkte mit dieſer Tendenz offenbar auf Fr. Schlegels Philoſophie der Geſchichte fort, leicht das Glänzendſte was aus unſerer neueren katholiſchen Literatur hervorgegangen iſt. Damals nun, als die Fürſtin nach Münſter kam, war ſie noch wie bis dahin immer ein Freigeiſt und bat ſich von Fürſtenberg aus, ſie nicht zu bekehren. Als ſie aber die Einſamkeit und die Unbefriedigung, die aller verfehlter Beruf mit ſich bringt, die Wüſte, die eine unfruchtbare Speculation in ihrem Kopfe zurückgelaſſen hatte, die Erſchöpfung misbrauchter Kräfte, Kränklichkeit und auch die Erfahrung, daß ihr platoniſcher Unterricht nicht ganz den Erfolg hatte, den ihr Eifer und ihre Geſchäftigkeit ſie wohl erwarten ließ, hypochonder gemacht hatte, gelobte ſie in einer Todkrankheit **1783**, über das Chriſtenthum zu denken, wenn ſie wieder geſund würde. Die Captation des lieben Gottes gelang, ſie ward geſund und es war nicht mehr als dankbar, daß ſie nun chriſtlich ward. Eine greifliche, anſchauliche, ſcheinbar tiefere Metaphyſik feſſelte ſie bald, ſie präparirte ihren Freund Hemſterhuys, der über chriſtliche Dinge viel ärger als Leſſing dachte, mit der Erzählung wunderbarer Träume auf ihre bevorſtehende Metamorphoſe, ſogar Sokrates erſchien ihr und verwies ſie auf einen andern Führer. Sie erfuhr allmählig die Lavaterſche Kraft des Gebetes, ſie beichtete und empfing den Herrn, ſie gab ſich Gott ganz unterthan und „brachte ihm das Opfer ihres Verſtandes[52]).“ Sie hatte ganz offenbar das Nutzloſe eines gelehrten Strebens in weiblicher Sphäre empfunden, ſie entſagte der Gelehrſamkeit, und da ſie ſich an ein geiſtiges Bedürfniß gewöhnt hatte, wohin ſollte ſie anders verfallen als auf das Chriſtenthum, das mit erhabenen Beſchäftigungen ſchmeichelt ohne Anſtrengung des Kopfes. Sie fuhr auch jetzt fort zu calculiren, ſich ſelbſt zu beobachten, bei jeder

---

51) Vergl. das Leben der Fürſtin G. von Katerkamp. 1834.

Regung und Empfindung Schildwache zu ſtehen; ſie verachtete die Gelehrſamkeit und gefiel ſich in ihrer Ablegung des Ehrgeizes, und als ihr Hamann, der, indem er alle Excentricität mitmachte, doch nicht ſeine hellen Blicke verlor, das Allzulebhafte und Angeſtrengte ihres Vervollkommungstriebes, und die Quelle deſſelben, Stolz vorwarf, fühlte ſie ſich getroffen, ohne das Mittel zu finden dem entgegenzutreten. Statt daß ſie das eitle Reflexionsleben aufgegeben hätte, achtete ſie nur deſto ängſtlicher auf ſich, gab ſich ganz an ihren Beichtiger Overberg, und rechnete ſich nun zu den Unmündigen und Säuglingen der Kirche. Nicht allein den menſchlich geſtalteten Gott theilte ſie mit Lavater und Jacobi, auch das ſtete Leben der Selbſtbeobachtung ebenſo und das Nieruhen vom Geiſte. So fand es Göthe in ihrem Kreiſe, der zwar nur ſchonend ſeine Meinung über denſelben von ferne andeutete. Jacobi und Hamann mußten dieſe Eigenſchaften anziehen; der Eine war 1784 zum Beſuche in Hofgeismar bei ihr, der Andere kam 1787 zum längeren Aufenthalte, ſtarb aber bald. Der Letztere hatte ſich ihr, ſagt Jacobi, mit der Bibel zugleich ſo in ihre Vorſtellung eingewebt, „daß ſie wie an einem heimlichen Anſatz von Liebe zu ihm krank ward"; Jacobi ſeinerſeits ſchrieb ihr in den zärtlichſten Ausdrücken und „fühlte ein mächtiges Wehen in den Flammen ſeines Herzens zu ihr."

Als Hamann ſich 1787 aus Königsberg dieſem Kreiſe näherte, aus dem den neuen Sokrates ſein Alcibiades Buchholz, ein Johannesweſen, Lavatern in einzelnen Zügen ähnlich, mit einem Capitale beſchenkt hatte, war ſchon Beider Streit mit den Berlinern eigentlich vorbei. Leſſings letztes Auftreten machte den Bruch zwiſchen den ſtreitenden Partheien der Gläubigen und der Illuminaten unverſöhnlicher, als er vielleicht ohne ihn geworden wäre; der Ton, den er in ſeinen Streitſchriften gegen Göze anſtimmte, erhöhte den ſeiner Berliner Freunde mehr als der Einfluß ihrer allgemeinen Bibliothek. Wir erinnern uns, daß Leſſing in den 70er Jahren, während die erſten Aufregungen durch Lavater ſchon erfolgt waren, die Fragmente des Ungenannten herausgab, die ſich über die Verſchreiung der Vernunft auf den Kanzeln, über die Unmöglichkeit einer Offenbarung, über die Auferſtehungsgeſchichte u. A., zuletzt über den Zweck Jeſu und ſeiner Jünger mit einer neuen Freimüthigkeit erklärten, und einige abſurde Artikel der chriſtlichen Offen=

barungsgeſchichte im Grunde zum erſtenmal gradehin abſurd nannten. Es folgten hierauf ſeine Flugblätter gegen Göze, und bald ſein Nathan, der glänzende Vertreter aller dieſer Händel im Gebiete der Poeſie. Bald nach deſſen Erſcheinung ſtarb Leſſing und hinterließ ſeinen Freunden das Schlachtfeld. Unter dieſe Freunde rechnete ſich auch Jacobi, der ihn noch kurz vor ſeinem Tode kennen gelernt hatte, und der ſich bald ein Geſchäft daraus machte, dieſe Freundſchaft hervorzuheben und ſich auf alle Weiſe an Leſſing vor den Augen des Publikums anzurücken. In dieſem Sinne iſt ſchon der kleine Aufſatz: Etwas das Leſſing geſagt hat, ein Commentar zu (Joh. Müllers) Reiſen der Päbſte (1782) geſchrieben. Wir haben früherhin aufmerkſam gemacht, wie Jacobi durch ſeine unentſchiedene Natur die Anlage, ſich in Anderer Sinnesart hineinzudenken, vorzüglich eigen war; eben dieſe Anlage entdeckte er hier in Leſſing, bei dem ſie aus wahrer Vielſeitigkeit und ächtem Wahrheitsſinne floß. Eine Aeußerung Leſſings, daß alle Gründe gegen die Rechte des Pabſtes auch doppelt und dreifach gültig gegen alle Fürſten ſeien, benutzte Jacobi zur Unterſtützung einiger antidespotiſcher Sätze, die er in ſeinem Schriftchen ausſprach, und zugleich zur Anfechtung der Antihierarchen, die ſich jetzt, und zum Theil in Leſſings Namen, ſo laut machten. Im deutſchen Muſeum erſchienen gegen dieſes Etwas: Gedanken Verſchiedener bei Gelegenheit einer merkwürdigen Schrift (1783), woran Mendelsſohn Theil hatte. Wie ruhig dieſe Schrift geſchrieben war, ſo legte ſie doch Jacobi ſo aus, als ob man ihm Vertheidigung der päbſtlichen Hierarchie darin vorwerfe. Während ſich ſo zwiſchen dieſen ſchon eine Reizbarkeit] zeigte, gab es zugleich Fehde zwiſchen Mendelsſohn und Hamann. Der Erſtere hatte in ſeinem Jeruſalem (1783) ein Thema aufgegriffen, von dem Spinoza im **tractatus theologico—politicus** gehandelt hatte: er beſprach die Grenzen der Macht des Staates über die Religion, und man kann denken, in dem Sinne, der der neueſten Zeit angenehm iſt. Im zweiten Theile benutzte er ſeine Stellung, um ſo weit zu gehen, einen Beweis zu führen, daß Gott keine Wahrheiten und Lehren zu offenbaren nöthig gehabt habe, weil er ſie in der Natur ſchon ſächlich offenbart habe, und daß er ſie nicht habe offenbaren können, weil Worte die Ideen nur unbeſtimmt mittheilen, während die Anſchauung ſie in Beſtimmtheit ergreifen läßt. Hierge-

gen erſchien Hamanns Golgatha und Scheblimini (1784), und es traf ſo ungefähr zuſammen, daß, wie ſchon früher angedeutet wurde, Hamann den Moſes zum Atheiſten machte, als Jacobi Leſſingen zum Spinoziſten ſtempelte. Jacobi hatte nämlich von Leſſing bei Mittheilung des Göthiſchen Gedichtes Prometheus erfahren, daß er ſich zu dem ἑν και παν, wohin dieſes Gedicht gehe, bekenne. Jacobi machte ihn aufmerkſam, daß er ſich dann mit Spinoza verſtehe. Wenn ich mich nach Jemanden nennen ſoll, ſagte Leſſing, ſo weiß ich keinen anderen; und als Jacobi dabei ein ſchlechtes Heil finden wollte, ſo gab er es zu, und fragte ihn, ob er aber etwas beſſeres wiſſe. Das ganze Geſpräch, obgleich aus einem nicht feſten Gedächtniß aufgeſchrieben, trägt völlig das Gepräge der Aechtheit an ſich, und es war eine furchtſame Aengſtlichkeit Mendelsſohns, daß er daran mäkelte, daß er zu beſchönigen ſuchte, daß er ſich vor dem Vorwurfe des Spinozismus aus der Seele ſeines Freundes wahren zu müſſen glaubte. Leſſingen, wie es aus dem ganzen Verlaufe der Unterhaltung hervorgeht, war dieß Alles nur ein Spiel; es ergötzte ihn, daß ihn Jacobi aus ſeinen Aeußerungen der Kabbaliſterei verdächtig machen konnte; er war mit Spinoza mitgegangen, ihn ſchreckte Jacobi's Bedürfniß einer perſönlichen Urſache der Welt auch nicht, er bat ihn, ihn mitzunehmen ſo weit es auf ſeinem Wege gehen wollte, obgleich er ſonſt mit der Vorſtellung „eines perſönlichen Weſens im unveränderlichen Genuſſe ſeiner höchſten Vollkommenheit, die einer unendlichen Langeweile verband;" er, der ſo unpartheiiſch über den Katholicismus dachte, neckte Jacobi'n mit ſeinen ſtocklutheriſchen Paradoxen, er behalte „den mehr viehiſchen als menſchlichen Irrthum, daß kein freier Wille ſei;" er nannte, wie Hamann, Jacobi's Syſteme und Anſichten Worte und trieb ſeinen heitern Scherz mit dieſen, wie mit ſeinem Spinozismus. Wer ſich aus der Vielheit der Erfahrungen und der Syſteme klar gemacht hat, daß man das Weltall und die Menſchheit von vielen Seiten vielfach und mit gleicher Wahrheit in verſchiedene Augenpunkte faſſen kann, den wird ein philoſophiſches Syſtem nicht anders als durch ſeine Folgerichtigkeit reizen können, es wird ihm ein poetiſches Ganze werden, das ihm in Bezug auf objective Wahrheit immer und ewig nur relativen Werth hat. Er wird daher von einer Lehre und Schule nie anders reden können

als mit jenem: Wenn ich mich zu etwas bekennen ſoll, und dieß hatte Claudius aus dem vorliegenden Geſpräche ganz richtig als den weſentlichen Moment ergriffen, indem er warnte, man ſolle Leſſing doch ja ſeinen eignen Stuhl ſetzen, er ſitze die gewöhnlichen (der Spinoziſten und aller übrigen iſten) alle nieder. Und dieß war grade der Satz, den Jacobi gar nicht bemerkte, der ſich vielmehr eilte, ſeine Entdeckung von Leſſings Spinozismus gleich der Welt mitzutheilen. Vergebens äußerte Eliſe Reimarus und Mendelsſohn ihm in Briefen ihr Bedenken, er ſah es als ein nützliches Werk an, die „wahrhafte Philoſophie" eines Mannes wie Leſſing unverhüllt ans Licht zu ſtellen. Die wahrhafte Philoſophie Leſſings! die er in einem halb neckiſchen Geſpräche mit Jacobi auf die Erde fallen ließ? die er an Gleims Tiſche zu Poſſen gebrauchte? Leſſing würde ſich die Ehre, ſeine verlornen Worte eine Philoſophie genannt zu hören, ebenſo verbeten haben, wie er ſich gewundert haben würde, Jacobi'n von ſeinen einfachen Sätzen von der menſchlichen Freiheit, von der wahrhaften Vorſehung und deren Gnade (denn ein anderer als ein erbarmender Gott wäre ihm ſeiner Lavateriſchen Ausdrucksweiſe zufolge ein „ſcheußliches Thier") immer als von einem ihm eigenthümlichen Philoſophieſyſteme ſprechen zu hören. Doch es ſei, daß der Spinozismus Leſſings wahrhafte Philoſophie war, was konnte Jacobi der Freundin Reimarus antworten, die ihm die Hebung dieſes Schleiers verargte, weil die Welt nicht werth war und nicht fähig, Leſſing unverhüllt zu ſehen? Wo blieb ſeine Verſetzung in Anderer Sinnesart, daß er ſich nicht fragte, ob Leſſing dieß Geſpräch „für die Stärkeren im Volk" dem ganzen Haufen mitgetheilt haben würde? Er, der ſo voll Rückſicht auf die Faſſungsgabe des Volks war, der zwar nicht ängſtlich abwog, ob durch ein Gutes auch ein Schlimmeres entſtehen möchte, der aber doch den Grundſatz hatte, daß der „Weiſe nicht ſagen könne, was er beſſer verſchweigt?" Und wie kam Jacobi vollends dazu, da er als Zeuge auftrat, zugleich als Kläger aufzutreten, wie ſehr er es auch verrede? da nun ſogleich auch ſein bloßes Zeugniß verdächtig werden kann! Denn in ſeiner Schrift über die Lehre des Spinoza (1785) nannte er den Spinozismus mit dürren Worten Atheismus, und die Leibnitziſch-Wolfiſche Philoſophie ebenſo fataliſtiſch wie jene. Das Element aller menſchlichen Erkenntniß

ſei Glaube. Die Vernunft ſich ſelbſt überlaſſen, könne den Spinozismus nicht vermeiden u. ſ. Was half es, daß er immer proteſtirte, er wolle mit dem Namen Spinozismus nichts arges verbinden, da die Welt mit dem Namen Atheiſt das ärgſte verband? Mendelsſohn afficirte dieſe Schrift ſo ſehr, daß man ihr wohl mit Recht theilweiſe Schuld an ſeinem bald erfolgten Tode gab. Gleichzeitig mit ihr waren ſeine Morgenſtunden oder Vorleſungen über das Daſein Gottes (1785) erſchienen. Sie widerlegten die Lehre Spinoza's und gaben Leſſing einen geadelten Spinozismus in den Mund, wie er mit der Sittlichkeit wohl beſtehen ſollte. Dieſe Wendung hätte Moſes der Sache nicht geben ſollen; nachdem das Wort einmal geſprochen war, hätte er in Leſſings Geiſte gegen den Spinozismus deſſelben nicht weiter proteſtiren ſollen, aber gegen alles, was darin Beſchuldigendes für deſſen Charakter oder Beſchränkendes für deſſen Geiſt liegen ſollte. Selbſt mit Mendelsſohns Tode ſchloß ſich dieſer Streit nicht. Es miſchten ſich Andere hinein (in einer vorläufigen Darſtellung des Jeſuitismus 1786), die Jacobi'n blindes Glaubens beſchuldigten, und daß er damit dem Katholicismus in die Hände arbeitete; Hamann machte ihm in Briefen den Vorwurf des Katholicismus und bezeugte ſich überhaupt unzufrieden über ſeine buntſcheckige Schreibweiſe, beſonders in der Schrift David Hume über den Glauben (1787), in der er der vorläufigen Darſtellung antwortete. Verba ſind die Götzen deiner Begriffe, ſchreibt er ihm darüber, und Jacobi ſelbſt mußte ſpäter geſtehen, daß in dieſem Geſpräche der Gebrauch der Worte und Begriffe von Glauben, Vernunft und Verſtand noch unklar und durch den Nebel herrſchender Vorſtellungen getrübt war. Hamann war ſo übel gelaunt über dieſes Geſpräch, daß er ihm gradezu rieth, die Berliner in Frieden zu laſſen und ſein Schwert in die Scheide zu ſtecken. Er durchſchaute das Schaukelnde in Jacobi's Weſen ganz genau. In ſeinem Gegenſatze gegen Spinoza erſcheint dieſer überall wie auf Lavaters Wegen; er ſchien ſich dem Züricher Propheten immer mehr zu nähern, er nahm ſich ſeiner gegen Rehberg an, der für Spinoza geſtimmt war und Lavater einen verwirrten Kopf genannt hatte, die Herzenserleichterungen hatten neue Freundſchaft zwiſchen ihnen geknüpft, er forderte ihn auf in der Streitſache gegen Berlin nicht zu ſchweigen, indem er alle die kleinlichen Vortheile des Gelehrten=

kriegs brauchte, wie namentlich die Rolle bewies, die ſein Schild-knappe Witzemann zu ſpielen bekam. Wir haben oben eine Stelle angezogen, die uns Lavaters Anſicht vom Spinozismus aufſchloß; auch Jacobis letztliche und ſchließliche Aeußerungen gleichen dieſer vollkommen. Er wollte mit dem reinen Naturalismus, dem unverhüllten Fatalismus Spinoza's Friede halten, der in ſeiner Grenze unbeſiegbar ſei. Aber daß Spinoza das blinde Schickſal als Vorſehung ausgelegt habe, dieß ſei ein von dem ſonſt wahrhaften Manne eingeführter und hernach heillos gewordner Betrug, gegen den er ſtets ankämpfen wollte, aus dem immer Einen Bedürfniß des Glaubens an einen individuellen Gott, an eine ſpezielle Vorſehung, an die menſchliche Freiheit. So wie Leſſing die ſchroffe conſequente alte Orthodoxie gegen die neue inconſequente in Schutz nahm, mit derſelben Unpartheilichkeit wollte er gegen jenen unrechtlichen Fatalismus, der Freiheit und Nothwendigkeit, Vorſehung und Fatum vermiſche, dem rechtlichen des Spinoza ſogar als Bundesgenoſſe beitreten. Wenn Hamann dieſe Aeußerungen erlebt hätte, wie würde er ſich heftig gegen ihn erboßt haben! Denn die auf der Gläubigen Seite ganz waren, denen war mit den philoſophiſchen Toleranzen nicht gedient, viel weniger mit der launiſchen Intoleranz, mit der ſich Jacobi ſpäter gegen Stolbergs Uebertritt erklärte. Bei dieſem Factum ſchien ihn ſein Eifer gegen die Berliner Jeſuitenriecherei etwas zu reuen. Er miſchte ſich in die Illuminatenkämpfe, als Schloſſer ſcherzend den Caglioſtro in Schutz genommen hatte, um misdeutbare Aeußerungen von dieſem zu ermäßigen. Hier nahm Jacobi wieder den mittleren lauen Standpunkt, der Hamann zu dem Ausfalle gegen ihn empörte, den wir früher angeführt haben. Er hatte ſich damals in einer Schrift: Betrachtungen über den frommen Betrug (1788 im deutſchen Muſeum) Stark's angenommen, inſofern er, wie er damals an Stolberg ſchrieb, die ganze Geſchichte von dem einbrechenden Katholicismus für ein Hirngeſpinnſt hielt. Habe er Unrecht in dieſem Punkt, ſo ſei es mit all ſeiner Philoſophie und aus der Geſchichte gezognen Erkenntniß zu Ende und er getraue ſich über nichts mehr eine Meinung zu haben! Und er hatte Unrecht, grade in Beziehung auf dieſen Stark, von dem er ſchrieb, und auf dieſen Stolberg, an den er ſchrieb!

In dieſe Streitigkeiten griff mehrfach auch Herder ein und

gab ſein Votum ab, der Mann, den wir in ſeinem erſten Enthuſiasmus gegen die praktiſchen und anſpruchloſen Theologen wie Spalding haben gerichtet geſehen, den wir Lavater mit Wärme haben preiſen hören, der eine Zeit hatte, wo er Prieſter= und Prophetenthum verband, wo er mit jener unbeſtimmten Ahnungsgabe redete und mit der Erregung dunkler Gefühle wirkte, überall in jener Glorie und Electriſirkraft auftretend, die Wielanden und allen Nüchternen ſo fatal war. Aber in dieſem Manne waren ſeit der Zeit, in der wir ihn verließen, große Veränderungen vorgegangen. Er hatte nicht die Etourderie eines Jung, dem er ſo viel galt; er hatte nicht die Selbſtvergnüglichkeit eines Claudius, der, wie die Berliner ſagten, weil er nicht über ſeine Naſe wegzuſehen pflegte, die Meinung faßte, des Menſchen Sehkreis reiche nicht über die Naſe hinweg; er hatte nicht die ängſtliche Unentſchiedenheit Jacobis, mit dem er über die ſpinoziſtiſche Frage zu Zerwürfniſſen kam; er hatte nicht Lavaters Eigenrichtigkeit, der für alles, was in der Zeit vorging, ganz blind und taub ward. Herder konnte nicht zu der Beſchränktheit und zu den Vorurtheilen gelangen, die dem theologiſchen Stande faſt nothwendig anhängen, ſchon weil jene allgemeine Empfänglichkeit, die wir an ſeiner Natur als das Auszeichnendſte rühmten, ihn für Alles zugänglich machte, was in der Zeit geſchah. Machte er daher eine Zeitlang die Prophetenſucht mit, wie ſie epidemiſch war, ſo ging er auch mit der Nation von ihr zurück, als ſich die Seuche legte, und es ward nun eine ganz eigne Erſcheinung, die nur in Deutſchland möglich war, als der Mann, der mit ſeinen Gaben alle die Ueberſchwenglichen leicht hätte überfliegen können, als der prophetiſchſte aller jener Propheten ſelbſt die Fackel des Rationalismus in die Religion trug, und zu ſeinen erſten Idealen rückzukehren ſchien, wo er den praktiſchen Weltmann und den Prediger und Gelehrten zu verbinden ſuchte in dem ehrwürdigen Begriffe, daß das geiſtliche Amt die beſte Stelle ſei, von der man die Kultur der Gebildeten dem Volke vermittelnd übermachte; als er nicht allein, wie er von Leſſing rühmte, unter den Freigeiſtern als ein Rechtgeiſt, ſondern auch als ein Geiſtlicher ſtand; als er mehr wie Lavater, von dem er dieß ausſagte, ein reines Chriſtenthum ohne allen Methodismus lehrte; als er, wie Jean Paul von ihm ſagte, die kühnſte Freiheit des Syſtems über Gott und Natur mit dem frömmſten Glauben

bis ſogar an Ahnungen verband; als er jenes Streben der Geiſtlichen um Klopſtock herum in der höchſten Potenz zu realiſiren ſchien, Chriſtenthum mit Vernunft und Naturreligion auszugleichen, durch die Muſen den Glauben auf die Erde zu bringen und für ihn, durch ſie, auch die Gebildeten und Eingebildeten zu gewinnen. Wie dieſe große Veränderung in Herder ſtufenmäßig vor ſich ging, wollen wir hauptſächlich nur an einigen ſeiner vorragendſten Schriften aus den zwei letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrh. verfolgen.

Herder hatte viel zu viel menſchlichen Takt, als daß er die wunderlichen Ueberſpannungen Lavaters und ſeiner Anhänger nicht mit Mismuth hätte betrachten ſollen. Er warnte ihn wiederholt und dringend vor den gefährlichen Eigenſchaften ſeiner begabten Natur, aber vergebens. Er mußte bald einſehen, daß er ſich nicht ſchleunig genug von dieſen Freunden zurückziehen könne. Er ließ das unfruchtbare Gebiet, auf dem ſich dieſe gefielen, liegen, ihn reizten die Swedenborg höchſtens einmal als pſychologiſche Probleme. Vielmehr wandte er ſeine Aufmerkſamkeit nach jener andern, früher berührten Seite hin, wo Freigeiſterei und Orthodoxie aufeinander trafen; denn ſeine Anſicht war es zu jeder Zeit, daß man aus der Naturphiloſophie für die Religion lernen müſſe; er mochte es nicht leiden, daß man die Shaftsbury mit dem Worte Deiſten als mit einem Ekelnamen verfolgte; er liebte ſie um das, was ſie gutes hatten und fand, daß weder Schrift noch Gnade noch Offenbarung dieß verböte. Die Veröffentlichung der Reimariſchen Fragmente durch Leſſing, beſonders des letzten von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger, beſtimmte ihn wohl hauptſächlich zur Abfaſſung ſeiner Briefe über das Studium der Theologie (1780), obgleich er ſich mit einer gewiſſen Neutralität ganz außerhalb der beiden großen kriegführenden Mächte hielt. Er ging zwiſchen dem ſtarren Rationalismus, der allen Wein und Geiſt zu Waſſer macht, und dem heißen Schwefelbrunnen des Myſticismus mitten durch, er kehrte den Gelehrten nicht mehr wie in der älteſten Urkunde die Stirne zu, ſondern den Rücken, er wandte ſich an die Ungelehrten und an die Jugend, und ließ die Bibel für ſich und die Religion reden, herzlich müde der Schreibereien, die immer aus der unlauteren Quelle ſchöpften, die die Dogmatik aus dem Religionscodex gemacht hatte, und abgeneigt der gelehrten Theologie, die vor der Gemeinde predige, was Gott ſei und wie

er Eins in drei und drei in Einem ſei; ſich mit ähnlichen Sachen viel zu behelligen, ſagte er, ſei Thorenwerk, und wer darum die Ketzerkrone verdiene, trage ſie weder zum Nutzen noch mit Ehren. In dem ruhigen Tone und gehaltnen Style, in dem dieſes Werk geſchrieben iſt, leitete Herder aus ſeinen frühern Ekſtaſen in ein mäßigeres Gleis zurück, er fand nun, daß man bei der Theologie ſo frei und heiter ſein könne, wie bei allen andern Wiſſenſchaften, während ſich dieſe Eigenſchaften mit ſeinem frühern prophetiſchen Prieſterthume nicht ſo gut zu vertragen ſchienen. Er empfiehlt nun die Lectüre der Bibel als eines weltlichen Buches; er fing an, beſonders an das alte Teſtament die ſcharfe hiſtoriſche Kritik zu legen, die Leſſing verlangte, den Geiſt der Zeit und der Sprache commentiren zu laſſen, was er ſelbſt ſo vorzüglich verſtand; und auf dieſem Wege gelangte er ſpäter ſelbſt zur ähnlichen kritiſchen Prüfung des neuen Teſtaments, zu der er ſich hier noch nicht ſo erhob. Uebrigens iſt es merkwürdig, wie hier Herder in einer gewiſſen Klemme zwiſchen Vernunft und Offenbarung, Natur und Schrift erſcheint, da er ſich noch nicht ſein ſpätres ſtrenges Syſtem der Interpretation der Evangelien gebildet hatte. In Allem, was er über die Verbindung beider ſagt, löst ſich kein einziger Satz recht deutlich ab, als dieſer: Beide verhalten ſich wie Mutter und Kind; das Kind ſoll nicht vergeſſen, daß es von der Mutter einſt gehen gelernt. Aber jetzt kann ſie allein gehen, wendet man ein, ſie will nicht immer das Leitband anhaben. Die Mutter darf nichts als antworten: Geh denn allein! So freilich hätte dann die Vernunft ihren Willen; und Herder findet nichts anders ſich zu helfen, als daß er ſagt: jede Vergleichung hinke, und ſo wolle er ſich auch dieſer nicht weiter überlaſſen, als es reichen könne und ſolle. So weit reicht es ſchon, daß der Geiſtliche, der ſich von der Wahrheit des Chriſtenthums überzeugt bekennt und erweist, doch die nicht verbannt und gekreuzigt wiſſen will, die nicht glauben, nicht den geſchlagen, der eine Geſchichte, die **2000** Jahre alt iſt, nicht glauben will, da auch Sokrates Schüler nicht Krieg geführt gegen die, die ſeinen Namen nicht kannten. Das war Labſal für die vielen Sokratiker! und Gleim begrüßte Herdern ſogleich mit einem Gedichte über dieſe Briefe, worin die Stelle für beide am charakteriſtiſchſten iſt, wo Gleim ihm zuruft:

Bilde den Theologen ſo, daß Leſſing findet, er ſei der beſte Theologe.

Wenn wir auch bei dieſem Werke, wie wir es bei frühern in andern Gebieten fanden, eine Anlehnung an Leſſing erkennen, ſo iſt dieß auch bei ſeinen chriſtlichen Schriften der Fall, auf die wir ſogleich zu reden kommen, und bei ſeinen Geſprächen über Spinozas Syſtem („Gott.“ 1787), mit denen er ſich in den Streit Jacobis und Mendelsſohns miſchte. Die Befangenheiten des Gefühlsphiloſophen verdroſſen ihn, der Spinoza nicht leiden mochte, weil dieſer über ſeine Anthropopathien und Anthropomorphismen in ſeinem kühnen Syſteme erhaben war; die Aengſtlichkeit, mit der Mendelsſohn Leſſing und den Spinozismus behandelte, ſchien ihm ebenſo unbehaglich. Schon war Leſſings Nachlaß mit jenen reizenden Fragmenten (1784) herausgegeben worden, in denen es ſich zeigte, wie unabhängig Leſſing von Spinoza und wie ſehr er auf eignen Füßen zu ſtehen wußte, wie großartig er zugleich über die chriſtliche Lehre zu philoſophiren verſtand. Dieß lieh Herdern Flügel, wie überhaupt Leſſings Vorgang jetzt auf Einen Schlag die ganze Behandlungsart der Theologie umänderte, ſo daß, wenn wir in den letzten Jahren des 8ten Jahrzehnts noch ganz in der Sphäre der Göze zu ſtehen ſchienen, wir ſchon in dem erſten des 9ten Jahrzehnts uns gleichſam auf Leſſings Höhe befinden. Dieß geſchah hauptſächlich durch die Geſchichtſchreibung und die plane Unterſuchung der Kirchenhiſtorie. Seit 1781 erſchien Plancks Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs und bald Spittlers pikanter Ueberblick der Kirchengeſchichte; hier ſchrieben Kenner der Menſchen die Geſchichte, die über die Befangenheiten der Dogmatik hinweg waren. Mit dieſen Werken pflanzte der Rationalismus ſeine Fahne auf, dem es nun überlaſſen blieb, ob er wie bei Bahrdt zu den dürren Kunſtſtücken der Pragmatik herabſinken, oder auf der Höhe von Leſſing eine ſpeculative Religionsphiloſophie begründen, oder wie es ſchon in Schriften der 80er Jahre geſchah [52]), zum Unglauben und Spott aller Religionen ausarten ſollte. So begreift ſichs, wie Herder 1787 in obiger Schrift ſchon dreiſt für Spinoza und Leſſing zugleich auftreten konnte. Es ſchien als ob jeder, der ſich

---

52) Z. B. Hierokles, oder Prüfung und Vertheidigung der chriſtlichen Religion. 1785.

um Leſſing damals herumſchlug und ſeinen Apologeten machte, eiferſüchtig ſei, dem Manne am nächſten zu erſcheinen, wenn nicht gar der Wunſch hinzukam, ſich ein wenig über ihn hinaufzuſtellen. So ſieht man Jacobi ſich Leſſings heftig gegen Hamann annehmen und zugleich ihn in ein zweideutiges Licht ſtellen; ſo ſpöttelt hier Herder über ihn, und tadelt ihn, je nach Laune, ſalbungsvoll, aber er erklärt doch auch, daß es dem Manne gleichgültig ſein könne, wofür ihn der ſchwache Sektenmacher halte! Er erklärte, daß wie Leſſing ſo auch Spinoza bei Verſtändigen keine Ehrenrettung nöthig habe. Er ſtieß Jacobi hart vor den Kopf durch die Aeußerung, daß es thöricht ſei, Spinozismus und Atheismus für einerlei zu erklären, da Spinoza's ganzes Syſtem nur Lehre von Gott iſt, die Idee Gottes ihm die erſte und letzte, ja die einzige aller Ideen, an die er Welt- und Naturkenntniß, Ethik und Politik, das Bewußtſein ſein ſelbſt und aller Dinge um ihn her anknüpft. Ja, er geht weiter, indem er bald an unpaſſenden Ausdrücken, bald an den Härten der ſpinoziſtiſchen Lehre anſtoßend, ſeine eignen Ideen unvermerkt unterſchiebt, und er behauptet, man gebe Pantheismus dem Spinoza ebenſo unrecht Schuld als Atheismus, indem man den Unterſchied zwiſchen dem durch ſich ſelbſt Unendlichen und dem durch Raum und Zeit in der Einbildungskraft Endloſen nicht faſſe, auf dem doch Spinozas ganzes Syſtem ruhe, und indem man ſo (wie Jacobi that) von einem inweltlichen Gotte rede; Spinoza identificire nicht ſeinen Gott mit der Welt, ſein unendliches, untheilbares Weſen, ſeine Subſtanz ſei ſo wenig die Welt, wie das Abſolute der Vernunft und das Endloſe der Einbildungskraft Eins ſei. Hier wollte er Jacobis Verlangen nach einer extramundanen Gottheit ſtillen, ohne dieſen zu befriedigen, der vielmehr über dieſe Schrift nicht wenig aufgebracht war.

Als Herder dieſe Geſpräche über den Spinozismus herausgab, hatte er ſchon (ſeit 1784) ſeine Ideen zur Philoſophie der Geſchichte begonnen, und die Studien für dieſes ſein berühmteſtes Werk mußten ſeine religiöſe Aufklärung und Toleranz aufs höchſte ſteigern. Keins ſeiner Werke belegte es ſo ſehr, wie er in aller Ausdehnung nach einem panhiſtoriſchen Wiſſen, nach einem Univerſalismus ſtrebte, wie ſein Liebling Leibnitz vor ihm gethan hatte. Er war von frühauf ſchon von Allem angezogen, was ihm Wiſ-

ſenswürdiges entgegenkam, dieß konnten wir aus den kühnen Lebensplanen merken, die er ſich in ſeiner Jugend entwarf. Er war der Erſte, der ſich ſo wie Göthe und mehr wie dieſer, im Ganzen des Bildungsganges der Nation fühlte, und der daher auf ihre theologiſchen und poetiſchen, ihre geſchichtlichen und philoſophiſchen Entwicklungen zugleich theilnehmend einging. Er faßte dieß am richtigeren Ende an, als ſein Rival Jean Paul, den die Einheitspunkte der Wiſſenſchaften lockten, aber die Details, die er zu Gleichniſſen verbrauchen mußte, zerſtreuten: Herder ſteuerte überall auf jene letzten Begriffe und höchſten Geſichtspunkte los und ließ das Einzelne unverarbeitet liegen. Damit machte er jene anregenden Wirkungen in faſt allen Zweigen, die auch Leibnitz vor ihm gemacht hatte. So wie Herder Leibnitzen auffaßte, kann man faſt Alles von ihm ſagen, was er von dieſem ſagt. Grade ſo brach er überall die Blüthen des Wiſſens ab, wie er von Leibnitz bemerkt; grade ſo warf er nach Laune und Liebe ſeine Ideen aus, in aphoriſtiſchen Winken mehr als ſyſtematiſcher Darſtellung. Grade wie er von Leibnitz rühmt, kann man es von ihm: daß ſein Geiſt in einer idealen Welt, im Reiche der Denkenden, fürs Wohl der Menſchheit Lebenden fortwirkte; daß er für dieſen großen Staat geſchrieben habe, „meiſt auf Veranlaſſung fremder Aeußerungen." Beide waren ihrem ganzen Beſtreben nach Männer, die nur in Deutſchland werden konnten, obwohl ſie über die Grenze des Vaterlands hinwegſtrebten, auch wohl in ihren Neigungen für Akademien und dergleichen franzöſiſche Sympathien verriethen. Der Mangel an Geſchloſſenheit, der Fragmentarismus iſt beiden gemein, und obgleich Leibnitzens juriſtiſche und mathematiſche Bildung ihn ſehr von dem Theologen und Aeſthetiker Herder unterſcheidet, ſo ſieht ihn dennoch Herder ganz richtig, wie man ihm ſelbſt thun dürfte, als einen Dichter in Philoſophie und Metaphyſik an, als Einen, der überall die Anfänge der Wiſſenſchaften mehr phantaſiereich erfaſſend bezeichnet. Den Mangel an eigentlichem Cenſorgeiſt kann man beiden zuſchreiben; wie Leibnitz von ſich ſelber ausſagte, ſo ſah auch Herder die Dinge, die ihn nicht näher berührten, gern von der beſten Seite an, und in den hiſtoriſchen Memoiren in der Adraſtea ſieht z. B. Alles durchweg in der Lichtſeite. So wie Leibnitz in religiöſer Hinſicht verketzert war und im Volke den Beinamen Lövenix führte, ſo geſchah es Her=

dern ſelbſt in Weimar. Und beiden nicht allein in der abergläubigen Maſſe. Lichtenberg wollte nicht, daß man aus Leibnitzens Vertheidigung der chriſtlichen Religion auf Religioſität bei ihm ſchlöſſe: Eitelkeit, meinte er, etwas beſſeres zu ſagen als die Leute von Profeſſion, ſei bei einem ſolchen Manne wie Leibnitz eine weit wahrſcheinlichere Triebfeder, ſo etwas zu thun, als Religion. So fand Niebuhr bei Herdern in der ſpätern Hälfte ſeines Lebens das Große verdunkelt, weil er aufgehört habe, religiös zu ſein. Und beiden kann man doch entgegenſetzen Herders großen Schmerz über die religiöſe und moraliſche Licenz, die in der Zeit der Romantiker hereinbrach, und Leibnitzens wehmüthige Ueberzeugung von dem Einbruch einer allgemeinen Revolution, wenn die irreligiöſen Tendenzen, die ſich unter die Leute der großen Welt und in die Modebücher einſchlichen, überhand nehmen würden.

Wir theilen in Bezug auf Herders religiöſe Seite die Anſicht Niebuhrs in keiner Weiſe. Wir ſehen vielmehr Herder mit Freude aus den dunklen Sphären des Lavaterſchen Chriſtenthums und des theologiſchen Geniedrangs heraustreten, nachdem ihm die Ueberſpannungen zu grell geworden waren; wir ſehen ihn ſeitdem auch in dem extremen Eifer, der ihn gegen die Kantiſche Schule ſpät ergriff, gegen alles Ueberſchwengliche auch in der Moral gerichtet; wir ſehen ihn überall mit Göthe den Rückzug auf eine einfachere Lebensweisheit nehmen. Wie dieſer durch Natur und Kunſt zu einer gemäßigten Theorie der Dichtung kam, ſo kam Herder durch Natur und Geſchichte zu einer geläuterten Religionsanſicht in einem ganz analogen Fortſchritt; und ſo gewiß bei Göthe und Herder mit dieſem Uebergang Elemente der frühern Periode, denen wir ihren eigenthümlichen Werth gern zuerkennen, verloren gehen mußten, ſo gewiß waren die entſchädigenden Gewinnſte auf der neuen Laufbahn bedeutender als die Verluſte. Wenn Göthe in ſeinen italieniſchen Dichtungen am höchſten geſtiegen iſt, ſo iſt es Herder in ſeinen Ideen, und von theologiſcher Seite betrachtet, in ſeinen chriſtlichen Schriften. Wenn Iphigenie und Taſſo die Frucht einer höchſten Kunſteinſicht waren, ſo die chriſtlichen Schriften das Ergebniß einer aufs äußerſte gereinigten Betrachtung des Chriſtenthums. Und wenn beide Männer ſpäter gereizt, gleichgültig gegen die Welt und das Publikum geworden ſind und von der erreichten Höhe gleichſam wieder herabſtiegen, ſo war dieß die

gleiche Einwirkung der ungünſtigen Zeitverhältniſſe: durch die franzöſiſche Revolution und die Kantiſche Philoſophie ſchien Herdern, wie wir ſchon früher anführten, die Zeit um ein Jahrhundert zurückgekommen, und das Aehnliche empfand Göthe der Revolution und der neuen Dichterſchule gegenüber. Wenn Göthe in ſeinen allgemeinen Tendenzen jene Höhe der Bildung anſtrebte, die wir bei Gelegenheit des Fauſt bezeichneten: Kultur und Natur auf einer neuen Stufe der Erkenntniß und Lebensweisheit zu verſchmelzen, ſo war dieß nicht minder die enthuſiaſtiſche Ausſicht Herders. Wenn Rouſſeau als die Quelle aller der menſchenfeindlichen Skepſis und ſauren Betrachtung von dem Werthe des menſchlichen Wiſſens und Seins angeſehen werden darf, wie wir ſie unter unſerer genialen Jugend fanden, ſo kann Herder hier als ſein großer Gegenſatz betrachtet werden. Wie Rouſſeau die Schranken der Menſchheit zu eng ſteckte, die Bedeutung ſeiner geiſtigen Freiheit zu gering anſchlug, des Menſchen Vermögen und Kraft nicht würdigte, einen Ruheſtand vor aller Kultur als ein Ideal anſah, ſo lehrte dagegen Herder, daß man von der Menſchheit nie zu groß denken könne, er ſetzte ihr ihre Ziele nicht vor dem Anfange des Ringens, ſondern in einer weiten Ferne, die nur durch Entwicklung aller Kräfte durchlaufen werden könne. Seine Ausſicht war nicht nach Rouſſeaus phyſiſcher Stufe, ſondern nach der geiſtigen Harmonie, die als Lohn den Sieger erwartet, der den Wettlauf um eine völlig durchgeführte Entwicklung wagt; nicht jener Kulturſtand reizte ihn, der die Künſte und Wiſſenſchaften gar nicht anfing, ſondern der Andere, der ihre Vollendung erreichte. Er iſt in ſeinen hoffnungsvollen Ausſichten auf die Fortbildung der Menſchheit vielleicht ſo viel zu weit gegangen, als Rouſſeau in ſeinen verzagenden, aber dennoch lehrte er in ſeinen Ideen die in den damaligen Aufregungen ſehr wohlthätige Lehre der Beſcheidung, die dem Menſchen und ſeinem Wohnorte eine mittlere Stellung anweist, und die den geiſtlichen Stolz der Chriſtomannen dämpfen konnte, mit dem ſie ihre Welt zum Mittelpunkte des Alls und ſich ſelbſt zum Bilde ihres Gottes machten. Herder warf wie Leſſing in ſeinen Ideen den Begriff der Menſchheit dem der Chriſtenheit entgegen; die Lehre im Nathan fing ſo bald an ihre Früchte zu tragen. Er war von der Befangenheit der Schlegel u. A. frei, die in dem Begriffe des Chriſten

des Menſchen ganzen Beruf aufgehen ſahen. Er wußte dem Menſchen keine edlere Beſtimmung, als die in ſeinem Namen liegt; Humanität war ihm der Ruf zu jener Ausbildung Alles deſſen, was zum Charakter unſeres Geſchlechtes gehört, zu dem, was Göthe und Schiller Kultur nannten; der Begriff der Thätigkeit lag ihm hierin eingeſchloſſen wie Göthen auch: da unſer Geſchlecht ſelbſt aus ſich machen muß, was aus ihm werden ſoll und kann, ſo darf keiner müßig bleiben; er muß aus ſich ſelbſt machen, was er ſoll und kann, wenn er etwas zum Beſten der geſammten Menſchheit ſoll beitragen können. Humanität nannte Herder in den Humanitätsbriefen (1793—7) das Gefühl der menſchlichen Natur in ihrer Stärke und Schwäche; er ſetzte ſie ausdrücklich der Brutalität entgegen, die auf dem Naturſtande beharren wollte; er ſetzte ſie aber auch ſchweigend dem Gottähnlichkeitsbeſtreben der Chriſtlichen entgegen, die ſich ihrer menſchlichen Natur überhoben; er predigte gegen Swift, der den Menſchen zum Yahoo erniedrigen wollte, und gegen Young, der ihm in ſeinem jetzigen Zuſtande die Würde des Seraphs anſchmeicheln möchte. Er ſuchte in jenen Briefen den Geiſt des Humanismus in aller Geſchichte und Literatur auf: er empfahl ihn in dem Deiſten Shaftsbury, und in dem Naturdichter Homer; er fand ihn im Horaz und Petrarca; er ſaugte ihn in vollen Zügen aus den Schriften und der Kunſt der Griechen ein, die mit ihrer geiſtigen Einfalt in allen Zweigen des menſchlichen Thun und Treibens mit ſo reizender Sicherheit die Blüthen zu pflücken verſtanden. So fuhr er in Leſſings, in Luthers Weg, ja im Wege unſerer nationalen Bildung fort, Humanismus und Chriſtianismus nebeneinander zu pflegen und neben der Einſeitigkeit der religiöſen Kultur die allgemeine menſchliche nicht aus den Augen zu verlieren.

Das Chriſtenthum war nach Herders ganzem Vorſtellungskreiſe ein weſentliches Moment in ſeiner geſammten Weltanſicht, und wie locker und loſe ſein Chriſtenthum den heutigen reactionairen Theologen vorkommen mag, es war keineswegs durch ſeine Aufklärung und Heiterkeit gebrochen, ſondern nur geſichtet und geläutert. Dieſe Religion hätte ſich Herdern, auch wenn ſie nicht bei ſeiner Geburt ihm eigen geworden wäre, ſchon dadurch aufgedrungen, daß ſie dem Charakter der reinſten Humanität am nächſten lag, daß ihr Stifter ein Sohn Gottes und des Menſchen

zugleich war. Seitdem ihn dieſer Begriff des Humanismus erfaßt hatte, legte Er, der ſo viel Sinn für Nationalpoeſien und Verfaſſungen und Sitten hatte, den Sinn für Nationalreligionen ab; er ergriff die Menſchheitsreligion, die ſich ſo gut zu accomodiren wußte, die Allen Alles war, die die Gabe hatte, in fremden Zungen zu predigen. Er haßte innerhalb dieſer Religion die Staats- und Nationalkirchen; er möchte nicht, daß Luther eine deutſche Kirche geſtiftet hätte. Er war darum mit denſelben Argumenten, wie man heute auf eine Univerſalliteratur und Republik aus iſt, auf die Univerſalreligion aus. Er ſah eine wahre unſichtbare Kirche durch alle Zeiten und Länder durchgehen, die ihm über die chriſtliche war; in ihr ſind ihm die Freimaurer nur eine Sekte, in ihr fallen die Kultusunterſchiede weg: in ihr „iſt kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib, in ihr ſind wir Alle Eins.“ In dieſem Sinne hätte er gern ein Chriſtenthum gelehrt, das ſo auf die äußerſten Punkte der Allgemeinheit reducirt wäre, daß jede Partikular- und Sektenanſicht davor aufgehen konnte. War dieß eine katholiſirende Tendenz, nach der auch Leibnitz auf die Vereinigung der Hauptconfeſſionen hinarbeitete, ſo war doch Herdern das Katholiſche weit nicht katholiſch, nicht univerſal genug. Er ging in den chriſtlichen Schriften (1794—8) auf jenen reinſten Standpunkt zurück, den Leſſing in ſeiner Religion Chriſti angegeben hatte. Wenn Herder Lavatern darum pries, daß er ein reines Chriſtenthum ohne allen ſcholaſtiſchen Ballaſt bekannt habe, ſo muß man doch erinnern, daß dieſer überall auf den Standpunkten der Apoſtel ſtehen bleibt, und ihre Befangenheiten mit ihnen theilt. Herder ging auf Chriſtus ſelbſt und ſein Leben und ſeine Lehre zurück; Lavater konnte keine Mitte zwiſchen Deiſterei und Chriſtenthum, zwiſchen der Lehre von der Entbehrlichkeit und Unentbehrlichkeit poſitiver Gotteswirkung finden; Herder ertrug ſie beide. In ſeinen chriſtlichen Schriften, die weder den Rationaliſten noch deren Gegnern genug gethan haben, weil ſie beiden Parthien nicht weit genug gingen, liegt ſein Glaubensbekenntniß in allem Umfang und aller Klarheit vor. Dieſe Aufſätze ſind ſo popular und bündig, ſo ganz ohne allen falſchen Prunk, Salbung und Kirchenfeierlichkeit geſchrieben, daß ſie jeden einfachen Sinn anſprechen müſſen, auch wenn man nicht mitgehen will ſo weit er geht, oder nicht ſtehen bleiben will wo er ſtehen bleibt.

Gegen dieſen Ton wird der Freigeiſt nichts haben, der Spötter nicht aufkommen, der einfältig Gläubige nicht taub ſein. Aus dieſem Tone gelehrt wird heute das Chriſtenthum und der Proteſtantismus noch immer ſeinen feſten Anhang um ſich geſammelt halten. Herder interpretirt die Evangelien in einer rationellen, nicht in einer plump materiellen Weiſe. Er will die Wunder und den Glauben Niemanden aufzwingen, der ſie nicht einfach feſthalten kann. Es fällt ihm nicht ein, aus den Wundern Beweiſe für das Chriſtenthum zu ziehen, ſie ſind für uns Tradition, ſie waren, wenn ſie waren, für jenes Geſchlecht. Es war ihm natürlich, daß ſich der Glaube in die That verliere; jener war Jahrtauſende lang als Bekenntniß und Symbol unentbehrlich, doch war er nur Symbol, nur Zeichen, nie die Sache ſelbſt! Er warnt vor dem geſcheiterten Syſteme von groben und ſubtilen Dreigöttern und aller ähnlichen nutzloſen Grübelei. Er hofft auf eine Zeit, da man ſich ſchämen werde, Sekten ſeinen Namen zu geben und ſie zu verfolgen; das reine Chriſtenthum dulde Alle; er wollte beweiſen, daß alle Sekten dem wahren Chriſtenthum nichts geſchadet, ſondern geholfen hätten. So läßt er Alles, was die Geſchichte aus dem Chriſtenthum gemacht hatte, liegen und ſucht aus den letzten geſchichtlichen Quellen das Einfachſte, was Chriſtus und ſeine Lehre war. Er breitet mit wahrer Meiſterſchaft nach ſeinen Humanitätsprinzipien ein menſchliches Licht über die Geſchichte Jeſu aus, er nimmt den unwohlthätigen Heiligenſchein von den Evangelien ab, und verſteht dieß zu thun ohne ihrer Würde im geringſten zu ſchaden. Nur drei lichte Punkte einer himmliſchen Beurkundigung des Gottgeweihten hielt er feſt: den himmliſchen Ruf bei der Taufe; die Verklärung und die Auferſtehung. War dieß Selbſttäuſchung, daß er bei dieſen wie willkührlich ſtill ſtand? Aber ebenſo blieb ja auch Luther eigenſinnig bei Einem Punkte ſtehen, weil er fühlte, daß ein Symbolum und Stichwort des Glaubens noth war. Ebenſo führte Herder in andern Gebieten uns zu einer reinſten Theorie der Poeſie, bis er vor der Didaktik mit einem faſt unerklärlichen Eigenſinn bewundernd feſt ſtand; ſo betrachtete er die Geſchichte mit geſunden Blicken, behielt aber die Ausſicht auf eine endliche Darſtellung des reinen Guten in der Menſchheit, auf eine moraliſche Vollkommenheit und Scheidung des Guten und Böſen gläubig feſt, die die Geſchichte

nicht lehrt. In ihm war die Verſetzung in den Geiſt der Zeiten des erſten Chriſtenthums zu innig, als daß er nicht, wie ein erſtandener Jünger, zwar von Vielem Wunderbaren einfaches Zeugniß hätte ablegen, aber auch in Einzelnem die Gläubigkeit hätte theilen ſollen. Wie beweist es ſeine Ueberzeugungen, daß ihm in der Nachſchrift zu dem Aufſatze von der Auferſtehung erſt einfällt, ſie könne auch ein bloßes Naturereigniß geweſen ſein (das er übrigens nicht wie unſere Rationalen nach den zweifelhaften Symptomen der mediciniſchen Lebens- und Todeskritik beurtheilt wiſſen wollte)! Wie gern gibt er ſich auch hiermit zufrieden, wenn nur den Apoſteln keine Fälſchung Schuld gegeben werden muß! Und wäre es denn auch für das wunderſüchtigſte Volk nicht Wunder genug, wenn es wirklich ein Naturereigniß geweſen wäre? Aber die Menſchen freilich wollen Alles nur beim Worte halten. Und vom Worte war Herder endlich ſo frei in ſeinem Chriſtenthume, daß er dieſe Schriften mit folgenden merkwürdigen Sätzen ſchließt: Ob in dem Chriſtenthume der Name Chriſti litaneimäßig genannt werde, ſagt er, iſt dem Erhöheten gleichgültig. Der großen Misverſtändniſſe wegen haben ſich Viele an dem heiligſten Namen verekelt, ſo daß jetzt Stärke der Seele dazu gehört, dieſerhalb das ganze Gebäude nicht von Grund auf neu zu wünſchen! Doch muß man ſich nicht irren laſſen, den ſtilleſten Wohlthäter des Menſchengeſchlechts auch in ſeiner Art, d. h. ſtill, ſchweigend und nachahmend zu ehren. Am Namen ſelbſt liegt wenig! Er ſelber nannte ſich den Menſchenſohn; von Schlacken gereinigt kann ſeine Religion nichts ſein, als die Religion reiner Güte, Menſchenreligion. — Schade, daß dieſe gewiß Chriſtus ähnlichen Geſinnungen nicht Wurzel faſſen konnten, ohne daß lächerliche Nachtreter gleich übertreiben und im Namen der Humanität taufen und dadurch natürlich neue Reactionen herrufen mußten! Konnten ſie nicht bei den Theologen ausdauern, ſo hätten ſie es bei den Laien ſollen! Aber wie ſollte dieß geſchehen, da es ja hier offenbar iſt, daß wir das Beſſere unſerer Literatur vergeſſen und liegen laſſen, wenn es nicht in Reimen geſchrieben ſteht! und daß wir dann immer wieder nach halben Jahrhunderten auf längſt bereiste Gegenden zurückkommen, die wir in Zerſtreuung verdämmert hatten, ſie als neue Gegenſtände aufs neue oberflächlich beſtaunen, um ſie aufs ſchleunigſte wieder zu vergeſſen.

Auf dieſen Wegen alſo gewannen wir in Deutſchland von doppelten Seiten her in der Religion eine Aufklärung, in der Freidenkerei und dem Heidenthume eine Mäßigung, wie ſie innerhalb der chriſtlichen Welt niemals dageweſen iſt. Die poetiſche Kunſt half uns über die einſeitige Verſeſſenheit auf eine blos chriſtliche Bildung, die ſeit Luther unerſchütterlich war, hinweg, aber ſie achtete die Religion, ſchon weil ſie von der Seite ihres phantaſiereichen Gehaltes an die Poeſie grenzte. Kein Mann von Bedeutung erſcheint in unſerer Literatur, der nicht die Feſſel der poſitiven Religion abgeſchüttelt hätte, keiner aber auch, der ſie nicht reſpectirt hätte an dem, der ſie gern tragen mochte; in dem gläubig erwachſenen Geſchlechte dauerten die Jugenderinnerungen aus, die uns ſo unendlich werth ſind, und ſie wollten dem werdenden und kommenden Geſchlechte nicht die gleiche Unſchuld der Jugend verkümmern. So hatten Göthe, Wieland, Forſter auf eine rein religiöſe Zeit in ihrem Leben zurückzublicken, ſo entſchieden ſie ſie auch ablegten. Die Einſicht in die Geſchichte war zu verbreitet, als daß man den franzöſiſchen Vernunftgötzen auf den Thron geſtellt hätte; wer auch wie Voltaire das Chriſtenthum betrachtete, betrachtete es doch mit hiſtoriſcher Gerechtigkeit: ſo that Wieland, ſo that La Roche, als er ſeine Briefe über das Mönchweſen ſchrieb, ſo haben unſere Kirchenhiſtoriker fortgefahren; ſie verſchmähten es, den Einen Sektengeiſt mit dem andern zu bannen. Wer ſich ſelbſt auch fähig fand, die Binde des Glaubens von ſeinen Augen zu nehmen, und reif, die Predigt der Kirche zu entbehren, der wollte darum nicht auch die Unmündigen und die am Geiſte Armen mit ſich reißen, wollte nicht ihn, dem in den vielen Misverhältniſſen der Welt und den Unbilden des Schickſals ſein Abhängigkeitsgefühl am fühlbarſten wird, den Troſt rauben, den ſich eben dieſes Gefühl natürlich erſchafft. So reſpectirte Leſſing, ſo Lichtenberg, ſo Möſer in ſeinem Schreiben an den ſavoyiſchen Vicar, den Beſtand der poſitiven Religion für das Volk. Wo irgend ein Spötter der Religion laut wurde, ward er nicht gehört, und es war faſt keine Stimme von Bedeutung, die ſich ſpottend, ja die ſich nur ernſt gegen das Chriſtenthum ausgeſprochen hätte. Auch Jean Paul dachte ganz frei in religiöſen Dingen, er ſtach ſchon in den grönländiſchen Prozeſſen auf Lavater und auf die Orthodoxen, das 10te Kapitel im Siebenkäs über

deſſen Unchriſtenthum iſt voll Stacheln, aber doch bleibt Alles in der Ordnung. Auch Schillern gab die Religion kein Reſultat und keine Ueberzeugungen in überſinnlichen Dingen, und ſelbſt in ihren Beziehungen auf die Moralität war ſie ihm ausgeſprochnermaßen „dem Effecte, nicht dem Werthe nach, nur ein Surrogat der wahren Tugend, beſtimmt die Legalität da zu ſichern, wo eigentliche Moralität nicht zu hoffen iſt.“ Aber auch Er ſchwieg vorſichtig und nur die Zeloten konnten den jugendlichen Erguß ſeines poetiſchen Heidenthums in den Göttern Griechenlands verketzern. Göthe ließ ſich wohl gelegentlich zu harten und bittern Aeußerungen über das Chriſtenthum verleiten, auch Er aber machte es bei all dem nicht ſo arg, daß, während ihn zwar die neuen Paule und Saule auf der Kanzel zu der Linken Gottes ſchieben, nicht andre Theologen wären, die ihn zur Rechten ſchaarten, wenn gleich er die Ehre verbittet und im Angeſicht Gottes unter den Vernünftigen ſtehen will. Ich weiß nicht, wie man ſeine Gnomen interpretirt, worin er die Dreieinigkeit perſiflirend aufführt, worin er jeden Schwärmer vorm 30ſten Jahre ans Kreuz geſchlagen haben will, und das Kreuz zu dem Tabak und Knoblauch rubricirt, und was ihm ſonſt wie Gift und Schlangen zuwider iſt; nur wie man Chriſtenthum daraus zieht, ſehe ich nicht. Ihm war es „eines Gaſſenvolkes Windsbraut, die da einen Gott hinter des Menſchen alberner Stirne predigte, der viel herrlicher ſei als das Weſen, an dem wir die Breite der Gottheit erkennen.“ Vielleicht wäre es beſſer geweſen, wenn Göthe auch dieſe wenigen Bitterkeiten verſchwiegen hätte, wenn er ſein Credo, wie er es gegen die theilnehmenden Bekehrerinnen, die Gallitzin und die Stolberg, that, nur in Briefen und in Geſprächen ausgeſprochen hätte. Wie er es gegen Lavater that, iſt es erbaulicher, als manche chriſtliche Predigt, und kann als ein Glaubensbekenntniß aller unſerer Koryphäen der Literatur aus jenen Zeiten daſtehen, dem auch die Reactionen der Romantiker nichts anhaben konnten. „Bei deinem Wunſche und deiner Begierde, ſchreibt er ihm, in einem Individuum Alles zu genießen, iſt es herrlich, daß uns aus alten Zeiten dieß Bild übrig blieb, in das du dein Alles übertragen und in ihm dich beſpiegeln und dich ſelbſt anbeten kannſt. Nur das iſt ungerecht und Raub, daß du alle köſtliche Federn der tauſendfachen Geflügel unter dem Himmel ausraufſt, um deinen Para-

diesvogel damit zu ſchmücken; dieß verdrießt uns, die wir als Söhne Gottes ihn in uns ſelbſt und in allen ſeinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß du dich nicht darin verändern kannſt, doch finde ich es auch nöthig, da du deinen Glauben wiederholend predigſt, dir auch den unſrigen als einen ehernen Fels der Wahrheit wiederholt zu zeigen, den du und eine ganze Chriſtenheit mit den Wogen eures Meeres vielleicht einmal überſprudeln, aber weder überſtrömen noch in ſeinen Tiefen erſchüttern kann. — Du nennſt das Evangelium die göttlichſte Wahrheit, mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Waſſer brennt und das Feuer löſcht und ein Weib ohne Mann gebärt und ein Todter auferſteht, vielmehr halte ich dieß für Läſterungen gegen den großen Gott und ſeine Offenbarung in der Natur. In dieſem meinem Glauben iſt es mir ebenſo heftig Ernſt wie dir in dem deinen, und wenn ich öffentlich zu reden hätte, ſo würde ich für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingeſetzte Ariſtokratie mit eben dem Eifer ſprechen, wie du für das Einreich Chriſti.“ Dieſe Ariſtokratie beſteht bis jetzt unter uns unbeſiegt. Was ihr Schickſal ſein wird in der Folge, mag die Zeit lehren. Die chriſtlichen Monarchiſten vertrügen ſich noch mit ihr, wenn ſie ſie nicht in eine Demokratie in der Ferne ausarten ſähen. So lange dieſe ſchädlichen Männer, ſagte Jung Stilling, noch einzelne Gelehrte, Sokrate und moraliſche Menſchen ſind, geht es noch an, aber laßt den Gedanken allgemein werden, daß es mit der chriſtlichen Religion nichts iſt, dann — und nun fügt er ein ſchreckliches Gemälde der Zukunft hinzu, aus der er die traurige Ueberzeugung ſchöpft, daß die Chriſten ohne Religion wegen des hohen Grades ihres Luxus zu allem Greulichen am geſchickteſten ſeien. Auch Leibnitz hatte ſchon ein ähnliches Prognoſtikon geſtellt, das auch in Frankreich bald genug zutraf. Er noch dazu ſah mit dem aufkommenden Moralprinzip der Ehre, der launigen, zugleich alle Vaterlandsliebe, Gemeinſinn, Sorge für die Nachwelt, und die edlen Grundſätze der Griechen und Römer ſchwinden. Unſere Anſicht wäre eine andere. Die Zeiten bleiben leider nicht aus, wo die Religionsprinzipien und ſelbſt die bloßen Morallehren aufhören, in den Völkern die Grundſätze des Handelns zu regeln; glücklich iſt alsdann der Staat, der nach dem verlornen Boden des Heiligen und Guten den Grund des Rechts und der Gemeinnützigkeit übrig

behält. Dieß iſt nur da möglich, wo man der vaterländiſchen Freiheit, der politiſchen und ſtaatswirthlichen Entwickelung vollen Lauf läßt: dort bildet ſich Ehrbarkeit, Ehre und Rechtsgefühl zu einem neuen bindenden Prinzip in der Geſellſchaft, das gegen Religion und Moral gehalten nur ein Nothbehelf, aber immer ein Behelf iſt. Wir haben das Vaterland, die Freiheit, das Ehrgefühl und den Rechtsſinn nicht, das uns dieſe Ausſicht garantirte, und wenn wir die trüben Weiſſagungen Jung Stillings theilen ſollten, ſo theilen wir ſie aus dieſem Grunde, und aus keinem andern.

Wir können dem Leſer weit verirrt ſcheinen, und ganz abgekommen von unſerm anfänglichen Vorſatze, uns auf dem Grenzgebiete von Religion und Poeſie zu halten. Wir haben aber in der That nur eine lange Linie durchlaufen, nicht uns in eine unnöthige Tiefe verloren. An ſich ſchon war dieſer Excurs nöthig, um auch von poetiſcher Seite die Reaction der Romantiker gegen den freien religiöſen Standpunkt erklärlich zu machen. Zum Glück aber haben wir auch einige praktiſche Romane zur Hand, die nur auf dieſer gewonnenen Höhe freier Religionsbetrachtung entſtehen konnten. Wir meinen einige Werke von Wieland. Bei der Art und Weiſe, wie dieſer Mann die ſämmtlichen Gattungen des Romans cultivirt hat, und zugleich wie er in ſeinem ganzen Dichten auf das Praktiſche aus war, in ſeinem inneren Leben ſtets an den öffentlichen Dingen in Deutſchland Theil nahm, ließ es ſich erwarten, daß er bei den großen Angelegenheiten, die wir bisher behandelt haben, nicht ſtumm ſitzen werde. Er konnte dieß um ſo weniger, als er ſelbſt wider ſeinen Willen in dieſe Verhältniſſe hereingeriſſen wurde. Er hatte ſich ja ſchon früher des Klopſtockſchen Chriſtenthums ſo lebhaft angenommen, er war dann ebenſo lebhaft ſein arger Gegner geworden: als jetzt in den 70er Jahren der Hauptſturm gegen das Chriſtenthum losging, hatte Wieland ähnliche Anfechtungen auch von dieſer Seite zu erleben, wie moraliſcherſeits von ſeinen licentiöſen poetiſchen Schülern. Es erſchien im Anfang der 80er Jahre eine kleine Flugſchrift, die ihn aufforderte, die Menſchen von dem Religionsgeſpenſte zu heilen. Dieß nahm er gewaltig übel. Er ſchrieb 1783 Antworten und Gegenfragen auf die Zweifel und Anfragen eines vorgeblichen Weltbürgers und beklagte ſich darin über das Saturnalienmäßige der ſtürmiſchen Aufklärerei,

und über den wachſenden Unglauben, der ein größeres Elend über die Welt bringen würde, als aller Aberglaube und Möncherei angerichtet. Machten ihm dieſe Himmelſtürmer Sorgen, ſo kümmerten ihn dagegen die neuen Seher und Wunderthäter und Propheten doch mehr, wenn er ſie auch nicht in dem Licht betrachtete, in dem Adelung in ſeiner Geſchichte der menſchlichen Narrheit alle Dämoniſtiker der Welt im grellſten Uebermaße des dürren Pragmatismus in das Tollhaus verbannte. Wieland ſchien es für nöthig zu halten, ſich bald nach der Gegenſeite hin zu erklären, damit man ihn nicht aus jenen Antworten für einen Obſcuranten halte. Im Merkur erſchien 1788 ſein Aufſatz über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubensſachen. Er verfocht darin nicht nur die Rechte der Vernunft, ſondern auch die Nothwendigkeit der wirklichen Ausübung dieſer Rechte, und dieß in einem ſo energiſchen Style, daß man wohl merkt, wie auch hier Leſſings polemiſche Schriften eingewirkt haben. Wieland bekennt ſich hier frei zum Deiſten und Bekenner der natürlichen Religion, die ihm in den zwei Punkten von Gott und Unſterblichkeit erſchöpft war; er nennt den Glauben an das Wunderbare und die Begierde das Künftige zu wiſſen, die ſchwächſte Seite des Menſchen. Seine Stellung gegen das Pabſtthum iſt ganz offene Kriegserklärung: er meinte, wenn wir uns nur entſchließen könnten, ſo zu verfahren in Allem, als ob das Unglück von Roms Sturz geſchehen wäre, würde der Sturz bald erfolgen. Er ahnte richtig voraus, was in Frankreich bald geſchehen ſollte, aber nicht, daß es eine ſeiner idealiſtiſchen Hoffnungen war, einen ſolchen Erfolg jetzt ſchon von Beſtand zu glauben. Uebrigens gibt er über ſeiner Deiſterei und ſeinem Antipapismus keineswegs das ganze Chriſtenthum auf: er iſt vielmehr ganz auf Herders Standpunkt, mit dem er in dieſen Zeiten ſehr befreundet war: er war überzeugt, daß die Hauptfeſtung des Chriſtenthums, mit Aufopferung der unhaltbaren Außenwerke ſich gegen alle Angriffe der Vernunft behaupten könne, und er bedauerte nur, daß wir Proteſtanten keinen andern Stützpunkt hätten als die vielgedeutete Bibel, ſo daß uns nichts übrig bliebe, als Allen das Recht zuzuerkennen, nach eigner Ueberzeugung zu glauben. Als Wieland dieſen Aufſatz ſchrieb, fing ſchon zu gleicher Zeit ſein überſetzter Lucian an zu erſcheinen. Es war außerordentlich merkwürdig, daß als

die neuen Peregrine, Apollonius, Chriſtus und Johannes in Deutſchland auftraten, auch jener Geiſt des Widerſpruchs, der pragmatiſchen Verſtändigkeit, des rationalen Menſchenverſtandes ſeine Wiederbelebung fand, daß Wieland ſeine Poeſie eigentlich ganz verließ und nun ſich ganz wie Lucian der Beſprechung der öffentlichen Angelegenheiten hingab, ſich ſo völlig in deſſen Form einlas, daß er zunächſt faſt nichts mehr ſchrieb, als was an Lucian erinnert, ſich auch ſo völlig in ſeiner Geiſtesrichtung wieder erkannte, daß in ihm der Glaube an Seelenwanderug damals bis zu einer Art von Täuſchung feſtwuchs. Er fing nun an, pſychologiſche Räthſel zu ſtellen und zu löſen, problematiſche Charaktere zu würdigen, dem Hang des Menſchen zum Geiſterglauben nachzuſpüren, die religiöſen und politiſchen Fragen des Tags in Unterſuchungen, Geſprächen und anderen freien Formen zu prüfen. Im Jahre 1789 fingen ſeine Göttergeſpräche zu erſcheinen an. Gleich hier trat ſeine zweiſeitige Denkart über das Chriſtenthum grell heraus. In dem 6ten Geſpräche erhält Jupiter die Nachricht von ſeiner Abſetzung unter Theodoſius; und läßt ſich ungefähr ſo vernehmen: In dieſem Augenblicke lege man den Grund zu einem Aberglauben, der alle menſchlichen und bürgerlichen Verhältniſſe untergraben werde, der wie Blei in den Köpfen liegen, jeder geſunden Vorſtellung von natürlichen und ſittlichen Dingen den Zugang verſchließen und unter dem Vorwand einer chimäriſchen Vollkommenheit die Humanität in jedem Menſchen erſticken werde. Der alte Aberglaube ſei unſchuldiger und wohlthätiger als der neue, die alten Prieſter harmloſer, denn ſie fochten Niemands Glauben an, während die neuen um nichtswürdiger Wortſpiele willen verfolgen und morden, und die als Feinde Gottes und der Menſchen behandeln würden, die nicht über das Undenkbare dächten, wie ihre Willkühr es vorſchriebe. Die alten Prieſter wären nie mit der bürgerlichen Obrigkeit in Zuſammenſtoß gerathen, die neuern würden nicht aufhören zu verwirren, um Gottes Statthalter zu werden, um den freien Gebrauch der Urtheilskraft zum Verbrechen zu ſtempeln, und die Sünden der Welt in Geldquellen zu ihrem Vortheil zu verwandeln. Zeus prophezeiht dann all das Ungeſtalte, Verſchrobene, Ungeheure, was aus der Verbannung der Götter und aller verſchönernden Künſte, deren Erfinder ſie ſeien, erfolgen werde, und wie man ſpäter ſie wieder hervorziehen und mit affectirtem

Enthuſiasmus jene Wunder der Kunſt und der ächten Begeiſterung und wirklichen Anhauchs göttlicher Kräfte nachahmen werde. Das 8te Geſpräch hält dieſem nun ein Gegengewicht. Chriſtus erwidert dem Jupiter, die viele Zeit der Barbarei entſcheide nichts gegen das Chriſtenthum, ſein Maßſtab ſei zu kurz, tauſend Jahre ſeien Nichts zur Vollendung des großen Werkes, aus dem ganzen Menſchengeſchlecht eine einzige Familie guter und glücklicher Menſchen zu machen: auf dieſen Vollkommenheitspunkt, wohin Alles bisher geſchehene nur erſt hinſtrebe, müſſe man die Augen gerichtet halten. Wir merken auch hier Herders humaniſtiſche Anſichten, die nur bei Wieland kosmopolitiſche heißen. Im Jahre 1791 erſchien Peregrinus Proteus. Er knüpft ſich an einen Stoff Lucians, der Gelegenheit zu einer Ehrenrettung, zur Löſung eines pſychologiſchen Problems gab. Peregrin war ein Gaukler, der in Olympia eines freiwilligen Feuertodes ſtarb; Wieland macht aus dem Gaukler einen edlen Schwärmer, deſſen jugendliche Phantaſie mit Wunderglauben und Phantasmen gefüllt ward, der nach Kenntniß ſeiner ſelbſt und der Welt rang, die ihn zur Eudämonie, Geiſterwonne und Glückſeligkeit führen ſollte: und dieſe ſucht er darin, daß er das Leben des Dämons lebe, mit Göttern und Dämonen umgehe, und von einer Stufe des Schönen zur andern bis zum Anſchauen und Genuß jener höchſten Urſchönheit, jener himmliſchen Venus gelange, welche der Inbegriff alles Schönen und Vollkommnen iſt. Man ſieht leicht, wie dieß ein Abbild eines Lavaters, eines chriſtlichen Myſtikers und ſeines Strebens nach Göttervereinigung, das Syſtem des frommen Epikureismus iſt. Hatte Wieland in ſeinem Agathon früher ſich ſelbſt geſchildert, einen Jugendſchwärmer, den die wirkliche Welt heilte, ſo ſchildert er jetzt, auf Lavater und die Aehnlichen hinüberblickend, einen Anderen, in dem das Dämoniſche das Uebergewicht behält und ſich gegen die Täuſchungen der Wirklichkeit verhärtet, bis zuletzt der cyniſche Herkules, der es mit der Verderbtheit der Welt aufnehmen will, an Allem, und ſogar an ſeinem freiwilligen Tode ſcheiterte, mit dem er vergeblich hoffte einen heilſamen Eindruck zu hinterlaſſen. So weit das Chriſtenthum in dieſem Geſchichtsromane mitſpielt, wird es ungefähr in dem Geiſte jenes 6ten Geſprächs behandelt: die hierarchiſchen Plane gegen den Staat, die Theokratie und das Reich Gottes in Rom, die Gnoſis und die dithyrambiſche Art der

Philoſophie, die Wunder und göttliche Geburt, Alles dieſes und Aehnliches erhält ſeine geißelnden Hiebe, ohne daß das Wohlthätige des neuen Glaubens gehörig hervorgehoben würde. Es geſchieht dieß aber im Agathodämon (1798), wo Wieland nicht mehr mit ſeinem pragmatiſchen Rationalismus die urchriſtliche Zeit mit lauter Kniffen und Intriguen, Liſt und Verſtand ausfüllt, ſondern dem harmloſen Glauben an den gekreuzigten Gott und der ungeheuren Kraft der Phantaſie ihr Theil abläßt. Auch der Agathodämon iſt ein Geſchichtsroman und bahnt uns den Uebergang zu dieſer Gattung, in der Wielands Ariſtipp vielleicht als das bedeutendſte Product ſteht; das Werk iſt eine pſychologiſche Ehrenrettung des Apollonius von Tyana, und alſo mit Peregrin ſehr nahe verwandt; es tritt an die Stelle von der verunzierten Lebensbeſchreibung des Apollonius von Philoſtrat, ſo wie der Peregrinus an die Stelle des ſpöttiſchen Lucianiſchen Geſprächs; es arbeitet hier ſchon der Philolog mit dem Poeten und dem Pſychologen Hand in Hand, und dieß deutet uns an, daß Wieland den allgemeinen Uebergang von Poeſie zur Wiſſenſchaft mit der Zeit gemeinſam macht. Aus dem fanatiſchen Beförderer des Dämonismus, der Peregrin geblieben iſt und der Agathodämon war, wird dieſer zu einem Feinde aller Schwärmerei, zu einem Manne, der im ſchönſten Sinne auf die höchſte Veredelung der Menſchheit ausgeht. Der Held iſt bei Wieland von Jugend auf beſtrebt, das thieriſche Leben möglichſt einzuſchränken, und dem Dämon und Gott ganz dienſtbar zu machen; er enthält ſich daher auch der aphroditiſchen Myſterien und Wieland eiferte ihm darin in ſeiner Compoſition einmal möglichſt nach, was noch im Peregrinus nicht geſchehen iſt. Er wollte der verderbten römiſchen Welt werden, was Pythagoras den kleinen griechiſchen Staaten in Italien einſt war. Wieland leiht ihm nun alle die ſelbſtbewußten Kunſtgriffe und Maximen, die die rationale Anſicht gewöhnlich allen Religionsſtiftern leiht; mit Klugheitsmitteln wirkt er in ſeinem Orden auf die kosmopolitiſche Vereinigung der Menſchheit in Eine Familie hin, auf die Herrſchaft von Natur und Vernunft (wir erkennen wieder jenes allgemeine große Ziel aller unſerer Koryphäen), zu welchem weitentfernten Punkte man ſtufenweiſe und allmählig nach Vertilgung des Dämonglaubens fortſchreiten ſollte. Aber ihm gelang ſein Werk nicht; mit ſich ſelbſt Rechnung haltend, muß er

bekennen, daß was er ſpielte Schein und Rolle war, daß in ſeine guten Zwecke ſich Stolz und Ueberhebung gemiſcht. Er geſteht nun, daß unter ſeinen Zeitgenoſſen ein Mann war, der all das war, was er ſchien, der ohne Geheimanſtalten, ohne Künſte und Blendwerk auf dem graden Wege zu Stande brachte, was er verfehlte. Das Chriſtenthum enthalte den Keim zu Aller der Entwickelung, die Er berechnet habe, mehr bewußtlos. Chriſtus glaubte der zu ſein, für den Er ſich ausgab, Apollonius glaubte nicht an ſeine Götterſendung, aber Chriſtus wohl, der keine ſelbſterfundenen Pläne auszuführen, noch für die Mittel zu ſorgen hatte, an denen Apollonius ſcheiterte. Wir ſehen alſo, daß Wieland ſich über die gemeine pragmatiſche Anſicht erhebt, und daß er durch dieſen geſchickten Gegenſatz die Angriffe des Fragments über den Zweck Jeſu und ſeiner Jünger zu entkräften ſucht. Wie ſehr er die Geſchichte Chriſti rationaliſtiſch behandelt und dabei wohl ſelbſt an Bahrdt und Conſorten erinnern kann, ſo hat er doch in ſeiner planen Weiſe hier vortreffliche Sachen über die hiſtoriſche Bedeutſamkeit des Chriſtenthums geſagt, und damit die Anregung zu einer Betrachtungsweiſe gegeben, die vielleicht noch lange nicht cultivirt genug, und bei weitem die fruchtbarſte iſt, eine Zeit wie die unſere für das Chriſtenthum billig geſtimmt zu halten.

Während in den religiöſen Ueberzeugungen die Veränderungen vor ſich gingen, die wir bisher durchlaufen haben, bereiteten ſich ähnliche und größere im Erziehungsweſen vor, die von weit eingreifenderen Folgen werden ſollten, und die eigentlich allein in der Maſſe den Stand unſerer Cultur ſo mächtig umgewandelt haben. Die Glaubenskämpfe gingen bei uns vorüber, ohne in die Formen des Lebens einzuwirken; die Kirche blieb unberührt von ihnen, ein Zeichen, daß ſie nicht mehr in die organiſchen Entwickelungen des Nationallebens hineingehörten, daß die Religion aufhören ſollte, das herrſchende Agens in der Volksbildung abzugeben. Die neuen pädagogiſchen Doctrinen aber geſtalteten die äußere Form, die Schulen, ganz um, ſie belebten dieſe erſtarrten Anſtalten, die ſeit der Reformation kaum Einen Anſtoß erlitten hatten. Daß die religiöſen Neuerungen den Körper der Nation nicht mehr berührten, liegt nicht allein darin, daß die popularſten Männer

jeder Seite, die Lavater und Bahrdt, grade im Volke keine Wirkung mehr machten, ſondern es iſt beſonders daraus klar, daß, wie wir ſagten, die gewonnene Höhe der Aufklärung nur das Privilegium einer kleinen Ariſtokratie blieb, die ſich deſſelben mäßig und ohne Aergerniß zu geben bediente, ja dem äußeren Benehmen nach ſogar darauf zu verzichten ſchien: und daher kam es, daß auch die Reaction der Romantiker gegen dieſe heidniſche Aufklärerei durchaus nur in dem Kreiſe der Ariſtokratie blieb und die Maſſe des Volks, wie ſehr man dieß auch gefürchtet hatte, nicht berührte. Die neuen Erziehungslehren dagegen beurkundeten darin ſogleich ein unweit größeres Intereſſe, das ſie dem Volksganzen einflößten, daß der Urheber dieſer Neuerungen trotz unweit kleinerer Anlagen, trotz ſeiner ſehr unempfehlenden Perſönlichkeit, trotz ſeinem bald durchſchauten Charlatanismus allen Partheien, den Lavaterianern und Nicolaiten, eine gleiche und große, wenn auch ſchnell vorübergehende Aufmerkſamkeit abnöthigte, daß als ſeine Perſon fiel, ſein Werk beſtand, und beſtehend ſich veränderte und accomodirte, und daß die Früchte davon den Geſammtkörper des Volks mit neuer Nahrung durchdrangen. Wenn Alles das, was die ſchöne Literatur, angelehnt an die religiöſen Bewegungen, damals hervorbrachte, an die gebildetſte Claſſe der Nation gerichtet iſt, ſo ſtrebt dagegen Alles, was ſich an die reformirte Erziehung anlehnt, zu den unterſten Claſſen hin und ſtimmte Sprache und Stoff zum entſchiedenſten Volkstone herab. Wenn es unter den Aufgeklärten in religiöſer Hinſicht, wie wir zuletzt bei Wieland ſogar gefunden haben, charakteriſtiſch iſt, daß ſie ſich nicht dem gemeinen Rationaliſten anſchloſſen, der mit dem trivialen Menſchenverſtand Alles greifen will, was er begreifen ſoll, der nichts Unſinnliches in der Phantaſie, ſondern nur das für möglich hält, was in die äußeren Sinne fällt, und was ihm ſelbſt einmal in die Sinne gefallen iſt, ſo ſtehen dagegen faſt alle die Männer, die unſer Erziehungsweſen geändert haben, entſchieden auf der Seite der Pragmatiker und jener Aufklärer in Berlin, die einen ſo üblen Namen unter unſerer poetiſchen Ariſtokratie hatten. Für Baſedow nahmen Nicolai und Käſtner, Gedicke und Bieſter Parthei; Reimarus war ſein Lehrer; Ebert und Leſſing achteten auf ihn; Bahrdt und Steinbart, die Berüchtigten, erſcheinen unter den erſten neuen Pädogogen, und Trapp, der ſich Bahrdts öffentlich

annahm; und überhaupt concentrirte ſich der reinſte Ertrag der ganzen Schulreform zuletzt auf Preußen, von wo aus ſie mit Perſonen und Schriften am energiſchſten unterſtützt ward. Ja noch mehr: die ganze Revolution im Erziehungsweſen war ganz in der Stille grade gegen die Kirche und Geiſtlichkeit, gegen die ausſchließende und bevorzugte religiöſe Bildung gerichtet, und das iſt ihr letzter Sinn, daß ſie die Schule dem Einfluſſe der Geiſtlichen entriß, daß ſie der Nationalerziehung die chriſtlichen Feſſeln abnahm, indem ſie ihr die Feſſeln der pedantiſchen Gelehrſamkeit, des unfruchtbaren Wiſſens und des nutzloſen inhumanen Zwangs abzunehmen Miene machte. Will man dieſe Wirkungen blos pragmatiſch nach ihrer nächſten Quelle verfolgen, ſo kann man ſagen, daß ſich der geiſtliche Zelotismus dieſe Wunde eben ſo gut ſelbſt geſchlagen habe, wie er mit ſeinen Verfolgungen gegen Bahrdt den heterodoxen Rationalismus hervorgerufen hat.

Mit den Schickſalen nämlich, die dieſen convertirt und von der Orthodoxie abgebracht haben, hat das Leben Joh. Bernhard Baſedows (aus Hamburg 1723—90) von dieſer Seite große Aehnlichkeit, ſo verſchieden die beiden Menſchen auch waren. Baſedow war im Anfang ein Anhänger von Klopſtock und Cramer, wie es ſchon ſein Geburtsort mit ſich bringt. Er hatte ſich zur Theologie beſtimmt, die er zwar frühzeitig aufgab, allein er gerirte ſich doch öffentlich gegen die Berliner als ein Partiſan des Nordiſchen Aufſehers, er ließ ſich in dieſem Blatte von Cramer rühmen, Gellert führte ſein erſtes Hauptwerk, die praktiſche Philoſophie (1758) preiſend in ſeinen moraliſchen Vorleſungen an, denn dieſes dickleibige Buch war noch in der Abſicht geſchrieben, die Freunde der Philoſophie auch zu Freunden des Chriſtenthums zu machen, der Vernunft zu beweiſen, daß ſie ihr ſchönſtes Licht erſt aus der Offenbarung erhalte; und die triviale breite Weisheit darin war noch ganz in dem Style, der Gellert genug thun konnte. Im 30ten Jahre erhielt Baſedow einen Ruf an die Ritterakademie zu Soroe auf Seeland, als Profeſſor der Beredtſamkeit; er erhielt dauernden Beifall und der Hof trug ihm auf, auch theologiſche Vorleſungen zu halten. Aber man ärgerte ſich hier bald an ſeinen Sitten, und die orthodoxe und orthodäniſche Parthei des Grafen Daneskiold verklagte ihn eines anſtößigen Privatlebens, das ſich mit theologiſchen Vorleſungen nicht vertrage. Baſedow zeigt beſſer

als Einer, wie man innerhalb der Klopſtockſchen Schule von der Sicherheit des rechten Beſtrebens zur Freiheit des genialen Lebens überglitt und bis zum Cynismus des Studentenlebens herabſank. Er kann als einer unſerer vagirenden Originalcharaktere, unſerer Projectmacher und Charlatane ganz füglich genannt werden. Aus niederm Stande erwachſen, war er frühe ſeinem Vater entlaufen und Lakay geworden; wie in dieſem Zuge, ſo zeigte es ſich auch in ſeinem ſpäteren Leben, daß er häuslichen Sinn und Gemüth nicht beſaß. Auf der Schule ſog er ſchon ſeinen Haß gegen allen Zwang und Methode ein; er verachtete alles Syſtemwerk in dem Sinne der neuen Genies, ſtudirte tumultuariſch und in dem univerſellen Abſehen, ſich für jedes Amt und Geſchäft zu bilden, und ſchon auf der Schule in Hamburg ſpielte er den Polyhiſtor. Ein Naturkind ohne Ausbildung machte er die Unanſtändigkeit des Betragens zum Syſteme und nannte es Lappalien, ſich in den Ton der Welt und ihre Conventionen zu fügen; bei kurzem Umgange, wie man ihn, den ewig Reiſenden, nur zu ſehen gewohnt war, ergötzte ſeine gravitätiſche Drolligkeit und ſeine Schwänke, die er ausführte und erzählte, und das Leben eines freien Muſenſohns bei Spiel, Tabak und Trunk, das er in ſeinem Leben feſthielt; wie er dann von dieſen Extremen launiger Ueberſpannung in das Gegentheil zurück fiel, und mit ſeiner Hypochondrie und Haustyrannei quälte, blieb ſeinen näheren Freunden allein bekannt, von denen keiner bei ihm aushielt. Erſt als man ſein Leben und ſein Wirken im größeren Ganzen überſchlug, ſah man wie ſehr der Mann, der den Ton der Allmacht anſtimmte, mit Ohnmacht wechſelte, aus Trotz und Ungeſtüm in Verzagen, aus Rechthaberei in Zweifel, aus der ſcheinbaren Kraft des Polterers in Unbeſtändigkeit fiel, und eben einen ſolchen enttäuſchenden Eindruck machten ſeine Schriften, ſobald man auf ſie achtſamer ward. Vergebens verſteckte er ſeine Oberflächlichkeit hinter ſeine blöden Augen, als man es überſah, wie er in ſeinen zahlloſen Schreibereien mit der größten Unverſchämtheit ſich ſelber und ſeine nothdürftige Weisheit ausſchrieb, und immer wiederholte, aufwärmte, wiederkäute, in unzähligen Refrains variirte, ſo daß man witzig bemerkt hat, man könne den Gehalt ſeiner koloſſalen Schriften in ein Sedezbändchen bringen, nach ſeiner eignen Lieblingsgrille, daß man das Materielle, aus dem die Erde beſtände, vielleicht in eine Nuß=

ſchale zuſammendrängen könne. Es war wohl nöthig, daß man dem harthörigen Publikum die neuen Wahrheiten ſtets aufs neue einprägte, nur iſt es die Art ſolcher Wunderdoctoren und lauten Cyniker, daß ſie unter jeder Bedingung ſchreien, als ob alle Welt taub ſei. Damals übrigens, als Baſedow in Soroe lehrte, waren ſeine Schriften weit entfernt den Eindruck der Trivialität oder der Wiederholung zu machen; in ſeiner praktiſchen Philoſophie lag der Same noch neu, den er ſpäter verbraucht immer wieder ausſtreute, und ſeine ſpäteren Feinde hörten damals aus dieſem Buche einen Patriarchen und Apoſtel reden. Als man ihn daher aus Soroe **1762** entfernte, ward er nach Altona doch ehrenvoll verſetzt, wohin damals wie nach Holland alle Diſſenters ihre Zuflucht nahmen; und als er auch hier verfolgt ward und in collegialiſche Mishelligkeiten kam, ward er mit ſeinem Gehalte quiescirt. So erhielt er nun erſt recht Muße für ſeine ſchriftſtelleriſche Feder und ward faſt mit Gewalt auf ſein neues Gebiet geſtoßen. Der große Goeze hat auch hier das Verdienſt, mit ſeinen Freunden Ziegra u. A. den Mann gereizt zu haben, deſſen Pfiffigkeit vielleicht mehr zu fürchten war als ſeine Unverſchämtheit, der ſeinen Gegnern zwar im Style der Gelehrten der Reformationszeit mit Prügeln und Piſtolen begegnete, aber auch mit feineren Waffen zu begegnen wußte. Baſedow bewegte ſich in religiöſer Beziehung wie ein Indifferentiſt jener Zeit, dem der Deismus und Naturalismus ſo lieb und unlieb war wie der Supernaturalismus und die Orthodoxie; er verwarf zu Einer Zeit die poſitiven Lehren der Dogmatik und ließ nur die natürliche Religion gelten, und dann behauptete er wieder, die letztere habe doch ohne die Offenbarung keine Gewißheit und Sicherheit. Ein ſolcher Mann wäre von den Orthodoxen leicht zu halten geweſen, aber ſeitdem man auf der Kanzel das Volk gegen ihn aufhetzte und ſeine Schriften verbrannt wiſſen wollte, ſeit man ihm und ſeinen Freunden ſogar das Abendmahl verweigerte, ſchrieb er nun gegen Göze und ſeine Conſorten, und ſeine Betrachtungen über Rechtgläubigkeit und Toleranz (**1766**) gewannen ihm die Berliner, weil ſie gegen die Verbindlichkeit der ſymboliſchen Bücher, gegen das Forterben von beſtimmten unverletzlichen Syſtemen, für allgemeine Religionsduldung in den Staaten ſich erhoben. Er näherte ſich in ſeinen bibliſchen Auszügen den Abſichten Bahrdts in deſſen kleiner Bibel, ſeinen Briefen im

Volkston und ſeinem Plane Jeſu; und auch in der Hauptprobe der Zeiten (1767) und der freimüthigen Dogmatik (1766) legte er freiere Bekenntniſſe und oppoſitionelle Grundſätze nieder, die aber immer außerordentlich eingehüllt waren, eben wie es auch in Bahrdts Schriften möglich war, das Gefährlichſte für das Unſchädlichſte zu halten. Als Lavater mit ſeinem Glauben an Wundergaben hervortrat, trat ihm Baſedow als Bernhardus Nordalbingius (1770) im Prophetenton entgegen und rieth ihm, ſein der Wahrheit geheiligtes Anſehen nicht durch ſolche ungeprüfte Meinungen zu gefährden.

Alle dieſe ſeine Neckereien gegen die orthodoxe Parthei hätten dieſer nicht geſchadet; ſie machten ſo wenig Wirkung, wie die Philalethie (1764) und ein ganzer Nachzug von Schriftchen, die er aus dem Inhalte dieſes Buches in den nächſten Jahren herauspreßte, und die ſämmtlich in ihrer abſtracten Art und ſynthetiſchen Methode, in ihrer Breite und Trivialität beweiſen, wie ſehr ſich Baſedow ſelbſt aus dem maſſigen Schulweſen loszuwickeln hatte, und wie erklärlich ſein Ueberſprung zur Sehnſucht nach einer Erleichterung des Lernens war. Er fiel nun, da es ihm nicht gelang, auf dem theologiſchen Felde Aufſehen zu erregen, auf das pädagogiſche, und dieſer Schritt war von einer Folge, die man ganz unvorhergeſehen nennen müßte, wenn dieß nicht grade in eine Zeit gefallen wäre, die für jede Neuerung plötzlich außerordentlich empfänglich ward, und wenn nicht dieſe neuen Entwürfe ſich breit auf dem Grunde der Sentimentalität und Humanität niedergelaſſen hätten, den jetzt grade die Nation am fröhlichſten cultivirte. Schon ſehr frühe hatte Baſedow ſeine Gedanken über das Erziehungsweſen. Ehe er nach Soroe kam, war er Hauslehrer im Holſteinſchen, und dieß war ſeine liebenswürdige Periode. Er war damals beſcheiden und ruhig, biegſam und empfänglich, er lehrte ſchon jetzt nach ſeinem ſpäter ausgebildeten Plane, ſpielend, praktiſch, anwendend, vertraut und herablaſſend gegen ſeine Zöglinge, was noch eine ganz ungewohnte Erſcheinung war. Als Magiſter ſchrieb er ſchon 1752 eine Diſſertation: inusitata et optima juventutis erudiendae methodus. Und in der praktiſchen Philoſophie ſprach er ſchon in den Capiteln von der Erziehung in Sätzen, die Gellert und Aehnliche bedenklich machen konnten, die an Locke und Rouſſeau erinnerten: er will die Kinder

kalt baden, zu rauher Luft und Witterung, zu zerriſſenen Schuhen gewöhnen, er will ſie früh klug, bald in Geſchäfte eingeſchoſſen, in die Schliche des praktiſchen Lebens eingeweiht haben; die Sprachen ſollen redend gelernt, das Gelernte ſpielend erworben werden. Er verſicherte ſchon damals (1758), daß er oft an die Verbeſſerung der öffentlichen Schulen gedacht habe. Aber dieß blieb Alles liegen und ging in ihm ſelbſt, der unfruchtbaren Stimmung der Zeit gegenüber verloren. Allein 1768 ſchrieb er ſeine Vorſtellung an Menſchenfreunde und vermögende Männer, über Schulen und Studien, nebſt dem Plane eines Elementarwerks der menſchlichen Erkenntniß. Dieß fiel in eine Zeit, wo Herder, Wieland u. A. ſelbſtändig auf ähnliche Gedanken gerathen waren wie Baſedow; Rouſſeaus Naturdoctrin bemächtigte ſich ſeither der Gemüther und dieſelbe Reform, die unſere Poeſie umgeſtaltet hatte, erwartete die ganze Methode des Lebens und der Bildung der Kinder; in den Jahren 1766, 67 hatten Männer wie Ehlers, Herold u. A. ſehr beachtenswerthe Schriften über Schulreform geſchrieben, Zeitſchriften für Pädagogik (wie das Magazin für Schulen und Erziehung 1767) waren ſchon gegründet, in denen man die Hoffnung ausſprach, daß die Verbeſſerung der Schulen eine Angelegenheit der Regierungsfürſorge werden möchte. Jetzt kam nach jener ächt deutſchen Weiſe, nach der wir Alles von unten auf uns erwerben ſollten, der Wetteifer des Privatmannes hinzu, der die Emancipation der Schule, wenn nicht vom Staate, ſo doch von der Kirche betrieb, der wenn er die Schule auch der Sorgfalt des Staates empfahl, ſie doch auch dem Privatmann frei gegeben wiſſen wollte. Baſedow ließ es an den Künſten der vielgeſtaltigen Praktik nicht fehlen; allein auch ohne ſie wäre er zum Ziele und vielleicht zu einem dauernderen Zwecke gelangt, denn die Zeit kam ihm auffallend willig entgegen. Er ließ ſeine Gabe ſpielen, zu ſpannen, zu würzen, aufzuwiegeln; er begann ſogleich vierteljährige Unterhandlungen mit Menſchenfreunden herauszugeben, worin er die Briefe mittheilte, die über das große Werk beſonders mit großen Herren gewechſelt wurden, worin er die eingegangenen und verſprochenen Summen meldete, und in zudringlicher Weiſe ſich überhaupt des Publikums bemächtigte. Er kündigte das berühmte Elementarwerk an, eine neue Art orbis pictus, und berichtete jedesmal über deſſen Fortſchritte; 1771 ward er nach Deſſau berufen, um dort eine

Muſterſchule anzulegen, und zugleich ein Seminar, in dem die Lehrer für ganz Deutſchland ſollten gebildet werden. Der Enthuſiasmus drang durch alle Theile der Nation, es würde als ein Verrath an der Menſchheit angeſehen worden ſein, an dem neuen Werke zu zweifeln, und vergebens lehnte ſich Schlözer, indem er de la Chalotais' Verſuch über den Kinderunterricht überſetzte, gegen Baſedow auf: die übrige Welt ſchien ihm allein die pädagogiſche Arbeit mit vollem Vertrauen übertragen zu haben. Und jetzt wuchſen Baſedow auch die Flügel ſo, daß er ſich ſeines reformatoriſchen Berufs ganz bewußt ward, und mit Wieland, wenn dieſer auf ſeiner Seite wäre, meinte er, die ganze Welt umkehren zu können. Allein das Vertrauen zu ihm ward bald erſchüttert. Das Werk aber beſtand darum doch und gedieh nur deſto beſſer, weil es eben Eigenthum des Volks ward. Als das Elementarwerk, zu dem das Publikum 15000 Thaler geſteuert hatte, 1774 erſchien, fand ſich Jedermann getäuſcht. Man verglich es mit Chambers cyclopaedia (London 1728), mit Alstadii encyclopaedia aus dem 17. Jahrh., mit dem Schauplatz der Natur und dem Inbegriff menſchlicher Fertigkeiten u. A., und fand es eher zurück gegangen als vorwärts; auch hinderte es nicht, daß ſich bald ähnliche Werke, das Schütziſche Elementarwerk und Campes allgemeine Reviſion des geſammten Schul- und Erziehungsweſens an ſeine Stelle ſetzten. Als daher Baſedow 1775 ſeine Anzeige über das in Deſſau errichtete Philanthropinum machte, und das Publikum einlud zu dem neugebornen Kinde Pathenſtelle zu vertreten, d. h. das Pathengeld (für das erſte Jahr bedürfe er 22000 Thaler, wenn Alles geleiſtet werden ſolle) bald einzuſchicken, ſo begnügte ſich das Publikum bis in die unteren Claſſen herunter dem Kinde den Namen des Philanthropins, den ihm Baſedow gegeben hatte, reſpectvoll zu laſſen, im übrigen aber die Pathengelder zu ſparen. Die Nothſchüſſe an die Kosmopoliten verhallten, das Project zu einem Mädcheninſtitute, zu dem nur 3000 Thaler verlangt wurden, ſcheiterte, Baſedow zerfiel mit allen Lehrern, er zog ſich 1778 ſchon ganz zurück und überließ die Anſtalt an Campe, der ſie ins Kleine zog und den Grund zu einem blühenden Inſtitute legte.

Keineswegs war mit dieſem Rücktritte etwas verloren. Es wich ein unbeſtändiger Mann, und überließ den Platz Anderen, die mit mehr Ausdauer und Kenntniß ſich des Nationalwerkes an-

nahmen. Aus Deſſau ging eine Reihe der verdienteſten Schulmänner aus, die zum Theil ſelbſt mit Baſedow aufs höchſte unzufrieden waren, die ihn, wie Mangelsdorf, öffentlich angegriffen, die ihn, wie Bahrdt, Iſelin u. A. ſchnell durchſchauten, die ihn, wie Wolke im Unfrieden verließen, die wie Gedicke auf ganz anderen Wegen fortgingen. Aber daß er den großen Impuls gegeben, durften ihm ſeine Feinde nicht ableugnen, und mit Recht hat ihn der Ueberſetzer des Pindar darum beſungen und gerühmt. Die genannten Männer und Andere, wie Salzmann, Salis, Trapp, Campe, Funke, W. Gottl. und Rup. Zach. Becker, Schmohl, Mahel, Simon u. A. gingen wie Apoſtel in alle Gegenden Deutſchlands aus und verbreiteten die Philanthropine oder doch den neuen Schwung, der in den Beruf der Schulmänner gekommen war. Anſtalten entſtanden und vergingen; einige wie die Bahrdtiſche in Heidesheim, die Wolkiſche in Petersburg hatten ſehr kurzen Beſtand, Andere, wie Campe's (nachher Trapps) bei Hamburg und Salzmanns in Schnepfenthal (im Gothaiſchen) hatten Ruf und Dauer und die letztere pflanzte ſich bis auf unſere Tage fort. Beſonders in der Schweiz zündete der pädagogiſche Eifer; auch hier dauerte eine Art Rivalität mit Norddeutſchland und Hamburg fort. Hier hatten Iſelin und Lavater, der letztere ſogar trotz ſeiner Verſtimmung über Baſedows religiöſe Ketzereien, die erſte Ankündigung des Reformators mit Enthuſiasmus ergriffen. Die Rouſſeauiſchen Sympathien lagen hier näher, die ſentimentale Humanität Iſelins ſchwärmte für dieſe Ausſichten, in der vielerwähnten helvetiſchen Geſchellſchaft von Schinznach conſolidirte ſich hier eine ſtändige Theilnahme. Der Entwurf zu den Ephemeriden der Menſchheit ging von dieſer Geſellſchaft ſogleich aus (**1771**), die die Zwecke der Humaniſirung verfolgen ſollte; und über dieſen Ausſichten thaute ſogar der Froſt der Berliner auf, die in der allgemeinen Bibliothek von einem Orden der Kosmopoliten ſprachen, der ſich zur Förderung aller dieſer edlen Ziele bilden ſolle. Der Freiherr von Salis gründete in Marſchlinz (in Graubünden) das erſte Philanthropin nach dem in Deſſau, ein herriſcher Weltmann, der, nichts weniger als philanthropiniſch, ſeine Anſtalt zu einer Erwerbsquelle machte. Aber ganz in anderem Sinne trat J. H. Peſtalozzi (aus Zürich (**1746—1827**) auf, der an den Ephemeriden gleich mitarbeitete. In ſeinen theo-

retiſchen Schriften iſt die Schule Rouſſeau's unverkennbar. Sein redlicher Eifer machte in der Schweiz die Erziehungsſache noch popularer als in Deutſchland. Die Arbeit nach der Bildung der Kinder reichte ſich hier mit dem Beſtreben, den Landmann zu bilden, inniger die Hand, als es in Deutſchland troz vielen gelungenen Verſuchen der Fall ſein konnte. Nach Peſtalozzi's vortrefflichen Volksſchriften bildete ſich in Zürich eine moraliſche Geſellſchaft von jungen Männern, die den Kurzweil der Jugend leitete, den Kindern vorlas und für die anwachſende Jugend ſchrieb. Es iſt bekannt, daß Peſtalozzi die goldne Zeit der Philanthropine in der Schweiz hervorrief; und es iſt auch nicht unſer Geſchäft hier darauf weiter einzugehen. In dem freien Lande gediehen dieſe Privatanſtalten beſſer, als in Deutſchland, wo herkömmlich die Schule unter der Aufſicht des Staates war. Der Deutſche, in nichts politiſch, war darin politiſcher als irgend ein Staat der neueren Welt, daß er die Bildung ſeiner Jugend einer liberalen Leitung des Staates gern überließ; er, der kein nationales Element hat als ſeine geiſtige Bildung, wollte für deren Gemeinſamkeit Sorge tragen und ihr einen bleibenden Mittelpunkt geben, wie es nur die alten Staaten und die Kirche mit der Schule gehalten hatten. Das Erziehungsweſen nahm daher bei uns eine ganz andere Richtung, als die ihm in den Philanthropinen angewieſen werden ſollte; der Geiſt der Verweichlichung und falſchen Philanthropie, der ſich hier eingeniſtet hatte, ward gedämmt, indem der Staat, wirkſamer als der Privatmann für die Schule thätig, dieſelbe unabhängig von den Einflüſſen ängſtlicher Eltern ſtellte. Gleich Anfangs, während man noch in den proteſtantiſchen Landen wünſchte und ſeufzte, ſchritt man zuerſt in einem katholiſchen zur That und der Churfürſt Max Friedrich erließ **1776** eine Verordnung für Reformation der Schulen des Hochſtifts Münſter. Und nun folgten ſich Schlag auf Schlag die Schulordnungen von Staatswegen, die Verbeſſerungen der Gymnaſien, und die Einrichtungen von Seminarien. Hier gab Preußen beſonders das denkwürdige Beiſpiel, das im Laufe der Zeit ſo ſchöne Früchte trug. Dort war der Eifer für die Schulreform national! In wie gerechtem Ruhme ſtand damals nicht der Freiherr von Rochow zu Rekahn durch ſeine Volks- und Schulbücher und durch ſeine edle Sorgfalt für die Schule und Erziehung der Kinder auf ſeinen

Gütern. Wie geſund und doch eifrig und warm war das Wirken Gedikes, der in Berlin das Seminarium für gelehrte Schulen leitete und den Schulrath und das Oberſchulcollegium organiſirte! Zum Glücke kam die Erneuerung der philologiſchen Wiſſenſchaft dieſem Eifer entgegen, ſo daß die claſſiſche Bildung ſich aus eignen Kräften gegen die realiſtiſchen Neuerungen ſicher ſtellte, daß in dem Popularitätsbeſtreben nicht alle höhere Erziehung Noth zu leiden hatte. Nicht auf dem Wege des freien Privatinſtituts, ſondern auf dem der Staatsſchule, die die Lehrfreiheit im Ganzen nicht viel gedrückt und die Freiheit der Lehrer, die ebenſo wichtig iſt, garantirt hat, hat Deutſchland eine ſolche Verbreitung des Unterrichts, eine ſolche Allgemeinheit und zugleich Gründlichkeit der Bildung erhalten, daß nun, wie die freien Engländer uns gewöhnlich unſere freiere religiöſe Cultur beneiden, ſo die Franzoſen unſer Schulweſen nachahmungswerth gefunden haben, und daß derjenige, der ohne Schwarzſichtigkeit und Moroſität in den menſchlichen Dingen nicht das Ideal ſondern das Wirkliche und unter Menſchen Mögliche im Auge hat, geſtehen wird, es ſei in ausgedehnteren Volksmaſſen niemals ein ähnlicher Zuſtand geweſen.

Was Baſedows Impulſe angeht, ſo hat er (und dieß iſt ſein großes, faſt nie beachtetes Verdienſt) die Emancipation der Schule von dem Einfluſſe der Geiſtlichen, die zwar ſchon in der Reformationszeit begründet wurde, realiſirt, wie ſich ſo vieles in jenem Zeitalter Begonnene in dieſem literariſchen vollendete; denn factiſch hatten die Conſiſtorien und die Geiſtlichkeit immer die Schulen unter ihrer Obhut gehabt. Ob nun dieſe Emancipation deutlich in Baſedows Abſicht lag, oder ob ihn ein natürlicher Takt dazu dunkel antrieb, und die Stimmung der Zeit ihm entgegenkam, iſt zweifelhaft; doch kann man leicht darthun, daß er im letztern Falle die Neigungen des Jahrhunderts wohl begriff und erfaßte. Er kündigte ſeine Unterhaltungen mit Menſchenfreunden als ſolche an, die ſich über moraliſche und d e n n o c h u n k i r c h l i c h e Verbeſſerungen der Erziehung und Studien verbreiten ſollten; er kehrte überall die weltbürgerliche, die humane Seite ſeiner Neuerungen heraus, und gewann den geſchickten Schein, als ob er durch Umgehung der Kirche und der Geiſtlichen nur den Zwieſpalt der Sekten vermeiden und ſeine Beſtrebungen, außerhalb der Partheien geſtellt, jeder annehmlich machen wollte. Durch die maſſenweiſe

Anziehung junger Pädagogen gewann er eine Anzahl von Leuten, die, ohne ſich auf andere Fächer zu zerſplittern, ihr ganzes Leben dem Lehrfache widmen wollten. Dieß zu unterhalten, betrieb er die Begründung von Seminarien: ſo wurden die Theologen aus der Schule weggeſchoben. Was ihnen damit entging, wurde im Ganzen faſt gar nicht bemerkt; der weltliche Schulmann Baſedow ſtellte ſich als Gegenfüßler Hermann Franke's auf, ohne daß man ſich den enthuſiaſtiſchen Eroberungen der Humanität im Namen der Chriſtianität widerſetzt hätte. Im Einzelnen zwar lehrt die Geſchichte des Heidesheimer Inſtituts wohl, wie die Geiſtlichen merkten, worauf es abgeſehen war; auch kann man aus der Hauptbiographie Baſedows [53]) hinlänglich ſehen, wie bitter man in dieſem Stande gegen die Erfolge ſeiner Reform geſinnt war; es findet ſich darin unter anderm auch die Mittheilung eines Geiſtlichen, nach der Baſedow geäußert haben ſoll, ſein Inſtitut ſei nicht Zweck, ſondern Mittel geweſen, eine Vereinigung zu ſtiften, die vom Kirchenthum unabhängig wäre. Was konnten die Geiſtlichen aber hier von einer Oppoſition hoffen, da man es mit den Regierungen zugleich hätte aufnehmen müſſen? Baſedow drang auf Errichtung von Schulcabinetten und Cultusminiſterien, er trennte dadurch die Schule von dem Geſchäftkreis der Conſiſtorien ab, und untergab die Lehrer als Männer eines eignen Faches des Staats unmittelbarer Aufſicht. Aber eben dadurch erhielt die Philologie eine neue Kraft; die Schulmänner, deren Subſiſtenz nun beſſer garantirt war, konnten nach einem wiſſenſchaftlichen Mittelpunkt der Pädagogik ſuchen und dieſer konnte nicht in Pſychologie und Anthropologie, nicht in Religion und Philoſophie ſo ſicher liegen, als in der Kenntniß jener Zeiten, wo die Welt das Kindheitsalter der Menſchheit durchlebte und jene Schriften ewiger Jugend hinterließ, die allein für den einzelnen Menſchen wieder die natürliche Schule ſeiner Kindheit abgeben. Hier hätte Baſedow, wenn er das Heft in der Hand behalten hätte, übel gewirkt. Sein ganzes Beſtreben ging auf eine Popularität der Methode hinaus, die zuletzt die Popularität der Materie mit ſich gebracht, und die Elemente, die wir für eine rein menſchliche Bildung

53) Von J. Chr. Meier, Rector in Verden, ein ſchlechtes, ſehr vorſichtig zu gebrauchendes Buch.

nöthig halten, entfernt haben würde zu Gunſten einer realiſtiſchen Einſchulung des Menſchen für das Leben und den ſpeziellen Beruf. Wenn auch die wiſſenſchaftliche Philologie in unſeren Gelehrtenſchulen in ihrem Intereſſe zu weit ging, ſo muß man bedenken, daß damals wo die Induſtrie ganz bei uns niederlag und die allgemeine Bildung das Hauptgeſchäft der Nation war, dieſe Wendung ebenſo natürlich war, als man vorausſehen konnte, daß eine induſtriellere Zeit, wie die unſere, ſich — wie es denn geſchehen iſt — entſprechende Schulformen neben den Gymnaſien ſchaffen würde. Damals würde eine ſolche Richtung voreilig und widerſinnig geweſen ſein; ſie lag aber ganz in den Rouſſeau'ſchen Theorien begründet: und der allgemeine Ruf war damals, man ſolle Emile ziehen, und auf dem kürzeſten Wege; beſonders Examinationscharlatanerie und Wundererfolge des Unterrichts drohten trotz allem Geſchrei von Erleichterung des Lernens eine Treibhausmethode allgemein zu machen, wie ſie leider jetzt ſelbſt auf unſeren Staatsſchulen eingeriſſen iſt. Die Einſichtigen wehrten ſich daher damals gegen dieſes Weſen: „Mir kommt Alles ſchrecklich vor, ſchrieb Herder über das Philanthropin in Deſſau; man erzählte mir neulich von einer Methode, Eichwälder in zehn Jahren zu machen; wenn man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzeln nähme, ſo ſchieße Alles über der Erde in Stamm und Aeſte. Das ganze Arcanum Baſedows liegt, glaub ich, darin, und ihm möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geſchweige Menſchen." Jacobi wollte den aufgeblaſenen Quackſalber an den Beinen aufgehängt wiſſen, der uns das einzige wegplaudern wollte, was wir noch hätten, die Wiſſenſchaft und jene ihre Quelle, die uns noch ein bischen Menſchenverſtand und Gefühl erhält: Philologie und Alterthum. Schloſſer ſchrieb gegen die neuen pädagogiſchen Idealiſten: ihm genügten beſcheidnere Anſtalten und Zwecke, die auf den paſſenden Grad des Guten berechnet wären; er machte auf die große Kluft aufmerkſam, die in einer ſo praktiſchen Sache die Theorie von der Praxis trennt, und wie die Menſchen, die das Was ſo hoch ſpannen beim Wie gewöhnlich am tiefſten ſinken. Er tadelte jene pompöſen Ankündigungen, nach denen man Emile, ſtarke Menſchen, ziehen wollte, indem man doch jede Anſtrengung ſcheute und nicht wagte, die Schüler länger als eine halbe Stunde mit Einem Gegenſtande zu beſchäftigen. Er meinte

eher aus einem Waiſenhausſchüler einen brauchbaren Menſchen machen zu können, da ſich die Barbarei abſchneiden laſſe, als aus einem philanthropiniſchen Jungen einen arbeitſamen, ausdauernden Geſchäftsmann. Er lachte über das eitle Geprahl mit der ſokratiſchen Methode, da er ſich überzeugte, man verſtehe darunter nichts als eine leere Fragmethode: Sokrates, warf er ein, lehrte bei Gelegenheit: wie kann man dieſe immer auf der Schule für die vielen Gegenſtände in Bereitſchaft haben? er lehrte Denken und Thun, aber nicht Wiſſen, was auf der Schule ein Hauptzweck iſt.

Wenn ſich ſchon an die religiöſen und theologiſchen Bewegungen in unſerer ſchönen Literatur eine Reihe von Werken anſchloß, ſo noch viel mehr an dieſe pädagogiſchen. Hier ſollte es wieder offenbar werden, welchen Hang unſere Literatur von jeher hatte, ſich ins Populare auszudehnen, ſich gemein zu machen und dadurch gemein zu werden; es ſollte ſich zeigen, wie unermeßlich bei uns die Zahl der Mittelmäßigkeiten iſt, die nur auf eine Gelegenheit lauern, ſich hervorthun zu dürfen unter irgend einer Maske der Gemeinnützigkeit oder ſonſt, die ihnen zugleich ein Schild und eine Decke für ihre Seichtigkeit wäre. Eine ganze Bibliothek, eine ganze Literaturgeſchichte voll ſchöngeiſtiger und auch theoretiſcher Werke für und über die Kinder, die Schule und das Volk ließe ſich zuſammenbringen, unter denen aber nur ganz einzelne und wenige einer ernſten Beachtung werth ſind. Sobald das philanthropiſche Inſtitut in Deſſau im Gang war, begann dieſe Calamität über Deutſchland hereinzubrechen. Schon vorher hatte Schloſſer mit ſeinem Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk (**1771**) einen Anſtoß zur volksfreundlichen Schriftſtellerei gegeben, die mit der kinderfreundlichen ganz Hand in Hand ging. Mit ihm begegnete ſich Rochow in gleicher Geſinnung, Abſicht und Lehrart: ſein Verſuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute (**1772**), dehnte ſich vom Sittlichen, auf dem Schloſſer verweilte, auch aufs Praktiſche aus. Das Erſte iſt hier verhältnißmäßig das Beſte; wie abſtrakt und ſchulmäßig in dieſem und andern Volks- und Schulbüchern von Rochow und Reſewitz noch Vieles iſt, ſo iſt doch von vielem Spätern, wenn man die Standpunkte der Zeiten in Anſchlag bringt, kaum etwas den Schriftchen dieſer Männer nur gleich zu ſchätzen. Jetzt brach die große Fluth

popularer Bildungsſchriften herein; in wenigen Jahren wimmelte Alles von Wochenſchriften, Zeitungen, praktiſchen Unterweiſungsbüchern und menſchenfreundlichen Geſchenken an das Volk und die Kinder. Die Aufklärung des Landmannes ward nicht allein in der Schweiz ein Ehrengeſchäft; auch in Deutſchland nahm ſich R. Zach. Becker ihrer beſonders an; er kündigte in einem Verſuche (1785), wie Baſedow ehemals, ſein berühmtes Noth- und Hülfsbüchlein, ſein Elementarwerk für den Bauer, an, er poſaunte die Ermunterung hoher Perſonen aus, er legte ganz wie Baſedow dieſelbe Wichtigkeit in ſein Geſchäft und meinte, der Schriftſteller müſſe mit einer Schandſtrafe belegt werden, der es nur bezweifeln wollte, ob Vernunft auch für den Bauer beſſer ſei als Unvernunft; es glückte ihm, ſich mit dieſem einzigen Büchlein ein artiges Vermögen zu erwerben! Kaum war 1776 Rochows Kinderfreund erſchienen, ſo kam Weißes Wochenſchrift unter demſelben Titel zu Tage, die Großmutter von vielen pretiöſen und affectirten Enkelinnen; zwiſchen dieſen Geſchlechtern lag der Briefwechſel des Kinderfreundes (1783—92) in der Mitte. Soll man den Bildungstrieb dieſer Nation bewundern, die dieſe Dinge alle als Evangelien verſchlang, oder ſoll man die Genügſamkeit verhöhnen, die ſich an dieſen kindiſchen und unſäglich läppiſchen Producten kindiſch freuen konnte? Es regnete nun Kinderbücher, Kinderreiſen, Kinderſchauſpiele (die erſten wohl von Auguſt Rock 1776), Kinderromane, Kindermährchen, Kinderzeitſchriften und Bibliotheken — Alles für die großen Kinder noch weit wichtiger, als für die kleinen. Lichtenbergs Jammer war es, daß man darüber die Männer vergaß; er wollte im Ernſt gehört haben, Jemand ſchreibe eine Hebammenkunſt für Kinder: die Zeit iſt reif, rief er, für die Geißel eines Juvenal! und ähnlich zürnte Merck über die Kalteſchale unſrer Literatur, die in den Kinderſchriften angerichtet werde: ſchon ſpielten da die Mädchen mit ihren Herzen wie mit Schwefelhölzchen. Man hebe das Beſte aus jener ganzen ungeheuren Maſſe aus, was im Beſitz der Nation geblieben iſt, und man wird erſtaunen zu finden, daß ſelbſt dieß Beſte nur durch ſeine Materie ſich erhalten hat, daß nur die treffliche Wahl gerühmt zu werden verdient, nicht ſo die Behandlung. Oder was glaubt man, daß ſonſt die Erzählungen aus der alten Welt von Karl Fr. Becker, und den Robinſon von Campe (1779) und ſeine Entdeckung von Amerika (1781) erhielte, als

der Stoff? Und mit welcher Heiligkeit wurden dieſe Sachen tractirt! J. H. Campe (aus dem Braunſchweigiſchen 1746—1818) ſtand als ein Licht unter den Pädagogen jener Zeit und iſt in Vieler Andenken als ein Stern ſtehen geblieben. Seine Bearbeitung des Robinſon erſchien im Wettſtreite mit Wezel, der dem alten engliſchen Texte von Defoe treuer blieb; wer noch an das veraltete breite Original damals mehr gewöhnt war, wollte den neuen trotz ſeiner Accomodation und Eleganz gar nicht leſen. Campe wollte mit dieſem Buch der herrſchenden Seuche der Empfindſamkeit entgegentreten, ſcheinbar aus einem männlichen Geſchmacke, und doch hat man mit Recht beklagt, daß er in ſeinem Cook allen Charakter verſchwemmt habe; ja was die eingeſtreuten läppiſchen Geſpräche angeht, ſo erweist ſich jeder kräftige Junge klüger als der berühmte Erzähler, und überſchlägt die langweiligen und ſaftloſen Excurſe. Wo Campe vollends dieſe Stoffe verläßt und nur ſeinen Reiſebeſchreibungen (1785) die Erzählung einer Reiſe des Herausgebers von Trittow nach Wismar und Schwerin beifügt, da ſinkt er plötzlich zu Salzmann und Conſorten herab. Welch ein Werk iſt Salzmanns Carl von Carlsberg (1783), das geduldige, tolerante, unendlich breite, triviale, und declamirende Seitenſtück zum Fauſtin oder Belphegor, das alles Elend gutmüthig aufzählt, was bei aller Aufklärung noch die Welt überdecke! und doch hatte dieß Buch ein ungeheures Publikum durch ſeinen popularen Styl, und der Verfaſſer ward flehentlich um die Fortſetzung gebeten, und mit ſehr bedeutendem Honorare ermuthigt. Muß man nicht erſtaunen, fragt Forſter, daß es in Deutſchland noch Menſchen gibt, wo ſolche Männer wie Campe, Salzmann, Villaume und Aehnliche die Erzieher ſind? Und dieſer wußte noch lange nicht, wohin es die Loſſius, die Meynier und alle die fruchtbaren Schmierer bringen würden, die alljährlich ihre Oſtereier legen und ihre Chriſtbäume putzen! Unter dieſem Schwall ſeichter und durch Entnervung ſittenverderblicher Bücher ſteht ein Buch wie Peſtalozzis Lienhard und Gertrud (1781) einzig da in ſeiner Einfalt und Schlichtheit, mit der es dem Volke ſeinen Geſichtskreis entlehnt, und ſeine Denk- und Handlungsweiſe und die Freuden des häuslichen Heerdes ſchildert, um es an ſich ſelbſt und innerhalb ſeiner Sphäre fortzubilden. Und ſelbſt ein ſolcher Mann durfte nicht auf dieſem Wege allzulange beharren: in ſeinem Chriſtoph und

Elſe (1782) fällt er ſchon zu einem raiſonnirenden Commentare des vorigen Werks herab.

Leicht ließe ſich außer dieſen zunächſt für die Jugend berechneten Schriften noch eine Reihe von andern pädagogiſchen Romanen, theils didaktiſchen theils ſatiriſchen Inhalts, anführen, die mehr für die Erwachſenen beſtimmt waren. Salzmann, Heuſinger, Thieme, Fröbing, Niemeyer und wie viele andere haben ſolche Werke geſchrieben, deren Belehrungen nicht ſo ausſchließlich für die Kinderwelt gemeint waren; Andere wie Schummel in ſeinem Spitzbart (ein Autor, den wir in der Reihe der Humoriſten im Range von Knigge und Aehnlichen hätten nennen können) griffen ſatiriſch die neuen Schulidealiſten an. Aber auch dieſe Werke ſind ſo unbedeutend, wie Alles Frühere, was wir in dieſer Art erwähnen konnten. Nicolai durfte nicht fehlen bei dieſer Gelegenheit. In den raiſonnirenden Theilen ſeines dicken Mannes (1794) beſpricht er Schulen- und Univerſitätsweſen, er läßt Baſedows Anregungen Gerechtigkeit widerfahren, ohne ſeine Aufſchneidereien zu loben. Sein Held wird in einem Philanthropin erzogen, und die Frucht iſt ein Menſch, der denken und raiſonniren lernt, einen Geniehieb hat, ſich nichts übel nimmt, ſich nirgends nach der Welt richtet, alle ſchönen Mädchen verfolgt, aber nichts lernt, der nach der Natur zu leben glaubt, wenn er ſeinem Dünkel folgt. Es wird am Ende wieder ein picariſcher Roman, ohne viel pſychologiſchen Halt; die Satire fällt auch im Verlaufe von der Pädagogie auf die Philoſophie herüber und bereitet ſchon des Verfaſſers Sempronius Gundibert (1798) vor, in dem es über die Syſteme von Kant, Fichte und Schelling hergeht. Wenn Nicolai auch alles Talent und alles Recht auf ſeiner Seite gehabt hätte, ſo wäre es doch natürlich, daß man ſich endlich nur über die Häufigkeit ſeiner Ausfälle und Angriffe und ſeine Einmiſchungen in alle möglichen Dinge erboßt hätte. Nun hatte er es mit Göthe und Lavater, mit Jacobi und Hamann, mit Wieland und Jung, mit Schiller und Zimmermann, mit Bürger und Blumauer, von Klopſtocks bis zu Schlegels Schule (in den Briefen der Adelheid) mit Allen verdorben; Theologie und Geſchichte, Natur und Genie, Kritik und Dichtung, die Poeſie der Imagination wie Klopſtocks, und des Humors wie Hippels, Alles war ihm nicht recht, und nun mußte auch noch die Speculation dran. Kein Wunder, daß Göthe

ihn ſo verfolgte und ihn im Fauſt als Proktophantasmiſten dem Spotte Preis gab, daß die Xenien ihn nachher mit allen Mittelmäßigen ſo mishandelten, daß ſelbſt Schiller, der ſelten polemiſirte, in dem Aufſatze über naive Dichtung einen groben Ausfall auf ihn machte [54]), daß Kant (über die Buchmacherei) ihn unglimpflich angriff und Fichte, alle Würde des Philoſophen vergeſſend, beklagte, daß man ihn für die Polemik gegen ſeine Philoſophie nicht aufgehängt habe. In der That, wenn Nicolai für Alles geſchaffen war, ſo war er es gewiß nicht für ein Urtheil im Felde der Philoſophie, für deren eigenthümliche Vorzüge er auch nicht im geringſten eine Spur von Sinn zeigt. Und vollends, wo er in äſthetiſchen Formen ſich darüber auslaſſen will. Es iſt keine Frage, daß es eine ſchöne Aufgabe für einen Mann von ſatiriſcher Gabe geweſen wäre, die Anmaßungen der philoſophiſchen Schulen gegen das praktiſche Lebensſyſtem eines welterfahrnen Menſchen überzuſtellen, die Ecken des ſchroffen Syſtems mit den mannichfaltigen Nüancen und Rundungen des Lebens durch Steigerung ſeiner Conſequenzen in Colliſion und Contraſt zu bringen, die ſtoiſche allein moraliſch machende Tugendlehre Kants aus dem freundlichen Humor eines Möſer zu beleuchten, der die Neigungen und Leidenſchaften des Menſchen treueſte Freunde, der Tugend größte Förderer nannte, die Kant aus dem vernünftigen Menſchen ganz verbannt wiſſen wollte. Aber wenn es denn ſo plump geſchieht, wie hier der gute Leinweber Gundibert mit ſeinen reinen Vernunftſätzen an den Weltverkehr überall anſtößt, in dem nichts nothwendig und alles bedingt iſt, bis er zuletzt getäuſcht von den Eitelkeiten der Philoſophie zur Leinweberei zurückkehrt, da verliert ſich natürlich ſelbſt der Reiz, den ein ſolches Thema an und für ſich ſchon

54) „Moliere als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausſpruch ſeiner Magd ankommen laſſen, was in ſeinen Komödien ſtehen bleiben oder wegfallen ſollte, aber ich wollte nicht rathen, daß mit den Klopſtockſchen Oden u. ſ. f. eine ähnliche Probe angeſtellt würde. Doch was ſage ich! dieſe Probe iſt wirklich angeſtellt, und die Molieriſche Magd raiſonnirt ja Langes und Breites in unſern kritiſchen Bibliotheken, philoſophiſchen und literariſchen Annalen und Reiſebeſchreibungen über Poeſie und Kunſt u. dergl., nur wie billig auf deutſchem Boden ein wenig abgeſchmackter als auf franzöſiſchem, wie es ſich für die Geſindeſtube der deutſchen Literatur geziemt."

entgegenbringt, und man würde dann noch lieber zu der ſatiriſchen Allegorie im Sahir von Klinger greifen, in dem der kategoriſche Imperativ perſonificirt und verſpottet iſt. Man begreift übrigens leicht, wie ſich die Philoſophie am wenigſten eignete, eine Anlehnung für ſchöngeiſtige Werke entgegenzubringen, in der Art, wie wir es bei Theologie und Pädagogik gefunden haben. Die ſatiriſche Auffaſſung würde ſich immer nur an einen kleinen ariſtokratiſchen Kreis haben wenden können, wie denn ſchon Gundibert nicht im entfernteſten mehr das Publikum fand wie Sebaldus; die didaktiſche aber wird hier am erſten in Verſuchung kommen, die äſthetiſche Form nur als allereinfachſten Rahmen zu gebrauchen, wie es in allen Werken ſolcher Art von Allwill und Woldemar an bis zum Julius und Evagoras u. A. geſchehen iſt. Aehnlich iſt es mit den Romanen, die ſich an die Geſchichte anlehnen. Hier dominirt das Factiſche und Wirkliche leicht ſo ſehr, daß man vor Geſchichte die Poeſie nicht findet. Bei dieſen beiden Fächern ändern wir daher unſern Weg. Wir verſparen uns den Seitenblick auf die Veränderungen, die hier vorgingen, auf eine Stelle, wo wir die mittelbaren Einflüſſe von dort auf unſere größten Dichter anführen können, nicht wo wir wie bisher die unmittelbaren Influenzen der Wiſſenſchaften und Lebenszuſtände auf die mittelmäßigen Schreiber angaben.

Wenn der philoſophiſchen Romane überhaupt ſehr wenige waren, ſo hatten dagegen die Geſchichtsromane eine eigentliche Epoche, die mit der der pädagogiſchen nicht allein zuſammenfällt, ſondern auch zuſammenhängt. Als die Wiſſenſchaft der Geſchichte hergeſtellt wurde, ſo galt es, dem großen Haufen die reizenden Punkte derſelben in einer popularen Manier beizubringen: man accomodirte ſich auch hier den Bedürfniſſen des alten Kindes Publikum, indem man ſich zu ſeiner Schwäche herabließ. Jede Dichtung, die ſich fortwährend an Gelegenheiten übt, wird handwerksmäßig werden, übt ſie ſich gar an permanenten, ſtehenden Gelegenheiten, wie man von aller Beſchäftigung unſrer Romanſchreiber mit pädagogiſchen Leſebüchern und Geſchichtsſtoffen wohl ſagen kann, ſo wird ſie dieß nur deſto verächtlicher und werthloſer machen. Wenn die Poeſie in der Geſchichte ihre Materien ſucht, um ſie mit freier Selbſtändigkeit zu behandeln, ſo wird ſie nur Vortheile von dieſem Bunde ziehen; ſobald ſie ihre Dürftigkeit damit maskiren

will, wird ſie ihre Blöße deſto augenfälliger machen. Es war eines der bedenklichſten Symptome unſerer poetiſchen Cultur, als man ſeit Götz von Berlichingen immer mehr und mehr hiſtoriſche Momente im Roman und Schauſpiel hervorſuchte und mit dem geſchickt getroffenen hiſtoriſchen Colorit meinte, eine poetiſche Wirkung hervorgebracht zu haben, indem man ein Surrogat für die Sache nahm. Dieſe Gattung mußte mit der romantiſchen Zeit, die ſich ganz dieſer Farbenkunſt hingab, ganz den Formen und Tönen oblag und um den Gehalt ſorgloſer ward, ihre Höhe erreichen; ſie nimmt überhaupt die eigne Stellung ein, daß ſie ſich in dem Maße verfeinerte und vervollkommnete und an Geltung gewann, als die eigentliche Poeſie verfiel und ausging. Damals, als unſere Dichtung nach ihrer Höhe ſtrebte, gingen dieſe Romane von den creditloſeſten Anfängen aus, denen man eine ſo breite Entwicklung kaum verſprochen hätte. Hallers Uſong (1771), den man als den Ausgangspunkt anführen kann, lehnt ſich mit ſeiner politiſchen Moral und Gelehrſamkeit, als eine Helden- und Staatsaction mit ritterhaften Abentheuern und Schlachten, in der Sprache unſerer alten Tragédie vor und um Gottſcheds Zeit, noch ganz direct an die alten Romane des 17ten Jahrhunderts an. Sein Alfred (1773), der den Zweck hat, der gemäßigten Monarchie, wie ſein Fabius und Cato (1774) der Ariſtokratie, eine Lobrede zu halten, iſt kaum mehr ein Roman zu nennen. Wenn hier wie in Wielands ähnlichen Werken die Doctrin Hauptabſicht iſt und die Cyropädie als Muſter vorſteht, ſo iſt dagegen in den hieher einſchlägigen Werken von Meißner die Erzählung der Sachen und die bloße Geſchichte die Hauptſache, weniger das Colorit, das eine farbloſe Ueberlieferung der Geſchichte complettiren ſoll. Meißners Alcibiades (1781) erinnert in ſeinem freieren Bau und in ſeinen freiern Sitten an Wielands Vorbild, und eröffnet die ſelbſtgefälligen und unſäglich hohlen hiſtoriſchen Erzählungen dieſes Vielſchreibers, die ſich noch ganz wie die Sachen des 17ten Jahrh. in Geſchichtgedichte und Gedichtgeſchichten abtheilen laſſen, je nachdem (wie im Alcibiades und der Bianca Capello) die Erdichtung oder (wie im Epaminondas, Cáſar, Spartacus, Maſaniello u. A.) die Geſchichte vorherrſcht. Auf ſeinem Wege ging J. A. Feßler, der 1790 mit dem Marc Aurel ſeine Reihe von hiſtoriſchen Romanen begann. Eine andere Klaſſe bilden jene Nachfolger des Götz von Berlichingen

Sie ſtrotzen von affectirter Kraftſprache, von frappanten Wendungen und Schlagſätzen, von Shakſpeariſchem Witz und Derbheit und halten meiſt die Form dialogiſcher Szenen feſt: ſo H. Schmieder in dem Erdbeben von Meſſina (1786) und in dem ſchwachen König (Heinrich IV. von Caſtilien), in welchem letztern übrigens die geniale Sprache nachläßt; ſo Fr. Chr. Schlenkert in dem Friedrich mit der gebiſſenen Wange (1784) und was dem alles folgte; ſo K. Gottl. Cramer in jenen verwilderten Ausgeburten eines rohen Geſchmacks, dem deutſchen Alcibiades, dem Hasper a Spada und Adolf von Daſſel, die den Knaben in ſeinen Tölpel- und Raufjahren ſo leicht in Begeiſterung ſetzen. In dieſem Ton ging es bei Lafontaine eine Zeitlang und bei G. H. Heinſe aus Gera fort; und man kann nicht einmal ſagen, daß bei den mehreren dieſer herausgeſprudelten Sachen nur eine gewiſſe Kenntniß des Mittelalters herrſche oder ein Ton der Zeit anders als in fratzenhafter Uebertreibung getroffen wäre. Sobald ſich die Schriften dieſer Verfaſſer vollends aus der Ritterzeit entfernen, wie Cramers Schleicher und Yſop, verbinden ſie aufs widerlichſte die Rohheit dieſer Rittermanier mit den frivolen Darſtellungen der neuen Genialitätsmoral und den Schlüpfrigkeiten Wielands und Meißners. Etwas mehr von dem ritterlichen Anſtrich, wie ihn nachher Fouqué und die Romantiker ſuchten, die ſich übrigens ganz aus dieſer Schule herausbildeten, hatte Veit Weber (Leonhard Wächter) in ſeinen Sagen der Vorzeit (1787—98) und Benedicte Neubert, die ſeit ihrem Eginhard und Emma (1785) eine lange Reihe hiſtoriſcher Romane meiſt mittelaltrigen Stoffs geſchrieben hat; die Bibliothek der Romane, die die alten Rittergeſchichten im Gedächtniß auffriſchte, konnte übrigens ſelbſt mit den Originalen vor ſich, den Ton für die alten Stoffe noch nicht ſo finden, wie es der ſpäteren romantiſchen Zeit gelang. Der friſche Productionstrieb nach den Empfindungen und dem Style der Zeit wog zu ſehr vor. Dieß kann man bei Vulpius am beſten ſehen, der, an der Romanbibliothek thätig, ſich ganz in die alten Rittergeſchichten hineinſtudirte, aber nicht mit ſeinem Kalloander und Gabrino, ſondern mit ſeinem Rinaldo Wirkung machte, der ſich würdig an die obige Reihe anſchließt. Es gehört in eine andere Zeit ſchon, wie es endlich beſſer gelang, die Zeitcharaktere zu individualiſiren durch Compoſitionen, Charaktere und Färbungen, die nach ernſteren geſchichtlichen Studien im Geiſt der Zeiten gedacht

und entworfen waren, und die ſo das dürre Gerippe der hiſtoriſchen Tradition mit dem rundenden Fleiſche der Dichtung umgaben. In Deutſchland haben die Producte dieſer Art von den gekünſtelten und affectirten Romanen von Fouqué an eine regelmäßige Bildung durchgemacht bis ſie es neuerdings in einzelnen Fällen zu einem naiven Charakter gebracht haben. In dieſer Gattung hat ſich Walther Scott den Namen eines großen Dichters machen können, und iſt als ein ſolcher ſelbſt von Göthe in der Zeit geprieſen worden, da er im Charakter des Dilettantismus Alles, was er nannte, dilettantiſch beurtheilte und lobte, und was er nicht nannte, als Dilettantismus verwarf und verdammte. Am ernſthafteſten und wiſſenſchaftlichſten hat in Deutſchland den Geſchichtsroman Wieland im Ariſtipp (1800) behandelt. Der Mann, der von der Cyropädie ausging, ſchloß billig ſeine erzähleriſche Laufbahn mit dieſem Werke, das ſich neben den Reiſen des jungen Anacharſis aufpflanzt und mit dieſem auf einer gewiſſen Höhe jenes Beſtreben des 17ten bis 18ten Jahrh. darſtellt, alles Wiſſenswürdige aus beſtimmten Fächern und Zeiten zur nähern Anſchaulichkeit zu bringen. Es iſt für Deutſchland charakteriſtiſch, daß ſich Wieland in dieſem koloſſalen Werke zu einem Cicerone nicht in der äußeren, ſondern in der geiſtigen Welt von Athen zu Ariſtipps Zeiten macht; und für Wieland charakteriſtiſch, daß er noch einmal ſeine Unfähigkeit des Breiteren bekundet, ſich in fremde Zeiten zu finden, und andern Leuten andere Philoſophien als ſeine eignen zu leihen. Die Beurtheilung des Ariſtipp iſt dadurch ſchief, daß ſich Wieland ihm wie allen ſeinen Lieblingen überall untergeſchoben hat; die Beurtheilung des Plato aber, die eine breite Stelle einnimmt, iſt dadurch ſehr unwohlthuend geworden, daß der epikureiſche Wieland, der ihn jetzt mit weit andern Augen betrachtet, als es früher der ſchwärmeriſche Jüngling that, die ſchwachen Seiten des Mannes vorzugsweiſe verhöhnt, während, faſt wie bei Nicolai der neuern Philoſophie gegenüber, kein Organ des Verſtändniſſes für ſeine großen Seiten ſichtbar wird. Auch zeigt das Werk in den vielen Erörterungen kritiſcher philologiſcher Probleme die Verwandtſchaft, die es mit den Zwecken des Attiſchen Muſeums hat, und den Uebergang, den es mit dieſem aus der poetiſchen in eine wiſſenſchaftliche Periode einleitet.

Auf welche Vielgeſchäftigkeit und Ausdehnung unſerer Litera-

tur laſſen nicht nur ſchon die wenigen Fingerzeige auf die wenigen Gattungen ſchließen, die wir bisher erwähnt haben. Und noch haben wir nicht einmal den ganz gewöhnlichen Unterhaltungsroman genannt! Nachdem die ſchöne Proſa alle großen Gegenſtände des öffentlichen Lebens berührt hatte, ſo bemächtigte ſie ſich nun auch im ganzen Umfange aller der kleinen Gegenſtände der engern Geſellſchaft und des Privatlebens. In dieſe Gebiete folgt die Geſchichte nicht. Sie hat es nur mit dem zu thun, was auf dem öffentlichen Boden der Nationalcultur zur rechten Zeit geſäet, als erzielte Pflanzung darin aufgeht; das Unkraut, das von ſelbſt dazwiſchen wuchert, geht ſie nicht weiter an, als daß ſie aufmerkſam darauf macht, wie viel Nahrungsſaft es der ächten Saat entziehen mußte. Und wenn auch dieß nicht wäre, ſo haben wir unſer Werk von Anfang an darauf angelegt, unſere Dichtung nur bis zu ihrem Höhepunkte zu führen, nicht ihre Ausbreitung und ihren Rückgang zu verfolgen. Es begannen jetzt die Zeiten, wie Wieland ſagte, wo „die Langbeine, die Kind und Kindskinde alle Zugänge und Hügelchen des deutſchen Parnaſſes beſetzt hielten“; die Urtheilskraft und der Geſchmack des Volks ward ganz mit der hereinbrechenden Fluth verſchwemmt, und wie im Schauſpiel ſo im Roman gab man bald der geringſten Hefe und dem geläutertſten Tranke die gleiche Geltung. Ich weiß nicht gleich, wer es ſagte, daß bei einer vollkommenen Polizeiordnung keine Romane möglich ſein müßten, weil alles Unordentliche, Abentheuerliche, und was die Wirklichkeit und das Gewöhnliche ſcheut, alsdann aufhören und mithin aller Stoff wegfallen würde; allein unſere Laune und Clauren und Hell und wie die andern Krähwinkler alle heißen, hätten und haben das Mittel gefunden, aller Polizei zum Trotz auch ohne alle Unordnung und Leidenſchaft, ohne Abentheuer und Wunder und ohne Alles, was nur polizeiwidrig ſein kann, ganze Sündfluthen von Romanen zu machen. Ja, wenn man mit chineſiſcher Strenge verfahren wäre und mit Kleider-, Feſt- und Theeordnungen auch Romanordnungen vorgeſchrieben hätte, wer weiß nicht, daß auch ſelbſt die Chineſen ihre loyalen Romane haben? Gegen dieſes Fluidum alſo iſt kein Damm erfunden, dieſe Manufacturwaare iſt zu wohlfeil, ſie iſt für den Hausbedarf zu nöthig, als daß irgend ein Zoll könnte beſtimmt werden, den ſie nicht überwände, wenn einmal die geiſtige Conſumtion zu der Höhe geſtiegen, und zu der

Verbreitung in der Maſſe gelangt iſt wie bei uns. Es gilt nur, daß die Producte ein Paar Jahre, von Meſſe zu Meſſe aushalten, ſo brauchen ſie des Stoffes wenig und gelten für ſo viel feiner und modiſcher. Ein Schriftſteller, der auf ſolchen kurzen Ruhm ausgeht, darf nur, nach Lichtenberg, einiges Moderne leſen und die Geſellſchaften beſuchen; dann gebe ſich, wenn er nur ein Menſch iſt, wie man ihn in die Haushaltung braucht, Alles von ſelbſt. Wie leicht iſt es, etwas Liebe aufzutreiben für eine Novelle, wenn man ſelbſt in den verliebten Jahren ſteht? Wie leicht, eine Zeit und einen Zirkel abzuſchildern, deſſen Geſchöpf und Angehöriger man iſt! wie viel Anſteckendes liegt nicht allein nur in dem nahen Beiſpiele! Daher war Sachſen, der Sitz unſers Buchhandels, von jeher der Mittelpunkt dieſer platten Unterhaltungsſchreiberei wie des rathloſen Urtheils und des irrenden Geſchmacks. Dort waren gleich unter den Erſten unſerer Romanfabrikanten die meiſten geboren oder domicilirt: Meißner und Salzmann, Thilo und beide Becker, Seidel und Haſe, Schlenkert und G. K. Claudius, Langbein und Jünger, Heuſinger und Brückner, der Altenburger Müller und Schilling, und welche Reihe wäre es, wenn wir ſie bis in unſere Tage fortführen wollten! Ganz dieſen epidemiſchen Einwirkungen der Schreibſucht muß man auch die Erſcheinung ſo vieler Literaten in Weimar und Gotha, und das plötzliche Hervortreten unſerer ſchriftſtelleriſchen Frauen zuſchreiben. Ihre Emancipation lag ohnehin in jener Zeit der wilden Aufſchüttelung aller Talente nahe genug. Sie ging aber nicht von den Genialitäten aus; ein Mann wie Hippel mußte dieſe Frage anregen; das Buch der Marie Wolſtoncraft, das die Rettung der Rechte des Weibes in der Art predigte, daß das Weib ebenſo wiſſenſchaftlich und gymnaſtiſch zu den gleichen Geſchäften und Arbeiten wie der Mann erzogen werden ſollte, wurde von Salzmann (1793) überſetzt. Auf jener andern Seite ſtand das Wort Rouſſeaus: Nicht Einem Weibe, aber den Weibern ſpreche ich die Talente der Männer ab. Wie Schade, daß nun die Ausnahmen zur Regel werden wollten! ſo daß ſich eine ſehr reiche amazoniſche Gruppe aufſtellen läßt, deren Werke eine ganz artige Bibliothek bilden. Nun vollends haben ſie auch noch ihr eignes Journal! Wir Männer ſollten ſolche literariſche Kaffeegeſellſchaften gar nicht dulden, ſo wenig wie die unfigürlichen. Die Werke der Poeſie ſind ſo vorzugsweiſe für das ſchöne Geſchlecht geſchaffen;

der Geiſt der Frauen nährt ſich nicht an Wiſſenſchaft und Leben; der Mann bereitet ihm aus dieſen weiten Gebieten, was ihm Bildung und Genuß ſchafft; er lebt auch hier dem mühſeligen Erwerb, wo das Weib dem Beſitze und der Empfänglichkeit leben darf. Es iſt nun bloße Zufahrigkeit, daß man das Zugerichtete wieder zurichten, die gerüſtete Tafel umdecken und umſtellen will. Denn was hat uns jene ganze Literatur Dauerndes, was hat ſie uns Eignes gegeben? Sie konnte nur die ſchönen Formen nachahmen, die Materien mußte ſie immer aus dem Stocke der Männerliteratur hernehmen: denn was dächte man auch von dem Weibe, das ſich in dem Leben ſelbſt die reichen Erfahrungen ſammeln wollte, die nur für eine mediocre Schriftſtellerin, wenn ſie ſelbſtändig ſein ſoll, nöthig wären? Für die beſcheidenen Anſprüche freilich, die man an die Lectüre des Tages macht, iſt auch bald geſorgt, ohne daß man ſo große Anſtrengungen machen dürfte. Wir in dem einförmigen Geleiſe des Geſchäftslebens bedürfen der Erholung, und man darf es am Ende noch als ein Zeichen der Bildung und eines beſſern Sinnes anſehen, wenn wir nach einer geiſttödtenden Arbeit uns doch noch nach einer geiſtigen Erholung umſehen. Wir wollen nicht unbillig ſein gegen die Unterhaltungslectüre, deren Nothwendigkeit unwiderſprechlich iſt; wir können nicht die Mühſeligkeiten aus unſerm Leben wegbannen, die uns in der Stunde der Ruhe keine Anſtrengung geſtatten; allein ſobald wir, von der Geſchichte der eigentlichen Dichtung ausgehend, den jähen Verfall derſelben faſt vor ihrer Blüthe gewahren, ſo werden wir uns kaum des Unmuths erwehren, wenn wir auch hier wieder beſtätigt ſehen, was wir von Uranfang an zu finden meinten, daß das Herabziehen der Literatur in die Maſſe uns an den höchſten Entwicklungen überall gehindert hat. Wer dieß hiſtoriſch erwägt, der wird zwiſchen dieſer Alltagsliteratur und der höhern Dichtung das Verhältniß finden, wie zwiſchen Privatleben und öffentlicher Geſchichte; und ſo natürlich es iſt, daß der Geſchichtſchreiber an jenem vorübergeht und es deſto mismuthiger betrachtet, je mehr die Behaglichkeiten der Privatexiſtenz den Geiſt des öffentlichen Wirkens erſtickt haben, ſo erklärlich iſt es auch, daß wir dieſe Privatpoeſien liegen laſſen, obwohl ſie den Stamm der wahren Dichtung überrankten, daß wir Parthie nehmen für das Unſterbliche gegen das Ephemere, wie die Geſchichte überall in der Fülle der Dinge zu thun genöthigt war.

Aber auch äſthetiſch betrachtend neigen wir uns zu der Strenge des Urtheils, das Schiller über dieſe Art Literatur und literariſche Erholung zu ſprechen pflegte. Denn darin wird er ewig Recht behalten, was er vortrefflich irgendwo geſagt hat: daß nichts die Empfänglichkeit für das wahre Schöne und das einfache Urtheil in äſthetiſchen Dingen ſo abſtumpft, als der Sprung von anſpannender Arbeit zum erſchlaffenden Genuſſe. „Wer durch abſtractes Denken, ſagt er, in ſich ſelbſt getheilt, durch Geſchäftsformeln eingeengt iſt, der verlangt nach einem ſinnlichen Stoff, um das Spiel der Denkkräfte einzuſtellen. Er will frei ſein, von einer Laſt, die ſeine Thätigkeit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ſeine Thätigkeit hemmte. Darf man ſich alſo über das Glück der Mittelmäßigkeit und Leerheit in äſthetiſchen Dingen und über die Rache der ſchwachen Geiſter an dem wahren und energiſchen Schönen wundern? Auf Erholung rechneten ſie bei dieſem, auf eine Erholung nach ihrem Bedürfniß und armen Begriffe, und mit Verdruß entdecken ſie, daß ihnen eine Kraftäußerung zugemuthet wird, zu der ihnen auch in ihrem beſten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort aber ſind ſie der Laſt des Denkens auf einmal entledigt und die losgeſpannte Natur darf ſich im ſeligen Genuſſe des Nichts auf dem weichen Polſter der Plattitude pflegen.“ Und ſo urtheilte auch Göthe, als ihn die Wucht der literariſchen Maſſen in den 90er Jahren zu drücken begann, und die Quantität der ſchöngeiſtigen Schriften die Qualität der wenigen ächten Poeſie weit überdeckte. Als ſich daher die beiden großen Dichter näher kamen, manifeſtirte ſich die unerwartete Gleichartigkeit und Harmonie ihres Beſtrebens in nichts ſo ſehr, als in dem Unmuthe über dieſen Zuſtand unſerer Literatur, wo die unmündige Menge nicht in der Blume, ſondern im reichlichen Laubwerk die Blüthe ſuchte, und ihr gemeinſamer Groll ſtrömte in die Xenien aus. Stoß und Gegenſtoß drückte nichts anders aus, als die Begegnung der Mittelmäßigkeit mit der wahren Größe. Es iſt Zeit, daß wir uns wieder nach unſern Lieblingen umſehen, um zu beobachten, wie ſie ſich unter der Ungunſt der Zeiten geberden, wie ſie ſich einzeln durchſchlagen und im rechten Momente zuſammentreffen, um einer dem andern Troſt und Stütze zu werden.

XVII.

Schiller und Göthe.

1. Geſchichte und Politik. (Göthe.)

Die Regeneration unſerer Literatur verbreitete ſich, wie wir ſahen, über alle Wiſſenſchaften und in alle Zweige. Sie hatte nun die Poeſie verändert, und einen gereinigten äſthetiſchen Sinn geweckt, ſie hatte die Theologie ergriffen und neue religiöſe Geſinnungen erregt, ſie hatte die Schule umgeſchaffen und neue Maximen der Erziehung und des natürlicheren Unterrichts ausgebreitet; bald lebte auch die Philoſophie auf und erſchütterte in gewiſſen Kreiſen die alten Lebenstendenzen und in den Wiſſenſchaften die geiſtloſe Methode der frühern Zeit mit großer Gewalt. Auch in der Geſchichtſchreibung finden ſich die allgemeinen Zeichen einer neuen Belebung wieder, und eine ganz eigenthümliche Fortwirkung auf die lebendige Seite dieſer Wiſſenſchaft, die politiſchen Geſinnungen, läßt ſich auch hier wahrnehmen. Nur drang hier vorerſt weder das wiſſenſchaftliche Intereſſe und die allgemeine Theilnahme beſonders tief in die Nation ein, noch auch bildete ſich ein politiſches Urtheil, das den übrigen gewonnenen Einſichten irgend gleichgeſtanden hätte. Dieß lag natürlich darin, daß wir keinen Staat bildeten, keine Politik hatten, kein großes Vaterland kannten, kein öffentliches Leben beſaßen, was auf die Geſtaltung unſerer Geſchichtſchreibung hätte wirken können; ſie wirkte daher auch nicht auf Staat und Leben zurück, ſie entſtand aus dem Buche und zog ſich mit ihren Reſultaten wieder nach den Gelehrten hin, wo ſie theoretiſche Chimären genug ausbrütete, während ſie keinen praktiſchen Sinn in den Männern der Welt und des Staates geweckt hatte. Als daher die franzöſiſche Revolution ausbrach, ein Ereigniß, das in einem ſtaatsſinnigen Volke die Geſchichtſchreibung hätte zum höchſten Flore treiben können, ſo ward bei uns die kaum geborne Kunſt dadurch eingeſchüchtert und unterbrochen, und als der erſte Schuß unſerer Hiſtoriker, die Generation von Müller und Spittler vorüber war, begann mit den

Quellenforſchern um Schloſſer und Niebuhr herum die Wiſſenſchaft gleichſam wieder von vorn. Im Politiſchen aber herrſchte nicht allein unter den Männern des Buches, ſondern auch unter den leitenden Staatsmännern jene Rathloſigkeit, deren ſchreckliche Folgen das arme Vaterland mit ſeinem Schaden und ſeiner Schande tragen mußte, und noch als die Herſtellung der deutſchen Freiheit erkämpft war, und die Adam Müller und Görres als politiſche Stimmen gehört wurden und von Politikern wie Gentz erſt abgeſchüttelt werden mußten, zeigte ſich das ungeheure Misverhältniß zwiſchen romantiſchem Enthuſiasmus und philoſophiſchem Abſtractionsvermögen, den Eigenſchaften, zu denen das nur geiſtige Leben den Deutſchen geſchult hatte, und der geſunden angewandten Urtheilskraft über gegebene wirkliche Verhältniſſe, die ſo große und gewaltige Erſchütterungen unſerer ganzen Exiſtenz kaum bei uns wecken konnten!

Unſere Geſchichtſchreibung verrieth nicht allein in ihren Zuſtänden unter dem alten Regime, ſondern auch ſeit den Neuerungen Herders, daß ſie in keiner Weiſe aus dem Leben ſelbſt und aus nahliegenden politiſchen Anſchauungen und Erfahrungen herauswuchs. Vor den 80er Jahren, wo überhaupt erſt das neue Leben die Wiſſenſchaften erreichte, drehte ſie ſich nur um Sammelwerke herum und begnügte ſich mit einer planen Vergleichung der Quellen. Die breiten documentariſchen Werke der Mascow und Bünau, der Wenck und Sattler, ſo wie ſelbſt die formeller verarbeiteten jener Männer, die um die Baumgartenſche Allgemeine Weltgeſchichte gruppirt ſind, konnten kein allgemeineres Intereſſe feſſeln, und den Unmuth, den ein heller Kopf dieſen geſtalt- und farbloſen Arbeiten gegenüber empfinden mußte, ſprach Leſſing gelegentlich bei Beurtheilung eines Werkes dieſes Schlages von Gebauer aus. Einzelne Männer, die als Namen von Bedeutung unter dieſen veralteten Hiſtorikern hervorſehen, waren zwar den Bewegungen des neuen Lebens in Deutſchland und ſogar den politiſchen Zuſtänden nicht fremd. Wer weiß nicht, wie einflußreich Schlözer geworden iſt durch die ſtatiſtiſchen Kenntniſſe, die er in ſeinem Briefwechſel verbreitete, durch die Aufdeckung ſo vieler Misſtände und Bedrückungen, die er darin rügte; wie ſehr er ſich der Freiheit ſeines Aufenthaltes bediente, um aufs freimüthigſte die politiſchen Reformationsideen auszuſprechen, die ohnehin in der Mitte von

Friedrich **II.** und Joſeph zu faſſen einmal in Deutſchland erlaubt war, und wie ſich dagegen auch der Obſcurantismus wider ſeine Staatsanzeigen (ſeit **1782**) rüſtete, ſo daß er ſich doch die Odioſa über deutſche Lande und Leute bald verbitten mußte, wenn nicht die Einſender die Gefahr mit ihm theilen wollten. Wer weiß ferner nicht, wie Meiners ſich in ſeinen hiſtoriſchen Unterſuchungen von dem Stande der neuen Aufklärung in Deutſchland leiten ließ, wie er die Cultur der Völker erforſchte, die Natur der Zeiten zu vergleichen, den Gang der Wiſſenſchaften zu verfolgen ſuchte. Und dennoch, wie ſehr fehlte dieſen Männern nur die Gabe, den Zeitaltern und der Nationalität ihr Recht zu thun, eine Eigenſchaft, ohne die keine Geſchichtſchreibung denkbar iſt. Was konnte das für ein Hiſtoriker ſein, der die atheniſchen Könige mit Kaziken verglich, die helleniſchen Stämme ein Packvolk nannte wie weiland Polniſche Conföderirte, und der die Franzoſen für das erſte Volk des Univerſums erklärte? Und wie ſollte Meiners zu einem unbefangenen Blicke kommen, der die kaukaſiſchen und mongoliſchen Stämme wie das gute und böſe Prinzip auseinanderhielt, der von den Vorzügen der europäiſchen Welt ſo überzeugt war, wie Schlözer von denen der modernen, und der aus allen fremden Stämmen, wie Schlözer aus den Alten, Carricaturen machte und ihnen Werth und Geltung abſprach! Gegen dieſe franzöſiſchen Befangenheiten war derſelbe Sturm nöthig, der gegen den galliſchen Geſchmack in der Poeſie ankämpfen mußte und Herder war der Mann, der in ſeinen Ideen zur Philoſophie der Geſchichte, und in dem Schriftchen, das dieſe voraus ankündigte, dieſe Voltaireſche Manier der Geſchichtbetrachtung brach und eine gewaltige Ausſicht auf eine reizendere und geiſtvollere Behandlung der Geſchichte öffnete. Auch in dieſem Gebiete ſtach ſein Talent der Auffaſſung fremden Volksgeiſtes ſo ſehr hervor! Wie contraſtirten z. B. gegen die franzöſiſchen und franzöſirenden Urtheile gleich jene Gemälde der chineſiſchen und indiſchen Zuſtände, die ſo ſehr aus deutſcher Auffaſſung entworfen ſind, daß in den ganz verſchiedenen Werken Schlegels, Schloſſers und Hegels dennoch der Geſammteindruck und das allgemeine Urtheil über dieſe ſelben Gegenſtände mit den Umriſſen von Herder nicht in Widerſpruch ſtehen. Wie charakteriſtiſch war es aber wieder, daß die deutſche Geſchichtſchreibung nicht durch ein hiſtoriſches Werk, ſondern durch ein geſchichtphilo=

ſophiſches reformirt werden ſollte! Durch ein Werk, das über und über von phyſikaliſchen Elementen gefüllt iſt und ebenſogut als ein reformatoriſches Ferment in der deutſchen Naturkunde angeſehen werden darf; das nicht von den kühnen Betrachtern der morali-ſchen Welt wie Machiavelli oder nur Montesquieu angeregt war, ſondern von Büffon und deſſen phantaſievollen Conſtructionen der Natur; das da, wo es auf eigentlichem hiſtoriſchem Boden anlangte, ſogleich aufhört, und, wie es wieder bei Schlegel und Hegel ge-blieben iſt, je weiter es in die neue Zeit rückte und je mehr es die Entwicklungsgeſetze des Staats und einer complicirten Menſch-heit darſtellen ſollte und politiſcher Einſicht bedürfte, deſto dürftiger wird? Durch ein Werk endlich, das nicht von einem Hiſtoriker von Profeſſion ausging, ſondern von einem Theologen. Denn auch dieß iſt ganz bedeutſam, daß unſere Geſchichtſchreibung in ihren erſten beſſern Leiſtungen ſich gern an die Theologie anſchloß. Unter all den älteren ſtoffartigen Werken hat doch keines Schröckhs Kir-chengeſchichte übertreffen können; das erſte Geſchichtbuch, das ſich über den Wuſt der Materien mit Beibehaltung derſelben zu einem pragmatiſchen Urtheile erhebt, war Plancks Geſchichte des prote-ſtantiſchen Lehrbegriffs, eines Theologen; ſie regte Spittlern an, der in dem Gebiete der Kirchengeſchichte das Erſte und mit das Vortrefflichſte geleiſtet hat; ſelbſt Johannes Müller war im Anfang in einer Leſſingiſchen Periode, verbündet mit Nicolai, ganz aufs Theologiſche gerichtet; und ſpäter ging Schloſſer, ein Theologe, von der Kirchengeſchichte zur politiſchen über. Man ſieht wohl, wie nöthig es war, daß wir den religiöſen Verhältniſſen in Deutſch-land vorzügliche Achtſamkeit ſchenkten, weil noch das religiöſe Ele-ment ein Haupttriebwerk in dem Gange der Civiliſation ausmachte, ſo wie denn von dem ganz im Geiſte lebenden Volke auch keine politiſche Geſchichte geſchrieben werden könnte, die nicht überall auf die Einwirkungen des Geiſtes, in den letzten Jahrzehnten der Poeſie und Wiſſenſchaften, ſtoßen würde. So zeigt ſich auch darin die ganz literariſche Anlehnung unſerer Geſchichtſchreibung, daß jeder bedeutende Mann in dieſem Fache ſich damals an einen Dichter anhält, die Tendenzen eines poetiſchen oder doch ſonſt literariſchen Vorgängers in der Geſchichte fortſetzt. So ward Joh. v. Müller in ſeinen wechſelnden Launen, in ſeinen hiſtoriſchen Enthuſiasmen ganz ein Kind der Genialitätszeit und ihn beſtimmten

die Einflüſſe Herders; Spittler ſtand, ihm feindlich, auf der entgegengeſetzten Seite des Pragmatismus, und pflanzte Leſſings Geiſt in das hiſtoriſche Gebiet über; ſo lehnte ſich Heeren an Heyne, und Niebuhr an Voß; Schiller machte den Uebergang zur Geſchichte ſelbſt, und ihm entſpricht mehr ein praktiſcher Politiker, W. von Humboldt, ſo wie Gentz den Romantikern, die übrigens in Woltmann auch ihren Geſchichtſchreiber haben; nur Göthe fand, wie es natürlich iſt, keinen hiſtoriſchen Anhänger, weil ſeine Unempfänglichkeit für Geſchichte und Politik nach dieſer Seite hin keinen Anſtoß geben konnte. Als in jenen fruchtreichen Jahren unſerer Literatur die Geſchichtſchreiber auftraten, die eigentlich erſt den Namen verdienten, weil ſie ſich der politiſchen Hiſtorie widmeten und in der politiſchen Atmoſphäre der Zeit zu leben begannen, da zeigte ſich ſelbſt in ihren Verhältniſſen zur Politik auf ganz verſchiedene Weiſe, wie wenig dieß ſelbſt bei ihnen ein gewohntes Element war, in dem ſie ſich behaglich und heimiſch gefühlt hätten. Ein patriotiſches Werk, das ſich Müllers Schweizergeſchichte (1786) vergliche, hätte in dem eigentlichen Deutſchland nur in engern Bezirken (wie Möſers osnabr. Geſchichte) entſtehen können, wie es auch nur in der Schweiz popular werden konnte; auch dieſes Werk aber ſchien in jener Manier, wie es minutiöſes Material und eine affectirt gehobene Darſtellung unverſöhnt vereinigt, immer einen Zwang anzudeuten, den uns die Geſchichtſchreibung noch auflegte. Wie Müller als Geſchichtſchreiber glänzte, ſo auch als Politiker; noch der neulich veröffentlichte Briefwechſel verräth es überall, wie man ihn lange Zeit als den Mittelpunkt politiſcher Weisheit allgemein betrachtet habe. Und doch iſt es bekannt, wie zweideutig ſein politiſcher Charakter in den Stürmen der Zeit erſchien; es iſt bekannt, wie ſeine politiſche Einſicht ſich über ſein Volk und Vaterland täuſchte, und wie er, unfähig, die Ereigniſſe der wirkenden Welt zu ertragen, am gebrochenen Herzen ſtarb, ein Fall, der ſich in einem andern Hiſtoriker, in Niebuhr, ſpäter wiederholte. Wieder anders war es bei Spittler. Ein ſo entſchiednes hiſtoriſches Talent wird überhaupt ſelten geboren. Aber die pragmatiſche Kürze, mit der er die Geſchichten von Würtemberg (1783) und Hannover (1786) behandelte, und von den großen Bewegungen in Frankreich aufgemuntert, nicht eingeſchüchtert, die europäiſchen Staatengeſchichten (1793) entwarf, war wieder nicht

geeignet, in weiten Kreiſen Theilnahme zu erregen, ſo werthvoll ſie auch dem Kenner iſt. Im perſönlichen Wirkungskreiſe als Lehrer muß Spittler mehr als Einer dazu berufen geweſen ſein, geſchichtlichen und politiſchen Sinn zu wecken, allein er ward bald dieſem Berufe und der Wiſſenſchaft entzogen, er ward in den praktiſchen Staatsdienſt gerufen, und hier hielt er leider auch nicht die Probe. Von Woltmann dürfen wir kaum reden. Er ſchwang ſich in dem anmaßenden Dünkel der romantiſchen Schule über Alle hinweg, er ſah ſich wohl ſchon im Mittelpunkte einer jungen Geſchichtſchule, und doch war er nur ein hiſtoriſcher Phantaſt, der die Gegenſtände der Wirklichkeit mit idealem Maßſtabe richtete, und nur ein ganz abhängiger Geiſt, der unentſchieden bald zu Müllers und Tacitus Fahne ſchwur, bald Spittlers meiſterhafte Winke paraphraſirte.

Wir zwingen uns in dieſem Gebiete um ſo mehr zur Kürze und blos andeutenden Winken, als es uns hier am meiſten verführen könnte weitläufig zu werden. Nur über Schillers geſchichtliche Werke wollen wir einige Bemerkungen noch beifügen, weil ſie uns wegen des Mannes ſowohl, als wegen ihres Verhältniſſes zu ſeiner Poeſie näher liegen. Bei den angegebenen Verhältniſſen würde es uns nicht wundern, wenn Schiller des politiſchhiſtoriſchen Intereſſes ſo wenig gehabt hätte, wie Göthe. Allein in ſeiner Natur lag, wie wir ſchon früher andeuteten, der Fortſchritt aus der äſthetiſchen in die hiſtoriſche und philoſophiſche Welt vorgeſchrieben; es lag in ihr der Sinn für das große öffentliche Leben vielleicht mehr als Schiller ſelbſt wußte, mehr als er in manchem unſerer Hiſtoriker lag. Ein Zeugniß ſind ſeine dramatiſchen Werke, die früh und ſpät nach einem hiſtoriſchen Boden und großen Verhältniſſen ſtreben; ein Zeugniß ſeine Neigungen zu epiſchen Verſuchen, und ſeine geſchichtlichen Sympathien überhaupt, die weit über ſeine geſchriebenen Werke hinausgingen: er trug ſich mit dem Gedanken zu einem deutſchen Plutarch und wollte im Alter, wenn die Jugendkräfte des Dichters ſchwänden, eine Geſchichte von Rom ſchreiben. Die großen politiſchen Begebenheiten, die er erlebte, weitentfernt, ihn einzuſchrecken und zu verwirren, wie Göthen, ſteigerten ihn; er hatte Luſt, ſich in die franzöſiſchen Verhältniſſe einzumiſchen und eine Vertheidigung des unglücklichen Königs zu ſchreiben; in ſeine Dramen ſtrömte der Geiſt der Zeit, dem Dichter unbewußt, mit belebender Wärme ein, und er warf den

Ereigniſſen des Tages das Aehnliche aus der Vergangenheit wie einen Spiegel entgegen. Wie wenig er der Meinung war, die Nation blos auf der literariſchen Stufe der Cultur zu halten, werden wir unten aus ſeinen Briefen über äſthetiſche Erziehung erfahren; und in der That hat auch kein Mann in Deutſchland ſo viel politiſchen und patriotiſchen Sinn geweckt wie Er. Wem dieſe Züge aus dem ganzen Weſen und Wirken Schillers nicht deutlich genug reden, dem laſſen ſich directere einzelne Aeußerungen anführen, die zugleich ſeine Achtung vor dem Gebiete der handelnden Welt ausdrücken und die Urſache angeben, warum er dennoch in ſeinen hiſtoriſchen Schriften darin ſo wenig heimiſch erſcheint. Er ſchrieb an ſeinen jungen Freund v. Wolzogen nach Paris: Wer Sinn und Luſt habe für die große Welt, der müſſe ſich in dieſem weiten Elemente gefallen. „Wie klein, fährt er fort, und armſelig ſind unſere bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich einfließen, nicht geärgert werden. Der Menſch, wenn er vereinigt wirkt, iſt immer ein großes Weſen, ſo klein auch die Individuen und die Details ins Auge fallen. Aber eben darauf kommt es an, jedes Detail mit dieſem Rückblicke auf das große Ganze zu denken, oder mit philoſophiſchem Geiſte zu ſehen. Wer dieſes Auge nun entweder nicht hat oder nicht geübt hat, wird ſich an kleine Gebrechen ſtoßen, und das ſchöne große Ganze wird für ihn verloren ſein. Mir für meine kleine ſtille Perſon erſcheint die große politiſche Geſellſchaft aus der Haſelſchale, woraus ich ſie betrachte, ungefähr ſo wie einer Raupe der Menſch vorkommen mag, an dem ſie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Reſpect vor dieſem großen drängenden Menſchenocean, aber es iſt mir auch wohl in meiner Haſelnußſchale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, iſt nicht geübt, nicht entwickelt!“ Wenn er in dieſer Stelle dem Ganzen der Menſchheit und der handelnden Welt ſo nahe zu ſein ſcheint, ſo entfernt er ſich wieder in einer andern davon, die um dieſelbe Zeit geſchrieben iſt, und zieht ſich beſtimmter und mit entſchiedener Achtung nach dem menſchlichen Individuum hin. „Ich glaube, ſchreibt er, daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menſchenſeele mehr iſt, als die größte Menſchengeſellſchaft, wenn ich dieſe als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat iſt Menſchenwerk, (Wie?)

der Menſch iſt ein Werk der unerreichbar großen Natur! (die aber doch in dem bewußtloſen Thiere die großen Urbilder des Staates auch geſchaffen hat?) Der Staat iſt ein Geſchöpf des Zufalls (Wie?), aber der Menſch iſt ein nothwendiges Weſen; und durch was iſt ſonſt der Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte ſeiner Individuen? (und wodurch auf der andern Seite das Individuum erſt ſeiner vollen Kräfte ſicher als im Staate?) Der Staat iſt nur eine Wirkung der Menſchenkraft, nur ein Gedankenwerk, aber der Menſch iſt die Quelle der Kraft ſelbſt und der Schöpfer des Gedankens." (Den ihm doch nur die Idee der Naturbildung entgegen bringen konnte, die vor dem erwachten Bewußtſein der Völker ihren Lauf nimmt ohne den Gedanken des Menſchen, und nach demſelben trotz ihm.) Man ſieht wohl, wie dieſe Sätze die Unübung jenes hiſtoriſchen Sinnes ſo belegen, wie die vorher angeführten den Beſitz dieſes Sinnes. Man ſieht auch, daß ſie die Anſicht eines pragmatiſchen Betrachters der Geſchichte verrathen, als welcher auch Schiller in ſeinen Geſchichtswerken erſcheint, wenn man durch ihre Reflexionen und das Kleid der Rhetorik auf den Kern durchdringt. Das dramatiſche Verfahren, das den Menſchen einzeln heraushebt, ihn zu ſeines Glückes und Unglückes Herrn macht und zu ſeinen Handlungen die pſychologiſchen Quellen in ihm ſelbſt ſucht, war Schiller nicht allein als Dichter verſucht auf die Geſchichte überzutragen, ſondern auch durch ſo viele Muſter in der Geſchichtſchreibung ſelbſt. Wie er in ſeinen Dramen einzelne leuchtende Punkte aus der Geſchichte der Völker heraushob und in ſich ausbildete und geſtaltete, ſo that er in ſeiner Geſchichte des Abfalls der Niederlande (1788) und des 30jährigen Kriegs (1790), die faſt nur als ein Zeugniß wichtig ſind, wie ernſt es Schiller mit den Vorarbeiten für ſeine Poeſie nahm. Weder den ſichern Blick in den großen Zuſammenhang der Weltbegebenheiten wird man darin entdecken, noch auch das Detail, aus dem man eine geſchilderte Zeit erſt kennen lernt. So wahr es iſt, was W. Humboldt bei Gelegenheit dieſer Schillerſchen Werke geſagt hat, daß es um den Hiſtoriker ſchlecht beſtellt ſein möchte, der nichts von poetiſchen und philoſophiſchen Gaben mit bringt, ſo iſt es doch gewiß eben ſo mislich um jenen, der mehr von dieſen als von eigentlich hiſtoriſchem Talente beſitzt. Richtig verſtanden iſt es gewiß richtig, daß der Hiſtoriker den geſammelten Stoff mit freier Hand erſt in ſich

aufbauen und zur Geſchichte conſtruiren müſſe, aber wer dabei nicht die äußerſte Ehrfurcht vor der Materie, nicht den vollkommenſten Sinn für das einzelne Detail, wer nicht die Gabe hat, die aus dieſem gefundene Idee wieder auf eine weite Strecke durch die kleinſten Einzelheiten zurückzuverfolgen, und wenn er ſich auch auf das Nothwendigſte beſchränkt, nicht überall verräth, daß er ſich nicht aus Armuth und gezwungen, ſondern trotz der Fülle und freiwillig beſchränkt, der muß nothwendig den Zweck und den Vortrag der Geſchichte gleich verfehlen. Die Hiſtorie hat ſo gut wie Philoſophie und Poeſie ihren eignen Styl, ſie ſoll aus einem Reichthum factiſcher Anſchauungen reden, und wird dann gewiß am ſpäteſten auf jene rhetoriſche Ausſtattung fallen, die das Thatſächliche nur ſo in Bauſch und Bogen behandelt. Der Beifall, den Schillers hiſtoriſche Schriften lange gefunden haben und zum Theile noch finden, belegt es nur auf's neue, wie urtheilslos das Publikum in ſolchen Dingen iſt. Sachverſtändige, wie Niebuhr, haben ſich über deren Richtigkeit ſchonungslos ausgeſprochen, und wir würden dieß Urtheil hier wiederholen, wenn nicht Schiller ſelbſt ebenſo ſtreng darüber geurtheilt hätte, und wenn es nicht überall eine Pflicht der Gerechtigkeit wäre, treffenden Tadel dort zunächſt zu ſuchen, wo er zugleich ein löbliches Zeugniß der Selbſtkenntniß iſt. Schiller war zur Geſchichte aus innerer Neigung und aus poetiſchem Bedürfniß gekommen, zum Lehrer und Schriftſteller ward er in dieſem Gebiete aus materiellem Bedürfniß, und weil ihn die Profeſſur der Geſchichte in Jena (1789) überfiel, wie Göthen das Miniſterium. Er wußte wohl, daß mancher ſeiner Zuhörer mehr Geſchichte verſtehen konnte als er, und daß er die mangelnden Kenntniſſe mit redneriſchen Künſten verſteckte. Er ſchrieb es ſelbſt, daß er eine ſchlechte Quelle für den künftigen Geſchichtsforſcher ſein würde, der das Unglück hätte ſich an ihn zu wenden. „Die Geſchichte, ſagte er, iſt überhaupt nur ein Magazin für meine Phantaſie, und die Gegenſtände müſſen ſich gefallen laſſen, was ſie unter meinen Händen werden." Und in dieſem Satze iſt Alles erſchöpft, was man von ſeinen geſchichtlichen Schriften ſagen kann.

Das Wohlgefallen an ſolchen Geſchichtswerken wie Schillers hängt ganz eng mit unſerer philoſopohiſchen Neigung zuſammen, uns in aller Wiſſenſchaft vom Anfang ſogleich nach dem Ende zu

ſchwingen, die läſtige Breite des Materials in der Mitte zu überſpringen, uns ſogleich zu den Reſultaten zu erheben. So hatten wir eine Naturphiloſophie vor Naturerkenntniß, und eine Geſchichtsphiloſophie, ehe nur Ein bedeutendes hiſtoriſches Werk da war; ſo hatten wir auch gewiſſe politiſch-philoſophiſche Maximen in in einer Art popularer Verbreitung, ehe im geringſten eine Spur von ſolidem politiſchem Urtheil exiſtirte. Herder ſteht auch hier wieder mit ſeinen Ideen über die Philoſophie der Geſchichte und mit ſonſt ausgeſprochenen Anſichten als ein Mittelpunkt da, um den wir leicht die intereſſanten Notizen fügen können, die uns einen Blick in die herrſchende politiſch-hiſtoriſche Philoſophie des Zeitalters öffnen, in deren unpraktiſcher Natur wir ſogleich wieder die Einwirkung der religiöſen, der poetiſchen, der philoſophiſchen Cultur, nirgends die einer praktiſchen Erfahrung finden werden. Ich will über die Philoſophie der Geſchichte und im Beſondern über Herders Ideen nicht von wiſſenſchaftlicher Seite reden, ſchon weil mich meine Studien wohl natürlich auf dieſen Gegenſtand einmal weitläufiger führen werden, wenn mir Zeit und Leben gegönnt iſt. Nur an dem wollen wir uns hier halten, was aus der wiſſenſchaftlichen Theorie in die geſellſchaftliche tranſpirirte, wie wir es in dem theologiſchen Gebiete gethan haben. Herder hat in verſchiedenen Schriftchen auch außer den Ideen einzelne Fragen, Probleme und integrirende Beſtandtheile einer Geſchichtsphiloſophie mit ſeiner eigenen Witterungsgabe berührt, ohne übrigens zu ihrer Löſung beizutragen. Er wußte es ſelbſt ſo genau und gut, daß unſere Aufmerkſamkeit auf moraliſche Dinge blöder ſei, als auf phyſiſche; wir ſuchen die Geſetze des flüchtigen Schalls und des Lichtes auf, die aber der feinſten, ſchnellſten, wirkſamſten Kräfte in dem Reiche des Menſchengetriebes ſuchen wir weniger eifrig. Auf dieſe Art entgehen uns die Grundlagen zu einer eigentlichen Philoſophie der Geſchichte, die auch mislicher zu lehren iſt, als irgend ein anderes Syſtem der Philoſophie, weil die Geſetze der Entwicklung, ſobald wir ſie feſtzubannen ſuchen, der menſchlichen Freiheit einen Zwang anzuthun ſcheinen, der uns empört. Wer dieſe Geſetze nur in jener Allgemeinheit angäbe, in der ſie ſelbſt dem Volke geläufig ſind, den würde man der Trivialität zeihen; wer ſie weiter verfolgte, ja nur in ihren Conſequenzen anwendete, der würde gleich alle Welt wider ſich haben: denn es würde Hochverrath

an der Freiheit des Lebens ſcheinen, dem Leben ſeinen gemeſſenen Gang vorſchreiben zu wollen. Wer ſich täuſchungslos dem Geſchäfte hingäbe, die Ordnungen des moraliſchen Weltlaufs zu gewinnen, und ſchonungslos das Andere betriebe, ſie auszuſprechen und zu lehren, der würde ſehr bald alle Gemüthlichen und Schwachmüthigen erſchüttern und bekümmern; wer ſich ſelbſt betrügend oder Andere den mildernden Schleier vorzöge, der würde wieder dem Kenner nicht genug thun. Herder mochte die Eine dieſer Mislichkeiten empfinden, die andere empfand er nicht. Er regte vielfach nur an, und in die Labyrinthe der Folgerichtigkeit geführt, ließ er fallen was ihn zu weit zu führen drohte. So hatte er in dem Auch eine Philoſophie die phyſiologiſchen Geſetze des Völkerlebens angedeutet, und in den Ideen zog er ſie ſogleich zurück, weil ſie Anſtoß erregt hatten. Er beſprach (1795 in den Horen) das „eigne Schickſal", die natürliche Rückwirkung unſerer Handlungen und unſeres Charakters auf unſere Verhältniſſe und Schickſale, allein die geſchichtliche Frage verſchwindet uns unter den Augen, es wird an der wiſſenſchaftlichen Löſung verzagt, und eine moraliſche Nutzanwendung tritt an die Stelle. So ſind in Tithan und Aurora (1792) Gedanken über die Ueberlebung, über Revolutionen u. A. niedergelegt, immer nur anregend, nicht erſchöpfend. In den Ideen ſelbſt iſt nicht die Ordnung der Zeiten ſowohl, wie es ſollte, der Gegenſtand des Philoſophirens, ſondern es bildet das Verhältniß des Ortes, der Heimath der Menſchheit zu dem Univerſum, einen Hauptpunkt der Unterſuchung; die Vorſehung und ihr Plan wird nachgewieſen in dem ruhenden menſchlichen Geſchöpfe, nicht in dem in Entwicklung begriffenen. Das Werk holt ungeheuer aus und umſpannt den Himmel und die ganze Natur, um zuletzt mehr eine Frage der Moral und Humanität als ein geſchichtliches Problem zu löſen. Ueberall führt den Verfaſſer ſein Weg nicht zu hiſtoriſchen, ſondern zu religiöſen Wahrheiten. Wir ſuchen in der Religion die Vindicien des empfindenden Lebens, in der Kunſt die des vorſtellenden, in der Philoſophie die des denkenden, in der Geſchichte die des handelnden Lebens; wer hier die Planmäßigkeit in dem Gange der Dinge darlegte, der gäbe dem praktiſchen Leben des Individuums ein Relief, das in unſeren Augen nur das Leben des Schriftſtellers hat, denn wir wollen unſere Unſterblichkeit durchaus ſchwarz auf weiß

vor uns ſehen. Aber Herdern fehlte der Sinn für das handelnde Leben und die politiſche Geſchichte ſo ſehr, daß er von dem Heldenthume noch ſpricht, wie unſere Magiſter des 17. Jahrh., daß ihm ein Weltentdecker wie ein Straßenräuber iſt, daß ihn St. Pierre und der ewige Frieden mehr feſſelt als Napoleon; es entgeht ihm der Sinn für Vaterland, Staat und Nationalität; es iſt ihm traurig, daß das menſchliche Geſchlecht nie weniger liebenswerth erſcheine, als wenn es nationenweiſe auf einander wirkt, als ob die Liebenswürdigkeit und Gemüthlichkeit der Maßſtab des Werthes der Weltbegebenheiten ſei! So kommt es denn auch, daß das endliche Reſultat, wenn wir nach Zweck und Ziel der Geſchichte fragen, bei Herder ein religiöſes, ein humanes, kein hiſtoriſches iſt. Er wirft ſich in den Humanitätsbriefen die Zweifel entgegen, ob nicht die ganze Idee der fortſchreitenden Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts, wie Leſſing meinte, ein Traum und ein heilſamer Trug ſei, da doch Alles wächſt, culminirt und zurückgeht? Das Eine Wort Humanität, meint er, beantworte dieſe Zweifel. Der Menſch ſoll ſein Weſen entwickeln und ſich zur Humanität bilden; für ſich allein kann er dieß nicht; ſeine Fähigkeiten fallen immer ſeinem Geſchlechte anheim, und ſo bleibe das Fortſchreiten unbeſchränkt. Die Linie aber müſſe man ſich nicht grade und einförmig, ſondern nach allen Richtungen vorſtellen, unter einer Theilnahme aller Nationen. Denn ein Conflict aller Völker der Erde laſſe ſich wohl denken, der Grund ſei dazu ſchon in dem Chriſtenthum gelegt, das ganz Humanität iſt. Der Staat muß Politik und Moral verſchmelzen, er ſoll Auge der allgemeinen Vernunft, Ohr und Herz der allgemeinen Billigkeit und Güte ſein, und ſo jede beſſernde Stimme hören und alle verſchiedenen Sinnesarten zum Wohle des Ganzen wirken machen. Es iſt nur Ein Bau, der fortgeführt werden ſoll, der ſimpelſte, größte; er erſtreckt ſich über alle Nationen; wie phyſiſch, ſo iſt auch moraliſch und politiſch die Menſchheit im ewigen Fortgang und Streben, die Perfectibilität iſt alſo keine Täuſchung.

So zu argumentiren, heißt nun freilich eine Feſtung ſtürmen, ohne das Geſchütz zu ſehen, das auf allen Flanken droht. Allein damals argumentirten Viele ſo und das Syſtem des Kosmopolitismus wurzelte ſich ſo tief in die Nation ein, daß noch heute dieſe politiſche Univerſalität, auch nachdem ſie ſeit den Befreiungs-

jahren ein patriotiſches Gegengewicht erhielt, ein Hauptprinzip in dem Gedankenſyſteme des Deutſchen bildet. Die verſchiedenſten Menſchen waren hierin einig, die praktiſchen und die unpraktiſchen, die Nüchternen und die Schwärmer. Der Klopſtockſche Patriotismus ward ganz zur Seite geſchoben, ſeine eigne Schule in Göttingen beſaß ihn zum Theil nicht mehr; wie bald waren die Abbt und Zimmermann, die Moſer und Iſelin, die ihre patriotiſchen Träume ausgeſprochen hatten, veraltete Schriftſteller! Herder in ſeinen Gedichten ſang gegen Klopſtock Gedichte wider Deutſchlands Ehre; es war ihm gleich, ob aus Deutſchland die Politik verbannt ſei, wenn nur nicht die Menſchlichkeit. Er ſah Klopſtocks Vaterlandsliebe für ein Wahnbild an, und wünſchte ihm nur, daß es ihn niemals enttäuſchen möge. Leſſing verwarf zwar das Feſthängen an dem Boden der Geburt, aber jener Ausſpruch, der deutſche Nationalcharakter ſei, keinen haben zu wollen, war doch wie ein bitterer Vorwurf in die Mitte der Nation geſchleudert, in einem Momente als er die Nachtheile dieſer nationalen Farbloſigkeit hatte fühlen lernen; die Nation hob dieſen Vorwurf aber als einen Lobſpruch auf. Er war wie ein Signal; ſeitdem koſtete es Schiller, Göthe und keinen Schriftſteller weß Namens das Geringſte, das Bitterſte über den antiken Patriotismus, und alles Glänzende über das deutſche Weltbürgerthum zu ſagen. Wir dürfen nicht leugnen, daß in dem deutſchen Nationalcharakter das menſchenliebende und menſchenachtende Gemüth gelegen iſt, das ſich über die Vorurtheile der Scholle emporhebt, das zum Nationalhaß zu gutmüthig iſt, das ſich mit jeder Sitte verträgt und den Beſitz jeder fremden Sprache als einen Gewinn und eine Ehre anſieht; aber vergeſſen wir nur nicht, daß dabei auch eben ſo viele Geſchmeidigkeit und Nachäfferei im Spiele iſt, und daß es im Zuſammenſtoßen der Völker im öffentlichen Leben nichts Schädlicheres gibt, als die Vertrautheit mit dem Gegner und die Nachgiebigkeit gegen ſeine Sitte, die Abhängigkeit von ſeinen Producten und ſeinem Geiſte im Privatleben, vollends wenn dieß Alles einſeitig iſt. Wir wiſſen den Kosmopolitismus zu ſchätzen, wenn er ſich als Wächter der Menſchenrechte, als Schutz der höchſten intelligenten Aufklärung geltend macht, verachten muß man ihn, wenn er die Bürgerpflichten löſen, die Heimlichkeit der Heimath zerſtören und ein koloſſales Nivellationsſyſtem, das ſonſt nur dem

Deſpotismus eigen iſt, als demokratiſches Prinzip predigen will. Er muß eine ſtille Eigenſchaft des Menſchen ſein, nicht ein propagandiſtiſcher Eifer; in ſeinem Begriffe liegt die höchſte Toleranz, und wo er ſich gegen das Völkerthum und die Staatsbande, die gewaltigſten Kräfte der Menſchheit, intolerant zeigt, da kennt er ſich ſelbſt und die Dinge nicht, und ſpielt den Aufklärer aus der ärgſten Verblendung. Wunderbar, wenn es ſich widerſpräche, ein Weltbürger zu ſein und ein guter Patriot zugleich, Menſch und Bürger, Deiſt und Chriſt. Grade als ob ein Pfahlbürger von Stand auch nothwendig einer von Geſinnung und Charakter ſein müßte, als ob ein Chriſt alle die Armſeligkeiten glauben müßte, die zum Handwerksgebrauch gehören! Aber unſere Weltbürger haben bisher mit ihren weitherzigen Theorien Alle dieſe engherzige Standesanſicht gegen jede patriotiſche Geſinnung verrathen. Unſer Wieland ſah es damals ſchon, wie es heute unſere Weltliteratur thut, den Muſen vorbehalten, das große Werk zu Stande zu bringen, alle Völker des Erdbodens in Eine Brüderſchaft von Menſchen zu verwandeln, welche durch keine Namen, keine Wortſtreite, keine Hirngeſpinnſte, kein kindiſches Gebalge um einen Apfel wider einander empört, ſondern von dem ſeligen Gefühle der Menſchlichkeit durchwärmt würden. Als der **14.** Julius in Frankreich gefeiert ward, ſchien ihm ein uraltes Orakel in Erfüllung zu gehen, nach dem die Periode der Monarchien vorüber gehen und eine goldne Zeit ſich über die Menſchheit verbreiten würde, die ſie in eine einzige Familie knüpfen und bis auf die Sterblichkeit den Göttern ähnlich machen werde. Als ſchon die ſchweren Zeiten von **1793** da waren, wo uns einiger Patriotismus ſo noth that, ſchien ihm dieſer bei uns nur noch eine Modetugend; er wollte gar nicht begreifen, wie er dieſe Tugend mit ſeinen Pflichten gegen andere Völker vereinen ſolle! er erinnerte ſich gar nicht, in ſeiner Jugend dieſe Tugend nur nennen gehört, das Wort deutſch irgend ehrenhalber vernommen zu haben, und es iſt ihm ſcheints gar nicht recht, daß das Wort zu dieſer Ehre endlich kommen zu wollen ſchien! Aus der näheren Kenntniß des deutſchen Reichs wollte er vollends nicht einſehen, wie dieß nur irgend geſchehen könnte. Unſer Reden von Gemeingeiſt und Vaterland kam ihm vor, wie das Prahlen des Bettlers mit ſeiner Freigebigkeit. In ſeiner Schrift über das Geheimniß des Ordens der Kosmopoliten (**1788**),

(ein Begriff der bei ihm die Kalokagathie und die Herderſche Humanität umſchließt und der alle ſeine Schriften von Diogenes bis zum Ariſtipp ausfüllt) iſt ihm die Vaterlandsliebe der Römer wie Göthen ein Greuel und eine Leidenſchaft, die mit der Sinnesart eines Kosmopoliten ganz unverträglich iſt; Charaktere wie Brutus und Milton ſind ihm wie Göthen unheimlich; der Kosmopolit läßt ſich auf keine Staatsverwaltung ein, er will nur Alles auf natürlichem, ſanftem Wege zu der „Regierungsform der Vernunft“ hinziehen, die (doch?) im Staate ſein letztes Ziel iſt!! Noch viel greller ſind die ähnlichen Maximen bei Herder. Schon in ſeiner früheſten Jugend ſchrieb er eine Abhandlung, ob wir noch das Vaterland der Alten hätten, und verneint dieſe Frage, verwirft dieſen Wunſch; an dem Wahne des Vaterlandes und Religionsſtolzes ſei Griechenland, Judäa und Rom untergegangen. Dieſen Anſichten blieb er immer treu. In den Humanitätsbriefen theilt er[55]) Auszüge aus Realis de Vienna (Gabriel Wagner), einem Zeitgenoſſen von Leibnitz, mit. Dieſer Mann ſpricht über Deutſchland die ſchönſten Urtheile aus. Er ſtellt unter anderem den Satz auf, daß ein Volk vornehmlich durch zwei Stücke herrlich werde, durch den Verein von Ehrliebe und Verſtand. Er ſpricht uns den Letztern mit Allem was damit zuſammenhängt, Erfindungsgeiſt u. ſ. f. zu, Ehrliebe aber ſammt Großmüthigkeit und Landesliebe ſpricht er uns ab. Darum verachteten wir das Heimiſche, äfften das Fremde nach; das Mährchen von fremder Klugheit und deutſcher Dummheit habe uns niederträchtig gemacht, und ſelbſt wo wir uns noch auf unſere guten Seiten etwas einbildeten, ſeien es meiſt eben die Schulmeiſter, Sprachkünſtler, Pfarrer und ſolch geduldig ſchwitzendes Volk, die Fleiß für Verſtand halten und mit denen eben die Ausländer mit mehr Recht unſere Dummheit beweiſen. Tugend müſſe man zwar auch am Feinde loben, wo es die Wahrheit erfordert, ſonſt müſſe man von ihr ſchweigen. Unzeitige Beſcheidenheit ſei ein herber Betrug; wenn wir unſeren Feinden, den Franzoſen, etwas vorwürfen, ſo ſei es nichts (ſo wenig ändern ſich die Zeiten!!), als daß ſie unſere deutſchen Verhältniſſe nicht kennten, was nur ein Beweis ſei für unſere Dummheit, nicht für ihre, ein Beweis für ihren Stolz und unſere Verachtung unſrer ſelbſt.

---

55) I, 27.

Die Ausländer hielten die Nachahmung Anderer für den ärgſten Schimpf, wir für Ehre, und es ſei doch nur das Zeichen der Kindheit oder der Knechtſchaft. — Und nun, nach dieſen Sätzen, die man nur in einem mittleren Gefühle zwiſchen der Behaglichkeit, die uns treffende Wahrheiten und der Unbehaglichkeit, die uns ſchimpfliche Wahrheiten machen, nachſchreiben kann, nach dieſen Sätzen läßt ſich Herder folgendermaßen hören: „Man ſagt gewiſſen Landsleuten nach, daß ehe ſie ihre Landsmannſchaft nennen, ſie ein Entſchuldigungscompliment vorbringen, daß ſie die ſind, die ſie ſind. Unſer Autor wird dieß für niederträchtig halten; wenn es indeß gegen ſtolze Nationalverwandte geſagt würde, ſo möchte hinter dieſer Demuth ein Spott liegen, dem ich faſt beiträte. Unter allen Stolzen halte ich den Nationalſtolzen, ſo wie den Geburts- und Adelsſtolzen für den größten Narren." Das thut weh, wenn ſich ein Mann wie Herder auch nur im Spotte „leider oder mit Reſpekt zu ſagen" zu einem Deutſchen erklären möchte, auch nur faſt Luſt hätte ſich zu erklären! Denn tilgt das Würdegefühl des Menſchen in ſeinem Geſchlecht, ſeinem Stande, ſeinem Amt, ſeinem Stamme, und wie ſoll Würdegefühl der Humanität übrig bleiben? Der Stolz überhaupt iſt ein Laſter wie die Verſchwendung, das nur nach dem Maße gemeſſen werden kann, nach dem man zu verſchwenden und ſtolz zu ſein Mittel und Urſache hat. O des herben Betrugs mit der Demuth, wie mit der Sparſamkeit, wo zu Beiden nicht Grund iſt! Und welcher Stolz könnte edler ſein als der Nationalſtolz! der Stolz nicht auf eigene Kräfte und Tugenden, ſondern auf die der Stammverwandten! der Stolz auf wirkliche Kräfte und Tugenden, nicht die Eitelkeit auf eingebildete! Herder vergleicht dem Nationalſtolz den Adelſtolz. Wenn des großen Mannes Nachkommen auf ihn, ihren Vorfahren, deßwegen ſtolz wären, weil er ſich den Adelsbrief erworben, dieß wäre etwa jener Adel- und Standesſtolz, den der Ahn mit jenen Worten verdammt hätte; aber wenn ſie auf ihren Namen, auf ihre Familie, weil ein gefeierter Mann darin ſteht, wenn ſie auf das Verdienſt des Hauſes ſtolz ſind, dieſen Familienſtolz, den Nationalſtolz im Kleinen, würde auch kein Feind die größte Narrheit nennen mögen. „Was iſt eine Nation? ruft Herder nach obigem Satze aus, ein großer ungejäteter Garten voll Kraut und Unkraut! wer ſollte ſich dieſes Sammelplatzes von Thorheiten und Fehlern, ſo wie von

Vortrefflichkeiten und Tugend ohne Unterſcheidung annehmen?" Spiegelfechterei der Worte! Was iſt die Menſchheit, von der Herder ſo würdig gedacht haben will, anders als ein großer ungejäteter Garten u. ſ. f.? und warum ſoll man ſich dieſes Gartens voll Kraut und Unkraut ſo eifrig annehmen und die Saat der Humanität ſo emſig ſtreuen? „Laſſet uns, ſagt er, zur Ehre unſerer Nation beitragen (aber das iſt ihr Unehre, daß man von ihr gering ſpricht!), auch vertheidigen ſollen wir ſie, wo man ihr Unrecht thut (wann aber hätten wir das gethan?), ſie aber ex professo preiſen, das halte ich für einen Selbſtruhm ohne Wirkung." Daß wir ſie aber ex professo herabſetzen, was unſer tägliches Werk iſt, dieſe Niederträchtigkeit, die leider ſehr große Wirkungen hat, bildet einen Gegenſatz gegen jenen eitlen Selbſtruhm, den Herder unbeachtet läßt. Daß kein Volk ein auserwähltes Volk ſei, das würde Realis zugeben, aber würde er einwenden, keines auch ein verworfenes! Und hinzu fügen müßte er: daß dem böſen Nachbar gegenüber, der ſich noch heute für den Auserwählten hält, die Rolle die ſchlechteſte von allen iſt, die uns unſere Regenten am liebſten ſpielen laſſen, daß wir uns ſelber hinweg werfen.

Auf dieſem zertretenen Vaterlandsgefühle, dieſem Boden, der ſo ſchöne Früchte trägt, wucherte nun, da er verlaſſen und wüſt lag, jenes ſeltſame Unkraut der kosmopolitiſchen Politik luſtig fort. Zu einer wunderlichen Höhe ſtiegen ihre Theorien in Jean Paul. Auch er hatte ſich ſchon ganz jung von der Vaterlandsliebe losgeſagt, ſie ſchien ſich ihm mit freier Aufklärung nicht zu vertragen, er wollte ſie Klopſtock überlaſſen. Freiſinnige, politiſche Ideen, wie ſie dem Syſteme der Menſchenrechte gemäß ſind, ſchlingen ſich durch alle ſeine Werke hindurch, und man muß nur z. B. darauf achten, welche elende Rollen er alle ſeine Fürſten, Höfe und Hofleute ſpielen läßt. Ueberall liegen auch die Theile ſeiner hiſtoriſch- oder politiſch-humaniſtiſchen Philoſophie zerſtreut, am concentrirteſten beiſammen aber ſtellt er ſie in dem Hesperus im ſechſten Schalttage auf; die großen Vorgänge in Frankreich hatten ſie eben gezeitigt. „Wenn einmal, heißt es dort, dieſer Lebensdunſtkreis heiter werden ſoll, ſo müſſen alle Völker der Erde einmal zuſammen gegoſſen werden und ſich in gemeinſchaftlicher Gährung abklären. Das zerſtörte Gleichgewicht der eignen Kräfte macht den einzelnen Menſchen elend; die Ungleichheit der Bürger, der Völ-

ker, macht die Erde elend, ſo wie alle Stürme aus ungleichen Luftvertheilungen entſtehen. Aber zum Glück liegt es in der Natur der Berge, die Thäler zu füllen. Bei der fürchterlichen Ungleichheit der Völker in Macht, Reichthum, Cultur, kann nur ein allgemeines Stürmen aus allen Compaßecken ſich mit einer dauerhaften Windſtille beſchließen. Ein ewiges Gleichgewicht in Europa ſetzt ein Gleichgewicht der übrigen vier Welttheile voraus, welches man, kleine Librazionen abgerechnet, unſerer Kugel verſprechen kann. Man wird künftig ſo wenig einen Wilden als eine Inſel entdecken. Die längſten Regenmonate haben ausgewittert. Noch ſteht ein Geſpenſt aus der Mitternacht da, das weit in die Zeiten des Lichts hineinreicht, der Krieg! Aber wie man vom Veſuv berechnet, daß er nur zu 43 Entzündungen noch Stoff verſchließe, ſo könnte man die künftigen Kriege zählen! Aus Allem folgt: es kommt einmal ein goldnes Zeitalter! das jeder Weiſe und Tugendhafte genießt, und wo die Menſchen es leichter haben gut zu leben, weil ſie es leichter haben überhaupt zu leben, wo Einzelne, aber nicht Völker ſündigen, wo die Menſchen nicht mehr Freude, ſondern mehr Tugend haben, wo das Volk am Denken und der Denker am Arbeiten Antheil nimmt, wo man den kriegeriſchen und juriſtiſchen Mord verdammt und nur zuweilen Kanonenkugeln mit dem Pfluge aufackert. Wenn dieſe Zeit da iſt, ſo ſtockt beim Uebergewichte des Guten die Maſchine nicht mehr durch Reibungen. Wenn ſie da iſt, ſo liegt nicht nothwendig in der menſchlichen Natur, daß ſie wieder ausarte und wieder Gewitter aufziehen." Nach ſeinem Syſteme müßte die ganze Erde nothwendig[56]) in eine Univerſalrepublik zuſammen fallen. Dieſe politiſche Manie hat ſich faſt unbegreiflich unter uns in die Jugend eingegraben, die nur, wo ſie von dem directen Hinarbeiten nach dieſem Ziele durch die Gewalt abgeſchreckt wird, in die Unterminirung der beſtehenden Geſellſchaftsprinzipien durch die Weltliteratur abbeugt, zu der Göthe das erwünſchte Stichwort gegeben. Gewiß, es wäre armſelig, den menſchlichen Entwicklungen für die Zukunft ſtrenge Grenzlinien nach dem Maßſtabe der Vergangenheit vorziehen zu wollen, doppelt armſelig in einer Zeit wo nur die bloßen mechaniſchen Erfindungen den Zuſtand der

56) S. Hesperus im 32ſten Hundsposttage.

Welt zu verändern ſcheinen, da ſie noch im erſten Stadium einer neuen Periode ſtehen. Aber wo man für die Wahrſcheinlichkeits=berechnungen der künftigen Geſtaltung der Welt einen Calcul an=wendet, der keiner Probe fähig iſt, wo man, wie oben geſchah, über die Geſetze der Welt und Natur gleichgültig hinwegſpringt, da ſcheiden ſich die Wege des Enthuſiaſten von dem des redlichen unbetrognen Beobachters. Wir können nicht über die Bedingungen des Daſeins uns mit einem Salto weghelfen, es gehört zu den Gottmenſchen Jean Pauls, wie der Kosmopoliten Wielands, daß ihre Politik jene Höhen der Menſchheit erwartet, ohne auf den einzelnen Stufen dahinzuführen. Wenn dieſe Gottmenſchen den ewigen Frieden werden auf die Erde gebracht haben, ſo wird das Greiſenalter der Welt angebrochen ſein[57]) und das Unvermögen wird ſich jener Tugenden der Friedlichkeit und Menſchlichkeit rüh=men; uns menſchlichen Menſchen ſei daher der Krieg und die Un=gleichheit der Luft lieber, denn das weiß der unterſte Matroſe, daß ein Sturmwetter beſſer iſt als eine Windſtille, und nur ein ſchwacher Geiſt könnte die Verweſung bei lebendigem Leibe dem Tode vorziehen wollen. Wie iſt es möglich, daß in einem geſun=den Volkskörper dieſe Anſichten popular, dieſe Träume wirkſam werden konnten! Der verkündende Evangeliſt ſelbſt hat die Zwei=deutigkeit nicht fehlen laſſen, die allen Evangelien und Orakeln ei=gen iſt, und die im Nothfall vor Spott und Vorwurf ſchützen kann. Er ſcheint ſein goldnes Zeitalter ſo nahe zu ſehen, wenn er ſagt, die längſten Regenmonate der Menſchheit ſeien vorbei, die künftigen Kriege könne man zählen; und doch ſetzt er gleich dar=auf wieder das Zeitalter jener moraliſchen Tag= und Nacht=gleiche gleichzeitig mit der, die die Aſtronomen unſerer Erde ver=ſprechen, nämlich nach **400,000** Jahren. Seine Jünger aber legen ſchon jetzo Hand ans Werk; der **25**jährige Frieden, und die Emancipation der Sclaven, die Bekämpfung der Todesſtrafe, die

---

57) Göthe ſagte ſo von Herders Ideen ganz vortrefflich: „Er wird den ſchö=nen Traumwunſch der Menſchheit, daß es dereinſt beſſer mit ihr wird, trefflich ausgeführt haben. Auch muß ich ſagen, halt ich es ſelbſt für wahr, daß die Humanität endlich ſiegen wird, nur fürchte ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein Hospital und einer des Andern humaner Kran=kenwärter ſein wird.“

Federkriege, die Künſte der Diplomatie, die Bücherfluth und die goldnen Jahrzehnte der Schreiber ſcheinen die Vorboten der erſehnten Friedenszeit zu ſein, wie der wahren Weltliteratur und Weltrepublik. Es iſt wohl nur ein Spiel des Zufalls, das aus Jean Pauls Geburtsorte der unglückliche Jüngling ſtammte, der zuerſt unter uns ſeine politiſchen Phantasmen in die Wirklichkeit trug und den unſeligen Anlaß zur Erneuerung unſerer poltiſchen Unmündigkeitserklärung gab, was denn wieder neue Ausgeburten der Schwärmer und der Excentriſchen nothwendig machte. Aber das iſt kein Zufall, daß vor den baieriſchen Aſſiſen (ein merkwürdiges Zeichen der Zeit!) die Humanitätspredigten Herders und Jean Pauls zum Schilde des Liberalismus gemacht wurden, daß ſich die Jugend zu dieſen lächerlichen Hoffnungen exaltirt und dadurch alle Kraft vergeudet, wodurch ſie dem Vaterlande, verſtändig auf das Nächſte und Mögliche gerichtet, in Wahrheit von ſeiner politiſchen Schmach weghelfen könnte, daß Männer wie Börne als die Schüler und erwählten Rüſtzeuge dieſer falſchen Propheten bei den Misleiteten und Unverſtändigen Figur machen, die ein Flecken an dem deutſchen Vaterlande ſind.

Daß dieſe politiſchen Träume, dieſe überſpannten Erwartungen von dem Fortſchreiten der Menſchheit und der Staaten damals in den exaltirten Köpfen erzeugt werden konnten, dieß war übrigens mehr als natürlich: denn auch ſie wurzelten in dem allgemeinen Humanismus und jener Sentimentalität, die in den kirchlichen Glauben Toleranz, in die Schule Menſchlichkeit gebracht, die das Bild vollkommener Staaten in Romanen längſt entworfen hatte, und der es eine Kleinigkeit ſchien, dieſe Ideale zu verwirklichen, wenn ſich nur Regierungen und Völker im guten Willen einmal begegnen wollten. Die entfernten Vorgänge in Amerika, von denen man blos das Leuchtende und Glänzende ſah, der Charakter eines Franklin, der der deutſchen Gemüthlichkeit ſo nahe trat, Alles das wirkte mit, auch in dieſem Gebiete Ideal und Wirklichkeit in den poetiſchen Köpfen an einander zu reihen, wie es in allen übrigen Beziehungen geſchah. Als daher das große politiſche Schauſpiel in Frankreich begann, ward es in den erſten Momenten mit Jubel begrüßt, und nur die ganz entſchieden gar keinen Sinn für politiſche Dinge oder Ein Intereſſe mit den Höfen und Regenten hatten, erhoben gleich anfangs ihre Stimmen gegen

dieſe neuen Erſcheinungen. Aus dem erſten Enthuſiasmus quollen jene Syſteme Jean Pauls; und jene Hoffnungen Herders und Wielands ſchienen gerechtfertigt zu werden, als man in Frankreich den langen Druck barbariſcher Jahrhunderte abſchüttelte, ohne daß es anfangs ſchien, als werde man von Seiten des Volks verjährte Ungerechtigkeit mit plötzlicher ungerechter Rache vergelten. Wie laut erhub damals Klopſtock ſeine preiſende Stimme, deren Wirkungen ſelbſt dann nicht verloren waren, als er ſie nachher zum Anathema umſtimmte. Er hatte gedacht, ſo ſangen ſeine Oden, daß Friedrichs Kampf die größte That des Jahrhunderts ſei. Jetzt nicht mehr! Frankreichs Bürgerkrone ſei mehr als dieſer Lorbeer. Er heißt die Weltannalen durchwandern und ein Aehnliches ſuchen! Er fragt die Deutſchen was ihr Schweigen bedeute? ob bejahrter Geduld müden Kummer oder nahe Verwandlung und Sturm! Ihn lockte der Geiſt der Freiheit, durch den die Völker ſich erfrechen, zu ſehen was ſie ſind; nur Ein Schmerz war ihm dabei linderungslos, daß es nicht das Vaterland war, das der Freiheit Gipfel erſtieg und den Völkern Beifall gab. Kaum tröſtet ihn die andere Palme, die damals Deutſchland erſtrebte, als es die Religion reinigte, denn wenn Deutſchland der beſchornen Despoten Joch nicht gebrochen, ſo brach auch jetzt das der gekrönten nicht. Als man Krieg gegen Frankreich machinirte, fragt er, ob man das ſelbſterrettete Volk wieder Wilden dienſtbar machen wolle? durch Mord erweiſen, daß der Richter der Welt den Menſchen keine Rechte gegeben? und er mahnt, man möchte der Klugheit warnende Stimme verſtehen: es glimme ſchon auch in anderen Landen die Aſche. Wirklich ſchien es, als ob die Begriffe auch in Deutſchland die Leidenſchaften in Flammen ſetzen wollten; die neuen Doctrinen verbreiteten ſich im Volke, die blendenden Wahrheiten von dem Rechte der Menſchen und den Pflichten der Regenten kamen in Umlauf; man verglich die Zuſtände zu Hauſe, die ähnliche Verfaſſung auf das alte Feudalgeſetz gegründet, den Mangel an perſönlicher Freiheit; das Verfahren die alten Laſten abzuwerfen lag vor; das Beiſpiel war lockend, den alten Zauber von Regentenmacht, Hof, Adel und Militair zu brechen und den neuen Ruhm der Freiheit und Gleichheit an die Stelle zu rücken. War man nicht durch das ganze Jahrhundert an faſt allen Höfen Europas mit humaniſtiſchen Reformen der Volksthätigkeit gleichſam

auffordernd entgegen gekommen? und mitten in Deutſchland hatte Joſeph in dieſem Sinne gehandelt! Das Revolutionsfieber war ein allgemeines, und kam ſelbſt da zum Ausbruch, wo ganz andere zum Theil grad umgekehrte Anläſſe als in Frankreich waren; in Schweden erhob ſich die ſenatoriſche Parthei gegen den König; in Polen regte ſich die Sehnſucht, die alten Uebel der Anarchie abzuwerfen; in Ungarn und Brabant lehnte ſich Adel und Prieſterſchaft gegen die liberalen Neuerungen des Kaiſers auf; in Holland rang eine Bürgerariſtokratie gegen eine adelige Hofparthei; in Lüttich ſuchte das Volk die Hierarchié abzuwerfen. Auch in Deutſchland bildeten ſich Partheien nach den Muſtern in Frankreich; dennoch blieb die betrachtende Natur des Volks bei Wünſchen und Befürchtungen ſtehen und ließ es zum Handeln nicht kommen. Dieſes gutartige Volk hat, wie wir noch in den Bewegungen von 1830 ſo deutlich gewahrten, für politiſche Handlungen und Zuſtände noch keinen Sinn; wo es ſich ja einmal regen ſollte, mußten mehr ſolche Anläſſe Statt gehabt haben, die ſeine moraliſche Empfindlichkeit reizten. Damals aber war Deutſchland mit einer Reihe vortrefflicher Regenten geſegnet, auf die in merkwürdiger Verbreitung der Geiſt Friedrichs und Joſephs wirkte: in Baiern, in Würtemberg, in Baden, in Heſſen, in Weimar, Mainz, überall bot man das Gute von oben herab und wirkte in dem Sinne der Aufklärung und Toleranz, der das ganze Volk ergriffen hatte; die Anſprüche der Menſchheit waren bis an die Throne gedrungen; freiwillig entäußerte man ſich hier mancher Privilegien und jener abſondernden, den Unterthan herabwürdigenden Majeſtät; die Leibeigenſchaft verſchwand, die Hierarchie ward gebrochen, Freiheit des Glaubens und Gewiſſens wurde in Ländern eingeführt, die ſie nicht einmal begehrten, und in den oberſten Reichsgerichten ſchien ein Schutz des Eigenthums und der Perſon garantirt, der uns vor den Gefahren einer Revolution ſicher ſtellen konnte. Und dieſe ſtaatlichen Zuſtände waren noch nicht einmal das Weſentliche, was uns einer thätigen Theilnahme an jenen politiſchen Stürmen ganz entfremdete: das geiſtige Leben, eben in einen kaum denkbaren Flor gekommen, überſtrahlte den Ruhm des handelnden Lebens weit; wir waren ganz in die Werke des Parnaſſes begraben, um den Werken eines anderen Berges noch eine Achtſamkeit ſchenken zu können; dazu ſchien die neu erwachte Philoſophie eine moraliſche

Gährung in Deutſchland hervorzubringen, die der politiſchen im Nachbarland die Wage halten könnte. So fing man bald an, ſtatt die heimiſchen Verhältniſſe wirkſam zu unterſuchen, die Rechte zu prüfen, die die böſen Nachbarn zu ihrer politiſchen Umwälzung gehabt hätten, und zu beweiſen, daß ſie ihnen ganz entgingen. Zu Hauſe bewies Deutſchland ſeinen Fürſten Treue und Rechtsſinn, wie vielfach ihm von der Gegenſeite Mistrauen und Argwohn gezeigt ward. Ich hoffe, ſagte Klinger, Deutſchlands Fürſten werden es erkennen, daß wenn die Weltgeſchichte kein Ereigniß aufgezeichnet hat, das der franzöſiſchen Revolution gleicht, ſie auch kein Volk kennt, das bei ſolchem Unglück, in ſolcher Noth und ſolchen Verſuchungen, es ſo mit Recht und Pflicht und ſeinen Fürſten gehalten hat! Das hoffte der ſo ſchwarzſichtige Mann? ſo gutmüthig iſt in dieſem Volke ſelbſt der ſchwarzſichtigſte!

Als ſich in Frankreich die Begebenheiten zum Schlimmen wandten, vergifteten ſich auch die Stimmungen in Deutſchland. Nun ſchieden ſich die Partheien ſchroffer, und die Gemäßigten erregten Mistrauen bei den Exaltirten nach beiden Seiten. Das geſellige Leben ward zerriſſen, Verhältniſſe unter Freunden und Familien zerſtört. Die Stimme der Gegner der Revolution ward nun ebenſo vorlaut, als es anfangs einen Augenblick die der Bewunderer war; ein Girtanner, der, wie Forſter ſagt, auf die neue Sache wüthend war, weil er auf dem Marsfeld ein Paar Rippenſtöße erhalten hatte, gab der Maſſe den Ton an, und die Politiker wie Gentz, Rehberg u. A. ſtimmten in Burke's Sinne die Einſichtigen entgegen; alle Blätter ergriffen die ariſtokratiſche Seite und die bloße Beſprechung franzöſiſcher Freiheitsſchriften erregte den Verdacht des Demokratismus. Jetzt kam die Zeit, wo ſich Wien an Berlin rächen konnte und der Obſcurantismus ſeinen Grimm auf die Aufklärung losließ. Das Wiener Magazin der Literatur und Kunſt, von dem Exjeſuiten Hofſtätter und Haſchka, die berüchtigte Wiener Zeitſchrift von Aloys Hofmann, ſchütteten allen verhaltenen Zorn aus, ſowohl auf die öſtreichiſchen Schriftſteller, die wie Alxinger, Sonnenfels, Retzer u. A. dem neuen Geiſte der Literatur in Deutſchland gefolgt waren, als auch auf die Berliner Proteſtanten und Illuminaten. Man hatte gemeint, die eitlen Zänkereien über den Illuminatenorden ſeien vorüber; Nicolai hatte ihn ſchon ein Project ohne Menſchenkenntniß und Ueberlegung genannt,

das nie Zuſammenhang hätte erhalten können und das ſchon ſo gut wie verſchwunden ſei. Aber jetzt ward er ſelbſt zum Illuminatenzögling Leuchſenrings und Bode's gemacht; und die böſen Berliner Aufklärer ſollten die Anſtifter der ganzen franzöſiſchen Rebellion ſein. So ſagten anonyme Schriften, ſo ſagten jene Zeitblätter, ſo ſagte Stattler, ſo ſagte Zimmermann in ſeinen Fragmenten über Friedrich den Großen. Welch ein Aufruhr ward es, als dieſer hier von einem Bunde zum Umſturz der Staaten ſprach, an dem er namhaften Literaten Schuld und Antheil gab! welch ein Scandal, als er an den Kaiſer Leopold über den Wahnwitz unſeres Zeitalters ſchrieb, und die Regierungen aufrief gegen dieſes Geſpenſt, und als ſich die Nachricht verbreitete, der Kaiſer wolle einen Fürſtenverein gegen die Illuminaten bewirken! Wenn dieſe und ähnliche Verdächtigungen und Verfolgungen manchen von ſeinem Intereſſe an den Staatsveränderungen in Frankreich abſchrecken konnten, ſo waren wieder Andere, die der moraliſche Eindruck abwendig machte, den ſie unter den ſteigenden Atrocitäten in Paris empfanden. Um ſich von dieſem moraliſchen Abſcheu das rechte Bild zu machen, um ihn in ſeiner ganzen Tiefe und Verbreitung nachzufühlen, darf man nur die erſten beſten Schriften unſerer Literatur aus jener Zeit aufſchlagen. Man darf ſich, um einige Beiſpiele anzuführen, nur in den Briefen Schloſſers umſehen, der ſich wie in einen Sumpf geſtürzt fühlte, der ſich ganz in religiöſe Gefühle zurückzog und ſelbſt da nicht das Vertrauen wiederfinden konnte, das er immer beſeſſen und jetzt verloren hatte: daß nämlich in dem Ganzen der Menſchheit etwas von dem Ebenbilde Gottes liege; er trachtete jetzt alles Menſchenwerk von ſich zu ſtoßen und nur in der Natur zu leben. Sein Freund Klinger fand die Begebenheiten der Revolution geeignet, allen Glauben an eine Vorſehung mit der Wurzel auszurotten; man müſſe ein Theolog ſein, und ein recht orthodoxer, um dieſe Angel zu verſchlucken, an der ein Wallfiſch verbluten könnte! „Daß etwas Teufliſches in der menſchlichen Natur liegt, ſchrieb er, und ſich der Oberherrſchaft bemächtigt, ſobald es nur kann, haben wir an der franzöſiſchen Revolution geſehen, und es ſcheint als ſei es nur dieß Teufliſche, das den Sumpf bewege, in dem ſich das Menſchengeſchlecht herumwälzt. Gelungen iſt dieß Werk einmal; es iſt nur Menſchenwerk und leider ganz natürlich zugegangen, ſo teufliſch

es auch ausſieht. Da habt ihr eine allgemeine Weltgeſchichte zur Lehre und Warnung, in Einem Athemzuge, wie freilich kein deutſcher Profeſſor ſeinen Zuhörern zum Leitfaden zugeſchnitten hat!" So urtheilten die Männer, die ſich mit den Dingen der wirklichen Welt noch dazu abgegeben, die ſo manche Probe ihres praktiſchen Urtheils geliefert hatten, was ſollten die Anderen thun, die die Geſchichte niemals berührt hatte? So grell waren die Influenzen dieſer Begebenheiten auf das vom wirkenden Leben völlig entwöhnte Volk! Selbſt die Unveränderlichſten litten hier Erſchütterungen, die am merkwürdigſten von der Heftigkeit der empfangenen Eindrücke zeugen. Wieland hatte die Zeitereigniſſe Schritt für Schritt verfolgt; er hatte ſich mit den Conſervativen überworfen, als er die Revolution vertheidigte, und mit den Freiheitsenthuſiaſten, als er gegen ihre Fortgänge eiferte; die partheite Nation hatte kein Ohr für ſeine Ironien, keinen Sinn für die hiſtoriſche Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit, mit der er die Fragen des Tages wog. Er hatte eine kosmopolitiſche Adreſſe an die Nationalverſammlung gerichtet; er beleuchtete in ſeinen Schriften die Revolution als ein Ereigniß, das nach Naturgeſetzen nothwendig eingetreten war, er verfocht ihre Wohlthätigkeit lange, als ſchon ihre Schreckniſſe begonnen hatten. Aber als der Convent den König in den Privatſtand herabſtieß und die Nation ihn opferte, da erhielt ſein humaniſtiſcher Kosmopolitismus, der ſo tief in ihn verwachſen war, einen Stoß. Als die große Nation die Befreiung aller Völker ankündigte und eine einzige verbrüderte Demokratie predigte, da ſchien ihm doch der Glaube an die Realiſirung dieſes Projectes ſelber abentheuerlich, da ſchien ihm dieß Project, das er ſelbſt vor nicht lange begünſtigt hatte, eine tolle Chimäre, da gab er in ſeinen Betrachtungen über die Lage des Vaterlandes (1793) ſein Votum für ein videant consules, da vertheidigte er das Königthum, an dem ihm vor nicht lange ſo viel nicht gelegen ſchien, da durchſchaute er die Täuſchungen der republikaniſchen Dogmatiker, die ſich immer ein Volk imaginirten, wie es nicht iſt, und er ſah nun die Zeit, die für die Robespierreſche Verfaſſung reif ſein werde, in dunkler Zukunft entfernt liegen. Nun muß er auch nach den traurigen Erfahrungen der Zeiten beſeufzen, was er kurz vorher geprieſen hatte, daß wir keinen Nationalgeiſt, keinen Gemeingeiſt beſaßen! er muß es beklagen, daß es undenkba-

ſei, dieß Nichtvolk ſolle ſich einmüthig erheben, um eine unhaltbare Verfaſſung zu vertreten und die hohen Vorrechte der römiſch-katholiſchen Ritterſchaft aufrecht zu halten. So trat er auf ſeinen realiſtiſchen Standpunkt nüchtern zurück, da ſich ſeine eignen Ideale in die Wirklichkeit drängten; er gab ſein Weltbürgerthum auf, als die Franzoſen deſſen Fahne aufſteckten. Wen wundern hiernach noch die Veränderungen, die mit unſeren Poeten vorgingen, die nie eine Ahnung von den Dingen der Welt hatten? Der freiheitsſinnige Gleim ſtand unter den Verzagten voran; er ſah ſich unter allen ſeinen Freunden, beſonders dem Kreiſe Eberts, wie unter einer Schaar von Demokraten verrathen und verkauft. Er ſchrieb auf einen allerhöchſten Wink Marſchlieder für die preußiſchen Armeen, aber ſie wollten keinen Enthuſiasmus bringen; er ſchrieb an den Herzog von Braunſchweig, als er das Commando niederlegte, anonyme Vorwürfe, aber ſie konnten die elende Politik nicht ändern[58]; er ſchrieb und verſchenkte ſeine Zeitgedichte, in denen er Zorn und Kummer ausließ, aber Niemand wollte ſie leſen. Sein Unmuth quoll ganz aus der ſpießbürgerlichen Geſinnung eines Deutſchen, der nur für Privatleben und häusliche Exiſtenz Sympathie hat; ſein Ideal reichte nicht weiter, als daß wir unter dem Schutze der Geſetze hübſch ſtill und ruhig bei unſeren Muſen und unſeren Weibern leben ſollten, und da ihm dieſe Ideale geſtört wurden, ſo glaubte er an den Umſturz aller Humanität. Noch viel auffallender als Gleim's Verzweiflung äußerte ſich Klopſtocks. Als er die Freiheit gen Himmel zurückkehren ſah, durchlas er die franzöſiſche Geſchichte und fand ſie voll Blutthaten und Entſetzen; und dem entſprach die neue Verwandlung. Er fürchtete ein Menſchenfeind noch im Blüthenhaare zu werden, denn nie ſchien ihm Erhabenes und Vortreffliches ſo entheiligt und geſunken zu ſein! Sein Grauen vor den Greueln der neuen Anarchie in der „Klubbergmunicipalguillotinoligokratierepublik", wie er ſie einmal

58) Der Herzog ſchrieb ihm anonym wieder: „Nicht Trägheit, nicht Mangel an Theilnahme an das über die Menſchheit verhängte Unglück, ſondern erkannte Unmöglichkeit, unter unzuſammenhängenden politiſchen Umſtänden zu wirken, und Friedrichs Nachfolgers Aeußerungen, nicht wirken zu ſollen, gebieten dem Guelfen, Zuſchauer der Schande Deutſchlands und des Triumphs des Verbrechens zu ſein."

nennt, verführt ihn zu formell höchſt ſonderbaren Oden, wie es ſchon eben dieſes Wort andeuten kann; ſein ganzer Empfindungskreis ward von dem Gram und Abſcheu durchdrungen, den ihm dieſe Täuſchungen bereiteten. Und wie mußte es ihn ſchmerzen, daß grade ſeine eigne Schule am hartnäckigſten und längſten für die Sache der Revolution ſtand! Viele zwar kehrten mit ihm bekehrt zurück, wie Cramer, Campe, Stolberg; aber Andere, wie v. Halem, Hennings, Oelsner, blieben um das Schleßwigſche Journal und den „Genius der Zeit" verſammelt, und mit ihnen war Voß in Verbindung; ſie ſchrieben unter Begünſtigung der däniſchen Preßfreiheit im Sinne der rights of man von Thomas Payne, des kühnen Gegners von Burke, und es mußte für Klopſtock jedesmal eine Schmerzerneuerung ſein, wie dieſe Männer mit Stolberg brachen, wie Halem den Tod eines Knigge beſingen mochte, wie Voß gegen Claudius und ſeine Fabel wider die Preßfreiheit ausfiel, wie Hennings ſich gegen die Jacobi und Göthe und ſelbſt gegen Wieland verſtockte, und gegen Jeden, der nicht bei der Sache der Freiheit auch in den gefährlichen Zeitmomenten aushielt.

In dieſer allgemeinen Troſtloſigkeit und Rathloſigkeit, wo kein Urtheil Stand hielt und wo ſelbſt ſeine Frömmigkeit den gutartigen Deutſchen ſo weit verließ, daß er an Gott und Vorſicht irre ward, hielt vor Anderen Ein Mann in öffentlichen Schriften an dem rechten Urtheile feſt und an dem, wenn nicht religiöſen, doch hiſtoriſchen Glauben, daß trotz jenes Spiels der raſendſten Leidenſchaften dieß Schauſpiel nicht von einem blinden Zufall, nicht von einem boshaften Teufel der Welt zwecklos bereitet ſei; er ſah wie kein Deutſcher ganz in der Nähe dem Chaos der menſchlichen Willkührlichkeiten, der Eitelkeit, dem Eigennutz, den Intriguen der Partheien zu, aber er hielt an dem Einen Punkte feſt, „der ſich brüten ließ und künftige Geſtaltung verſprach", er glaubte an kommende heilſame Früchte, als ſein Auge am dichteſten auf den Greueln ruhte, die ſie zu vergiften drohten, er traute dem Schickſal und der Menſchennatur, als ihm ſchon das Herz gebrochen war, und ſelbſt der vorläufige üble Ausgang jener großen Reformation der Welt konnte nicht ſeinen Begriff vom moraliſchen Zuſammenhange der Dinge aufheben. Ich rede von Georg Forſter, einem der klaſſiſchſten Schriftſteller unſerer Sprache

und der ſeltenſten Menſchen aus dem Kreiſe unſerer Literatoren. Daß aber dieſer Mann nicht gehört wurde, das machten ſchon ſeine Schickſale begreiflich; er ſchien ja weit der Verirrteſte unter allen Verirrten, denn er durchſchaute vom erſten Augenblicke die Verirrung der deutſchen Regenten und brauchte ſeine Kräfte da, wo etwas zu wirken war; er that nach den Grundſätzen, die man, wie es unſere Art iſt, in Deutſchland nur in der Idee, nicht in den Handlungen ertrug; man erklärte ihn in Acht und Bann, man ſetzte einen Preis von hundert Ducaten auf ſeinen Kopf, und Göthe und Schiller mochten in den Xenien den tragiſchen Fall dieſes Mannes mit einem elenden Witze begleiten, der es beweist, wie unendlich ein wirkender praktiſcher Sinn aus dem Geſichtskreis unſerer größeſten Männer ablag. Wer die Werke Forſters und ſein Leben kennt, die freilich beide aus dem Gedächtniß der Nation wie geſchwunden ſind, den wird es nicht befremden, daß wir von ihm ausſagen, er ſei ein größerer Politiker als die größeſten, die wir ſchlechtverdientermaßen mit dieſem Namen beehren, er habe die Anlage gehabt, ein wahrhaft großer Staatsmann zu werden, er ſei praktiſch, wie ſein Freund Lichtenberg literariſch, dem kleinlebigen Geiſte des deutſchen Volkes zum Opfer gefallen und habe ſeine größten Gaben unentwickelt zu Grabe getragen. Wie abnorm waren aber auch die Schickſale, die uns ausnahmsweiſe einen ſolchen Mann bildeten! er mußte in England aufwachſen, als Knabe die Welt umſegeln, und ſein übriges Leben in der Sehnſucht nach einem großen praktiſchen Wirkungskreiſe verbringen, der ihm in Deutſchland nicht blühte. Als jene Revolutionszeiten kamen, wo man in Deutſchland aus der Theilnahme an den Geſchicken der Menſchheit ein Verbrechen machte, drängte ſich auch ihm wohl der Gedanke auf, in dem ſich jeder ehrliche Deutſche am glücklichſten fühlte, ſich auf ſich ſelbſt zurückzuziehen und für ſich allein zu ſorgen. Es gab aber noch ein Zweites, ſich dorthin zu wenden, wo jene ſympathetiſchen Geſinnungen kein Verbrechen waren, und dieß lag dem thatſinnigen Manne nahe genug zu thun, der in der Schule des Lebens kein Neuling war, der nicht aus fliegender Hitze, ſondern aus einer ruhigen und ſelbſt phlegmatiſchen Natur nach Prinzipien handelte. Sich aus dem Vaterlande nichts zu machen, das hatte ja das deutſche Vaterland in Theorie und Praxis ſelbſt gelehrt! nur dort ein Vaterland zu glauben, wo

Freiheit iſt, das hatte er aus der Kenntniß von England und der Geſchichte gelernt. Seine conſequente Neigung für die franzöſiſche Sache floß ganz aus den Gründen einer politiſch-hiſtoriſchen Einſicht, mit der Forſter nur öffentlich allein ſtand, keineswegs abſolut. So nüchtern und geſund beobachtende, ſo kalt urtheilende, ſo von Sentimentalität entfernte Männer wie Merck und Lichtenberg waren ganz auf ſeinem Wege. In des Letztern Schriften ſtehen die Zeugniſſe deutlich genug, daß er der lächerlichen Unterſuchungen über das Recht zur Revolution lachte, daß auch ihn keineswegs die momentanen Leiden und Schreckniſſe der Revolution irrten, die, um ſo größer ſie waren, ihm einen deſto weitern Plan der Vorſehung verbürgten; er ſah das Schickſal hier eingreifen, wo die gutmüthige Kurzſichtigkeit auch der weiſeſten Regierungen nicht ausreichte, im ſanften Gleiſe des Rechts große Ziele zu erringen; der Menſch, ſagte er, iſt nur da, die Oberfläche der Erde zu bauen, den Bau und die Reparaturen, die mehr in die Tiefe gehen, behielt ſich die Natur ſelber vor. Die ähnlichen Ueberzeugungen ſprach Forſter laut und wiederholt aus, und ſie ſtehen bei ihm um ſo merkwürdiger, als er ſie nicht außerhalb des Spieles ſelbſt, ohne Leidenſchaft und Neigung ausſprach. Er handelte ſelbſt in der Nähe mit, er betrachte ganz im Einzelnen, und er hat im Moment der unreifen Thaten ohne Vergleich die treffendſten Urtheile gegeben, eine Reihe Vorausſichten und Weiſſagungen ausgeſprochen, von denen, ſo viel ich gleich ſehe, keine einzige unerfüllt geblieben iſt. Er hat noch im raſchen Laufe der Dinge ſelbſt ihren Verlauf, wie einen vergangenen Akt, geſehen, er hat das Bleibende im Vorübergehenden erkannt, er hat innerhalb der werdenden Geſchichte ein hiſtoriſches Urtheil gefällt, das der ſpäte Geſchichtſchreiber nur erweitern, nicht beſſern kann. Dieß iſt das Wahrzeichen, an dem man den Politiker und Hiſtoriker erkennt! und wie treten hier die Commentatoren des Burke in Schatten, wenn man nur die Paar Worte lieſt, die Forſter gegen den bewunderten Antagoniſten der Revolution geſchrieben hat. Verfaſſungen, ſagte er ihm, ſind menſchliche Gebilde und, wie alles Menſchliche, vergänglich. Der franzöſiſche Staat ging ſeiner völligen Auflöſung entgegen, keine Faſer des Ganzen zeigte noch einige Spannkraft, die Männer der Revolution ſelbſt erklärten ihr Vaterland für ſo verderbt, daß ſie eine neue Begründung von Geſetz

und Sitte für unumgänglich hielten. Was erwartete nun Burke von einem ſolchen Staate? Sollte das Volk durch und mit der Herrſchaft des Convents plötzlich die verlorne Tugend und Sittlichkeit wieder erhalten? Oder war es nicht natürlich, daß ſich jene Krebsfäule auch in der Nationalverſammlung zeigte? und macht dieſe Erſcheinung etwas anders verabſcheuungswürdig, als die vorige Verfaſſung, in der ſich die Ungeheuer der neuen erzeugten? War es dort der Stolz der Geburt und ihr Heiligenſchein, mit dem man ſich für beſſer als Andere ausgab, um ungeſtraft ſchlechter ſein zu können, ſo iſt jetzt der Stolz der Vernunft mit ſeiner Gleichheit und Menſchenrechten an die Reihe der Herrſchaft und der Verirrungen gekommen. Trotz dem aber erſcheint die Revolution überall als ein Werk der Gerechtigkeit der Natur u. ſ. f.

Wir haben alle dieſe fragmentariſchen Notizen über die verſchiedenen Wirkungen, die die Revolution in den deutſchen Köpfen hervorbrachte, zuſammengeſtellt, um die ſonderbarſte von allen dieſen Wirkungen in dem großen Dichter der Nation zu erklären, die außerdem unerklärlich ſcheinen könnte. Und wir haben vorübergehend zuletzt abſichtlich Forſter erwähnt, um den Abſtich zwiſchen den Handlungen und Urtheilen eines praktiſchen Mannes und eines Poeten den großen Ereigniſſen der Geſchichte gegenüber recht fühlbar zu machen. Göthe ſah dieſe große Tragödie der Zeit durchaus nur als eine zufällige Begebenheit, als nackte menſchliche Willkühr an, die Forſter für einen Akt des Weltſchickſals erklärte; es hätte nahe gelegen, daß jener Dichter aus der Entfernung und perſönlichen Unberührtheit dieſes Urtheil gefällt hätte, und dieſer Praktiker, der die Hände im Spiel hatte, jenes andere. Dieſe pragmatiſche Anſicht war auch Forſtern keineswegs fremd, noch ihre theilweiſe Wahrheit verhüllt. Er wußte wohl, wie unbehülflich die Vernunft iſt, wenn ſie ſich in der Nähe der Geſchichte ein Urtheil bilden ſoll; er ſah, daß die größten Revolutionen der Welt in der That oft an ſehr dünnen Fädchen hängen, und daß in gewiſſer Hinſicht jeder Recht hat, der nach Belieben aus vielen Urſachen zu Erklärung irgend einer geſchichtlichen Erſcheinung die erſte beſte herausgreift. Aber doch erinnerte er vorſichtig, was Göthe wohl hätte bedenken ſollen, daß unter den vielen Beurtheilern der Geſchichte verſchiedene Grade des Sinnes und des Ge-

ſichtskreiſes Statt haben, daß der Eine vor dem andern Gemeinſchaft mit der wirkenden Welt und Empfänglichkeit voraus hat; und er empfahl die goldne und bewährte Regel, die Göthe dieſen Zeitereigniſſen gegenüber ganz vergaß, daß man große Begebenheiten nicht von geringfügigen Urſachen herleiten müſſe. Er ließ dem ſeine Freude, der den Samen der Revolution im Faubourg St. Antoine entdeckt zu haben meinte, und dem Phyſiker, dem ein Fläſchchen mit naſſer Eiſenfeile die Lavaſtröme des Veſuv erklärt, nur wünſchte er es erlaubt und vorbehalten, daß ſich ein tieferer Forſcher nicht ſo leicht befriedigen laſſe. Göthe überließ dieſe *tiefere* Betrachtung Andern. Er ſelbſt war für alle Hiſtorie völlig blind, wie ſchön er auch die große Lehrmeiſterin und Mutter der Weisheit in dem Satze geprieſen hat: daß wer eine Anlage habe klug zu werden, es nächſt dem Leben in der Geſchichte werden möge. Was Göthen von Anfang an mit der Geſchichte hätte vertraut machen können, wäre eine kühne, künſtleriſch bildende Conſtruction ihres Gebäudes geweſen, das der Phantaſie erfaßlich geweſen wäre; ein hiſtoriſcher Buffon, der ihm die moraliſche Welt zurecht gelegt, ein Epos der Geſchichte, ein großes Drama des Weltgeſchickes entworfen hätte, hätte ihn für das Ganze der Menſchheit mehr intereſſiren, hätte ihm die Größe des handelnden Menſchen näher rücken können, als es nun geſchehen iſt, und dieſes Intereſſe hätte ihn unſtreitig für höhere Gattungen der Poeſie geſtimmt, hätte ſeine großen Gaben auf impoſantere Stoffe gelenkt, wo er ein ihrer ganz Würdiges leichter hätte zu ſchaffen gehabt. So aber vertheilte er ſich auf die Naturkunde, welche die allgemeine Thätigkeit in Europa mitriß, ehe die politiſche Welt aus ihrem Schlafe erwachte; er gab ſich ganz der Kunſt hin, und wollte, das Leben im Gedichte anticipirend, von der andrängenden Wirklichkeit nicht geſtört ſein. In ſeinem innerſten Weſen entging ihm das, was Forſtern zu jedem Opfer geſtimmt hätte: die Theilnahme an der Menſchheit und ihrem Geſchicke, ohne die kein hiſtoriſches oder politiſches Talent beſtehen kann. Ihn intereſſirte nur d e r Menſch, d i e Menſchen ließ er gewähren; er dachte von den Maſſen geringſchätzig, verſchieden von Herder und ſeinem Schloſſer, die wahrer und treffender in dem Ganzen der Menſchheit ihre Würde ſuchten. Das beleidigte Niebuhr und ſeine künſtleriſchen Freunde ſo in Göthes Reiſebriefen, daß er

Italien ſo ohne Liebe geſehen und ſein Herz verhärtet hatte; ſie überſahen im Eifer die große Wärme, die ihn innerlich der Kunſt und Antike gegenüber durchdrang und vergaßen die großen Dichtungen, die er dort vollendete; ſie gedachten nur wie er an der Menſchheit kalt vorüberging und wie er dort ſeinen Großkophtha vorbereitete, und Anderes, „was die große und heilige Natur in ihm verhüllt zeigt." Wirklich liegen die Spuren in jener Reiſe nur gar zu deutlich, wie verächtlich er die Menſchen ſchon anſah, als er den italieniſchen Boden betrat. Aus dieſem Sinne hatte er damals ſchon die ariſtophaniſchen Vögel behandelt; dieſe Bezeichnung für die Menge kommt ihm gar nicht aus dem Munde; wer die Vögel belügt und verſchlechtert, das ſei, ſagte er ſchon bei Gelegenheit in Oberitalien, ihr Mann; und gewiß war das Leben unter der entarteten italieniſchen Nation nicht geeignet, ihn von ſeiner Menſchenverachtung zu heilen: ihre alte Größe und Herrlichkeit wollte er nicht kennen, die energiſchen Charaktere des alten Rom waren ihm unheimlich, vor dem Römerpatriotismus kreuzigte er ſich, ſelbſt die Geſchichte von Griechenland hatte für ihn wenig Anziehendes. Indem er ſich in Italien ganz in die Kunſt einlebte, legte er den Sinn für die Geſchichte und das praktiſche Leben unbewußt immer entſchiedener ab. Die Kunſt hat es eigen, daß ſie, wie die Naturbetrachtung, den Menſchen ſtille, ruhig und friedlich macht; ihn nun hatte ſie ganz mit ihrer Würde durchdrungen; ihr Studium war für ihn die Befriedigung einer lang genährten Sehnſucht; ſie füllte ihn ganz aus, ſie wies ihn nur auf ſich, ſie bemächtigte ſich aller ſeiner Wünſche, ſie gab ihm die Gegenſtände, über die hinaus er nichts möglich dachte, und das Verhältniß, in das er ſie zu ſeiner Betrachtung und Bewunderung der Natur ſetzte, erhöhte ihm die Würde derſelben noch mehr. Jetzt kam er nach Deutſchland zurück, und grade nun brach die Revolution aus. Sie riß plötzlich die Bewunderung der Menſchen auf einen andern Gegenſtand, dem ſich Göthe nicht gewachſen fühlte; ſie zerſtörte das Privatleben und deſſen alte Gemüthlichkeit; ſie warf ihn aus dem tiefen Frieden eines Landes, das ganz mit den elegiſchen Eindrücken einer ungeheuren Ruine erfüllt, in das bewegte Leben des Kriegs, er machte die berüchtigte Campagne ſelbſt mit, in deren Charakter ſeine Schilderung ſo vortreffliche Blicke werfen läßt. Der Sohn einer freien Stadt,

die dem großen politiſchen Leben entfremdet war, eines Landes, das im Flor der Wiſſenſchaften ſtand, der Diener eines guten Fürſten, der Mann des Friedens, wie ſollte er nicht von dieſem grellen Wechſel der Verhältniſſe ganz erſchüttert worden ſein? Einen Ueberblick politiſcher Verhältniſſe hatte er nie ſich zu eigen gemacht; Zeitungen waren von ihm und ſeinem engern Kreiſe entfernt; weder Friedrich, noch Catharinens Türkenkriege, noch Corſika und Amerika hatten ihn weiter intereſſirt, als ſie die größere Geſellſchaft berührten. Schon vor dem Ausbruch der Revolution hatte daher die Halsbandgeſchichte einen faſt unbegreiflichen Eindruck auf ihn gemacht. Er hatte „die Betrügereien kühner Phantaſten und abſichtlicher Schwärmer verwünſcht, und ſich über die Verblendung vorzüglicher Menſchen bei ſolchen frechen Zudringlichkeiten verwundert. In dem unſittlichen Abgrunde, der ſich eröffnete, erſchienen ihm die greulichſten Folgen geſpenſterhaft, deren Erſcheinung er nicht loswerden konnte;“ wobei er ſich ſo ſeitſam benahm, daß er ſeinen Freunden, nach der Erzählung in den Jahresheften, bei der erſten Nachricht von der Halsbandgeſchichte wie wahnſinnig vorkam. Als die Revolution nun ſelbſt ausbrach, der Thron geſtürzt, der König hingerichtet war und nach Deutſchland zu ſeinem Schrecken ſympathetiſche Geſinnungen mit dieſen graſſen Handlungen ſogar in edle Gemüther herüberdrangen, ſteigerte ſich ſein Unmuth immer mehr. Je größer die Begebenheiten wuchſen, deſto mehr verſtockte er ſich darauf, den großen Streit der Welt für einen bloßen Zank um äußere Verhältniſſe zu erklären; er wandte der Verwicklung und Löſung dieſes gewaltigen Schauſpiels den Rücken und Alles ſchien ihm hier Willkühr ſchlechter Menſchen, da er doch ſonſt in der Natur ſo völlig keine Willkühr dulden wollte. Ueberall gerieth er bei Betrachtung des Weltregiments und der moraliſchen Dinge in Verwirrung, ihm war Alles iſolirte Thatſächliche unhandlich, bis es ſich zur künſtleriſchen Bewältigung verknüpfte. Da hierzu in den ganz aufs Große angelegten Begebenheiten der Revolution keine Ausſicht war, ſo leugnete er den höhern Zuſammenhang lieber ganz. Er konnte „als Dichter den rollenden Weltbegebenheiten nicht nacheilen“, er konnte mit ihnen nicht zum Abſchluſſe kommen; er hatte gar keine Ahnung, was aus dem Umſturz alles Beſtehenden Beſſeres, ja was nur Anderes daraus entſtehen ſollte; ganz auf ruhige Bildung gerichtet,

ganz nur in der Literatur thätig und fördernd war er unbehaglich, daß das „Franzenthum" dieſen ebnen Weg der Cultur abſchnitt, und er trug dieß Misbehagen auf die größeſten Akte der Weltgeſchichte über, die vor ihm und hinter ihm lagen. Auch das Lutherthum war ihm ſeitdem verdrießlich, weil es einſt die ruhige Bildung zurückgeſchreckt hatte, und als die großen Ereigniſſe kamen, die das Vaterland aus Druck und Schmach erlösten, glaubte er nicht an Erfolge, weil ſie ja von dem großen Haufen ausgehen mußten! er wettete auf ſchlechten Ausgang und verlor! die ſittliche und praktiſche Bedeutung war ihm ganz gleichgültig und er zog ſich in ein fernes Extrem zurück und trieb derweil chineſiſche Geſchichte. Ja auch nach dem Befreiungskriege trieb er einen ärgerlichen Spott mit den innern politiſchen Anforderungen in Deutſchland, wie ein Mann, der gar nicht weiß, worum es ſich handelt, der nicht begreift, „warum man die Menge fragte, was Einer hätte thun ſollen", und dem es alſo natürlicher ſcheinen mußte, daß Einer ungefragt thue, was die Menge quält und plagt. Seit jenen Zeiten trat daher die ariſtokratiſche Vornehmheit in Göthes Benehmen ein, die ſeinem Herzoge ſelbſt in ihren Anfängen ſo lächerlich auffiel, die ihm ſo viele Freunde entfremdet hat; er nahm die Symptome jener Engherzigkeit an, die ſo leicht die Begleiterin einer „ruhigen Bildung" und einer feinſten Civiliſation und Cultur iſt. Er fing nun an, jenen Frieden mit der Welt zu machen, der ſich zuletzt in Alles fand; und er nannte das in ſeinem quietiſtiſchen Alter zu hiſtoriſcher Anſicht gelangen, wenn man ſich bei Allem beruhigte und mit Niemanden controvertirte. So wäre freilich des Geſchichtſchreibers Geſchäft, ſich das Vergangene nur vom Halſe zu ſchaffen, da er es doch reproduciren und wieder geſchehen laſſen ſoll, bei welchem Geſchäfte er überall die gleiche Ehrfurcht vor der Weisheit des Schickſals und vor der Freiheit des Menſchen behalten wird. Nun lenkte der Mann, der einſt mit dem eignen Beiſpiele die Jämmerlichkeit des deutſchen Curialſtyls zu bannen geſucht hatte, hofmänniſch ein, ſtellte die altfränkiſche Herrlichkeit wieder in alle ihre Rechte her, und erzählte ſeinen Künſtlern in den Propyläen die Schickſale der Hemſterhuysſchen Gemmenſammlung im unterthänigſten Reſpectſtyle: daß „Ihro des Königs der Niederlande Majeſtät allergnädigſt durch Ihro des Hrn. Landgrafen von Heſſen-Homburg Hochfürſt-

liche Durchlaucht ihm habe vermelden laſſen, daß gedachte Sammlung in Allerhöchſt Ihro Beſitz wohl verwahrt ſei!" Wohin war dieſer Dichter der Natur, der Unabhängigkeit, der Anticonvenienz endlich abgeirrt, als er den Naturdichter Hiller corrigirte, der ſich ſeiner ſchönen Königin gegenüber auch ein kleiner König fühlt, und ihr eine Viertelſtunde getroſt in die Augen ſah: „Ein wahrer Dichter, belehrte er ihn, hätte ſich in der Nähe der Majeſtät ganz anders gefühlt; er hätte den unvergleichlichen Werth, die unerreichbare Würde, die ungeheure Kraft geahnt, die mit der ruhigen Perſönlichkeit eines Monarchen ſich einem Privatmann gegenüber ſtellt!! Ein einziger Blick aus ſolchen Augen hätte ihm genügt, in ihm wäre ſo viel aufgeregt worden, daß ſein ganzes Leben ſich in eine würdige Hymne verloren hätte!!" Dieß heißt doch wahrlich allerſubmiſſeſte poetiſche Devotion und dithyrambiſche Erſterbung!!

Die innere Lage des Dichters bei jenem großen Ereigniß des vorigen Jahrhunderts, die im Laufe der Zeiten auf dieſe carricaturartigen Aeußerungen eines Höflingsſinnes führte, der dem ganzen Charakter eines geiſtig ſo geſunden Mannes unnatürlich angeklebt war, führte ihn damals unmittelbar zu einer Reihe politiſcher Dichtungen, die ſich direct auf die franzöſiſche Revolution beziehen. Wer des Dichters Werke chronologiſch läſe und von den Werken aus Italien plötzlich auf dieſe Gruppe überſpränge, der muß Niebuhrs obigen Ausſpruch freilich wiederholen, daß ſich des Mannes Genius hier verhüllt; er muß urtheilen, daß, wenn in jenen italieniſchen Werken aus dem zweigetheilten Dichter nur der gute Dämon redete, in dieſen nur der böſe erſcheint. Man hat Göthen oft den Vorwurf gemacht, daß er nicht ein nationaler Dichter geworden ſei; wir wollen in dieſen Vorwurf nicht einſtimmen. Wer ihn ausſpricht, der hängt ſich an Schiller deſto eifriger an, und doch war es auch dieſem ein armſeliges kleines Ideal, für Eine Nation zu ſchreiben, und das vaterländiſche Intereſſe dünkte ihm, wie allen unſern Weltbürgern, nur für unreife Nationen wichtig. Wir meinten in Göthes Jugendgefühlen, wie in ſeinen Alterseinſichten, die Spuren gefunden zu haben, daß er Sinn und Begriff für eine nationale Poeſie gehabt hätte, wenn ihm nur ſein Volk ein Nationalleben entgegengebracht hätte. Aber ſo hatte es dieſe Seite nahrungslos gelaſſen, und welche Anſprüche

hatte es alſo auf eine nationale Dichtung zu machen, das Volk, das ſich damals verließ und aufgab, ſich unwürdig treten und mishandeln ließ? Welche Vorwürfe dürfte es dem großen Manne machen, die er ihm nicht zehnfach erwidern könnte? Hätte man ihm eine Fähigkeit des Handelns bewieſen, er hätte wohl die ſeinige bewährt, den Thaten das Würdige der Poeſie zur Seite zu ſetzen. Daß alſo Göthe damals nicht etwa in den Nothruf Gleims und Klopſtocks eingeſtimmt hätte, das wollen wir ihm lieber zum Guten als zum Schlimmen deuten. Schwer wird es, ihn vor dem größeren Vorwurfe zu retten, daß er dem handelnden Leben überhaupt den Rücken gekehrt, und daß er ſeine Dichtung von der großen Welt der Geſchichte abgewandt hat. Denn ſie mit dieſer in Verbindung ſetzen, heißt allerdings nicht, wie er meinte, die Poeſie in die Gewitterwolken der politiſchen Welt herabziehen, ſondern es heißt nur, ſie aus der ſchalen Novelliſtik der Italiener und Spanier in die ernſten Gebiete des geſchichtlichen Epos und Dramas, aus der empfindenden, genießenden und contemplativen Gemüthswelt des Deutſchen in die ſchaffende und wirkende verſetzen, wo Homer und Shakſpeare groß wurden, die des heitern Aethers Beide, der erſte gewiß außer allem Streite, nicht entbehren. Griechen und Engländer hätten nicht dieſe Dichter gehabt, wenn ſie keine Thaten gehabt hätten; und es ſind immer matte Zeiten, die die Schriften vor den Thaten preiſen. Schiller, dem dieſe handelnde Welt ſtets achtbar, ſtets für ſeine Poeſie der höchſte Vorwurf blieb, konnte darum damals bei weit geringern Dichtergaben ſeine Stelle neben Göthe nehmen. Wer in der Weltgeſchichte lebt, wer in die Zeiten ſchaut und ſtrebt, hat Göthe ſelbſt geſagt, nur der iſt werth zu ſprechen und zu dichten! Er hat es ſelbſt geſagt, daß wer die Revolution erlebt habe, ſich in die Geſchichte hineingetrieben fühlte und das Vergangene im Gegenwärtigen mit friſchem Blicke ſah; und daher habe man jetzt größere Weltcharaktere und bedeutendere Ereigniſſe auf die Bühne gebracht. Er konnte das nur Schillern nachſagen, nicht ſich ſelbſt. Aber wenn uns auch hier die Einſicht in die Lage der Nation und der Verlauf der Göthiſchen Bildung zu der Mäßigung ſtimmen ſollte, daß wir es nur bedauern, daß wir es nicht tadeln und ſchmähen wollen, wenn der größte Dichter unſeres Volkes an die höchſten Gattungen aller Dichtung nur geſtreift hat, wenn wir

uns zufrieden ſtellen, daß der Virgil werden konnte nur Ovid ward, daß er die Gaukler in Venedig beſang und die Könige der Erde nicht beſingen wollte, „weil er ihr Handwerk nicht begriff“, ſo müſſen wir uns doch eben dann deſto mehr verwundern und erſtaunen, daß der Mann, der die ernſte hiſtoriſche Dichtung ſo zurückſtellte, die komiſch-politiſche damals ſo eifrig ergriff, daß Er, der dem Dichter in den partheienden Bewegungen des öffentlichen Lebens die Stelle der Unpartheilichkeit und Vermittlung zutheilte, und wenn dieſe unmöglich ſei, ihm ein tragiſches Ende prophezeite, daß Er grade ſo blind partheiiſch zufuhr, daß Er den Genius auf das Spiel ſetzte, das ihm immer ſo mislich ſchien, und eben in dem Momente, da es am mislichſten ſtand. Bei dieſem Entſchluſſe verlor er ſich ſelbſt und jede ſeiner alten Beſonnenheiten. Er hatte in ſeiner erſten Periode die Dinge, die ihn quälten, unmittelbar nach ihrem Verlaufe durch eine dichteriſche Compoſition abgeſchüttelt; in der zweiten verrichtete er dieſe Operation aus größerer Entfernung mit einem weitern Inhalte; in dieſer dritten wagte er dieß Geſchäft mitten in den Dingen befangen, die er nicht überſah, die er nicht ſelbſt erlebte, zu denen er kein inneres Verhältniß hatte, und es iſt daher kein Wunder, daß die Producte dieſer Zeit in ſich ohne alles Verhältniß und Maß daliegen, und zur Nation in keinerlei Verhältniß gekommen ſind. Zuerſt, bemerkten wir ſchon oben, reizte ihn die Geſchichte des Halsbands. Er verfolgte den Prozeß mit Aufmerkſamkeit, er ſchaffte ſich in Sicilien Nachrichten von Caglioſtro und ſeiner Familie, und verwandelte zuletzt nach altgewohnter Weiſe, um jede Betrachtung loszuwerden, das Ereigniß in eine poetiſche Compoſition. So entſtand ſein Großkophtha (1792). In einer höhern Region treffen wir auf das Nämliche, was uns ſchon bei den Mitſchuldigen empören konnte. Ein gemeiner Stoff ſollte erſt in einer Oper gebracht werden, dann ward es ein Luſtſpiel, das mit Aufwand geſchrieben iſt, von dem es uns nicht wundern kann, wenn es auf der Bühne Ekel ſtatt Lachen erregte. Forſter fällte darüber ein ſchneidendes aber vortreffliches Urtheil: „dieß Ding ohne Salz, ſagte er, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine ſchön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man ſich intereſſirt, dieſer hochadlige Alltagsdialog, dieſe gemeinen Spitzbuben, dieſe blos höfiſche Rettung der Königin

— ich habe die Wahl zwiſchen dem Gedanken, daß Göthe die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Beſten haben und ſehen wollte, wie weit die dumme Anbetung gehen könne, und dabei das Publikum zu ſehr verachtete, um es nur mit in Anſchlag zu bringen, und dem, daß der Erzbiſchoff von Sevilla im Gilblas hier wieder leibhaftig vor uns ſteht.“ Während der Campagne hatte Göthe ein Mährchen entworfen, die Erzählung von einer Reiſe von ſieben Brüdern verſchiednen Charakters, die in Verwicklung, Verworrenheit, Abentheuerlichkeit und Planloſigkeit ein Bild von den damaligen Zuſtänden abgeben ſollte. Er kehrte alſo auch wieder zu den wunderlichen und wilden Entwürfen ſeiner Jugend zurück, und ſeine geordneten Kunſtgebilde, ſeine Iphigenie nur zu leſen, war ihm damals ganz unmöglich. Wäre er doch wenigſtens während dieſer peinlichen Seelenlage in dem Aſyle ſeiner Naturforſchungen geblieben. Er hatte 1790 als Herzenserleichterung die Metamorphoſe der Pflanze geſchrieben; er trieb ſeine anatomiſchen Studien in Schleſien weiter; er fiel auf die Farbenlehre, an die er ſich wie an einen Balken im Schiffbruch klammerte, und er gab 1791 und 92 zwei Stücke optiſcher Beiträge; als er 1792 den Feldzug nach Frankreich mitmachte, begleitete ihn Fiſchers phyſikaliſches Wörterbuch und ſeine chromatiſchen Arbeiten. In dieſe vertieft lebte er mitten in den größten Bewegungen als ein Einſiedler, mit ſich ſelbſt vergnügt; aber es duldete ihn nicht in dieſer Rückgezogenheit; ſein heimlicher Aerger über die unruhige Zeit mußte zu Tage, er gab ſeine Paradoxen über die Politik zum Beſten und ſpielte das böſe Prinzip. In inneren Zerrüttungen wollte er guten Humor erzwingen, und das ſpiegelt ſich in den Poeſien dieſer Zeit vortrefflich ab. Wie widerlich iſt es, in dem Bürgergeneral (1793) große, oder doch ſchreckliche Stoffe in einer ſo kleinen, niedrig komiſchen Art behandelt zu ſehen, die zum Ernſt zu oberflächlich, für den Spaß zu herb iſt. Und wenn Göthe die Schnäpſe auf die Bühne brachte, was ſollten die Anton Wall thun? So leugnen wir auch nicht, daß uns faſt behaglicher zu Muthe iſt bei dem leidenſchaftlichen Sturme, der Wildheit, Grauſamkeit, Blutgierde und dem Cannibalismus, den damals die Iffland und Kotzebue in Revolutionsſtücken (wie die Cocarden und Aehnliches) auf die Bühne brachten, als in Göthes Aufgeregten (1793). Denn hier iſt keine Kraft und kein Saft, am wenig-

ſten wo der unpartheiiſche Dichter die Seite des Demokratismus abſchildert. Die ehrbaren Eigenſchaften der ſtarken, kernigen, rechtlichen, aber nie billigen und nachgiebigen Ariſtokraten ſind mit Wärme hervorgehoben, die Vertreterin des Demokratismus ſoll ſpurweiſe etwas von Kraft und Schwärmerei an ſich tragen, fällt aber doch über eine Contuſion ihres Sohnes in Ohnmacht. Reineke Fuchs gehört in eben dieſe Zeit. Er ſei ihm, ſagt Göthe, zu rechter Zeit begegnet. Er habe ſich aus dem größten Unheile zu retten geſucht, indem er die ganze Welt für nichtswürdig erklärte. So kam ihm dieſe unheilige Weltbibel grade recht zur Hand. Hätte er ſich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten überſättigen müſſen, ſo ſei es ihm erheiternd geweſen, in den Hof- und Regentenſpiegel zu blicken, denn trüge auch hier das Menſchengeſchlecht ſeine ungeheuchelte Thierheit ganz natürlich vor, ſo gehe doch Alles, wenn nicht muſterhaft, doch heiter zu, und der gute Humor fühle ſich nirgends geſtört. Zum Glücke ahnte das Publikum den Sinn nicht, aus dem dieſe Arbeit entſtand, wie es auch nicht merkte, daß es formell ein ſchlechtgerathenes Exercitium im Hexametermachen war; und ſo iſt dieſes Werk die willkommene Accommodation eines der edelſten Producte unſerer älteren Literatur geworden, das in ſeinen alten Geſtalten der Maſſe unzugänglich geworden war. Die Anwendung aber, die Göthe von dieſem Gedichte machte, muß im höchſten Grade beleidigen. Der unſchuldige Humor einer ſimplen Zeit, die im Grunde das intrigante Weſen, das hier geſchildert wird, erſt im Werden ſah, an eine Zeit halten, die ſich von dem Uebermaße deſſelben, das ſich in Jahrhunderten furchtbar angehäuft hatte, zu befreien ſuchte, mit lächelnder Behaglichkeit die ſchrecklichen Uebel der Geſellſchaft beleuchten, die keine bitterſte Invective, keine ſatiriſchen Geißelhiebe, die nur die blutigen Streiche des Aufruhrs noch heilen konnten, dieß muß beleidigen. Aus einer früheren Periode, wo in der Satire auf dem Hintergrunde einer kindlich einfältigen Zeit die Thorheit und Schlechtigkeit vergrößert ihr Spiel treibt, rückte Göthe dieſes Gedicht in eine ganz andere Zeit, wo die Satire auf dem Grunde einer verſchwundenen goldnen Vergangenheit das Gemälde der gegenwärtigen Corruption aufziehen mußte, und er ſchob daher hier

und da Stellen ein[59]), die dem Geiſte des alten Werkes ganz widerſprachen und variirte den Ton, wie es der Ueberlieferung nicht gemäß iſt. Sehr richtig bemerkt Göthe in den Ausgewanderten, die gleichfalls in das Jahr 1793 fallen, daß ein großes Unglück in der Welt gewöhnlich von lächerlichen oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein belachten Umſtänden begleitet ſei. Das Ueble aber iſt, daß Göthe, wo er dieſer Erfahrung den Stoff zu einem Gedichte abgewinnen will, überall das Unglück ſelbſt und nicht blos die begleitenden Umſtände in den Kreis des Lächerlichen hereinzieht; und dieß merkt man überall aus der Behandlung dieſer damaligen Producte heraus, die mehr bitter und verſteckt, als heiter und offen iſt. Mit der Zeit indeſſen, als der erſte bittre Eindruck ſich etwas verſüßte, trat eine andere Stimmung in Göthe ein, und mit ihr eine veränderte Gattung von Werken. Er reſignirte; und ſeine Reſignation hatte zwei Seiten wie jede. Wer bei Thucydides oder Villani die Wirkungen ſolcher allgemein ſchreckenden Begebenheiten auf die Menſchen geleſen hat, der wird beſonders auffallend gefunden haben, wie ſich leicht engere Kreiſe zuſammendrängen, wo dann bald Frivolität, Leichtſinn, Lebensgenuß obſiegt, bald tiefere Betrachtung der ſittlichen Natur des Menſchen veredelnd hervortritt und ernſter und in ſich gekehrter macht. Des Thucydides und Villani Schilderung nicht allein, ſondern ihre Werke ſelbſt, dann Boccaccio und das letzte Schriftchen Machiavellis ſind Producte, die ſolchen Zeiten und dieſen getheilten Stimmungen angehören. Auch Göthe bietet uns für beide Seiten einen Zuwachs. Die Ausgewanderten erinnern viel an das Decameron; und auch Einzelnes im Meiſter ſcheint uns hierher

---

59) So wird z. B. nur von den Pfaffen dort, und nur von einem gewiſſen Theile der Pfaffen ein ſo übles Bild entworfen, wie in einigen Götheſchen Verſen von der Allgemeinheit:

Doch das ſchlimmſte find ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menſchen ergreift, es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrſchen und richten.
Hielte doch jeder ſein Weib und ſeine Kinder in Ordnung,
Wüßte ſein trotzig Geſinde zu bändigen, könnte ſich ſtille,
Wenn die Thoren verſchwenden, in mäßigem Leben erfreuen.
Aber wie ſollte die Welt ſich verbeſſern? Es läßt ſich ein Jeder
Alles zu und will mit Gewalt die Andern bezwingen.
Und ſo ſinken wir tiefer und immer tiefer ins Arge.

zu gehören. In den Novellen der Ausgewanderten finden wir neben manchen reizvollen Schilderungen ſchon hereinſpielend den Hang zum Ahnungsvollen und Räthſelhaften, der weiterhin in Göthe zu überwiegen anfing, und es begegnen Charaktere, die in ihrer ganzen Anlage ſchon an die natürliche Tochter erinnern. Auch dieſes Stück, zwar weit ſpäter (um 1799) entworfen und (1804) erſchienen, gehört noch in den Kreis der auf die Revolution bezüglichen Werke; die Müdigkeit ſtatt der früheren Friſche der Weltbetrachtung, die Rückhaltung ſtatt des früheren Drangs der Mittheilung, die Reaction des Quietismus gegen die alte Lebenskräftigkeit iſt hier ſchon ganz herrſchend, die in den Ausgewanderten und im Meiſter zuerſt ſpurweiſe erſcheint. Mit dieſem neuen Charakter ſeiner ſpätern Werke entfremdete ſich Göthe dem Publikum, und machte ſich dagegen engere Freunde in engeren Kreiſen. Herdern gefiel dieſe gereifteſte Frucht eines tiefnachdenkenden Geiſtes, der die ungeheuren Begebenheiten der Zeit ſtill im Buſen getragen und zu höhern Anſichten entwickelt habe. Aber die Nation achtete nicht auf dieſe Silberbleiſtiftzüge, und behielt die groben Striche der Jugendwerke Göthes lieber. Welch einen Weg haben wir zurückgelegt, welche grundtiefe Veränderungen haben wir in unſerm Dichter erlebt, wenn wir von ſeiner erſten revolutionären Staatsaction, dem Götz, zu dieſer herüberblicken! Wie iſt der offene franke Dichter verſteckt und heimlich geworden! Der kecke knappe Maler der Sitten wie breit und eintönig in dieſem Stück, das auf 15 Akte berechnet war und das Publikum ſchon in den 5 vollendeten langweilte! welche andere Memoiren hatten ihn damals zur Dramatiſirung gereizt als jetzt! wie wenig ſcheute er ſich damals vor den grauſamen Szenen der Rebellion und den ſtarken Charakteren ſolcher Zeiten, da er noch ganz auf der Thätigkeit der menſchlichen Natur weilte, die im Egmont ſchon den halben Raum der Diplomatie abtreten, und jetzt der Diplomatie völlig weichen mußte! wie offene breite Wirkungen machten die Dichtungen jener Jahre gegen dieſe, die kalt wie ſie war kalt aufgenommen ward, eine Wirkung, die der innern Beſchaffenheit des Werks genau entſprach und gewiß nicht wie Göthe meinte von der voreiligen Veröffentlichung des erſten Theiles herrührte. Wir erinnern an den Aufruhr, den ſein Götz in Deutſchland machte, wo er die ganze Jugend aufwühlte, und

wollen des Contraſtes wegen anführen, wie die natürliche Tochter auf die Frau Herder wirkte, was beſſer als jedes Urtheil den Charakter des Stückes bezeichnen wird. Sie war, wie Herder ſelbſt, entzückt über dieſe Schilderung des Kampfes menſchlicher Verhältniſſe mit den politiſchen, in der das gräßlich Herzloſe der Stände und ihre Verworfenheit dargeſtellt ſein ſollte; ſie nannte es ein claſſiſches Stück, das höchſte was Göthe gab, ein Stück wie Nathan, aber wärmer, vielſeitiger, ein Kunſtwerk, vor dem Schillers Irrlicht ſchwinde. Aber Knebel urtheilte ihr entgegen, und es traf ſie plötzlich die Wahrheit, daß Laſter und Greuel hier ſo mit einſchmeichelnden Worten umhüllt und in ein ſo mildes und ſanftes Licht gerückt ſind, als ob die unnatürlichſten Menſchen alle Engel wären; ſie fürchtet nun, der Dichter habe das Ganze nicht zu Gunſten der Menſchlichkeit, ſondern der Stände angelegt; ſie ahnte was von jener hiſtoriſchen Anſicht, der das Geſchehende Alles recht iſt; ſie kam ſich nun wie ein Lamm vor dem Wolfe vor, und wünſchte zu ſtreng den Teufel mit ſeinem Talente zur Hölle. Kurz ehe Göthe dieſes Drama zuerſt entwarf, entſtand das kleine Epos Hermann und Dorothea, das gleichfalls auf den Grund der politiſchen Zeitgeſchichte gezogen iſt, und das die reine und edle Seite ſeiner Reſignation darſtellt. Aber dieſes Werk, das uns leicht alle die übelgerathenen Producte, die wir bisher erwähnt haben, vergüten kann, wäre nicht entſtanden ohne die wohlthätige Einwirkung Schillers, mit dem jetzt Göthe in nähere Verhältniſſe kam, der ſeinen erſtorbenen Schöpfungstrieb erhöhte und vorübergehend ihn in ſeine edlen Beſtrebungen mitriß. Wir haben daher zunächſt nach dieſem zu blicken, um zu finden, in welcher Lage er war, als ſich das engere Bündniß zwiſchen beiden knüpfte.

---

2. Philoſophie (Schiller).

Indem wir nun noch die Berührungen unſerer vielfach beeinträchtigten Dichtung mit der im Anfang der 80er Jahre regenerirten Philoſophie angeben wollen, haben wir es in aller Hinſicht bequemer, als bei den bisher beſprochenen Diſciplinen, die Grenzen zu finden. Wenn die Kantiſche Philoſophie, die allein dem Zeitpunkte angehört, mit dem wir eigentlich ſchließen wollen, nicht ſo

durchaus kritiſch und rein wiſſenſchaftlich wäre, ſo würde ſie gleich anfangs auf die Producte der Einbildungskraft unmittelbar übergewirkt, es würden ſich in der Poeſie jener Jahre ſolche Einflüſſe gezeigt haben, wie ſie früher der realiſtiſche und nominaliſtiſche Scholaſticismus auf die gnomiſche und myſtiſche Didaktik des Mittelalters, und wie ſie ſpäter mehr die aus der Kantiſchen gefolgerte Philoſophie ſeiner ſelbſtändigen Schüler auf manche Dichtungen der Romantiker geübt hat. Dieſerartige Wirkungen aber laſſen ſich ohne Zwang nicht in den Verhältniſſen der erſten und ächten Kantiſchen Lehre zu unſerer Poeſie nachweiſen; kaum haben wir oben einige dürftige Polemik in äſthetiſchen Formen gefunden, die einer Erwähnung nicht recht würdig war. Wir behalten daher nur einen mittelbaren Einfluß übrig, der dem Charakter dieſer Philoſophie durchaus angemeſſen iſt: ſie unterwarf, wie alle Objecte der eigentlichen Philoſophie, ſo auch die Prinzipien der Aeſthetik einer kritiſchen Unterſuchung; ſie gab dadurch Anlaß zu einer ganz neuen Begründung dieſer Wiſſenſchaft, die wir Schillern verdanken. Auf deſſen Poeſien hatte dieſe philoſophiſche Thätigkeit weniger poſitiven als negativen Einfluß; ſie lehrte ihn die Kluft zwiſchen dem productiven Dichtungsvermögen und der äſthetiſchen Einſicht erſt recht kennen, die auszufüllen mehr das inſtinctartige Beſtreben ſeiner eigenthümlichen Dichternatur war, als ein Ziel, das ſeine reifen äſthetiſchen Ueberzeugungen in Ausſicht genommen hätten. Seine eben ſo geiſtige als phantaſiereiche Natur wies ihn dahin, ſich von den Operationen ſeiner dichtenden Kräfte Rechenſchaft zu geben, und dieß drückt den gefährlichen Höhepunkt aus, wo die Poeſie von dem Baum der Erkenntniß brach, und von wo an für die nächſte Zeit ihr Fall unvermeidlich ſchien. Wie wenig wir daher auch dem Gange der äſthetiſchen Wiſſenſchaft folgen wollen, ſo macht es uns doch der hiſtoriſche Verfolg unſerer Dichtung an ſich zur Pflicht, dieſen bedeutſamen Moment genau ins Auge zu faſſen, und um ſo mehr, da er gleichſam den Schlußſtein zu dem Gebäude unſerer Dichtung ſetzt, den wir von Anfang an ins Auge gefaßt hatten. Denn das Prinzip des Schönen und das Grundgeſetz der Kunſt konnten auf befriedigende Weiſe auch aprioriſch nicht anders als in einer Zeit gefunden werden, die die Kunſt zu einem reinen Standpunkte zurückgeführt hatte; und die Epoche, wo ſich unſere Dichtung dem ächten Kunſtcharakter am meiſten näherte, war bei

unſerm erſten Ausfluge unſer letztes Ziel. Daß ſie ſich ſelbſt dieſes ihres Höhepunktes bewußt ward, war ein Ueberſchuß, den wir aus unſerer philoſophiſchen Cultur in die poetiſche herübertrugen; ein Reichthum, den keine andre Poeſiegeſchichte ſo leicht wird aufweiſen können. Dieſe Bewußtheit iſt das natürliche Symptom der Vollendung einer Dichtung, die in einem Volke genährt ward, das mit ſeiner Geiſtesblüthe in das männliche Zeitalter der Welt fällt, das zur Wiſſenſchaft mehr geboren iſt als zur Kunſt, das keine poetiſche und keine politiſche Periode von Bedeutung durchgemacht hat, ohne ſie mit einer entſprechenden philoſophiſchen zu begleiten.

Unſere Betrachtung darf ſich dießmal einfach an zwei einzelne Männer heften, an Kant und Schiller. Auf Kants Lehre, ihren Sinn und Werth, und auf die Bedeutung einzugehen, die jene große, durch ſie veranlaßte Revolution auf das geiſtige Leben in Deutſchland gehabt hat, iſt unſeres Amtes und Berufes nicht; dieß iſt kein Gegenſtand, der als ein Parergon behandelt werden kann und darf, und doch nur als ein ſolches in einer Geſchichte der Dichtung behandelt werden dürfte und könnte. Wir laſſen daher das Syſtem und das Schulartige bei Seite, und ſuchen nur mit einigen Strichen, die für ſich nichts bedeuten wollen, den Augenpunkt zu bezeichnen, aus dem man, auf dem Wege der Dichtungsgeſchichte begriffen, den Königsberger Philoſophen betrachten würde; und wir verſuchen dabei uns lieber nach jenen Geſichtspunkten zu verſtändigen, die uns bisher ſchon geläufig wurden, als daß wir unſere Leſer plötzlich in eine fremde Terminologie hineinzwängen. Wir erinnern daher, um Kants allgemeine Verhältniſſe zu den Bildungen und Charakteren der Zeit anzugeben, an jenes von Leſſing begriffene Beſtreben der Zeit, in alle geiſtige Thätigkeiten und Productionen, in die Gattungen der Dichtung, in die Grenzorte der Kunſt und Wiſſenſchaft, in die Grundſätze der Religion und des Lebens eine reine Scheidung zu bringen. Auf dieſem Wege haben wir die Poeſie zu reinen Gattungen gelangen, wir haben ſie von didaktiſchen Zwecken ſich losſagen ſehen, wir haben gefunden, wie ſich die chriſtliche Religion mit Anſtrengung aller Kräfte auf ſich ſelbſt iſolirte, wie ſich das Lehramt der Schule von dem der Kirche trennte, wie der Pädagog ſelbſt wieder eine reinere Wiſſenſchaft zur Baſis ſeines Berufes ſuchte, wie ſich die Geſchichte aus dem Zwange der Theologie löste. Ganz in einen ſolchen Zuſtand

der Reinheit trat nun auch die Philoſophie durch Kant zurück. Welcherlei Philoſophie vor ihm in Deutſchland curſirte, lag uns im Verlaufe unſerer poetiſchen Geſchichte vielfach nahe zu beobachten. Was von Leibnitz übrig geblieben war, eigentliche Speculation und alles Spiritualiſtiſche trat ſeit der Zeit, daß man ſich an Wolfs abgenutztem Syſtem und an dem Herrnhutismus geſättigt hatte, völlig in den Hintergrund. Die engliſche Philoſophie, die ſich auf dem Lockiſchen Empirismus aufgebaut hatte, griff in Deutſchland ebenſo mächtig um ſich, wie alle engliſche Poeten und Theologen des 18ten Jahrh. für die deutſche Bildung von den größten Anregungen waren. Als Mendelsſohn und Garve auf der Höhe der deutſchen Philoſophie ſtanden und Wieland den großen Bund zwiſchen Weltweisheit und Dichtung ſchloß, ſpiegelte man ſich ſelbſtgefällig in dieſer Philoſophie des Menſchenverſtandes, die nicht in der Metaphyſik ihren eigentlichen Zielpunkt ſah, ſondern in der geſunden Beobachtung der menſchlichen Verhältniſſe, nicht in ſtrenger Speculation ihre Methode ſuchte, ſondern in popular ausgeſponnenen Erörterungen, die nichts zu denken übrig ließen, nicht in der Conſequenz des Syſtems ihren Werth fand, ſondern in dem Plauſibeln der Eklektik, nicht den **bon sens** und Lebenstact des Weltmannes und die eigentliche Philoſophie wie praktiſche Rechnung und wiſſenſchaftlichen Probecalcul auseinanderzuhalten, ſondern in eins zu vermengen ſtrebte. Eine Philoſophie dieſer Art mußte bei dem allgemeinen Zuſtande der damaligen deutſchen Bildung außerordentliche Nahrung finden. Eine Welt, die von großen Naturforſchungen in Erſtaunen geſetzt ward, deren Neigungen und Leidenſchaften durch eine epidemiſche Sentimentalität alle auf die Verhältniſſe von Menſchen zu Menſchen geſpannt wurden, deren ſenſuale Kräfte durch ein erfriſchtes Naturleben geweckt waren, die ganz in den Anſchauungen einer neu gebornen Kunſt lebte, eine ſolche Welt konnte nicht Sinn haben für dürre Abſtractionen und ſtreng geſonderte Wiſſenſchaft, bis man ſich in jener Richtung überſteigert und ſo einen Uebertritt in ein entgegengeſetztes Extrem vorbereitet hatte. Während in Deutſchland dieſe heftigen Erſchütterungen der Gemüthswelt von Poeſie und Kunſt, von humaner Gutmüthigkeit und Lebensweisheit ausgingen, hatte ſich Kant in Königsberg ganz im Stillen gebildet, und war von Allem, was eine Entwicklung der Sinne und der Einbildungskraft begünſtigte, ganz

entfernt geblieben. Zwiſchen der frühe im Jahrhundert abgeſtorbenen Wolfiſchen Philoſophie und ſeiner eignen ſpät ans Licht getretenen hielt er gleichſam im Verborgenen ein Band geknüpft; von den Aufregungen der Dichtungsperiode blieb er ganz unberührt. Daß er dieß über ſich vermochte, zeigt den wahren Preußen, den ächten Sohn des Nordens, der in der Regel an den feinern Gemüthsregungen des Süddeutſchen nur entfernteren oder nur erzwungenen Antheil hat. Wer es will, kann Kant überall als ein Glied in jener Kette der Preußiſchen Aufklärer ſehen, die den heftigen Gegenſatz der Poeten und Enthuſiaſten und aller, die an die Kräfte des Gemüths glaubten, hervorriefen; die Hamann, Wieland, Göthe, Herder, Klinger waren daher alle von ihm abgeneigt, und der philoſophiſche Vertreter dieſer Claſſe, Jacobi, war der natürlichſte Gegner von Kant. Früh geſättigt an dem Pietismus, der in ſeiner Vaterſtadt und an der Univerſität dominirte, hatte ſich dieſer überall im Gegenſatz gegen denſelben entwickelt: die verſtändige Richtung gegen allen Geiſterglauben und gegen die Kraft des Gebets, ſeine nüchterne Anſicht von aller Kunſt und namentlich von der Muſik, der ganze kritiſche Charakter ſeiner Philoſophie, ſeine Abneigung gegen den geiſtlichen Stand, ſeine äußern geſelligen Gaben und praktiſchen Lebensanſichten zeigen ihn überall auf der Seite ſeiner Berliner Landsleute, mit denen er auch die Anfechtungen wegen ſeiner religiöſen Liberalität zu theilen hatte; nur daß Er ſeine Uebermacht des Verſtandes und der Intellectualität ganz auf Ein einziges großes Werk, die Wiedergeburt reiner Wiſſenſchaft, concentrirte, die jene auf Einzelheiten zerſtreuten. In tiefer Eingezogenheit förderte er dieß Werk, ungeirrt durch äußere Zurückſetzung, und er trat in einem Alter auf, wo ohnehin der Geiſt über das Sinnen- und Gemüthsleben die Oberhand erhält [60]). Von dieſer Herrſchaft über die äußere Sinnenwelt, von der Meiſterſchaft ſeines Geiſtes über alles Körperliche, ſeines Willens über Gefühle und Leidenſchaft, von dieſem Stoicis-

60) „Sollte nicht manches von dem, was Kant lehrt, zumal in Rückſicht auf das Sittengeſetz, Folge des Alters ſein, wo Leidenſchaften und Neigungen ihre Kraft verloren haben und Vernunft allein übrig bleibt? Wenn das menſchliche Geſchlecht in ſeiner vollen Kraft, etwa im 40ſten Jahre ſtürbe, was für Folgen würde dieß auf die Welt haben?“

Lichtenberg.

mus, der ihm äſthetiſchen Sinn, Empfänglichkeit für die feineren Bedürfniſſe des Gemüths, den Schmelz der ſchönen Natur nur ſtellenweiſe übrig ließ, iſt Alles in Kants Leben und Schriften durchdrungen. Wer daher ſein Syſtem als ſolches, innerhalb der Schule, charakteriſirt, bringt es in Gegenſatz gegen den Lockiſchen Senſualismus. Angeregt durch Hume's Angriff auf die Metaphyſik, der ſich an die empiriſche Herleitung des Begriffs der Cauſalverbindung angeknüpft hatte, ſuchte er das Reinvernünftige dieſes Begriffes zu retten und forſchte nach dem ganzen Vorrath der übrigen aprioriſchen Begriffe; er drehte das empiriſche Syſtem, wie er ſelbſt anführt, nach der Analogie ſeines großen Landsmannes Copernicus, herum, und hoffte eine metaphyſiſche Wiſſenſchaft feſter zu begründen, wenn er annahm, daß ſich die Dinge außer uns nach den Geſetzen unſeres Erkennens richten, als umgekehrt dieſes nach jenen. Uns, die wir immer die Wirkungen auf das Leben und die Verhältniſſe zu der hiſtoriſchen Umgebung im Auge haben, liegt es näher, das Ganze der Kantiſchen Lehr- und Lebensſätze gegen die herrſchenden Bildungen in Deutſchland als gegen die engliſchen Syſteme zu halten; und hier iſt es von erſtaunlichem Intereſſe, wie er mit der Begründung einer reinen Wiſſenſchaftslehre den Entwickelungen der Kunſt ſich zur Seite lagerte, mit dem Rigorismus ſeiner Moral der nachſichtigen Grazienphiloſophie Wielands und der Anakreontiker einen Damm entgegenwarf, wie er mit dem Aufruf der menſchlichen Freiheit der vegetativen und ſenſualen Lebensweisheit entgegentrat, die aus einer Poeſie, wie die Göthiſche, nothwendig folgte, wie er der laxen Sentimentalität und Empfindſamkeit, der Ueberſchwenglichkeit des Gemüthslebens gegenüber den Geiſt rüſtete und auf dieſe Weiſe dem deutſchen Leben neue Richtungen gab, die das Geſetz des moraliſchen Gleichgewichts nöthig machte. Wenn ſeine oft wiederholte Vergleichung mit Sokrates einen Sinn haben ſoll, ſo muß ſie von dieſem Punkte ausgehen. Und von hier aus erklärt es ſich, ganz abgeſehen von Kants Beſchäftigung mit der Aeſthetik, warum grade Schiller ſo viele Vorliebe für die neue Philoſophie faßte, der ganz denſelben Gegenſatz des Geiſtes gegen die Göthiſche Naturtheorie innerhalb der Dichtung ſelbſt ſchon vor ſeiner Bekanntſchaft mit Kant gebildet hatte. Daſſelbe dunkle Gefühl, das Göthen gegen Schiller ſtimmte, hieß ihm auch Kant den Rücken kehren.

Es iſt bekannt, von wie außerordentlichen Wirkungen Kants Auftreten begleitet war. Innerhalb der Schule weckte ſeine Philoſophie den Tiefſinn ähnlicher Köpfe auf und brachte die ſpeculativen Wiſſenſchaften zu einem Flor, der ſeither kaum pauſirte, der am glänzendſten war, als alle übrige Welt ſich von den großen politiſchen Zeitereigniſſen feſſeln ließ, und der es bewies, wie gern die deutſche Natur vor den Bewegungen der handelnden Welt ein ideelles Refugium ſucht. Die Philoſophie des alten Schlags war mit Einem Male abgethan, ſo ganz wie die alte Poeſie mit Göthes Jugendſchriften: auch ſind dieſe durch keine größere Sprungweite von den noch gleichzeitigen Galanterien Jacobis unterſchieden, als die Kritik der reinen Vernunft von der gleichzeitigen Sittenlehre der Vernunft von Eberhard oder Campe's Beweis der Unſterblichkeit der Seele. Die erſten ſchwachen Gegner, die Meiners und Abel, die Ulrichs und Eberhard verſchwanden vor dem reinen Enthuſiasmus unter Kants Schülern, jener Wärme, die ſich auf die Jünger aller Philoſophie auch anderer Schulen bis in dieſes Jahrhundert fortpflanzte. Mit den Erſchütterungen in der Schule maßen ſich die andern und ganz verſchiedenen, welche der praktiſche Theil der neuen Lehre in der Sphäre des gebildeten Publikums machte; die Oppoſition gegen beide Seiten mehrte den Antheil und die Bewegung. Von jener Seite her ärgerte man ſich an dem Dogmatismus der Schule, an der philoſophiſchen Orthodoxie und Intoleranz, die keine Neutralität geſtattete; ebenſoſehr mit Unrecht, wenn man dem willkührverachtenden Syſtem zumuthete, ſich mit dem getheilten Beifall der Eklektiker zu vertragen, als mit Recht, wenn man ſich an jenen, von Kant ſelbſt verachteten Eigendünkel, jene „frühkluge Geſchwätzigkeit" der Schüler ſtieß, die ihre Philoſophie bewieſen glaubten, weil ſie ſie begriffen hatten. Es iſt das traurige Erbtheil aller Schulen, daß ſich in ihnen der forſchende Geiſt ſogleich nieder- und feſtſetzt, daß ſie eine Zunftherrſchaft gründen wollen, die wie die religiöſe Orthodoxie und der politiſche Despotismus in einen gewiſſen Kreis bannt, in dem die vom Syſtem in Anſpruch genommnen Kräfte des Menſchen ein geſchafftes Geſchäft betreiben, die übrigen aber in Unthätigkeit feiern. Denn wie bald iſt auch die Grenze der praktiſchen Anwendungen der Theorie erreicht! und wie ſehr hat hier Kant ſelbſt verrathen, daß es ſchon bei dieſer Thätigkeit nicht leicht iſt, ſich ſelber treu

zu bleiben! Von dieſer andern Seite war daher der Schrei gegen die Geſchäftigkeit ſeiner Schüler noch viel größer, die ſo viel an dem Syſteme ihres Meiſters zu- und abzuthun hatten. Von beiden Seiten ſuchte Herder, einſt ein Lobredner ſeines einſtigen Lehrers, in der Metakritik (1799) und in der Kalligone (1800) vor dem Trüben der abgeleiteten Waſſer zu warnen, indem er die Lauterkeit der Quelle ſelbſt verdächtigte, oft mit dem unſchicklichen Mittel, daß er ſie gefliſſentlich ſelber trübte. Aber dieß geſchah in einer Zeit, wo die Kantiſche Lehre, die mehr anzuregen als abzuſchließen geſchaffen war, die mehr Wiſſenſchaftslehre als Wiſſenſchaft ſein wollte, grade dadurch am wirkſamſten ward, daß ſie in andere Syſteme ſich theilte, die ſelbſtändige Denker, von ihr angeleitet, auf eigenthümlichen Wegen gefunden hatten. Herder und die ihm anhingen ſtimmten in ihrer Polemik zu frühe Triumphe an.

Von welchem Nachtheile die Ausbreitung der philoſophiſchen Studien für unſere Poeſie nur eben dadurch war, daß die Kräfte getheilt, daß tiefere Naturen auf dieß neue Gebiet gezogen wurden, die bei der Fortdauer des ungetheilten Kunſtintereſſes vielleicht der Dichtung gewonnen worden wären, daß dieſer dagegen faſt nur die Genien des erſten Ranges und die mittelmäßigen Talente des dritten treu blieben, dieß können wir freilich nicht an einzelnen Fällen ausmeſſen und darlegen; nur das Eine Beiſpiel verfolgen wir, um die Beeinträchtigung der Dichtung zu veranſchaulichen, deſto gründlicher: wie durch Kant ſich neben der poetiſchen Kunſt die poetiſche Wiſſenſchaft, die Aeſthetik aufſtellte, wie dieſe Wiſſenſchaft erſt Schillern aus der poetiſchen Thätigkeit riß, wie ſie dann, zur Kunſtkritik und Literargeſchichte geſellt, in dem Kreis der Romantiker überall dieſen Grenzwiſſenſchaften der Dichtung anfing über die künſtleriſche Production ein Uebergewicht zu geben. Als Kant ſeine Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft (1790) ſchrieb, verfuhr er hier mit demſelben Purismus, mit dem er ſich ſtets dagegen erklärte, daß man die Grenzen verſchiedener Wiſſenſchaften ineinander laufen laſſe. Er beſeitigte mit ihr die alte Methode der Kunſtkritik und die Schule Leſſings; ſolche Werke wie Eberhards Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften (1783) und Eſchenburgs Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften (1784), in denen man die einzelnen Aufklärungen, die ſich in Sulzers, Leſſings, Mendelsſohns, Homes, Engels und andern Schriften zerſtreut fanden,

mit praktiſchem Tacte in ein Ganzes zuſammenreihte, konnten ſich ſo wenig wie die Aeſthetiken der Heidenreich und Dalberg (1790.91) neben den anregenden Unterſuchungen halten, die mit energiſcher Conſequenz auf den Einen Mittelpunkt der äſthetiſchen Wiſſenſchaft losdrangen. Die ſpeculativen Expoſitionen dieſes Werks ſind zunächſt gegen die auf Pſychologie und Empirie baſirte Unterſuchung über den Urſprung unſerer Begriffe von dem Erhabenen und Schönen von Burke (deutſch von Garve 1773) gerichtet; und es iſt darin Alles, was von deutſchen Aeſthetikern, Leſſing nicht ausgenommen, geſchrieben war, gänzlich ignorirt; man müßte denn eine innere Folge darin ſuchen, daß, nachdem Leſſing die Schönheit der Kunſt zum Ziele gegeben hatte, nun Kant zeigt, was ſie ſei. Ueberhaupt aber ſpringt es in die Augen, daß Kant in einer völligen Unbekanntſchaft mit dem Standpunkte der deutſchen Dichtung war. Dieß hätte, wenn nicht Schiller dazwiſchen getreten wäre, das Buch vielleicht ohne alle praktiſche Bedeutung gelaſſen. Wie ſehr hat dieſe Iſolirung nicht dem Schlußtheile deſſelben, wo die Arten der ſchönen Kunſt unterſchieden werden, geſchadet! Hier glaubt man manchmal einen ſchleſiſchen Aeſthetiker des 17. Jahrh. zu hören, und Herder hat hier nur zu viel Stoff gefunden, in ſeiner Kalligone die Sätze, die aus dem „tonloſen Gemüthe" ſtammten, dem Pope und Haller Lieblingsdichter waren, lächerlich zu machen, indem er Geſchichte gegen Abſtraction ſetzt, und wenn nicht immer die rechte Parade, ſo doch die rechte Waffe zur Bekämpfung traf. Deſto unbilliger focht er den ſpeculativen Theil des Werks an. Daß Kant ohne bedeutende Anſchauungen, mehr nur an die Begriffe früherer Philoſophen angelehnt, die das Weſen des Schönen in eine innere Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit ſetzten, die nur dunkel erkannt werde, auf jene Sätze kam, welche die Kunſt von allem Bedürfniß und Nutzen, die freie Schönheit von der anhängenden trennten, welche das Weſentliche der Kunſt in die Form ſetzten, dieß macht ſeiner ſpeculativen Gabe alle Ehre; es ſtellt ihn auf eignem Wege den Reſultaten gleich, die Leſſing denkend, die Göthe und Wieland producirend gewonnen hatten. Wenn ſich Herder hiergegen auflehnte, ſo geſchah es des Misbrauchs wegen, den die romantiſchen Dichter in praktiſcher Anwendung mit der Lehre von der rein formellen Dichtung trieben, ein Misbrauch, für den doch Kant am

wenigſten verantwortlich zu machen war, der die ſchönen Künſte, wenn ſie nicht mit moraliſchen Ideen in Verbindung gebracht würden, als bloße Zerſtreuungsmittel anſah, der zuletzt das Schöne das Symbol des Sittlich-Guten, die ſchönen Künſte die Verſinnlichung ſittlicher Ideen nannte, dem wahre Propädeutik zur Gründung des Geſchmacks die Entwicklung und Cultur des moraliſchen Gefühls zu ſein ſchien, da der Geſchmack gleichſam den Uebergang vom Sinnenreiz zum habituellen moraliſchen Intereſſe mache. Dieſe Sätze waren es hauptſächlich, die Schillern reizten. Das Zwieſpältige und Unklare darin beſtimmte ihn, das Verhältniß des Sinnlichen und Moraliſchen auseinander zu ſetzen; die anziehenden Erörterungen über das Erhabene, eine der ſchönen Stellen in Kants Schriften, wo der ſpeculative Stamm ſich mit dem anmuthigen Grün des Thatſächlichen bekleidet, feſſelten ihn nicht minder; die Winke, die Kant über die glückliche Vereinigung der höhern Cultur und ihres geſetzlichen Zwanges mit der Kraft der freien Natur in den Griechen fallen ließ, ein hingeworfenes Wort, daß die Kunſt gegen das Handwerk gehalten wie ein Spiel betrachtet werde, Alles regte einen Sturm von Ideen in Schillern auf, dem dieſes Terrain bekannter war und der ſich nun nach allen Seiten hin aus Drang und innerem Bedürfniß völlig zu orientiren ſtrebte. So kam es, daß er zuletzt ſich zu leiſten getraute, woran Kant verzweifelte: dieſer hatte ſich zur Aufgabe geſtellt, das ſubjective Prinzip des Geſchmacks, als ein aprioriſches Prinzip der Urtheilskraft, zu entwickeln und zu rechtfertigen, er hatte ein objectives geleugnet, und dieß wollte Schiller in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen aufſtellen und ihn ſo ipso facto widerlegen.

Schiller wählte in ſeinen äſthetiſchen Aufſätzen weder die rein abſtracte Methode der Deduction aus Begriffen wie Kant, noch die hiſtoriſche, mit der Herder der Geneſis unſerer Begriffe von Schönheit und Kunſt nachzugehen ſtrebte, ſondern einen gewiſſen mittleren Weg, der jedem, der auf einer jener beiden Seiten ganz ſteht, leicht etwas zu wünſchen übrig läßt, und etwas zuzuſetzen und zu modificiren geſtattet. Er lehnt ſich auf Kantiſche Ideen, aber ganz ohne allen Schulzwang; er hätte überhaupt nur durch den praktiſchen Theil Eingang zu Kants Lehre finden können und nur durch den, in dem er ſelber Erfahrungen gemacht hatte. Der

Buchſtabe des Syſtems war ihm nicht viel näher als ſelbſt Göthen; die reine Speculation, die die Form von allem Inhalt und aller Materie loszulöſen ſtrebt, lag ſeinem bildenden Geiſte ganz fern, dem die Materie und die Sinnenwelt kein Hemmniß war, ſondern der unentbehrliche Stoff, in den ſich ſein Formſinn eingrub. Kants Schriften waren ihm daher bis zur Erſcheinung der äſthetiſchen Urtheilskraft, die auch Göthe nicht übergehen konnte, fremd geblieben. Nach dem fehlgeſchlagenen Don Carlos hatte Schiller in mannichfachen Zerſtreuungen gelebt. Ein neues häusliches Leben beglückte ihn, wie Göthen ſeine Vermählung mit der Kunſt in Italien; ein neuer Beruf wies ihn auf die Geſchichte, in der ihn die politiſchen Begebenheiten noch mehr fixiren mochten; die Wärme für Philoſophie ergriff auch ihn, und wir haben jene erſten Fragmente ſchon erwähnt, die er zwar ohne Kant ſelbſt geleſen zu haben, nicht aber außerhalb der Influenzen von deſſen in die Nation gebrachten Neuerungen hingeworfen hatte. Bekanntlich zog ſich die neue Philoſophie nach Jena wie an einen Hauptſtapelort mit Macht hin; bedurfte es für Schillern perſönliche Vermittlung, ſo war Reinhold hier, der ſie ihm entgegenbrachte. 1791 las er die Kritik der Urtheilskraft, und ſie entzündete in ihm den Eifer, dieſe Materie unter ſeinen Händen zu etwas zu formen, ſein Geiſt, der immer ſeiner Selbſtthätigkeit froh war und nichts Unreifes ertragen konnte, arbeitete ſich in dieſen Stoff ein, bis er ihn gebändigt hatte. Befriedigt alſo hatte ihn das Kantiſche Werk ſo wenig, als mächtig es ihn ergriffen hatte; und ſo ſagte ihm auch der Geſammteindruck von Kants Lehre und Weſen halb zu, halb wies er ihn zurück. Ihn beleidigte jene Strenge des Geiſtes, die ſich ſo wenig mit der Sinnlichkeit vertragen wollte; er war ein entſchiedener Feind aller Speculation, die die Sinnlichkeit auch nur ſcheinbar in einem nothwendigen Widerſpruch mit der Vernunft ſieht. Was auch Kant für die Verbindung und Harmonie von Realität und Form, von Sinnlichkeit und Vernunft in dem vollkommenen Menſchen ganz nach Schillers Sinne ſprach, ſo bewirkte doch der in Beiden verſchiedene Grad des unvermeidlichen Uebergewichts nach Einer Seite, daß Kant bei gleichlautenden Grundanſichten einen ſo anziehend=abſtoßenden Eindruck auf Schillern machte, wie dieſer wieder ganz in demſelben Verhältniſſe auf Göthen, der noch entſchiedener auf der Seite des Senſualismus

ſtand. Die ſtarre Grundſätzlichkeit in allen Theilen der Kantiſchen Lehre ſchreckte die Männer der Welt und des Lebens überallhin ab. So lachte Forſter des Phantoms der allgemeinen Vernunft, deren Etablirung allgemeine Ertödtung aller Geiſteskräfte zur Folge haben würde; die einen anderweitigen Gebrauch des Verſtandes nicht geſtatten wollte, „grade als ob ſich für die tranſcendente Verſchiedenheit der Menſchen, in Abſicht auf die Intenſität und Proportion ihrer Kräfte, und für die Wirkung der coexiſtirenden Dinge auf jedes Individuum, von einem Geiſte, der nicht alle möglichen Combinationen umfaßt, eben ſo gut eine Regel a priori entwerfen laſſe, wie für das bedingte Subjective unſerer Vorſtellungen, welches ſich aus den allgemeinen Einſchränkungen der menſchlichen Natur entwickeln läßt." So nahm Wieland (nach Göthe) übel, daß in Kants Moralphiloſophie Pflicht und Recht dem humoriſtiſchen und poetiſchen Schwanken durch Vernunft entnommen werden ſollten, und auch Schillers feinere Natur beleidigte es, daß hier die Idee der Pflicht mit zu viel Härte und asceтiſchem Anſtriche vorgetragen war: er ſah die Tugend mehr als Neigung zur Pflicht an, er ehrte die Forderungen der Natur, er wollte, daß der Menſch ſeiner Vernunft mit Freuden gehorche, er ſtellte ſich, ſeiner moraliſchen Würde bewußt, auf die Seite der Latitudinarier gegen den moraliſchen Rigoriſten, und griff ihn aus dieſer Anſicht in Anmuth und Würde, bei aller Achtung, entſchieden an. Aehnlich verhielt er ſich der äſthetiſchen Urtheilskraft gegenüber. Nirgends war hier in Schillers Sinne der Würde der Kunſt ihr Recht, dem ſelbſtändigen Werthe der Schönheit ſeine Ehre gegeben; ein zu männiſcher Geiſt ſchien ſich von den Grazien zu ernſthaft abzukehren. Es beleidigte den Dichter, daß dem abſtracten Prinzipe der Kunſt gleichſam Alles zugewandt, die ausübende und ausgeübte Kunſt kaum eines Seitenblicks gewürdigt war. Und nicht allein daß er Dichter war, machte ihn dieſer Kantiſchen Methode und ſeinen Reſultaten abgeneigt, ſondern auch ſeine eignen übrigen äſthetiſchen Studien ſelbſt. Er hielt im Anfang der 90er Jahre Vorträge über die antike Tragödie und über Aeſthetik, er las Ariſtoteles, er ſtudirte Leſſing und Winckelmann, und ſchien wenigſtens die gleiche Freude und Belehrung aus deren empiriſchen Unterſuchungen zu ziehen, als aus Kants metaphyſiſchen. Schon in ſeinen Vorleſungen trat

er daher ſelbſtändig gegen Kant über, und in ſeinen erſten äſthetiſchen Aufſätzen erkannte man faſt mehr die Einwirkungen jener Kunſtkenner, als die des Philoſophen.

Wir wollen mit möglichſt kurzen Andeutungen die hauptſächlichſten der äſthetiſchen Aufſätze kennen zu lehren ſuchen, die Schiller ſeit 1792 in der Thalia und in den Horen bekannt machte. Der erſte, der den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden (1792) unterſucht, macht eine Anwendung Kantiſcher Sätze vom Erhabenen auf die Tragödie, in der wir ſogleich die Großartigkeit erkennen, mit der Schiller dieſe Poeſiegattung und mit der er die moraliſche Natur des Menſchen betrachtet. Die Quelle jedes Vergnügens, lehrt er nach Kant, iſt Zweckmäßigkeit; das Rührende und Erhabene haben das Eigenthümliche, daß ſie uns eine Zweckmäßigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit vorausſetzt. Das Gefühl des Erhabenen beſteht nämlich aus dem getheilten Gefühle unſrer Ohnmacht und Begrenzung, und unſrer Uebermacht, die über alle Grenze wegſpringt, und ſich das geiſtig unterwirft, woran unſre ſinnlichen Kräfte erliegen; Rührung bezeichnet die gemiſchte Empfindung des Leidens und der Luſt am Leiden. Es geht uns nun keine Zweckmäßigkeit ſo nahe an als die moraliſche; ſie wird am lebendigſten erkannt, wenn ſie im Streit mit andern Naturkräften ſiegt; das höchſte Bewußtſein unſerer moraliſchen Natur wird nur in einem gewaltſamen Zuſtande, im Kampfe, erhalten, und das höchſte moraliſche Vergnügen wird jederzeit von Schmerz begleitet ſein. Die Dichtungsart alſo, die uns moraliſche Luſt im vorzüglichen Grade gewähren ſoll, muß ſich eben darum der genannten gemiſchten Empfindungen bedienen, und uns durch Schmerz ergötzen. Dieß thut die Tragödie: ihr Gebiet umfaßt alle Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moraliſchen, oder auch eine moraliſche Zweckmäßigkeit einer andern, die höher iſt, aufgeopfert wird. Ziel und Verdienſt der Kunſt überhaupt heißt in dieſem Aufſatze blos zu ergötzen, zu vergnügen, ein Ziel, das größer heraustreten werde als alle moraliſtiſchen Zwecke, die man den Künſten gibt, wenn nur erſt eine Theorie des Vergnügens, eine Philoſophie der Kunſt da wäre. Dieß kündigt ſchon die äſthetiſchen Briefe an, zu denen Schiller ſchon jetzt den Gedanken in ſich trug. Der Kunſt eigenthümlicher Vorzug iſt eben

der: daß ſie unmittelbar leiſtet, was die übrigen Thätigkeiten des Geiſtes nur mittelbar: daß ſie Glück und Vergnügen wie der Urheber der Natur ſpielend, ſchenkend darbietet, was ihre ernſteren Schweſtern nur gegen Schweiß und Mühe. Sie erreicht dieſen Zweck am beſten in ihrer völligen Freiheit, ohne den Zwang beſonderer Zwecke. Sie wird mit dem Vergnügen, das ſie gewährt, eine Quelle der Sittlichkeit, denn wie ein vergnügter Geiſt das Loos eines guten Menſchen iſt, ſo iſt die Sittlichkeit gern die Begleiterin eines vergnügten Gemüthes. Für die Natur mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck ſein, die Kunſt ſondert es als Hauptzweck ab. Dieſer letzte Satz iſt aus der Abhandlung über die tragiſche Kunſt (1792), die ſich eng an die vorige anreiht. Sie nähert auf eine mehr anwendende Weiſe die aus der Betrachtung des mitleidigen Affects folgenden Reſultate den ariſtoteliſchen und ſonſtigen ältern Satzungen über die Tragödie und legt an einzelne Producte und Perioden der tragiſchen Kunſt den gewonnenen Maßſtab an, wobei wir uns nicht aufhalten wollen. Auch aus dem Aufſatze über das Erhabene (1793), der in der Ausgabe der Werke verarbeitet und in zwei getheilt (über das Pathetiſche und über das Erhabene) erſcheint, wollen wir einige Stellen über die Tragödie nur anführen, um zu zeigen, wie Schiller hier Leſſing und Winckelmann berückſichtigt; ſonſt ſuchen wir nur überall auf die allgemeinſten Reſultate zurückzugehen. Die tragiſche Kunſt, heißt es hier, erreicht den letzten Zweck aller Kunſt, die Darſtellung des Ueberſinnlichen, dadurch, daß ſie uns die moraliſche Independenz von Naturgeſetzen im Zuſtande des Affects verſinnlicht. Nur der Widerſtand gegen die Gewalt der Gefühle macht das freie Prinzip in uns kenntlich. Das Sinnenweſen muß alſo leiden, Pathos muß da ſein, wo das Vernunftweſen ſeine Unabhängigkeit kund thun ſoll; man kann nicht wiſſen, ob Gemüthsfaſſung eine Wirkung moraliſcher Kraft iſt, wenn man nicht überzeugt iſt, daß ſie keine Wirkung der Unempfindlichkeit iſt. Bei den Franzoſen ſehen wir dieſe leidende Natur in ihrem Trauerſpiele faſt nie; der Held vergißt über ſeiner Leidenſchaft den Rang nie, und verliert immer ſeine Menſchheit über ſeiner Würde. Der Grieche dagegen ſchämt ſich ſeiner Natur nicht und läßt ſeiner Sinnlichkeit ihr Recht, weil er weiß, daß er nicht von ihr unterjocht wird. Mit dieſen Sätzen kommt Schiller nicht allein zu demſelben leb=

haften Gegenſatze gegen die franzöſiſche Tragödie wie Leſſing, er führt auch ausdrücklich Leſſingiſche Stellen aus dem Laocoon an, der ihn um dieſe Zeit viel beſchäftigt haben muß; denn gleich darauf ſieht man, wie er ſich auf Winckelmann und deſſen Beſchreibung des Laocoon bezieht, als ob alle äſthetiſche Kritik bei uns ſich dieſem Kunſtwerke anſchließen wollte; er entwickelt aus der Virgiliſchen Stelle über Laocoon die obigen Sätze: daß auch hier wie es bei allem Pathos ſein ſoll, der Sinn durch Leiden, der Geiſt durch Freiheit intereſſirt iſt, daß aus aller Freiheit des Gemüths der ſinnliche Menſch, aus allen menſchlichen Leiden der ſelbſtändige Geiſt vorſcheinen muß, daß, wo es einer pathetiſchen Darſtellung an Ausdruck der leidenden Natur fehlt, ſie kalt und ohne äſthetiſche Kraft iſt, und wo an Ausdruck der ethiſchen Anlage, ſie bei aller ſinnlichen Kraft nicht pathetiſch iſt und unſer Gefühl empören muß u. ſ. f. Wichtiger ſind uns aus dieſem Aufſatze die Stellen, wo Schiller von den eben berührten Erörterungen aus wieder auf das Thema von der Unabhängigkeit der Kunſt zurückkommt. Auf zweierlei Weiſe, heißt es, kann ſich die Selbſtändigkeit des Geiſtes im Leiden offenbaren: negativ, wenn der ethiſche Menſch von dem phyſiſchen das Geſetz nicht empfängt, der Zuſtand keinen Einfluß auf ſeine Geſinnung geſtattet; poſitiv, wenn der ethiſche Menſch dem phyſiſchen Geſetze vorſchreibt und die Geſinnung auf den Zuſtand wirkt. Dort entſteht das Erhabene der Auffaſſung, das ſich anſchauen läßt, auf Coexiſtenz beruht, und daher allein für den plaſtiſchen Künſtler geeignet iſt; hier das Erhabene der Handlung, das (wieder nach Leſſingſchen Begriffen) auf Succeſſion beruht; auf Beides kann ſich der Dichter verbreiten. Bei dem Erhabenen der Handlung wählt der Menſch entweder das Leiden aus Achtung vor einer Pflicht, ſein Leiden iſt eine Willenshandlung (z. B. das des rückkehrenden Regulus) oder er büßt eine übertretene Pflicht (wie wenn Regulus geblieben wäre und nachher bereut hätte); ſein Leiden iſt dann blos eine Wirkung, dort eine Wahl. In beiden Fällen hat das Leiden einen moraliſchen Grund, nur daß es dort des Menſchen moraliſchen Charakter, hier blos ſeine Beſtimmung dazu zeigt. Dort erſcheint er als eine moraliſch große Perſon, hier als ein äſthetiſch großer Gegenſtand. Daher nun ſtehen moraliſche und äſthetiſche Beurtheilung ſich entgegen, weil ſie dem Gemüth verſchiedene Richtung geben: die

Geſetzmäßigkeit, die die Vernunft fordert, beſteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft als äſthetiſche Richterin verlangt. Es wird ſich daher ein Object zu äſthetiſchem Gebrauch weniger eignen, je mehr zum moraliſchen, und der Dichter, der es behandelt, thut es beſſer ſo, daß nicht ſowohl unſere Vernunft auf die Regel des Willens, als vielmehr unſere Phantaſie auf das Vermögen des Willens hingewieſen werde. Um ſeiner ſelbſt willen muß der Dichter dieſen Weg einſchlagen, denn mit unſerer Freiheit iſt ſein Recht zu Ende. Nur ſo lange wir außer uns anſchauen, ſind wir ſein; er hat uns verloren, ſobald wir in unſern eignen Buſen greifen. Dieß erfolgt aber, ſobald ein Gegenſtand nicht mehr als Erſcheinung von uns betrachtet wird, ſondern als Geſetz über uns richtet. Mit den vollkommenſten Muſtern ſelbſt hat der Dichter keinen andern Zweck als uns zu ergötzen. Nichts thut dieß, als was unſer Subject verbeſſert. Die Pflichtmäßigkeit aber eines Andern thut dieß nicht, ſondern das Vermögen zu einer ähnlichen Pflichtmäßigkeit, die wir theilen. Die äſthetiſche Kraft liegt blos darum ſchon in der vorgeſtellten Möglichkeit, weil unſer äſthetiſches Wohlgefallen durch Fiction nicht verliert, durch hiſtoriſche Wahrheit nicht gewinnt. Den Menſchen moraliſch, politiſch u. ſ. f. zu bilden, iſt ein ehrenvoller Auftrag: allein die Dichtkunſt beſorgt ihn nur mittelbar vortrefflich, unmittelbar gelingt es ihr ſchlecht; was ihr einzeln misräth, vollbringt ſie im Ganzen; ihr Wirkungskreis iſt das Totale der menſchlichen Natur, und blos inſofern ſie den Charakter beſtimmt, übt ſie auf einzelne Wirkungen aus der Ferne Einfluß. Die äſthetiſche Wirkung beruht alſo nicht auf dem Intereſſe der Vernunft, daß recht gehandelt werde, ſondern auf dem der Einbildungskraft, daß recht handeln möglich ſei. Es iſt Verwirrung der Grenzen, wenn man moraliſche Zweckmäßigkeit in äſthetiſchen Dingen fordert, und um das Reich der Vernunft zu erweitern, das der Einbildungskraft verengt.

In dieſen Aufſätzen, die ſich ſämmtlich an die Betrachtung der tragiſchen Kunſt anlehnen, und von da aus gelegentlich zu allgemeineren Kunſtgeſetzen ſich erheben, ſpricht überall der Dichter, der ſich ſelbſt an dieſer Gattung verſucht hat, und ſchon wieder zu ihr zurückzukehren ſinnt; wir hören den Aeſthetiker, der ſich in der Mitte zwiſchen Kant und Leſſing oder Ariſtoteles bewegt. In

Anmuth und Würde (1793) redet ſchon mehr der totale moraliſche Menſch, und einen höchſt intereſſanten Anhaltspunkt bilden die Stellen, wo er ſich in die richtige Mitte zwiſchen Receptivität und Spontaneität, zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft, oder daß wir es gleich anſchaulicher machen, zwiſchen Göthe und Kant ſtellt. Wir haben ſchon oben die Punkte aus dieſer Schrift angeführt, worin er ſich direct und namentlich gegen Kant erklärt; die andere Stelle, worin er indirect und ohne ihn zu nennen Göthen im Auge hat, hat dieſer ſelber richtig herausgefunden und hatte in ihr einen Anlaß mehr geſehen, ſich Schillern nicht zu nähern. Der Aufſatz dreht ſich um die Begriffe von der Anmuth, dem Ausdruck einer ſchönen Seele, und der Würde, dem Ausdruck der erhabenen Geſinnung. Wir wollen nicht ausführen, wie Schiller von äſthetiſcher Seite dieſe Begriffe, namentlich den der Grazie, treffender und tiefer beſtimmt als Winckelmann und Wieland, bei denen wir uns ſchon damit beſchäftigten; eine gewiſſe Modernität und Sentimentalität bleibt bei ſeiner Charakteriſtik der Grazie übrig, die Göthe wenn er zu dergleichen Betrachtungen geneigt geweſen wäre, noch um einen Grad naiver und ſenſualer würde gefaßt haben, als Schiller. Dagegen iſt uns die Tendenz des ganzen Aufſatzes deſto wichtiger, die überall dahin geht, auf ein Ideal vollkommener Menſchheit hinzuweiſen, das die völlige Gleichſtellung von Sittlichkeit und Sinnlichkeit verlangt, das keine von Beiden auf Koſten der Andern bevorzugt, keine zu Gunſten der Andern gedrückt duldet. Daher geht das Schriftchen im Anfang von der ſchönen Natur der Griechen aus, bei denen Sinnlichkeit nie blos Sinnlichkeit, Vernunft nie blos Vernunft geweſen, bei denen Natur und Sittlichkeit, Materie und Geiſt, Erde und Himmel wunderbar ineinander gefloſſen ſei. Daher geht es am Schluſſe wieder auf das Bild vollendeter Menſchheit zurück, in welcher Anmuth und Würde, jene durch architektoniſche Schönheit (des Baus), dieſe durch Kraft unterſtützt, vereinigt ſind. Dorther fließen die beredten Gegenſätze, in die Schiller die Würde gegen die Anmuth ſtellt; dorther der Contraſt, in den er unwillkührlich den ſittlichen Rigoriſten, den würdigen Stoiker, bei dem ſich der Geiſt als abſoluter Herrſcher aufführt, bei dem ſich die Sinnlichkeit und Natur in einem Zuſtande des Zwanges, unter der Gewalt der Freiheit befindet, gegen das Naturproduct des Genies bringt, das ſich der geiſtigen Freiheit

und Macht gänzlich begibt. Nach der verkehrten Denkart der Menſchen, die was durch kein Verdienſt zu erringen iſt grade am höchſten ſchätzen, ſo ſagt Schiller von dem Genie, wird dieſes mehr als erworbene Kraft des Geiſtes, und die gegebene Schönheit des Baus mehr als Reiz und Anmuth, die Schönheit unter dem Einfluſſe der Freiheit, bewundert. Beide Günſtlinge der Natur werden bei all ihren Unarten als ein Geburtsadel betrachtet. Aber wie es der architektoniſchen Schönheit ergeht, wenn ſie nicht zeitig ſorgt, ſich an der Grazie eine Stütze zu ſchaffen, ſo mit dem Genie, wenn es ſich durch Grundſätze, Geſchmack und Wiſſenſchaft zu ſtärken verabſäumt. War ſeine ganze Ausſtattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft, ſo mag es bei Zeiten darauf denken, ſich dieſes zweideutigen Geſchenks durch den einzigen Gebrauch zu verſichern, wodurch Naturgaben Beſitzungen des Geiſtes werden können; dadurch, daß es der Materie Form ertheilt, denn der Geiſt kann nichts, als was Form iſt, ſein eigen nennen. Durch keine verhältnißmäßige Kraft und Vernunft beherrſcht, wird die wild aufgeſchoſſene üppige Naturkraft über die Freiheit des Verſtandes hinauswachſen und ſie ebenſo erſticken, wie bei der architectoniſchen Schönheit die Maſſe endlich die Form unterdrückt.

Weit wichtiger und bedeutungsvoller aber, als das bisher genannte, ſind die Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen (1795), eine der ſeltenſten Schriften, die unſere Literatur beſitzt. Dieß iſt nicht mehr Vorarbeit und Uebung, ſondern Reſultat und Abſchluß. Hier tritt der Schüler über die Lehrer hinweg, er läßt die Aeſthetiker der vergangenen Zeiten hinter ſich zurück. Er tritt aus den Beziehungen zu einzelnen Männern heraus, er ſteht auf der Höhe der Zeit, er ſieht ſich nicht mehr in der Mitte ſtreitender Tendenzen in einzelnen Zeitgenoſſen, ſondern in der Mitte der Tendenzen des Jahrhunderts. Wie ihn innerhalb Deutſchland der erregte Kampf zwiſchen Dichtung und Philoſophie bewegte und ihn gleichſam zu dem Verſuche antrieb, wo er mehr vermöchte und wo er ſich heimiſcher fühlte, ſo gährte auch das politiſche Treiben der Zeit in ihm, und nöthigte ihn, über das Verhältniß von Staat und Literatur, von Politik und Dichtung zu denken, um ſich in den verworrenen Richtungen der Zeit Eine zu ſuchen, der er ſich mit freier Wahl anſchließen möchte. Dieſer Umſtand dictirte ihm zunächſt die Einkleidung und den

Ausgangspunkt, den er in den Briefen wählte, und hierbei müſſen wir einen Augenblick verweilen, weil dieß unbegreiflicherweiſe für eine nichts bedeutende Form, ſo wie ſchon der Titel für eine hohle Ueberſchrift, gehalten worden iſt, da doch in der That hier ein weſentlicher Aufſchluß über Schillers totale Natur zu ſuchen iſt, die ihn keinerlei Einflüſſen der Zeit fremd ließ, und die es bedingte, daß ſeine poetiſchen Werke, wenn man ſie auch an ſich noch ſo wenig ſchätzen wollte, als ein Spiegel des Jahrhunderts erſcheinen, und über die äſthetiſchen unmittelbaren Wirkungen hinaus andere Einflüſſe mittelbar geübt haben, in der Weiſe, wie er ſelber kurz vorhin der Dichtung ſolche Aufträge zu übernehmen geſtattete. Daß Schillern die politiſchen Ereigniſſe der Zeit außerordentlich beſchäftigten, haben wir ſchon oben aus ſeiner Abſicht für Ludwig **XVI.** zu ſchreiben und aus ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten bemerkt, die der Revolution gegenüber die analogen Bewegungen anderer Zeiten und Völker zu ſchildern ſuchten. In der Zeit, da Humboldt ſeine Schrift über die Grenzen der Wirkſamkeit des Staates ſchrieb, beſchäftigte ſich Schiller förmlich mit ähnlichen politiſchen Gegenſtänden, und die wenigen Sätze, die ſich in den äſthetiſchen Briefen politiſch beziehen ließen, ſcheinen auf Gentz einen fruchtbaren Eindruck gemacht zu haben. Schon die Dedication der Briefe iſt von Bedeutung. Sie ſind dem Herzog Chriſtian Fr. von Holſtein-Auguſtenburg zugeſchrieben, der ſich in dieſen Jahren, als Schiller eine ſchwere Krankheit mit Mühe überwunden hatte, mit Schimmelmann durch eine höchſt edle Unterſtützung um die freie Muße des Dichters verdient machte. In Schillers Dankſagungsſchreiben, das nun bekannt geworden iſt, erfahren wir in ausdrücklichem Zeugniſſe, wie der Zwang der Noth auch in ihm die Entfaltung ſeines Geiſtes gehindert hatte, wie er in der Zeit, die er zu ſeiner Ausbildung hätte verwenden wollen, zu geſteigerter Thätigkeit und zu einer Haſt der Production gezwungen war. „Zugleich die ſtrengen Forderungen der Kunſt zu befriedigen, ſchrieb er, und ſich auch nur die nothwendige Unterſtützung zu verſchaffen, iſt in unſerer deutſchen literariſchen Welt unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angeſtrengt, beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, koſtete mir meine Geſundheit. Als ich endlich nahe dabei war, zwiſchen Vernunft und Phantaſie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, nahte

ſich mir der Tod. Dieſe Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zu anderm Leben, um mit geſchwächten Hoffnungen den Kampf mit dem Schickſal zu erneuen. So fanden mich die Briefe aus Dänemark.“ Er konnte ihnen nicht würdiger antworten, als daß er das Werkchen entgegenſetzte, das, nachdem die Laſt der Noth zunächſt durch die liberale Unterſtützung abgeſchüttelt war, als das erſte edlere Product des befreiten Mannes erſchien, dem er zur Reife Zeit geben konnte. Der Prinz von Auguſtenburg ſtand in dem däniſchen Kreiſe obenan, in den Baggeſen die Begeiſterung für Schillern hineintrug; zugleich gehörte er jenem Adel an, der bei uns, eigenthümlich genug, mehr Wärme für die franzöſiſchen Freiheitsideen zeigte, als die mittleren Claſſen. „Wenn dieſer Prinz uns nicht gewiß iſt, ſchrieb Baggeſen an Reinhold, ſo können alle Poſas ſich mit ihren Planen nach dem Tollhauſe begeben.“ An einen ſolchen Mann gerichtet erſcheinen die politiſchen Anfangsbetrachtungen in den äſthetiſchen Briefen nicht mehr als bloßer willkührlicher Rahmen. Der philoſophiſche Dichter fühlt, daß die Zeit mehr zur Erörterung der Freiheit als der Schönheit auffordert, und der große Prozeß, der in Frankreich anhängig nach der Vernunft entſchieden werden ſoll, reizte ihn wohl auch hierüber zu correſpondiren. Er widerſteht dieſer Verſuchung, und entſchuldigt es *nicht durch Neigung, ſondern durch Grundſätze*; er will überzeugen, daß, um jenes politiſche Problem zu löſen, man den Weg durch das Aeſthetiſche nehmen müſſe. Er betrachtet, um dieß zu erweiſen, die Natur von Menſch und Staat zu einander und findet, daß wo der Menſch den Natur- oder Nothſtaat mit dem moraliſchen Staate der Freiheit vertauſchen will, er jene Totalität der antiken Völker beſitzen müſſe, in denen die Uebereinſtimmung der denkenden, empfindenden und handelnden Natur des Menſchen entſchieden war, ſo in ihrer Kunſt wie in ihrem Staatsleben, während unſer Volkskörper Verwilderung in den untern, Erſchlaffung in den obern Claſſen zeige. Er kann nicht denken, daß der Staat, der dieß Uebel veranlaßt hat, es aus ſich ſelber heilen werde: wo die höhern Claſſen ihre Freiheit nicht gebrauchen, darf man ihnen die Freiheit nicht nehmen, dem großen Haufen, der ſie im blinden Triebe misbraucht, darf man ſie nicht geben. Alle politiſche Verbeſſerung kann nur von Veredlung des Charakters ausgehen, aber wie ſoll ſich unter einer

barbariſchen Verfaſſung der Charakter veredlen? Man muß zu dieſem Zwecke ein Werkzeug aufſuchen, das vom Staate unabhängig iſt, und Quellen dazu eröffnen, die ſich bei aller politiſchen Verderbniß rein und lauter erhalten. Dieß Werkzeug iſt die ſchöne Kunſt. Der Künſtler kann ſich von ſeiner Zeit losreißen und über ſie erheben; er ſoll dem Verſtande die Sphäre des Wirklichen überlaſſen, und aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal erzeugen, und es ausgebildet in die unendliche Zeit ſchweigend hineinwerfen. Nicht ſoll er ſich unmittelbar auf die Gegenwart und das handelnde Leben werfen, ſondern blos die Richtung geben, die der ruhige Rhythmus der Zeit zur Entwicklung bringen muß. Dieſe Richtung gibt er, wenn er lehrend die Gedanken zum Ewigen erhebt, handelnd und bildend das Nothwendige und Ewige in einen Gegenſtand der Triebe verwandelt. Der Ernſt der Grundſätze wird die Menſchen ſcheuchen, aber im Spiele ertragen ſie ſie, hier ſoll er ſie ergreifen! Ihre Maximen wird er umſonſt beſtürmen, ihre Thaten umſonſt verdammen, aber an ihrem Müßiggang kann er ſeine bildende Hand verſuchen. Wie alſo ſoll die Kunſt jene Abwege der Bildung, Rohheit und Erſchlaffung im Staate heilen? da dieſe doch die Energie des Charakters zu ſchwächen ſcheint, die wirkſamſte Feder alles Großen? und da man doch lieber auf die Gefahr der Rohheit und Härte die ſchmelzende Kraft der Schönheit entbehren würde, als ſich bei allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erſchlaffenden Wirkungen überliefert ſehen? Aber vielleicht, meint er, ſei die Erfahrung hier die Richterin nicht, die dieſe Frage ſchlichten muß, wenigſtens müſſe es gewiß ſein, daß es dieſelbe Schönheit iſt, von der er redet, und gegen welche die Beiſpiele aus der Geſchichte zeugen. Und von hier gelangt er nun auf ſeine Unterſuchung nach dem reinen Vernunftbegriffe des Schönen. Dieſe Wendung konnte einfacher ſein. Denn in der That ſcheint die Erfahrung ſeinen Sätzen in keiner Weiſe zu widerſprechen, und es iſt Schade, daß er in der Geſchichte zu wenig bewandert war, daß er in ihr zu wenig Geſetz und geregelte Entwickelung ſah, oder auch daß er zu ſehr zu ſeinem eigentlichen Zwecke eilte, als daß er ſich Zeit genommen hätte, grade an den Beiſpielen von England und Frankreich zu zeigen, in wiefern und wieweit den politiſchen Bildungen in dieſen Ländern die literariſche vorgearbeitet hätte. Denn dieß

iſt der Kern dieſer Sätze Schillers: er ſieht, daß die moderne Zeit des Bedürfniſſes und Nutzens ſich den politiſchen Entwicklungen nicht entziehen kann; auch will er ſie dieſen, denen er gar nicht wie Göthe abgeneigt iſt, nicht entziehen; er will ſie nur auf einem Umwege bereichert dahin führen, er möchte ſie befähigter dafür bilden, denn er fühlte, daß die große Epoche, die das Jahrhundert geboren, ein kleines Geſchlecht gefunden hatte. Er geht dabei von der Ordnung aus, in der ſich der menſchliche Geiſt entwickelt, und die er im 23. und 24. Briefe andeutet. Die drei Momente, in denen der Menſch erſt in ſeinem phyſiſchen Zuſtande die Macht der Natur erleidet, ſich ihrer entledigt im äſthetiſchen Zuſtande und ſie durch Willen und Vernunft beherrſcht im moraliſchen, ſind die drei Epochen für die Entwicklung der Menſchheit im Ganzen und im Individuum, wie ſie überhaupt die Bedingung jeder Erkenntniß ſind, die wir durch die Sinne erhalten. Unſere individuale Bildung zeigt dieß jedem, der die der Völker nicht hiſtoriſch kennt; wir machen durch das Ideal den Weg zur Wirklichkeit, durch jugendliche Wünſche zum praktiſchen Wirken. Und unſere Nation ſchlägt im Großen denſelben Weg ein. Vergebens verſuchten die Einzelnen damals, ſie in die politiſche Richtung voreilig zu zwingen, da die äſthetiſche noch unvollendet war, und vergebens werden uns unſere Dichterlinge jetzt noch in der vollendeten äſthetiſchen halten wollen, da die politiſche anfängt eingeſchlagen zu werden. Schiller war von dieſem Ineinandergreifen der menſchlichen Entwicklungen ganz innig durchdrungen. Er war weit entfernt davon, die Dichtung, wie hoch er ſie ſtellte, aus den Bedingungen des totalen Lebens einer Nation oder des Individuums ganz herauszuheben; ſein Dichten war daher in ihm ſelbſt durch andere Epochen getheilt, durch andere Geiſtesrichtungen influencirt; ſeine Dichtungen, unmittelbar auf die reinſte Befriedigung der Kunſtforderung geſtellt, verſchmähten die weiteren acceſſoriſchen Abſichten und Ausſichten darum nicht. Der letzte Dichter von unbedingter Größe gab er dem Vaterlande die Richtung an über ſein Leben hinaus, und es war der innerſte Drang ſeiner Natur, daß er überall auf jene politiſchen Stoffe in ſeiner Dichtung fiel, die durchweg das Abbild der Zeit und der Lage der Welt waren, ſo wie es die natürlichſte Wirkung war, daß ſeine Dichtungen außer ihren äſthetiſchen Effecten keine gewaltigeren gemacht haben, als

die politiſchen, die ſeitdem unſere Jugend angefeuert haben und wohl noch manchesmal erwärmen werden. So erhalten wir hier einen Commentar zu dem bedeutſamen Wink in den Briefen über Don Carlos, und die nächſten Aufſchlüſſe über die Materienwahl in ſeinen ſpäteren und früheren Dramen, von der man gleich wahr ſagen kann, daß ſie aus freier Willkühr und daß ſie aus natürlichem Takte gefloſſen iſt. Daß Schiller in den Briefen nicht ſelbſt auf ſein Problem zurückgekommen iſt, und daß er die angeregte Idee von den Verhältniſſen der äſthetiſchen und politiſchen Bildung nicht ausgeführt, ſondern als ein Fragment hinterlaſſen hat, dieß dürfen wir als eine jener Unterbrechungen anſehen, die in den Umſtänden bedingt war, und die einen künftigen, mit der vergangenen und gegenwärtigen Zeit ähnlich verbrüderten Mann auffordert, den abgebrochenen Faden im günſtigen Momente wieder anzuknüpfen. Ehe wir ſelber weiter in unſerer politiſchen Bildung vorgerückt ſind, werden wir nicht wagen zu entſcheiden, warum das kunſtſinnigſte Volk der Erde auch die reinſten ſtaatlichen Entwicklungen gehabt hat, in wiefern ein äſthetiſches Volk durch ſeine harmoniſche Bildung befähigt wird zur Schöpfung eines harmoniſchgegliederten Staatsſyſtems, unter welchen Bedingungen ein zu dieſer Cultur gelangtes Volk ſelbſtgefällig ſtill ſtehen und beim Herabgehen in der Kunſt ſich bequemer fühlen wird, als beim Hinaufſtreben in dem Staate, und wie lange es das Misverhältniß tragen werde zwiſchen ſeiner wirklichen politiſchen Stellung und der würdigern, die ſeiner Bildungsſtufe und Kraftfülle entſpräche. Wir haben in Deutſchland den Uebergang von Poeſie zur Politik, aus dem Phantaſiereich in das der Wirklichkeit, aus der anſchauenden zur handelnden, von der äſthetiſchen zur moraliſch wollenden Natur gemacht; wir haben doch ein Etwas von einem Vaterlands= und Staatsſinne erhalten, von dem in Schillers Zeit noch kaum eine Spur da war, und eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft hat ſich gebildet, die damals noch im erſten Keime lag. Wenn der Weg zum Handeln und zum verſtändigen Benutzen des Lebens durch Empfindung und Einbildungskraft hindurch geht, ſo haben wir in dem Gebiete der Letztern bewieſen, daß wir wenigſtens auf dem Wege ſind; wenn Blüthe Hoffnung gibt zur Frucht, ſo dürfen wir uns einer Ausſicht überlaſſen. Denn wir haben die Blüthe aufgehen ſehen und abfallen; auch die Fruchtknospe iſt da, noch

herb und grün zur Zeit. Es kommt darauf an, ob ſo viel Lebenstrieb da iſt, daß ſie die Sonne nicht ausdorrt, ſondern reift, der Sturm nicht abweht, ſondern kräftigt. Wer ihr jetzt die Triebkraft ſtärkte, der dürfte hoffen, über die Jahrzehnte der pauſirenden Nationalentwicklung zurück unſerm Dichter die Hand zu reichen, und jener redliche Finder zu heißen, den ſich Schiller gewünſcht oder geweiſſagt hat.

Wir kommen zu dem eigentlichen Gegenſtande der äſthetiſchen Briefe zurück und deuten die oberſten Sätze mit möglichſt Wenigem an. Nach der Betrachtungsweiſe, die uns aus dem Vorhergehenden ſchon geläufig iſt, ſtellt Schiller einen ſinnlichen und einen Formtrieb einander entgegen, deren vollkommene Wechſelwirkung die Idee der Menſchheit iſt, die wir nie erreichen. Wo wir nur empfinden, bleibt uns unſere Perſon und abſolute Exiſtenz, wo wir nur denken, unſere Exiſtenz in der Zeit und unſer Zuſtand verborgen. Gäbe es Fälle, wo wir dieſe doppelte Erfahrung zugleich machten, uns als Materie und Geiſt fühlten, ſo würden wir in dieſen eine vollſtändige Anſchauung unſerer Menſchheit haben. Sie würden einen neuen Trieb, den Spieltrieb, in uns wecken, deſſen Gegenſtand die lebende Geſtalt wäre, wie der Gegenſtand des ſinnlichen Triebs Leben, des Formtriebs Geſtalt heißt. Jener Begriff der lebenden Geſtalt dient der Schönheit zur Bezeichnung. Den Ausdruck des Spieltriebes rechtfertigt der Sprachgebrauch, der Alles, was innerlich und äußerlich weder zufällig iſt noch nöthigt, mit dem Worte Spiel bezeichnet. Bei Anſchauung des Schönen iſt das Gemüth in der glücklichen Mitte zwiſchen Geſetz und Bedürfniß, zwiſchen beide getheilt iſt es dem Zwange beider entzogen. Spiel, im großen Sinne des Wortes, iſt das Daſein der griechiſchen Götter, das von Arbeit und Laſt, von Pflicht und Sorge befreit iſt; aus der Verſchmelzung beider Nothwendigkeiten, Naturgeſetz und Sittengeſetz, ging ihnen die wahre Freiheit hervor; und ſo ſind in den Geſichtszügen ihrer Ideale Neigung und Wille verſchwunden, oder vielmehr unkenntlich, weil ſie innig verbunden ſind. Aus der Verbindung zweier entgegengeſetzter Prinzipien alſo geht das Schöne hervor, deſſen höchſtes Ideal daher in dem Gleichgewicht der Realität und Form liegt. Dieß Gleichgewicht iſt in der Wirklichkeit nicht zu finden, wo bald das Eine bald das Andere überwiegt. Es folgt, daß das Schöne

zugleich eine auflöſende Wirkung hat, um die beiden Triebe in ihren Grenzen zu halten, und eine anſpannende, um ſie in ihrer Kraft zu erhalten. Beide Wirkungen ſollten der Idee nach nur Eine ſein, die Erfahrung gibt aber kein Beiſpiel einer ſo vollkommnen Wechſelwirkung; das Idealſchöne zeigt untheilbar eine ſchmelzende und energiſche Eigenſchaft, in der Wirklichkeit gibt es getrennt eine ſchmelzende und eine energiſche Schönheit, wie der Menſch Tugend denkt, aber nur einzelne Tugenden übt. An die Stelle der Sitten Sittlichkeit, der Kenntniſſe Erkenntniß zu ſetzen, iſt das Werk der geiſtigen Bildung, aus Schönheiten Schönheit zu machen, der äſthetiſchen. Wir treffen den wirklichen Menſchen ſtets entweder in einem Zuſtande der An- oder Abſpannung, beide entgegengeſetzte Schranken werden durch Schönheit gehoben, die dort die Harmonie, hier die Energie herſtellt und den Menſchen zu einem in ſich ſelbſt vollendeten Ganzen macht. Der ſinnliche Menſch wird durch ſie zum Denken, zur Form, der geiſtige zur Materie zurückgeführt. Es ſcheint demnach daß es einen Mittelzuſtand gebe zwiſchen Materie und Form, Leiden und Thätigkeit, und daß uns die Schönheit in dieſen mittleren Zuſtand verſetze. Und dem iſt wirklich ſo. Der Menſch kann aus dem phyſiſchen, leidenden Zuſtande in den moraliſchen, vom Empfinden zum Denken nicht unmittelbar übergehen; er muß einen Augenblick von aller Beſtimmung frei ſein und einen Zuſtand bloßer Beſtimmbarkeit durchlaufen; er macht dieſen Uebergang durch eine mittlere Stimmung, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig ſind, ebendeßwegen aber durch Entgegenſetzung ihre beſtimmende Gewalt ſelbſt paraliſiren. Dieſe mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder phyſiſch noch moraliſch genöthigt, und doch auf beide Arten thätig iſt, dieſer Zuſtand der realen und activen Beſtimmbarkeit zwiſchen dem phyſiſchen der ſinnlichen Beſtimmung und dem moraliſchen Zuſtand der vernünftigen Beſtimmung heißt der äſthetiſche. In dieſem Zuſtande iſt der Menſch in Abſicht auf einzelne Reſultate Null, daher ihn viele für unfruchtbar und indifferent halten; durch äſthetiſche Cultur wird kein einzelner Zweck erreicht, ſondern nur dem Menſchen die Freiheit zurückgegeben, aus ſich zu machen was er will, die ihm durch die einſeitige Nöthigung der Natur beim Empfinden, und die ausſchließende Geſetzgebung der Vernunft beim Denken genommen iſt. Der

Menſch hat dieſes freie Vermögen der Beſtimmbarkeit vor jedem beſtimmten Zuſtande, es wird uns bei jedem Wechſel der Zuſtände wiedergegeben; viele ertragen den äſthetiſchen Zuſtand nicht lange und dringen zu Reſultaten, Andere gefallen ſich in dem Gefühle des ganzen Vermögens beſſer als in einem einzelnen Acte deſſelben; jene fürchten ſich vor Leerheit, dieſe vor Beſchränkung; jene ſind fürs Detail und ſubalterne Geſchöpfe, dieſe, wenn ſie mit jenem Vermögen zugleich Realität verbinden, fürs Ganze und zu großen Stellen geboren. Daher haben auch Die Recht, die dieſen Zuſtand für den fruchtbarſten für Erkenntniß und Moralität erklären. Denn dieſe Gemüthsſtimmung, die das Ganze der Menſchheit in ſich begreift, umſchließt auch ihre einzelnen Aeußerungen, dem Vermögen nach; ſie iſt jeder einzelnen Function günſtig, weil ſie keine ausſchließend in Schutz nimmt, ſie gibt nicht einzelnes Geſchick, ſie führt zum Unbegrenzten. Unſere Menſchheit äußert ſich in ihr in voller Integrität; Sinnengenüſſe ſpannen ab, Geiſtesgenüſſe an, Beides erſchöpft, nur bei dem Genuſſe der Schönheit ſind wir unſerer Kräfte gleich Meiſter, und wenden uns mit gleicher Leichtigkeit zu Ernſt und Spiel, zu Ruhe und Bewegung, zu Denken und Anſchauen. Dieſe hohe Gleichmüthigkeit des Geiſtes, mit Kraft und Rüſtigkeit verbunden, iſt die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunſtwerk entlaſſen ſoll. Nur die Form wirkt auf das Ganze des Menſchen, der Inhalt auf einzelne Kräfte, daher die Form in dem Kunſtwerke Alles thun ſoll.

Im phyſiſchen Zuſtande nimmt der Menſch die Sinnenwelt blos leidend auf; im äſthetiſchen ſtellt er ſich außer ihr und betrachtet ſie; ſobald er ſie denkt, wird er ihr Herr, deren Sclav er vorher war; ſie ſteht als Object vor ihm, als welches ſie ſeine Macht erfährt, nicht mehr Macht über ihn hat. Auch die Schönheit iſt das Werk der Reflexion und freien Betrachtung, wir treten mit ihr in die Welt der Ideen, allein ohne die ſinnliche Welt, wie bei Erkenntniß der Wahrheit geſchieht, zu verlaſſen. Dieſe iſt das reine Product der Abſonderung von allem materiellen Zufälligen, reine Selbſtthätigkeit ohne Beimiſchung eines Leidens. Zwar gibt es von der Abſtraction einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke rührt die Empfindung, aber wir unterſcheiden bei der Erkenntniß die Empfindung als etwas Zufälliges. Bei der Schönheit nicht ſo. Es iſt hier keine Succeſſion zwiſchen Leiden

und Thun, die Reflexion zerfließt hier mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben; die Schönheit iſt Gegenſtand für uns, weil die Reflexion die Bedingung iſt, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich iſt ſie Zuſtand unſers Subjects, weil das Gefühl die Bedingung iſt, aus der wir eine Vorſtellung von ihr haben. Sie iſt Form, weil wir ſie betrachten, und zugleich Leben, weil wir ſie fühlen; ſie beweist uns, daß das Leiden die Thätigkeit, Materie die Form nicht ausſchließt, die Beſchränkung nicht die Unendlichkeit. Und nur ſie allein beweist es; nur durch ſie wird die Vereinbarkeit beider Naturen, die Möglichkeit der erhabenſten Menſchheit bewieſen. Die äſthetiſche Stimmung gibt der Freiheit erſt die Entſtehung, daher kann ſie nicht aus ihr entſtehen und folglich keinen moraliſchen Urſprung haben. Sie iſt Geſchenk der Natur, die Gunſt der Zufälle löste die Feſſeln des phyſiſchen Standes und führte den Wilden zur Schönheit; ſie fand ſich zuerſt in der glücklichen Zone, wo ein leichter Aether die Sinne öffnet, und die ſiegende Form ſchon die niedrigſte Natur veredelt. Wodurch ſich ſchon bei dem Wilden der Eintritt der Menſchheit verkündigt, iſt die Freude am Schein, die Neigung zu Putz und Spiel; die Gleichgültigkeit an der Realität und die Freude am Schein iſt ein Schritt zur Cultur, der von Freiheit zeugt, denn die Realität iſt das Werk der Dinge, der Schein der Dinge iſt des Menſchen Werk. Den äſthetiſchen Schein, den man von der Wahrheit unterſcheidet, (nicht den logiſchen, den man mit ihr verwechſelt), ihn, der Spiel und nicht wie dieſer Andere Betrug iſt, verachten, heißt alle Kunſt verachten, und dieß thut der Verſtand häufig, dem nur das Reelle gilt. Dem Spieltriebe, der am Schein Gefallen findet, folgt ſogleich der Bildungstrieb, der den Schein als etwas Selbſtändiges behandelt. Sobald der Menſch Schein von Wirklichkeit, Form von Körper unterſcheidet, ſondert er ſie auch ab; mit dem Vermögen zur Form iſt alſo das Vermögen zur nachahmenden Kunſt gegeben. Da aller Schein von dem Menſchen als vorſtellendem Subjecte ſich herſchreibt, ſo bedient er ſich blos ſeines Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Weſen zurücknimmt und nach eignem Geſetze mit ihm ſchaltet; er übt ein freies Herrſcherrecht in der Kunſt des Scheines aus, aber auch nur in ihr, nur in dem weſenloſen Reiche der Einbildungskraft. Der Dichter tritt aus ſeinen Grenzen, wenn

er ſein Ideal in die Wirklichkeit überträgt, er engt ſie ein, wenn er die Wirklichkeit in das Gebiet des Ideals übergreifen läßt. Wo der äſthetiſche Schein iſt, da iſt Geiſt und Geſchmack, das Ideal regiert da das Leben, Unſterblichkeitsruhm geht über die Exiſtenz, ein Kranz über das Purpurkleid. Man muß der Welt den falſchen Schein verargen, nicht dieſen ächten; wir legen lange nicht Werth genug auf dieſen, weil wir es noch nicht weit darin gebracht. Wir genießen nicht das Schöne der Natur, ohne es zu begehren, bewundern nicht das Schöne der Kunſt, ohne nach Zwecken zu fragen, wir geſtehen der Einbildungskraft noch keine abſolute Geſetzgebung zu, und trennen Daſein und Erſcheinung nicht gehörig, und noch hat die Realität und Wirklichkeit nichts von dieſem Scheine zu beſorgen, eher der Schein von der Wirklichkeit. — Zum Schluſſe folgt eine Art Geſchichte des Spieltriebs, die wir der Kürze halber übergehen wollen.

Wie Schiller hier das Größte und Würdigſte von der Kunſt überhaupt ausſagt, indem er ihr den möglichſt vollſtändigen Ausdruck der Menſchheit zuſchreibt, ſo conſtruirt er in der Schrift über naive und ſentimentale Dichtkunſt (1795) den Begriff des vollkommenen Dichters und zeigt, wie dieſer mit der Idee vollendeter Menſchheit übereinkommt. Dieſer Aufſatz iſt weit der fruchtbarſte und wirkſamſte unter Schillers äſthetiſchen Schriften geworden, weil er mehr Thatſächliches und Anwendbares enthält, die hervortretenden Dichter der Nation und einzelne Poeſiegattungen vortrefflich beurtheilt und dadurch auch denen einen Anhaltspunkt gibt, die ſeinen Abſtractionen minder bereitwillig folgen; er iſt neben Göthes Leben ſchon darum die wichtigſte Quelle für die Geſchichte unſerer Dichtung des 18. Jahrhunderts, weil die hiſtoriſche Betrachtungsweiſe dort und die ſyſtematiſche hier ſich durchgängig completiren. Aber auch in dem allgemeineren Theile, der die naive und ſentimentale Dichtung als die zwei einzig möglichen Arten der Aeußerung des poetiſchen Genius einander entgegenſtellt, wird Schiller darum überall lebendiger und ſchärfer, weil er ſeine Charakteriſtiken auf wirkliche Anſchauungen gründet, und überdieß mit ſeinem ganzen Weſen und Berufe bei dieſer Arbeit thätig iſt. Denn in allen Theilen iſt ihm das Bild jener Gegenſätze zu einer Parallele zwiſchen Göthe und ihm ſelbſt geworden, die dem Verſtändigen jede andere äſthetiſche Vergleichung beider Dichter überflüſſig

macht. Dabei ſuchte er ſich neben dem von ihm ſelbſt bewunderten Dichter, mit dem er nun ſchon perſönlich befreundet war, eine poetiſche Stellung voll Selbſtgefühl und Muth zu vindiciren, und die moderne Dichtung gegen die antike zu retten, der Göthe Alles allein zuweiſen wollte. Nur aus dieſem allgemeinen Theile heben wir hier einige Züge aus. Schiller geht wieder von jenen Gegenſätzen der Natur und Cultur aus, zwiſchen denen die Bildung der Menſchheit wechſele; er ſucht in der Sehnſucht der Neueren nach den Gegenſtänden der Natur, nach der verlorenen Kindheit u. ſ. f. das Weſen der Sentimentalität, die dem Jugendalter der Welt fremd war. Bei den Griechen war die Cultur nicht ſo ausgeartet, daß die Natur darüber verlaſſen wurde; ſie empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche. Wie die Natur aus dem Leben als Erfahrung ſchwand und als Subject, ſo geht ſie in der Dichterwelt auf als Idee und Gegenſtand. Die Nation, die es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am weiteſten gebracht, mußte von dem Naiven am ſtärkſten gerührt werden und ihm den Namen geben, die Franzoſen. Die Dichter ſind überall ſchon ihrem Begriffe nach Bewahrer der Natur, ſie werden entweder Natur ſein oder die verlorne ſuchen, was ſie entweder zu naiven oder ſentimentalen Dichtern macht. So lange der Menſch reine Natur iſt, wirkt er als ein harmoniſches Ganze, mit allen Kräften zugleich; was in dieſem Zuſtande den Dichter macht, iſt möglichſt vollſtändige Nachahmung des Wirklichen. Iſt der Menſch dagegen in den Stand der Cultur getreten, ſo iſt die ſinnliche Harmonie in ihm aufgehoben und kann ſich nur als moraliſche Einheit äußern, d. h. als nach Einheit ſtrebend. Die Uebereinſtimmung zwiſchen Empfinden und Denken, die dort wirklich war, exiſtirt jetzt blos idealiſch, als ein Gedanke, nicht mehr als Thatſache. Hier macht den Dichter die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal. Weil das Ideal ein Unendliches iſt, das der Menſch nie erreicht, ſo kann der Cultivirte in ſeiner Art nie vollkommen werden, wie doch der natürliche Menſch es in ſeiner Art vermag; jener ſteht dieſem nach, wenn man beide im Verhältniß zu ihrer Art vergleicht, dieſer aber jenem, wenn man ihre Arten ſelbſt vergleicht. Der Eine erhält ſeinen Werth durch abſolute Erreichung einer endlichen, der Andere durch Annäherung an eine unendliche Größe. Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortſchritt hat, ſo iſt der relative Werth

des Culturmenſchen im Ganzen nie beſtimmbar, obgleich er im Einzelnen betrachtet ſich im Nachtheil gegen jenen befindet, in dem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Inſofern aber das letzte Ziel der Menſchheit nur durch Fortſchreitung zu erreichen iſt, ſo gebührt jenem in Rückſicht auf dieſes der Vorzug. Daſſelbe was hier die Formen der Menſchheit charakteriſirt, charakteriſirt auch die Dichterformen, und in ähnlichem Verhältniſſe des Werths und Unwerths ſteht ſich daher die ſinnliche, die Kunſt der Begrenzung der Alten und die geiſtige, die Kunſt des Unendlichen der Neueren entgegen, ſo wie überhaupt der naive und ſentimentale Dichter. Jener gewinnt es dieſem ab an Realität, er bringt zur Exiſtenz, wozu dieſer nur einen Trieb erweckt, dieſer aber kann dem Trieb einen höheren Gegenſtand geben; es erfüllt jener eine endliche Aufgabe, dieſer ſtrebt nach einer unendlichen. Daher wendet man ſich von dem naiven Dichter mit Luſt zu der Wirklichkeit zurück, der ſentimentale verſtimmt einen Augenblick dafür. Seine Dichtung iſt die Geburt der Abgezogenheit und Stille, die naive iſt das Kind des Lebens. Dieſe iſt eine Gunſt der Natur, ein glücklicher Wurf, keiner Verbeſſerung bedürftig wenn er gelingt, keiner fähig wenn er verfehlt wird, denn durch Freiheit thut das naive Genie wenig. Es hängt von der Welt und Erfahrung ab, der Sentimentale nährt ſich aus ſich ſelbſt; fehlt jenem eine formreiche Natur und dichteriſche Welt um ſich her, ſo iſt nothwendig, daß er entweder ins Sentimentale übergeht oder er muß gemeiner Natur werden, wenn er blos Natur bleiben will. Der Stoff übt zuweilen über den beſten Dichter Gewalt, und in dieſem Falle erfüllt der Naive nicht einmal ſeine Sphäre. Der Sentimentale aber iſt in Gefahr, die Schranken der menſchlichen Natur zu ſehr auszudehnen, ganz zu entfernen, nicht blos zu idealiſiren, ſondern zu ſchwärmen. Dieſer Fehler der Ueberſpannung iſt ebenſoſehr in den Eigenthümlichkeiten ſeines Verfahrens, wie der entgegengeſetzte der Schlaffheit in dem des naiven begründet. Bei dieſem vermißt man oft den Geiſt, bei jenem den Gegenſtand. Meiſterſtücke aus der naiven Gattung werden gewöhnlich platte Abdrücke gemeiner Natur, Hauptwerke der ſentimentalen aber phantaſtiſche Productionen zu ihrem Gefolge haben, wie dieſes in der Literatur jedes Volkes (und auch in dieſem unſerem Falle) nachzuweiſen iſt. Weder der Eine noch der Andere Charakter erſchöpft

für ſich das Ideal ſchöner Menſchheit, ſondern die innige Verbindung Beider. Beide ſind in der menſchlichen Natur ſelbſt begründet; die Gegenſätze die ihnen zu Grunde liegen, wenn man ſie von dem dichteriſchen Vermögen entblößt denkt, ſind Realismus und Idealismus. Auch ſie ſind Seiten des Menſchen, die in ihrer Unverſöhnbarkeit die ſchlimmſten Trennungen anrichten. Ihr Gegenſatz iſt ſo alt als der Anfang der Cultur, und wird vor dem Ende deſſelben ſchwerlich anders als in Einzelnen beigelegt werden. „Zwiſchen beiden iſt der wichtige Unterſchied, daß der Realiſt zwar dem Vernunftbegriff der Menſchheit in keinem einzelnen Falle Genüge leiſtet, dafür aber dem Verſtandesbegriffe derſelben auch nie widerſpricht; der Idealiſt hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchſten Begriffe der Menſchheit näher kommt, aber nicht ſelten ſogar unter dem niedrigſten Begriffe derſelben zurückbleibt. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichförmig menſchlich gut, als daß das Einzelne zufällig göttlich ſei; und wenn alſo der Idealiſt ein geſchickteres Subject iſt, uns von dem was der Menſchheit möglich iſt, einen großen Begriff zu erwecken, und Achtung für ihre Beſtimmung einzuflößen, ſo kann nur der Realiſt ſie mit Stätigkeit in der Erfahrung ausführen, und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener iſt zwar ein edleres, aber ein ungleich weniger vollkommenes Weſen; dieſer erſcheint zwar durchgängig weniger edel, aber er iſt vollkommener, denn das Edle liegt ſchon in dem Beweis eines großen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That.“

An den Anſichten über einzelne Dichter, Dichtungswerke und Gattungen, die in dieſer Schrift niedergelegt ſind, gehen wir ſchweigend vorüber. Sie ſind zerſtreut in unſerem Werke theilweiſe benutzt und angeführt worden, ſo wie die äſthetiſchen Grundſätze, die in dieſen Werkchen aufgeſtellt ſind, mit Einzelnem was Ariſtoteles, was Leſſing und Göthe, was Humboldt und Forſter in dem gleichen Sinne gedacht haben, dieſes ganze Buch vielfach durchdringen. Wer die Sätze der Schiller'ſchen Theorie der Schönheit, wer ſeine äſthetiſchen Urtheile nicht blos zu leſen, ſondern auch zu begreifen, nicht blos zu begreifen, ſondern auch mit richtigem Takte und geſundem Geſchmacke anzuwenden weiß, und wer von hier zurückgehend die große Maſſe der deutſchen Dichtung noch einmal überſehen

wollte, wie wir ſie zu beleuchten, zu ſichten, zu ordnen verſuchten, der würde ſich nun überzeugen, (was er auf den erſten Blick vielleicht nicht finden wollte), daß unſer Urtheil, überall aus Einem Guſſe, ſich auf die Reſultate gründete, auf welche uns nicht allein die Höhe der antiken und der modernen, deutſchen, äſthetiſchen Kritik anwies, ſondern auch der eigene Weg der hiſtoriſchen Betrachtung aller alten und neuen Dichtung geführt hat, mit ſolchen Modificationen nur, die bei einer ſelbſtändigen Forſchung und Anſicht unvermeidlich ſind, die hier aber die letzten Grundſätze kaum berühren. Dieſe Uebereinſtimmung des Endurtheils, zu dem die poetiſche Production, die äſthetiſche Zergliederung, die philoſophiſche Abſtraction, der menſchliche Takt und die geſchichtliche Betrachtung unabhängig hinleiteten, zwang uns wohl, hier unſere Ueberzeugungen zu holen, wenn wir auch nichts davon entgegengebracht hätten. Ja wenn wir auch nicht der Anſicht wären, daß die äſthetiſchen Prinzipien jener Männer die einzigen und nie veräußerlichen, und in allen Zeiten eines aufgeklärten Geſchmacks anzuerkennenden wären, und daß jedes Weitergehen hier Rückgang werde, ſo wäre es doch vielleicht des Hiſtorikers Pflicht, bei dieſem Standpunkte der Aeſthetik Halt zu machen, wo ſein Geſchichtswerk inne hält. So aber ſind wir reichlich überzeugt, daß die hier gewonnenen Reſultate nicht zu überbieten ſind. Sie können geordnet und vervollſtändigt, limitirt und erweitert, nie aber im Weſentlichen verändert werden. Die neuere Philoſophie, die überhaupt aus dem großen Vortheile ein großes Verdienſt gemacht hat, daß ſie die Summe einer überreichen bewegten geiſtigen Bildungsepoche, die ſie ziehen konnte, gezogen hat, konnte auch vollſtändigere äſthetiſche Ergebniſſe in ſyſtematiſche Einheit bringen, aber zu einem reineren Begriffe der Kunſt konnte ſie nicht kommen. Die romantiſche Dichterſchule konnte dieſe compacten Urtheile verflüchtigen und über den ganzen poetiſchen Weltkreis ausbreiten; man hatte das vorausgeſagt, daß dieſe bahnbrechende Kritik eine Reviſion aller frühern Urtheile nöthig machen werde, und dieſe Prophezeihung bethätigten die Romantiker alsbald; ſie konnten eine ganz neue Wiſſenſchaft der Literargeſchichte auf dieſe Fingerzeige entdecken; ſie konnten mit den hier entlehnten Waffen den Meiſter ſelbſt befehden, aber ſie konnten nichts Weſentliches hinzuthun. Die ganze Welt erfüllte ſich mit der Unterſcheidung claſſiſcher und romantiſcher Poeſie,

ſeit die Schlegel dieſe Idee breit zu treten anfingen, eine Unterſcheidung von der man vorher nichts gewußt hatte. So ſagte Göthe; der zwar in den Momenten ſeiner antiphiloſophiſchen Laune die ganze metaphyſiſche Periode Schillers eine unſelige nannte und Schillern ſelbſt zu ähnlichen herabſetzenden Aeußerungen verführte, der es aber doch frühe und ſpät anerkannte, daß hier der Grund zu einer ganz neuen Aeſthetik gelegt war; denn er mußte es als richtig bekennen, daß alle Synonymen, die man ſeitdem aufgefunden, helleniſch und romantiſch, antik und modern, Volks- und Kunſtgeſang, ſich dorthin zurückführen laſſen, wo vom Uebergewicht realer und idealer Behandlung zuerſt die Rede war. Das Aehnliche äußerte Wilh. von Humboldt, der „über den Begriff des Schönen, über das Aeſthetiſche im Schaffen und Handeln, über die Grundlagen aller Kunſt und über die Kunſt ſelbſt in dieſen Arbeiten alles Weſentliche enthalten fand, in einer Weiſe, über die es niemals möglich ſein werde, hinauszugehen; der in dieſem ganzen Gebiete kaum eine Frage für möglich hielt, deren richtige Beantwortung ſich nicht zu den hier aufgeſtellten Prinzipien hinaufführen laſſe.“ Die anregende Kraft dieſer Aufſätze wirkte weit über die Gränzen der äſthetiſchen Wiſſenſchaft hinaus, denn die darin niedergelegten Sätze umfaſſen die ganze Menſchheit und ſind für jeden Beruf und jede Wiſſenſchaft fruchtbar. Die Eigenſchaft von Schillers Dichtungen iſt es nicht, daß ſie in dem Maße wie die Göthiſchen, Ströme von Empfindungen freilaſſen und Welten beleben vor der Einbildungskraft, aber dieſe Aufſätze regen ein Meer von Gedanken auf, weil ſie vielfache Thore öffnen zur Ausſicht auf eine mannichfaltige Geſtaltung der Zukunft. Nicht allein nahm die Kritik der Romantiker hier ihre Flügel, nicht allein ermuthigte ſich W. v. Humboldt hier zu ſeinen äſthetiſchen Verſuchen, auch auf deſſen artiſtiſch-phyſiologiſche Arbeiten wirkten die Anſichten hinüber, in denen ſich die verwandten Naturen begegneten. An die Tendenzen dieſer Männer reiht ſich, um nur Eines zu nennen, die Phyſiologie von Burdach eng an, ein Werk, das in wiſſenſchaftlicher Methode ein Stern erſter Größe iſt, indem es folgerichtig nach Schillers letzten Grundſätzen die breiteſte Empirie mit der reinſten Speculation, Atomiſtik und Dynamik, Materie und Geiſt aufs innigſte verbindet. Wie die Göthiſche Lebensphiloſophie ſo ſind die Ideen jener Schillerſchen Aufſätze in die zarteſten Gefäße des nationalen

Bildungsorganismus eingeſtrömt; wir tragen ſie in der Seele und wiſſen nicht woher, und es lohnte ſich wohl der Mühe, an die vergeſſene Quelle einmal wieder zu erinnern, aus der mancher erſtaunt ſein würde, den ſchönſten Theil ſeiner Empfindungen, Einſichten und Hoffnungen abgeleitet zu finden. Eine der nächſten und erfreulichſten Wirkungen aber, die dieſe Schriftchen machten, war der engere Verkehr, den ſie zwiſchen Schiller und Göthe hervorriefen. Es hatte ſich ein Umgang zwiſchen beiden eingeleitet; die äſthetiſchen Briefe aber ſchienen ihn Göthen erſt bedeutungsvoller zu machen. Er las ſie zweimal und fand ſich als Dichter und im praktiſchen Sinne als handelnder Menſch geſtärkt und gefördert durch ſie; er mahnte nach dieſer Lectüre, „daß ſich Beide in ihrem Sein und Wollen als Ein Ganzes denken möchten, um ihr Stückwerk nur einigermaßen vollſtändig zu machen," und dieß iſt der ſchönſte und größeſte Sinn, der dem Zuſammenwirken der beiden Männer gegeben werden kann, auf das wir nun ungetheilt unſere Aufmerkſamkeit richten können.

---

3. Gemeinſame Thätigkeit.

Wir haben früher gehört, daß die erſte Begegnung zwiſchen Göthe und Schiller zu keiner weitern Verbindung führte; die Plane und Verſuche der gemeinſamen Freunde, eine ſolche zu vermitteln, ſcheiterten an Göthes Abneigung, der zwiſchen zwei „Geiſtesantipoden" keine Vereinigung möglich fand. Was die Abſicht nicht herbeiführte, gelang dem Zufall. Schiller kehrte 1794 von einer Reiſe in ſeine Heimath zurück, wo er mit Cotta den Entwurf zu den Horen gemacht hatte, für die er Göthen zu gewinnen dachte. Gerade in dieſem Zeitpunkte führte beide ein zufälliges Zuſammentreffen, das Göthe ſelbſt erzählt[61]), zu einem ernſteren Geſpräche in dem ſich zwar die abſtoßende, aber auch die anziehende Kraft der beiden verſchiedenen Pole kund gab. Dieſe erſte Unterhaltung drehte ſich um die Natur, eine weitere, die bald darauf bei einem Beſuche Göthes in Jena erfolgte, um die Kunſt; beidemale ſtellte

61) Zur Morphologie. I, 1.

ſich die Grundverſchiedenheit der Ausgangspunkte beider Geiſter heraus, aber es feſſelte einmal die Bereitwilligkeit zur Auffaſſung und Verſtändigung, und dann die Uebereinſtimmung ihrer Ideen über Kunſt und Kunſttheorie, die beiden ganz unerwartet war. Dazu deuten Beide in verſchiedenen Briefen mit einſtimmigen Worten an, daß Göthe in ſeiner Vereinſamung ein Bedürfniß empfand ſich anzuſchließen, und einen Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung gegangen war, mit Schiller fortzuſetzen. In der freudeloſen Zeit, in der wir Göthe zuletzt verlaſſen haben, und ſpäter, als ihm die Kriegsunruhen die projectirte italieniſche Reiſe (1797) zerſchlugen, wäre eine Periode ähnlicher Unthätigkeit, wie die frühere zehnjährige in Weimar, vielleicht das geringſte geweſen, was erfolgt wäre, wenn er ſich nicht Schillern genähert hätte; er ſelbſt geſtand, daß er nicht wiſſe, was damals ohne deſſen Anregung aus ihm geworden wäre[62]). Schiller ſeinerſeits, gerade im raſcheſten Laufe begriffen, den Gipfel ſeiner hiſtoriſch-philoſophiſchen Laufbahn zu erſteigen, und unmittelbar darauf gerüſtet, den Rückweg nach der Höhe ſeiner dichteriſchen in etwas bedächtigerem Gange zu nehmen, war, wenn er es auch nicht überhaupt geweſen wäre, doch in dieſer Zeit ganz geſchaffen, die außerordentlichſten Impulſe zu geben. Als daher Göthe zur Mitarbeitung an den Horen nur erſt die Hand geboten hatte, ergriff Schiller ſogleich im warmen Zudrang den ganzen Menſchen, indem er in einem kühneren Briefe, der je nachdem er aufgenommen wurde, eine engere Verbindung herbeiführen oder auf immer ſtören konnte, Göthe den Beweis lieferte, wie liebevoll er die Natur, die ſo gegenſätzlich gegen die ſeine war, umfaßte, wie tief er ſie beurtheilte, und welchen Vorrang er ihr im Reiche der Dichtung vor ſeiner eigenen zugeſtand, was Alles die nachfolgenden theoretiſchen Schriften, die wir anticipirend eben kennen gelernt haben, des Weiteren belegten. Wer die Verbindung, die auf dieſe entſcheidende Handreichung wirklich erfolgte, und bis zu Schillers Tode, ja über ihn hinaus, ungebrochen dauerte, ins Gemeine herabziehen will, der hat nur leichte Mühe. Er kann ſagen, daß äußere und innere Vortheile ſie geboten, daß der minderbegabte Dichter, der mit dem Größeren den Wettlauf begann, und der im Alter vorgerückte, der in der

62) Briefwechſel zwiſchen Göthe und Schultz, p. 25.

Mißgunſt der Zeit es noch mit dem raſch aufſtrebenden jüngeren Liebling der Nation aufnehmen ſollte, beide klug thaten, die Spaltung im Publikum nicht durch einen Bruch unter ſich ſelbſt noch größer zu machen. Er kann ſagen, daß Schiller bei Göthe in die Schule gehen wollte und daß er ihm darum ſo bereitwillig Weihrauch geſtreut habe, und er kann Göthes Entgegenkommen eine Frucht des Wohlgefallens nennen, den er an eben dieſem Opferdufte gefunden habe. Und alle dieſe und ähnliche Anſichten kann man mit ſehr plauſiblen Erweiſen unterſtützen, wie es denn z. B., um nur bei dem letzten Punkte zu bleiben, von Göthes eigenliebigem Herabſehen auf Schiller zu zeugen ſcheint, daß er ſich ſelber zu ſehr ſchmeichelnd glaubte, es habe dieſer in den äſthetiſchen Briefen ſeine früheren Anſichten von Kunſt und Natur ihm zu Gefallen und vielleicht gegen ſeine Ueberzeugung bedeutend modificirt, da doch dort nur im Brennpunkte geſammelt iſt, was zerſtreut ſchon viel frühere Aufſätze erwarten ließen. Wer aber die menſchlichen Handlungen ſo betrachten wollte, der dürfte reine Menſchlichkeit und Tugend höchſtens in der dummen Einfalt ſuchen; er würde an den entwickelten Menſchen fordern, daß er, wo das Gute und Nützliche zuſammentrifft, um des guten Scheines willen das Eine opfere; er würde dem Schickſale, wo es ſolche Fügungen bietet, und der Natur, wo ſie unſere Neigungen für unſere Tugenden ſtimmt, dieſe ſeltenen und wohlthätigen Fälle noch zu den häufigen und misfälligen verargen, wo beides im Kampfe erſcheint. So iſt es auch leicht, die Erfolge dieſer Verbindung ſich und andern zu verkümmern, wie es Göthe ſelbſt in gewiſſen Stimmungen gethan hat: er fand, daß ſie ihre Zwecke par force gehetzt, durch Ueberthätigkeit ihre Zeit zerſplittert und ſo im Grunde nichts der Kräfte, der Anlagen und Abſichten Würdiges erreicht hätten. Nimmt man es ſtreng, ſo kann man für Göthe den Ausſpruch gelten laſſen, für Schiller weit minder, der auch nie im geringſchätzenden Tone von dieſer Verbindung ſprach. Er hielt den Punkt feſt, den wir Göthen ſelbſt haben angeben hören, von dem aus wir ſelbſt dieſen Bund betrachten und achten müſſen, und wobei der materielle Nutzen und ſpecielle Erfolg nur im Hintergrunde erſcheint. Wären ſich Beide früher begegnet, wo Göthes Thätigkeit noch ungeſchwächt, Schillers Beſtimmbarkeit noch größer war, ſo wäre es allerdings möglich geweſen, daß die Anregung für das einzelne

Wirken bedeutender geworden wäre; es hätte aber eben ſo wohl auch die Gefahr eintreten können, die Schiller jetzt allzuängſtlich beſorgte, daß ihn Göthe über den Haufen geworfen hätte, und die andere, daß Schillers Einfluß auf Göthen ganz verloren gegangen wäre. Ja wer die frühere Lage von Beiden überdenkt, der wird ſich erklären, daß die bisherige Abſtoßung unter Beiden nicht Laune oder Zufall, ſondern Nothwendigkeit war; und Göthe ſelbſt fand etwas dämoniſches darin, daß ſie ſich gerade jetzt begegneten. Denn nun trafen ſie als abgeſchloſſene Naturen zuſammen, nachdem die intolerante Jugend vorüber war, reich wie die letzten Reiſegefährten auf einer langen Reiſe, die ſich am meiſten zu ſagen haben; ſie gewannen ſich jetzt durch das Fertige das ſie beſaßen, nicht durch ein dunkles Beſtreben nach einem ungewiſſen Erwerb, das in den 70er Jahren die Gemüther nur auf Augenblicke zuſammenhielt, um ſie ſpäter deſto weiter zu trennen. Indem ſie ſich nach und nach in einander einlebten, fanden ſie, daß ihre verſchiedenen Naturen ſich doch in weſentlichen Dingen ähnlich waren, daß ihre getrennten Bahnen in den Zielen zuſammenliefen, daß ihre Werkzeuge verſchieden, ihre Endzwecke gleich waren. Da ſie dieſes Endzieles bald ſich bewußt wurden, da ſie die Unbefangenheit hatten, alle perſönliche Rückſicht dem Intereſſe an ihrer Sache zu opfern, ſo gründete ſich ihr neues Verhältniß, wie Schiller ſagte, auf wechſelſeitige Perfectibilität, oder wie Göthe treffender andeutete, auf Ergänzung. Sie ſuchten die Gegenſätze in ſich nicht zu löſen und zu ſchmelzen, ſondern ſie erkannten ſie als die getrennten Hälften der totalen menſchlichen Natur, die nur in der Idee exiſtirt, und die ſie Beide zu gegenſeitiger Ueberraſchung ganz auf demſelben Punkte ſuchten. Sie ſchloſſen, nach den Worten des Einen, den großen Bund zwiſchen Object und Subject, zwiſchen Natur und Freiheit; es begegnete ſich, nach den Worten des Anderen, der ſpeculative Geiſt mit dem intuitiven, indem jener lernte ſich der Erfahrung zu nähern, und dieſer dem Geſetze; es konnte jeder dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Es kam unter ihnen dahin, daß dieſer Tauſch der Naturen bis zur Täuſchung für andere führte: ſie trugen ihr gegenſeitiges Eigenthum über; es wollte der Eine ſeine kritiſche Dichtung verlernen, und meinte unter des Andern Einflüſſen die Fehler abzulegen, an die ihn die ſpeculative Thätigkeit gewöhnt hatte, der

Andere meinte zuletzt ganz gegen ſeine ſonſtigen Ueberzeugungen, man arbeite weit anders aus Grundſätzen als aus Inſtinct; ſie gelangten im Verſtändniß über die Grundſätze der Kunſt ſo weit, daß ſie Aufſätze zuſammen entwarfen und in der Ausführung gingen ſie ſo in ihre Manier gegenſeitig ein, daß man anonym erſchienene Abhandlungen in den Horen verwechſelte. Der raſtloſe Trieb des Schaffens in Schiller und die unendliche Materie in Göthe vereinten ſich zu gegenſeitiger Unterſtützung. Wenn Jener, mit ſeiner ungeſtümen Luſt zu geſtalten und den Stoff des Lebens und Lernens zu formen, Göthen gegenüber die „enge Familie ſeiner Begriffe in eine kleine Welt zu erweitern“ ſtrebte, ſo behielt er immer noch Anregungskraft genug, um Göthes großen Ideenkreis raſtlos und neidlos in Bewegung zu ſetzen; wenn Göthe, dem Vieles gelungen war und der über Vielem brütete, den Kreis ſeiner Entwürfe noch ſo ſehr ausdehnte, ſo blieb ihm doch, da dieſe „das Maß menſchlicher Kräfte und ihre irdiſche Dauer überſtiegen, Manches übrig, was er bei Schiller deponiren und dadurch unterhalten und beleben wollte.“ So ward jenes goldne Wort allerdings Wahrheit, mit dem er ermahnte, daß ſie ihr Sein und Wollen als Ein Ganzes denken möchten, um ihr Fragmentariſches zu vervollſtändigen; ſo wie Schiller in ſeinen Theorien überall das Einſeitige ihrer Richtungen durchfühlte, ſo Göthe in der Anſchauung ihrer Naturen: „Schillers ideelle Tendenz, ſagte er, konnte ſich meiner reellen ſehr wohl nähern, und weil Beide vereinzelt doch nicht zum Ziele gelangen, ſo traten Beide zuletzt in lebendigem Sinne zuſammen.“ Was aber nun auch aus dieſem Zuſammenwirken, das auf beiden Seiten durchaus ſelbſt für das hämiſchſte Auge durch kein Wölkchen der Misgunſt und Eiferſucht getrübt iſt, einzelnes Gute reſultirte, das iſt gering gegen das, was ein ſolches Verhältniß an ſich Lehrreiches und Erbauliches an ſich trägt, mit dem ſie, wie Humboldt ſagte, „ein bis dahin nie geſehenes Vorbild aufgeſtellt und auch dadurch den deutſchen Namen verherrlicht haben.“ Es lehrt uns, jene Totalnatur des Menſchen nach dem Muſter dieſer Männer als das Ziel unſeres Strebens im Auge zu halten, nicht ausſchließlich die Richte, in die uns unſere individuelle Natur gerade geworfen hat; es lehrt uns die Einſeitigkeit Preis geben, mit der wir uns häufig in eitlem Gezänke zwiſchen beide Dichter partheien. Der große Antagonismus von Realem und Idealem, von Sinn

und Geiſt, auf den uns die Betrachtung Beider immer wieder zurückführen wird, geht durch alle Welt und richtet Spaltungen an, die in dem Weſen des Menſchen unvermeidlich gegründet liegen; jede Literatur hat ein ſolches Paar aufzuweiſen, nach deſſen feindlichen Gegenſätzen ſich die Maſſen zertheilen. Zwiſchen Ariſtoteles und Plato, zwiſchen Zeno und Epikur, zwiſchen Rouſſeau und Voltaire, Arioſt und Taſſo, Lope und Calderon, Wolfram und Gottfried, hat ſich der Streit nie geſchlichtet und wird ſich nie ſchlichten; noch zwiſchen Herder und Leſſing, zwiſchen Wieland und Klopſtock liegt dieſe Kluft, über die dieſe Männer ſelbſt nicht hinweg konnten. Daß Göthe und Schiller dieſen eigenſinnigen Abſchluß überwanden und in der Anſchauung ihrer himmelweit getrennten Naturen einen Genuß fanden, dieß war das erfreuliche Zeichen, daß jene ächte Cultur und Menſchheit, die ſie anſtrebten, jene Verſöhnung von Natur und Geiſt, unter uns möglich geworden iſt. Sie ſelber wirkten dahin, mit ſchönem Beiſpiele ihre großen Theorien in der Wirklichkeit darzuſtellen, und uns Deutſchen muß dieß ein Lob und eine Tugend heißen, der wir nachtrachten ſollen und die um ſo lauter für die Aechtheit unſerer Bildung ſprechen wird, in je weitere Kreiſe wir dieſe Mehrſeitigkeit und Verſöhnlichkeit des Geſchmacks und der Einſicht verbreiten können, je aufrichtiger wir uns der jeſeitigen Vorzüge beider Dichter in ihrem eigenen Sinne ergänzend zu erfreuen vermögen. Gelänge uns, einen ſolchen Standpunkt unſerer Bildung feſtzuhalten, dann dürften wir, wie es Göthe von ſich ausſagte, auch im Ganzen von der Zeit jener Verbrüderung unter Beiden eine neue Epoche rechnen.

Das erſte Zuſammentreten beider Dichter war an den äußern Anlaß, die Gründung der Horen (1795—97) geknüpft, an die ſich der Muſenalmanach (1796—1801) anſchloß, worin dann die Xenien das Charakteriſtiſchſte ſind, was die vereinte Thätigkeit Beider und ihre Stimmungen bezeichnet. Wir faſſen dieß Alles unter Einem Geſichtspunkte zuſammen. Die Abſicht war, in dieſen Zeitſchriften Alles früher Vorhandene dieſer Art zu verdunkeln, und die Erſten der Nation um einen gemeinſamen Mittelpunkt zu verſammeln. Kant, Fichte, Humboldt, Garve, Klopſtock, Herder, Jacobi, Engel, Gotter, Mathiſſon, Woltmann, Schlegel wurden zu Mitarbeitern auserſehen. Der reine Trieb, ſich zu einer erneuten

Thätigkeit zu ſteigern, war bei Schiller, ſich aufrecht zu halten und zu neuer Arbeit zu ſtärken, bei Göthe ein offenbarer Grund, der zu dieſen Unternehmungen ſtimmte, und das allgemeine Motiv das ſie Beide dabei leitete (und das ſich z. B. in Göthe's Epiſteln über das Schreiben und Leſen ausſprach), war, ein Gegengewicht gegen die Maſſe des Mittelmäßigen, das die Literatur überſchwemmte, in die Wagſchale zu legen, dem Ernſt der Kunſt einmal Genüge leiſten zu dürfen, indem ſie ſich gegenſeitig zum Muſter und Beiſpiel nahmen und ihre großen Anforderungen zuerſt zu befriedigen ſtrebten. Beſonders war es Schiller, der ſeit er der Kunſt jene großen Begriffe untergelegt hatte, unabläſſig beſtrebt war, ſie allen Einflüſſen des Gemeinen zu entziehen; und wer ſich in die Alltagsliteratur jener Zeit ſo im Umfange, wie Schiller eine Zeitlang gethan, eingeſenkt hat, der wird ihm nachfühlen, warum er ſo ganz entſchieden in die Gebiete des Ideals ablenkte, wo er vor allen herabziehenden Berührungen ſicher war. Die Dichtung zum bloßen anmuthigen Spiele zu machen, ſie zur gemeinen Unterhaltung zu misbrauchen, ſie zur moraliſchen Lehrerin umzuſchaffen, dem Allen wehrte er gleichmäßig, ſo wie er ſeit ſeiner Reformation einen gewiſſen Adel der Sprache noch beſtimmter anſtrebte, als ſonſt. Von dieſer formalen Seite ſind die Horen wirklich epochemachend geworden. Man faßte jetzt von Göthe's und Schiller's Proſa aus in weiteren Kreiſen einen Begriff von äſthetiſcher und philoſophiſcher Schreibart, und was auch Leſſing und Andere Einzelnes vorgearbeitet hatten, ſo trat doch hier zum erſtenmale eine Reihe von Aufſätzen zuſammen, die in Deutſchland, wo keine Akademie Muſter aufſtellte, für normal gelten konnten, und wo die Uneleganz ſchwand, an der die beſten Schriftſteller früher gelitten hatten. Erſt hier war eine eigentliche Niederſetzung des Styles und des Geſchmacks gegeben, die unſere Sprache wohl noch langehin in dem Zuſtande erhalten wird, in den ſie damals gebracht ward, und mit dem ſie ihre claſſiſche Periode begann. Von jetzt an ſtrebten die Schüler dieſer Zeit nach formaler Vollkommenheit, und es folgten die Zeitſchriften der Romantiker, die im großen Abſtich den früheren trivialen und nachläſſigen Vertretern des alten Regimes gegenüber liegen. Der Ruhm, der in dieſer Hinſicht den Horen gegeben ward, gebührt indeſſen vorzugsweiſe Schillers philoſophiſchen Aufſätzen; und uns ſcheint, es hätte unſere Philoſophie dort außer der Frucht=

barkeit der Behandlungsart auch dieſen Styl ſtudiren dürfen, der überall zwiſchen Gedanken und Ausdruck ein ſo reines Abkommen trifft. Denn in wiſſenſchaftlichen und abſtracten Gegenſtänden wird dieſe Schreibart durch ihre vereinte Schönheit und Strenge, durch die Geſchloſſenheit des Gedankens und das anmuthige Kleid, das ſie ihm leiht, durch Klarheit und Fülle zugleich immer voller Anregung ſein, während ſie auf Materien eines lebendigen Intereſſes gewandt, wohin ſie Gentz übertrug, wo wir den Redner mehr als den Weiſen hören und wo wir darum die unmittelbaren Schläge des Herzens neben den Rathſchlägen des Kopfes wahrnehmen wollen, durch Kälte und Vornehmheit abſchrecken muß. Wir können uns hier auf dieß formale Verdienſt der Horen beſchränken, weil wir das Weſentliche, was Schiller und Göthe hinein lieferten, dem Stoff nach ſchon vorher beſprochen haben. Was wir nicht beſprachen, hat eigentlich nur formale Bedeutung; Schillers kleine hiſtoriſche Aufſätze haben keine anderen als ſtyliſtiſche Verdienſte, und Göthe, der ſich ohnedieß erſt allmählig wieder zu ernſten Arbeiten erholte, überſetzte den Cellini, eine Arbeit, die von Jedem Andern, nur eben formal nicht ſo, gemacht werden konnte. Der Zweck übrigens, den Beide gehabt hatten, ward mit den Horen nicht erreicht, weil die Mittel fehl gewählt waren. Es war ein unglücklicher Gedanke, in einer Form das Claſſiſche und Große geben zu wollen, in der das Müßigſte und Behaglichſte geſucht wird. Eine Thätigkeit für Zeitſchriften ſagt keinem höheren Beſtreben zu. Man arbeitet im Solde des Verlegers, unter der Ruthe der Periodicität, man lernt leichtfertige Zwecke wider Willen und zu dieſen leichtfertige Mittel zu gebrauchen, man wird mit Schriftſtellerkniffen und mit den Schwächen des Publikums bekannt, welches der Journale am meiſten bedarf, und welches unſtreitig der Theil iſt, der die niedrigſten aber meiſten Anſprüche macht und die wenigſten verdient. So ſieht man denn auch hier in den Briefen Schillers und Göthes über die Horen theils in eine ganz unwürdige Wohldienerei, theils in eine Myſtification hinein, mit der man das Publikum behandelt und hört von Prellereien und bezahlten Recenſenten. Bald mußte man ſich herablaſſen und für leichte Waare ſorgen, und man verlor ſo die erſte Richtung, nur für die Beſten zu ſorgen, ganz aus den Augen. Nach doppelten Seiten hin täuſchten ſich die Herausgeber ganz. Nach der Seite der Schriftſteller hin ſchien

es, als ob des Guten nur für eine ſo enge Zeitſchrift nicht hinlänglicher Vorrath wäre; Ueberſetzungen von allerhand Art mußten die Lücken füllen; manches Mittelmäßige mußte aufgenommen, und Mitarbeiter, wie Archenholz, um Succurs gebeten werden. Nach der Seite des Publikums hin legte ſich deſſen ganze Urtheilsloſigkeit baar und offen dar; man verwirrte die Verfaſſer, (hat ja ein ſo berühmter Kritiker wie Fr. Schlegel die Agnes von Lilien der Frau von Wollzogen für Göthiſch gehalten!) man ſchrieb Schillern zu, was Göthen, Göthen was Schillern gehörte, ja Göthen was von Engel und Schillern was von Woltmann herrührte; man fand die Arbeiten von Engel leicht für das Beſte, was die Horen enthielten; der Abſatz entſprach den Erwartungen nicht. Göthe fand ſpäter, daß ſie die ſchönſte Zeit erfolglos verſchwendet hätten; Schiller fühlte bald, daß ihm die Zerſtreuung nicht zuträglich war zu größern Productionen, und daß ihm eine Concentration nöthig war, wenn er zur Poeſie rückkehren ſollte, für die der Drang in ihm wieder plötzlich lebendig ward, ſobald er die Speculation verabſchiedet hatte. Das Jahr 1795 brachte ſeiner lyriſchen Dichtung eine neue Periode. Hier trat die Anſchauung und Abſtraction, wie Göthe ſagte, in vollkommenes Gleichgewicht, ehe nachher ſeine Abwendung von der Philoſophie ſtets entſchiedner wurde.

Wer den Productionen Schillers aufmerkſam gefolgt war, den konnte ſeine Rückkehr zur Poeſie kaum frappiren. In dem Manne, der in ſeinem erſten Dichtungswerke ſchon den Hang zur Speculation, und in ſeinem zweiten die Neigung zur Geſchichte ſo entſchieden verrieth, konnte die durch ſo mächtige äußere Hebel geförderte Beſchäftigung mit Philoſophie und Hiſtorie nicht auffallen, und wieder in ſeinen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Schriften konnte es dem ſchärferen Auge nicht entgehen, daß dieß Alles ohne Fach- und Berufsliebe geſchrieben war, und daß der Dichter überall wieder herausblickte. Die Verbindung von Philoſophie und Poeſie, von Gedanken und Bild, Reflexion und Anſchauung iſt in den Ausgängen der Dichtungsgeſchichte ein Stadium der Entwicklung, ſo unvermeidlich, wie dieſelbe Verbindung in den Anfängen der Philoſophiegeſchichte iſt. Dem Deutſchen, wie uns aus früheren Zeichen unſerer Geſchichte klar iſt, iſt ſie vorzugsweiſe eigen; der Hang zur Abſtraction, das Streben Empfindungen mit

Ideen zu paaren, iſt ihm natürlich, und es iſt charakteriſtiſch genug, daß dieſer Dichter der Liebling des Volkes ward, der jene Verbindung am innigſten knüpfte, der das Band zwiſchen der Dreiheit Wahr und Schön und Gut am engſten ſchürzte, die im Munde der Nation ein Sprichwort geworden iſt. Dieſer Fortſchritt muß weiterhin nothwendig in der Kunſt zum Rückſchritte führen, und er bildet daher unſtreitig die gefährliche Spitze in der Geſchichte der Kunſt; aber es liegt in dem Menſchen dieß Wagniß der Cultur und des Geiſtes, es iſt ſeiner freien Natur unerläßlich, ins Zielloſe fortzuſchreiten und ſich ſelbſt zu überbieten. Göthe hatte die Nation im Grunde auf jenen äſthetiſchen Standpunkt geſtellt, den Schiller als das Werk der Kunſt bezeichnete: er hatte die Dichtung als die Vorbereiterin der Bildung behandelt; ein Wegbahner für aufgeklärte Erkenntniſſe und Anſchauungen in Natur, Religion und Wiſſenſchaft, ein Ordner und Regler des ſinnlichen Wohlſeins, als des Grundes aller ächten geiſtigen Entwickelung, hat er der natürlichen Empfindung Sprache und Ausdruck gegeben, und die Lebenskräfte auf das natürlich Verſtändige und Geſunde gerichtet. Aber die Nation war damit nicht geſättigt; ſollte ſie es ſein, ſo hätte ſie ſtehen bleiben müſſen, ja als die Romantiker die reine, formale Kunſt behaupten wollten, ward es ein Rückgang. Nicht allein der Fortgang alſo zu dem Saturirten der Poeſie durch Einmiſchung fremder Beſtandtheile liegt in der Natur der Dinge, ſondern auch der Beifall, den dieß findet. Nicht allein loben wir in der Maſſe Schillers Poeſie vor Göthes, ſondern auch der Spanier nennt Calderon an der Spitze ſeiner Dichter, und das Alterthum nannte Euripides weiſer als Sophokles; in der plaſtiſchen Kunſt ſtand von jeher nicht das naive Product des Phidias und ſeiner Zeit am gerühmteſten, ſondern der Apoll von Belvedere und die Kleomeniſche Venus, und aus der alten Architektur iſt tauſendmal die Korinthiſche Ordnung nachgeahmt worden, ehe Einmal die hohe Einfalt der Doriſchen. Schiller hat die Leidenſchaften und Neigungen, die Göthe aus dem Zwange des Geiſtes erlöst hatte, gereinigt und ihnen edle Ziele gegeben, daß ſie der Ebenbürtigkeit mit der Vernunft auch würdig würden; er hat in grellerem Schmucke der Poeſie zu den Trieben Ideen hinzugeworfen, deren Gehalt, ſo lange wir ihn und Göthe leſen, neben der inſtinctiven Richtung, die der letztere gegeben, beſtehen und mit

ihr wechſeln wird. Denn man muß es geſtehen, daß dieß ideale Streben, das Schillers Dichtungen mit einer merkwürdigen Energie ausſprachen, von den ſchönſten Erfolgen gekrönt war, was ja Göthe ſelbſt mit halbem Widerſtreben zuletzt zugeben mußte. War Schiller ſeiner ganzen Natur nach genöthigt, zu Allem, was ihn feſſelte, die Idee zu ſuchen, und ſoweit der Philoſophie anheim=zufallen, wie wir ihn denn in jenen Aufſätzen die Lage der Zeit und des Vaterlandes, die Standpunkte der Dichtung, die Natur der Kunſt, der vorragenden Künſtler und ſeines eignen Berufs ſich zum Bewußtſein haben bringen ſehen, ſo war er doch noch entſchiedner genöthigt, das ſo Erkannte wieder rückwandelnd in lebendige Bilder der Anſchauung auszuprägen, und dem Unend=lichen Geſtalt und Erſcheinung zu geben. Denn wie wenig ihn das Syſtematiſche der Schule reizte, kann ein einziges Gedicht, wie die Weltweiſen, ausſprechen, das faſt wie aus Göthes Feder und Seele klingt. Und eben das charakteriſirt ſeine Gedichte dieſer Zeit, daß darin die philoſophiſchen Ideen, in denen er ſich bisher bewegt hatte, in anderer Form ausgedrückt ſind; denn überall erkennt ſich in dieſen lehrhaften Gedichten, der eigenthümlichſten Gattung Schillers, in der er ganz original iſt, derſelbe Grund=gedanke wieder, der uns ſchon ſehr geläufig iſt. In dem Reiche der Schatten (Ideal und Leben), einem der erſten Gedichte dieſer Zeit, in dem er ſich genug that, hält er das ſpiegelreine Leben der Götter dem Menſchen vor, der zwiſchen Sinnenglück und Seelenfrieden ſchwankt, und mahnt ihn, die Angſt des Ir=diſchen hinter ſich zu werfen und ſich ins Reich der Ideale zu flüchten. Der Genius ſtellt Natur und Schule gegeneinander; dem Einzelnen wird der Troſt gegeben, daß er in ſich die goldne Zeit zurückrufe, wo Willkühr den Frieden der Natur noch nicht geſtört, und Weisheit gibt ihm die verlorne Natur zurück. Die Klarheit und Harmonie des Weſens iſt überall dieß edle Ziel, wohin der Dichter, wie vorher der Philoſoph, die Menſchheit weist; und wie er dem Menſchen das Leben der Götter von dieſer Seite preist, ſo dem Manne das Weib. Nicht nur der weiblichen Form iſt in den Anſichten Schillers, Humboldts und Burdachs das Element der Schönheit vorzugsweiſe eigen, ſondern auch geiſtig ſteht das Weib in jener Harmonie der Kräfte, die die Bedingung der Schönheit iſt, dem Manne voran, dem es ſonſt überall weicht.

Die Würde der Frauen iſt in dieſem Sinne gedichtet. Der Spatziergang berührt wieder dieſe höchſten Fragen des inneren Einklangs, der Cultur, der ruhigen Natur, deren Frieden die Kunſt mit ſich führt, und ſtellt die Gegenſätze der Einfalt und Bildung, Verwilderung und Sittigung der Betrachtung vor. Gegen dieß Gedicht, das aller Freunde Beifall erntete, fand Schiller Ideal und Leben nur als ein Lehrgedicht, deſſen Inhalt nicht poetiſch ausgeführt werde; und doch muß man auch bei dieſer Elegie bedauern, daß die ſchönen, ſo phantaſie= und empfindungsvollen als ideenreichen Sätze nicht (wie es Pindar durch ſeine Mythen pflegte) an eine Handlung geknüpft ſind, die dem Leſer ein anſchaulicheres Bild in der Seele zurückgelaſſen hätte. Dieß war allerdings ein Schade, den die philoſophiſche Beſchäftigung Schillern zufügte; er überließ ſich dem Ideenhaften zu ſehr und meinte der Poeſie genug gethan zu haben, wenn er jenes an irgend eine apographiſche Schilderung angereiht hätte. So war er ganz erfüllt von einer Idylle, die Vermählung Herkules und Hebe's, die ſich an Ideal und Leben anknüpfen ſollte. Wieder wäre jener Gedanke, der Uebertritt des Menſchen in den Gott, das Thema geweſen; es ſchwindelte ihm bei dieſer Aufgabe, „das Ideal hier zum Stoff zu haben, alles Sterbliche in einer poetiſchen Darſtellung ausgelöſcht, eine Szene im Olymp — er wollte den ganzen ätheriſchen Theil ſeiner Natur zuſammennehmen, mit der ſentimentalen Dichtung ſelbſt über die naive ſiegen“ Zum Glück fühlte er noch zur rechten Zeit, daß hier nichts Plaſtiſches werden könnte, und er gab dieſen Gedanken auf, der ihn über die Grenzen des Idealen hinweg in das Spirituale und Nihiliſtiſche geführt hätte. Das Gelingen hatte ihn gereizt. Lied, Elegie, Lehrgedicht, Gnome und Epigramm gingen nach der kaum zurückgelegten Philoſophie und Geſchichte von Statten, die „Grille der Eitelkeit“ verführte ihn, mit Göthes Verſatilität wetteifern zu wollen, er ſann über ein kleines romantiſches Epos, über dieſe Idylle, die ein reiner Gegenſatz der höchſten Satire und Komödie werden ſollte, er hatte das Drama wieder ins Auge gefaßt; Humboldt wollte ihn auch gern in griechiſchen Versmaßen hören. Unter all dieſem war, wie wir ſehen, die nächſte Frucht nur jene zweideutige Gattung, die Humboldt, deſſen brieflicher Verkehr in dieſer Zeit Schillern für ſeine Lyrik das war, was der mit Göthe

für ſein Drama, für die beſten Muſterſtücke erklärte, die didaktiſche Lyrik daran zu entwickeln. Wenn Schiller dieſe Gattung in der Compoſition nicht zu jener Höhe ſteigerte, daß ſie ſich an an das Epiſche anlehnte, ſo durfte man doch mit Recht rühmen, daß er ſie in der Darſtellung auf eine Stufe rückte, die ſo leicht nicht wieder erreicht worden iſt; und wenn man ihn unter uns, im Schwung und Fluge ſeines Ausdrucks, mit Pindar verglichen hat, ſo mag man nachſichtig dazu ſehen, wenn man bedenkt, wie freigebig Franzoſen und Engländer mit der Bezeichnung pindariſcher Manier bei ſo vielen ihrer Dichter geweſen ſind. Wie wahr es iſt, weſſen ſich Schiller ſelbſt anklagt, daß ihn zuweilen der Philoſoph übereilte, wo er dichtete, und der Dichter, wo er philoſophirte, ſo gewiß iſt doch auch, daß ihn die Beſtimmtheit ſeiner erworbenen Begriffe nirgends verführte, Witz und Scharfſinn für Phantaſie, und einen leichten bildlichen Ueberwurf im Ausdrucke für Poeſie zu halten. Auf dem Wege der Empfindung und Einbildungskraft erzeugt ſich ihm das ſcheinbare Chaos der Anſchauungen, aus dem die Ideen hervorſpringen, die für den Ungeübten oder den, der nicht ſonſther mit dem Schillerſchen Ideenkreiſe vertraut iſt, in einzelnen tiefſinnigen Gedichten, wie im Reiche der Schatten, ſehr ſchwer aus dem räthſelhaften Ganzen zu deuten ſind, anderswo dagegen in einer ſinnlichen Klarheit vorliegen, die mit der Schärfe und Präciſion der Gedanken wetteifert. Es ſcheint ihm ganz eigentlich wohl, der Laſt des ſpeculativen Ausdrucks endlich ledig zu ſein und ſich mit keckem Fluge in höheren Regionen bewegen zu dürfen. Gegen Herders didaktiſche Poeſien gehalten, die ſich in eben dieſen Zeitſchriften hervorthaten, erkennt man die eigenthümlichen Vorzüge der Schillerſchen am auffallendſten. Die Krone trägt unter dieſer Gattung die etwas ſpäter gedichtete G l o c k e. Hier iſt aber auch mehr wie ſonſt plaſtiſche Geſtalt und ein poetiſcher Körper erlangt. In keiner Sprache fand Humboldt ein Gedicht, „das in einem ſo kleinen Umfange einen ſo weiten poetiſchen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller menſchlichen Empfindungen durchgeht, und auf ganz lyriſche Weiſe das Leben mit ſeinen wichtigſten Ereigniſſen und Epochen wie ein durch natürliche Grenzen umſchloſſenes Epos zeigte.“ Von der eigenthümlichen Spannung in Schillers Geiſte zeuget dieſe didaktiſche Lyrik am ſtärkſten, und darum iſt ſie für ſo viele, die dieſe Gedichte

nur in der Jugend geleſen haben, wo ſie dem Gedankengange nicht zu folgen fähig waren, ein bloßer ſchönklingender Wortſchwall, und es iſt nicht zu leugnen, daß ſie dieſe Eigenſchaft auf die gedankenloſen und formfrohen Lyriker übergetragen habe, die ſich an Schiller anlehnen, und die in deſſen Muſenalmanach ſich anfangen (wie Mathiſſon, Koſegarten, die Mereau, Conz u. A.) zuſammen zu grüppiren. Wem die Gegenſtände ſo geſteigerter Empfindungen unklar ſind, dem können die Empfindungen ſelbſt unwahr erſcheinen und ihr Ausdruck ein falſcher Glanz. Das ſchöne leichte Spiel mangelt, das den Beſitz äſthetiſcher Freiheit ſchon an der Schwelle verkündet: die eigentlich lyriſche Gattung daher, die rein aus dem Gefühle und unmittelbar entſpringt, das ſchlanke Lied, das mühlos, wie die Natur ſchafft, aus dem Nichts entſtanden ſcheint, geht daher Schiller ganz ab, oder iſt, wo es ſich findet, von geringem Belange. Hier war Göthe groß: ihm war jene Leichtigkeit und Fülle gegeben, die ſich zu unbemühtem Schaffen in ſich gedrungen fühlt. Er war der rechte Künſtler, bei dem „das Angeſchaute und Empfundene und Erfahrene zu dem verſtandenſten Ausdrucke drängt, ohne durch die Erkenntnißkraft durchgegangen zu ſein"; er wandte der ganzen Didaktik, bis auf wenige Gnomen, den Rücken; er wollte nicht, daß unſere Lieder immer in den höchſten Aether ſtiegen. Er bedurfte nicht fremdartiger Lehrer, die ihn geſchult hätten; keine Reflexion brauchte ſeiner Empfindung Nachdruck zu geben; er ſchien ſich im rechten Gleiſe zu wandeln, wenn er denkend nicht wußte, was er dachte: dann ſchien ihm Alles, was er empfing und gab, wie geſchenkt. In ſchärferem Contraſte können beide Dichter nicht geſehen werden, als wenn man neben Schillers Gedichte dieſer Zeit Göthes römiſche Elegien und ſeine venetianiſchen Epigramme hält, oder neben den Plan ſeiner idealen Idylle von Herkules und Hebe Göthes Alexis und Dora, was ſämmtlich in den Schillerſchen Zeitſchriften dieſer Zeit erſchien. Denn hier trat Göthe noch entſchiedner und kühner in den Geiſt des Alterthums, auf den Stand des Properz hin, immer die deutſche Innigkeit und moderne Eigenthümlichkeit, trotz Leichtſinn und Nachahmung behauptend. Das monologiſche Ausſtrömen ſeines Glücks lag in jenen Elegieen in der Naivetät vor, wie in den alten Muſtern, und doch waren ſie wieder dem neuen Begriffe der Elegie ſo fein nahegerückt durch

den Strich von Wehmuth, den der Rückblick auf das untergegangene Rom und das Glück des Alterthums, das nur in dem Einzelnen fortdauert, darüber breitet. Dieſe Stücke ſämmtlich zeigen die Schönheit der Naturanlage in leichter Anmuth, wo Schillers Gedichte dieſer Zeit die Energie des Geiſtes in Anſtrengung achten lehren; ſie verherrlichen die unmittelbare Naturkraft, mühlos darlegend, was dem Dichter unwillkührlich gelang, der dem Streben nach Erkenntniß überall abhold war, da er wußte, wie oft die That und Ausführung Anderes hervorbringt, als die Abſicht wollte. Wir fühlen es durch, hier iſt die Kunſt ein Beſitz, wenn ſie bei Schiller oft ein Erwerb ſcheint; denn ſie iſt nur da recht heimiſch, wo ſie auf Jugend und Natur trifft, die Göthe all ſein Leben in ſich aufrecht erhalten hat; hier bleibt die Dichtung rein auf ſich ſelber ruhen, genügt ſich in ſich allein, bedarf des habſüchtigen Blicks nach andern Gebieten nicht; die Muſe allein „hat, nach Apollos Wunſche, den Dichter im Stillen erzogen, und das Siegel auf ſeine Lippen gedrückt"; hier iſt die Klage über allzugroße Wahrheit der Empfindung vielleicht gerechtfertigt, gewiß nicht über Gemachtheit und Zwang. Das Verhältniß iſt zwiſchen den Gedichten der Beiden, wie es ſo vielfach zwiſchen ihren Begriffen iſt: der Unterſchied des Daheimſeins und der Rückkehr. So ſchreibt z. B. Schiller der Grazie die Leichtigkeit zu, als ob der bloße Inſtinct aus ihr ſpräche, bei Göthe würde dieß heißen: womit ſich der Inſtinct bewegt; und dieß Als ob und Womit kann die ganze Verſchiedenheit beider Dichtungen erklären, wovon die Eine im und die Andere außer und über dem Leben ſteht. Und dabei muß man nur nie vergeſſen, daß die Dichtung faſt aller Zeiten und Völker dieſer letzteren Gattung viel gewöhnlicher angehört als jener erſteren, und daß wenn wir blos dieſe der Wirklichkeit nähere preiſen wollen, wir uns leicht auf einer Unart unſerer proſaiſchen und phlegmatiſchen Natur ertappen könnten, die der Anſtrengung die Behaglichkeit vorzieht. Denn nur unter der Einen Bedingung, die Göthe ſelber ſtellte, leiſtet dieſe naive und natürliche Kunſt das Höchſte, daß ſie ihre Gegenſtände aus der beſchränkten Wirklichkeit heraushebt und ihnen in einer idealen Welt Maß und Würde gibt.

Der Muſenalmach von 1797 iſt durch nichts berühmter geworden, als durch die Xenien. Hier traten beide zu einem gemeinſamen Producte zuſammen in ſo enger Verbindung, daß ſie

förmlich beſchloſſen, ihr Eigenthumsrecht nie auseinanderzuſetzen. Der erſte Gedanke dazu ſcheint bei Göthe entſtanden zu ſein von den im antiken Sinne unſchuldigen Epigrammen von Venedig aus; er hatte die Abſicht, eine Reihe martialiſcher Xenien auf deutſche Zeitſchriften zu machen; Schiller griff dieß mit gewohntem Eifer auf; für ihn hatte es etwas reizendes, grade mit Göthe ein Ganzes in Gemeinſchaft auszuführen; er gab gleich die Ausſicht auf einzelne Werke und Autoren hinzu, und nahm den harmloſen Einfall mehr von der ſtrengen Seite des Satirikers auf: er wollte, daß ſie ſich ſelbſt nicht ſchonten, damit ſie Heiliges und Profanes angreifen dürften. In ſofern war Schiller faſt noch mehr Verführer, als, wofür er galt, der Verführte; und Göthe nannte auch die von ihm herrührenden Xenien ſchlagend und ſcharf gegen die ſeinigen. In der That iſt das Eigenthumsrecht Beider doch im Allgemeinen ſo klar an ſich, und auch durch die Briefe klar geworden, daß kein ſehr ſcharfſichtiger Chorizonte dazu gehört, um dieſen Ausſpruch im Einzelnen belegen zu können; wer die Epigramme auf naturhiſtoriſche Gegenſtände, auf Reichardt, auf die Zeitſchriften, auf die revolutionären Demagogen abſondert, und die in Gruppen geſtellten, die Flüſſe, die homeriſchen Parodien, die Philoſophen, den Thierkreis (den Göthe immer mit Bewunderung las) dagegen hält, der kann auch durch die letzte Feile hindurch, die die charakteriſtiſchen Ecken abſchliff, den Charakter doch erkennen. Schiller hatte bei dieſem Geſchäfte anfangs den richtigen Takt, daß er nicht allein nach poetiſcher Anſchaulichkeit in Gruppirungen ſuchte, ſondern auch nach Liebe und Frieden zwiſchen der Satire; in dieſem Sinne mahnte er Göthen auf einzelne Antiken und Kunſtwerke naive Charakteriſtiken im alten Style des Epigramms zu liefern, und es iſt Schade, daß ſie zuletzt dieſen ernſten Theil abſonderten. Dadurch behielt freilich „der Haß“ die Vorhand vor der Liebe, und dem that die ganze Lage und Stimmung beider Dichter natürlichen Vorſchub. Beide waren damals über die flaue Aufnahme der Horen gereizt; Göthe äußerte ſich noch ſpät über die geringe Theilnahme an ſeinem Taſſo in großer Geringſchätzung gegen das deutſche Publikum; nah und fern drängte ſich grade jetzt ein ſolcher Schwall von Mittelmäßigkeiten vor, und in der nächſten Umgebung, zu deren Bildung das Ungewöhnlichſte geſchehen war, trafen die beiden Dichter auf ſolche Symptome des ſchlaffen Wohlgefallens an dem Elenden und des

übelgerichteten Geſchmacks, daß, nachdem die Gelegenheit und Aufforderung einmal gegeben war, die Exploſion ihres Zorns gegen all das Falſche und Geringe, das der ächten Beſtrebung entgegentrat, ganz natürlich war. Daher war ihr erſter und Hauptgrimm gegen die Zeitſchriften des alten Regimes gerichtet, wo das neue Gute mit lauem und das alte Mittelmäßige mit lautem Lobe beſprochen wurde; und da ſich nach der erſten Idee, nach der ſie die Xenien, wie Schiller ſagte, als eine Poſſe und Schabernack für den Moment berechneten, jener Ueberfluß regte, der das Gefäß ſprengte, ſo traf nun von da aus ihre Geißel mit conſequenter Schärfe alle Philiſterei und Schwärmerei, alle Leere und Abgeſchmacktheit, alle Mittelmäßigkeit und Plattitüde, die ſich mit ihrer Natürlichkeit entſchuldigt; und Schillern verdroß unter den Entgegnungen, die ſie ſpäter erfuhren, nichts ſo ſehr, als daß einige, „die dem Erbärmlichen nachgelaufen waren, jetzt, wo man denſelben zu Leibe ging, thaten, als ob ſie es blos geduldet hätten; daß ſie es erſt dem Guten entgegenſetzten und dann ſich ſtellten, als ob es grauſam ſei, es mit demſelben vergleichen zu wollen.“ Die papierne Saat jener Geſchwindſchreiber, die wie die Jetzigen, was ſie geſtern lernten, heute lehren, zu verderben, ſandten die zwei Heroen, die ſich zuſammen ein Heer dünkten, ihre Füchſe mit brennenden Schwänzen aus; das Ungeſalzene fühlbar zu machen, die Magenſchwäche, die die wäſſrige Koſt gemacht, zu heilen, konnte ſie keine andre als ſcharfe Würze gebrauchen. Ihre ganze Richtung ging nur gegen das Neueſte; wovon das Herz eben voll war, davon ging der Mund über; des alten Regimes ward nur in ſo weit gedacht, als ſich unwürdige Nachfolger von Leſſing und eine elende Kritik noch jetzt deſſelben annahmen; die Geniejahre und ihre Angehörigen wurden ignorirt, nur die Aenderung der Centauren Stolberg in ihre gegenwärtige Geſtalt machte Einen einzigen Blick in jene Zeiten nothwendig. Hätte Göthe ſchon damals ſich die Geſtalt unſerer Literatur ſo weit, wie nachher in ſeinem Leben, zurechtgelegt gehabt, ſo würden wir einen Kreis von Epigrammen erhalten haben, der uns ſelbſt als literarhiſtoriſche Quelle durch Umfang wie durch Schärfe unſchätzbar geworden wäre. Aber auch ſo ſind die Xenien abſichtslos — was wieder von einer andern Seite noch unſchätzbarer iſt — zu einer Art Charakteriſtik der nächſten literariſchen Erſcheinungen geworden. Wir könnten den Gang unſerer Darſtellung in den letzten

Abſchnitten daran erläutern, ſo ganz ſind dieſe Ausſprüche in dem ſtrengen Sinne des Urtheils gemacht, das ſich ein Mann bildet, der die Zeitereigniſſe ſchon als Geſchichte anſieht und ſich in die Ferne der Zeiten denkt, wo die Schuppen der Befangenheit auch von dem Auge des gewöhnlichen Leſers abfallen. Wir haben Göthe und Schiller und ihren reinen Kunſtleiſtungen in großer Maſſe die ganze pragmatiſche Schriftſtellerei entgegengeſtellt: und eben dieſer wieder treten die Xenien in ihrer Allgemeinheit entgegen. Sie war die Fortſetzerin der alten Philiſterei und jener verſtändigen Nüchternheit, die in den Zeitſchriften der Berliner (Allg. deutſche Bibliothek), der Leipziger (Weißes neue Bibl. der ſchönen Wiſſenſch.) und einigen andern noch ihr letztes Refugium hatte, wo ſie jetzt auch noch aufgeſucht und verſcheucht ward. Daher bilden den Mittelpunkt der Satire die Perſönlichkeiten, die hier thätig waren. Als den Erbfeind alles Schönen, der das Mode nennt, wenn der menſchliche Geiſt ſich neue Bahnen bricht, treffen daher den anmaßenden Zuchtmeiſter des Jahrhunderts, den „Nikolaos“, der gern dem Pöbel im Reiche des Geſchmacks den Sieg ſchaffte, die ärgſten Hiebe, den Reiſenden des Verſtandes, der in das Land der Vernunft nie den Weg findet, dem Alles Unding iſt, was er nicht mit den Händen greift, und der das, was er begreift, auch beſchmutzt, dem Alles queerköpfig iſt, was ſeinem „Leerkopf“ nicht entſpricht. Er und Weiße werden als Leſſings Anhängſel dargeſtellt, deſſen ſich der todte Achilles ſchämt; in ihren Blättern halten ſie ein Spital für invalide Poeten geöffnet; und deßhalb muß auch Manſo, der an der Leipziger Bibliothek mitarbeitete, ebenſoviel leiden, wie die alten Aeſthetiker Eſchenburg, Blankenburg und Meiſter, die noch im Sinne der Sulzer und Bodmer urtheilten („die Fiſchlein in Sulzers Ciſterne“); als Geſchichtſchreiber hat ſpäter Manſo den bittern Spott, der ihn in den Xenien traf, ehrenvoll vergeſſen gemacht, aber ſeine Gedichte (Kunſt zu lieben) und ſeine laxe äſthetiſche Kritik (hauptſächlich in den Nachträgen zu Sulzer) konnte ihn damals allerdings nicht eximiren. Neben dieſen fährt beſonders J. Fr. Reichardt, der Muſikus, übel; der **soidisant** Freund von Göthe ward ſo gut proſcribirt, wie die Neutralen in Leipzig und die Feinde in Berlin; ſeine Journale (Deutſchland und Frankreich), der Reichsanzeiger von R. Zach. Becker und die Erholungen und das Taſchenbuch für geſelliges Vergnügen von

W. Gottl. Becker ſind nächſt den oben angeführten am heftigſten mitgenommen. Auch local treffen dieſe Waffen ganz an den rechten Ort: ſie ſtöbern das Unweſen der Oberflächlichkeit und Plattheit in Sachſen, an der Pleiße, in Dresden, in Gotha, auf, ſie nennen Adelung den Waſſermann κατ᾽ ἐξοχὴν, und Göthen freute es, daß man in Gotha in beſonderm Aerger über die Xenien war, denn man habe da in größter Gemüthsruhe zugeſehen, wie man ihm und ſeinen Freunden unartig begegnete: daher figurirt denn die Gothaer Zeitung als ſchnatternde Gans, und der Reichsanzeiger als eine der Zeitungen, die ein verſchwundenes goldnes Zeitalter der Literatur beklagten, den trocknen Menſchenverſtand vertheidigten und die Zeit der Gellertſchen Witze zurückwünſchten. Wie dieſe Organe jener pragmatiſchen Anſichten, ſo werden auch ihre künſtleriſchen Producte perſiflirt. Die ganze Gattung der Romane, die Nicolai, Hermes, Thümmel angebaut hatten, dieſe pedantiſchen Werke, die ſich ſo gern über den Pedantismus luſtig machten, werden angegriffen, und aus der Reihe dieſer Autoren Jean Paul richtig als ein Reicher unter den Bettlern herausgehoben, ohne daß ſeine Verehrer, die ihn groß nannten, die Satiriker im geringſten irrten, ihn darum doch klein zu nennen. Was wir weiterhin aus den einzelnen Wiſſenſchaften erwähnten, als drückend auf die Poeſie, wird zwar nicht in dieſem Sinne, aber vieles einzelne doch nach ſeinen ſchädlichen Wirkungen und Eigenſchaften angeführt. Der Repräſentant der frommen Reactionen, Lavater, iſt vortrefflich charakteriſirt: die Verſöhnung von Schelmerei und Würdigkeit, von Edel- und Schalkſinn, von Hohem und Niederm durch Eitelkeit und Ehrgeiz iſt treffend hervorgehoben; ſeine fromme Poeſie entgeht nicht dem Tadel, ſo wenig als Stolbergs Abfall von der Dichtung und dem Alterthume zum Chriſtenthume. Die Pädagogen Salzmann und Campe ſehen die Xenien nicht anders an, als wir uns genöthigt ſahen; dem Verfaſſer des Karl von Karlsberg wiſſen ſie nichts als einen Platz in der Charité zu bieten; die ganze Literatur für Damen und Kinder wird Preis gegeben: ſie dächten, man ſchriebe für Männer, und ließe dem Mann die Sorge für Frau und Kind. Dem hiſtoriſchen Roman von Meißner und Wieland, dem „geduldigen Gliedermann", dem philoſophiſchen Roman, Allem wird ſeine Stelle gewieſen. Politik und Philoſophie konnte nicht unangetaſtet hinwegkommen; die Freiheitsenthuſiaſten, die Cramer,

v. Clootz, Reichardt, Eulogius Schneider werden auf Einer Linie mit Klopſtock und Forſter abgethan, und die unwohlthuende antipatriotiſche und weltbürgerliche Tendenz ſieht hier hervor, die wir an Göthe kennen gelernt; die philoſophiſchen Kärrner und der Lärm der Schulen, die dilettantiſchen Aeſthetiker und Kunſtraiſonneurs, wie Ramdohr, Heidenreich u. A. entgingen nicht einer kleinen Note. Was in unſerer Darſtellung noch zurück iſt: das Miſere des Bürgerdrama's, das Schröder, Iffland und Kotzebue verbreiteten, der trockne Spaß und naſſe Jammer in der Komödie und Tragödie, das Hauskreuz auf der Bühne, die erbärmliche Natur der Societät im Vortheil über die große unendliche der Menſchheit, endlich die übertriebene Gräcomanie und die junge Kritik der beiden Schlegel, die „die Trojer hart bekämpfen, aber auch manchmal ins Blaue ſchießen", alle das entgeht dem ſtrafenden Takte der Epigrammatiſten nicht. Wenn wir das Verhältniß dieſes ſatiriſchen Urtheils zu unſerem hiſtoriſchen erwägen, ſo können wir von unſerm Standpunkte aus nur Wohlgefallen an den Xenien finden. Es iſt nicht das Wohlgefallen der Schadenfreude, das ſpäter hier und da die Xenien gelobt und auch nachgeahmt hat, es iſt das Gefallen an der Gerechtigkeit, die der Ernſt und die Liebe zu einer ächten Bildung an den Objecten ausübt, die dieſer entgegenſtehen. Es hindert uns nicht, einzelne Xenien ihrer Tendenz, ihrer Form, ihrer Perſönlichkeit wegen zu verwerfen, wohl aber, dem Sinne des Ganzen entgegenzutreten. Es iſt hie und da Unrecht gethan, aber wer im Kriege iſt und ſelbſt Parthei ergreift, der kann nicht unpartheilich ſein ſollen; wer im Ganzen ohne Befangenheit liest, der kann nicht leugnen, daß der Spott und Haß immer die Sache trifft, daß das Gebiet des Humors nie verlaſſen wird; die Epigrammatiſten wünſchen ſich ſelbſt heitre Eindrücke zu machen und „liberalen Gemüthern" machten ſie dieſe auch. Es iſt überhaupt eine Untugend an uns, daß wir nicht Spott und Spaß vertragen wollen, da es doch übel mit jeder Sache zu ſtehen ſcheint, die nicht Spott und Spaß verträgt. Wie duldſam ſind wir, wenn die Journale ihren Geifer ausgießen und anonym ihren Privathaß in wiſſenſchaftliche Urtheile kleiden, und daß dieß Fauſtrecht, dieſe literariſche Preßfreiheit, die man bei uns nie hindern wollte, ſich hier einmal poetiſch ausſpricht, dieß wollten wir ſo ſehr tadeln und ſo empfindlich aufnehmen? Und wir wollen politiſche Preßfreiheit

haben? da keiner, der ſie jetzt begehrt, ſie ertragen würde, wenn ſie gewährt wäre? Damit wollen wir übrigens nicht den Angegriffenen verargen, daß ſie ſich ihrer Haut wehrten; und wenn Schiller damals im Unmuthe gegen die Entgegnungen, die ſie erfuhren, ſagte, man werde Göthen nie ſeine Wahrheit und tiefe Natur, ihm nie ſeinen ſtarken Gegenſatz gegen die Zeit und die Maſſe des Publikums verzeihen, oder wenn er gar die Polizei gegen den Magiſter Dyk, der es am tollſten machte, gern angerufen, oder wenn er um des Tumultes willen die ganze xeniale Thätigkeit ſpäter bereut hätte, ſo war dieß in unſern Augen nur eine ähnliche Schwachheit wie die unmäßige Gereiztheit der Beleidigten jener Zeit und die moraliſche Krittelei der Späteren. Der Aufruhr war ungeheuer; die beleidigten Oertlichkeiten ganz in Gährung; Nicolai, Manſo, Dyk, Reichardt, Campe, Claudius, Gleim, Cranz, Hennings, die angegriffenen Zeitſchriften erwiederten, jedes nach ſeiner Art; man ging ſo weit, die Herausgeber dieſes Furienalmanachs, wie ihn Nicolai nannte, öffentlich für ehrlos zu erklären; hier ward klar, was Poeſie und Gemeinheit war, und wo Grobheit und Impudenz, oder Geiſt und Humor waltete. Göthe, ſonſt leicht gereizt, ſchien ſich dießmal am wenigſten anfechten zu laſſen. Er fand es luſtig zu ſehen „was dieſe Menſchenart eigentlich geärgert hatte, was ſie glauben, daß einen ärgert, wie ſchaal, leer und gemein ſie eine fremde Exiſtenz anſehen, wie ſie ihre Pfeile gegen das Außenwerk richten, wie wenig ſie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Menſch wohnt, dem es nur immer Ernſt um ſich und um die Sachen iſt.“ Er fühlte ſogar die alten polemiſchen Neigungen ſeiner Jugend erwachen, er wollte dieſe Claſſe noch einmal recht aus dem Fundamente ärgern, er fühlte, daß, wer auf ſeine Zeit nachhaltig wirken wollte, wohlthätige Erſchütterungen hervorbringen und keinen Gegner ſcheuen, keinem zweideutigen Freunde ſchmeicheln muß, um ſich etwa zeitlebens einen leidlichen Ruf zu erhalten, den ihm ſein Tod mit hinwegnimmt. Wirklich haben die Xenien in dieſem Sinne die literariſche Revolution in Deutſchland nach einer momentanen Pauſe erneuert und fortgeführt; und gewiß ſollte man von den Xenien weniger als von ſehr vielen andern der Producte unſerer Dichter ſagen, daß die darauf gewandte Zeit verloren geweſen

ſei [68]). Schloß ſich an die Schillerſchen philoſophiſchen Aufſätze im Allgemeinen die Theorie der romantiſchen Aeſthetiker an, ſo knüpfte ſich an die Xenien ihre tumultuariſche Juſtiz gegen die lebenden Geſchlechter, und ihr ganzer großer Gegenſatz gegen die Maſſe der gemeinen Natur, der, was man auch von der romantiſchen Schule und ihrer Production halten mag, eine wahre Wohlthat für unſere Literatur war, die ohne ihn ins bodenlos Niedrige würde verſunken ſein. Lehnte ſich ja doch Wieland, der ganz glimpflich in den Xenien behandelt war, gegen dieſe Sansculloterie, gegen die Dictatur und duumvirale Miene der Xenienſchreiber in einem Tone auf, der ſich der Mittelmäßigkeit förmlich annehmen zu wollen ſchien; er ſtellte ſich grade der einzig preiswürdigen Tendenz der Xenien entgegen, und nannte es Impudenz, daß man von einer ungeſalzenen Literatur geſprochen habe! Dafür ereilte ihn die Rache der jungen Schule, die im Athenäum 1799 eine Edictalcitation publicirte, kraft deren „auf Anſuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler Autoren, über die Poeſie des Hofrath und **comes palatinus caesareus** Wieland **concursus creditorum** eröffnet, und weil mehreres verdächtige und dem Anſchein nach dem Horaz, Arioſt, Cervantes, Shakspeare u. ſ. w. zuſtehende Eigenthum ſich vorgefunden, jeder, der ähnliche Anſprüche habe, ſich zu melden vorgeladen wurde."

Beide Dichter verloren über ihrer Arbeit an den Xenien nicht ihren ernſten und würdigen Standpunkt. Göthe war hocherfreut, daß unter den erſten Stürmen, die ſie verurſachten, Schiller grade ſeinen Wallenſtein wieder aufgriff, während er ſelbſt ſich mit Hermann und Dorothea beſchäftigte; er wünſchte, daß ſie nun ihre poſitiven Arbeiten fortſetzten und durch ihre Gegenwart, Leben und Wirken den ſchlimmen Eindruck aufhüben; nach dieſem tollen Wageſtück, ſagte er, müſſen wir uns blos würdiger und großer Kunſtwerke befleißigen und unſere proteiſche Natur zur Beſchämung aller

---

68) Kein Stündchen ſchleiche dir vergebens,
Benutze, was dir widerfahren;
Verdruß iſt auch ein Theil des Lebens,
Den ſollen die Xenien bewahren;
Alles verdienet Reim und Fleiß,
Wenn man es recht zu ſondern weiß.
Göthe.

Gegner in die Geſtalten des Edlen und Guten verwandeln. Und Niemanden war dieſe Aufforderung mehr aus der Seele geredet als Schillern, der überall das Höchſte in Ausſicht zu nehmen ſo bereit war. Jetzt concentrirte ſich daher ihre bisher vielfach getheilte Thätigkeit auf zwei Hauptgattungen, und hierbei geriethen ſie, nun im Fluſſe der Mittheilung begriffen, auf mehrfache Schwankungen und auf das Nachdenken über Epos und Drama, einen Gegenſtand, bei dem wir uns etwas weitläufiger aufhalten, nicht allein um die Art ihres Verkehrs und ihrer Geſchäftigkeit kennen zu lernen, ſondern weil ſich hier das Verhältniß der Zeitlage zu den beiden Dichtungsarten, zwiſchen die ſie ſich gleichſam theilten, und, von der hiſtoriſchen Betrachtung dieſer Gattungen aus, das Verhältniß der Dichter ſelbſt und ihrer menſchlichen Natur gegeneinander am ungezwungenſten entwickeln läßt. Schiller hatte ſchon zwiſchen ſeinen lyriſchen Beſchäftigungen, wie wir vorhin hörten, den Gedanken, ein kleines romantiſches Epos auszuführen. Eine der erſten Früchte ſeiner Selbſterkenntniß ſchien eine Täuſchung werden zu wollen; da er ſeine Stärke und Schwäche in der Poeſie einzuſehen meinte, ſchien ihm, als ob das Drama ihm verboten ſein würde; dagegen wollte er, ſo ſchrieb er, deſto ernſter auf das Epiſche losgehen: verſteht ſich, ſetzte er beſcheiden hinzu, nicht die große Epopöe. Dennoch hatte er über ſeinen Quellenſtudien zum 30jährigen Kriege geſchwankt, ob er ein Epos von Guſtav Adolph oder ein Drama von Wallenſtein entwerfen ſolle, und als er 1792 am Virgil überſetzte, hatte er dieß als eine techniſche Uebung für ein Epos von Friedrich dem Großen betrachtet, über das er nachſann: es war ihm alſo auch der Gedanke zur großen Epopöe keineswegs fremd geblieben. So ſehr war Schiller noch 1795 über die Richtung, die er bei ſeiner Rückkehr zur Dichtung nehmen wollte, im Unſicheren, daß er gegen Humboldt förmlich ſeinen Zweifel ausſprach, ob er ſich zum Epiſchen oder Dramatiſchen wenden ſolle. Hier leiſtete ihm der Freund einen ſo weſentlichen Dienſt, wie Schiller ſeinerſeits mit manchem guten Rathſchlage Göthen leiſtete, indem er in dieſer Frage über allen Zweifel mit der größten Beſtimmtheit hinausrückte, daß der Dichter, der in ſeiner Jugend ſo ſcharf und beſtimmt ſeinen Beruf zum Dramatiker gefühlt und geübt hatte, in nichts Anderem Ruhm zu ernten beſtimmt ſein konnte. Dieſe Entſcheidung ſchien bei Schiller Eingang zu finden, er wandte ſich

nun allmählig immer mehr ſeinem lange projectirten Wallenſtein zu. Ehe er zu deſſen Ausführung, und ehe Göthe zur Wiederaufnahme ſeines Fauſt ſchritt, fielen beide auf die Ballade, eine Gattung, die zur Bezeichnung dieſer Schwankung in Beiden ſehr charakteriſtiſch iſt. Sie liegt ganz eigentlich in der Mitte zwiſchen epiſcher und dramatiſcher Manier; ſie iſt erzählend wie das Epos, aber in der Art und Weiſe der Erzählung durchaus vergegenwärtigend, wie das Drama. Wir haben ſie daher volksmäßig an den Anfängen des Schauſpiels liegen und entſtehen ſehen, und ſo erſcheint ſie gleichſam hier wieder, grade ehe beide Dichter mit vereinten Kräften ſich der Thätigkeit für die Bühne hingaben. Das Jahr 1797 ſah die Meiſten dieſer Gedichte entſtehen, die wir in den Werken Beider leſen; ſie ſammelten die Stoffe, vergaben ſie unter ſich zur Behandlung, theilten ſich dabei ſcherzhaft in die Elemente, und im Ibycus, den anfangs Göthe zugetheilt erhalten hatte, ſchufen ſie gleichſam gemeinſchaftlich. Die Stoffe ſelbſt zeigen ſchon an, wie ſich dieſe Gattung mehr oder weniger dem Drama nähert. Der Gang nach dem Eiſenhammer, Möros, der Kampf mit dem Drachen, der Handſchuh u. A. ſind mehr Erzählung, wie Schiller ſelbſt das letztgenannte Stück bezeichnet, ſie haben auch den friedlichen Verlauf des Epos; der Taucher, die Kraniche, der projecte Don Juan und Hamlet ſind wie tragiſche Gegenſtände und Kataſtrophen und die beiden ausgeführten unter den genannten werden auch wohl den Preis und den Namen der Ballade am beſten verdienen; der Ring des Polykrates könnte nicht feiner an der Grenze ſtehen; die Göthiſchen ſind zum Theile nur in ſo weitem Sinne Balladen zu nennen, wie ſeine tragiſchen Dramen Tragödien. Schillers Thätigkeit überwog hier die Göthiſche ſchon ſo ſehr, wie wir es nun weiterhin immer wieder finden werden. Ja ſeine Manier hört ſich in der Braut von Korinth und in dem Gott und der Bajadere heraus, obgleich, wenn man die Endpunkte in dieſer Gattung hervorſuchen, und irgend eine der Schillerſchen Balladen gegen den Erlkönig oder der Müllerin Verrath halten wollte, wieder der Unterſchied beider Dichter nicht greller erſcheinen könnte: ſo ganz mit Aufopferung ſelbſt der Originalität erſcheint hier Göthe dem ſimplen Volksgeſchmacke hingegeben, während Schiller im Glanz aller Farben ſpielt und z. B. eine Art Ehre in die richtige Schilderung und lebendige

Malerei von Naturphänomenen und ähnlichen Gegenſtänden zu ſetzen ſchien, zu denen ihm die Anſchauung abging.

Während Schiller auf dieſe Weiſe allmählig zum Drama zurückkehrte, war Göthe an allem Theatraliſchen geſättigt, und wandte ſich ganz entſchieden zum Epiſchen in mannichfachen Verſuchen. Er hatte im Drama drei Perioden durchgemacht: die erſte rohere in moderner Stoffartigkeit konnte eine Vorſchule heißen, die zweite ideale im antiken Kunſtſtyle that dem Dichter Genüge, in der dritten vergriff er ſich an zu nahe liegendem Stoffe und an Formen, die dieſem nicht gerecht waren zugleich, und mochte aus Mismuth wie aus Befriedigung über das Geleiſtete dieſer Gattung nunmehr den Rücken kehren. In der ganzen eifrigen Zeit der Thätigkeit mit Schiller kam er nur auf den Fauſt zurück, und wie er dieſen ſaumſelig und gleichgültig hinauszog, haben wir früher angeführt und brauchen uns hier nicht dabei aufzuhalten. Als er ſpäter wieder zu dem Werke der Bühne griff, von Schillers Leiſtungen hingeriſſen, war es nur das Aeußere, was ihn reizte; ſeine Ueberſetzungen franzöſiſcher Stücke galten nur dem Repertoire, und das einzige, was er noch ſelbſtändig (außer der Fortſetzung des Fauſt) verſuchte, die Eugenie, misglückte und ward nicht vollendet. Ganz einen ähnlichen aber viel raſcheren Gang machte Göthe jetzt, innerhalb der Zeit der Freundſchaft mit Schiller, durch das Epos. Er näherte ſich dieſer Gattung zuerſt in der roheren modernen Form, die der neuen Zeit faſt nur noch erlaubt ſcheint, in dem Romane (Wilhelm Meiſter); er befriedigte die höheren Forderungen in dem wieder ganz in antikem Geiſte geſchriebenen Hermann und Dorothea; beim dritten Verſuche in der Achilleis vergriff er ſich an einem zu fern liegenden Stoffe und an Formen, in die er nicht eingelebt war; nach dem gleichen Mismuth und der gleichen Befriedigung ließ er auch dieſe Gattung fallen, und kehrte auch zu ihr ſpäter nur in ſchwächeren und vageren Compoſitionen zurück (Wahlverwandtſchaften und Wanderjahre). Die Vollſtändigkeit, mit der Göthe dieſe zwei Hauptſphären der Dichtung ausfüllte, die Entſchiedenheit, womit ihn ein dunkler Trieb ſchon in Italien auf das Epos, nach durchwandertem Drama, hinwies, belegt wieder die Tiefe ſeiner dichteriſchen Natur auf eine merkwürdige Weiſe. Er ſchwang ſich mit ihr über die Bedingungen der Zeit hinweg, die das Drama, wie der Dichter ſelbſt ſehr wohl wußte, allein be-

günſtigte, und in keiner Weiſe das Epos; da er ſonſt ſo ganz im Einklang mit der Zeitforderung lebte, ſo entfaltete er, nachdem ſich ſeine Natur geſetzt und ihn Einmal in Widerſpruch mit ihr gebracht hatte, ſeine geſammte Dichternatur auch ihr zum Trotze nach allen Seiten. Das große Epos liegt an den Anfängen der Dichtung und widerſtrebt deren Enden, es konnte ſogar am Anfang der Epoche unſrer blos verjüngten Poeſie im 18. Jahrhundert von Klopſtock nur verſucht werden, um verfehlt zu werden. Als Schiller ſich zum Wetteifer mit der Ilias vermaß, in jenen Projecten zu einem epiſchen Friedrich oder Guſtav Adolph, fühlte er, daß hier die Hauptſache war, eine ganze Welt der Action und Cultur zu eröffnen, und er wollte auch im Friedrich neben einer einfachen Handlung durch tauſend Epiſoden des Helden ganzes Leben und ſein Jahrhundert anſchauen laſſen, im Guſtav aber in dem Zeitraume zwiſchen den Schlachten bei Leipzig und Lützen die ganze Geſchichte der Menſchheit ungezwungen behandeln. Man ſieht leicht, daß ſolche Stoffe in unſern Zeiten auf eine lebendige Weiſe noch viel weniger als in Taſſos Zeitalter auszuführen waren, obwohl die Begriffe vom epiſchen Gedichte, die dieſe ſtolzen Entwürfe verrathen, die würdigſten ſind. Das epiſche Gedicht verlangt eine handelnde Welt in Bewegung, wenn es irgend Größe haben ſoll; es verlangt, ſoll es an Homer, der beiden Dichtern als einziges Augenmerk galt, nur erinnern, geſchichtliche Entwicklung. Als Göthe den Reinecke Fuchs aufnahm, und den uralten im Leben der Nation fortgepflanzten Stoff dem Zeitbedürfniß accomodirte, da war er auf dem richtigen Wege, mit Aufopferung der Selbſtändigkeit, ein nationaler Epiker zu werden, aber damals ergriff er dieſe Arbeit noch nicht aus dem innern Drange, mit dem er jetzt neben Schiller den Anſprüchen der Kunſtgattung nachzukommen ſann. Wenn damals die Gedichte, an denen ſich unſer Mittelalter prüfte in Verſuchen, die formell neben der jetzt erlangten Kunſthöhe roh heißen müſſen, die aber der Anlage nach die größten Fähigkeiten des Einzelnen, und wenn er der größte Genius wäre, ins Ungeheure überragen, wenn die Alexandriaden, die Nibelungen und Gudrun von einem Manne, der der Geſchichte und Dichtung zugleich ein wenig Meiſter geweſen wäre, in ihrem Verhältniſſe zu beiden, zu Geſchichte und Epos, ſchon wären eingeführt und zugänglich geweſen, dieß hätte einem der beiden Männer größeren Stoff und tie-

ſere Einſicht in die Natur der epiſchen Dichtung geben müſſen. Später ſchien dieß Göthe wohl zu wiſſen, als ſich die Romantiker mit der Behandlung der alten Materien ſo vielfach und ungeſchickt quälten; wir haben erfahren, daß er mündlich ſich im Bewußtſein ſeiner beſſeren Einſicht äußerte: daß wenn er noch jung wäre, er dieſen Leuten zeigen wollte, wie ſie es anfangen müßten, die alten Schätze wieder der Nation zuzuleiten. Aber damals hatten ja einzelne dieſer Gedichte noch nicht einmal ihre Exiſtenz wieder gefunden. Und freilich, wenn dieß auch der Fall geweſen, ſo würde die Hauptſache noch immer gefehlt haben. Es fehlte das handelnde Leben, das der Vorwurf der epiſchen Poeſie iſt, wenn nicht in der Wirklichkeit, ſo doch in der Nähe. Nicht nur muß wirkliche Geſchichte und eine wirkende Menſchheit den Stoff und Grund eines Epos machen, ſondern die Zeit, wo es ſeine dichteriſche Vollendung erhalten ſoll, muß auch ein Ebenbild der Zuſtände bieten. Die Gedichte von Karl, Alexander und Dietrich konnten in Deutſchland ihre trefflichſte Geſtalt nur erhalten, als Friedrich Barbaroſſa und Heinrich der Löwe in der Wirklichkeit exiſtirten. Nun hatten wir zwar damals ſolche Ereigniſſe der Welt, die es der Zeit des alten deutſchen Epos wohl bieten konnten, allein ſie gingen uns Deutſche nicht an, ſie drückten uns nieder, wo ſie uns angingen, ſie quälten Göthen vor allen Anderen am Tiefſten, wie ſollte er ſich im Angeſicht der deutſchen Schmach zum epiſchen Dichter bilden, und Freude an der activen Menſchheit gewinnen, da die ihm zunächſt lag, in ſchmählicher Ruhe vergraben war? Die Natur hatte ihn zu Allem beſtimmt, was Verhältniſſe, Zeiten und Schickſale in ihn reifen wollten, und dieß ſcheint mir überall das ächte Kennzeichen des eigentlichen Genies. Aber das deutſche Reich leider war damals nicht in den Verhältniſſen, die einen Dichter, der nur aus nahen Anſchauungen, nicht aus Ideen zu ſchaffen pflegte, auf das politiſche Leben hätten richten können. Auf Schiller wirkten dieſe Zeitereigniſſe ermuthigender, er ließ ſich nicht von ihnen drücken, er ſtemmte ſeine freie Seele entgegen, er ſchuf im Angeſicht der Thaten und Charaktere der Zeit ihr Gegenbild im Wallenſtein. Allein eben dorthin ſteuerte auch der Verlauf der Begebenheiten: Napoleon konnte ein epiſcher Held heißen, ſo lange er mit ſeiner Nation im Einklange ſeine Züge in Italien und Aegypten verfolgte, ſo bald er ſich iſolirte und ſeinen eignen kühnen Weg

ging, nahte er ſich ſeiner Kataſtrophe, ein ganz tragiſcher Charakter. Faſt ſollte man ſagen, die Schwankungen Schillers zwiſchen Epos und Drama waren durch dieſen Stand der öffentlichen Dinge geboten; er entſchied ſich ſo allmählig und zuletzt ſo beſtimmt ganz in den gleichen Momenten, worin ſich die Laufbahn des Helden der Zeit determinirte. So alſo fehlte in der Zeit Alles, was eine epiſche Dichtung, die dem Freunde der naiven und inſtinctiven Bildung für die höchſte Kunſtgattung gilt wie das Drama dem der ſentimentalen und idealen, unterſtützen konnte; und was bei Göthe eben ſo entſcheidend war, die größte Energie ſeiner poetiſchen Thätigkeit war ſchon vorüber, und konnte durch die Schillerſchen Reizmittel zwar zeitweiſe hervorgerufen, aber nicht mehr auf die Dauer hergeſtellt werden, die ein epiſches Gedicht von größeren Anlagen ſchon äußerlich verlangt hätte.

Am Eifer fehlte es Schillern gewiß nicht, noch fehlte es Göthen am guten Willen, ſich von jenem zu einem erneuten, lebhaften und emſigen Gebrauche ſeiner Kräfte ermuntern zu laſſen; allein es war die Triebkraft in ihm ſchon halb erſtorben, ohne die ſein Wille ſich zu nichts zwingen mochte. So lange Schiller an ihm rüttelte, ging es ihm mit ſeinen Productionen wie mit einem Pulver: es ſchien ſich das Alles zu vereinigen; allein ſobald er wieder für ſich war, ſo ſetzte es ſich nach und nach wieder zu Boden. Was Schillers Einfluß, was ſeine Aufmunterungen förderte, war, daß er nicht allein die volle Ehrfurcht vor dem Genius Göthes hatte, ſondern auch den Glauben an ſeine ungebrochene Kraft. Er ſchien ihn immer auf der Höhe des Lebens zu ſehen und auf dem Gipfel aller neueren Kunſt: er meinte, er dürfe jetzt nur die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an ſich ſelbſt ernten; alle ſeine Schritte ſeien jetzt bedeutend, und die Klarheit über ſich ſelbſt bewahre ihn vor allem eitlen Beſtreben und Herumtappen; es ſchien ihm, als ob Göthe jetzt ausgebildet zu ſeiner zweiten Jugend rückkehre und die Blüthe mit der Frucht verbinden wollte; und dieſe zweite Jugend, ſagt er, iſt unſterblich wie die der Götter. Göthe ſelbſt gab ihm Recht: er geſtand ihm, daß er ihm dieſe zweite Jugend verſchafft und ihn wieder zum Dichter gemacht habe, was er zu ſein ſo gut als aufgehört habe. Schiller mochte ihn auch am liebſten, von ſeinem Streifzuge im Gebiete der plaſtiſchen Kunſt und Natur zurückgekehrt zu dem Boden der Poeſie

denken; und er liebte es nicht, wenn er ſich immer wieder dort zerſtreute. Sah er ihn auch zaudern und zögern, ſo hoffte er doch immer noch von ſeinem Drange zur Thätigkeit. Er mußte doch immer etwas zu überſetzen, etwas Altes zu verjüngen haben; er ſchuf langſam am Meiſter, aber endlich vollendete er ihn doch; er überraſchte die Welt mit Hermann und Dorothea, wo die alte Jugendkraft wirklich hergeſtellt erſchien; er arbeitete am Fauſt; Balladen und Xenien entſtanden, Plane zu Mährchen, Epen, didaktiſchen Gedichten jagten Einer den Andern, obgleich freilich einer nach dem Anderen liegen blieb. Schiller überblickte alle dieſe Plane; wenn Göthe von ſeiner Achilleis ſprach, hinterließ er einen Eindruck von heiterem Feuer und aufblühendem Leben, den Schiller nie vergeſſen konnte. Einen dieſer Pläne fand dieſer groß genug, um das halbe Leben eines anderen Menſchen thätig zu erhalten und ungern ſah er je länger je mehr Göthen damit ſpielen und die Zeit verbringen. So mochte er ſich allmählig überzeugen, daß eine ſo kräftige Periode in Göthen nicht wiederkommen werde, wie ſeine beiden durchlebten waren, wenn er ſein Verfahren überdachte, das er bei Meiſter, bei Fauſt, bei der Achilleis ſo genau beobachtete. Dennoch ließ er nicht ab zu nöthigen und zu ſpornen; und Göthen ward dieſe Nöthigung ſogar läſtig. Die Poeſie, ſagte er, die wir ſeit einiger Zeit treiben, iſt eine gar zu ernſte Beſchäftigung; und er freute ſich indeſſen zur Abwechſelung mit den „Büchern Moſes zu ſpielen" und eine Parallele zwiſchen Moſes und Cellini zu ziehen! Er hatte Augenblicke, wo es ihm vorkam, als ob er nie gedichtet hätte oder nie wieder dichten würde; er ſieht mitunter alles productive Intereſſe in ſich ſchwinden und wollte verzweifeln, wenn er nicht auf günſtigere Stimmung gehofft hätte, weil er ähnliche Erfahrungen auch früher gemacht. Weiterhin griff ihm Schiller immer tiefer in die Seele und er trieb dieß ſo lange, bis ſeine eigene dramatiſche Thätigkeit ganz im Gange und Fluſſe war, und er nun mit ſich ſelbſt genug zu ſchaffen hatte. Das Verſchwenden großer Kräfte an kleinen Stoffen, das Spiel des Zeitvertreibes mit großen Gegenſtänden, das Zerſpalten ſeiner Thätigkeit, das Zögern bei aller Production, durch das er doch nirgends etwas beſſerte, misfiel ihm an Göthe mehr und mehr. Wenn er ſein Cermonienmeiſteramt in Weimar beobachtete, das Göthe oft wochenlang nöthigte, auf Ballarrengements zu denken, um, wie er ſelbſt ſagt, mit der

größten Pfuſcherei in dem gedankenloſeſten Raum die zerſtreuten Menſchen zu einer Art Nachdenken zu nöthigen; wenn er ſich vorſtellte, was er Alles bei Puppen- und Farcenſpielen, bei öffentlichen und Privattheatern, bei Bällen und Redouten, bei Waſſerdramen und Landparthien, an Prologen und Epilogen für Zeit verlor und für Sammlung einbüßte, um am Ende doch nichts bei Allem herauskommen zu ſehen, als eine unſtete Genußſucht, eine Charakterloſigkeit des Geſchmackes und einen Wechſel zwiſchen Poeſie und Proſa, ſo mochte Schiller über dieſe Stellung ſchwerlich anders urtheilen, als in frühern Zeiten Merck und die älteren Freunde geurtheilt hatten. Noch 1797 machte ihm die neue projectirte Reiſe Göthes nach Italien Sorge, er möge dort gewinnen, was doch für ſeine nächſten Zwecke verloren ſei, er werde weit ſuchen, was er zu Hauſe habe. Er mahnte ihn, jetzt ganz darauf auszugehen, die ſchönen Formen, die er ſich gegeben habe, zur Darſtellung zu bringen; nicht nach neuen Stoffen ſich umzuſehen, ſondern der poetiſchen Praktik zu leben. „Wenn es einmal Einer unter Tauſenden dahin gebracht hat, ein ſchönes vollendetes Ganze aus ſich zu machen, ſchrieb er ihm, der kann meines Erachtens nichts Beſſeres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdruckes zu ſuchen, denn wie weit er noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben.“ Als Göthe bei Ifflands Anweſenheit 1798 ſeinen zweiten Theil der Zauberflöte aufnahm, um ſie, wenn auch nur um des leidigen Vortheiles willen für das Berliner Theater auszuarbeiten, erinnerte ihn Schiller, er ſollte ſich nicht von der Hauptſache abhalten laſſen. Nur bei den Realiſten ſtricter Obſervanz ſei das Geld die Hauptſache. Ihm müſſe er zurufen: Trachtet nach dem was droben iſt, ſo wird euch das übrige Alles zufallen. Indem Beide damals ſich immer mehr über die höchſten und reinſten Forderungen der Kunſt verſtändigten und eine ſtets rigoriſtiſchere Kritik aufzuſtellen anfingen, wies Schiller immer ſchärfer darauf hin, dieſe Grundſätze auch auszuüben, wenn man producire, ja zu produciren, um ſie auszuüben. Dazu fand ſich Göthe grade Einmal geneigt, als er ſich zu der obigen Aeußerung gedrungen fühlte, auf die Xenien ein ganz würdiges Product folgen zu laſſen, als er Hermann und Dorothea ausarbeitete. Vorher und nachher behandelte er ſeine Arbeiten mit ſteter und gleicher Fahrläſſigkeit.

Dem Wilhelm Meiſter, der 1794 zu erſcheinen anfing, hat man von jeher gerne die Schmeichelei geſagt, daß ſich der Roman durch die Meiſterſchaft der Behandlung unter Göthes Händen zum Epos ſteigere. Was es mit der Kluft zwiſchen Epos und Roman für eine Bewandtniß habe, iſt uns, die wir ihr Verhältniß geſchichtlich verfolgten, von ſelbſt klar, wie ſchwer der große Unterſchied auch in eine äſthetiſche Definition zu bringen ſein möchte. Schiller, der mit ſeinen Lobſprüchen auf den Meiſter in der erſten Wärme des Verkehrs mit Göthen, und in der liebevollen Kritik, die er dem entſtehenden Werke zu Theil werden ließ, nicht karg war, und der eben dieſe Vergleichung mit einem Epos aufbrachte, kam doch ſpäter, nachdem er ſich in die epiſche Dichtung mehr vertieft und Göthes Hermann hatte entſtehen ſehen, ganz davon zurück; der Roman war ihm dann eine Zwittergattung, die er Göthen ganz verleiden wollte, die er ihn zu verlaſſen mahnte, da er auf dem Punkte ſtehe, wo er das Höchſte von ſich fordern müſſe; er machte ihn ſelbſt auf den Unterſchied zwiſchen Hermann und Meiſter aufmerkſam, der nicht ganz aus der Wirklichkeit wegläſſe, während jenes Epos rein durch ſeine Form in eine göttliche Dichterwelt führe. Für uns iſt es ganz klar, daß Wilhelm Meiſter, mitten in der Periode jener praktiſchen und pragmatiſchen Romane entſtanden, trotz der romantiſchen Zugabe ungefähr nach Jean Pauls Theorien, ganz dieſer Klaſſe angehört, der ſich Göthe ſeiner Allſeitigkeit nach ſo wenig als irgend einem bedeutenden Zeichen der Zeit entziehen konnte, und daß er in jedem Falle innerhalb dieſer Gattung in Deutſchland obenan ſteht. Wie in jenen Romanen überall ein mehr oder minder praktiſcher Zweck vorwaltete, ſo war es hier das Schauſpielweſen, das nach einer Stelle in den Briefen an Merck Göthe in ſeinem ganzen Umfange hier niederlegen wollte, eine Abſicht, die auch Niebuhr herausfand, obgleich das Werk, unter dem zögernden Hinhalten, in einer ganz andern Tendenz endigte, als es anfangs begonnen war und nun in zwei ganz ungleichen, einen epiſchen und einen didaktiſch contemplativen Theil geſpalten vorliegt. Schiller beobachtete dieß Zögern und ſagte eben dieſe Folgen der Zögerung mit einer merkwürdigen Schärfe voraus: „es werde wegen der langen Zwiſchenzeit, die zwiſchen dem erſten Wurf und der letzten Hand verſtrich, eine kleine Ungleichheit, wenn auch nur des Alters, ſichtbar ſein.“ Immer war Göthe voll Mis=

trauen über dieſe Compoſition; er ſah aus den erſten Theilen die Leſer zu großen Forderungen berechtigt, deren Summe er erſt überblickte, da er ſchließend bezahlen ſollte. Schiller, der die anfängliche Abſicht nicht kannte, und wenn er ſie kannte, nicht billigte, fand, noch ehe das Ganze vollendet war, dem Schauſpielweſen zu viel Raum gegeben, mehr als ſich mit der weiten und freien Idee des Ganzen vertrage. Es bringe dieſe Sorgfalt des Details in dieſer Gattung den falſchen Schein eines beſonderen Zweckes in die Darſtellung, und Göthe ſtrich auf dieſe Mahnung manches von dem theoretiſch-praktiſchen Gewäſche, wie er es nennt, das gleichſam für den Schauſpieler war, hinweg. Wenn auf dem Wege fortgefahren wäre, auf dem Göthe anfing, ſo hätte ſein Werk der Idee, die Schiller darin ſuchte und die Göthe zuletzt hineinlegte, nicht bedurft; Schiller hätte ſich dann in der That bei jener Stetigkeit in dem Ganzen beruhigen dürfen, ohne auf eine ſtärkere Einheit auszuſpähen. Man erkennt ohne Mühe, wie entſchieden jener erſte klare, helle Theil voll Leben, mit ſeiner weiten Anlage und mannichfachen Entfaltung, der kräftigeren voritalieniſchen Periode angehört, und wie die raſche, plötzliche, dunkle und ungenügende Löſung und Entwickelung neben der natürlichen Tochter die contemplative Periode beginnt, was Schiller natürlich damals nicht ſehen und wiſſen konnte. So ſteht nun der Held des Romans in einem ganz zweideutigen Lichte. In der erſten Anlage des Werkes war ſchwerlich darauf gedacht, den Meiſter als einen der Schauſpielkunſt Unfähigen oder Unkundigen darzuſtellen, der ſpätere Ausgang machte dieß freilich nothwendig. Nun ſieht ihn Schiller am Ende in der ſchönen menſchlichen Mitte zwiſchen Phantaſterei und Philiſterhaftigkeit ſtehen, Humboldt aber findet in ihm ein beſinnungs- und haltungsloſes Geſchöpf durchweg und faſt alle Freunde wehrten ſich theils aus einem moraliſchen Gefühle, theils aus richtiger pſychologiſcher Witterung vor der ganzen Compoſition. Den Uebergang von dem, was Göthe ſelbſt war, zu dem was er ſehr allmählig und unter großen Influenzen ward, von einer ganz anſchauenden, lebensthätigen, leidenſchaftlichen Natur zu einer reflectirenden, tiefſinnigen, ruhigen, ſehen wir den Meiſter ſchnell und ohne die nothwendigen Uebergänge machen, ſehen den affectvollen Helden ſich mit einem leidenſchaftloſen Weibe zum Schluſſe verbinden, ſehen die ganze Veränderung unter den Einwirkungen eines Kreiſes von

Männern vorgehen, von denen wir viel Vortreffliches hören, aber nichts ſehen, von denen man ſich nicht erklären kann, was ſie zu Meiſtern dieſes Menſchen, was dieſen Menſchen zu einem Gegenſtande ihres Intereſſes macht, und zwiſchen deren Geheimniſſen der menſchlich Verirrte ſich plötzlich zurechtfindet, der mindeſtens ſo großer Umwege zu ſeiner Heilung bedurft hätte, als Irrwege er durchlaufen war. Die pragmatiſche Manier des Anfangs ſpringt in eine ganz entgegengeſetzte myſteriöſe hinüber, die dieſer Gattung ganz fremd iſt. Nun fühlt wohl Schiller das Schiefe der Stellung Meiſters zu Lothar und Jarno und erklärt es ſich nicht aus dem Widerſpruch in der ganzen inneren Anlage, ſondern mehr in einigen Zufälligkeiten, obwohl auch nur dieſe Einſicht und der Verſuch der Erklärung ſeiner Kritik alle Ehre macht. Die Summe des Ganzen faßt Schiller ungefähr in dem Sinne, wie Göthe am Schluſſe ſelbſt und wie auch Niebuhr: „Wilhelm tritt von einem leeren und unbeſtimmten Ideal in ein beſtimmtes thätiges Leben, aber ohne die idealiſirende Kraft dabei einzubüßen.“ Die zwei entgegengeſetzten Abwege ſind in allen Nüancen und Stufen dargeſtellt. Wie er unter der ſchönen heiteren Führung der Natur von dem Ideellen zum Reellen geleitet wird und aus dem Idealen das Reale feſthält, dieß ſei die Kriſe ſeines Lebens, das Ende ſeiner Lehrjahre. Hier findet er, daß Göthe den Begriff von Lehrjahren und Meiſterſchaft zu enge zieht. Er deute an, daß er unter den Lehrjahren blos den Irrthum verſtehe, dasjenige außer ſich zu ſuchen, was der Menſch nothwendig innerlich hervorbringen muß, unter Meiſterſchaft die Ueberzeugung von der Innerlichkeit des Suchens und der Nothwendigkeit des eignen Hervorbringens. Und ob ſich das ganze Leben Wilhelms unter dieſen Begriffen erſchöpfen ließe, bezweifelt Schiller; ihm ſcheinen die Beziehungen aller einzelnen Glieder des Romans auf dieſe Begriffe klarer gemacht werden zu müſſen. Und hier deutet nun Göthe an, was ſpäterhin höchſt charakteriſirend für alle ſeine Productionen werden ſollte. Der Fehler, daß er den Ideeninhalt ſeines Werkes nicht deutlich genug darlege, „rühre aus einem gewiſſen realiſtiſchen Tic, durch den er ſeine Exiſtenz, ſeine Handlungen und Schriften den Menſchen aus den Augen zu rücken behaglich finde.“ So werde er gern immer incognito reiſen, das geringere Kleid vor dem beſſeren wählen, mit Fremden oder Halbbekannten den unbedeutenderen Ge-

genſtand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, ſich leichtfertiger machen als er ſei, und ſich ſo, möchte er ſagen, zwiſchen ſich ſelbſt und ſeine eigene Erſcheinung ſtellen. Ohne Schillers Antrieb und Anſtoß würde er ſich auch bei dieſem Romane wider Wiſſen dieſer Eigenheit überlaſſen haben, was doch bei dem ungeheuren Aufwande, der bei demſelben gemacht ſei, unverzeihlich geweſen wäre. Er hatte es nicht der Mühe werth gehalten, die Maſchinerie von dem Verdachte eines kalten Romanbedürfniſſes zu retten und ihren äſthetiſchen Werth ins Licht zu ſtellen. Die von ihm ausgeſprochenen Reſultate des Werkes ſcheinen ihm ſelbſt viel geringer als der Inhalt deſſelben, aus irgend einer Urſache ſcheine ſich ſeine Summe zu verringern. Es iſt ſonderbar genug, daß er meint nachzuhelfen, wenn er Schillers Ausſtellungen an der gehörigen Stelle einflechte, daß auch Schiller meint, es ſei mit den ausgeſprochenen Ideen genug, da doch die ganze plaſtiſche Ausführlichkeit, mit der die Fabel eingeleitet iſt, verlangte, nicht daß zuletzt eine paſſende Moral gezogen, ſondern daß die Fabel ebenmäßig ausgeführt werde, wie ſie begonnen war. Ja was noch ſonderbarer iſt, Göthe fordert zuletzt Schillern ſelbſt auf, mit ein Paar kecken Pinſelſtrichen das Mangelnde zu erſetzen! Er ſelbſt findet ſich durch die ſonderbarſte Naturnothwendigkeit gebunden, das ſelbſt nicht ausſprechen zu können, was er ganz einſieht und billigt! Wenn dieß Schillern auch ſchmeicheln konnte, ſo mußte es ihm doch beim Nachdenken eigen erſcheinen, mit welcher Gleichgültigkeit Göthe ſeine Arbeiten und mit ihnen das Publikum tractirte, dem er ſie darbot.

Göthe hatte beim Meiſter ſeine alte Manier fallen laſſen, nach der er ſeine Productionen nicht mitzutheilen pflegte, ehe ſie vollendet waren, nach der er ungeirrt von Reflexion ſich dem Zuge ſeines Innern überließ, während er hier fremde Ideen ſeine Anlage durchkreuzen ließ. Dieß war der Anfang von Schillers Einwirkungen, die quantitativ fördernd, aber qualitativ immer ſo ſchädlich waren, wie die Göthiſchen auf Schiller heilſam, weil dieſer jenen immer über ſeine Grenzen hinausriß, jener dieſen in wohlthätige Schranken zurückführte. Bei Herman und Dorothea (1798) war Göthe mehr ſeiner alten Sitte treu geblieben oder zu ihr zurückgekehrt: dieß war ein Stoff, der raſch auszuführen war, und der in aller Lebendigkeit hervortreten mußte, da es ſich hier um

die politiſche Angelegenheit der Zeit handelte, die ihn Jahrelang gequält, doch aber jetzt das Leidenſchaftlich-Aufregende verloren hatte, eine Angelegenheit, die er ſich jetzt auf einen ſolchen entfernten Standpunkt gerückt hatte, daß er das ähnliche Reſultat erwarten durfte, wie bei jenen italieniſchen Dramen, bei denen das Verhältniß ähnlich war. An dieſem Gedichte ſchuf er mit der alten Bewußtloſigkeit: er hatte hier den kühnen Gedanken der Rivalität mit Homer nicht im Sinne; es leitete höchſtens ein Wetteifer mit Voſſens Luiſe, die er mit Beifall empfangen und vorzuleſen geliebt hatte; er ließ ſich zu einer Jdylle anregen und als er vollendet hatte, fand Er und Andere zu ſeinem Erſtaunen, daß unter ſeinen Händen die untergeordnete Gattung zu einer höheren, die Jdylle zum Epos geworden war. Kein falſcher Wetteifer mit der heroiſchen Epopöe, die nur in heroiſchen Zeitaltern wurzeln kann, kein falſcher Entwurf einer hiſtoriſchen Epopöe, wie ſie Schiller projectirte und Jeniſch damals in der Boruſſias verſuchte (einer Gattung, die wegen ihrer allzugroßen Verwandtſchaft mit der Geſchichte ungleich unpoetiſcher noch als das hiſtoriſche Schauſpiel ausfallen muß) konnte Göthen bei dieſer Entſtehung ſeines Gedichtes irre leiten: es ward eine bürgerliche Epopöe, wie ſie allein in der Zeit vorgeſchrittener Cultur möglich iſt, und doch eröffnet es, wie es das Epos will, in den Zeitbegebenheiten, auf deren große Momente die Handlung aufgezogen iſt, einen weiten Hintergrund, und hebt ſo den an ſich geringen Stoff über die gemeinen Verhältniſſe weit hinaus. Dem Gehalt und Umfange nach war es nicht mehr möglich, ein Abbild homeriſcher Dichtung ohne Nachäfferei zu liefern, aber der Manier nach gibt es kein Gedicht, das dem Aeltervater aller Poeſie ſo nahe träte, wie dieſes, und wo griechiſche Form mit deutſcher Natur ſo innig vermählt wäre. So ganz tritt hier der Dichter alle Perſon verleugnend zurück, ſo ganz genießen wir einer rein objectiven Darſtellung, und ſehen im plaſtiſchen Umriſſe Charaktere und Geſtalten voll lebendiger Sinnlichkeit in einer fortſchreitender Handlung ſich bewegen, ſo völlig athmen wir in der ruhigen und harmoniſchen Atmoſphäre antiker Dichtung, und ſind ſo aller ſentimentalen Zugabe der Wiſſenſchaft oder nur der bewußten Kunſt entzogen, daß der reine kindliche Sinn, der in Urzeiten das Epos ohne Kunſtweisheit ſchafft, dieſes Gedicht genießen und begreifen könnte, das einzige vielleicht, was die ſämmtlichen modernen Jahr-

hunderte einem wiedererſtandenen Griechen ohne Commentare und ohne Verlegenheit bieten dürften. Kein anderes der Göthiſchen Gedichte, ſagte W. v. Humboldt davon, ſtellt den ganzen Inbegriff des Göthiſchen Dichtercharakters ſo ſichtbar dar. Wir verweiſen auf ſeine äſthetiſchen Verſuche (1799), die ſich ganz an die Erſcheinung von Hermann und Dorothea anlehnen, und die mit der Einleitung in den Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt die zwei ſchönſten Denkmale bilden, die unſern beiden großen Dichtern mit gleicher und partheiloſer Liebe geſetzt ſind. Humboldt hatte die Abſicht, die hier enthaltenen Anſichten an Voßens Luiſe zu knüpfen, als ihn die Erſcheinung Hermanns umſtimmte; er entwickelt an dieſem Gedichte die Geſetze der epiſchen und eigentlich aller Dichtung, indem er auf ſubjectivem Wege dem Verfahren des Dichters bei ſeiner Schöpfung auf die Spur tritt. Schiller ſagte von dieſem Buche daſſelbe, was Humboldt von Schillers äſthetiſchen Briefen: Nichts, was künftig über den Prozeß des Künſtlers, über die Natur der Poeſie und ihrer Gattungen noch geſagt werden möge, werde ſeinen Behauptungen widerſprechen, ſondern nur ſie erläutern, und es werde ſich der Ort nachweiſen laſſen, worin es implicite enthalten ſei. Die weſentliche Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinen Unterſuchungen des Epos im metaphyſiſchen Formate und Sinne Göthes, die mehr für den Hausgebrauch ſind, ſei merkwürdig. So iſt es in der That; Humboldt bewegt ſich meiſt in Schillers Ideen, nur mit dem Unterſchiede, daß er ſchon als ein eifriger Helleniſt dem realiſtiſchen Standpunkte Göthes in ſeiner äſthetiſchen Kritik wie in ſeinen Briefen an Schiller hier und da näher trat als dieſer, wiewohl er noch bereiter als er war, die moderne Kunſtleiſtung (namentlich Schillers ſelbſt) neben der antiken gelten zu laſſen. Zu dieſer noch größern Unpartheilichkeit, als ſie ſelbſt Schiller übte, befähigte Humboldten der Mangel des productiven Talentes; er war ein eigentliches Genie in ſeiner Gabe der ungetrübteſten Empfänglichkeit, „eine Natur, wie ſie Schiller allen Begriffsmenſchen, Wiſſern und Speculatoren, eine Cultur, wie er ſie allen genialiſchen Naturkindern entgegenhalten wollte." Daher erklärt ſich Humboldts Verwunderung, daß Schiller nie der Sprache und Sprachforſchung, worin er ſelbſt ſo bedeutend war, einige Aufmerkſamkeit ſchenkte: dieſe rein receptive Thätigkeit konnte den ſchaffenden Genius nicht einen Augenblick reizen; daher erklärt ſich ſeine Verwu-

thung, daß Schiller an der indiſchen Philoſophie, wenn er ihre Wiedergeburt erlebt hätte, großes Wohlgefallen gefunden haben würde, eine Vorausſetzung, die man nur ſehr bedingt theilen kann, wenn man an Schillers raſtloſe Thätigkeit und ſein Gefallen an aller thätigen Welt und Weisheit denkt. Was wir von Schillers äſthetiſchen Sätzen ſagten, können wir auch von Humboldts wiederholen: wir haben, indem wir hiſtoriſch der Erzeugung der Dichtungsgattungen nachgingen und ihren Charakter an die Quelle der Zeiten hielten, denen ſie eigenthümlich ſind, nirgends die aprioriſche Probe zu unſerem empiriſchen Wege ſo treffend gefunden, wie hier. Göthen, der jetzt mehr als ſonſt anfing ſeinen Misſtimmungen nachzuhängen, ſchien dieß ehrenvolle Buch wenig Freude zu machen, mit dem ihm Schiller die größte Ueberraſchung zu bereiten hoffte; ein einziger kleiner Tadel unter ſo großem und freigebigem Lobe ſchien ihm das Ganze zu verleiden!

Dennoch ſchien ihm das Gelingen dieſes Gedichtes und der einſtimmige Beifall, den es fand, Muth zu machen, ſich am Epiſchen in größerem Maße zu verſuchen. Wie wir aus der letztangeführten Stelle von Schiller merkten, ſo überließen ſich beide Dichter in dieſer Zeit einem gemeinſamen Nachdenken über das Verhältniß von Epos und Drama, wozu ein erneutes Studium der Alten den Anlaß gab. Die Beobachtungen, welche die Dichter damals über der Lectüre der Alten machten, und die Grundſätze, über die ſie ſich vereinigten, ſind mi die ſchönſten Früchte ihres Verkehres. Die Selbſtändigkeit, mit der Schiller ſeinen Sophokles und Euripides für ſeine Dramen nutzte, die Art, wie Göthe den Homer vortrug und mit erneuter Freude las, das Vergnügen, mit dem Schiller nach Göthes Winken den Homer vornahm und ſich in dieſem „poetiſchen Meere zu ſchwimmen gefällt, wo Alles bei der ſinnlichſten Wahrheit ideal iſt", wetteifert mit dem Fleiße, mit dem Beide des Ariſtoteles Poetik ſtudiren und ſich erklären. Schiller fühlte indeſſen, daß man bei Behandlung der Sache ſchon über die Grundbegriffe recht klar ſein müſſe, ehe man ihn leſe; erſt jetzt laſen ihn daher Beide mit Nutzen. Es iſt ein herrliches Wort, das der Dichter Schiller, nicht der Aeſthetiker ausſprach, es werde nicht Vielen begegnen, daß ſie nach der Bekanntſchaft mit einem ſolchen nüchternen Kopfe und kalten Geſetzgeber den inneren Frieden nicht verlören. Er ſei ein Höllenrichter gegen alle, die an der

äußeren Form ſclaviſch hingen, und die ſich über alle Form wegſetzten, indem es ihm ſichtbar weit mehr um das Weſen als um die Form zu thun ſei, und er doch wieder ſtreng aus der Natur des Gedichtes und beſonders des Trauerſpiels deſſen unverrückbare Form ableite. Es iſt ein wahrer Ruhm für uns, daß ſich unſere großen Dichter gegen ihn fühlten und behaupteten, während, wie Schiller ſagt, die franzöſiſchen Kritiker ihn fürchteten wie die Jungen den Stecken, und Shakſpeare, obwohl er beſſer mit ihm ausgekommen ſein würde, vielfach gegen ihn geſündigt habe. Von ſeinen Winken und von eigner Erfahrung und Reflexion geleitet, kamen dann Beide auf manche vortreffliche Reſultate, von denen die Wiſſenſchaft der Aeſthetik immer den ehrfürchtigſten Gebrauch machen darf. Sie ſind um ſo lebendiger und praktiſcher als Leſſings, ſowohl im Poetiſchen wie (bei Göthe) im Plaſtiſchen, weil ſie nicht bloße Verſtandeserzeugniſſe ſind, ſondern weil ſie aus einer volleren und gereifteren Dichtung der Gegenwart, aus den belebteren Alterthumsquellen und eigner Anſchauung alter Kunſtwerke genommen, und was das Weſentlichſte iſt, vielfach aus der Belauſchung der producirenden Kraft des Dichters und ihrer Natur geſchöpft ſind. Dieſer Art ſind die Sätze, die Schiller über den Gegenſatz des Epos und des Drama ausführt. Die Verhandlungen Beider über dieſen Punkt des Unterſchiedes ſind höchſt lehrreich nicht nur an ſich, ſondern auch über die Individualitäten der Dichter. Schiller verfährt ſtets in ſeiner philoſophiſchen Weiſe, Göthe profitirte hier wirklich und man muß dieß namentlich in ſeinen artiſtiſchen Aufſätzen nachſehen, deren Anfänge und Anregungen in den Zeiten dieſes Verkehres liegen. Gleichwohl blieb Göthe ſtets auf ſeinem eigenen Felde; Alles was er beibringt, iſt aus lebendiger Betrachtung der Objecte genommen und aus der Seele mehr, als dem denkenden Verſtande. Wie Göthe hernach einen kleinen Aufſatz über dieſen vielüberdachten Gegenſtand in beider Namen niederſchreibt, ſo fällt dem Leſer gleich in die Augen, wie pragmatiſch und praktiſch Alles iſt, wie ſich in ihm Production und Reflexion ganz trennt, wie dieſe aus jener entſpringt und nie ſich ſelbſt, ſondern nur jene zum Zwecke hat; wie er alſo auch hier nur das im Auge behält und ſich anzueignen ſucht, was er productiv zu bethätigen hoffen darf; wie feſt in ihm die Ueberzeugung iſt, daß die Werke der Natur und Kunſt nicht wenn ſie fertig ſind, erkennen

gelernt, ſondern daß ſie im Werden und Entſtehen belauſcht werden müſſen, wenn ſie richtig gefaßt und verſtanden werden ſollen; eine Anſicht, die alle ſeine Bemerkungen über Kunſtwerke dem Literarhiſtoriker von unſchätzbarem Intereſſe macht. Bei dieſen Gelegenheiten denkt er auch über die Unart der Neueren nach, die Gattungen der Poeſie zu vermiſchen. Schillern regt dieſe Beobachtung blos an, ſich das Factum zu erklären und zu rechtfertigen, und ein reines Reſultat des Nachdenkens zu erhalten. Aber Göthe hat gleich wieder praktiſche Zwecke im Auge: er ſcheidet und ſondert nur darum, um ſich nachher in Productionen wieder etwas durch Aufnahme fremder Theile zu erlauben; denn ganz anders „arbeite man aus Grundſätzen als aus Inſtinct, und eine Abweichung, von deren Nothwendigkeit man überzeugt iſt, könne nicht zum Fehler werden.“ Dieſe Bemerkung wollen wir feſthalten, um wiederholt aufmerkſam zu machen, wie ſich Göthe aufs Neue verführen ließ, nach Schillers Methode mit beſonnener Klarheit über ſeinen Prozeß zu arbeiten, und wie er es nun für keinen kleinen Vortheil anſah, wenigſtens auf der letzten Strecke ſeiner poetiſchen Laufbahn mit der Kritik in Einklang zu gerathen. Nirgends hat ihm dieſer Irrthum über ſich ſelbſt ſchlagenderen Schaden gethan, als in der Achilleis, der Frucht ſeiner fortgeſetzten epiſchen Thätigkeit. Er entwarf nach Hermann und Dorothea zuerſt den Plan zu einer Epopöe, deren Gegenſtand Wilhelm Tell ſein ſollte. Schiller ergriff dieß, wie immer, mit beiden Händen und zeigte ihm beredt, wie dieß eigentlich ein einziger Stoff ſei, der ihm nach Meiſter und Hermann übrig bleibe: er werde gegen den freien äſthetiſchen Charakter auch des Stoffes in Hermann einen völlig local charakteriſtiſchen haben; er werde ihn über der niederen Sphäre des Romans erhaben halten. Göthe geht auf alles ein; er will ſich hüten, ſich je wieder in Gegenſtand und Form zu vergreifen; er ermahnt ſelbſt, das Jahrhundert ganz zu vergeſſen, um nur nach Ueberzeugung zu arbeiten; ſie wollten ſtets ſtrenger in Grundſätzen und ſicherer und behaglicher in der Ausführung werden. Den Tell zwar ließ er wieder fallen, dagegen dachte er ernſtlich einem antiken Epos nach und er ließ ſich dabei wieder verführen, Plan und Entwurf vor der Ausführung gegen ſeine Gewohnheit mitzutheilen. Er fängt reflectirend ein kritiſches Studium des Homer an und es iſt eine der ſeltſamſten Zuſammenſtellungen, die man machen kann, wenn

man alle die Ausſprüche, die er in verſchiedenen Zeiten über die Einheit oder Vielheit des Homer gemacht, überblickt. Ueber dieſe eitlen Reflexionen, in denen ihn Wolf mit einem groben odi profanum — abzuwehren ſuchte, kommt ihm auch der Gedanke, ob nicht zwiſchen Hektors Tod und der Abfahrt der Griechen ein Epos inne liege, und er fühlt Luſt, dieſes ſupplirend mit Homer ſelbſt zu wetteifern. Er ſinnt über die Art und Weiſe tief nach, indem er ſtets forſchend zu Wege geht; er will ein Gedicht ſchaffen, aus dem er alles Subjective und Pathologiſche entfernen will, er will den Alten in Allem, ſogar im Tadelnswerthen nachfolgen, damit ihm ein Gedicht gelinge, das ſich der Ilias einigermaßen anſchließe. Aber in dem Augenblick, wo er kühn genug iſt, den Gedanken eines ſolchen Seitenſtücks zu faſſen, fühlt er doch gleich wieder, welche weſentliche Merkmale ſein Gedicht dem antiken Geſchmacke wieder entfernen würden, und er überläßt Schillern die Entſcheidung, ob er ſich an die Arbeit machen ſolle! Schiller warnte ihn, den Homer nicht ſclaviſch nachzuahmen; er hatte es für eine Tugend des Stoffes der Achilleis angeſehen, daß er den Forderungen der neueren Zeit entgegenkomme, denn es ſcheine ihm unmöglich, daß ſich der Dichter ſeiner Zeit und ſeinem Boden ganz entgegenſetzen ſolle; er wies ihn auf die ungeheure Verbreitung des Herman, der den deutſchen Leſer auf ſeinem eigenen Grunde entzückte, in dem Kreiſe ſeiner Fähigkeit und ſeines Intereſſe; er rieth ihm weislich, ſich nur mit ſich ſelbſt zu vergleichen, da doch wohl an keine Ilias weiter zu denken, auch wenn es Homer und Griechenland wieder gäbe. Wenn nun dieſe weiſe Mahnung die Rivalitätsgedanken in Göthe nicht dämpfte, ſo darf man wohl ſagen, daß in dem contemplativen Achill, der nun zu Tage kam, der keine Zeile enthalten ſollte, die Homer nicht geſchrieben haben könnte und in der That keine enthält, die er hätte ſchreiben können, Alles erfüllt ward, was die Fabel parturiunt montes beſagt. Denn gleich darauf fühlte er auch ſelbſt, ſo bald nach jenen friſchgefaßten Vorſätzen, daß er ſich wieder im Stoffe vergriffen habe, der entweder gar nicht, oder nicht von ihm oder nicht auf dieſe Weiſe behandelt werden ſollte.

Während Göthe auf dieſe Weiſe ſich ganz auf epiſchem Gebiete bewegte, war Schiller zum Drama zurückgekehrt, und ſchuf an dem großen Werke, das, wie viele Fehler man auch darin auf-

decken mag, als der Haupt=Repräſentant der deutſchen Tragödie genannt werden muß. Schon ſeit 1790 trug er die Idee zum Wallenſtein mit ſich herum. Sie ward vielfach gekreuzt von dem Plane zu den Maltheſern, einem Stoffe, der ſo gut wie Wallenſtein von den Zeitereigniſſen dictirt war, und bei dem er, ſelbſt als die Arbeit an dieſem ſchon im Gange war, auszuruhen und ſich zu erholen pflegte. Als er 1794 aus Schwaben zurückkehrte, hatte er ſchon angefangen auszuarbeiten, doch ſchien er erſt durch kleinere Gattungen ſich den Rückweg zur Poeſie bahnen zu müſſen, ehe er dieß große Unternehmen wagte: Gedichte, Xenien, Balladen zerſtreuten ihn bis 1797 hin, wo er erſt entſchiedener Hand anlegte. Nicht allezeit ſchien ihm das Selbſtvertrauen eigen zu ſein, das zu dieſem Werke nothwendig war, mit dem er eine neue Aera beginnen wollte. Er meinte zu Zeiten nichts weniger als einen Dichter vorſtellen zu können, ſeine früheren Dramen entmuthigten ihn, ſie boten ihm für die neue unverſuchte Bahn nach ſeiner Meinung nichts dar. Dieſer Kampf in ſeinem Innern belegt es am beſten, wie aufrichtig es ihm Ernſt war mit der Anerkennung der Göthiſchen Dichternatur. Er ließ ſich ſeine Speculation gänzlich von ihr verleiten, er ſchmachtete nach ſinnlichen Objecten zurück, er ſuchte ſich die Tendenz anzugewöhnen, von dem Beſondern aus zum Allgemeinen vorzuſchreiten, er trieb den Eifer bis ins Aengſtliche, alles in dem neuen Producte ſeiner reformirten Periode zu vermeiden, was an ſeine alte rhetoriſche Manier erinnern könnte, die ihm in ſeinem Carlos und Fiesco ſchon auf eignes Nachdenken mishagt hatte. Die Energie, mit der er ſich aus ſeiner kritiſchen Neigung und der Thätigkeit ſeines Verſtandes beim Poetiſiren zu retten ſuchte, geht faſt zu weit. Noch 1792 hatte er, bei der Einſicht zwar, daß die Kritik der Kühnheit und Freiheit der Begeiſterung Eintrag thue, die Hoffnung geäußert, daß ihm Kunſtmäßigkeit auf dieſem Wege der beobachteten Production zur Natur werden und ſo ſeiner Phantaſie ihre Freiheit zurückgegeben werden würde, aber jetzt trat ihm Kunſt und Wiſſenſchaft, in dem Maße, als ſie Göthe gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit zu nähern ſchien, in größere Entfernung auseinander, er lernte täglich mehr einſehen, wie wenig der Dichter durch allgemeine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und war „in dieſer Stimmung unphiloſophiſch genug, Alles was er ſelbſt und andere von der Elementaräſthetik wußten, für

einen einzigen empiriſchen Vortheil, für einen Kunſtgriff des Handwerks hinzugeben.“ Alles was wir von ſeinen Operationen über den Wallenſtein hören, bezeugt die ungemeine Willenskraft, mit der er ſich um jeden Preis und auf alle Weiſe, auch gegen ſeine Natur, dem realiſtiſchen Standpunkte Göthes nähern wollte. In dieſer Abſicht ſchien er ſchon dem Stoffe des Wallenſtein gegen ſein Gefühl und ſein Intereſſe, das ihn zu den Malthesern zog, den Vorzug vor dieſen zu geben. Der ganz realiſtiſche Hauptcharakter misfiel ihm in ſich ſo gut als ihm der Charakter Napoleons innerlich zuwider war, aber er ſchien ihm das ächte Lebensprinzip zu verbürgen, das er in ſeinen frühern Dramen wohl verfehlt hatte; wie er in Poſa und Carlos die fehlende Wahrheit durch ſchöne Idealität zu erſetzen geſucht hatte, ſo wollte er jetzt mit der bloßen Wahrheit in Wallenſtein für die fehlende Idealität entſchädigen. Er ſchien ſich ordentlich vor einem allzu warmen Antheil an der Hauptfigur zu fürchten; er ſagte, das Sujet intereſſire ihn faſt gar nicht, er habe nie eine ſolche Kälte für ſeinen Gegenſtand mit ſolcher Wärme für ſeine Arbeit vereinigt. Er fand den Stoff undankbar und unpoetiſch, ein Beweis, wie ſchwer er ſich in die realiſtiſchen Geſichtspunkte verſetzte; er fand den Charakter des Helden untragiſch, ein Beweis wie dunkel er noch über ſein Thema war. Aber das Alles ſchien ihm nicht die Freude an der Sache zu verkümmern; er meinte mit ſeiner moraliſchen Abneigung die äſthetiſche Liebe grade recht zu erlangen, wiewohl er in demſelben Augenblicke, wo er dieß andeutete, ſich ſeines jungen Piccolomini ſchon freute, wo die Uebereinſtimmung der moraliſchen Zuneigung mit der äſthetiſchen Production nach ſeiner Meinung nichts ſchaden, ſondern nützen ſollte. Aus ſeinen früheren Erfahrungen wußte er, daß es ſeinen Arbeiten nicht an Seele, wohl aber am äußeren Leben fehle; er ſuchte daher jetzt abſichtlich nach dem geſchichtlicheren Stoffe, nach einer Begrenzung, die ſeine Ideen durch Umgebung und Umſtände ſtreng beſtimme und verwirkliche; denn er war ſicher, daß ihn das Hiſtoriſche nicht herabziehen werde. Er fühlte damals, daß ſelbſtgewählte Stoffe ſeine Klippe ſeien, daß es eine ganz andere Operation ſei, das Realiſtiſche zu idealiſiren als das Ideale zu realiſiren, er wünſchte mit objectiver Beſtimmtheit des Stoffes ſeine Phantaſie zu zügeln und ſeiner Willkühr zu widerſtehen. Es genügte ihm daher nicht an

ſeiner Kenntniß der Geſchichte des 30jährigen Krieges, er gab ſich, um Alles Brauchbare der Geſchichte zu ergreifen (nicht um das Factiſche, aber den Culturzuſtand zu benutzen), neuen Quellenſtudien hin, denn da ihm die lebendige Umgebung nicht gewährte, von der handelnden und politiſchen Menſchheit Anſchauung zu gewinnen, ſo ſuchte er dieß mit dem Studium der Geſchichte zu erſetzen und die mangelnde Intuition ſo gut es ging aus dem Buche zu holen. Er verlor „unſägliche Kraft und Zeit darüber, daß er ſich eigene Werkzeuge zubereitete, um einen ſo fremden Gegenſtand, als ihm die politiſche Welt war, zu ergreifen, da ihm die gemeinſten Mittel fehlten, wodurch man ſich das Leben und die Menſchen näher bringt und aus ſeinem engen Daſein heraus auf eine größere Bühne tritt;“ und es iſt in der That rührend, ihm zuzuſehen, wie er nun, um nichts mehr zu diviniren, um zu Allem realen Boden zu gewinnen, bald in Carlsbad das öſtreichiſche Militär beobachtet, und in Eger das Rathhaus, das Bild Wallenſteins und das Haus ſeiner Ermordung aufſucht, bald cabbaliſtiſche und aſtrologiſche Studien für den Seni macht und den Abraham a St. Clara für ſeinen Kapuziner lieſt, oder ſpäter für ſeine Glocke den betreffenden Artikel in Krünitzens Encyclopädie und für die Jungfrau die Dichtungen der Troubadours ſtudirt. Wie er ſo im Stoffe ſich immer zu dämpfen ſuchte, ſo auch in der Form; er behielt Anfangs die Proſa bei, aus Furcht vor ſeiner alten Rhetorik. Mit dem Aufgebote aller dieſer Mittel konnte er ſich denn allenfalls fühlen, auf dem neuen Wege mit Vertrauen wandeln zu dürfen; er fand ſich im Fortſchritte ſeiner Arbeit über ſich ſelbſt hinausgegangen und nannte dieß die Frucht des Umganges mit Göthe; ſein Wallenſtein ſollte „das ganze Syſtem desjenigen was bei ihrem Commercio in ſeine Natur übergehen konnte, in concreto zeigen und enthalten.“ Daß er bei dieſem Wetteifer auf Göthes eigenem Gebiete im Nachtheil erſcheinen werde, erkannte er übrigens nicht minder an, ſo viel realiſtiſches ſich auch, wie er meinte, ſchon durch die Jahre, und durch Göthes Umgang und durch die Kenntniß der Alten, die er erſt nach dem Carlos las, in ihm nach und nach entwickelt hatte. Doch tröſtete er ſich, daß auch ihm etwas übrig bleibe, was ſein ſei, und was Göthe nicht erreichen werde; er hoffte, „daß ſich die Rechnung ziemlich heben ſollte, und verſprach ſich in ſeinen

muthvollſten Augenblicken, daß man ſie verſchieden ſpecificiren, aber ihre Arten nicht unterordnen, ſondern unter einem höheren idealiſchen Gattungsbegriff einander coordiniren werde."

Bei alle dem zeigte der fertige Wallenſtein ſo vieles des ſeinigen wieder, daß man am Ende doch geſtehen muß, die Natur des Mannes ſtand unerſchüttert und hatte ſich nur aus der befreundeten aſſimilirt, was ihr zuſagte. Wie die idealiſtiſchen Gegner Göthes ſich gewöhnlich vor ſeinen italieniſchen Dramen nicht recht zu benehmen wiſſen, ſo haben die realiſtiſchen Gegner Schillers langhin nicht gewußt, was ſie aus gewiſſen Parthien des Wallenſtein machen ſollten. So hat man Göthen einen überwiegenden Einfluß an dem Lager zugeſchrieben, bis dieſer ſelbſt, ſo ganz fern vom diplomatiſchen Egoismus, bekannt machte, er habe nur zwei einzelne Verſe hinein corrigirt, eine Ehrenerklärung, die ganz der größeren würdig iſt, mit der Göthe „ſich erlaubte, Schillern für einen Dichter und ſogar für einen großen Dichter zu halten, obgleich die romantiſchen Imperatoren und Dictatoren behaupteten, er ſei keiner." Und wer in dem Lager ſelbſt nur mittelbare Einflüſſe von Göthe ſtatuiren wollte, der müßte den Fiesco, und die Tafelſcene in den Piccolomini, die Verſchwörung auf dem Rütli, und ſo manches Andere ganz vergeſſen haben, was Volksſzenen und ein größeres tumultuariſches Leben ſchildert und worin der kräftig geſinnte Dichter grade in ſeiner Stärke, ja ganz eigentlich in ſeiner Natur erſcheint. Denn überall iſt er auf dem großen Theater der Geſchichte und der Weltereigniſſe, des Kriegs und der Kämpfe, männlicher Thaten und ſtrebender Ideen mehr zu Hauſe, als auf dem Gebiete ſanfter Empfindung. Das kann ſchon der Mangel eigentlicher lyriſcher Gedichte, das können ſeine Jugendſtücke beweiſen, wo er ſich ſelbſt überlaſſen und ungeſtört von Theorien, ſeine weiblichen Figuren und alles Liebeswerk ſehr im Hintergrunde läßt; das belegt die Virtuoſität, mit der er ſeinen Staatsactionen eine poetiſche Seite abzugewinnen weiß, worin er ſchlechthin ſeines Gleichen nicht hat. Das beweist der ganze Wallenſtein, ein Stück, das aus einer gährenden Zeit heraus mitten in den Jammer der Ifflandſchen Bürgerſtücke geſchleudert iſt, und das nicht in Zeiten einer friedlichen Muße gefaßt wird, das erſt in einer Periode ähnlicher Gährung, unter den Erlebniſſen ähnlicher Erſcheinungen, die hier geſchildert ſind, recht begriffen und

genoſſen werden kann. Ich weiß nicht mehr, wer es war, der, indem er die Liebesepiſode in dieſem Werke preisgab, von dem übrigen Stücke behauptete, es rieche ganz nach Pulver: und dieß iſt in der That der Eindruck, den man erhält, wenn man jene Szenen überſchlägt, und der uns den Dichter in einem ganz anderen Lichte zeigt, als worin wir ihn gemeinhin zu ſehen pflegen. Wir haben uns angewöhnt, uns an Schillern in der Jugend zu überſättigen, in einer Zeit, wo der eigentliche Kern ſeiner Dichtungen uns ganz unverſtändlich iſt, wo nur der harmoniſche Versklang und allenfalls die ſentimentalen Epiſoden der Schauſpiele anlocken; wir kehren im Alter zu einer ernſten Lectüre des Dichters, den wir inwendig zu kennen meinen, weil wir ihn auswendig wiſſen, ſelten zurück und ſchämen uns vielleicht unſerer einſtigen Liebe, weil uns kein Eindruck ſo lebhaft übrig blieb, als der weichliche, den jene Schmachtſzenen machen, die in der That dem reiferen Alter und ernſteren Geſchmacke läſtig fallen müſſen. Es iſt daher das ganz Gewöhnliche, daß wir auf Schiller als auf einen Dichter weicher weiblicher Gemüthsart zurückſehen, und eben jene Theile, die der Jugend und der Frauenwelt ſo zuſagen, in ſeinen Dramen als das Charakteriſtiſche betrachten, da doch ſeine Natur ganz auf der entgegengeſetzten Seite der Männlichkeit liegt, und da ſich ſeine Liebe zu jenen Epiſoden grade nur dadurch erklärt, daß ſie als Schöpfungen ſeiner freien Phantaſie und als Kinder ſeines ideenreichen Kopfes ſeinem eigentlichen Weſen wie gegenſtändlich entgegenlagen. Sie ſind das Gemachte und Erzwungene, worin wir Menſchen alle gern die meiſte Bedeutung ſuchen, während wir, was unſere wahre Natur und Größe iſt, als erhalten, als ſelbſtverſtanden bald geringſchätzen: ſo legte Göthe das meiſte Gewicht auf ſeine Farbenlehre und auf ſeine erkünſtelten Altersproducte, die weder ſeine Natur noch ſein Talent ausſprachen. Wenn man im Wallenſtein das Ganze verwerfen will, weil man die Epiſode verwerfen muß, ſo macht man ſich abſichtlich blind für große Vorzüge, um kleiner Fehler willen; und der geſchichtliche Beurtheiler fühlt hier ſehr deutlich den Nachtheil durch, in dem ein mitlebender oder kaum geſtorbener Schriftſteller vor dem Aelteren ſteht, deſſen ganze Individualität in die Ferne getreten und außer den Streit der Leidenſchaften geſtellt iſt. Um Shakſpeare war bald nach ſeinem Tode derſelbe Zwiſt, wie bei uns um Schiller;

jetzt iſt das, was man ihm damals zum Laſter machte, ſo in Eins mit ſeinen Tugenden zuſammengerückt, daß es als trivial gilt, nur noch ein bedeutendes Wort darüber zu verlieren. So mag es auch mit unſeren Dichtern kommen, und dann wird man das Fehlerhafte der Schillerſchen Compoſitionen aus anderen Geſichtspunkten anſehen. Wir werden uns dann das längſt Geſchehene und Geſicherte gefallen laſſen und uns mit deſſen Erklärung begnügen, was wir im Anfange ſeines Entſtehens zwar nicht ungeſchehen machen können, wohl aber ungeſichert zu machen und der Unſterblichkeit zu entziehen verſuchen, indem wir es unerklärt verwerfen. In Schillers eigenem Sinne, in dem er ſich über ſeinen Carlos ausſprach, müſſen wir dann den Antheil, den die Idee an den poetiſchen Schöpfungen bei uns nahm, als ein Symptom der Zeit reſpectiren. Der Gegenſatz der Liebesepiſode in Wallenſtein gegen die Staatsaction des Ganzen, der reinen menſchlichen Natur gegen die verſtellte der diplomatiſchen und politiſchen Welt, der Pflicht gegen die Leidenſchaft, iſt an ſich eine äſthetiſche Forderung, welcher der Dichter, der Muſe gehorſam, ſich fügen mußte. Dieſes äſthetiſche Gleichgewicht hat Shakſpeare hundertmal mit wahrer Meiſterſchaft beobachtet, nur freilich daß bei ihm niemals auffallender Contraſt ward, was verſöhnendes Mittel ſein ſollte, und hier liegt das große Verſehen, das Schiller in ſeinen Epiſoden mehrfach begangen hat. Als Schiller aus ſeiner erſten Zögerung und Unſicherheit heraustrat, ſein ſchwankendes Vertrauen wieder erobert hatte, fing er an, allmählig die mächtigen Einwirkungen Göthes noch über dem Wallenſtein wieder abzuſchütteln. Er war ſo lange um ſein Thema herumgegangen und hatte gewartet „bis eine mächtige Hand ihn ganz hineinwerfe“; dieſe Gewalt ſchien ihn zu ergreifen, grade als ſich die realen Vorbilder in Frankreich ſo zu geſtalten begannen, daß der Dichter das Analogon zu entwickeln vermochte; nun ſchien ihm mit der zu bezwingenden Maſſe der Glaube an ſich ſelbſt zu wachſen, das Werk dehnte ſich in epiſcher Fülle aus Einem Stücke zu einer modernen Trilogie aus, in der das Satirſtück, wie Göthe ſagte, vorausging, er ſetzte die Proſa in Verſe um[63]), die Flügel wuchſen ihm immer mehr, und

63) Die Aeußerungen beider Dichter über dieſen Punkt mögen hier in der Note ſtehen, da ſie der proſaiſchen Neuzeit nicht oft genug wiederholt werden kön-

je zuverſichtlicher er ward, deſto mehr kehrte auch von ſeiner alten idealiſirten Dichternatur neben der realiſtiſchen wieder, ſo daß in der That die Kluft zwiſchen Wallenſtein und Carlos nicht ſo groß ward, daß man grade einen ganz neuen Menſchen in dem Dichter erkannt hätte. Nun überließ er ſich wieder blind dem Zuge dieſes idealiſtiſchen Triebes; er ſonderte ſich die Epiſode ab, um an zwei Figuren wenigſtens nicht mit der beſchwerlichen „reinen Liebe des Künſtlers, ſondern mit einem pathologiſchen Intereſſe" arbeiten zu dürfen; plötzlich erkannte er dieſer Epiſode die Herrſchaft im Stücke mit einer ganz eignen Verblendung zu, obgleich er wußte, daß die übrige Handlung dadurch ins Gedränge kam. So ganz offen verließ er hier die Grundſätze, die grade in dieſen Zeiten ſich unter den beiden Dichtern feſtſtellten. Als Göthe die Geſtändniſſe Schillers über ſeinen perſönlichen Antheil an dieſen Figuren vernahm, fiel ihm ein, ob es nicht einer der Vorzüge der Alten geweſen ſein möge, daß das höchſte Pathetiſche auch nur äſthetiſches Spiel bei ihnen geweſen wäre [jene reine Liebe des Künſtlers], da bei uns Naturwahrheit zu den Kunſtwerken mithelfen muß. Dieß iſt ganz unſtreitig; es iſt dieß ſogar vielleicht der weſentlichſte Vorzug der alten Poeſie und dieſer Ueberzeugung kamen beide Dichter in ihren Reflexionen über das alte Drama ziemlich nahe. Schiller ſchrieb an Göthe, bei den griechiſchen Tragikern liege der Angelpunkt in der Kunſt, eine poetiſche Fabel zu erfinden. Der Neuere ſchlage ſich mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Beſtreben der Wirklichkeit

nen. Schiller fühlte über ſeiner Arbeit und lernte einſehen, wie genau in der Poeſie Stoff und Form, ſelbſt die äußere, zuſammenhängen. Er fühlte ſich unter einer ganz anderen Gerichtsbarkeit, ſeit er die Proſa verbannte; ſelbſt die Motive, die in der Proſa dem Hausverſtande genügten, deſſen Organ ſie iſt, mußten ſich poetiſcher geſtalten, denn das Platte komme nirgends ſo zu Tag, als in gebundener Rede. Er meinte, man ſolle wenigſtens Alles, was ſich über das Gemeine heben ſolle, anfänglich in Verſen concipiren. Göthe war noch beſtimmter. Seine Ueberzeugung war, daß alles Poetiſche rhythmiſch behandelt ſein müſſe, und daß die Einführung poetiſcher Proſa nur beweiſe, wie wir den Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie aus den Augen verloren hätten. Dieß Mittelgeſchlecht ſei nur für Liebhaber und Pfuſcher. Indeſſen ſei das Uebel bei uns ſo groß geworden, daß es kein Menſch mehr ſehe, ja daß ſie vielmehr wie jenes kröpfige Volk den geſunden Bau des Halſes für eine Strafe Gottes hielten.

recht nahe zu kommen, belade er ſich mit dem Leeren und Unbedeutenden, und darüber laufe er Gefahr, die tiefere Wahrheit zu verlieren, worin das Poetiſche liegt, worin ſchon Ariſtoteles einen Vorzug der Poeſie vor der Geſchichte zu Schillers Freude erkannte. Der moderne Dichter möchte einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen, da doch die poetiſche Darſtellung nie mit der Wirklichkeit coincidiren ſolle, weil ſie abſolut wahr iſt. So ſei in den Trachinerinnen die Dejanira ſo individuell, ſo ganz des Herkules Hausfrau, ganz für dieſen einzigen Fall paſſend ſei das Gemälde, und doch Alles ſo tief menſchlich, ſo allgemein, ſo ewig wahr. Auch im Philoktet ſei Alles aus der Lage geſchöpft, was man kann, und trotz des Eigenthümlichen des Falles ruhe Alles auf allgemein menſchlicher Natur. Die Charaktere ſeien nicht Individuen wie bei Shakſpeare und Göthe, ſondern idealiſche Masken; ſo weit entfernt von blos logiſchen Weſen, wie von bloßen Individuen; ſie exponirten ſich geſchwinder, ihre Züge ſeien permanenter und feſter. Hierzu nun fügt Göthe außer einer Bemerkung, daß auch in den Statuen der Alten ſtets ein Abſtractum erſcheine, das ſeine Höhe nur durch den Styl erreiche, den Satz, daß auf dem Glücke der Fabel freilich Alles beruhe; man ſei wegen des Hauptaufwandes (der Erfindung eben dieſer Fabel) ſicher; die meiſten Zuſchauer trügen doch nichts weiter davon (als die Fabel, den Stoff) und dem Dichter bleibe doch das ganze Verdienſt einer lebendigen Ausführung, die deſto ſtetiger ſein könne, je beſſer die Fabel iſt. Und hier muß man noch feſt halten, daß das, was die Alten Mythe des Stückes nannten, überliefert, bekannt und da war, daß das Erfinden von Fabeln eine ſeltene und nicht geachtete Sache war; daß der Zuſchauer mit dieſer Mythe ſchon ins Schauſpiel kam, ſie hineinbrachte, nicht davon trug, was Göthe nur von dem neueren Betrachter ſagen durfte, der ſtets auf neuen Stoff ausgeht, während der Grieche gewohnt war, jeden berühmten tragiſchen Gegenſtand von jedem Dichter bearbeitet zu ſehen, nichts alſo nach dem Stoffe, ſondern nur nach der neuen Behandlung des jedesmaligen Dichters fragen durfte, deſſen Intereſſe ganz auf die Form gerichtet war, wie das des Künſtlers ſelbſt, dem ſein Stoff wie eine vorbereitete Statue zur letzten Vollendung gegeben war. Wie anders mußte daher die alte Kunſt ausfallen, in der ſich der Künſtler auf ſein Hauptgeſchäft iſoliren

durfte! wie ganz entfernt mußte dieſer zu ſeinem höchſten Vortheile von allem pathologiſchen Intereſſe bleiben! Schiller mußte es Göthen geſtehen, daß er ohne eine gewiſſe Innigkeit nichts vermöge im Poetiſchen, und doch fühlte er, daß ihn dieß bei ſeinem Gegenſtande feſter halte, als es die freie Herrſchaft des Dichters über denſelben geſtattet! Göthe ſchien ihn vollends irre zu leiten, als er ihm zurück bekannte, daß auch ihm ohne ein ſolches eignes Intereſſe nicht gelungen ſei, eine tragiſche Situation zu bearbeiten. Aber Göthe konnte ſo nur von zurückgelegten Erfahrungen ſprechen, die ihm unumgänglich für ſeine Dichtungen waren; Schiller ſprach von einer Neigung zu ſeiner gegenwärtigen idealen Conception, die in der That gezwungener iſt, als man glauben ſollte. Die beiden Figuren ſeiner Epiſode wurden ihm Gegenſtand einer überſpannten Empfindung, wie ſie ſeelenvollen Naturen eigen iſt, wie ſie Max für Thekla haben durfte, aber nicht der Dichter für Max; denn ſo gab er nicht allein dieſer Figur, die blos logiſche Realität hat, wirkliche Exiſtenz, ſondern er ſchuf auch in und für dieſen Max ein zweites Idol erkünſtelter Natur, und gab auch dieſem Wirklichkeit und Leben. Neben Werther, dem Schiller ſelbſt eine ſolche überſpannte Empfindung zuſchreibt, ſteht Lotte in aller Natürlichkeit dem Phantaſiebilde des Liebenden zur Seite, aber hier iſt dem Gedankenbilde Körper gegeben und dieß duldet das Geſetz des Dramas noch weit weniger als das des Romans. Dieß fühlte Schiller dunkel, als er ſeine Liebesepiſode als untheatraliſch erkannte, und es war ein Beweis, wie er doch ſeines Berufes nicht überall recht klar war, als er ſich bereitwillig zeigte, jeden Gedanken an die Aufführung zu verbannen. Hier ſcheint es überall einzuleuchten, wie die inſtinctive Production in der Dichtung Glück und Gedeihen voraus hat vor der Andern, die unter dem Mitwirken des Verſtandes entſteht, und es wird wie bei Wallenſtein und Meiſter und dem Meſſias, ſo überall ein mißliches Symptom ſein, wenn man von der Entſtehungsgeſchichte eines Poeſiewerkes viel zu erzählen weiß, ſo wie einmal Leſſing vortrefflich darauf aufmerkſam gemacht hat, daß man von den Lebensſchickſalen der größten Dichter gemeiniglich das wenigſte wiſſe. Die Epiſode von Max und Thekla iſt nicht das einzige, was im Wallenſtein von dieſem bewußten Verfahren und daraus entſpringender Irrung Anlaß gibt. Die Behandlung des Schickſals hat man dem

Dichter ebenſo oft und mit Recht vorgeworfen. Er fand, daß der eigene Fehler des Helden zu viel an ſeinem Unglück, das Schickſal zu wenig thue, er ſchied die Nothwendigkeit des Geſchickes, ganz ungleich Göthe, der beides ausdrücklich für einerlei erklärte[64]), von der Natur des Menſchen, der, nach jener Anſchuldigung des Zeus, die Götter irrig des Böſen zu zeihen pflegt, das er ſich ſelbſt bereitet. Er gibt damit den reinen Zuſammenhang der Handlung und Kataſtrophe auf, der bei Shakſpeare und Göthe immer ganz tadellos iſt; dieß erfolgte aus der Abſicht, die alte Tragödie nachzuahmen, die er (in dem Aufſatze über tragiſche Kunſt) offenbar nach den chriſtlichen Verdächtigungen misverſteht, die über das blinde Fatum des alten Trauerſpiels im Umlauf ſind.

So ſind die äſthetiſchen Ausſtellungen am Wallenſtein wohl vielfach gerechtfertigt, wie bei Don Carlos, ohne daß darum das Wort Göthes nicht ſtehen bleibe, es ſei dieß ein ſo großes Werk, wie zum zweitenmale nichts Aehnliches vorhanden iſt. Wie wir zur Blüthezeit unſeres alten Epos fanden, daß Eine Seite deſſelben ihren Werth durch reine künſtleriſche Bedeutung habe, die Andere aber durch impoſanten Gehalt, ein großes Beſtreben, und vaterländiſche Stoffe, daß jene ſchon äſthetiſch an ſich befriedige, dieſe erſt durch Vergleichung der Stellung der Gedichte zur Geſchichte, ſo iſt es in der Blüthezeit unſers Dramas mit Göthe und Schiller. Jener, in ſeinen Anlehnungen an fremde Manieren, in ſeinen laxen Materien und Charakteren hat nichts materiell ſo Impoſantes, aber er reißt formell hin, wie die alten den franzöſiſchen nachgeahmten Epen; dieſer, in den eigentlichen poetiſchen Erforderniſſen zurückbleibend, vergütet dieß mit der Größe ſeiner Materien und der hiſtoriſchen Bedeutung ſeiner Tendenzen. Ein vaterländiſches Element war in Schiller wirkſam, mehr als er ſelber wußte; die Stoffe zu Wallenſtein und Tell ſind mit einer dunklen Nationalſympathie ergriffen; ſie ſind aus dem feindſeligen Schauplatze der Nibelungen und des hiſtoriſchen Volksliedes des **14.** Jahrh. genommen, den einzigen Zeiten, aus welchen hiſtoriſche Stoffe in eine epiſche und praktiſche Poeſie bei uns eingegangen ſind. Wie wir bei den früheren Stücken meinten und bei den

64) „Im Trauerſpiele kann und ſoll das Schickſal, oder welches einerlei iſt, die entſchiedne Natur des Menſchen, die ihn blind da und dorthin führt, walten und herrſchen."

ſpäteren wieder finden können, ſo iſt auch Wallenſtein, wie wir mehrfach andeuteten, den großen Ereigniſſen der Zeit, zum Theile mit jener poetiſchen Anticipation, gegenüber gelagert. Dieß wußte Schiller ſelbſt, und hat es im Prologe geſagt. „Die alte Bahn verlaſſend, will der Dichter aus dem engen Kreiſe des Bürgerlebens auf einen höheren Schauplatz verſetzen, nicht unwerth des erhabenen Moments der Zeit, in dem wir uns ſtrebend bewegen; denn nur der große Gegenſtand vermag den tiefen Grund der Menſchheit aufzuregen. In dieſer Zeit, wo die Wirklichkeit zur Dichtung wird, wo gewaltige Naturen um ein großes Ziel kämpfen, und um der Menſchen große Gegenſtände, um Herrſchaft und Freiheit, ringen, in dieſer Zeit muß die Kunſt den höheren Flug verſuchen, ſoll nicht des Lebens Bühne ſie beſchämen. Es zerfällt in dieſer Zeit die alte feſte Form, die vor 150 Jahren ein willkommener Friede der Menſchheit gab, die theure Frucht von 30 Kriegesjahren, deren düſtres Bild der Dichter vorüberführen will.“ So knüpft ſich Schiller ſelbſt gleichſam das Band, das ihn mit der letzten Periode unſerer Tragödie, im 30jährigen Kriege, zu Gryphius Zeit zuſammenknüpft. Nicht zufällig zuſammenknüpft; denn ähnliche Zeiten rufen die ähnlichen Erſcheinungen hervor, und dieſe ſind nicht anders möglich, als unter den ähnlichen Bedingungen. Wer da glaubt, mit dem bloßen Genius die höchſten Leiſtungen zu erzielen, der laſſe ſich von dem Beiſpiele großer Männer ſchrecken, die ſich in dieſen fruchtloſen Kampf mit den Verhältniſſen begeben haben. Es hat Alles ſeine Zeit und ſeine Bedingung, und ſo hat auch die Tragödie nie eine große Epoche gehabt, ohne daß die Lage der wirklichen Welt für den Tragöden eine Schule dargeboten hätte. Ja die Tragödie, die in ihren Wirkungen den Menſchen erſchüttert, ſcheint vorzugsweiſe einen eigen zugerichteten Boden zu verlangen, wo in den allgemeinen Aufregungen der Zeit auch der Einzelne einen härteren Anſtoß erträgt, den er im ruhigen Gleiſe einer gleichgültigen Gegenwart ſich abzuhalten wünſcht. So hatte in Griechenland der koloſſal-tragiſche Fall des Xerxes gleichſam die ächte Tragödie geboren, und die tiefſinnigſten Dichtungen ſchloſſen ſich an den Einen Gedanken des Ueberhebens der menſchlichen Natur feſt an, mit dem ſie, wie mit einem lichtvollen Blitze, eine Maſſe ihrer alten Stammſagen beleuchteten. So war dem glücklichen Laufe des römiſchen Volkes die eigentliche Tragödie

fremd und erſt die tragiſchen Kaiſerzeiten riefen in etwas dieſe Kunſtform hervor. In der neueren Geſchichte iſt Carl V. der erſte tragiſche Charakter, der ganz ſo wie der Perſerkönig das Trauerſpiel faſt in allen Ländern Europas, unter den Händen des Hans Sachs und des Cervantes, unmittelbar nach ſeinem Sturze plötzlich aufquellen machte, das vorher ſo wenig exiſtirte, als er ſelbſt ein Vorbild hatte. So analog die niederländiſchen und deutſchen Tragödien in ihrem ganzen Charakter mit den Zeiten ſind, in denen ſie entſtanden, ganz ſo eigenthümlich liegt das italieniſche und ſpaniſche Drama zu der Geſchichte der dortigen Dynaſtien, und Italien hat kaum Eine Tragödie wie kaum Einen großen tragiſchen Charakter gehabt. Shakſpeares umfangsreiche Kunſt hat in allen Theilen ihr Vorbild in Eliſabeths Zeit: das luſtige Leben am Hofe, die abentheuerlichen Seekriege, die blühende geſchichtliche Größe des Volks, Gedeihen und Fall der handelnden Figuren, unter denen die unglücklichen (Eſſex, Marie Stuart) als tragiſche Charaktere typiſch geworden ſind, Alles ſpiegelt das Luſtſpiel und Zauberſpiel, die Hiſtorie, das Schauſpiel und die Tragödie des Shakſpeare ab; und der von ihm gegebene Impuls dauerte über die Zeiten Carl Stuarts und Cromwells hinaus, bis die Bewegung des Volks obgeſiegt hatte und die ſtrebenden Charaktere aus der Geſchichte verdrängt waren, wo dann das Epos, die volksthümliche Poeſiegattung, die vornehme Tragödie verdrängte. So war denn auch bei uns die Zeit der Siege Friedrichs, dem Schiller richtig die epiſche Seite abſah, dem Epos günſtig, und unſer Trauerſpiel irrte rathlos umher, bis die franzöſiſchen Zuſtände orientirten. Schiller hatte ſie divinirt zum Theil ehe ſie ausgebildet waren; er ſchilderte Revolutionen und Königsmorde, wie er nachher Jahre lang vor 1813 die Gemälde großer Völkerbefreiungen entwarf; mit Wallenſtein ſtand er Napoleons ſteigendem Glücksſtern grade gegenüber. Sieht man nun dieſe Producte, die unſerer deutſchen Bühne erſt Namen gegeben haben, ſo innig in die ungeheuerſten Bewegungen der Geſchichte verwebt, und beachtet man, wie gleich nach dem Verſchwinden dieſer Bewegungen bei uns das Schauſpiel wider ganz zu Verfall kam, wie klein und thöricht erſcheinen dann die Poeten, die wie jene Franzoſen und Franzoſennachahmer zu jeder gleichgültigen Zeit jedes beliebige Werk mit Kleiſter und Scheere zu machen bereit ſind, unacht=

ſam auf die unwillige Minerva, die hinter den misgünſtigen und misrathenden Zeitverhältniſſen droht! Wenn unſere heutige Jugend erſt ſorgen wollte, Geſchichte zu machen, dann würde ſie ſich für das Geſchäft der poetiſchen Mache ein beſſeres Glück verſprechen dürfen.

Schiller lebte, wie jeder große Genius, doppelterſeits in ſeinem Berufe und in ſeiner Zeit, und ging in deren Forderungen ganz auf; und wenn ihn künſtleriſch der Inſtinct nicht überall ſo ſicher führte, ſo leitete er ihn hiſtoriſch deſto ſicherer. Aber auch äſthetiſch iſt der Charakter des Wallenſtein mit mehr Sicherheit richtig gegriffen, als Schiller ſelbſt zu wiſſen ſchien, wenn er ihn einen untragiſchen Charakter nannte. Dieß wird ſogleich klar ſein, wenn wir hiſtoriſch dem Grund und Boden von Epos und Tragödie und den Verhältniſſen nachſpüren, worin ſie beide wurzeln, eine Betrachtung, die wir an dieſem Orte ſpät, aber am ungezwungenſten einführen, weil eben in dieſer Zeit die größten dramatiſchen Anläſſe vorliegen und das Beiſpiel unſerer größten Dichter und Kritiker, die eben dieſen Verhältniſſen äſthetiſch nachforſchten; und weil wir nun ſchon die Erfahrungen hinter uns haben, auf die wir uns beziehen können. Wir haben aus dem geſchichtlichen Gange unſerer Dichtung gelernt, daß das Epos in ſeinen reinſten Geſtalten in der Periode der Jugend und des Allgemeingefühls der Völker entſteht und als ein Eigenthum des Ganzen den Nationen und den Zeiten angehört. Wo es in der Zeit heller Geſchichte auftaucht und ſeinen Stoff aus dieſer nimmt, fällt es zum hiſtoriſchen Gedichte herab und hat Mühe, ſich auf der Höhe eines Lucan zu halten; wo es von Einzelnen in ſolchen Epochen einer fertigen Cultur mit Erfolg und als ächtes Epos behandelt wird, da wird dieß immer (wie bei Arioſt, Milton, Klopſtock) in eine Zeit treffen, die den Charakter einer Regeneration und einer Verjüngung des Völkerlebens trägt, und die inſofern unſerer Bedingung nicht widerſpricht; und immer wird, wo das Reſultat von einiger Bedeutung ſein ſoll, die Materie aus jenen jugendlichen Tagen der Völker genommen ſein, oder gar ſich aus den Quellen des ächten Volksepos herleiten. Wenn in ſolchen Zeiten einfältiger Bildung eine Dichtung und Kunſt entſtehen ſollte, ehe noch des Menſchen beobachtender Geiſt geſchult war, ſo konnte er nur von Großem und Gewaltigem erregt werden, und es ſind daher meiſt maſ-

ſenhafte Handlungen der Völker, die des älteren wie des modernen Epos Stoffe geworden ſind. So iſt es in der Ilias und den Nibelungen, bei Virgil, bei Arioſt und Taſſo, bei Camoens und Ercilla; große Völkerbewegungen, Gemälde mannichfacher menſchlicher Leidenſchaften im Conflicte Vieler werden uns vorgeführt. Selbſt wo ſcheinbar ein Einzelner, wie Alexander, Dietrich, Arthur, Gottfried u. ſ. der Hauptheld iſt, iſt er an Maſſen gebunden, trägt in ſich und meiſtert und lenkt eine ganze Welt und umſpannt die Geſchicke der Völker, wie ſelbſt jene Religionsſtifter und geiſtigen Helden, die nicht ſelten zum Thema großer Epopöen gewählt wurden. Der Einzelne ſollte in dem Epos nicht vortreten, und wo er durch ein natürliches Gewicht im Vorgrunde ſteht, ſo tritt doch in ihm keine einzelne individuale Handlung oder Leidenſchaft hervor; er erſcheint überall als der Träger allgemeiner Beſtrebungen und deren Vertreter. Dieſe Handlungen fließen überall aus dem Inſtinct des Ganzen; keine Motive ſind verſteckt, kein geiſtiges Maſchinenwerk iſt in Bewegung, die Thaten ſind mehr phyſiſcher Natur, die Körperkräfte ſind vor den Seelenkräften voraus, Tugend iſt Tapferkeit. Die Helden verdienen ſich ihren dichteriſchen Preis nur durch ihr Gelingen. Sie ſind mit dem Schickſal eingeſtimmt, das daher hier keine Rolle hat, inſofern es keinen Gegenſatz bildet; wegen dieſer Einſtimmung ſind daher religiöſe Helden und Thaten ſo oft der Gegenſtand des neueren Epos geworden; Chriſtus im tragiſchſten Ausgange iſt dieſerhalb doch ein epiſcher Held; wie der Wille Gottes vollendet ward, ſingt die Ilias und der Meſſias; die Götter ſpielen mit den Menſchen im Bunde und Zeus ſelbſt, dem Schickſale unterworfen, nimmt für die Entſcheidung der Wagſchale Parthei. Die Hinderniſſe weichen auf dieſe Weiſe, ſie ſpornen und beflügeln; Alles Entgegengeſetzte wird überwunden, und in den carrikirten Ritterepen iſt dieß im Extreme dargeſtellt durch das begleitende Glück der Helden und ihre nie contraſtirte Stärke. An jeder Kataſtrophe geht das Epos vorbei, Alexander und Achill ſind nur epiſche Helden, wenn man ihren Ausgang vergißt, und in den Nibelungen hielt die Volksſage richtig den Dietrich als den epiſchen Hauptcharakter feſt. Sucht man in der Geſchichte für den epiſchen Charakter einen Typus, ſo werden wir vorzugsweiſe auf jene Männer gewieſen, denen man in unbewußter Uebereinſtimmung, und in

Anerkennung ihres beglückten Wirkens, hiſtoriſche Größe zuerkannt hat, eine Gruppe, auf die wir anderswo ſchon aufmerkſam gemacht haben: aus ihrer Mitte haben die Alexander, Carl und Dietrich den Stoff für die größten Epen des Mittelalters hergegeben.

Die Geſchichte bietet in den helleren Zeiten des erwachten Bewußtſeins und der Cultur eine andere Gruppe ähnlicher vorragender Männer dar, die zu jenen einen ſchlagenden Gegenſatz bilden. In der Epoche geiſtiger Cultur reißt ſich der Einzelne, Bevorzugtere, mit Freiheit von der Menge los, mit der er Handlung und Beſtreben, die Bewegung nach einem beſtimmten Zwecke theilen kann; ſich iſolirend eilt er raſcher zu dieſem Ziele hin mit dem Hebel der geiſtigen Kräfte; er zeigt uns das Menſchliche im höchſten Flor, er überhebt ſich, vermiſcht die eigenen Zwecke mit denen des Schickſals und ſeine Weisheit mit der Vorſehung, und gewöhnlich ſind die Maſſen, von denen er ſich losgeriſſen hat, das Werkzeug der Reaction gegen ihn, und in ihnen offenbart ſich die göttliche Lenkung, die ſich von dem inſtinctiven Beſtreben der Vielen ſeltner trennt, als von dem freien des Einzelnen. Die Götter leiden nur das Berühren des Höchſten, den Beſitz haben ſie ſich vorbehalten; ihr Neid trifft daher nach jener tiefſinnigen Auffaſſung der Alten den Menſchen, der über ſeinen menſchlichen Standpunkt der Beſcheidung hinaustritt, und dem Geſchicke den Zügel abnehmen will; wo er ſich der Gottheit am nächſten dünkt, da ſtürzt ſie ihn am tiefſten herab, wo er ihre Plane kreuzt, da zerſtört ſie die ſeinen. Nicht übereingeſtimmt alſo mit dem Schickſal, ſondern im Einzelkampfe mit ihm ſind dieſe Typen des tragiſchen Charakters und ſie haben überall in der Geſchichte ſelbſt ein tragiſches Ende; nicht die religiöſe Harmonie mit der Gottheit herrſcht hier, ſondern ein freigeiſtiger Gegenſatz, und daher ſind dieſe Figuren von der Tragödie entweder jenſeits der religiöſen Cultur und Sittigung aufgeſucht worden, (im Hauſe Tantalus und von Shakſpeare in jenen galliſchen und germaniſchen Urſagen, die an der Tantaliden Greuel und Rohheit erinnern,) oder dieſſeits derſelben, wo der Menſch das Abhängigkeitsgefühl, den Grund aller Religion, ablegt und verleugnet. Die Organe des Schickſals nehmen daher gegen dieſe Emporkömmlinge und titaniſchen Naturen Parthei, die Pallas gegen Ajas, die Hexen gegen Macbeth, die Sterne gegen Wallenſtein, ſie ſchmieden hier mit dem Menſchen ſein Unglück, wie im Epos ſein

Glück; ſie erinnern ihn im Momente ſeiner größten Herrlichkeit an ſeine Schwäche, ſie vernichten den Kühnſten am eheſten; aber es tröſtet, was mehr werth iſt, als mit dem Untergang Eines Menſchen erkauft zu werden, der Beſtand der menſchlichen Freiheit. Die einzelne Handlung, die das Epos vermied, wird hier die Hauptſache, die Kataſtrophe, die es umging, iſt hier der Zweck. Daß die Tragödie in der Wahl ihrer Charaktere aus dieſer Gruppe nicht überall ſo ſicher griff, wie das Epos aus jener ihm entſprechenden, dieß liegt ſchon in der bewußten Wahl, die hier dem einzelnen Dichter immer frei ſteht, und die viel öfter irre leitet, als der Takt, der im Volksgedichte die Hand führt. Es liegt auch darin, daß im Drama des Bühnenbedürfniſſes wegen das Mittelmäßige und Zwitterhafte mit dem Aechten und Guten ſtets gemiſcht ging, während die Ausartungen des Epos als Roman und hiſtoriſches Gedicht rein abgeſchieden ſind. Vielfache Figuren der Geſchichte — und dieß ſind leicht die größten Erſcheinungen der Menſchheit — tragen auch, je nachdem ſie aufgefaßt werden, ſowohl epiſchen als tragiſchen Charakter an ſich und erſchweren die Wahl: ſo Alexander, Achill, Columbus, Mahomet, Guſtav Adolph u. A. Wo aber die Tragödie ihres Endzwecks am ſicherſten war, (und bei Aeſchylus und Shakſpeare iſt dieß am klarſten) da griff ſie mit entſchiedenem Takte vorzugsweiſe nach jener aufſtrebenden und überhobenen Menſchheit: im Prometheus, im Agamemnon, im Xerxes, in den Sieben vor Theben, im Macbeth, Cäſar, Coriolan und Timon. Die ganze neuere Zeit von Carl V. bis Napoleon bietet dieſe Charaktere in Unmaſſe dar, aber ſie ſcheinen uns noch zu nahe zu liegen: dieſe Stoffe gerathen uns unter den Händen zu Hiſtorien, eine Gattung, die durch ihre epiſche Breite und Fülle dem Begriff der Tragödie nothwendig entgegen liegt. Schiller hat hier Bahn gebrochen, er hat die moderne Geſchichte mit kühnem Verfahren von dem Ballaſte geſäubert und hat faſt blos auf ihrem Gebiete mit dieſer Reinigung ächt tragiſche Stoffe erbeutet. So ſchon im Fiesco und im Carlos, ſo in der Marie Stuart, und ſo bei weitem am trefflichſten im Wallenſtein, der tragiſch mit ſo richtigem Gefühle gegriffen iſt, als in den Entwürfen ſeiner Epen (von der Möglichkeit der Ausführung abgeſehen) Guſtav Adolph und Friedrich der Große. Dieß iſt des Stückes und des Dichters große Seite. Wer in der Tragödie nicht

mit zweideutigem Geſchicke Stoffe erfinden, wer nicht die alten Stoffe, die zu uns außer Beziehung getreten ſind, mechaniſch wiederholen will, der wird Schillern folgen und die neue Geſchichte ausbeuten müſſen; und wer ihm hierin jemals folgt, der kann ihn wohl an dichteriſchen Gaben übertreffen, aber in dem Takte, wahrer und heller Geſchichte, einer Materie der Proſa, die poetiſche Seite abzugewinnen, wird er ihn ſchwerlich überbieten können. Und wenn die Eroberung dieſes Gebietes für die dramatiſche Poeſie ein dankenswerther Gewinn heißen darf, ſo entſchuldige man auch von hier aus ja die ideale Ader in Schiller, ohne die eine ſolche Unternehmung (das ſagte Schiller in Bezug auf den Wallenſtein ſelbſt) gar nicht denkbar geweſen wäre. Wie die griechiſche Tragödie die Heroenzeit, wie Shakſpeare den ganzen Reichthum des Mittelalters, mit gleicher Sicherheit hat Schiller die Stoffe der neueren Zeit dem tragiſchen Genius geöffnet, und ihr näheres Verhältniß zu uns, das Göthe in jener Aeußerung über ſeinen Götz ſchon ahnte, mit feſter Hand ergriffen, und wo er ſich in der Braut von Meſſina in andere Gebiete verſetzte, ſchien der Boden nicht mit gleicher Sicherheit gewonnen; er iſt auch von dieſer Seite des Stoffes der eigentliche moderne Dichter; alles, was man formell mit dieſer Bezeichnung tadeln mag, war ihm gleichſam durch dieſe Materien, ein nothwendiges Uebel, geboten; die Epochen, die es hier zu behandeln galt, entbehrten den Farbenton einer verſchiedenen Welt, auf die Shakſpeare zurückblicken durfte; ſie entbehrten, als Zeiten geiſtiger Cultur, die Reize des Phantaſielebens, und zwangen den Dichter unvermeidlich zu dem Ideenwerk, auf das ſich die Ausſtellungen an Schiller am meiſten werfen.

Dem Charakter der Materien von Epos und Tragödie entſpricht die verſchiedene Art ihrer Textur, das Fundament beſtimmt den Bau. Die weite und maſſenhafte Grundlage des Epos bedingt ein umfangreiches Werk, worin das Leben in mannichfaltigen Geſtalten Raum gewinnt; dieſe Breite des Inhalts verhindert, daß das Gedicht nach Einer Seite hin, auf Eine Empfindung wirkt, es geſtattet nicht lyriſche Erreglichkeit; die Schärfe des Eindrucks, die ihm hierdurch entgeht, erſetzt es durch Plaſticität, eine Eigenſchaft, die dem ächten, auf Geſchichte gegründeten Epos darum natürlich iſt, weil das Sinnliche und Phyſiſche in den Zeiten, die das Epos gebären, in dem Menſchen dominirt, ein äußeres Wirken

ſeine Handlungen ausmacht. In einer Periode entſtanden, wo die Kräfte des Geiſtes noch nicht vereinzelt hervorgetreten ſind, iſt es dem Epos natürlich, partheiloſe Ruhe zu behaupten; der glückliche Verlauf der Handlungen unterſtützt dieſen friedlichen Gang, und wehrt, wie jeder Kataſtrophe, ſo auch jeder aufregenden, allzu lebendigen, durch Vergegenwärtigung beläſtigenden Manier; und dieß iſt wieder in den Ritterepen carrikirt durch die ängſtliche Vermeidung jedes fremdartigen Elementes ausgedrückt. Das Epos will durch den ſtillen Sinn des Ohres empfangen ſein; die einfache Erzählung wird ſeine Geſtalt werden, die jenſeits aller der kleinen, ſubjectiven, lyriſchen und didaktiſchen Formen liegt, und daher der einfachſten Bildung nicht zu hoch, popular und für jeden zugänglich iſt. Das Epos iſt darum die repräſentative Form aller naiven, aller Volks= und Naturdichtung. Die Erzählung rückt mit den Zeiten der Entwicklung des Epos ſelbſt in immer größere Ferne von den Dingen; aber auch gleich in den rhapſodiſchen Anfängen deſſelben will der gleichlebende Held ſchon ſeine Thaten in die Vergangenheit gerückt haben; und auf dieſen Begriff reducirt ſich, wie Göthe und Schiller richtig fanden, das Weſen der epiſchen Form. Er mildert die Lebhaftigkeit unſeres Intereſſes, wir bleiben dem Epos gegenüber im Gefühle der Harmonie aller Kräfte, und empfangen die Eindrücke der Dichtung in einem freien Gemüthe. Ganz anders in der Tragödie. Ihr enger Inhalt, der ſich um eine einfache Handlung dreht, bedingt eine engere Geſtalt, und es wird ein Verdienſt des Dichters, wenn er in dieſe einen weiten und großen Gehalt zuſammenzupreſſen weiß: es iſt daher Ein Lob, wenn Humboldt unſern tragiſchen Dichter um die Gabe preist, die mannichfaltigſte Fülle in die reinſte Form zu binden, und wenn Ariſtoteles die tragiſche Gattung darum bevorzugt, weil ſie die großen Zwecke der Dichtung mit kleineren Mitteln erreicht. Die Eine Handlung, die das Thema der Tragödie iſt, dringt in ihrer Kataſtrophe auf Einen Punkt unſeres Intereſſes, das dem Epos ſeine volle Fläche zukehrt; ſie nimmt nicht den ganzen empfindenden Menſchen, ſondern einzelne Empfindungen in Anſpruch; der unglückliche Fall des Helden feſſelt uns als gleich organiſirte Weſen mit unſerer Theilnahme, die ſich von ſelbſt in Furcht und Mitleid ſpaltet; es iſt auf größere Energie des Eindrucks abgeſehen, und carrikirte Producte haben daher, wie die Ritterepen dort auf eine übertriebene

Friedlichkeit, hier mit Schreck und Rührung auf eine gewaltſamere Aufregung hingewirkt. Die ächte Tragödie mildert lieber ihre Wirkungen, die ſie dadurch hinlänglich ſichert, daß ſie vor dem lebendigeren Sinne des Auges ſpielt; ſie geſtaltet ſie zur Darſtellung, und in dem Begriffe der Vergegenwärtigung liegt ſie dem Epos direct gegenüber. Indem die Dichtung hierdurch gleichſam auf den Zuſchauer bezogen wird, wirkt ſie ſubjectiver, theilt uns in uns ſelbſt, und giebt uns nur durch die Vollendung des Kunſtbaues ſelbſt wieder. Die Tragödie iſt die vertretende Form aller ſentimentalen, aller Kunſtdichtung. Sie liegt dieſſeits jener mittleren Gattungen der Lyrik und Didaktik, die ſich zwiſchen Epos und Drama bewegen, und ſie nimmt daher dieſe vier Hauptdisciplinen in ihrer reineren Geſtalt im Alterthume in ſich auf: ſie zeitigt in dem dramatiſchen Dialog die Kataſtrophe, ſie ſchiebt dieſe ſelbſt in einer epiſchen Erzählung aus den Augen, der Chor ſpricht lyriſch die Empfindung des Zuſchauers aus und hält ſein künſtleriſches Intereſſe wach, indem er ihm gleichſam den pathologiſchen Antheil abnimmt; die didaktiſche Sentenz hilft dem Chor, den Betrachter auf der im Stücke ſymboliſch dargeſtellten Idee zu verweilen. Denn die Schilderung des Menſchen im Kampfe mit dem Schickſale iſt weſentlich Darſtellung einer Idee; das Sittliche und Intellectuelle im Menſchen iſt daher in der Tragödie weit mehr in Anſpruch genommen als in dem Epos; ſie iſt eigentliche Culturpoeſie und iſt daher eine heroiſche, fürſtliche Dichtungsart genannt worden. Sie iſt der Gipfel aller Dichtung, wenn jene Kunſt die höchſte iſt, die mit der Natur mehr im Kampfe liegt; ſie weicht dem Epos, wenn wir die Spitze der Kunſt dort ſuchen, wo die Natur mit ihr vermählt iſt. Sie liegt dem Epos, wie das Erhabene dem Schönen gegenüber, wie Alter der Jugend, wie ein großes Streben nach leitenden Vernunftideen einem ſchönen Daſein in der Blüthe der Phantaſie.

Wenn man im Allgemeinen urtheilt, ſo erſcheinen unſere beiden Dichter (Göthe, wenn nicht ſeinen Productionen, doch ſeiner Natur nach) zwiſchen dieſe beiden Dichtungsgattungen gleichſam getheilt, wie ſie auch in den Unterarten des Lyriſchen und Didaktiſchen wie ein Abkommen getroffen haben, ſo daß ſich in ihnen der Kreis aller Dichtung gewiſſermaßen umſchreibt. Göthes dichteriſche Natur iſt durchaus ſo allgemein, daß er, vor die Entwicklung aller ſchema-

tiſchen und in äußerliche Formen geſtalteten Poeſie geſtellt, an ſeinem rechten Orte geſtanden haben würde, mithin für das Epos eigentlich geſchaffen erſcheint: ein wunderbarer Künſtlergenius, der für eine glücklichere Zeit und Zone berechnet ſchien, und den ſelbſt zuſammentreffende Wunder in dem Jahrhundert, der Nation und der Welt nicht ganz in Einklang mit der Gegenwart bringen konnten. Was in ihm vorragt und poetiſch ausſchließend wirkt, iſt jene Energie der Einbildungskraft, die Jugend des Geiſtes, welche der altgewordenen Welt und den neueren, ſchon verſtändig geborenen Geſchlechtern nur noch in Spuren zurückblieb, nur noch im Einzelnen vorzugsweiſe mächtig iſt: bei Göthe ſo ſehr, daß nach Schillers Ausdruck alle ſeine denkenden Kräfte auf ſie als auf ihre gemeinſchaftliche Repräſentantin gleichſam compromittirten. Es war in andern Worten ein anderes Anerkenntniß des Vorzugs der naiven Dichtung, wenn Schiller hierin das Größte erblickte, was der Menſch aus ſich machen könne: daß es ihm gelänge, ſeine Anſchauung zu generaliſiren und ſeine Empfindung geſetzgebend zu machen. Wirklich iſt dieß des Dichters allerhöchſter Preis, und darum dringt das Licht und die Wärme der Poeſie in alle Sphären der Menſchheit ein, wohin Geſchichte und Philoſophie nicht gelangen, und Schiller hatte Recht, von dieſer Seite her im Dichter den wahren Menſchen zu finden und den Philoſophen gegen ihn nur eine Carrikatur zu nennen. Und mit eben ſo viel Recht fand er in Göthe eben den Dichter, der unter uns jenem reinſten Gattungsbegriffe am nächſten kam. Denn wir Alle bewundern ja in dieſem mit ihm jene ruhige Tiefe und Wahrheit, die unbegreiflich iſt, wie die Natur ſelbſt, jenes Gleichmaß in der Bewegung des Lebens, das er uns vorführt, die von aller Leidenſchaft und Erregung fern hält, jene Leichtigkeit ſeiner Schilderungen, die „bei dem gemeinen Volke alle Gedanken an die Schwierigkeit und Größe der Kunſt entfernt.“ Aber mit dieſen Eigenſchaften grade wäre er ganz gemacht geweſen, auf dem ebenen Strome des Epos zu ſteuern, das die geſammten Kräfte des Menſchen noch ungetheilt in Anſpruch nimmt, und wozu eine glückliche Gabe der Anſchauung das Talent entſcheidet. Was daher Humboldt und Schiller, ohne Bezug auf Göthe, über den Charakter der epiſchen Dichtung geſagt haben, das paßt überall nicht auf Göthes Epen blos, ſondern auf ſeine geſammte Poeſie. Die bloße, aus dem Innerſten geholte Wahrheit,

die der Zweck des epiſchen Dichters iſt, iſt überall auch der ſeine; „er ſchildert blos das ruhige Daſein und Wirken der Dinge nach ihren Naturen, ſein Zweck liegt ſchon in jedem Punkte ſeiner Bewegung. Darum eilen wir nicht ungeduldig zu einem Ziele, ſondern verweilen mit Liebe bei jedem Schritte. Die Selbſtändigkeit der Theile iſt ein Hauptcharakter des Epos. Der epiſche Dichter erhält uns die höchſte Freiheit des Gemüths, und da er uns in einen ſo großen Vortheil ſetzt, ſo macht er dadurch ſich ſelbſt das Geſchäft deſto ſchwerer: denn wir machen nun alle Anforderungen an ihn, die in der Integrität und in der allſeitigen vereinigten Thätigkeit unſrer Kräfte gegründet ſind.“ Man ſieht, dieſe Schillerſchen Sätze über den Epiker ſind wie auf Göthes Dichtungen geſchrieben, der auf das Epos nicht allein durch ſein Talent, ſondern durch ſein ganzes Weſen hingewieſen ſchien. Denn er brachte ihm jene verſöhnte und friedliche Natur entgegen, die nichts Störendes von der Außenwelt mochte, die ihre Hemmungen umging, jede Sorge und Aengſtlichkeit abwarf, einen Charakter, der einen ganz epiſchen Lebenslauf einſchlug, in dem ſich kaum Eine heftige Kataſtrophe findet, die der lebensfrohe Dichter nicht in eine heitere Ergötzlichkeit umgewandelt hätte. Und dieſe Tendenz war in ihm von ſolcher Stärke, daß er, an den tragiſchen Ereigniſſen der Zeit Einmal geirrt, immer entſchiedener ſich in die Ruhe und den Frieden der plaſtiſchen Kunſt und der Natur zurückzog, ja innerhalb der Kunſt von der menſchlichen Geſtalt weg zur Landſchaft neigte, die ihm erreichbar und faßlicher ſchien. Wäre die Zeit ſo zum Epos geſchaffen geweſen, wie ſie es nach Allem, was wir hörten, nicht war, ſie hätte ihn zum Epiker gebildet, denn dieſes goldne Wort hat Göthe ſelbſt geſagt, daß die ſpecifiſchen Beſtimmungen von außen kommen ſollten, und die Gelegenheit das Talent determiniren, ihm ſeine Richtung geben muß. Er erklärte ſich das Streben der Zeit nach dem Drama daraus, weil dieß die einzig ſinnlich reizende Dichtungsart ſei, von deren Ausübung man einen gewiſſen gegenwärtigen Genuß erwarten könne, und das Mislingen der Epopöe daher, daß wir keine Zuhörer mehr haben. Dieſer ſcheinbar kleine Grund enthält doch für den Denkenden alle die Bedingungen, die das Epos in der That erfordert und die ihm die moderne Zeit verweigert. Die determinirende Gelegenheit warf alſo den Dichter auf die entgegengeſetzte Seite der

Tragödie. Allein daß er für dieſe Gattung nicht geboren war, wußte er ſelbſt, und Schiller legte es ihm auseinander. Bei Gelegenheit der Forſchungen über Epos und Drama zweifelte Göthe, ob er fähig ſei, eine wahre Tragödie zu ſchreiben. Er erſchrack vor dem bloßen Unternehmen, und war faſt überzeugt, daß er ſich durch den bloßen Verſuch zerſtören könnte. So hatte er ſich gleich anfangs Shakſpeare vom Halſe zu ſchaffen geſucht, aber mit Homer wagte er zu wetteifern! Schillern frappirte die Wahrheit in Göthes Ausſpruch und die Ueberzeugung, die er ſelbſt aufnehmen mußte, daß keines ſeiner Dramen den ſtrengen Forderungen einer Tragödie genügt. Mit erſtaunlichem Tiefblicke in die Natur der Göthiſchen Dichtung erkennt er aber ſogleich, daß er ſo univerſell als Dichter geboren ſei, wie als Menſch, daß das, was dem Genius zu widerſprechen ſchien, ihm zu deſto größerem Verdienſte gereiche. Er findet die ganze tragiſche Gewalt und Tiefe in ſeiner Dichtung, aber die ſtrenge grade Linie, nach welcher der Tragiker fortſchreitet, ſage ſeiner Natur nicht zu, die ſich in freierer Gemüthlichkeit äußern wolle. Die Berechnung auf den Zuſchauer, der Hinblick auf einen Zweck, der äußere Eindruck, von dem man ſich nicht dispenſiren darf, genire ihn; es müſſe in den nichtpoetiſchen Erforderniſſen der Gattung liegen, wenn er wirklich keine Tragödie ſchreiben könne. Dieſe nichtpoetiſchen Erforderniſſe treten in der That für den naiv empfindenden Dichter in der Tragödie hinzu, ſie ſind nur im Epos ganz zu vermeiden. Göthe war alſo darum nicht zum tragiſchen Dichter gemacht, weil er zum epiſchen geſchaffen war. Schiller ſagte, weil er ganz zum Dichter in ſeiner generiſchen Bedeutung geſchaffen ſei. Dieß drückt das nämliche aus, was Göthe über die leidige Nöthigung unſerer Verhältniſſe ſagt. Wir Neuern werden nur gelegentlich zum Dichter geboren, klagt er, wir wiſſen nicht woran wir ſind, und plagen uns darum mit der ganzen Gattung herum. Dieſe Wendung war für ihn ganz unvermeidlich, der für jene Gattung geboren war, für die die Zeit nicht geſchaffen erſchien, und für die andere minder geſtimmt, die die Zeit allein begünſtigte. Dieſem läſtigen Zwieſpalte ſuchte er zu entgehen, indem er ſich ins Unendliche ſpaltete, und nun die Dichtung, ſtatt in Einer der großen Urformen, in allen, auch den untergeordnetſten conventionellen Geſtaltungen aufſuchte, dieſe zu genießen, und im Genuſſe, wie es dem Genius natürlich iſt, zu

reproduciren ſtrebte. In dem dunklen Bedürfniſſe gleichſam, zu jener reinſten Form zurückzukehren, wo der Dichter allen willkührlichen Formalien entnommen iſt und ſich dem freieſten Schaffen des Genius überlaſſen kann, verwiſchte er die Charaktere der Formen, Gattungen und Zeiten, er kam in der That durch alle Verſuche taſtend zu jenem kleinen epiſchen Gedichte, in dem Humboldt den Begriff des Göthiſchen Dichtercharakters am vollkommenſten ausgeſprochen ſah. Er fand dieſen Punkt nur unwillkührlich, um ihn ſogleich, ſchon indem er ſich da mit Abſicht feſtzuſetzen dachte, wieder zu verlaſſen. Seine poetiſche Natur verwandelte ſich vor jedem Geſchmack, vor allen Gegenſtänden, Formen, Gattungen und Epochen, ſein Sinn war für das Heterogenſte in jedem Augenblicke empfänglich. Da er den Menſchen ganz Ueberlieferung fand, ſo gab er alles eitle Streben nach Originalität auf, und achtete es nicht, ein Nachahmer in Formen und Stoffen zu heißen, wenn er ſich nur des belebenden Funkens bewußt war; er ſcheute ſich nicht mit fremden Federn zu ſchmücken, weil er ſich bewußt war, daß er dem fremden Gefieder Schmuck und Farbe wieder verlieh. So ſchweifte er freibeutend über das ganze Gebiet der Dichtung hin. Alterthum, Mittelalter und Neuzeit erſcheinen auf den Blättern ſeiner Werke in ihren eigenthümlichen Materien und Formen; jede Dichtungsart umgaukelte er, nach ihrem Honig ſuchend, und verließ ſie, wenn er ihn gefunden. Die ganze Geſchichte der modernen deutſchen Dichtung an ihm zu verfolgen, iſt ſo leicht, daß es nur eines Winkes bedarf. Er beginnt mit dem leichten Romane, wie er im 16ten Jahrh., aus Aeneas Sylvius überſetzt, eine neue Zeit neben dem erneuten lyriſchen Liede ankündigt, das bei Göthe nur dem Charakter eben dieſes Volksliedes vergleichbar ebenſo zu finden iſt; dramatiſche Hiſtorien und Faſtnachtſpiele ſchließen ſich hier und dort an. Der zweiten Periode (des 17ten Jahrh.) entſprechen die politiſchen wie die antiken Dramen, die Singſpiele und Idyllen, die Elegien und Epigramme, das Ringen nach Roman und Epos, mitten in der Agitation der politiſchen Welt; mit dem Rückfall zum Drama ſtellt ſich Göthe der neuen Zeit gleich und macht in ſeiner letzten Periode alle Wege der Romantiker durch Literargeſchichte, Kunſt, Naturphiloſophie, Novelle und Orientalismus mit, bis er, in ſich ſelbſt zurückgekehrt

und ſein Dichterleben überſchauend, im zweiten Theile des Fauſt die Allegorie behandelte, jene vagſte aller Kunſtformen, in die ſich der Dichtung feſte Elemente verflüchtigend auflöſen. So überall und in Allem ſchaffend, vielgetheilt wie die Natur, erſcheint er ganz gleich dieſer ſeiner Thätigkeit froh, wenn ſie auch immer hinter ihrem Ziele und ihrer Abſicht zurückblieb. Denn wie die Natur ſelbſt nur Manches „ebauchirt hat", wie ſie Vieles ſchafft, aber nichts in der Vollkommenheit der Idee, ſo ſah er auch in ſeinen Werken zuletzt nur, was er wollte und geſollt hätte und fand nur bei den Werken anderer Meiſter befriedigend, was ſie gethan; und da er in der Natur bei jedem Hindrängen auf Einen Fleck beobachtete, daß die Laſt des Uebergewichts das Schöne der Form, die reine Bewegung und ungeſtörte Harmonie aufhebt, und dem Vorzug nach einer Seite überall ein Mangel nach der andern hin entſpricht, ſo vermied er jede Bevorzugung irgend einer Richtung überhaupt, fand ſich für jene Dichtungsart nicht geeignet, die eine ſolche Einſeitigkeit bedingte, und verwiſchte in ſo mancher, die er behandelte, die einſeitigen Gattungsmerkmale. Wer ſich ſo wie Er der Natur ergibt, der iſt nie eigenſinnig auf Eines erpicht, er ſcheut ſich vor Hinderniſſen und umſchleicht ſie; er wirkt wie die Natur ſelbſt, die ihre Kräfte zerſtreut und ſich mit dem Nebenwege begnügt, wo ſich der Hauptweg ſperrt. Wie er ſpäter ſeinem Jünger Eckermann empfahl, ſich vor großen Arbeiten zu hüten, die Heiterkeit des Lebens im Auge zu behalten, die durch Bearbeitung kleiner Gegenſtände am erſten erhalten werde, ſo übte er dieß im Grunde, wenn man ſein Talent an ſeine Leiſtungen hält, ſelbſt; er ging um die höchſten Dichtungsgattungen nur herum, wie weit ihm die Thore zum Eintritt geöffnet waren. Dadurch erreichte er im Ganzen den Zweck, den er im Einzelnen vielfach verfehlte; er „meinte Alles in höherem Sinne gut, aber verſchuldete als Dichter manches," er hat ſich „nicht verrechnet, aber oft verzählt;" neben dem Gelungenen und Großen „läuft ſo manches unter, mit dem man ſich nicht befaſſen mag;" wie ein Dilettant trieb er ſo Vielerlei „nur halb, als Spiel und Zeitvertreib," und doch verachtete er den vollendeten Charakter des Dilettantismus ſo tief, und wieder ſah er ſo ſchön ein, wie doch nur ein Anflug von Dilettantismus frei hält von jedem Zunftweſen und dem Zwange

der Tendenzen [62]). Es läßt ſich auf ihn anwenden: daß er den Stein der Weiſen in der Dichtung gefunden habe, daß aber der Weiſe dem Steine mangelte; Körper und Wahrheit iſt unübertroffen in ſeinen poetiſchen Leiſtungen, aber man vermißt oft Geiſt und Freiheit, die Begleiter großen Beſtrebens. Er ſchuf ſo gut es gehen wollte, er beugte ſich dem Jahrhundert und gehorchte dem Drang des Talents; Zeit und Zeitgenoſſen verleideten ihm die Dichtung der Neuern, dennoch nöthigte ihn ein unwiderſtehlicher Trieb zum Hervorbringen, und es war ihm doch auch lieb, einmal durch Schiller gerechter oder billiger gegen die moderne Welt und ihre Leiſtungen geſtimmt zu werden. Aber im Ganzen behielt er doch ſein Misbehagen an aller neuern Kunſt bei; die leidigſte Erfahrung hatte ihm eingeprägt, was Schiller in der Reflexion fand, daß der naive Dichter „aus dieſer modernen Societät nicht hervorgehen könne, daß er nicht mehr an ſeiner Stelle ſei, daß er wild laufe, und nur durch ein gutes Geſchick vor dem verſtümmelnden Einfluſſe der Verhältniſſe geſichert werden könne.“ Dieſe Misgunſt der Zeit laſtete auf Göthe ſein ganzes Leben lang, und wer dem großen Manne nachempfinden kann, wie er ſich jenſeits der Laſt aller Cultur zurückwünſchte, wie er unter der Maſſe des Wiſſens und Lernens wie ein Atlas gebückt aus freier Bruſt die Stimme des Geſangs zu heben trachtete, der wird ſeine fahrläſſige Behandlung aller Dichtung, ſein Leidweſen an aller neuen Kunſt, ſeine Sehnſucht nach dem untergegangenen Alterthume mit andern Augen anſehen, als die blinden Verächter, die, was ſie tadeln, nicht verſtehen und warum ſie tadeln, nicht wiſſen.

In allen Theilen bildet Schillers Dichtercharakter gegen dieſen Göthiſchen den ſchlagendſten Gegenſatz. Er war zum ächten Tragiker geboren, wie Göthe zum epiſchen Dichter. Dieſſeits aller formalen Poeſie in die Zeiten der Sentimentalität geworfen, in denen die Tragödie an ihrem natürlichen Orte ſteht, war er mit ſeiner Stellung und dem Stern ſeiner Geburt ſo zufrieden, wie

62) Was willſt du, daß von deiner Geſinnung
man dir nach ins Ewige ſende?
Er gehörte zu keiner Innung,
blieb Liebhaber bis ans Ende.

Göthe unzufrieden, er vindicirte der modernen Dichtung ihren Werth und ihren Fehlern und Gebrechen ſah er die günſtige Seite ab. Von dem poetiſchen Drange der Gegenwart einmal ergriffen, mit dem Bedürfniſſe der Zeit in Einklang gebracht, verfolgte er ſeine dichteriſche Laufbahn mit einer Energie, der nichts zu vergleichen iſt, und er ſchaffte ſich ſelbſt mit Gewaltſtreichen Bahn durch drückende Verhältniſſe, durch Zwang, durch Noth und Krankheit, durch Brodſtudien, durch die Umwege der Wiſſenſchaften und die Beläſtigungen der Politik, Hemmungen, die er theilweiſe in Förderungen verwandelte und ſeiner Dichtung, wie ſchwer dieß war, zum Dienſte zwang. Göthe, immer zweifelnd im Einzelnen und im Ganzen des rechten Weges ſo bewußt und ſicher, konnte ſich an nichts, auch nicht an Schillers mühſeligem Ringen tröſten und zuſammenraffen; Schiller, hier und da zweifelnd an ſeinem dichteriſchen Berufe im Ganzen, in der einzelnen Beſchäftigung aber raſtlos und freudig, ließ ſich ſelbſt dann nicht irren, als er Göthes Leichtigkeit bewunderte, mit der er nur am Baume ſchüttle, um ſich die reifſten Früchte zufallen zu ſehen, während er ſelber mühſam ſammelte und pflückte; ſein Ziel ſchien ihm deutlicher und lockender zu werden, als er es ferner vor ſich ſah. Seine Strebſamkeit gewährt daher das ſeltene Schauſpiel zu ſehen, was ein kräftig ringender Mann, mit ſeiner Natur im Kampfe, im Einklang mit ſeiner Einſicht und mit den Verhältniſſen, zu erreichen vermag. Er war der eigentlich denkende Künſtler, wie ihn unſere verſtändige Zeit bilden konnte. Denn die geiſtigen Kräfte waren in ihm die repräſentirenden, und ſeine Anſchauungs- und Einbildungskraft war dieſen mehr untergeordnet. Keine der Bildungen der neuen Welt war ihm gleichgültig, er knüpfte ſie an ſeine Dichtung an, und konnte mit dieſer nur auf jene Gattung fallen, die in den Epochen der Cultur entſtanden den Ideengehalt nicht ausſchließt, und im Gegenſatze gegen die erſchlaffte moraliſche Kraft in den Zeitgenoſſen die moraliſche Großheit der Vergangenheit aufdeckt. Er ſah in der Tragödie den letzten Zweck aller Kunſt erreicht, und dieſer Zweck hieß ihm Darſtellung des Ueberſinnlichen, der moraliſchen Freiheit des Menſchen. Dem Manne, der vor dem ruhigen Glücke den Kampf der Unabhängigkeit des Menſchen mit Natur und Schickſal ſchätzt und preist, dem es minder darauf ankam, daß unſere geſammten Kräfte im ebenen Gleiſe des Lebens

Uebung finden, als daß wir zu dem höchſten Bewußtſein unſerer moraliſchen Natur gelangen, das nur im Kampfe zu erreichen iſt, mußte das Trauerſpiel ausſchließlich zuſagen, deſſen eigentliche Aufgabe die Schilderung eben dieſes Kampfes iſt. Göthe wehrte ſich vor der alten Schickſalstragödie, wo der Menſch voll Trieb und Willen, im Unmaß ausſchreitend, leidet, und vor der der mittleren Zeiten, wo der Held leicht duldet und entſagt, weil der Höchſte gelitten und im Handeln gleich anfing zu dulden; ihm gab es eine holde Mittelart zwiſchen Beiden, an der Schickſal und Glauben kein Theil hat, wo in der Bruſt des Menſchen alles Heil liegt: die ihm eigenthümliche Herzenstragödie. Schiller aber würde ſie an die Grenze der Rührtragödie geſchoben und mit dieſer verworfen haben, die blos die Sinne rührt durch Leiden, ohne moraliſchen Widerſtand zu zeigen, ſo wie er auch deren gegenſätzliches Extrem, die heroiſche Tragödie der Franzoſen verwarf, in welcher moraliſche Siege ohne ſinnliche Leiden erfochten werden. Göthe ſcheute jene Concentration der producirenden Kräfte auf Einen Punkt, die das Trauerſpiel verlangt, aber Schillers energiſcher und angeſpannter Thätigkeit ſchien ſie grade ein Bedürfniß zu ſein. Göthes Vertrauen zu dieſer Gattung wich mit dem Beſinnen, daß ſie ihm in ihrer ſtrengen Geſtalt nicht geglückt ſei, Schillern blieb grade die Zuverſicht zu ihr, wie in der Jugend ſo ſpäter, faſt ganz unerſchüttert. Er, der ſich die Rettung der modernen Kunſt ſo angelegen ſein ließ, fand eben dieſe Gattung die einzige, in der wir uns noch mit dem Alterthume meſſen könnten; ihre Zeitgemäßheit war ihm ein ganz anderer Sporn als Göthen. „Müſſen wir Neuern, ſagte er, wirklich Verzicht darauf thun, griechiſche Kunſt je wieder herzuſtellen, da der philoſophiſche Genius des Zeitalters und die moderne Cultur überhaupt der Poeſie nicht günſtig ſind, ſo wirken ſie weniger nachtheilig auf die tragiſche Kunſt, welche mehr auf der Sittlichkeit ruht. Ihr allein erſetzt vielleicht unſere Cultur den Raub, den ſie an der Kunſt überhaupt verübt.“ Wirklich iſt es in der Geſchichte der Tragödie überall augenſcheinlich, daß ſie in ihren Anfängen, wie da, wo ſie am größeſten und unabhängigſten iſt, der verderbten Gegenwart gegenüber eine ſittenreformatoriſche Tendenz annimmt. Das hat das Alterthum gewußt; das haben die obſcuren deutſchen Tragöden des 17ten Jahrh. ſchon ausgeſprochen, das hat Shakſpeare nicht allein geſagt,

ſondern ſeine größten Meiſterwerke ſind wie eine moraliſche Gallerie geordnet, in der er des Menſchen Leidenſchaften und Laſter an die äußerſten Punkte rückt und warnend die erſchütternden Bilder des Stolzes und Ehrgeizes, des Jähzorns und der Unentſchloſſenheit, der Liebe und Eiferſucht, der Verleumdung, Falſchheit und Treue, des Geizes und der Verſchwendung aufſtellt. Die Wendung, die Göthe und Schiller in dieſer Hinſicht nahmen, war außerordentlich verſchieden. Der Eine hielt der deutſchen Zeit, den räumlichen Verhältniſſen den Spiegel vor und zeigte ihr ihre Natur und Geſtalt an ihr ſelbſt, auch in der Tragödie mild und friedlich und verſöhnlich; der Andere faßte die Zeit in ihren allgemeinen Verhältniſſen, nahm der Vergangenheit Bilder in den Spiegel, der andere Geſchlechter zeigte, und deutete auf das große Leben der Geſchichte, den kleinen häuslichen Verhältniſſen gegenüber. „Unſere Tragödie, ſagt er, hat mit der Ohnmacht, Schlaffheit, Charakterloſigkeit des Zeitgeiſtes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, ſie muß alſo Kraft und Charakter zeigen, das Gemüth zu erſchüttern, zu erheben, aber nicht aufzulöſen ſuchen. Die Schönheit iſt für ein glückliches Geſchlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren ſuchen.“ Während daher die Lieblingscharaktere Göthes mehr den Affect als den Geiſt intereſſiren, mehr das Mitleid als die Bewunderung in Anſpruch nehmen, die holden Schwächen der Natur an ſich tragen und zur Verſöhnung mit dieſem Looſe erſchlaffend ſtimmen, ſo üben die Schillerſchen eine geſteigerte Tugend aus, oft abſtracte Geſchöpfe, die nach den Forderungen des kategoriſchen Imperativs handeln, und anſpannend eine Bewunderung provociren. Göthen reizte dieſe höchſte Thätigkeit der moraliſchen Natur nicht, Schillern war ſie überhaupt das Höchſte; jenem war das ſüße Seelenleiden in inneren Kämpfen der letzte Prüfſtein menſchlicher Faſſung mehr, als Stärke, dieſem die gewaltigen Reibungen des menſchlichen Willens mit dem Zwang der Geſchicke die Probe der Kraft und Freiheit. Er fand wie Shakſpeare die heroiſche Stärke des Coriolan ſeiner höchſten Achtung werth, die Göthen Grauen erregte, und ſelbſt die eines Timoleon reizte ihn, die Göthen noch größern Schauder verurſacht haben würde. Der Heroismus der Sitte, der dem tragiſchen Helden überall ſo leicht anklebt, iſt bei Göthe nicht zu finden, bei Schiller nimmt er nur eine veränderte Geſtalt an. Die menſchliche Natur

hat ein gemeſſenes Theil Poeſie in ſich, ein anderes wird ihr angedichtet und durch Aneignung wieder zu einer Art Natur; und dieſe Art erſcheint bei Schiller. Die inſtinctive Moral und Dichtung Göthes iſt wie eine Flamme in ſich ſelbſt entzündet, die Schillerſche ein Feuer aus dem Stein geſchlagen; die Charaktere des Einen ſind überall der Natur entnommen, die des Andern oft ihr entgegengebracht; er achtete daher, ſagte Göthe, das Motiviren nicht, er ſah ſeinen Gegenſtand nur von außen an, eine ſtille Entwicklung aus dem Innern war nicht ſeine Sache; der Geiſt und die Freiheit, die bei Göthe vielleicht zu ſelten erſchienen, erſcheinen hier zu häufig, und wo Göthes Dichtung mit den Worten: erſt wahr und dann ſchön charakteriſirt iſt, iſt ſie es bei Schiller umgekehrt: erſt ſchön, dann wahr. Bei Betrachtung ſeiner weiblichen Charaktere gegen Göthes und der Anſichten, die er über weibliche Natur äußert, iſt der Unterſchied am ſchlagendſten. Ueber die ſämmtlichen Frauencharaktere der griechiſchen Dichtung ſpricht er ein wegwerfendes Urtheil aus: die ſchöne Seele im Meiſter, eine Geſtalt, die den katholiſirenden Stolberg begeiſtern durfte, die aber ſonſt an ſich ſelbſt und außer alle Vergleichung geſtellt beſchränkt und widerlich iſt, war ihm lieber als alle!! Humboldt überdachte ſein Verhältniß zu Göthes Frauencharakteren, in denen „die Natur am meiſten Natur iſt"; er fand, daß ſie Schillern ſchwierig werden würden, er hätte ſagen dürfen unmöglich. Vortrefflich bemerkt er dann, daß Schiller der Natur, ehe ſie auf ihn einwirke, entgegeneile, daß er nicht ſowohl aus ihr ſchöpfe, als nur durch ſie begeiſtert ihr Bild in ſich mit eigner Kraft ſchaffe, und daß dieß ſeinen Figuren einen gewiſſen Glanz leihe, der ſie von Naturweſen unterſcheide, daß er dadurch der Natur weniger treu erſcheine. Und hierzu fügt er den Zweifel über den Vorzug der beiden Eigenſchaften der Naturtreue und Naturſteigerung, des poetiſchen Realismus und Idealismus, der in jedem natürlich aufſteigen muß, der die Neigungen der Menſchheit von jeher hierzwiſchen getheilt ſieht. „Es verdient erwogen zu werden, ſagt er, ob nicht die dramatiſche Poeſie mehr als jede andere verlangt, daß der Dichter unmittelbar aus der Natur ſchöpfe. Nirgends will man ſo unmittelbar durch die Wirklichkeit gerührt ſein. Vielleicht aber geht man auch hierin zu weit, und es rührt dieß aus einer nicht ganz reinen äſthetiſchen Stimmung her, die unter dem Namen Natur

nur etwas Materielles ſucht und für die Einwirkung der Kunſt-form nicht hinlänglich empfänglich iſt.“ Schiller würde ganz dem letztern beigeſtimmt haben. Er floh die Naturwahrheit in Shakſpeare ſchon in ſeiner Jugend, die ihm voll Kälte ſchien, er flüchtete ſich in ſeiner ſpätern Periode zu den Griechen, deren Cothurn ihm mehr zuſagte. Seit er über den Oedip von Colonos las, ſchwebte ihm ein ganz neues Ideal vor; jetzt ward er ein Neider der Iphigenie Göthes, und Aeſchylus' Stücke in Stolbergs Ueberſetzung begei-ſterten ihn zur Production, und hinfort ſuchte er in Shakſpeare gern auf, wie er des Ariſtoteles Forderung Genüge that, und in ſeinen hiſtoriſchen Stücken intereſſirten ihn die Nemeſis und die Behandlung der Volkscharaktere, wo der Stoff den Dichter zwang, gegen ſeine Gewohnheit mehr Gattungen als Individuen darzuſtellen, und wo er die meiſte Annäherung an die Alten zeigt. So ſuchte er und fand ſich ſeine Stellung völlig in der Mitte zwiſchen den zwei Hauptepochen, Hauptformen und Hauptcharakteren, die die Tragödie gehabt hat. Seine Beſchränkung auf dieſe tragiſche Gattung geſtattete ihm nicht, mit jener proteiſchen Wandelbarkeit Göthes alle Formen zu verſuchen und nachzuahmen; er ergriff mit Einſicht und Wahl die beiden Hauptgeſtalten, die die weſentlichſten Vorzüge der Gattung zuſammenrückten, und verband ſie mit ſolcher Originalität, wie ſie im Angeſicht ſo vieler verführeriſchen Mu-ſter, in einer ſo ſpäten Zeit, kaum denkbar war. Er brachte die Shakſpeareſche Fülle, die der Einförmigkeit des antiken Trauer-ſpiels entgegenlag, und die alte Form, die der epiſchen Mannich-faltigkeit des hiſtoriſchen Dramas widerſprach, mit eigner Vir-tuoſität einander nahe; und ſeine Charaktere halten ſich in einer Mitte von der typiſchen Art der Alten, und der individuellen des Shakſpeare. Jean Paul fand, daß Niemand nach Shakſpeare ſo ſehr als Schiller die hiſtoriſche Auseinanderſtreuung der Menſchen und Thaten ſo kräftig zu einer dramatiſchen Phalanx zuſammen-gedrängt habe, und als Göthe den Wallenſtein in Shakſpeares Sprache überſetzt las, ging ihm „die große Analogie zweier vor-züglicher Dichterſeelen auf.“ Das hiſtoriſche Drama war ihm eine Zeitforderung, die er ehrte und reſpectirte; er wies daher die An-muthung Süverns, ſich der ſophokleiſchen Form enger anzuſchließen, entſchieden zurück: „das lebendige Product einer individuell beſtimm-ten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßſtab und

Muſter aufzudringen, hieß ihm die Kunſt, die immer dynamiſch und lebendig entſtehen und wirken muß, eher tödten als beleben.“ Nur bedingt gab er die Göthiſche Forderung zu, das Jahrhundert bei der Production ganz zu vergeſſen, aber er that das Mögliche, um auch die höchſten Effecte der Kunſt und ihrer reinſten Form neben der Bequemung nach den Zeitbedürfniſſen zu berückſichtigen, und dieß entfernte ihn wieder von Shakſpeare, und ließ ihn daraufdenken, den Chor zurückzuführen und ſich an Ariſtoteles Schema anzuſchließen. So erſcheint er überall, wie wir früher ſagten, zwiſchen Shakſpeare und Sophokles in der Mitte, gleich entfernt von der einförmigen Geſtalt der alten Stücke, in denen die Kataſtrophe das Ein und Alles iſt, und von dem Charakter der urſprünglichen dramatiſchen Hiſtorie, von dem an den Shakſpeareſchen Stücken vieles hängen blieb. Er verband alſo zwei heterogene Gattungen; und ganz gegen Göthes Sinn, der dieſe Miſchungen in aller neueren Poeſie verwarf und überall die rein gehaltenen Gattungen, wenn er ſie auch nicht immer lieferte, doch immer verfocht, vertheidigte er dieß Prinzip gradezu, weil es in den Bedingungen der Zeit geboten war: wir hätten keine Rhapſoden mehr noch die Welt für ſie, und darum könne der Epiker mancher tragiſchen Motive nicht entbehren; wir hätten nicht mehr die Hülfsmittel und intenſiven Kräfte des griechiſchen Trauerſpiels und die Vergünſtigung, die Zuſchauer durch ſieben Stücke zu führen, darum brauchten wir die epiſche Breite der Neueren.

Göthe ſelbſt hat das letzte Wort zur Charakteriſirung Schillers, und zur Unterſcheidung beider Dichter gegeben, in dem ſich nun alle etwas ernſtern Beurtheiler vereinigen müſſen, und auch wirklich vereinigt haben. Es war die Idee der Freiheit, die ihn bewegte, da Göthe hingegen auf der Seite der Natur ſtand. Dieß unterſcheidet nicht allein den dichteriſchen, ſondern auch den moraliſchen, den intellectuellen und überhaupt menſchlichen Charakter beider. In Bezug auf das Moraliſche haben wir ſchon vorher gehört, wie Schiller den ſtoiſchen Grundſätzen der Kantiſchen Morallehre entgegen die Zuſammenſtimmung von Pflicht und Neigung pries, jene Harmonie, die eine ſchöne Seele bezeichnet, in der ſich das ſittliche Gefühl aller Empfindungen ſo bemächtigt, daß es der Neigung die Leitung des Willens überlaſſen darf. Göthe würde unter dieſen Bedingungen der Moralität um ſo mehr Genüge ge-

leiſtet glauben, je weniger Forderung ſie da zu machen hat, wo ſie nie verletzt wird, aber Schillern genügte keine Sittlichkeit, die ohne Verdienſt iſt. In der moraliſchen Welt gibt es Lagen, wo die Uebereinſtimmung von Natur und Freiheit nicht möglich iſt, wo der Bund zwiſchen Trieb und Willen nicht aushält, und in dieſem Zwieſpalte muß des Menſchen vernünftiges Weſen die Schönheit der Handlung der moraliſchen Größe opfern. In ſolchen Fällen ſteigert ſich das gute Herz zu eigentlicher Tugend, in der die Herrſchaft über den Trieb vorausgeſetzt iſt. Die Tugend wieder kann ſich der Anmuth vermählen, und dieß iſt der Punkt, wo ihm die Kantiſche Lehre in ihrer drakoniſchen Strenge nicht genug that; gegen ihn nimmt er ſich der ſittlichen Neigung an, gegen Göthe ſteht er auf der Seite der moraliſchen Würde. Seine Sätze hierüber geben wieder ſprechender, als es ein Dritter könnte, die Differenzpunkte zwiſchen Beiden an: „der Widerſtreit zwiſchen dem Bedürfniß der Natur, ſagt er, und der Forderung des Geſetzes ſpannt die Seele an und erweckt Achtung, die von der Würde unzertrennlich iſt. Wir werden angezogen als Geiſter, zurückgeſtoßen als ſinnliche Naturen. In der Anmuth dagegen ſieht die Vernunft ihre Forderungen in der Sinnlichkeit erfüllt, die Zuſammenſtimmung der Natur mit der Nothwendigkeit der Vernunft erweckt ein Gefühl frohen Beifalls, welches auflöſend auf den Sinn, für den Geiſt aber belebend und beſchäftigend iſt, und es muß Wohlwollen und Liebe erfolgen, ein Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unzertrennlich iſt. Man iſt behaglicher hier, das Gemüth iſt aufgelöst in der Liebe, da es dagegen in der Achtung angeſpannt iſt.“ Dieß wird genau die Eindrücke bezeichnen, die Beide als Schriftſteller wie als menſchliche Weſen machen; wer Schillers Natur zu lieben ſich gezwungen fühlt, wird doch ſelten über die Achtung hinauskommen, wer Göthe auch ſcharf zu beurtheilen ſich genöthigt ſieht, wird doch, wenn ihn nicht blinder Eifer treibt, wahrhaftes Wohlwollen und Hinneigung wohl damit vereinigen können. Denn ſo wie Shakſpeare von Antonius ſagt: ſeine Fehler ſind lockend und glänzend, unanrechenbar, mehr angeboren als verſchuldet, ohne Willkühr erworben, aber auch freilich ohne Willkühr geduldet. Auf der Spitze und in jener Grellheit, die uns Göthes anfängliche Abneigung gegen Schiller erklärt, erſcheinen dieſe Gegenſätze in mehrfachen Aeußerungen des Letztern,

wo er ganz zu der Kantiſchen Strenge zurückfällt. Die Harmonie mit der Natur, die Göthen den vollkommenen Menſchen zu machen ſchien, weil er unter Natur nie das empiriſch Phyſiſche verſtand, macht in Schillers Anſicht den Menſchen blos zu einem geiſtreichen Producte derſelben, die Freiheit aber macht ihn zum „Bürger eines höhern Syſtems, wo es unendlich ehrenvoller iſt, den unterſten Platz einzunehmen, als in der phyſiſchen Ordnung den Reihen anzuführen.“ Den Sündenfall erklärte er gelegentlich für das glücklichſte Ereigniß, denn von dieſem Abfalle vom Inſtincte datire ſich die Freiheit des Menſchen, alſo auch die Möglichkeit der Moralität her. Aber um ſo großen Preis würde Göthen die Moralität zu theuer gekauft ſcheinen, die entbehrlich war im Naturſtand, und in jener goldnen Zeit, wo erlaubt war, was gefiel. Ihm mußte der Schillerſche Ausſpruch mishagen, den wir ſchon oben gehört haben, daß man auf Gefahr der Rohheit und Härte hin die ſchmelzende Kraft der Schönheit lieber entbehren würde, als ſich ihrem erſchlaffenden Luxus bei allen ihren Vortheilen hinzugeben, denn er gab ja die großen Evolutionen der Menſchheit in der Reformation und Revolution Preis um den Frieden der innern Bildung des Einzelnen. Göthe ſetzte ſich, realiſtiſch wie er war, in ſeinen letzten Ausſichten über die Bedingungen der Wirklichkeit weg, er mochte ſich ein Wohlverhalten denken, das von einem Wohlſein abhängig wäre, und an ſeine Ferſen hefteten ſich die Romantiker und St. Simonianer, die dieſen Bund in Ausſicht nahmen; eine Sekte, deren Demarchen Schiller bei ihrer Geburt ahnte, einen Bund, den er ins Angeſicht Lügen ſtrafte. Gleich bei Anfang der neuen äſthetiſchen Sitte der Romantiker fühlte Schiller, vielleicht ſtrenger als Herder, der es ihm nicht anrechnete, die üble Wendung dieſer Männer, die das moraliſche Prinzip in der Kunſt nur zu leugnen ſchienen, um es im Leben leugnen zu dürfen, und er warf ſich ihren, der Wirklichkeit Hohn ſprechenden Tendenzen in dem Aufſatze über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche ſchöner Formen (1795) entgegen, jetzt ein Stoiker den moraliſchen Latitudinariern gegenüber, wie er dem einſeitigen moraliſchen Cynismus entgegen ein äſthetiſcher Epikureer war. Er beleuchtet dort die Anmaßungen des Geſchmacks über den Willen. Wenn der Menſch zu jener Gleichſtimmung von Neigung und Vernunft gelangt iſt, ſagt er dort mit ſeiner gewöhnlichen treffenden Schärfe,

grade dann beginnt die moraliſche Gefahr erſt recht. Die Begierde ſelbſt erhält einen Anſchein von Würde, und maßt ſich die Autorität der Sittlichkeit an; die Vernunft ſelbſt wird geneigt, den vergeiſtigten und gereinigten Trieb zu reſpectiren, und beſonders die Liebe beſticht unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abſtammen, und ſteigert und täuſcht das moraliſche Gefühl am meiſten, wo ſie der alleinige Führer ſein will und durch keinen beſſern geſichert iſt. Der rohe ſinnliche Menſch geſteht ſichs, wo er fehlt, der verfeinerte Zögling der Kunſt belügt ſein Gewiſſen, ficht die Geſetzgebung an, ehe er das Geſetz übertritt, und es iſt daher für die Moralität des Charakters ſicherer, wenn jene Harmonie zwiſchen Schönheits- und Sittlichkeitsgefühl zeitweiſe aufgehoben wird und Vernunft und Wille ihre Herrſcherrolle zu ſpielen haben. Dieſen Sinn gibt er dem Spruch, daß die Schule der Widerwärtigkeit die ächte Moral bewahre. Hiergegen erinnere man ſich nun jenes egoiſtiſchen Lebensprinzips in Göthe, mit dem er jeder Widerwärtigkeit aus dem Wege ging, unter Unannehmlichkeiten litt, jeder Schwierigkeit auswich, man erinnere ſich, wie er nur im Momente des ungeſtörten Glückes in Italien oder zur Zeit Werthers ſich auf der Höhe ſeines Wirkens und Strebens hielt, und wie dagegen Schiller grade unter Noth und Leiden ſich läuterte, ſo ſieht man wohl, wie nicht allein die Theorien beider Männer etwa blos in Worten ſich entgegen ſind, ſondern wie die gegenſätzliche Natur zu entgegengeſetzten Schickſalen führte, und dieſe wieder die feindlichen Grundſätze lehrten. So iſt es denn herzliche Ueberzeugung, wenn Schiller den ununterbrochen glücklichen Menſchen nicht beneidet, der nie die Pflicht von Angeſicht ſchaut, weil ſeine geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer anticipiren, und keine Verſuchung zum Bruch des Geſetzes das Geſetz bei ihm in Erinnerung bringt. Dieſen würde Göthe, weil er ihn glücklich preiſen müßte, auch beneidenswerth finden; beneidenswerth, weil er ihn durch reinen Naturſinn geleitet ſähe, und weil ihm, wenn er nur ſeine Beſtimmung erfüllte, wenig daran gelegen wäre, ob er ſich der Würde ſeiner Beſtimmung bewußt ſei. Schiller dagegen fand den tugendhaften Unglücklichen ſeines Neides werth, der mit der göttlichen Majeſtät des Geſetzes unmittelbar verkehrt, und da ſeiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Menſch beweiſt.

Aber das göttliche Geſetz unbewußt im Buſen zu tragen, würde Göthen das Reizendere geweſen ſein. Grade ſo ſtellte ſich ihr Unterſchied in der Dichtung. Schiller fühlte das Verkehrte und Kalte, als die Romantiker die Kunſt der Natur ſo gegenüberſtellten, als ob dieſe vom Bewußtloſen zum Bewußtſein, jene vom Bewußtſein zum Bewußtloſen übergehe; er pries alſo dieſen äſthetiſchen Sündenfall nicht abſolut, fand aber doch, daß das Bewußtloſe mit dem Beſonnenen verbunden den Dichter ausmache, ſo wie es überall den vollendeten Menſchen ausmachen wird. Denn angegeben iſt dieſer Grenzpunkt gewiß richtig, wenn er nur auch ſo leicht zu finden wäre. In der Ausübung wird er überall faſt überſchritten und verfehlt werden, und Schiller ſelbſt iſt auf die Seite der Beſonnenheit, wenigſtens praktiſch, zu ſehr vorgeſchritten, während Göthe ſich gelegentlich auch theoretiſch gradezu auf die Seite des Inſtincts ſchlug: alles, was das Genie als Genie thue, geſchehe unbewußt, und was es nach gepflogener Ueberlegung, aus Ueberzeugung thue, geſchehe nur ſo nebenher. Dieß iſt denn auch im Moraliſchen, wie überhaupt in den ganzen Lebensrichtungen beider Männer die Scheidelinie. Beide waren hier conſequent, wo ſie es vielleicht nicht hätten ſein ſollen. Denn ſollte auch das gleiche Geſetz über dem Geiſte und dem Willen, über dem äſthetiſchen und moraliſchen Vermögen walten, ſo wird doch bei den unvermeidlichen Uebertretungen jener ſchwierigen Mitte das Verhältniß ein umgekehrtes; es iſt der Dichtung vielleicht ein Ruhm, daß, weil ſie bewußtlos ausſtrömt, Tugenden und Fehler ihr nicht anzurechnen ſind, denn ihr Zweck verlangt es nicht, daß ſie ſich zum Bewußtſein hebe; nicht ſo iſt es mit dem moraliſchen Willen, der erſt mit der Freiheit eintritt. Auf dieſer Seite wird daher Beiden zum Lob oder Tadel, was ihnen auf dem dichteriſchen Wege umgekehrt Tadel und Lob war.

Wie ſchwer auch dem Ueberlegenſten das Verweilen auf jener Mitte iſt, die die Verſöhnung der äußerſten Gegenſätze der menſchlichen Natur bezeichnet und eine höchſte Spitze bildet, die eben als eine ſolche vielleicht nur berührt nicht bewohnt werden kann, dieß belegen unſere beiden Dichter in außerordentlich lehrreichem Beiſpiele. In ihren Theorien und letzten Grundſätzen ſtrebten Beide nach jenem Punkte hin, wo ſich die gegenſätzlichen Triebe der Freiheit und Sinnlichkeit vereinigten, aber die Gebrechlichkeit und Man-

gelhaftigkeit der menſchlichen Natur, die das Beſſere ſieht und dem Schlechtern zu folgen gezwungen iſt, theilte, wenn man will, grade dieſe Beiden wieder am entſchiedenſten zwiſchen Beiden, dieſe Aehnlichkeit und Verſchiedenheit unter ihnen, dieſe Uebereinſtimmung im Ziele und Abweichung im Wege iſt der ſpringende Punkt, auf den ihre Charakteriſtik auslaufen muß, auf den ſich jeder einzelne Act ihres Lebens und Strebens, wie die Geſammtäußerung ihrer Naturen zurückführen läßt. Als Göthe Schillers äſthetiſche Briefe unbefangen las, in denen der neugeborene Menſch aus jedem Satze herausſprach, mußte er erſtaunt ſein, den ſpeculativen Freund oder Feind auf ganz anderer Bahn zu demſelben höchſten Lebensprinzip gelangt zu ſehen, zu dem er ſelber aus der Anſchauung von Natur und Kunſt gekommen war. Jene ganze Reihe der Schillerſchen Begriffe drückte ja nichts anderes aus, als Göthes eignes Bedürfniß, zu jener Harmonie zwiſchen den ſtreitigen Naturen im Menſchen zurückzukehren, die die griechiſche Welt ungetrübt beſaß, und gleiche Wärme für dieſe glückliche Periode der Menſchheit ſchien in Beiden dieſe gleichen Grundanſichten gebildet zu haben. Die ähnliche Liebe zu den Alten, die Schillern ſchon früher angefaßt hatte, hielt auch in dieſer Periode aus, wo er ſich mit der ruhigen Vernunft und ſchönen Natur in ihren Schriften abſichlich umgab, der eitlen Romanlectüre und bald der Speculation ſelbſt entſagte, wo er ſo ſpät noch anfangen wollte griechiſch zu lernen, und den Deutſchen hieß nach römiſcher Kraft und griechiſcher Schönheit zu ringen, die ihm beſſer gelängen als der galliſche Sprung. Jene Lehre, Natur und Cultur zu vermählen, auf der Spitze der Erkenntniß zu dem goldnen Glücke der Menſchheit zurückzukehren, das ſie vor aller getheilten Erkenntniß beſaß, dieſe Vorſchrift, die jeder große Mann des Jahrhunderts in Deutſchland ſich und dem Zeitalter gab, dieß Prinzip, zwiſchen deſſen ſtreitigen Forderungen Herder und Wieland noch ſchaukelten, Jean Paul ſich in Extreme theilte, deſſen widerſacheriſche Elemente Göthe im Fauſt zur Anſchauung brachte, erſcheint bei Schiller auf der Höhe klarer Ueberzeugung und beſonnener Einſicht. Alle ſeine Schriften durchdrang von ſeiner philoſophiſchen Zeit an die Tendenz nach richtiger Begrenzung der beiden Grundtriebe der menſchlichen Natur, des ſinnlichen und geiſtigen, nach ihrer Gleichſtellung, nach der Wiedererlangung der totalen Menſchennatur. Ueberzeugt daß zur Entwickelung der einzelnen Kräfte der

Menſchheit ihre Trennung in dem Zeitalter einſeitiger Bildungen nothwendig war, war er es nicht minder, daß nun die Zeit gekommen war, dieſe Trennung wieder aufzuheben, denn was auch Großes die Kräfte im Streite wirken, ſang er, Größeres wirket ihr Bund. Ueberall ſuchte er nun die Uebertretungen der Natur auf, durch die dieſe Triebe als feindlich entgegengeſetzt erſcheinen; er lehrte Alles wegzuräumen, was den Einen zur Unterdrückung des Andern aufforderte, die Sinnlichkeit gegen die Uebergriffe der Freiheit ſicher zu ſtellen durch Ausbildung des Gefühlsvermögens, und umgekehrt die Perſönlichkeit gegen die Macht der Empfindung durch Ausbildung des Vernunftvermögens; er lehrte Alles aufzubieten, was Beide zu einer freigewählten Harmonie führen könne: Alles was im Menſchen ewig, Intelligenz, Gottheit, Form und Geiſt iſt, zur zeitlichen Aeußerung zu bringen, ihm Realität zu geben, und Alles was blos Materie und Aeußeres iſt, zu bilden und zu formen, alle Vielheit der Welt der Einheit des Ichs, Alles Wirkliche dem Geſetz des Nothwendigen unterzuordnen. Wenn nun dieß Alles ganz übereinſtimmt mit jenen Göthiſchen Sätzen von verbundener Kraft und Maß, Geſetz und Freiheit, Natur und Ideal, Willkühr und Ordnung, mit jener Anſicht von der geſammten Natur, die in den Alten als Ganzes im Ganzen, in harmoniſchem Behagen wirkte, da die unheilbare Trennung in der Menſchenkraft noch nicht vorgegangen war, ſo wird doch dieſe Uebereinſtimmung beider Männer der Modalität nach zum reinſten Gegenſatz. Auf einer feineren Spitze wird ſich dieß nicht betrachten laſſen, als wenn man auf die Ausgangspunkte Beider zurückgeht. Göthe fand jenen höchſten Gedanken der Wechſelwirkung von Geſetz und Willkühr durch die Natur ſchon in ihrer Vegetation gegeben; ihn denkt der Menſch nur nach in ſeinem Dichten, Denken und Trachten, wo er in den zu löſenden Gegenſätzen zwiſchen Natur und Cultur, Materie und Geiſt ſeine Macht zu erproben hat; die alte Welt, weil ſie der Natur treu war, ſtellte dieß Höchſte der Menſchheit befriedigend dar; die Muſe ſelbſt entlehnt dieſen großen Begriff der ſchaffenden Natur; das Ideal der Kunſt fällt dieſer ſenſualen Anſicht nach mit den Ideen und Typen der Natur zuſammen; er würde kein anderes Ideal anerkennen als das plaſtiſche und naive der Griechen, das durch Abſtraction aus beſtimmten Erfahrungen gezeugt iſt; was Kant die Normalidee nennt, das al-

lein würde er als Ideal ſtatuirt haben. Schiller unterſcheidet von dieſem ſinnlichen Ideale ein ſentimentales, abſolutes, ein Vernunftideal, das außer aller Sinnenwelt liegt und durch Abſtraction von *aller* Erfahrung gezeugt wird; die Muſe, indem ſie das Mögliche darſtellt, ſtellt darum noch nicht das Ideal dar; ſie muß es erſt aus der Vereinigung mit dem Nothwendigen erzeugen; ihr Bund mit der Natur genügt nicht, ſie muß ihren Frieden mit dem Geiſte machen und der Vernunft; das Ideal kann als ein Unendliches in der moraliſchen Menſchenwelt nicht zur Erſcheinung kommen, nur als ein Ziel erſtrebt werden; die möglichſt reine Darſtellung und Entwickelung der menſchlichen Natur im Alterthume iſt immer nur eine endliche Größe gegen die imaginäre, die an dem vagen Ziele des Fortſchrittes der Cultur liegt; in der todten Natur vollends den Urbegriff der höchſten Menſchheit zu ſuchen, würde ihm nicht eingefallen ſein, er holte ihn aus den unſichtbaren Regionen, zu denen des Menſchen denkender Geiſt allein ſich aufſchwingt. So theilen ſich alſo Beide dichteriſch und menſchlich zwiſchen die Cultur und Natur, deren Bund ſie rühmen, wieder ab; jeder für ſich betrachtet, ſtrebt in die Wagſchalen des Lebens Vernunft und Sinnlichkeit in gleichem Gewichte zu legen, und gegeneinander gehalten wiegen ſie ſich in den entgegengeſetzten Schalen wieder auf. Dem Einen genügte das, was die Natur in ihrer Reinheit Endliches erreichte, der Andere nahm in Ausſicht, was die Cultur in ihrer Aechtheit Unendliches erſtrebte. Das große Werk jener Verſöhnung hat die Natur, ſo lange ſie unentzweit und ungeſtört iſt, im Beſitze: ſie ungetrübt zu erhalten, iſt daher das Wahlwort Göthes, der ſich in dieſem Beſitze freute und begnügte, der von da ausging; ſie durch Cultur herzuſtellen, iſt die Loſung Schillers, der in dem Falle der modernen Zeit im Allgemeinen war, die ſich nach der Natur rückzukehren ſehnt und dabei ſich einen eignen Werth und Gehalt reſervirt. Göthe hat daher ſeinen Standpunkt unverrückt auf der Kunſt, und zwar auf jener alten naiven Kunſt, der Vorverkünderin der Cultur, der „unflüggen Brut des Inſtinctes", die mit der Natur überall verwandt iſt, und am nächſten in der Plaſtik. Schillers Auge ſpringt überall über dieſe Grenzen der reinen Kunſt hinweg; ihm iſt ihre Geſtaltung in der Plaſtik gleichgültig, die er ganz als die Frucht einer inſtinctiven Bildung anſehen muß; die Poeſie reizt ihn unter allen Künſten allein, die den Bund mit den

Producten der übrigen menſchlichen Vermögen näher legt: denn er kann nicht gleichgültig ſein gegen die außerhalb der Kunſt gelegenen Fortſchritte der Cultur unter der Wirkſamkeit getrennter Kräfte; er blickt auf Geſchichte, politiſche und philoſophiſche Bildung hinüber und vereint nur Alles wieder zum Dienſte einer geſteigerten Kunſt, die ſich auf dem Niveau des Culturſtandes aufpflanzt, mit freiem Bewußtſein „als ob ſie ihr eigner Schöpfer wäre.“ Erweiterung der Kunſt iſt daher nach Humboldts Worten der Charakter der Schillerſchen Dichtung; Umſchreibung der natürlichen Grenzen, oder mit anderen Worten, Unmittelbarkeit der Kunſt iſt der Charakter der Göthiſchen. Beide in dem Geſammteindruck ihrer Perſonen und Productionen machen daher die contraſtirenden Eindrücke von Natur und Geiſt, von Inſtinct und Freiheit, von Praxis und Theorie, von dem glücklichſten Allgemeingefühl und dem klarſten Bewußtſein. Ein Bild gegebener Vollkommenheiten ſteht Göthe, der ſich nicht ſelber kennen wollte und Gott bat, ihn vor Selbſtkenntniß zu bewahren, Schillern ganz entgegen, der mit der Kraft des freien Willens Alles aus ſich ſelbſt machen mußte, was dem Andern freigebig geſchenkt war, der daher ſeine Mittel kennen mußte, um ſie zu Rathe zu halten, und der auch in eben dem allgemeinen Sinne, in dem Göthe jenen Ausſpruch thun konnte, von ſich hätte ſagen können, daß er im höchſten Lichte der Selbſtkenntniß ſtehe und zu ſtehen wünſchte. Jener beſaß zum völligen Menſchen die natürliche Anlage, gegen die ſeine freie Entwickelung zurückblieb, dieſer erwarb ſich die natürliche Entwickelung, mehr als die minder willige Anlage erwarten ließ; ein glücklicher Günſtling der Natur konnte Göthe den Stern ſeiner Geburt preiſen, aber nicht den der Verhältniſſe und der Zeit, Schiller dagegen hatte eher Urſache dort zu klagen, während er ſich hier heimiſch fühlte und in dem Boden der Umgebung ſeine tiefen Wurzeln ſchlug. War es Göthen vielleicht das Höchſte, die Anlage der Natur in dem zarten widerſtandloſen Gehorſam der Pflanze zu entfalten, ſo nannte es Schiller dagegen das Höchſte, „was dieſe willenlos iſt wollend zu ſein;“ und nur der Gottheit gegenüber rieth er willenlos zu ſein, daß ſie von ihrem Throne zu uns herabſteige. Jener folgte dem Strom ſeiner Neigungen willig, der Andere zwingt ihn mit dem Steuer eines zielrichtigen Beſtrebens; die Forderungen der Vernunft beſtimmen ſeinen Lauf, dem Andern, dem die Sinne das Heiligſte waren, blieben

Aug und Ohr „die wackern Lootſen durch die ſchroffen Klippen von Wille und Urtheil.“ Das beſtimmende Vermögen iſt in Schiller, das empfängliche in Göthen herrſchend. Dieſer läßt die Welt ſich auf ſich herein bewegen, Schiller rückt gegen ſie heraus; ruhend ſchloß ſich jener dem Vergangenen an, dieſer bereitete in unruhiger Geſchäftigkeit das Künftige vor; die Dinge formten jenen, den Naturforſcher, aber der Philoſoph immer die Dinge. Göthe, kraft ſeiner realiſtiſchen Natur, lagerte ſich mit den Vollkommenheiten ſeines ſinnlichen, auffaſſenden Vermögens, das uns mit dem Aeußeren der Welt in Relation ſetzt, dieſer in aller Ausdehnung und Veränderlichkeit gegenüber, Schiller, deſſen Vorzug in ſeiner geiſtigen Energie lag, behauptete ſeine Innerlichkeit und Selbſtändigkeit auf Koſten ſeiner Weltkenntniß; verdiente jener den Beinamen ὁ παν, den ihm Wieland gab, ſo war Schiller überall totus und ὅλος. Je vielſeitiger und beweglicher die Empfänglichkeit iſt, ſagte er ſelbſt, deſto mehr Welt ergreift der Menſch, deſto mehr Anlage entwickelt er in ſich; je mehr Kraft und Tiefe die Perſönlichkeit und Freiheit der Vernunft gewinnt, deſto mehr Welt begreift der Menſch, deſto mehr Form ſchafft er außer ſich. Dieß war beider Fall gegeneinander. Was nach Schiller das vollkommene Werk der Cultur bezeichnet: das ſinnliche Vermögen in die reichſte Berührung mit der Welt zu ſetzen und ſeine Empfänglichkeit und Paſſivität aufs Höchſte zu ſteigern, und das geiſtige Vermögen unabhängig und ſelbſtändig zu erhalten und ſeine Activität und beſtimmende Kraft möglichſt zu erhöhen — zwiſchen dieſe zweiſeitigen Ziele ſchienen ſich Beide dem allgemeinen Eindrucke nach mehr getheilt zu haben. Von beiden Vermögen compromittirte bei Jedem das geringere zum Vortheil des Vorragenden: Göthe trug die Energie der beſtimmenden Kraft auf die paſſive über und verlor an Perſönlichkeit und Freiheit, Schiller gab ſeinem Thätigkeitstriebe die Reizbarkeit und Beweglichkeit des empfangenden hinzu, und überſteigerte ihn. Wenn nach Schillers Anſicht Göthe verabſäumte, mit dem rechten Eifer die Gaben der Natur in ächten eignen Beſitz des Geiſtes zu verwandeln, und mit Vernunft zu beherrſchen, ſo tadelte dagegen Göthe, daß Schiller gegen die Mutter Natur, die ihn nicht ſtiefmütterlich behandelt habe, undankbar ſei, daß er in ſich den Inſtinct durch die Thätigkeit des Geiſtes in Gefahr ſetzte, die Vegetation durch Freiheit beunruhigte, die Conſumtion

des Geiſtes übertrieb, mehr als die Oekonomie und die Bilanz jener gegenſätzlichen Kräfte des Menſchen geſtattete. Die angeſpannte Thätigkeit war das, was bei Schillern jedem, der ihn perſönlich kannte, zuerſt auffiel, bei Göthen haben wir die Zögerung mitten in aller Beſchäftigung gewahrt; beſſer hielt dieſer das richtige Maß zwiſchen Reception und Production, während Schiller den Reiz des bloßen Lernens und Aufnehmens nicht kannte; weislich mahnte Göthe, zur böſen Stunde zu ruhen, damit die gute doppelt gut ſei, aber Schiller zwang ſich in der üblen Stunde mit Reizmitteln, denn ihm war das Pfund des Geiſtes ein zu theuerer Schatz, um ihn jemals unbenutzt ruhen zu laſſen. Die Beſchäftigung, die nie ermattet, war ihm ja die liebſte Begleiterin, und „um den Ernſt, den keine Mühe bleicht, rauſchte ihm der Wahrheit tiefverſteckter Born.“ Göthe fühlte es wohl zuletzt ſelbſt, daß er zubald ſtille geſtanden, unbedacht, daß nur Beharrlichkeit und gleichmäßiges Beſtreben in gleichmäßigem Werthe hält; er mußte es anerkennen, daß Schillers raſtloſes Beſtreben im edlern Sinne zu wirken durch große Erfolge gekrönt war, aber dagegen ſchien er auch überzeugt, daß dieſe Selbſtthätigkeit und jene Idee der Freiheit ihn frühzeitig getödtet habe, weil er Anforderungen an ſeine phyſiſche Natur machte, die für ſeine Kräfte zu gewaltſam waren. Der tragiſche Dichter brachte ſeinem Berufe einen tragiſchen Charakter entgegen. Weniger angeſchloſſen an den Naturgang, ringend nach einem ſelbſtgeſteckten Ziele, ankämpfend gegen äußere Verhältniſſe und Hemmungen, überbot er ſeine innern Kräfte, eilte zu haſtig und angeſtrengt auf der betretenen Laufbahn fort, und ſank, ein Opfer ſeiner Strebſucht, in zu früher Erſchöpfung. Mitten im breiteſten Erguſſe ſeiner Wirkſamkeit raffte ihn das Schickſal hin, während Göthe ſtille und faſt unmerklich einen ſpäten Ausgang nahm. Dieſer, wie ein gedehnter Strom, im Gebirg entſprungen und beim erſten Laufe im raſchen Abſturz begriffen, dann den ruhigen Fluß im reizenden Thale und geregelten Ufern bewegend, ward langſamer im flachen Bette der ebenen Gegend und verlor ſich zuletzt wie unſichtbar in ſich ſelbſt; der andere ein kurzer Uferſtrom, noch wilder im Anfang, ſtemmte ſich in der Mitte ſeines Laufes in einen breiten See, den Weg bedenkend, und ergoß ſich dann im geregelten, aber ſchnell beendeten Laufe mit voller Mündung ins Unendliche.

Hält man ſo die Gegenſätze in beiden Dichtern ausſchließlich im Auge, ſo ſieht man wohl, wie ſchön ſich dieſe contraſtirenden Charaktere nach der Anſicht Göthes zu einem Verhältniſſe der wechſelſeitigen Ergänzung eigneten, wenn nur die Bindungsmittel nicht fehlten. Hierzu ſcheint es nöthig, daß ſie ſich, wie es ihre oberſten Theorien mit ſich brachten, ſelbſt der mittleren Stellung zwiſchen jenen antagoniſtiſchen Richtungen des menſchlichen Weſens genähert hätten, und verliert man ſich erſt recht in die Verſchiedenheit ihrer beiderſeitigen Naturen, ſo ſcheint es kaum möglich, daß man auf ein anderes Symptom dieſer Annäherung bei ihnen ſtoßen ſollte, als höchſtens auf jene Theorien, die ſo häufig todte Worte ſind. Allein ſieht man nur von der Parallele zwiſchen beiden ab, und ſtellt ſie grelleren und extremeren Gegenſätzen gegenüber, ſo wird man ſogleich fühlen, wie verſöhnlich ſie ſich einander nahe kommen, die ſich erſt ſo abzuſtoßen ſchienen. Gegen Lichtenberg oder Nicolai gehalten wird Göthe zum Idealiſten, Kant und den ſpätern Philoſophen gegenüber erſcheint Schiller als ein Senſualiſt; gegen Göthe gehalten iſt Schiller der Dichter des Bewußtſeins, gegen die Romantiker ein naiver und inſtinctiver Poet. Aber auch in Beiden, an ſich und unter ſich betrachtet, erkennen ſich die Merkmale bald, die es beweiſen, daß es ihnen Ernſt war um die Erweiterung ihrer einſeitigen Natur. Wer Schillern von dem glücklichen Zeitalter der Welt in Poeſie und Proſe reden hört, wo der Gott noch im Baume wohnte, wer ihn mit jenem Eifer ringen ſieht, die graue Metaphyſik abzuwerfen, nachdem er in dem Dichter den einzig wahren Menſchen erkannt hatte, wer ihn beobachtet, wie er ſich die reale Weltbetrachtung zu aſſimiliren ſucht, wer ſeinen Preis der naiven Dichternatur und ſeine zeitweiligen Entſcheidungen zu Gunſten der Leiſtungen des praktiſchen Talentes vor dem Ringen des ausſtrebenden Idealiſten liest; oder, wer Göthen nach den Forderungen des griechiſchen Ideals in Italien produciren und ſich von den Auswüchſen der Leidenſchafts- und Naturtheorien ſeiner Jugend befreien ſieht, wer ihn Schillern zu geben hört, daß er ihn von der allzuſtrengen Beobachtung der äußeren Dinge auf ſich ſelbſt zurückgeführt und die Vielſeitigkeit des innern Menſchen billiger anſehen gelehrt habe, der wird nicht ſagen wollen, daß dieß eitle Theorien ſeien, die der Kopf mit dem Herzen in Zwieſpalt aufgeſtellt habe. Wenn der Eine den

Lobredner der Zeiten reiner Cultur macht gegen die romantiſchen Erneuerer des Mittelalters, und der Andere ſich der reinen Natur gegen die idealiſtiſchen Idyllenſchreiber annimmt, wenn Schiller einmal der Leitung des Inſtinctes vertrauen heißt und Göthe dem Menſchen in ſeinem zerbrechlichen Kahne deßhalb das Steuer in die Hand gegeben ſieht, daß er nicht der Willkühr der Welle, ſondern dem Willen der Einſicht folge, ſo ſcheinen Beide ihre Rollen getauſcht zu haben. Aber dieß ſind Einzelheiten der Rede, die wenig bedeuten; viel wichtiger iſt ihr Rollentauſch in ihren Leiſtungen: daß ſie grade dort den ungetheilteſten Beifall fanden, wo Schiller dem realiſtiſchen und Göthe dem idealiſtiſchen Principe zu huldigen ſchien, das beweist doch wohl, daß jeder ohne Affectation an dem ihm fremderen Syſteme wirklich participirte. Und in der That ruht dieſer Beifall ganz auf dem dunklen Gefühle der Anerkennung jener totalen Natur, die eben in dieſen Producten am ſchönſten zu Tage kommt. Die Miſchung der Elemente, die dieſe Werke überhaupt möglich machte, iſt nicht allein für die beiden Männer ſelbſt, ſondern für die deutſche Natur überhaupt ein Ruhm. Göthe, der ganz auf die Kunſt, die Pflegerin des Ideals, angewieſen war, brachte ihr eine rein realiſtiſche Natur entgegen; Er, dem es Naturbedürfniß war, mit der Wirklichkeit zum künſtleriſchen Abſchluſſe zu kommen, zerſtreute ſich grade in univerſaler Bereicherung; er ſtellte das innere Seelenleben dar, voll Beruf grade die äußere Welt zu behandeln, deren Schilderung ihm nur da glückte, wo ſeine reiche Seele den äußern Eindrücken etwas entgegenbrachte. Schiller, der zwar Alles aus ſeinem Innern zu ſpinnen ſchien, mußte doch von den äußeren Zeitereigniſſen im Großen erſt bewegt werden; er weilte im Reiche der Ideen und war doch ganz von der Wirklichkeit und Gegenwart beſtimmt; der mehr Beruf zu haben ſchien, das innere Seelenleben zu malen, dem Erfahrung und Lebenskenntniß, das Unentbehrlichſte für eine materialere Dichtung, ganz abging, der ſchilderte grade das Allgemeine des großen Weltlebens ab. Der ideale Dichter fiel auf die Gegenſtände aus der factiſchen und realen Welt, in denen es ſo leicht war dem Stoffartigen zu verfallen, ja man kann ſagen, daß ſein dichteriſches Wirken auf einer Einſichtswahl und dem Streben nach einem praktiſchen Ziele ruhte; ganz umgekehrt Göthe, der ſeine realiſtiſche Dichtung in Regionen umtrieb, die dem Ideal viel näher

zu halten waren. Empfindungen und Gemüthszuſtände gehören der gemeinen Welt viel weniger an, in ihren Schilderungen hielt ſich die Dichtung faſt immer im Reich der geſteigerten Natur auf und irrte vielfach in das Phantaſtiſche und Spiritualiſtiſche hinüber, wie gleich die Göthe folgenden Lyriker ſo vielfach bewieſen: dem entging Göthe ganz durch ſeine reine und unverſchrobene, praktiſche Natur. Welthändel und Hiſtorie ziehen im Gegentheile zu einer trockenen Behandlungsart und zur Proſa herab, wie es gleich die ganze Maſſe hiſtoriſcher Dramen belegt, die ſich auf Schiller aufbaute: dem entging Schiller durch das „Etwas, das in Allem für die Poeſie ſpricht, durch den Samen des Idealismus, der es hindert, daß das wirkliche Leben mit ſeiner gemeinen Empirie nicht alle Empfänglichkeit für das Poetiſche zerſtöre.“ Es ſähe dem Mann des Geiſtes und der Idee viel ähnlicher, daß die Literatur und die innern Bildungszuſtände, dem Manne der Anſchauung und des Lebens, daß die politiſche Welt ſein Talent beſtimmt und gerichtet hätte, der Fall war aber umgekehrt; Göthe hat für die Literatur und literariſche Cultur ungefähr die Bedeutung, wie Schiller für die politiſche, jener für die Naturphiloſophie wie dieſer für geſchichtliche, und wenn ſich Göthe in dem, was er den jungen Dichtern ward, ihren Befreier nennen wollte, ſo ward dieß Schiller den jungen Patrioten; die Weltliteratur hat misverſtehend einen Leitſtern an jenem gefunden, die Weltrepublik kann es an dieſem. Es lag ganz auf Göthes Wege, des Lobredners der Geſchichte, des Mannes, der eine Art Muſter von Biographie geliefert, daß er dem Leben der Geſchichte wie aller ſonſtigen empiriſchen Welt die gleiche Empfänglichkeit entgegengebracht hätte, und auf dem Wege des vereinſamten Schillers, der das große Ganze der Geſchichte miskannte und producirend ſie im Einzelnen mishandelte, daß er mehr in ſein Inneres hinabgetaucht wäre, um Dichtungsſtoff zu ſuchen, aber es war das entgegengeſetzte Verhältniß. Im großen Maßſtabe gedacht iſt die Göthiſche Dichtung mehr perſönliche, die Schillerſche mehr hiſtoriſche Gelegenheitsdichtung, und wenn ſich Beide ſelbſt wie Object und Subject von einander unterſcheiden, ſo dreht ſich das Verhältniß gradezu um, wenn man Beide dem öffentlichen Leben der Zeit gegenüber hält: ihm trat Göthe mit einer Selbſtbeſtimmung entgegen, die ſeine gewöhnliche Reception ganz verleugnete, und

Schiller dagegen ließ ſie in einer Objectivität auf ſich wirken, die der reinſten Göthiſchen Empfänglichkeit gleich kommt. Göthe ſelbſt bewunderte gelegentlich die Kunſt, mit welcher Schiller das Objective faßte, wenn es ihm in Geſchichte und Ueberlieferung entgegen kam; man hat allgemein die localen Färbungen im Tell und Aehnliches beſtaunt, aber einen höhern Preis verdient die zarte Sympathie mit dem großen Weltleben, deſſen Schritten er Fuß um Fuß in ſeinen Dichtungen folgte. Hier war Göthe in ſeiner eigenſinnigen Abgeſchloſſenheit der totus und Schiller in ſeiner Biegſamkeit ὁ παυυ. Wenn Göthe ſich dem antiken Geiſte in ſofern anſchließt, als er ſich an das Reale und Wirkliche hält, und dadurch nach Schillers Ausſpruch von allen neuern Dichtern ſich am wenigſten von der ſinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt, ſo dagegen Schiller, in ſofern er ſeine getrennten Geiſteseigenſchaften auf Eins concentrirte, und dadurch, wie man ſo oft von den Alten gerühmt hat, mit Wenigem Vieles leiſtete, während Göthe mit Vielem Weniges. Und wenn es richtig iſt, daß man Beide im Ganzen wie antik und modern von einander trennt, ſo fühlte doch Göthe, der antikſte unter den Modernen, dort eben ſo richtig, wo er ſich in Zertheilung ſeiner Kräfte dem idealen Unendlichkeitsbeſtreben der neuern Zeit verfallen ſieht, und Schiller, den Humboldt zwar mit Recht den Modernſten aller Modernen nennt, empfindet dort nicht minder richtig, wo er ſich den Griechen nahe fühlt, als er von Shakſpeare zu Sophokles überging. Chronologiſch liegen die Gegenſätze des Realen und Idealen ungefähr in umgekehrtem Verhältniſſe in Beiden: Göthe ging mehr von einer realiſtiſchen Tendenz aus in eine ideale über, Schiller ſuchte ſich nach der Bekanntſchaft mit Göthen und den Alten dem Realen mehr von dem Idealen aus zu nähern; er ging von Speculation zur dichteriſchen Anſchauung zurück, der Andere von dieſer, wenn nicht zur Speculation, ſo doch zur Contemplation über, und auf ſeinen Spuren ſchritt der orientaliſche Spiritualismus einher, wie auf Schillers die derben Vaterlandsbeſtrebungen in Praxis und Poeſie. Und ſo ſind die augenfälligſten Wirkungen Beider überhaupt im Grunde ganz gegen das, was man zu Folge ihrer Naturanlagen hätte erwarten ſollen. Der aufs Praktiſche und Materiale gerichtete Dichter ward mehr überhoben, der in der Kunſt und Idealwelt lebende iſt Vielen zu natürlich. Beides hin-

derte Beide, den Extremen zu verfallen, und ſo iſt der hochgehende und oft tiefſinnige Schiller popularer geworden, und der planere, an ſich popularere, iſt das Eigenthum einer mehr ariſtokratiſchen Claſſe. Der ſeinem Ziele nach mehr für Männer ſchrieb, iſt der Liebling der Frauen und der Jugend geblieben, der in ewiger Jugend beharrte, genügte mehr den Anſprüchen des Mannes. Der ganz Form und Geiſt war, ſprach die Menge an, die mehr Materie ſucht, und der mehr Materie bot, befriedigte die Gebildeten, die der Form gewachſener ſein ſollten. Der ſcheinbar reichere Dichter hat einen engern Wirkungskreis gefunden, und der ſcheinbar ärmere den weitern, und dieß hat Göthe ſelbſt vortrefflich ausgedrückt, wo er ſagt, daß, wenn man Schiller nicht ſo reich und ergiebig achtete, dieß darum war, weil ſein Geiſt einſtrömte in alles Leben und weil jeder durch ihn genährt und gepflegt ward und ſeine Mängel ergänzte. Und ſo durchkreuzen ſich die Linien des doppelſeitigen Weſens in Beiden ſo vielfach, daß ſie uns gleichſam erſt in dieſer verſchlungenen Geſtalt ein gemeinſames Ganzes darſtellen, an dem wir uns ungetrennt freuen und aufbauen ſollen, wie es in der Abſicht der Männer ſelber lag. Wer wollte zwiſchen Beiden wählen! wer die Grundlehre Beider, die wir ſo wiederholt, ſo nachdrücklich, wie ſie ſich in ihren Schriften ſelbſt findet, auch in unſerer Darſtellung wieder und wiederbringen mußten, die Lehre von der vereinten totalen Menſchennatur, ſo blind aus dem Auge laſſen! wer möchte das Eine als das Ausſchließliche preiſen, da ſie ſelbſt uns auf ein Drittes wieſen, das größer iſt als Beide! Nur Einen Geſichtspunkt gibt es, aus dem man zwiſchen Beiden Vorzug treffen dürfte: daß ſich jeder, der in ſich die engere einſeitige Natur erkannte, wieder nach dem Beiſpiele unſerer Dichter ſelbſt, in Oppoſition mit ſeiner Neigung grade zu jenem unter Beiden wendete, der ihm fremder läge, damit er, eingeſenkt in die Trefflichkeit auch der gegenſätzlichen Natur, „ſeine Mängel ergänze", und von dem Gegenſtück ſeines Weſens anerkennend ſagen lerne, was Göthe von Schiller ſagte: So ſollte man eigentlich ſein! Denn nur wenn wir uns das Mangelhafte unſerer Exiſtenz bekennen und das auch zu ſein ſtreben, was wir nicht ſind, dürfen wir hoffen, einigermaßen das zu werden, was wir eigentlich ſein ſollten.

4. Schauſpiel.

Wir haben zuletzt noch von der gemeinſamen Thätigkeit Göthes und Schillers für die Weimarer Bühne zu reden. Wäre der Eine jünger geweſen, der Andere älter geworden, ſo würde an dieſem Zweige ihrer duumviraliſchen Wirkſamkeit unſtreitig die reichſte Frucht gewachſen ſein, denn hier arbeiteten ſie an einem Werke, das die ganze Nation mit dem regſten Intereſſe, wenn auch nicht immer mit dem richtigſten, unterſtützte. Auch ſo aber, obgleich ihre Beſchäftigung nach dieſer Seite hin nur kurz dauerte, haben ſie die deutſche Bühne, nicht allein durch ihre dramatiſchen Schriften, ſondern auch durch ihre Leitung des Weimarer Theaters auf ihren Höhepunkt gebracht: nicht dadurch, daß ſie über ausgezeichnete Kräfte zu gebieten gehabt hätten, ſondern dadurch, daß ſie, in glücklicher Unabhängigkeit von dem Geſchmacke des Haufens, ein würdiges Repertoire gründeten, und daß ſie den Bund zwiſchen Theater und Poeſie, der ſeit Leſſing faſt ganz gelöst war, wieder herſtellten. Um zu verſtehen, wie dieß gemeint ſei, um den Stand unſerer Bühne unter Göthes und Schillers Leitung gegen jenen frühern, wo Leſſing ihr Herrſcher war, gehörig zu würdigen, um die Anſtrengung zu begreifen, die Schiller zu machen hatte, und das Verdienſt, das er ſich erwarb, zu ermeſſen, iſt es nöthig, daß wir in der Geſchichte unſers Theaters ein wenig zurückgehen, wo wir finden werden, daß in dieſem Gebiete wo möglich noch größere Widerſtände als in den übrigen von unſern beiden Dichtern zu überwinden waren, wenn ſie der Proſa und der gemeinen Kunſt nicht die ächte würdige Dichtung wollten verloren geben, wenn ſie das Theater nicht zu einem geringen Unterhaltungsorte wollten herabſinken ſehen.

Wir nehmen zum Faden unſerer Darſtellung den Uebergang unſerer wandernden Bühnen zu ſtehenden. Dieſe Veränderung des äußeren Zuſtandes unſerer Theater war vielfach von einer ganz entſcheidenden Bedeutung und mußte nothwendig eine ganz neue Epoche herbeiführen. Es änderte ſich mit ihr der Charakter der Truppen, und der ganze Stand der Schauſpieler trat in eine würdigere Stellung und geſichertere Exiſtenz ein. Einzelne Männer wie Eckhof, Schröder und Iffland, grade diejenigen, die uns zuerſt

einen Begriff von wahrer Schauſpielkunſt gaben, machten auch als Menſchen Anſpruch auf Achtung und hielten mit ihrer würdigen Erſcheinung zum erſtenmale dem allgemein herrſchenden Vorurtheile gegen ihren Stand in jener Art die Wage, wie es Göthe in Bezug auf den früher ähnlich verachteten Dichterſtand von Klopſtock ausgeſagt hat. In dem Publikum unſerer größeren Städte konnte ſich ferner durch die Bildung regelmäßiger Bühnen, durch die Verdrängung der Kreuzerkomödien und der wüſten Spectakelſtücke, die die Wandernden ſchamlos umhertrugen, ein geregelter Geſchmack bilden, von dem man endlich hoffen konnte, er werde eine beſſere dramatiſche Kunſt, wo nicht fördern, doch wenigſtens ertragen lernen. Und was endlich eine Hauptſache iſt: die Directionen, die früherhin auf ihren Umzügen durch Veränderung des Locals mit ihrem geringen alten Repertoire überall neu waren, mußten, ſobald ſie feſt ſaßen, auf Erweiterung deſſelben denken, um an demſelben Orte durch Neuheit zu feſſeln; der Blick auf die geſammte dramatiſche Literatur von Europa mußte ſich immer mehr ausdehnen; Theaterdichter, die fremde Stücke überſetzen, neue Originale verfertigen, veraltete erneuern, unaufführbare bühnengerecht machen mußten, wurden unentbehrlich und tauchten daher jetzt an allen Orten hervor. Das Beiſpiel, das in Hamburg, als Leſſing dort war, gegeben ward, war, wiewohl es damals ſchnell zu ſcheitern ſchien, darum nicht verloren. Wie man dort bei der Unternehmung einen Director, einen Theaterdichter, einen Dramaturgen nothwendig fand, ſo hören wir bald, daß da und dort, in Hamburg, in Wien, in Mannheim, in Gotha, in Berlin, in Weimar daſſelbe Bedürfniß fühlbar ward, und wir ſehen die Bock, Klinger, Engel, Gotter, Rammler, Schink bald in dieſer bald in jener Eigenſchaft irgend einer Bühne aggregirt. Dadurch kam endlich Wahl, Kritik, Unterſcheidungsgabe in das active Theaterperſonal wie in das empfangende Publikum; es ward einem flüchtigen Intereſſe Dauer, den Erwartungen und Forderungen ein größeres Maß gegeben, und dadurch ein ganz neuer Schwung in die Kunſt gebracht, die kurz zuvor noch in dem Range der Seiltänzerei geſtanden hatte und ſich ſelten ohne deren Beihülfe aufrecht halten konnte.

Die erſte Forderung, die nun an die dramatiſchen Productionen gemacht werden mußte, ging auf die Aufführbarkeit der Stücke,

ſo wie die erſte Achtſamkeit der Directoren auf die Geſchmacksrichtung des Publikums und der Nation gerichtet ſein mußte. Was das Eine angeht, ſo war nach Leſſings erſtem Beiſpiele, auf die Veranlaſſung des Götz von Berlichingen, und ſpäter wieder in anderer Art auch durch die folgenden Bühnenſtücke Göthes, dann auch durch Klopſtock und Stolberg, das Bühnengerechte mehr aus den Augen verloren worden, und ſelbſt Leſſing ſah im Nathan nicht mehr darauf ab. Man dehnte die hiſtoriſchen Stücke zu dialogiſirten Romanen aus; und die geniale Schule, wo ſie ſich auch in fünf Acte beſchränkte und formell ſich den Conventionen der Bühne beugte, warf doch dem Inhalte nach ſo wüſte und unverſtändige, oder ſo grauſame und verzerrte Stücke hin, daß man, wie Schröder mit Lenzens Stücken that, ſogleich mit Umarbeitungen helfen mußte, falls man dieſe Originale, die durch ein gewiſſes Talent anzogen und die Wüſte unſerer Repertorien anzubauen verſprachen, nicht wieder preisgeben wollte. Ob ſich das Wilde und Karrikaturartige, das Blutige und Gewaltſame in den Tragödien dieſer Schule mehr dem Publikum oder den elenden Schauſpielern empfahl, die hinter der materialen Aufregung ihr geringes Spiel verſteckten, kann man bezweifeln. Vor und nach den Stücken Klingers und Schillers drängten ſich die Schreckensſpiele dieſer Art, und ſie bereicherten, nicht ſelten aus den Händen ſeichter Nachahmer, die wie gewöhnlich im Barbariſchen das Genie, in Uebertreibung die Wirkung ſuchten, die Bühne, auf welcher ſie theilweiſe mit entſchiedenem Beifall aufgenommen wurden. Die frühern Trauerſpiele von J. F. Schink (Lina und Waller, Gianetta Montaldi, Adelſtan und Röschen), die meiſten Producte von d'Arien (Marie von Wahlburg, Claus Storzebecher u. A.) und von dem Schauſpieler Möller, einzelne Stücke von Berger (Galora von Venedig), von Sprickmann (Eulalia), von Grohmann (Gioconda) hängen genau mit der genialen Schule zuſammen, nur daß ſie meiſt entſchiedner auf die Darſtellung abſehen, wie denn die Möllerſchen rein auf Theateraffecte abzielen. Wertherſche Empfindſamkeit, Götziſche Kraftſprache und geradbrechtes Deutſch, Shakſpeareſche Reminiscenzen, verfehltes Pathos, eine ungezähmte Phantaſie, folternde und erſchütternde Szenen, unnatürliche Verbrechen, ſcheußliche Charaktere, Ueberladung von Perſonal, Vorfällen, Maſchinerie und Theaterſpektakel, misgeſtaltetes

Zeug aller Art voll gewaltſamer Zuckungen und Spannungen begegnen bald gehäufter bald vereinzelt in dieſen von Plattheit und Tollheit wunderbar gekreuzten Werken, und dieß macht uns die Wirkungen begreiflich, die die Jugendſtücke Schillers hatten, die alle erſt nach den eben genannten Producten erſchienen und auf ein wohlbereitetes Publikum trafen. Zu dieſer Gattung kamen noch die eigentlichen Ritterſtücke hinzu. Der Ton, der hier vorgeſchrieben war, war nicht ſchwer zu treffen, die Derbheit mußte mit dem Scheine der Kraft ſchmeicheln, den Stoffen konnte es an Theatercoups nie gebrechen, das Ungeſtaltete ſchien hier grade das Charakteriſtiſche zu ſein. Waren dieſe Materien dem ſtümperhaften Poeten genehm, ſo waren es ihre Bearbeitungen dem ſchlechten Spieler noch mehr, der den Ton der anſtändigen Geſellſchaft nicht kannte, der den franzöſiſchen Vers nicht zu declamiren verſtand, der, wo er ſein rohes Organ nicht hinter den Geſang verſtecken konnte, es gern durch das Pathos und den wilden Lärm der ritterlichen Rodomontaden in ein glänzendes Licht rückte, wo Verzerrung und Verwilderung für Feuer und Genie galt und die ſtarke Lunge den ſchwachen Kopf verbarg.

Dieß waren nun Aufgaben, die dem wandernden Schauſpieler ganz angemeſſen waren; der betäubende Tumult dieſer Stücke ging gleichſam vor ihm her und bereitete ihm den Weg. Sobald ſich aber der Stand hob, die Kunſt ſtieg, die Bühne feſt ſtand, konnte die rohe Leiſtung und der rohe Beifall dem denkenderen Künſtler nicht mehr genügen. Der Schauſpieler, wenn er nicht mehr bloßer Statiſt iſt, wenn er Menſchen beobachten lernt und dem geſitteteren Kreiſe der Geſellſchaft nahe tritt, iſt ſeinem ganzen Berufe und dem Weſen nach, das dieſer in ihm vorzugsweiſe ausbildet, gar nicht gemacht, an Ritterſtücken und hiſtoriſchen Dramen großes Gefallen zu finden. Die Quellen ſeiner Kunſt weiſen ihn auf das umgebende Leben; er iſt nicht verſucht, ſeine Kenntniß der Welt aus der Geſchichte zu holen, denn ihn feſſelt nicht der große Umriß, ſondern die kleine Nüance; das Leben der Zeiten und Völker kann ihm gleichgültig ſein, wenn er nur die Gegenwart und die Menſchen kennt, auf die er wirken ſoll, auf die er nur aus dem Standpunkte wirken kann, auf dem ſie ſelber ſtehen. Die rohe Natur, die dem rohen Haufen in den Ritterſtücken gefiel, hatte nur auf der Bühne ein anderes Kleid an,

es war aber dieſelbe, die der Zuſchauer in ſich ſelber wieder fand. In großen Städten aber, an gebildeten Höfen, unter feineren Directoren fand dieß Unweſen ſchon nicht ſo großen Wiederklang. Und grade durch die vereinte Zuſammenwirkung von großen Städten, Höfen und gebildeten Schauſpielern ſollte dem bisherigen Geſchmack an Opern, an Spektakeln, an Farcen und Baletten endlich eine andere Wendung gegeben werden. Hätte man damals in unſerer dramatiſchen Literatur die Richtung fördern können, die Schiller im Grunde angab, indem er das Trauerſpiel der Genialitäten und das hiſtoriſche Drama läuterte, ſo wäre wohl die Entwicklung des Nationalgeſchmacks einfacher vor ſich geſchritten, der ſich nun einmal für dieſe Gattung ausgeſprochen hatte. Allein, wie die Menſchen ſind: das was ihren Beifall nicht hat, ſuchen ſie minder bereitwillig zu beſſern, als ganz zu verwerfen; man ſetzte alſo dem Schreckſpiele das Luſtſpiel oder Rührſpiel entgegen, ſtatt daß man geſtrebt hätte, ein reines Trauerſpiel daraus zu bilden; ſtatt daß man das vaterländiſche Schauſpiel im eignen Style fortzupflanzen ſuchte, fing man aufs neue an, in viel koloſſalerem Maße als es zu Gottſcheds Zeit geſchehen war, das Auge auf alles Fremde zu werfen und es zum Bühnengebrauche, ſo gut es gehen wollte, zuzurichten; und aus dieſem Geſchäfte ergab ſich dann von ſelbſt eine Unmaſſe von ſogenannten Originalſtücken, die doch im Grunde faſt immer aus Anregungen fremder Stücke entſtanden waren und irgend eine fremde Manier nachahmten. Weit entfernt, daß man ſich bei dieſen Accommodationen zuerſt nach dem Vorzüglichen umgethan und mit dieſem begnügt hätte, begann man durchweg maſſenweiſe Gutes und Schlechtes zu verpflanzen, und hielt einen Jeden für dieſes Geſchäft gut genug; man griff nach dem billigſten, wenn man einen Theaterdichter engagiren ſollte; und wo er fehlte, ſorgten die Schauſpieler ſelbſt. Dieß war der größte Misſtand, der bei dieſer ganzen Wendung Statt hatte; ein Uebel, das wir ſchon früherhin haben drohen ſehen, brach jetzt mit Gewalt über unſere dramatiſche Dichtung herein. Der Schauſpielerſtand ſchien ſich ihrer ganz bemeiſtern zu wollen, und dieß war jene Cumulation von Aemtern, jene Verbindung von Gewalten, die durchaus getrennt ſein mußten, bei deren Vereinigung nothwendig die eine oder die andere unterdrückt und vernachläſſigt wird. Wenn Shakſpeare, wenn Göthe und Schiller Schauſpieler waren, oder

ſein oder werden wollten, ſo war dieß die kleinere Gefahr, denn ihr eigner Schaden mußte ſie bald zurecht weiſen. Aber indem unſere Schauſpieler die Haufen ihrer ſeichten und elenden Theaterſtücke auf die Bühne warfen, war es unvermeidlich, daß ſie die Unterhaltungsſucht des Publikums nährten, ſtatt ſeinen Schönheitsſinn zu bilden, daß ſie ein mechaniſches Handwerk aus einer freien Kunſt machten, daß ſie den Verband zwiſchen Poeſie und Drama gleichſam lösten. Unglücklich genug, daß ſich bei uns das Drama nicht wie bei den Alten aus dem Anlaß öffentlicher Feſte herausbildete, daß man ihm nicht den Nimbus größerer Feier und ſeltener Erſcheinung laſſen konnte. Unſere Geſellſchaften, von keinem Staate gehalten, auf ihren eignen Erwerb gewieſen, mußten ſich wohl entſchließen, jeden Abend für einen Zeitvertreib zu ſorgen. Dieß ungeheure Bedürfniß forderte die profuſe Production von mittelmäßigen und geringen Werken heraus, und dieſe wieder nährte und ſteigerte das Bedürfniß. Dafür zu ſorgen lag freilich den Schauſpielern ſelbſt am nächſten, die die Handwerksgriffe am beſten kannten, die das Maſchinenwerk am geläufigſten zu handhaben wußten. Zu größerem Unglück erſchien noch immer unter unſern Dramatikern, in Bezug auf theatraliſche Brauchbarkeit, Leſſing als der größte; er hatte ſich ſelbſt für keinen Dichter erklärt und die Meinung der Welt ward allmählig dieſelbe; was folgte Natürlicheres, als daß man ein großer Dramatiker ſein konnte, ohne ein Poet zu ſein? was Wunder alſo, wenn Jeder, der an der Poeſie hätte verzagen müſſen, im Schauſpiel noch immer Preiſe zu erwerben hoffte? So wird bei Meyer, dem beredten Biographen Schröders, die dramatiſche Kunſt nicht undeutlich ganz von der Poeſie abgetrennt und etwa als ein beſonderer Zweig der Menſchenkunde betrachtet. Daher ward auch nach Nathan und Carlos noch der Gebrauch der proſaiſchen Rede im Drama allgemein verfochten, der Vers allgemein verworfen. Das war die Meinung Schröders und Meyers und Babo's, ſie huldigten alle der Mimik von Engel, in der dieſe Lehre im zweiten Theile ausdrücklich gepredigt wird; ja es geſchah noch 1780, daß man ſich die Mühe gab, die Alexandriner des alten Schlegel (im Canut) ſogar in Proſa umzuſetzen! Und ſo kam es denn, daß ſich das Schauſpiel, ſtatt ſich mehr zu erheben, immer mehr in die Niederungen des gemeinen Lebens verlor. Und nicht etwa ſo, daß es, wie Holberg,

wie der humoriſtiſche Roman und alle niederländiſche Kunſt zu einem Objecte komiſcher und grotesker Behandlung genommen hätte, ſondern ſo, daß es ſich nach jener goldnen Shakſpeareſchen Regel zu handeln dünkte, wenn es den Spiegel an das ordinäre Leben des Tages und des Hauſes hielt, um ſich an dem treuen Bilde zu freuen. Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß während unter der Pflege weniger großer Geiſter das Drama aufwärts ſtieg, ohne ſich um die Bühne viel zu kümmern, die große Maſſe der Schreiber auf und an der Bühne es gewaltſam herabzog, und daß nun zwei gleichſam getrennte dramatiſche Arten bald gleichgültig, bald feindſelig nebeneinander herſchritten. Jene wenigen, ſelten erſcheinend, hatten die kecke Fluth der Anderen zu fürchten, die durch jede Oeffnung in die Gunſt des Publikums drang, aber ſie ſiegten dann deſto gewaltiger, wenn ſie den gedrängten Feuerſtrom ihrer Dichtung gegen das dunſtige Element losließen; den Tagesruhm der vielen Ephemeren überwand die Unſterblichkeit weniger großer Werke. Jene Andern, viel zu kurzſichtig nach einem ſolchen Preiſe auszuſpähen, trennten ſich theilweiſe genügſam, aber ohne Beſchämung, von jenen Meiſtern ganz ab, als ob ihr Geſchäft mit dem ihrigen gar nichts gemein hätte, oder ſie machten ſich lächerlich, wenn ſie, wie Kotzebue, ſich als ebenbürtig mit ihnen geriren wollten.

Indem wir die Geſchichte dieſer niedern Dramatik ſkizziren und an die oberflächlichen Umriſſe der Veränderungen in unſerer Schauſpielerwelt anknüpfen wollen, haben wir im Grunde nur die oben genannten drei großen Schauſpieler zu beachten, zu denen wir dann Kotzebue hinzuſtellen, der zwar nicht Schauſpieler war, aber doch ſein ganzes Leben der Bühne widmete. An dieſe knüpft ſich leicht das Uebrige an. Den großen Haufen der untergeordneten Acteure, die zugleich Theaterdichter abgaben, dürfen wir bei Seite laſſen. Auf die in Wien ſeßhaften Stephanie, Ziegler, Holbein, Zahlhaas, Frau von Weißenthurn, Schikaneder u. A. kommen wir unten noch mit einem Worte zurück; Andere, die mehr vereinzelte Stücke ſchrieben, wie Hagemann und Hagemeiſter, Beil und Beck, und Aehnliche hatten nirgends einen Einfluß, welcher Art es ſei; einen allgemeinern Ruf hatten eine Zeitlang nur Möller in ſeinen Effectſtücken, und Brandes und Großmann (ungefähr in Einer Linie mit Bretzner, Jünger und Aehnlichen) im Luſtſpiel und Unterhaltungsſtück. Brandes war einer der erſten unter Leſſings Nacheiſe=

rern, die das Verdienſt ſuchten, im Gegenſatze zu der geſchraubten Gottſchedſchen Tragödie einen natürlichen und einfachen Dialog einzuführen, er ward in den 70er und 80er Jahren mit Goldoni für ebenbürtig erklärt, und einzelne Producte von ihm, wie der Graf Olsbach, hatten allgemeinen Beifall. Von ſeinen Stücken könnte jedoch keines mehr, auch nur von dieſer ſprachlichen Seite her, heute gebraucht werden, und an Geläufigkeit und Gewandtheit haben es ihm Stephanie und Großmann in einzelnen Fällen zuvorgethan. Von dem letztern ſieht man noch immer ein Stück (Nicht mehr als ſechs Schüſſeln) über die Bühne gehen, man würde aber Unrecht thun, von ihm auf ſeine übrigen Werke zu ſchließen (Henriette, Adelheid von Veltheim u. dergl.), die in ihrer liederlichen Weiſe den zerrütteten Charakter des Mannes durchblicken laſſen, an dem ſein etwaiges Talent zu Grunde ging. Von allem dem, was aus den Händen dieſer und andrer Schauſpieler mittleren Ranges ausging, gilt noch mehr als ſelbſt von den Producten ihrer viel überlegneren Collegen durchgängig die Eine Eigenſchaft: **circa vilem patulumque morari orbem**; und ſehr häufig kann man aus dem ungelenken Dialog lernen, wie ſchlecht es ſelbſt bei dieſen immerhin noch namhaften Männern nur mit dem gewöhnlichen Vortrage auf der Bühne beſchaffen ſein mußte. Alles iſt nur auf den Moment, auf ein Benefiz, auf eine Lückenbüßung abgeſehen; und wo ja eines ihrer Stücke einmal die Maſſe der Tagsproducte auf eine längere Weile überragte, da war es gewiß durch jene theatraliſchen Effecte und Situationen in Ruf gekommen, die natürlich der gewandte Bühnenkenner leichter ergreifen lernt, oder, wie es ſelbſt bei Schröder und Iffland der Fall iſt, durch eine dankbare Rolle gehalten, die der Verfaſſer ſich oder irgend einem andern beliebten Schauſpieler auf den Leib zugeſchnitten hatte. Denn auch dieſer mechaniſche Kunſtgriff kam hauptſächlich durch unſere Schauſpielerdichter in unſer Drama, und verſtopfte den reinen Quell des Naturſtudiums begreiflicherweiſe; daß auch Göthe ein ſolches Hülfsmittel gutheißen und empfehlen konnte, widerſpricht gewiß ſeiner ſonſtigen Sinnesart ganz.

Als den erſten Schauſpieler, der aus der gemeinen Menge zuerſt heraustrat, haben wir ſchon früher Eckhof (1720—78) genannt. War irgend ein Mann dazu geboren, nicht allein durch die Ueberlegenheit ſeiner Anlagen, ſondern auch durch die Eigen-

heiten ſeiner Natur zur feſten Begründung eines Theaters beizu⸗tragen, ſo war Er es. Wir haben ſchon oben angedeutet, wie er als Spieler vielſeitig war und univerſell; ſein eiferſüchtiger Neben⸗buhler Schröder beſchuldigte ihn der Rollenſucht bis zur Eitelkeit. Er ſpielte die höchſten tragiſchen Charaktere des franzöſiſchen und Shakſpeareſchen Drama's, den 18jährigen Liebhaber und den leicht⸗fertigen Schwindler, im Hausvater den d'Orbeſſon ſo vollkommen, daß ſelbſt Schröder ſich nicht mit ihm meſſen wollte, im Patelin wetteiferte er mit dem zotenvollſten Hanswurſten, ohne daß es Leſſingen beleidigte, und unübertrefflich war er in plattdeutſcher Sprache als Jürgen im Bauer mit der Erbſchaft. Kenner, die für Garrick begeiſtert waren, und ein Rivale wie Schröder haben erklärt, daß in der ſtillen Gewalt und dem Wohllaut des Vortrags ihn Niemand erreicht habe; er ſiegte mit der Wahrheit ſeiner Em⸗pfindung und mit dem ſchönen Organe, das ſie ausſprach, über den unvortheilhaften Körperbau; er ſpielte noch den Canut in der Perücke und mit dem Krückenſtock, aber er machte dieß augenblicklich durch die Macht ſeiner Rede vergeſſen. Unentbehrlich, wie er mit ſeiner Ueberlegenheit und Allfertigkeit war, konnte ihn gleichwohl keine der wandernden Bühnen feſthalten; er machte es den Di⸗rectoren ſo leicht, denn er wollte nichts erwerben, er kannte keine Bedürfniſſe, ſondern nur ſeinen Ruhm; allein er wollte dann auch in ſeinem Wege nicht geſtört ſein; er fühlte ſich, daß er ſich ſelber Genüge leiſtend mehr thue, als wenn er dem unverſtändigen Par⸗terre ſich bequemen ſollte; er fragte nicht nach der Kaſſe, und er verachtete das gemeine Treiben der Unternehmer; er vermied ganz entſchieden, je an die Spitze einer Geſellſchaft zu treten; er wollte mit den Finanzen nichts zu thun haben, die Regie aber deſto un⸗abhängiger führen. Dieß ging nun ſchwer mit dem Vortheile der Unternehmer Hand in Hand, und er kam daher weder mit Schöne⸗mann noch Koch, mit Ackermann und Seyler nicht zurecht. Zu ſpät leider gab ihm Gotha eine feſte Zuflucht, wo ein trefflicher Fürſt, den Engel im Edelknaben portraitiren wollte, ſich um des großen Spielers willen der Bühne annahm, die ihm nach Eckhofs Tode gleichgültig ward. Hier wäre er am Orte geweſen, denn hier war wie in Weimar das Theater von der Stimme des Publikums unabhängiger; allein er ſtarb bald, und ehe die ſchönere Zeit der deutſchen Bühne noch recht aufgegangen war. Schriftſtelleriſch hat

er wenig gethan, und das Wenige iſt nicht bekannt geworden. Er hatte die Abſicht, eine Geſchichte des Dennerſchen und Schönemannſchen Theaters zu ſchreiben und hat Löwen vieles Material zu ſeiner Theaterchronik geliefert; auch hat er mehrere franzöſiſche Stücke anonym überſetzt. Durch ſein Hierſein ſetzte ſich in Gotha, ſeitdem die Seylerſche Geſellſchaft nach dem Schloßbrand in Weimar 1774 hierhin übergewandert war, ein Theaterintereſſe feſt, das ihn überlebte; 1784 eröffnete dort die Bellomo'ſche Geſellſchaft ihre Vorſtellungen; früher debutirten hier Iffland, Opitz, Beil, Beck u. A. und fingen hier an ſich zu bilden; Journale, die ſich eines Rufs erfreuten, begleiteten ſeit 1775, wo H. A. Ottokar Reichard aus Gotha ſeinen Theaterkalender anfing, die hieſigen Leiſtungen, und unter einem Kreiſe von Literaten und Dichtern, wie Georg Schatz, Jacobs, Manſo u. A., trat Fr. W. Gotter (aus Gotha 1746—97) vorzugsweiſe als Dramatiker hervor, und genoß damals eines nicht geringen Anſehens, wie noch jetzt in ſeiner Vaterſtadt eines dankbaren Andenkens. Er war ſchon 1765, als er in Göttingen ſtudirte, mit Eckhof bekannt, ſah ihn nachher in Wetzlar, und begann ungefähr gleichzeitig, als er nach Gotha kam, ſeine eigne dramatiſche Thätigkeit. Er ſelbſt in Spiel, Declamation und Improviſation geübt, pries Eckhofen als den, der uns „die Kunſt geſchaffen, den Stand geadelt habe, ein Orakel des Spiels und ein Vorbild der Sitten;" auch mit Schröder war er befreundet und bearbeitete mit ihm gemeinſam die Doris von Gozzi (Juliane von Lindorak); und Iffland bekannte ihm für Alles verpflichtet zu ſein, was man an ihm rühme. So war er mit den drei großen Männern unſers Schauſpiels verbunden; und er erſcheint auch in ſeinen literariſchen Arbeiten ganz als einer ihres Gleichen. In ſeiner Jugend, als er mit Boje und den Göttingern, mit Göthe und den Wetzlarern zuſammen lebte, ſchien er ſich in die genialen Tendenzen finden zu wollen [66]); ſein Trauerſpiel Mariane (1776) gehört in die Claſſe der Klinger- und Wagnerſchen Familientragödien. Doch zeigt ſchon die leichte Schreibart in dieſem Stücke, ohne Tiefe und leidenſchaftliche Stärke, daß dieß nicht ſein Gebiet war; und in ſeiner berühmten Epiſtel über die Stark-

---

66) Man vergl. ſeine Epiſtel an Göthe in Dörings: Göthe in Frankfurt a. M. 1839.

geiſterei ſagte er ſich förmlich von dieſer Richtung los, und gab ſeine Farbe an: er laſſe die Geiſter der höheren Claſſe gewähren, er habe zu Sophiſterei und Skepſis keine Zeit übrig, er lebe nur der Gelegenheit, dem Augenblick und ſeiner Freude. Dieß ſetzt ihn ganz in die Claſſe unſerer franzöſirenden Graziendichter, Wielands und Jacobis, die ſeine Luſt waren; wie ſie war er in der Epiſtel und jeder Gelegenheitsdichtung beſonders fertig, und brachte es in der Improviſation weiter als ſie; wie bei den Halberſtädtern war das Reimtalent in ſeiner Familie zu Hauſe; wie bei ihnen ward ſein poetiſch=geſelliges Talent am ergötzlichſten an ihm gefunden. Wie dieß auf Charakter und Schriften verflachend wirkte, hat ſein Biograph [67]), der ihm gewiß nicht Unrecht gethan hat, mit einigen trefflichen Worten geſagt. „Der geſellſchaftliche Firniß, bemerkt er, welcher unbedeutende Charaktere hebt, bedeckte und verfälſchte die ſchönen Eigenſchaften des ſeinigen. — In ſeinen Schriften ward der erkältende Einfluß geſellſchaftlicher Bildung ſtets ſichtbarer, je mehr die Wärme des jugendlichen Herzens, die oft ein Surrogat der poetiſchen Begeiſterung iſt, erloſch, und der esprit allein, oder doch großentheils die Functionen der Einbildungskraft erfüllen ſollte, ſo daß man auch hierin die Aehnlichkeit mit der franzöſiſchen Poeſie nicht verkennen kann.“ Dieß iſt der Punkt, von wo aus ſich ſeine Freundſchaft mit Eckhof erklärt, dem die Zeit noch keine andern als franzöſiſche tragiſche Rollen darbot und der in dieſen den deutſchen Geſchmack und ſelbſt einen Gegner wie Schröder zu befriedigen wußte. Gotter hatte ſchon ganz in früher Jugend franzöſiſche Stücke geſchrieben, angeregt durch das franzöſiſche Privattheater, das die Herzogin Luiſe in Gotha und ihre Oberhofmeiſterin Frau von Buchwald eingerichtet hatten. Er hatte ſich nach ſeinem Wetzlarer Aufenthalte eine Zeit lang in Lyon niedergelaſſen, wo er das franzöſiſche Theater noch näher kennen und lieben lernte, er huldigte ihm in jeder Hinſicht. Eine ordentliche Schule hatte er nicht gemacht, er fühlte daher den Abſtand des franzöſiſchen Trauerſpiels vom Urbilde, dem griechiſchen, nicht; der Eindruck von Eckhofs Spiel, ſeine Abneigung gegen das Genialitätsweſen, Alles arbeitete zuſammen, ihn zum Vertheidiger dieſer angefochtenen Gattung zu machen und ſich in dieſer Hinſicht neben Ayrenhoff

67) In der Ausgabe ſeiner Gedichte. 3r Band. Gotha 1802.

zu ſtellen. Auch das Intereſſe des Intendanten kam hinzu, der Mannichfaltigkeit bedarf, und die unvollkommnere Gattung nicht grade ausſchließen will. So überſetzte oder bearbeitete er eine Reihe von franzöſiſchen Tragödien (Electra, Merope, Medea, Alzire). Daß er dieſe Gattung in einer Art Mitte von Schauſpiel und Oper ſah, empfahl ſie ihm noch mehr, denn wir erinnern uns, daß Gotter auch zur Ueberſiedelung des franzöſiſchen Operngeſchmacks eifrig behülflich war; und endlich bearbeitete er auch eine Reihe von franzöſiſchen Luſtſpielen und Converſationsſtücken, von denen Vieles ungedruckt blieb. Was davon erſchienen iſt und theilweiſe ſehr oft gegeben ward, iſt meiſt ganz gering. Auf das poetiſche Schloß z. B. iſt wohl hier und da Gewicht gelegt worden; gewiß aber gilt davon, was Gotter in ſeinem Gedichte „Flucht der Jugend" von ſo vielen Luſtſpielen ſagt, daß man ſich kitzeln muß, wenn man es luſtig finden ſoll.

Der Eifer für das Uebertragen fremder Dichtungen, der im Gottſchedſchen Zeitalter ſchon blühte, im romantiſchen endlich auf die claſſiſchen Gegenſtände mit einer claſſiſchen Manier fiel, hatte in den letzten 30 Jahren des vorigen Jahrh. eine mittlere Periode, die in Bezug auf das Theatraliſche eine Unzahl von mittleren Producten in einer mechaniſchen Weiſe zu uns herüberführte. Einzelne Werke von Italienern, Spaniern und Franzoſen nicht zu erwähnen, ſo erhielten in den 70er Jahren Goldoni und Gozzi, Metaſtaſio, Molière, Destouches, Diderot, mehr oder minder vollſtändige Ueberſetzungen; Chr. H. Schmid ſammelte ein engliſches Theater (1769—76), Dyk ein komiſches Theater der Franzoſen (1777); auch der Gothaer Reichard ging in dieſe Thätigkeit ein. Aber die wenigſten verſtanden in ihren Ueberſetzungen nur einen natürlichen Dialog zu führen, und noch in den 90er Jahren gab es in Berlin Interpreten, die ſich ihre Machwerke von Brandes erſt dialogiſiren ließen; noch wenigere verſtanden ſtatt einer Ueberſetzung ſo mancher untheatraliſchen Stücke eine bühnengerechte Bearbeitung zu liefern, und die wenigſten, dieſe Bearbeitung nach dem nationalen oder localen Geſchmacke zuzurichten. Von dieſer Seite iſt Fr. L. Schröder[68]) (aus Schwerin 1744—1816) am bedeutendſten geworden. Er hat

68) Vgl. ſein Leben von Meyer, 1819. Werke ed. Bülow. 1—4. eine Ausgabe, die noch mit einigen (gedruckten) Stücken vermehrt werden konnte.

im Ueberſiedeln fremder Stücke eine Thätigkeit entwickelt, die dem Eifer in ſeinen Leiſtungen als Schauſpieler analog iſt, und er hat ſie eben ſo gut zu nationaliſiren gewußt, als er ſie, wo ſie den Geſetzen unſerer Bühne widerſprachen, theatraliſch einzurichten verſtand. Die Geläufigkeit und den Takt, den er hierbei entwickelte, konnte übrigens auch nur ein Mann von den außerordentlichen Schauſpielergaben beſitzen, die Schröder eigen waren. Alles vereinte ſich in ihm, Geburt, Schickſale und Schule, einen großen Künſtler aus ihm zu bilden. Seine Mutter war Schauſpielerin, ſein Stiefvater Ackermann war neben Eckhof unſtreitig der erſte Spieler der Zeit, ſeine zwei Schweſtern höchſt beliebte Künſtlerinnen, von Kind auf war Schröder auf der Bühne, und im unmündigen Alter ſtellte er ſich Eckhof gegenüber im trotzigen Selbſtgefühl. Ein ſchöner Körperbau unterſtützte ihn, der Eckhof abging, nur deſſen Organ hatte Schröder, deſſen Stimme hoch war, zu beneiden. Er gab ſich die feinſte körperliche Ausbildung und war Meiſter im Tanz und Ballete. Von unten auf ſpielte er ſich ſtufenweiſe zu den höchſten pathetiſchen Rollen hinauf und kam zu der gleichen Vielſeitigkeit wie Eckhof. Er war ein ganz fertiger Improviſator und in niedrig komiſchen Rollen bewandert, da er eine Zeitlang bei dem Meiſter des Stegreifſpiels und der niedern Poſſe, bei Kurz, zubrachte, der in dieſer Gattung vielleicht die Italiener übertraf. Er ſpielte Bedientenrollen bis **1769**, er war immer entfernt davon, ſich ſeine Rollen nach dem Rang und der Fülle zu wählen und zerſtörte dadurch die alte Sitte, nach der gewiſſe Rollen dem Spieler einen gewiſſen Rang gaben; er tanzte bis **1777**, und dieß war die Zeit, wo er anfing, mit einem unglaublichen Fleiße ſich in jede bedeutende Rolle einzuarbeiten, von wo an er in Hamburg und Wien die Zuſchauer in ſeinen Shakſpeareſchen Charakteren erſchütterte, unter denen er den Lear bekanntlich mit ſo furchtbarer Wahrheit gab, daß eine Wiener Schauſpielerin die Goneril, die er verflucht, nicht mehr ſpielen wollte. Schrödern gelang es zuerſt, und gleich auf glänzende Weiſe, ſein Theater in Hamburg zugleich lucrativ und künſtleriſch untadlig zu machen. In Wien (**1781—85**) war er eine ganz neue Erſcheinung. Dort kreuzte ſich Alles aufs wunderlichſte, Geſchmack und Ungeſchmack; das lebenvolle Intereſſe für das Theater, das ſehr gegen die norddeutſche Kälte abſtach, hatte Schrödern hergelockt.

Eine beſſere Oper gab es nirgends, über Tanz und Muſik urtheilte das Volk richtig; das niedere Luſtſpiel hat bekanntlich hier allein eine dauernde Stätte gefunden. Damals, wo die feſten komiſchen Charaktere der frühern Zeit abgegangen waren, ſpielte in der Leopoldſtadt die Marinelliſche Geſellſchaft, und der Luſtigmacher war Kasperle, der ſpäter von Staberl (durch A. Bäuerle) abgelöst ward. Eine Art Mitte zwiſchen jenem und dem Nationaltheater ſuchte Schikaneder zu halten mit ſeinen Schnurren und tollen Operetten; noch niedrigerer Volkswitz ging zu Faſtnacht und Marktzeit auf wandernden Bühnen vorüber. Nirgends ſonſt hat die Localpoſſe einen ſolchen Hintergrund in einem langeher entwickelten Volkscharakter gefunden, den vereinzelte Reichſtädte und kleine Reſidenzen nicht bieten konnten; ſelbſt in Berlin blieben die Verſuche nicht popular; der Eine Pfingſtmontag (von Arnold 1816), den Strasburg lieferte, war nach den Verhältniſſen nothwendig das Beſſere, als die vervielfachten Frankfurter Localkomödien. Dieſen ſubordinirten Zwecken gegenüber förderte nun Kaiſer Joſeph die Tragödie; er rief die Alexandriner Schlegels und Cronegks zurück, Gotters und Ayrenhofs franzöſiſche Tragödien waren durch ihn hervorgerufen. Zwiſchen ihrem Kothurn und dem Soccus eines Hafner bewegten ſich dann in der Theaterdichtung Jünger, dem „die Welt und ihr Treiben aus dem Standpunkt eines wohllebenden Leipziger Studenten erſchien" und Stephanie der jüngere, der ein Talent hatte, die Tagsgeſchichten aufzugreifen und durch die Blüthe des Augenblicks, den er feſthielt, zu erfreuen. Sein fleißiger Kiel pauſirte, während Schröder ſeine Stücke in Wien auf die Bühne brachte, und ebenſo trat er als Schauſpieler mit Andern ſeiner Collegen in Schatten. Dem Publikum gefiel noch ein Bergopzoomer, aber auch Schröder zwang ihm Gefallen ab und ſtreute den Samen zu einem beſſern Urtheile aus. Uebrigens nöthigten ihn die Chicanen des Ausſchuſſes und der Cenſur bald (1785) hinweg, er ging nach ſeinem Hamburg zurück, wo er nun erſt ſein Theater, unabhängig von oberer Leitung, nach eignen Ideen und Forderungen gründete. Schon die Zeugniſſe der Literatur ſprechen für dieſe Bühne, die beſte, die damals in Deutſchland war. Schink, der ſchon in Wien Schröders Spiel mit ſeinen dramaturgiſchen Blättern 1781—84 begleitet hatte, kam als Theaterdichter zu Schröder und gab ſeit 1792 eine Theaterzeitung heraus, Schützens Ham-

burgiſche Theatergeſchichte, und Albrechts Dramaturgie waren von dieſem Zeitpunkte dictirt. Schauſpieler und Schauſpieldichter, wie Fr. L. Schmidt und F. L. W. Meyer ſchließen ſich an Schröder als ſeine nächſten Jünger und Schüler an. Schröders eigne Schriftſtellerei war übrigens damals in ihren Hauptmomenten ſchon vorüber, obgleich er ſpäter bei wiederholter Uebernahme der Direction im Jahre 1811 ſeine Thätigkeit auch nach dieſer Seite aufs lebhafteſte erneute. Die hauptſächlichſten ſeiner Originalſtücke aber, und ſein methodiſches Beſtreben, beſonders das engliſche Theater für die deutſche Bühne auszubeuten, fällt in die 70er und 80er Jahre. Daß Schröder nur zu dem Wagniß kam, die Stimmung der genialen Schule zu nutzen für das Theater, daß er ſich vor den Stücken Klingers und Lenzens nicht ſcheute, daß er endlich Shakſpeare in ſo weitem Umfang auf die Bühne brachte, und Richard, Othello, Heinrich IV., und ſelbſt Cymbeline gab, dieß iſt ihm am höchſten anzurechnen; es iſt dieß nicht nur ein Fortſchritt der Bühne geweſen, ſondern eben ſo, wie Göthes Poeſie gegen die frühere, ein rieſiger Sprung. Dieß wird jeder zugeſtehen, der Eckhofs Rollen [69]) mit Schröders, das Repertoire des erſtern mit dem des andern vergleicht. Es folgt darum nicht, daß man die Schröderſchen Bearbeitungen der Shakſpeareſchen Stücke vertheidigen und loben müſſe. Göthe, der in ſeinen ſpätern Jahren gegen Shakſpeare misgelaunt war, als deſſen Größe immer drohender aus dem Dunkel ſtieg, je mehr ihn die Romantiker uns näher rückten, Göthe hat Schröders Verfahren gebilligt, die Stücke des britiſchen Tragöden abzukürzen und zu beſchneiden. Dieß folgte aus jener wunderbar verkehrten Anſicht, als habe Shakſpeare nicht die Bühne und die Aufführung vor Augen gehabt, eine Verirrung, in die nur die Paradoxie des Mannes gerathen konnte, der auch mit Homer ſich zu wetteifern vermaß. Wer die ſtreng erwogene oder meinethalb ſchöpferiſch unfehlbare Anlage der Shakſpeareſchen Stücke grade einzig und allein für die Darſtellung nur an Einem Stück je ſo gewahr worden iſt, wie Göthe am Hamlet, der dürfte nicht eine Zeile daraus weggeben wollen, und mit Recht hat Tieck ſelbſt nur ſo viel, als Schlegel an wenigen Stellen Dunkles oder

69) In Meyers Leben Schröders II, 2.

Unverſtandenes ausließ, wieder hergeſtellt. Daß ſich Göthe auf den Erfolg berief, ſchlug ihm fehl, da wir ſpäter auch unverkürzte Stücke von Shakſpeare haben aufführen dürfen; und iſt denn ein Publikum, das Shakſpeare verkürzt ſehen will, überhaupt werth, eines ſeiner Stücke zu ſehen? Sogar, daß er ſich eben auf Schröders Autorität berief, ſchlug ihm nicht minder fehl, denn dieſem war in der That Alles recht, was der britiſche Dichter ſagte, er ſuchte ihm ſtets mehr wiederzugeben, was er ihm genommen hatte, er wollte das Publikum daran gewöhnen; er ſoll ſogar die ſophokleiſchen Stücke mit dem Wunſche angeſehen haben, ihnen Bahn brechen zu können. Wenn nur er ſelbſt es in ſeinen Bearbeitungen dem Tragöden hätte ſo recht machen können, wie dieſer ihm in den Originalen! Aber ſo iſt leider nicht allein die Art ſeiner Bearbeitungen, die Freiheit, die er ſich mit dem Bau der Stücke nahm, vielfach getadelt worden, ſondern man kann ſich eben ſo ſehr darüber wundern, wie er, der Schauſpieler, ſelbſt nur die kleinen Ausdrücke der alltäglichen Rede geändert, wie er ihnen gelegentlich Sylben gegeben oder genommen hat, die die Wahrheit des Ausdrucks erſchweren, das Zeitmaß der Empfindung ſtören, und die Wirkung bedeutend lähmen. Aber dieß Alles muß man nachſichtig beurtheilen, wenn man bedenkt, wie Shakſpeare von Wieland überſetzt war, wie in den 70er Jahren noch Homer von den Erſten der Nation betrachtet, verſtanden und überſetzt ward. Man vergleiche nur Schröders Hamlet, der Jedermann zugänglich iſt, mit der Art und Weiſe, wie in jenen Jahren Großmann die Irrungen, Engel Viel Lärmen um Nichts, Schink die Zähmung, Brömel die luſtigen Weiber und Maß für Maß, und Stephanie eine ganze Reihe von Shakſpeareſchen Stücken mishandelten! Bei der Einführung Shakſpeares war für Schrödern der Gegenſtand ein Verdienſt, bei der Verpflanzung vieler engliſcher Luſtſpiele aus den Zeiten nach Shakſpeare aber war es ſeine Bearbeitung. In den Stücken von Fletcher und ſeiner Zeit iſt wie in ſo vielen ſpaniſchen Stücken für ein fremdes Theater immer nur die Anlage herauszugreifen; ausſchweifende, grillenhafte Handlungen, wunderliche und phantaſtiſche Ausführungen, wüſte und formloſe Compoſitionen entſtellen ſie auf eine ſeltſame Weiſe: es iſt die freie Shakſpeareſche Form ins Zügelloſe getrieben, der innere Halt, das weiſe Maß und die keuſche Natur in deſſen Werken iſt verloren und

widerliche Mißgeſtalt bleibt zurück. Später, nachdem in den Revolutionszeiten das Schauſpiel in England im frommen Eifer verdrängt war, gerieth es bei ſeiner Wiederkehr unter Carl II. in einen freigeiſtigen Gegenſatz und Leichtſinn; es legte bei den Dryden Farguhar, Wicherley u. A. die alte Formloſigkeit ab und zog eine neue Unſittlichkeit und Schlüpfrigkeit an; es konnte von dem Geiſte des Deismus, der ſich unter jener Regierung hervorthat, und von der Ausgelaſſenheit des Hofes ſich nicht unbefleckt halten. Von dieſen beiderſeitigen Auswüchſen hatte Schröder die Stücke, die er aus beiden Perioden wählte, zu befreien und er that dieß allerdings mit einer ſichern Hand; er mäßigte, ordnete und verdeutſchte, indem er die Stücke theilweiſe ſo ſehr änderte, daß man ſie für ſeine eignen Werke anſehen kann. Je beliebter aber ſeine Stücke auf der Bühne waren, je anpaſſender für den Geſchmack des Parterres, deſto entſchiedneren Schaden thaten ſie der eigentlichen dramatiſchen Poeſie. Denn man darf nur irgend Eines ſeiner Originale, das wirklichen dichteriſchen Werth hat, mit ſeinen Bearbeitungen vergleichen, ſo wird man ſich fragen, ob nicht die theatraliſche Brauchbarkeit mit dem Preisgeben der Poeſie z. B. in dem Amtmann Graumann (nach Calderons Alcalde von Zalamea) und in dem Teſtament (London prodigal) zu theuer gekauft ſei? Der Schauſpieler, dem die Naturwahrheit über Alles ging, opferte ihr die Poeſie mit Bereitwilligkeit; er hatte daher an den Schillerſchen Stücken viel auszuſetzen; und die junge romantiſche Welt nannte ihn eine proſaiſche Natur, deſſen Ideal das eines Fielding ſei, der das Höhere der Anſchauung kaum ahne. Wenn Schröder ſich irgendwie mit Göthe und Schiller hätte die Hand reichen mögen, wie viel erſprießlicher würde dieß geworden ſein, als daß er nun, auf ſich allein ruhend, als der Vater der niedrigen Dramatik daſteht, und als Vorläufer Ifflands und Kotzebues, der Vertreter dieſer handwerksmäßigen Kunſt, erſcheint. Er vereint gleichſam in ſich die Färbung der Hauptſchriften Beider und ihres moraliſchen Charakters, leichten Sinn und anſtändige Sittlichkeit. Dieß lag in ſeinen Schickſalen und ſeiner Erziehung. Freigeiſtiger Sinn, Ausgelaſſenheit und Muthwillen waren ihm ſchon in frühester Jugend eigen, ſeinen Neigungen und Trieben lernte er nicht widerſtehen, in ſeinem häuslichen Kreiſe herrſchte, wie es unter Schauſpielern gewöhnlich iſt, wie es Brandes und Jünger abſichtlich und

unabſichtlich geſchildert haben, bei aller Gutmüthigkeit ein wüſter und roher Ton, es gab zwiſchen Stiefvater und Sohn ſtete Verfeindungen, Entwendungen, Trennungen und ſelbſt gezogene Degen. Dieß vergütete das ſpätere Alter Schröders, wo er nicht allein ſelbſt untadlig lebte, ſondern auch an ſeinem Theater ſtreng auf die Sitten der Mitglieder achtete; wie man von dem Franzoſen im höheren Alter zu ſagen pflegt, wie man es an dem honetten Kaufherrn größerer Städte häufig findet, ſo war er, mitunter ſcrupulös, auf Anſtand und Ehrbarkeit gerichtet, ohne daß man darum eine energiſche Moralität ſuchen dürfte, die in dieſem Stande allerdings durch die gebotene Entäußerung der Perſönlichkeit faſt ganz unmöglich gemacht wird, ſo wie auf der andern Seite Niemand ſo leicht außer dieſem Stande die liebenswürdige Fläche erlangt, die ihm eigen iſt. Die berühmteſten von Schröders eignen oder angeeigneten Stücken ſprechen dieſes Verhältniß ſehr gut aus. Theilweiſe haben ſie (und dieß iſt in dieſen im Grunde mechaniſchen Arbeiten ſei es in der Wahl oder der Behandlung der Stücke ein Ueberſchuß, der ihnen einen hiſtoriſchen Werth mittheilt) eine Art Tendenz gegen die herrſchende Empfindſamkeit, Myſtik, und ſublimirte Moralität, die einem Weltmanne ſelten gefallen. Von dieſer Art könnte man ſchon die heimliche Heirath (**1774**, nach Colman und Garrick) finden, wo in dem Hauptcharakter des Lord Ogleby, einem alten gebrechlichen Junggeſellen, den ſein gutes Herz zum Empfindſamen macht, der Spott über zärtliche Sympathien nicht undeutlich zu Tag liegt. In dem Ring (**1783**, nach Farguhars **constant couple**) und deſſen Fortſetzung, der unglücklichen Heirath aus Delicateſſe, ſind die Charaktere Klingsbergs und der Baronin Schönhelm, die ganz nach den deutſchen Verhältniſſen modificirt ſind, bedeutſamer. Die letztere ſtellt eine edle Weltdame dar, die mit Tugend und Laſter ein freies, ſicheres Spiel treibt, und ſo kommt auch in Stille Waſſer ſind tief (nach Fletcher) ein Weib vor, das die Freiheit und Unabhängigkeit bis hart an die Grenze der Libertinage liebt; Klingsberg, ein zuverläßiger, theilnehmender, reicher Weltmann, hat in Bezug auf das Frauenzimmer ſehr freie Prinzipien, ein Feind jener ſchwärmeriſchen Liebe und aller Sentimentalität, ein Genie in äußerſter Lebensgewandtheit, ein Extrem in der Kunſt ſich unangenehme Eindrücke vom Leibe zu halten und aller Rührung und Empfindſamkeit aus dem Wege zu gehen. Es

iſt nicht ohne Intereſſe, daß ihm in dem zweiten Stück in letzterer Beziehung ein Zug geliehen iſt, den Kotzebue im wirklichen Leben aufgeführt hat, Er, der bekanntlich dieſen Charakter des Klingsberg aufgenommen und in Doubletten übertrieben hat: daß er nämlich von ſeiner ſterbenden oder kaum geſtorbenen Frau davon reist, um ſich in Zerſtreuungen zu betäuben. Auch in dem originalen Portrait der Mutter (1786) iſt Rekau ein ſolcher Allerweltskenner, der Kunſt, Witz, den beſten Humor in der Noth, und Alles nur keine Empfindſamkeit beſitzt, ein Taſchenkünſtler des Lebens, ein „wahrer Comödiencharakter", wie er ſelbſt ſagt, und wie man ſie nur der Bühne, nicht der Natur gerecht macht, wie ſie kein Dichter entwerfen würde, der den Menſchen außerhalb des Theaters ſtudirt. Einen Gegenſatz gegen dieſe Stücke nun kann man in dem Fähndrich (1783) und dem Vetter aus Liſſabon (1784) finden. In dem Entwurf des Hauptcharakters dort, auf dem das ganze Stück ruht und den nur ein Schröder ſpielen konnte, kann man zwar auch noch Stiche auf die wohlfeile Menſchenliebe und Humanität finden, doch iſt das Ganze mehr ein rührendes Schauſpiel in Ifflands Weiſe, und eben ſo iſt der Vetter aus Liſſabon ein ähnliches Gemälde von Elend und Edelmuth, von Prüfungen und Calamitäten, wie ſie von Iffland und Andern nachher vielfach nachgeahmt wurden, und wie ſie in Merciers l'habitant de la Guadeloupe, den Reinbeck im Virginier bearbeitete, ſchon vorgebildet waren. Dieſe Stücke fielen bei uns auf einen ſehr fruchtbaren Boden.

Es war in Deutſchland nicht aufmunternd, ſich dem Luſtſpiele zu widmen; überall drängten uns unſere Verhältniſſe aus dieſer Gattung hinweg, und doch forderten die Bedürfniſſe der Bühne, daß auch ſie exiſtirte. Wir haben in Deutſchland keine Hauptſtadt und keinen Hof, der den feinen Ton für das Intriguenſtück, ja nur für ein höheres Converſationsſtück angäbe, wie es in Spanien der Fall war und in Paris; wir haben kein öffentliches Leben, wie England, und beſitzen daher auch keine Charakterſtücke von nationalem Werthe; wir haben keine Freiheit, und beſitzen daher kein Luſtſpiel, das im Charakter der Satire einen Gegenſatz gegen ausgeartete Zuſtände der Geſellſchaft hätte bilden können oder gegen einen überhobenen Trieb des höheren Lebens; wir hatten endlich damals keine förmliche Tragödie, der gegenüber das Luſtſpiel ſich

an der Aufhüllung der niederen und gemeinen Natur des Menſchen künſtleriſch freut, wie z. B. gleich in der romantiſchen Zeit der fataliſtiſchen Tragödie gegenüber auf eine verkümmerte Weiſe geſchah. Wir hatten nichts als unſere elegiſche und ſentimentale Literatur, und es war natürlich, daß ſich ihr auch auf dem Theater etwas heiterer, leichter Sinn entgegenwarf, der dem Geiſte der humoriſtiſchen Romane ungefähr analog war, und der nur freilich noch kein Luſtſpiel machte. Zudem kam es ſo, wie wir uns aus Jean Pauls Geſchichte erinnern, daß die Empfindſamkeit und Thränenſucht nach einer kurzen Verdrängung wiederkam und ihre Schlußperiode hatte ſie ganz eigentlich in dem rührenden Schauſpiel, deſſen Hauptvertreter Aug. Wilh. Iffland [70]) (1759—1814 aus Hannover) ward. Er iſt der dritte in dem Triumvirate, das eine ſo geregelte Entwicklung in der Schauſpielkunſt darſtellt, wie wir ſie in unſerer Dichtung zeigen können, und zu dem man dann zur Completirung noch Devrient hinzuſtellen muß, der dem Verhältniſſe ungefährt entſpricht, in dem wir Jean Paul zu der Poeſie, Beethoven zu der Muſik betrachten. Wie ſich Iffland als Spieler zu Schröder und Eckhof verhielt, neben denen Beiden er einigemale auftrat, läßt ſich nur mit der größten Vorſicht aus den widerſprechendſten Urtheilen errathen, wenn man nicht ſelbſt noch Zeitgenoſſe geweſen iſt. Der Schauſpieler hat nicht die Befriedigung des plaſtiſchen und redenden Künſtlers, ſein Werk in natürlichen Stoffen oder conventionellen Zeichen der Nachwelt zu hinterlaſſen, er wirkt ganz für die Gegenwart und vermittelt zwiſchen Künſtler und Leſer, er nimmt ſich den plaſtiſchen Ausdruck der Bildungen des Poeten und der Empfindungen des Empfängers zugleich zum Gegenſtande, er gibt vor der trägen Einbildungskraft dem Todten Bewegung und Leben und iſt mit dieſer Thätigkeit ganz an das Leben gewieſen; ſein Kunſtwerk iſt er ſelbſt und es ſtirbt mit ihm weg, und bleibt nur im dunkeln Andenken. An Schröders Spiel muß das Vortrefflichſte die Harmonie des Ganzen in einer gegebnen Rolle geweſen ſein und in Bezug hierauf tadelte Er und ſeine Freunde an Iffland, daß er dem Vorurtheile gehuldigt, die Wahrheit der Ueberraſchung und dem Schimmer, den Styl nicht ſelten

70) Vergl. ſeine theatraliſche Laufbahn im erſten Bande ſeiner Werke von 1798 sqq.

der Manier geopfert habe. Dieß mochte Iffland ſelbſt empfunden haben, da er, ſo oft er neben Schröder ſpielte, befangen und durch Mistrauen gegen ſich ſelbſt mittelmäßig war. Er verlor dann jene Gabe, die Göthe an ihm auszeichnete, mit der er alles entdeckte, was zu einer Rolle gehörte, das Leben in unnennbaren Kleinigkeiten. Göthen ſchien er ganz befriedigt zu haben, Tieck und Schiller wollten ſich nicht mit ihm befreunden und fanden ſchon den Verfall der Kunſt mit ihm eingetreten. Man fand ihn im Luſtſpiele am trefflichſten; in ſeinen tragiſchen Rollen wollte man etwas franzöſiſche Declamation und Mantelſpiel erkennen, man wollte ihm etwas von ſeiner einſtigen Neigung für die Kanzel angeſehen haben. In ſeiner Jugend nämlich war er im ſteten Schwanken zwiſchen dem Berufe des Predigers und Schauſpielers; der Hang zur Repräſentation war in ihm entſchieden, der Gegenſtand langhin nicht ſo; er hatte die gleiche ſchwärmeriſche Ehrfurcht vor dem Theater wie vor der Kirche, die Lectüre des Peregrine Pickle und des Grandiſon theilte ihn nach beiden Seiten des Muthwillens und der Frömmigkeit hin, bis allmählig der Umſtand, daß er ſeine Liebe und Begeiſterung für das Theater verheimlichen mußte, daß ſein unterdrückter Hang die ſtärkere Nahrung durch das Spiel der trefflichen Hamburger Geſellſchaft erhielt, für einen raſchen Entſchluß und eine Flucht entſchied, zu der die Bekanntſchaft mit Werther mit ſtimmen half. Die Begeiſterung für ſeine Kunſt, die dieſe Jugendgeſchichte verräth, behielt er in ſeinem ganzen Leben und ſie ſpricht aus ſeiner warmen und aufgeregten Erzählung ſeines Lebens noch heraus. Er ging nach Gotha und ſtand weinend vor Eckhof, der ihm half; Gotter ward ſein freundlicher Lehrer; mit Beil und Beck führte er ein Phantaſieleben in Natur, Kunſt, Freundſchaft, und Freude. Als der Herzog von Gotha nach Eckhofs Tode die Geſellſchaft entließ, wanderte ſie zuſammen nach Mannheim über, wo ſie ein franzöſiſches Theater und Oper ablöſen ſollte. Der Churfürſt Carl Theodor gönnte Mannheim, was ihn in München die Pfaffen nicht haben ließen; Dalberg übernahm die Intendenz; man ſuchte Leſſing zu gewinnen. Vieles war zu überwinden; ein ſchiefer Geſchmack, den die franzöſiſche Bühne zurückgelaſſen; des Intendanten übelgerathene Luſt, ſich kritiſirend und producirend überall einzumiſchen; dazu kam, daß Schröders Gaſtſpiel (1780) gleich Anfangs die Spieler conſternirte; aber der enge Bund der drei

Freunde, die hier ihr Leben im Siebeleber Wald bei Gotha erneuten, die (wie ſie auch Schiller fand) im Stillen und ohne Geräuſch zuſammenwirkten und ſich bildeten, beſiegte die Schwierigkeiten und brachte die Bühne zu ihrem wohlverdienten Ruhm. Ihre Blüthe fällt in die Jahre 1782—93. Vier Foliobände Acten des Theaterausſchuſſes, Otto von Gemmingens Dramaturgie, ſeine Schauſpiele, von denen der deutſche Hausvater (1782) Vielen im Gedächtniß geblieben iſt, die dramatiſchen Beiträge von Beil und Beck, die hiſtoriſch-ritterlichen Stücke von dem Hofgerichtsrath Maier (Sturm von Boxberg, Fuſt von Stromberg), die damals großes Intereſſe erregten, die Ueberſetzungen und Bearbeitungen Dalbergs ſelbſt, Schillers vorübergehende Beſchäftigung, und endlich Ifflands dramatiſche Productionen geben das literariſche Zeugniß von dem Eifer und der Thätigkeit, die ſich hier entwickelte. Die letzteren ſind darunter die Hauptſache. Iffland ſchien ſich durch die Stücke von Maier und Gemmingen beſtimmen zu laſſen; er verſuchte ſich zuerſt im Albert von Thurneiſen (1781) in einem ritterlichen Spiele, dann ging er zu dem bürgerlichen Drama über. Dieß war ſeiner Natur gemäß. Er hatte keine Freude an der Shakſpearomanie, die in der Schauſpielkunſt wie in der Dichtung ſich in Uebertreibungen und Rohheiten ausließ; den Menſchenkenner beleidigte das Kraftweſen der Ritterſtücke, in denen die Menſchen, wie er ſelbſt ſagt, entwöhnt wurden, jene feineren Zuſtände zu ſehen, die nicht ſtets im Sturm und Drang an den Extremen ſchweben. Ein ſittlicher Mann von würdiger Geſinnung war er perſönlich mehr zum Stillleben geneigt und fiel darum natürlich auf jene Gattung des rührenden bürgerlichen Dramas, worin ſich unſtreitig mehr als in ſeinem Spiele ſein einſtiger Hang zur Kanzel ausſprach. Der Beifall der Nation beſtärkte ihn darin und ließ ihn zu der großen Fruchtbarkeit gelangen, die er hauptſächlich während jener Blüthejahre der Mannheimer Bühne und Schröders Beiſpiel gegenüber entfaltete; die Schauſpieler dankten ihm für eine Reihe höchſt dankbarer Rollen, mit denen eine ſichere Wirkung auf das deutſche Gemüth zu machen war; und wer ſähe nicht jetzt noch gern von guten Künſtlern ein Charaktergemälde wie die Jäger aufgeführt? Alles war bei uns von lange her grade auf dieſe Gattung gleichſam hingeſteuert. Die Richardſonſchen Romane, die ganze Empfindſamkeit des Jahrhunderts, die Stücke Diderots, die

Leſſing empfahl und wenn man will nachahmte, die Kunſtanſicht, die von Gellert bis auf Ziegler ſich immer wieder einmal geradezu **für** das rührende Luſtſpiel hören ließ, Alles arbeitete dieſem Geſchmacke vor, der ſich an ſinnlichen Rührungen gefiel, bei denen der Geiſt nicht in Frage kommt. Das bürgerliche, das rührende Drama war der natürliche, ja nothwendige Gegenſatz gegen das ritterliche, das ſchreckhafte Trauerſpiel, das ganz umgekehrt den Sinn quälte, das Gemüth drückte, und eben ſo wenig für den Geiſt ein Intereſſe hatte. Und was lag uns überhaupt in jenen Zeiten der Stagnation aller öffentlichen Verhältniſſe näher, als unſer liebes gutes Hausleben? Unſere ganze Exiſtenz iſt ja nur auf das Privatleben geſtellt; das iſt ja das, was wir den hohnſprechenden Engländern und Franzoſen immer allein entgegenzuhalten haben, daß, wenn ſie mit uns nicht ihr öffentliches Leben, wir mit ihnen eben ſo wenig unſer Privatleben tauſchen wollen! Sollte das gemüthliche Volk nicht einmal ſich ſelbſt, wie es lebte und webte, im Spiegel betrachten dürfen? [71]) geſättigt an dem excentriſchen Lärm der Genialitäten, ſollte es nicht auf der Bühne ſeine Spießbürgerlichkeit eben ſo gut wie in dem humoriſtiſchen Roman einmal anſchauen wollen? Und wie lange her war es geneigt, Herzenserfahrung, Seelenwärme, Tüchtigkeit und natürliche Wahrheit für Poeſie anzunehmen? Als ſich nachher freilich die großen Zeitereigniſſe drängten, erlitt dieſe Art Dichtung wieder eben ſo natürlich einen empfindlichen Stoß.

---

71) Ein Bürger kommt, auch der iſt gern geſehn,
mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,
von Grillenqual, von Gläubigern gedrängt,
ſonſt wackrer Mann, wohlthätig und gerecht,
nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht.
Die Tochter liebt; ſie liebt nicht den ſie ſoll,
ein muntrer Sohn gar mancher Schwänke voll,
und was an Oheim, Tanten, dienſtbarn Alten
ſich Charaktere ſeltſamlich entfalten;
das alles macht uns heiter, macht uns froh,
denn ungefähr geht es zu Hauſe ſo,
und was die Bühne künſtlich vorgeſtellt,
erträgt man leichter in der Werkelwelt;
die Thoren läßt man durcheinander rennen,
weil wir ſie ſchon genau im Bilde kennen.
Göthe 4, 198.

Nun war ein Schiller nöthig, das würdig Entſprechende in der Dichtung aufzuſtellen, und er wandte dieſen Calamitäten den Rücken, die „nichts als die Ausleerung des Thränenſackes bezwecken und von einem edlen und männlichen Geſchmacke von der Kunſt ausgeſchloſſen ſind.“ Die romantiſche Schule belegte dieſe beſchränkte bürgerliche Manier mit dem Spitznamen der Iffländerei, und es war Schade, daß ſich nun der Mann, der die edlere, höhere Menſchheit nicht kannte, aber doch nicht beleidigte, mit einem Kotzebue gegen die neue Kritik verbünden mochte.

Das was die Productionen des dramatiſchen Dichters ſtörte, ſtörte auch den Fortgang des Mannheimer Theaters zum Theile. Die Emigrirten ſchafften allerlei Inconvenienzen, die Noth der Rheinlande begann, Beck und Beil ſtarben **1793** und **94**, Iffland erntete von Dalberg Undank für Mühe und Opfer, die er als Regiſſeur zuletzt gebracht hatte. Grade hatte ſeine Reiſe nach Weimar, und Böttigers Poſaune ſeinen Ruf erſtaunlich ausgebreitet; er ward nach Berlin als Director gerufen und ging (**1796**). Dort traf er in Fleck einen wackern Mitarbeiter auf der Bühne, in Engel eine verwandte Natur bei der Direction beſchäftigt. In Berlin war ſeit der Anweſenheit der Döbbelinſchen Geſellſchaft, und man kann ſagen ſeit der Minna von Barnhelm ein theatraliſches Intereſſe allmählig gewurzelt; nach dem Tode Friedrichs II. geſchah auch von dem Hofe aus mehr dafür; das Beiſpiel ſtehender Theater, das ſogar der Adel in Prag und der Bürger in Hamburg gab, konnte hier nicht unbefolgt bleiben. Ramler und Engel waren für die Bühne thätig; Theaterpoeten wie Plümicke, Brandes, Müchler beſchäftigten ſich, der erſte ſchon ſeit den **70**er Jahren, mit Ueberſetzungen, Bearbeitungen und eignen Productionen. Jene beiden namhaften Männer ſchienen nicht übel gewählt. Der Eine hatte noch immer einen poetiſchen Ruf, ſeinen Umgang ſuchten alle Schauſpieler in Berlin, obgleich er eine ſingende Declamation hatte und mehr für die Oper geeignet war. J. J. Engel (aus Parchim **1741—1802**) aber ſchien ſich überhaupt nach oder neben ſeiner erſten popularphiloſophiſchen Richtung (Philoſoph für die Welt **1775** sqq.) ganz dem Theater widmen und auf Leſſings Spuren fortwandeln zu wollen. Sieht man aber genauer zu, ſo war freilich der Ertrag von dem, was er leiſtete, ſehr gering und half eben nichts, als ein Scherflein zu dem ungeheuren Maß des

Mittelmäßigen zuzulegen, das alle die ungemein wirkſamen Männer, die wir bisher genannt haben, anzuhäufen bemüht waren. Nichts kann dieß mehr belegen, als ſeine Ideen zu einer Mimik (1785), die eine Aufgabe verfolgten, welche Leſſing ſich einſt geſetzt hatte. Schellenklang nannte ſie Herder, ohne Herz, Geiſt und Abſicht; der Verfaſſer verſtände keine Gebärdenſprache, als die der Berliner Schauſpieler. Wenn auch dieß nicht ſo wörtlich zu nehmen ſein ſollte, ſo iſt es doch ſprechend genug, daß Engel ſeine Beiſpiele, um die Affecte und ihre Aeußerungen zu beſprechen, in einer Zeit, wo Shakſpeare die deutſche Bühne umkehrte, immer aus Agnes Bernauerin, Otto von Wittelsbach und ähnlichen Stücken hernimmt. Und vor Allem belegt ſeine Anſicht über das verſificirte Schauſpiel die Proſa und Urtheilsloſigkeit des Mannes, der den Gebrauch des Verſes in dem Drama der Griechen für ein Zeichen der Unbildung nahm, das die Noth (die Größe des Theaters, die Menge der Zuſchauer) erfunden habe, und das man nicht ohne dieſe Noth beibehalten müſſe! Was konnte ein ſolcher Mann Dramatiſches leiſten? Sein „Eid und Pflicht" iſt eine lange Marter, auf Peinigung mehr als auf Rührung ausgehend; ſein dankbarer Sohn (1770) ein höchſt elendes Ding und ſein vielgeliebter Edelknabe (1772) eine zierliche ſüße Kleinigkeit ohne Salz und Schmalz. An dieſem Stücke lobte man die Eleganz und claſſiſche Schreibart, aber ſchon Schröder verwarf dieß gekünſtelte Weſen und fand den Dialog Stephanies beſſer, was jeder zugeben wird, der deſſen gewandtere Stücke geleſen hat. Am meiſten dramatiſches Talent hat Engel noch in ſeinem berühmten Lorenz Stark (1801) bekundet, der zwar nur eine halbdramatiſirte Szenenreihe bildet. Hier haben wir ganz Ifflands Sphäre, ganz dieſe Kunſt zu rühren und das Gemüth aufzulöſen, und ganz dieſe ſichere Wirkung auf das deutſche Herz. Nimmt man das Werkchen, das im Momente ergreift, einen Tag ſpäter wieder zur Hand, ſo findet man freilich leider, wie wahr Schiller ſagte, es herrſche darin die Leichtigkeit des Leeren, nicht des Schönen. Und welcherlei Anſprüche Engel an das Drama machte, und auf welcher Stufe man am Ausgang des Jahrhunderts in Berlin überhaupt in dieſer Hinſicht ſtand, manifeſtirte ſich hauptſächlich bei dem Auftreten Kotzebues. Seine Stücke wurden als epochemachende Erſcheinung begrüßt, der König ſprach Kotzebue Genie zu, die Prinzeſſin Luiſe wollte ihn nach Berlin gerufen

haben, Engel war von ſeiner Sonnenjungfrau und ähnlichen abſurden Stücken ganz bezaubert und nannte ihn ziemlich gradehin einen großen Dichter. So ward dieſer Mann, wie Solger ſagt, nachdem er an zehn Orten weggejagt worden, in Berlin mit Freuden aufgenommen und mit einer Präbende belohnt. Kein Wunder, daß nachher die romantiſche Reaction gegen ihn und gegen die ganze Herrſchaft der Plattheit von dieſer Stadt hauptſächlich ausging, die ſeither immer ein Beſtreben hatte, in Geſchmackſachen die Kehrſeite von Wien zu bilden, und das Höhere und Edlere zu begünſtigen.

Wenn Göthe unter den unheilbaren Schlägen, die unſer Theater trafen, die „vielleicht nie zu zerſtörende Mittelmäßigkeit" voranſtellt, auf welche die Folge jener drei Schauſpieler geführt hat, ſo hätte er unſtreitig hinzufügen müſſen, daß ihr Sieg erſt entſchieden ward durch Aug. v. Kotzebue (aus Weimar **1761—1819**); wenn er ſie aus der Richtung jener Männer auf das Sittliche, Anſtändige, Gebilligte und wenigſtens ſcheinbar Gute herleitete, ſo hätte er zugleich anführen müſſen, daß Kotzebue auch in einer oft entgegengeſetzten Richtung nach lockerer Sittenfreiheit, die ihm Göthe ſelbſt auch ſonſt ſcharf genug vorgeworfen hat, ſie nicht minder förderte; und wenn das Moraliſche und Spießbürgerliche der deutſchen Natur dabei ſeine Hiebe erhält, ſo müſſen wir immer erinnern, daß die genialen Sitten ſo wenig im Künſtler und Dichter als im Publikum eine wahre Poeſie geſchaffen hätten, und daß uns weit weniger im Pfahlbürgerthum der Zuſchauerſchaft als im Mechanismus des Handwerks die Hauptquelle jener Mittelmäßigkeit zu liegen ſcheint. Kotzebue war zwar nicht Schauſpieler, allein gleich von der erſten Epoche der Weimarer Bühne an entſchied ſich unter den großen und faſt einzigen Eindrücken, die ſeine Jugend von ihr empfing, ſeine Liebhaberei für das Theater und füllte ſein ganzes Leben aus; ſeine ganze dramatiſche Schriftſtellerei liegt auf Einer Linie mit den Bemühungen jener Schauſpieler, dem mangelhaften und lückenhaften Repertoire aufzuhelfen und für das tägliche Bedürfniß zu ſorgen; hier theilte er Geſchick und Verdienſte mit jenen nächſten Kennern der Bühne, ſo wie er auch dem Schauſpieler nothwendig am meiſten zu Dank arbeiten mußte. Denn ſeine Stücke ſpielten ſich ohne Anſtrengung, und ihr ephemerer Werth war dem darſtellenden Künſtler vielleicht mehr eine Empfeh-

lung als ein Tadel, denn ihm liegt für ſeine Leiſtung nur an dem Momente und ſelten hat er einen Sinn dafür, ſeine Kunſt an unſterbliche Werke zu knüpfen und ſo wenigſtens im ſchwankenden Gerüchte ihr ein Andenken zu bereiten. Wir haben ſo wenig bei Kotzebue, wie bei Iffland und Schröder die Abſicht, auf die Details ſeiner Schriften einzugehen; eine Geſchichte der Dichtung kann die Erzeugniſſe des Bedarfs, Gelegenheitsgedichte, Repertorienliteratur, Zeitſchriften, und die gemeine Belletriſtik jeder Art nicht berückſichtigen wollen, es ſei denn im großen Ueberblick ihrer Verhältniſſe und Wirkungen auf die ächte Kunſt, die ihr ſtetes Augenmerk bleiben muß. Man muß uns, wenn wir hier mit wenigen Worten kalt vorübergehen, nicht vorwerfen, daß wir früher vieles unſtreitig Schlechtere ausführlicher behandelt haben. Wo uns Quellen mangeln, greifen wir nach Allem, was eine verlorene Zeit kann darſtellen helfen; für ein künftiges Geſchlecht können Kotzebues Werke vielleicht in Ermangelung eines beſſeren hier und da ein materielles Intereſſe gewähren. Dem formalen Werthe nach haben wir aber auch aus früheren Zeiten weder die Maſſe der Minnelieder noch des Meiſtergeſangs, des Kirchenlieds oder des Romans im 16ten und 17ten Jahrh. einer weitläufigen Erwähnung werth gefunden. Und wenn man uns unſere breitere Darſtellung der Initien unſeres Theaters um Gottſcheds Zeit vorhalten wollte, ſo geben wir zu bedenken, daß es ganz ein anderes iſt, einen kaum begonnenen Bau zu fördern und einen der Vollendung genahten zu verpfuſchen und zu zerſtören, daß bei jenem Geſchäfte die Hülfe des Laſtträgers ihr Lob verdient, bei dieſem die Operationen des Meiſters am verwerflichſten ſind, und daß dort die Geſchichte das mühſelige Werk des Schaffens langſam zu betrachten, hier das leichte des Verderbens raſch zu berichten hat. Kotzebue, der ſein Leben in einer Reihe von Memoiren redſelig geſchildert [72]) und jeden Punkt ſeiner Wirkſamkeit im Guten und Böſen gerne erörtert hat, hat ſich über ſein Verhältniß zur deutſchen Theaterliteratur ſelbſt ausgeſprochen und wohl auch den

---

72) Flucht nach Paris. 1790. Ueber meinen Aufenthalt in Wien 1799. Das merkwürdigſte Jahr meines Lebens. 1801. Erinnerungen aus Paris 1804. Erinnerungen von einer Reiſe aus Liefland nach Rom und Neapel 1805. u. A.

Vorwurf erwähnt, daß er den Verfall der deutſchen Bühne her-vorgerufen habe. Man kann ihn ihm in ſofern wohl erſparen, als unſer Theater auch ohne ihn das Schickſal gehabt haben würde, das alles Menſchliche bedroht; aber daß er den Verfall deſſelben, je größer ſeine Thätigkeit war, um ſo mehr beſchleunigte, dieß iſt unſtreitig. Es iſt ein unverkennbares Zeichen einer gebildeten Zeit, wenn das Bedürfniß der Lectüre, des Theaters, und der Kunſt ſich ausbreitet, wenn die literariſche Thätigkeit ein Gewerbe wird und der Menſch auf das Bedürfniß des Geiſtes bauen kann, um die Befriedigung ſeiner körperlichen Bedürfniſſe daher zu erlangen. Aber leider iſt in dieſem Handwerke kein Zunftgeſetz denkbar, das die gute Kunſt rein hielte und die Aufnahme an Meiſterſtücke knüpfte. Es iſt wahr, das Publikum hat eine natürliche Schwer-kraft, die Kunſt herabzuziehn, aber auch die Kunſt die Eigenſchaft, ihre Schwungkraft dem Publikum mitzutheilen; und immer wird es daher zuletzt der Künſtler ſein, der die Menge und die Kunſt verdirbt. Wer ſeine Schriftſtellerei dem gedankenloſen Leſe- und Schautrieb der Maſſen widmet, der wird kaum je dem Fluche entgehen, den Verderb eines Volkes mehr gefördert als ſeiner Bildung genützt zu haben. Dieſer Vorwurf trifft Kotzebue von zwei oder drei Seiten her, die kaum noch eine tadelfreie Stelle in ſeiner Wirkſamkeit übrig laſſen. Von Seiten der Kunſt hat man es Göthen hundertmal nachgeſprochen, daß Kotzebue für alles Techniſche ein angebornes Talent beſeſſen habe, daß eine Form mit ihm geboren ſei, der aber aller Gehalt und Werth abgehe. Wie man es von unſerer geſammten theatraliſchen Kurrentpoeſie eines Ziegler, Frau v. Weißenthurn, und wer Alles noch auf dieſem Wege fortging, ſagen kann, ſo iſt auch bei Kotzebue Alles, was ans Poetiſche nur ſtreifen will, platt und nichtig, während Alles, was zum Hand-werk gehört, glatt und gewandt gehandhabt iſt. Dieſe Vorzüge haben die deutſche populare Schreibart noch in weiterm Umfange, als es durch Wieland geſchehen konnte, ausbreiten helfen; ſie haben dem deutſchen Schauſpiele die Steifheit, Uneleganz, Barbarei und Pedanterie genommen, die es faſt ſo lange es exiſtirte lächerlich gemacht hatten. Kotzebue hielt ſeine Stücke ſo im allgemeinen Theaterſchnitt, daß ſie von ihrer techniſchen Seite immer etwas typiſches behalten und ſich in ſofern jeder Zeit zur Accomodation empfehlen werden; denn dieß iſt, was das Publikum allein im

Theater ſucht, die Befriedigung eines Sinnenbedürfniſſes, das nach der jeweiligen Lage der Dinge leiſe umgeſtimmt iſt; und dieß läßt ſich mit Kotzebues Stücken ſo leicht erreichen. So konnten wir endlich mit Recht auf einen Goldoni unter uns verweiſen, dem die ganze Welt huldigte, denn ſeine Stücke werden in Italien und in Paris, in Amerika und Sibirien gegeben, und Chamiſſo ſagte, daß ihm auf ſeiner Reiſe um die Welt mit Kotzebues Sohne der Name des Vaters überall entgegengekommen ſei. Wenn Jemand über die deutſche Schwerfälligkeit, über Mangel an Esprit, an Routine und Gewandtheit Klage führen will, dem dürfen wir die 211 Schauſpiele dieſes Mannes zeigen, die noch von einem gleichen Haufen von Memoiren, Geſchichten, Erzählungen, Romanen und Zeitſchriften aufgewogen werden. Von Weimar, dem Mittelpunkte der deutſchen Dichtung, ausgegangen, war er der rechte Vertreter der wuchernd aufgeſchoſſenen Cultur, das natürliche Kind einer ſolchen Zeit, ein Talent, das unter der Gunſt der Verhältniſſe verweichlichte. Er hatte ſeinen Vater ganz frühe verloren, eine gute aber ſchwache Mutter verzog ihn, ein Hofmeiſter verleidete ihm alles Ernſte, Muſäus ward ſein Lehrer, er machte in ähnlicher, ja in größerer Präcocität und Frühreife als Wieland, mit ſechs Jahren Verſe, hatte im 7ten eine Liebſchaft, und eilte mit Empfindſamkeit und Eitelkeit den Jahren weit voraus, fiel in den Zeiten des Geniedrangs in Ausſchweifungen und loſe Sitten, und fing ganz frühe an ſich dem Autorleben zu widmen. Wenn Eitelkeit dieſen Beruf dictirt, ſo beſteht ſein Werk zunächſt in Nachahmungen, und aus dieſen bildet ſich ein mechaniſcher Trieb. Von früh bis ſpät erſcheint er daher, in übertriebenem Maße auch hierin Wieland ähnlich, in ſeinen zahlloſen Arbeiten immer angelehnt an Andere, in ſeinen erſten Erzählungen (1782) an Muſäus, in Menſchenhaß und Reue (1784) und in den Leiden der Ortenbergiſchen Familie (1785) an die Empfindſamkeit der Zeit und die Genies, in den Schauſpielen der erſten Periode (Sonnenjungfrau, Rolla, Indianer in England u. A.) an Raynal und die Franzoſen, in ſeinen hiſtoriſchen ſpäterer Jahre an Schiller; jedesmal beſtimmte ihn ſeine Lectüre und ſeine receptive Natur wechſelte Geſchmack und Farbe in der Poeſie wie in der Politik auf den kleinſten Anſtoß; bald liebte er das Extravagante, Straßenraub aus Kindesliebe, Heirathen zwiſchen Geſchwiſtern, Bigamie, Entehrun=

gen, dann trieb er ſich im Alltäglichſten am behaglichſten herum; Schröder, Iffland, Leſſing, Holberg und ausländiſche Dramatiker jeder Art waren ihm zur Nacheiferung bequem. Grade mit ſeinem erſten Auftreten fiel er in die Periode des größten literariſchen Heißhungers überhaupt; fiel in die Zeit, wo jene Schauſpieler ihre Anſtrengungen für eine originale deutſche Schaubühne machten, denen nichts willkommener ſein konnte als ein ſo fruchtbarer Schriftſteller, der einträglicher und ergiebiger war als zehn Andere zuſammen; in einigen Werken traf er die wunden Stellen des geiſtigen Lebens in Deutſchland ſo genau, daß eine außerordentliche Wirkung und ein ausgebreiteter Ruhm nicht fehlen konnte. Wer weiß nicht, daß Menſchenhaß und Reue faſt einen Effect gemacht hat wie Werthers Leiden? Man trug Eulaliahauben, man erzählte ſich die materiellen Wirkungen von gebeſſerten Ehebrecherinnen, man überſetzte das Stück in alle Sprachen Europas und wenn nicht ins Chineſiſche, doch ins Neugriechiſche. Sollte dieß nicht jedes Urtheil beſtechen? Kotzebues dramatiſches Genie ward mit allgemeinem Jubel präconiſirt. Nicht allein daß ihn ein vages Gerücht neben Schiller und Göthe als den deutſchen Euripides erklärte, oder daß die Schauſpielerwelt (als deren Organ wir einmal Schröders Biographen betrachten wollen, dem wir die folgende Aeußerung entlehnen) ihn mit Schröder zum Anton und Cäſar in dem Triumvirate machte, dem das Vorrecht behalten ſei, die Theater zu füllen, und in dem Iffland nur den Lepidus ſpielen ſollte; nicht allein daß Engel, wie wir hörten, ihn groß geprieſen, nein auch Wieland nannte ihn in Briefen an Böttiger einen verzärtelten Günſtling der Muſen, hielt ihn für fähig mit Arioſt in der Epopöe zu wetteifern, weil er gereimte Verſe machen konnte, zergliederte ſeine Stücke als Meiſterwerke und erklärte die Huſſiten vor Naumburg in Hinſicht auf Wirkung für das non plus ultra deſſen, was die dramatiſche Muſe über die Gemüther vermöge! Wer ſollte es Kotzebue ſelbſt verargen, wenn er, ganz ungleich ſo manchen andern der ſubordinirten Dramatiker, die von dem poetiſchen Schauſpiel hier und da ſprechen als ob ſie das nichts in der Welt anginge, ſich mit Schiller, ja mit Shakſpeare zu vergleichen ganz und gar keinen Anſtand nimmt, wenn er ſich ſelbſt über ſeine Zuſammenſtellung mit Iffland beſchwert, wenn er ſich überredet, ſein Ruhm werde allgemein und einſtimmig ſein, wenn er

ſich nur nicht mit einigen zufälligen Unbeſonnenheiten, mit dem Pasquill auf den Dr. Bahrdt u. A. Feinde gemacht hätte. Aber heute weiß Niemand mehr von dieſem Pasquille, und die deutſche Meinung hat Kotzebue längſt ſeinen richtigen Platz angewieſen. Das ſei unſer Stolz. Wir haben dieſen Dramatiker in die Welt geſetzt, aber auch nach dem erſten Rauſche auf ſeine Stelle, die ihm gebührt; wir haben nicht die eitlen Italiener nachgeahmt, denen es nichts koſtet, ihren Goldoni neben und über Ariſtophanes zu rücken; wir können ihn nicht entbehren, aber wir können ihn gering ſchätzen; was Göthe vortrefflich in den Worten ausgedrückt hat, daß es Theaterſtücke gebe, die nicht ſchlecht, und doch völlig null ſeien. Es iſt hierin mit unſerem äſthetiſchen Urtheile wie es mit unſeren moraliſchen Zuſtänden iſt; Immoralität iſt überall, aber wo noch Scham iſt, da iſt gewiß der beſſere ſittliche Zuſtand; und ſo iſt die äſthetiſche Schamhaftigkeit gleichfalls ein Zeichen von einem reinern Geſchmack und einer würdigern Anſicht von Kunſt und Dichtung. Wir haben Kotzebue beſonders häufig als unſern erſten Luſtſpieldichter rühmen und mit Moliere vergleichen hören; ſelbſt Jean Paul meinte, nur der Schimmer des Fremden rückte dieſen in unſerer Meinung über unſern Kotzebue hinaus. Allein ganz abgeſehen davon, welch eine andere Perſönlichkeit Moliere war als Kotzebue, welch eine würdigere Stellung er in der Geſellſchaft einnahm, ſo iſt ein ſehr weſentlicher Unterſchied darin, daß Moliere das Pariſer Theater den Farcenſpielern entriß, den Grund zu dem Geſchmack des Hofes an der Bühne legte, das Luſtſpiel aus dem Niedrigen in das Edlere erhob, während Kotzebue zwar zur Verbreitung des deutſchen Theaters half, dagegen die Kunſt von einer Höhe, die ſie bereits erreicht hatte, herabzog. Und wie wollte überhaupt ein deutſches Converſationsſtück mit Molieres wetteifern? Die Geſellſchaft hat in Frankreich eine ganz andere Bedeutung als bei uns, in Paris hegt ſie die öffentliche Meinung in ihrem Schooße; die Geſellſchaft, für die Moliere zunächſt arbeitete, hatte damals, wo der König der Staat war, ſogar noch eine größere Bedeutung ſelbſt in Frankreich als heute. In einem ſolchen Kreiſe, wo man auf den feinſten Wink achtſam war, mußte die Komödie Molieres grade die Geſtalt nehmen, die ſie trägt, und konnte eine gewiſſe Bedeutung nicht verfehlen; das deutſche Schauſpiel konnte ein unintereſſirtes und zerſtreutes Geſchlecht nicht mit

feinem Kitzel rühren wollen, es mußte, wie Schiller fühlte, gewaltſam aufſchütteln. Wir ſind nicht von Moliere erbaut, wie es Göthe in der Zeit, da er Voltaire eben ſo hoch ſtellte, geweſen iſt; wir finden es ganz lächerlich, wenn er den Miſanthropen, „den er tragiſch nennen möchte“, ſo erſtaunlich tief nimmt und dagegen den Timon für „ein blos komiſches Sujet“ erklärt; auch Moliere iſt am Ende doch nur ein Dichter, der ſich der Mode und dem Niveau des täglichen Lebens gleichſtellt, die Societät und feine Welt zum Gegenſtande hat, die jede tiefere Erfaſſung des Lebens hemmt; wohl aber erkennen wir die große Kluft, die zwiſchen dem Widerſchein einer Pariſer Welt in jenem Zeitalter und dem eines deutſchen Krähwinkels, und deutſcher Paſtorſtuben und Geſindewirthſchaft ſein mußte. Hier wird man hypochondern Leſern Stücke „für die Verdauung“ ſchreiben, dort werden aus großartigem Intereſſe Stücke wie der Tartuffe wie von ſelbſt hervorſpringen, die ſchon durch ihr Partheiweſen dem ganzen Volkskörper gelegentlich immer wieder etwas zu verdauen geben. Durch Verhältniſſe iſt alle Schriftſtellerei bedingt. Das franzöſiſche Converſationsſtück kann man nicht treffen ohne ähnliche Lagen; und eben ſo lächerlich wäre es, wenn wir das ſpaniſche Mantel- und Degenſtück wieder zu erhalten hofften, wenn auch ein Calderon gleich geboren wäre. Ihm gibt ſein großes Relief der Gegenſatz gegen die rohen Adelsſitten, es lehnt ſich an den Hof an, der aller Etikette Muſter iſt, der Narr ſelbſt mußte in dieſen Stücken anſtändig, ein Gracioſo ſein, der Antipode aller Poeſie, die Convenienz ſelbſt, erhielt hier einen poetiſchen Strich. Heute könnte kein Luſtſpiel Dank verdienen, das ſich an einen höfiſchen Geſchmack anſchlöſſe, denn er bildet keinen Gegenſatz mehr gegen die ſonſt herrſchende Bildung; das Luſtſpiel bedarf aber immer eines Gegenſatzes, und wer es heute bei uns cultiviren wollte, der müßte dem herrſchenden Anſtandstone aus dem Wege gehen, ſo wie er in den Stoffen grade das aufſuchen müßte, was der Ton, ja ſelbſt was das Geſetz oder der Zwang zu vermeiden gebietet. Aber dazu gehört Charakter, und ihn hätte ein Luſtſpieldichter bei uns doppelt nöthig, den öffentlichen Verhältniſſen gegenüber, ganz menſchlich betrachtet, und ſeinen Kunſtobjecten gegenüber, auch äſthetiſch. Denn vortrefflich hat man geſagt, daß, wenn den tragiſchen Dichter ſein Gegenſtand trägt, der komiſche den ſeinigen durch das Subject emporhalten muß.

Wer nicht individuelle Würde und Größe in ſich trägt und einen Maßſtab wahrer Natur, der wird überall die niedere, wirkliche Natur mit jener verwechſeln, der gemeine Stoff wird ihn herabziehen, in dem ſich der Komödie bewegt, nicht wird die ſchöne Natur und der kräftige Geiſt in ihm den niedern Stoff adeln und erheben. Und grade von dieſer (zweiten) Seite her hat man an Kotzebue faſt noch häufiger Ausſtellung gemacht, als an dem Schriftſteller an ſich. Sein Leben iſt ohne Würde, ſein Charakter ohne Halt. Viele Seiten, die man an Wieland ſchon in den Spuren ungern geſehen hat, und die dem deutſchen Weſen ſchlecht anſtehen, zeigt er im Extrem. Wie dieſer ſcheute er ſich nicht, ſich dem Publikum in allen Blößen zu produciren und ſich mit noch größerer Naivetät über alle Urtheile wegzuſetzen. Ungefähr wie jener ſtellte er ſich „gegen alle Ehrenfeſtigkeit und Ehrenſteifigkeit", und es wird dieſe Richtung in der That die Seele ſeiner Schriftſtellerei, die eine weltmänniſche Fläche und Glätte in alle Wiſſenſchaft und Moral zu tragen ſuchte, wohin ſie nicht gehörte. In dem Sinne einer liberalen Lebensanſicht wirkten Schiller und Göthe auch, aber ſie thaten es mit Maß und Würde, ſie wirkten nicht unter dem Deckmantel einer abgeſchliffenen Convenienz, die der flachen Libertinage den Schein leiht, als mache ſie das eigentlich gehörige Leben aus. Vergebens provocirt daher Kotzebue, wenn er ſich ganz wie Wieland eifrig gegen den Vorwurf der Immoralität in ſeinen Schriften zu retten ſucht, auf Göthe, auf Schlegel, auf Gemmingen, die in ähnlichen Werken ähnliche Freiheiten ſich genommen hätten wie Er. Nicht das Einzelne gewann ihm dieſen Vorwurf, nicht das Factiſche war es, was man verfolgte, ſondern die ganze Geſinnung, die durch tauſend Masken durchſcheint, die alle Moralpredigten auf den Lippen Lügen ſtraft, die ſich durch ein Nichts kenntlich macht, wenn ein Schwall von Rhetorik ſie verſtellen ſoll. Was half es ihm, wenn er ſich neben Schiller ſtellte mit ſeinen Worten, da er in der That ſich durch das Gemeine immer unter das Gemeine ſtellte? Schon in früher Jugend vertrieb ihn ein unglücklicher Hang zu Pasquillen von Weimar, wo er den Hof und Göthen nicht ſchonte; dann verrieth das berüchtigte verleumderiſche Pasquill „**Dr.** Bahrdt mit der eiſernen Stirne" (**1790**), in dem er in Knigge's Namen und zu Gunſten Zimmermanns Namen misbrauchte und die un-

ſchicklichſten Dinge vorbrachte, dem größeren Publikum, wer eigentlich der ſentimentale Verfaſſer von Menſchenhaß und Reue ſei und keine Abbitten und Erklärungen konnten ihm ſeitdem die erſte Liebe und Achtung wieder gewinnen. Wäre er an ſich noch nicht kenntlich genug geweſen, ſo wäre er es durch ſeine Geſellſchaft geworden. Mit Göthe und Schiller gab es innerliche und äußerliche Zerwürfniſſe, die neue kritiſche Schule verſpottete im Athenäum ſeine Stücke, und zog zum erſtenmale zwiſchen Dichtung und Dichtung eine Scheidelinie, die Kotzebue noch banger machen mußte, als Wieland. Der Krieg zwiſchen ihm und Schlegel brach aus, und es ſchied ſich dieſe Schule immer ſchroffer von jenen ab, die ſie gemeine Naturen tauften. Nun ſchloß Kotzebue ſeinen Bund mit den Meißner und Merkel ab, und führte mit ihnen in dem Freimüthigen den berüchtigten Kampf gegen alle Göthianer, Nibelunger, Myſtiker und Romantiker, die er alle als ſeine Widerſacher anſah. Die Anfeindung des Guten und Höheren, das ſie als Anmaßung, als Unſinn und Wahnwitz verriefen, die Begünſtigung dagegen alles Trivialen und Gemeinen, machte dieſen Bund ganz verächtlich; die Frechheit und Gemeinheit der deutſchen Kritik, die ſich von perſönlichen Beziehungen ſo gern beſtimmen läßt, hatte hier ein neues Stadium, gegen welches die Klotziſche Periode unſchuldig zu nennen iſt. Der nächſte und kleinſte Erfolg war ein neuer Scandal, der die Verbrüderung zwiſchen Kotzebue und Merkel löste und von erſterem, wie er pflegte, durch eine Poſſe verewigt ward. Und ſo wie hier Kotzebue in äſthetiſchen und moraliſchen Beziehungen erſcheint, erſcheint er auch in politiſchen. Mit einer Wankelmüthigkeit, oder wenn man will Unpartheilichkeit, die Wielands Zweiſeitigkeit unendlich überbot, hatte er ſich auf das Verſchiedenſte über politiſche Gegenſtände von jeher vernehmen laſſen, denn es war dieß eine Paſſion von ihm. In ſeinem philoſophiſchen Gemälde Ludwigs XIV. (1791) machte er den Gegner des Despotismus; in ſeinem Luſtſpiele Sultan Wampum (1794) vermuthete man eine Satire auf einen Regenten, die beigetragen habe, ihn dem Kaiſer Paul zu verdächtigen, der ihn bekanntlich vorübergehend nach Sibirien (1800) deportiren ließ. Noch bei ſeinem Aufenthalte in Wien 1798 hatte man ihn als einen Jacobiner verſchrien; aber ſeit ſeiner Rückkehr aus Sibirien ſtellte ſich mit ſeiner Thätigkeit in ruſſiſchen Dienſten die ſicht-

lichſte Veränderung in ſeinen politiſchen Maximen ein, ſo wie man ſchon vorher in ſeiner Schrift über den Adel andere Anſichten gefunden hatte, als conſequent aus ſeinem ſonſtigen Spotte über den Erbadel folgen ſollten. Jetzt ſchrieb er im ruſſiſchen Sinne gegen Gut und Bös; er bekämpfte die Napoleoniſche Herrſchaft in ſeinen Zeitſchriften (Biene und Grille 1808—12) und dann den jungen Geiſt, der ſich in Deutſchland regte. Das unſelige Amt, das er 1816 annahm und das ihm das Leben koſtete, führte, wie die neuerdings verſprochene ruſſiſche Literaturzeitung, einen unſchuldigen Namen; es hieß eine literariſche Agentur, und Kotzebue mag es ohne Arg übernommen haben, ohne zu bedenken, daß in ernſten Dingen die Nonchalance, mit der man ſeine Privatſachen wohl behandeln mag, verderblich wird. Er konnte ſein Amt nicht mehr arglos führen, ſeitdem er Parthei geworden, ſeit ihm ſeine Geſchichte des deutſchen Reichs auf Wartburg aufgebrannt war und ſo wenig vor der deutſchen Jugend wie vor Napoleon Gnade gefunden hatte; ſein literariſches Wochenblatt und der darin geführte Kampf gegen Conſtitutionen, Preßfreiheit, Turnkunſt und alle freieren Richtungen erregten allgemeinen Unwillen, und ſeine bekannt gewordenen Bulletins hätten wahrſcheinlich in ihren Folgen ſeine Entfernung aus Deutſchland veranlaßt, wenn nicht ſeine Ermordung durch Sand zu frühe erfolgt wäre. Der Unmuth über den zweideutigen und damals in aller Achtung ganz geſunkenen Mann ſprach ſich übrigens unmittelbar vor Sands That ſo nachdrücklich aus (z. B. in einer Schrift über Kotzebues lit. und polit. Wirken 1819) und nach derſelben erinnert ſich jeder, daß ſolche Anſichten darüber von ehrenhaften Männern laut geworden ſind, daß man den iſolirten Entſchluß doch nicht in ſeinen Quellen iſolirt nennen kann. Wir wünſchen übrigens, allerdings zwar, daß eine Zeit kommen möge, die die politiſchen Kotzebues in unſerer Mitte unmöglich oder unnütz macht, nicht aber, daß dieſe Zeit, wenn ſie käme, die ungleichen Waffen und den unehrlichen Kampf, Blut gegen Dinte, heiligen und etwa Sand wie einem Ariſtogiton Denkmale ſetzen möge.

Grade als Iffland und Kotzebue im beſten Thun waren, die Verlegenheiten der ſtehenden Theater um neue Stücke zu beſeitigen, fing die Sorgfalt Göthe's für die Weimarer Bühne an, die für das deutſche Schauſpielweſen von neuen Folgen war. Ein Director

wie Göthe, ein Schauſpieldichter wie Schiller, ein Publikum wie es in Weimar und Jena war, eine Unabhängigkeit wie keine Schauſpieltruppe jemals erlangen kann, ſolche Verhältniſſe mußten wohl hier auch bei geringen materiellen Mitteln das Beſſere fördern. Nach dem Abgange der Seylerſchen Geſellſchaft **1774** hatte ſich in Weimar ein Liebhabertheater gegründet, das nicht fehlen konnte für Göthen eine treffliche Schule zu werden; **1784—91** ſpielte die Bellomo'ſche Geſellſchaft, dann ward das Hoftheater eingerichtet und von Göthe geleitet. Ehe Schiller hinzutrat, ſchien übrigens das nicht werden zu wollen, was nachher geworden iſt und von Göthe auch nach Schillers Tode fortgeſetzt ward. Anfangs begünſtigte Göthe den in Weimar heimiſchen Operngeſchmack fortwährend; der geringſte Blick aber in die deutſche Schauſpielgeſchichte lehrt uns überall, wie verderblich die Bevorzugung des Singſpiels von jeher dem eigentlichen Drama geweſen iſt. Schon damals ward es immer ſchwerer, ſich dem Vordrang dieſer Gattung und dem Wetteifer der Muſik mit der Dichtung zu widerſetzen; die italieniſche und franzöſiſche Oper überſchwemmte ganz Deutſchland, eine große Anzahl von Poeten lieferte und überſetzte Texte, und die großen Werke Glucks und Mozarts fanden im Schauſpiele weniges, was ihnen den Platz und den Tag hätte ſtreitig machen dürfen. Göthe berichtet, er habe ſich durch die reichlichen Opern, für welche Einſiedel, Vulpius und der Concertmeiſter Cranz thätig waren, ein fertiges Repertoire bilden wollen, das ihm Zeit ließ, ernſtlicher auf das Schauſpiel zu denken. Allein in den erſten Jahren begegnen wir doch vorzugsweiſe Iffland, Kotzebue, Großmann und Meyer auf den Brettern, ſelbſt Hagemann und Hagemeiſter wurden nicht verſchmäht, den Zſchokkeſchen Abällino ſtellte das Publikum noch Schillers Stücken ziemlich gleich. Erſt als Schiller hinzutrat, der Wallenſtein geſchrieben war und das neu erbaute Theater eröffnete, trat die erklärte Abſicht hervor, zu einem ſoliden und würdigen Repertoire den Grund zu legen und dabei die glückliche Unabhängigkeit von dem Haufen zu nützen, über das Alltägliche und die Mode hinauszuſchreiten, und das Theater als eine Lehranſtalt zur Kunſt zu betrachten. Eine doppelte Noth war bei dieſem Werke zu überwinden. Die Schauſpieler waren an nichts gewöhnt, als an die gemeine naturaliſtiſche Manier des Vortrags und der Darſtellung; Schillers Stücke

nöthigten auf einen höheren Styl zu denken; bei Aufführung der Piccolomini hatten ſich beide Dichter zu quälen, den Vers auf das Theater zu bringen, und die Spieler declamiren und ſcandiren zu lehren; ja Schiller hatte noch vor nicht lange Don Carlos in Proſa umgeſetzt, ehe er in Leipzig gegeben werden konnte; und in dieſer Geſtalt ſpielte man ihn auch in Dresden und Berlin. Dieſes Einfachſte alſo der rhythmiſchen Declamation mußte hier erſt förmlich eingeſchult werden, und wie war ohne dieſes eine Darſtellung der Producte unſerer Dichter ſelbſt oder eines Shakſpeare denkbar, der man nicht allen poetiſchen Glanz abgeſtreift hätte? Wir glauben daher, daß von dieſer Seite die Schauſpieler, die aus Göthes Schule in Weimar ausgingen, wenn ſie vielleicht auch hinter jene ältern Meiſter an Stärke der Anlage und Natur zurückwichen, doch auch wieder ihre eigenthümlichen Vorzüge gehabt haben. Mit Wolf und Grüner ließ ſich Göthe in eine förmliche Schule ein. Dem erſtern gab er ſelbſt das Zeugniß, daß er ſich ganz in ſeinem Sinne gebildet habe und ſeine Leiſtungen ſind in Berlin und wo er ſonſt geſpielt hat unvergeſſen; über Grüners Spiel in Wien hat Collin aufs günſtigſte geurtheilt, in Darmſtadt haben wir ihn ſelbſt gründlich geſehen, wo er die Ungunſt des Publikums durch ſein Auftreten überwand und als Regiſſeur mit höchſt geringen Mitteln eine Zeit lang ein claſſiſches Repertoire ſchaffte, und ganz im Sinne des Meiſters das nicht ſehr gelehrige Parterre bis zu Terenz und Holberg führte. In der erſten Begründung eines ſolchen Repertoires in Weimar lag die zweite Hauptſchwierigkeit, die zu überwinden war. Man wollte der Maſſe mittelmäßiger Alltagsſtücke ein Gegengewicht durch wirkliche Poeſien halten und zu dieſem Zwecke mußte auf alles irgend Brauchbare in Nähe und Ferne ausgeſpäht werden. Aber die verſchiedene Tendenz führte hier ganz andere Reſultate herbei, als bei Schröders Erweiterung der Bühne, das Darſtellbare und Bühnengerechte blieb hier immer dem poetiſchen Werthe untergeordnet. Indem ſich beide Dichter nach heimiſchen und fremden Producten, die ihnen tauglich ſeien, umſahen, war Schiller der Kühnere im Auswählen, aber auch im Zurichten. Er wollte die Sacontala auf die Bühne bringen, fühlte aber doch, daß das Stück an dem Mangel an Handlung ſcheitern würde; er ſah Klopſtocks Herrmann auf eine Bearbeitung an, aber auch ihn mußte er aufgeben. Man wagte

ſich aber bis zu römiſchen Stücken, und gab in Masken Terenzens Brüder von Einſiedel und die Andria von Niemeyer bearbeitet. Die neuſten Producte der Romantiker, Jon von Aug. Wilh. und den wunderlichen Alarcos von Friedrich Schlegel gab man ſogleich, ja ſpäter dachte Göthe auch die Arbeiten Fouqués, Arnims, Tiecks und Brentanos aufzuführen, es zeigte ſich jedoch unmöglich. Wenn uns manche dieſer Projecte durch ihre Keckheit frappiren, ſo fehlt es nicht an andern Unternehmungen, bei denen wir, ſchon gewöhnt an das, was die Weimarer erſt lehren mußten, die Aengſtlichkeit nicht begreifen. Die Aufführung Nathans, die auch Schröder nicht riskirte, galt als ein Wagniß und Er ſo wenig wie Götz, oder Egmont, Stella oder irgend ein Schillerſches Stück konnte der Schere entgehen. Daß man Iphigenie und Taſſo aufführen konnte, ſchien ſelbſt Göthen unglaublich und gelang gegen ſein Erwarten. Aber mit all dieſem war noch immer kein eigentliches Repertoire gefüllt; man fiel alſo auch hier auf das Ueberſetzen und Bearbeiten fremder Werke. Auch in dieſem Geſchäfte offenbaren ſich die höheren Geſichtspunkte der beiden Dichter ſogleich. Man ging unwillkührlich auf die Meiſterwerke der fremden Theater zurück, nicht wie Schröder auf die zweideutige mittlere Gattung, die für das Bühnenbedürfniß berechnet war. Um die Schauſpieler an eine gebundnere Weiſe zu gewöhnen, und ihre redneriſche Declamation zu üben, fiel man auf die franzöſiſche Tragödie. Faſt hätte man ihr, die man kaum in Deutſchland abgethan hatte, wieder ein zu großes Gebiet eingeräumt. Der Herzog von Weimar begünſtigte ſie entſchieden, und verſprach ſich davon eine Epoche in der Verbeſſerung des deutſchen Geſchmacks. Es muß doch was ſehr richtiges in der pedantiſchen Abtheilung der dramatiſchen Gattungen unter den Dichtern des 17ten Jahrh. liegen, die das heroiſche Trauerſpiel den Fürſtenſtand repräſentiren ließen; oder warum fiel man damals grade an den Höfen in Gotha, Wien und Weimar gleich wieder auf dieſe franzöſiſche Tragödie? Schiller bot zwar die Hand völlig dem neuen Werke, und bearbeitete die Phädra; aber er that es mit Widerſtreben. Er ſah Göthen, wie es ſcheint, mit Beſorgniß zu, als dieſer den Mahomet und Tancred vornahm, zu viel Fleiß und Mühe auf eine geringe Sache wandte, und mit ſeiner Allſeitigkeit auch dieſer Gattung einen Geſchmack abzugewinnen wußte; er grübelte über Crebillons Stücken, ob man

nicht deſſen Manier zu ſubalternen Compoſitionen, Opern, Ritter- und Zauberſtücken gebrauchen könne. Schillern widerſtand die Manier der Franzoſen innerlich; er erklärte ſich die ganze Natur ihrer Stücke aus der Art des Alexandriners, der ihm widerlich war wie jedem unverwöhnten Geſchmacke; die Charaktere und Geſinnungen, Alles bewege ſich unter der Regel des Gegenſatzes, und wie die Geige die Bewegung der Tänzer leite, ſo auch die zweiſchenklichte Natur dieſes Verſes die Bewegungen des Gemüths und der Gedanken; mit Aufhebung des Verſes, fürchtete er, werde die ganze Baſis weggenommen werden, und der falſche Geſchmack, die Armuth der Erfindung, die Magerkeit und Trockenheit, die Kälte und Lahmheit dieſer Stücke deſto greller hervortreten. Schiller alſo griff lieber zu Turandot (dieß war eher ein Wageſtück zu nennen), und zu Macbeth. Bei dieſem Stücke war das Verdienſtliche, daß dem Briten der Vers wieder gegeben ward und ſein poetiſcher Kothurn. Hätte Schiller länger gelebt, ſo hätte er vielleicht mehr für Shakſpeares Einführung auf die deutſche Bühne, und er hätte es mit aufrichtigerer Liebe gethan als Göthe. Dieſem ſchien es kein Unglück, wenn der britiſche Dichter ganz von der Bühne verdrängt werde! er nannte es ein Vorurtheil, daß man ſeine Stücke ganz geben wolle, und pries Schrödern darum, daß er ein Epitomator des Epitomators wurde. Wenn man Göthen den wunderlichen Satz ausſprechen hört, Shakſpeare trete in der Geſchichte des Theaters nur zufällig auf, wenn man ihn in gelegentlichen Blicken auf Shakſpeareſche Stücke ſagen hört, Lears erſtes Auftreten ſei abſurd, Mercutio und die Amme ſeien nichts als poſſenhafte Intermezziſten, u. dergl., ſo ſieht man wohl, daß der Dichter, der in ſeiner Jugend ſich am innigſten an dieſem Tragöden aufrankte, in ſeinem contemplativen Alter ſich faſt nichts mehr aus ihm zu aſſimiliren verſtand. Für die Reſtauration Shakſpeares geſchah alſo verhältnißmäßig wenig auf dem Weimarer Theater, das Aufgeführte ſcheint hier und da nicht befriedigt zu haben, und dieß lag wohl an dem Perſonal, an dem überhaupt die Wiedereinführung Shakſpeares bei uns ſcheitert, der für die kleinſte Rolle einen Schauſpieler verlangt, an dem jeder Zoll ein Künſtler iſt. Wenn Göthe von Shakſpeare ſonderbarer Weiſe meinte, er habe an keine Aufführung bei ſeinen Stücken gedacht, ſo ſchien er dagegen Calderon ein großes Verſtändniß

des Techniſchen zuzuſchreiben, was nur in gewiſſer Beziehung und in gewiſſer Maße eine Wahrheit iſt. Auch Schiller ſchien ihn von dieſer Seite aufzufaſſen, wenn er meinte, dieſer Dichter habe ihm und Göthen manchen Fehlgriff erſparen können, wenn ſie ihn früher gekannt hätten. Seine Stücke ſchienen übrigens auf der Weimarer Bühne gleichfalls kein ſonderliches Glück zu machen, und dieß erklärt ſich aus ſich ſelbſt. Hier fehlte es an kühnen und geſchickten Bearbeitern; jetzt hatte ſich ſchon die Stimme der romantiſchen Schule zu laut für die Integrität aller überſetzten Werke erklärt, was bei Calderon, wenn von Aufführung die Rede ſein ſollte, ſo übel angebracht, als bei Shakſpeare an ſeinem Orte war. Denn die fremdartige Natur des Spaniers gegen die uns verwandte engliſche hat Niemand ſchöner hervorgehoben als Göthe. Er verleiht uns, ſagte er, keine eigentliche Naturanſchauung, in ſeinen opernartigen Stücken wiederholen ſich die Hauptmotive überall, wie die ſtehenden Formen, er weilt an der Schwelle der Uebercultur; Shakſpeare reiche uns die reife Traube am Stocke, Calderon gebe uns rectificirten Weingeiſt, mit Specereien geſchärft, mit Süßigkeiten gemildert, ein Reizmittel, das man einnehmen oder abweiſen muß, nicht ſich nach Luſt zubereiten kann wie bei Shakſpeare. Seine bigotten Umgebungen nöthigten ihn, dem Wahne zu fröhnen, und dem Unverſtand Kunſtvernunft zu leihen, während Shakſpeares größter Vortheil ſein Proteſtantismus iſt, der ihm erlaubt als Menſch zu erſcheinen, der ihn ganz Natur läßt, während Calderon ganz als Convenienz erſcheint, ein Talent, durch Theateretikette verdeckt.

Der Vorgang der Weimarer Bühne, die Alles irgend Aufführbare willig zuließ, gab den Vorzug der Univerſalität, den unſere Literatur lange beſaß, auch unſerer Schauſpielkunſt, und wir haben ſpaniſche, däniſche, engliſche Stücke aufführen ſehen, die uns wahrhaft in andere Zeiten verſetzen konnten. Wenn wir bei dieſer Erweiterung unſerer Geſichtskreiſe uns gegen Calderon und ſelbſt gegen Shakſpeare nicht ganz ſo zuvorkommend zeigten, wie es die romantiſche Schule ſtürmiſch verlangte, ſo thaten wir im Grunde nur das Natürliche; wir behaupteten die Anſprüche einer ſelbſtändig gewordenen Bildung, und grade in dem Augenblicke, wo wir unentſtellt und rein die Künſte fremder Bühnen anſchauen lernten, fühlten wir uns auch in einem Beſitze eigner

Kunſt und eignen Geſchmacks. Dieß war unſtreitig in Bezug auf die dramatiſche Literatur Schillers Werk mehr als Göthes, und an jenen lehnt ſich auch faſt die ganze folgende Dramatik in Deutſchland an. Hätte er uns nicht ein Gefühl von eigen unterſchiednem Charakter unſers Schauſpiels gegeben, ſo wäre unter dem Eindrang Calderons und Shakſpeares alle Originalität aufs neue unter uns eingebüßt worden, denn ſelbſt Göthes Stücke hätten dem mehr Vorſchub als Widerſtand geleiſtet. Aber ſo hatte der Flor der Weimarer Bühne auch das Gute geſtiftet, daß dem dramatiſchen Genius Schillers die Flügel wuchſen; und leider überſtrengte ſich ſein Flug nur allzuſehr. Die Sättigung an ſeiner Profeſſur, ein anhaltendes Lungenleiden, der Wunſch, die Anſchauung des Theaters zu haben, beſtimmten Schillern **1799** nach Weimar überzuziehen; allein ſeine Verſorgung war knapp, er arbeitete zur ſchlimmen Stunde, ſteigerte ſich durch ſchlimmere Mittel und trieb es zu Göthes Kummer mit der Behauptung ſeiner Freiheit zu weit. Er machte ſich nun die über dem Wallenſtein erlangte Routine zu Nutze und zierte faſt jedes Lebensjahr mit einem neuen Stücke. Sie ſind theilweiſe ein wenig über Einen Leiſten gearbeitet, und Göthe gab ihm das gelegentlich zu verſtehen, indem er ihm ſagte, er müſſe durch Nachdenken und Uebung dem dramatiſchen Metier ſo viele Handgriffe abgewinnen, daß Genie und reine poetiſche Stimmung nicht grade zu jeder Operation nöthig ſein dürften. Allein Schiller fühlte ſich auf dieſen Stich doch auch gleich wieder, und war ſich bewußt, daß er nie dem Theater werde genug thun wollen, als auf poetiſchem Wege, und daß er ſich nie eine Wirkung nach Außen, wie ſie auch wohl einem gemeinen Talente und einer bloßen Geſchicklichkeit gelingt, zum Ziele machen werde, noch auch könne. Die zwei nächſten Stücke nach dem Wallenſtein, Maria Stuart (**1799**) und die Jungfrau von Orleans (**1801**), verrathen in vielfachen Reminiscenzen das Studium der Alten, ſie waren bühnengerechter und regelmäßiger gerathen, und man konnte ihnen nicht die vielfachen Compoſitionsfehler vorwerfen, wie es bei Carlos und Wallenſtein geſchehen war. Sie haben dadurch nicht eben den größeren Werth erhalten. In der Maria Stuart ſchien ſich der Dichter von Soldaten und Helden wegzuſehnen nach einem leidenſchaftlichen, menſchlichen Vorwurfe; das

realiſtiſche Studium war ihm verleidet, allein er verlor dadurch auch den reichen Hintergrund, den die Zeit und der Hof Eliſabeths dargeboten hätten; von der Staatsaction ward er doch nicht frei und in der Gegeneinanderſtellung Leiceſters und Burleighs ſcheint ſogar die Feinheit vergeſſen, mit der er ſonſt dergleichen zu behandeln wußte, was auch von einer andern Seite in der Szene der Fall iſt, wo ſich die Königinnen einander ſchelten. Die feinen Influenzen der romantiſchen Sympathien zeigen ſich in dem Charakter Mortimers, der nur äußerlich durch den rhythmiſchen Firniß Schillers übrigen Liebhabern ähnlich ſieht; dem ſinnlichen Jünglinge, dem der Fanatismus Alles erlaubt, iſt in poetiſcher Unbefangenheit die innere Rechtfertigung einer jeſuitiſchen Handlungsweiſe geliehen, ohne daß der Dichter aus ihm redete. Die Jungfrau ruht ganz auf den romantiſchen Neigungen dieſer Jahre und hat ſie genährt, indem ſie ſie zügeln wollte; ſie adelte gleichſam die Ritterſtücke, und lehrte die jungen Schulen, die das romantiſche Schauſpiel Shakſpearen nachahmen wollten, wie ſie einen Stoff, den ſie handhaben möchten, beherrſchen, nicht ſich in ihm verlieren müßten. Die halb ſomnambule Heldin war freilich eine leidige Aufgabe, aber was hier Phantaſtiſches der Perſon anklebte, ſchien gleichſam vergütet werden zu ſollen durch den höchſt verſtändigen Bau des Stücks, deſſen Anlage und innere Entwicklung vielleicht ſchwieriger als bei irgend einem andern Schillerſchen Drama war und wohl beſſer als in jedem andern gerathen iſt. Iſt in der Jungfrau ſtellenweiſe die Färbung der Zeiten, wie im Tell und ſonſt die örtliche Wahrheit der Schilderungen trefflich gelungen, ſo iſt das auch in der Braut von Meſſina (1803) der Fall, deren Colorit mit nichts als dem der griechiſchen Romane und ähnlicher Poeſiewerke zu vergleichen iſt, deren Stoffe auch in ähnlicher Weiſe Kindertödtungen, mildthätige Erhaltungen, Entführungen, Korſaren- und Seeleben bilden. Das Stück iſt zwar durch den Stolbergiſchen Aeſchylus angeregt, und im Gegenſatze zu Schlegels Ion entworfen, allein Schiller konnte ſich nicht an eine untergegangene Form hingeben, er verwebte das Antike und Moderne, und ſo geht dieß Drama gleichſam in die naive Periode der Romantik zurück, ſpielt in Sicilien, dem Lande, wo ſich Altes und Neues, Chriſtliches und Muhamedaniſches, der

äußerſte Nord und Süd, Oſt und Weſt am innigſten berührten, und ähnlich wie wir in der Miſchung verſchiedener Elemente ein weſentliches Kennzeichen des Romantiſchen früher gefunden haben, tritt hier die antikſte Form mit der modernſten Liebesfabel, chriſtliche, griechiſche und muhamedaniſche Religion, Chor und ſpaniſche Romanze zuſammen. Die Paarung ſo heterogener Dinge ward in dem romantiſchen Schauſpiele unſerer dramatiſchen Schule Sitte, die ganz unverſtändig jede lyriſche Form des Südens mit allen formloſen Ingredienzen des Shakſpeareſchen Schauſpiels in eine bunte Reihe flocht; ich bewundere Schillers Genius darin, daß er für ſolch ein willkührliches Amalgam mit einem einzigen Takte ein Local fand, das ein ſolches erlaubte, ja gebot, und auf das ihn keine Literaturgeſchichte, ja kaum eine poetiſche Lectüre aufmerkſam gemacht haben konnte. Ich begreife ſehr wohl, wie Humboldt troz aller weſentlichen Fehler der Compoſition, die hier wiederkehrten, das Stück formell auf den Gipfel der Schillerſchen Kunſt ſtellte. Es iſt eigen, daß unter Schillers Dramen doch immer die die intereſſanteren ſind, denen man die meiſten Fehler nicht ohne Unrecht vorwirft. Der ſelbſterfundene Stoff ſchien hier wieder ſeine Klippe zu werden; die Behandlung des Schickſals fand gerechten Tadel. Göthe, der im Shakſpeare die in der That unübertreffliche Verbindung von Freiheit und Geſchick bewunderte, ſetzte an der Braut von Meſſina aus, daß das Schickſal ohne Schuld ſtraft und Gute wie Böſe gleicher Untergang trifft; und es iſt bekannt, daß ſich die ungeſchickten fataliſtiſchen Stücke unſerer romantiſchen Schule an dieſes Werk, die Müllnerſche Schuld dicht an deſſen letzten Vers anheftete. Die Einführung des Chors war eines jener Wagniſſe, die Schillern nicht ſchreckten, wenn es galt, dem gemeinen Naturalismus in der Kunſt den Krieg zu erklären. Ihm grade ſtand es natürlich genug an, den Chor zurückzuführen, der, wie er ſagt, die Reflexion von der Handlung abſondert, und den Dichter zu einer Erhebung des Tons berechtigt, die das Ohr ausfüllt, den Geiſt anſpannt und das ganze Gemüth erweitert. Hier alſo durfte er ſich dem Schwung ſeiner Gedanken überlaſſen, und die gehobenſten Stellen ſind in der That in den lyriſchen Parthien niedergelegt; dieß hat dieſer erneuten Form ſogar Eingang auf das Theater verſchaffen können, obgleich allerdings dem Begriffe des Chors nicht genug gethan iſt, den Schiller ſelbſt zum erſtenmale

in der Einleitung über den Chor vortrefflich erfaßte [73]. Auf dieß geregelte Stück folgte Wilhelm Tell (1804) in dem freiern Gang eines dramatiſirten Epos, wie es der nicht tragiſche Stoff verlangt. Shakſpeare's Cäſar hatte die Idee dazu vorzüglich gegeben. Auch bei Tell trifft es zu, daß der Beifall grade hier im Allgemeinen am ungetheilteſten iſt, wo wieder ſehr weſentliche Fehler im Einzelnen ausgeſetzt werden. Die äſthetiſche Regel ſehen wir willig in den Hintergrund treten, wo höhere Rückſichten gebieten. Wer die Parallele zwiſchen Tell und Parricida tadelt, muß über dem äſthetiſchen viel moraliſches und noch mehr praktiſches Gefühl verloren haben, denn nicht ohne Grund braucht der Dichter jedes

---

73) Humboldt, den die Freundſchaft zu Schiller nicht eben blind machte, hat ganz vortrefflich gezeigt, worin dieß gelegen iſt. Wenn er ihn recht verſtehe, ſchreibt er Schillern, ſo ſei der Chor da, die gleichſam phyſiſche Gewalt der Empfindung des Zuſchauers, da wo ſie eben zur bloßen Theilnahme an den handelnden Perſonen als wirklicher Weſen herabſinken will, auf einmal zu brechen, und ſie mit künſtleriſcher Stärke zu der in dem Kunſtwerk ſymboliſirten Idee zurückzuführen. Der Chor war das einzige Mittel, durch das es einem naiven Volke gelang, eine an ſich ſentimentale Dichtungsart, wie die Tragödie, auszuführen. Denn es ſei deutlich, daß Shakſpeare, Schiller und Göthe, weil ſie das Bedürfniß fühlten, die Proſa des Lebens in der Tragödie auszutilgen, und daher immer den Zweck des künſtleriſchen Symboliſirens auf andere Weiſe (als durch einen Chor) zu erfüllen ſuchten, ſentimentaler, betrachtender, philoſophiſcher geworden ſind, als ſonſt geſchehen wäre. Ihre Stücke laſſen etwas dumpfes und ſchweres in der Empfindung zurück, weil für jenen intellectuellen Zweck ein ſinnliches Organ fehlt; die Anſtrengung, die die handelnden Perſonen machen müſſen, um ihre wirkliche Individualität an etwas Größeres zu verlieren, theilt der Zuſchauer mit ihnen, da der Chor hingegen daſſelbe klar und leicht ausſpricht. Zweierlei tadelt nun Humboldt an Schillers Chor. Er iſt den handelnden Perſonen zu nahe, und hat in ſich nicht den Reichthum, den er haben könnte; es fehlt ihm an Ruhe und Bewegung zugleich. Er hätte nicht Begleiter der Brüder ſein ſollen, da ihr eigner Ehrgeiz ins Spiel kommt, ſo iſt ihr Urtheil nicht das unpartheiiſche des Schickſals. Der Chor muß unmächtig, dienend, ſchwach ſein, aber frei, und nicht einmal durch Neigung gefeſſelt. Hier aber tritt freilich die Schwierigkeit ein, daß bei uns Alles motivirt ſein ſoll, und wie ſoll man den Chor motiviren, ohne ſeinem reinen Begriffe zu ſchaden? Oder muß die Strenge des Motivirens hier etwa nicht beobachtet werden? Daß die Handlung ſelbſt mit Nothwendigkeit auseinander fließe, hat ſeinen natürlichen Grund. Allein der Chor iſt wie der Himmel in einer Landſchaft. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er da ſei, denn jede Handlung geht durchs Gerücht ins Volk aus.

Mittel, den uneigennützigen Tyrannenmord vor der durch Entnervung delicat gewordenen Moralität unſerer Tage zu retten, worin er nichts anderes that, als was ſelbſt ſehr chriſtliche Männer in ſehr chriſtlichen Zeiten auf offenen Concilien gethan haben. So kann man äſthetiſch auch überhaupt einen andern Tell denken, in einem Tone, der dem Naturalismus mehr ſchmeichelt, allein ich zweifle, ob die Schweizer Jugend einen ſolchen mehr lieben würde, als dieſen, und ob Schillern ein kritiſcher Bewunderer lieber würde geweſen ſein als ein patriotiſcher. Denn das Stück iſt ganz von Vaterlandsliebe durchdrungen und mahnte in ſchweren Zeiten an ernſte Pflichten; die freie Luft der Volksbewegung weht trefflich in dieſem Gegenſtücke zu Wallenſtein, wo alles militäriſch und ordonnanzmäßig hergeht. Wie anders mußte man dieß Drama in jenen Jahren der franzöſiſchen Zwangsherrſchaft leſen, wie anders die Jungfrau von Orleans, deren ganzer Inhalt die ähnlichen Verhältniſſe ſchilderte, unter denen das deutſche Land ſeufzte! Wenige Jahre nach Tell brach der Tiroler Aufſtand aus, und bald ergriff die deutſche Nation eine Begeiſterung in ihrem Freiheitskampfe, die ſelbſt in ſo nüchternen Zeiten manche Reminiscenz an jene Befreiungskriege der Franzoſen darbieten konnte. Schadete dem Dichter die äſthetiſche Bewußtheit in ſeinen Werken, ſo entſchädigte dieſe Bewußtloſigkeit der nationalen Sympathie, mit der er das Volksleben in ſeinen Tiefen ergriff. Daher kam es, daß eben in jenen Jahren einer kräftigen Emporraffung die nationale Theilnahme an Schillern hing, und ſo wird es in den Schwankungen des Geſchmacks und des Intereſſes immer bleiben, daß Schiller in erregteren Epochen in der Achtung vor Göthe voraustreten, daß man je nach der activen oder paſſiven Natur der Zeiten den männlichen oder den mehr empfänglichen, den äußerlicheren oder innerlicheren Dichter hervorziehen wird. Die ganze hiſtoriſche Dramatik, die mit den Jahren unſerer hiſtoriſchen Bedeutung aufkam, ſchloß ſich an Schiller an, eine patriotiſche Schule folgte ſeiner Spur, und unſere Freiheitsjugend jener Jahre perhorrescirte ſeinen großen Rivalen. Der Patriotismus und die Politik unſerer Jugend, ſind ſie nicht von dem idealen, poetiſchen und chimäriſchen Anſtriche noch immer gefärbt, den ſie bei ihrem erſten Auftauchen aus Schiller empfingen? Und was Wunder auch, da wir nichts in unſerm geiſtigen Leben hatten,

was ſo unmittelbar und ſo gewaltig den Geiſt heraufbeſchworen und den Schwung der Begeiſterung geſchaffen hätte, der allein das deutſche Volk aus ſeiner Lethargie zu dem Werk von 1813 aufwecken konnte. Die Idee der Freiheit, die Schillers Werke in ihrem vollen Umfange durchdringt, griff die politiſche Zeit politiſch, und jene Dramen von der Befreiung Genuas und der Niederlande, der Schweiz und Frankreichs, ſchienen ja in der That wie eine abſichtlich ausgeſtreute Saat, aus der ſo bald über dem Grabe des Dichters die Frucht der Freiheit aufſchießen ſollte. Das hat Friedrich Schlegel ſehr wohl ausgefunden, daß Schiller der eigentliche Revolutionsdichter war, ein ſtarker und energiſch wirkender Schriftſteller (und darum ſtehen auch die Reſtaurationsautoren unter den Romantikern in ſolchem Gegenſatz gegen ihn), während Göthe ſpäter dem erſchöpften Geſchlechte wieder mehr zum Bedürfniſſe ward, weil er ſich deſſen ſchwacher Seiten zu bemeiſtern gewußt. Unter dem Rückfall in neue politiſche Paſſivität ließ dann die innere Freiheit leider auf ſich warten, die unſer Dichter nicht weniger uns vorgebildet hatte. Aber die Ideen ſind darum nicht verloren; ſie üben lange ihre Macht über die Gefühle und Herzen, ſie gewinnen täglich mehr Macht über die Köpfe und Ueberzeugung, und werden endlich Macht erlangen über die Handlungen und den Willen. Das war Schillers eigne Ausſicht, und wenn er ſelber heute eine Geſchichte der deutſchen Dichtung zu ſchreiben hätte, er würde den letzten, den äſthetiſchen Standpunkt der Volksbildung einen geweſenen nennen, er würde in deutlicheren Beziehungen lehren, was Er und Göthe immer gepredigt haben, daß wir nicht die Kräfte an dem Vollendeten und Zurückgelegten vertändeln, ſondern an den ſtets neuauftauchenden Bedürfniſſen geſtaltend üben ſollen. Wenn es unſern Regierungen wirklich Ernſt ſein ſollte um die Unterdrückung jeder freien Bewegung und jedes politiſchen Aufſtrebens, dann hätten ſie in der That kein dringenderes Mittel zu ergreifen, als Schillers Werke zu vertilgen. Das ſchien jener Fürſt ſehr gut einzuſehen, der gegen Göthe äußerte, wenn er Gott geweſen wäre und bei der Schöpfung Schillers Räuber vorausgeſehen hätte, ſo hätte er die Welt nicht geſchaffen. Darin ſind doch die Demagogen immer billiger und toleranter. Jeder von ihnen würde an Gottes Stelle die Welt

doch geſchaffen haben, und wenn er auch noch ſo deutlich den weiſen Spruch dieſes Mannes vorausgeſehen hätte.

Der Nachlaß von Schiller zeigt, daß der Dichter noch langehin mit ſtets neuen Producten ſeines regen Geiſtes unſere Bühne hätte bereichern können. Reichliche Fragmente und Entwürfe blieben zurück. Demetrius ſollte zunächſt ausgeführt werden, und in ihm hätte der Dichter fortgefahren, aus ſämmtlichen europäiſchen Völkergeſchichten irgend ein poetiſches Moment zu entlehnen und zu verewigen. Daß die Malteſer nicht vollendet wurden, iſt unſtreitig am meiſten zu bedauern. Auch dieſer Gegenſtand würde ſich zu der Jungfrau und zu Tell gereiht haben, als eine Nothwehr gegen ein koloſſales Bedrängniß; der Dichter war hier ganz in ſeinem Elemente, er hatte keine Weibergeſchichten dabei, das ganze Stück würde von Waffen wiederhallt haben, der Boden, die Begebenheit, der Orden, der Chor, Alles hätte ihn mehr berechtigt, ſeiner gehobenen Darſtellungsweiſe ſorgloſer nachzuhängen. Des Dichters Tod kam zu frühe, er erſchreckte Deutſchland und erſchütterte im Stillen den Freund, den er ſich zuletzt gewonnen hatte. Hätte Göthe ſeine Abſicht ausgeführt, den Demetrius in Schillers Geiſt und Sprache zu vollenden, es wäre das ſchönſte Denkmal geworden.

XVIII.

Romantiſche Dichtung.

Wir haben unſere Geſchichte bis zu dem Ziele geführt, das wir uns vorgeſetzt hatten, und könnten ſtreng genommen hier abſchließen. Allein die Verzweigungen der Verhältniſſe, die in der Geſchichte nie ſchroff abbrechen, machen es uns zur hiſtoriſchen Pflicht, über unſere Grenze hinüber noch eine Strecke weiter zu rücken. Wir würden ſonſt nicht mit dem richtigen Eindrucke von dem Standpunkte ſcheiden, den unſere Literatur am Anfange dieſes Jahrhunderts erreicht hatte, noch auch nur die beiden Dichter völlig kennen gelernt haben, die wir zuletzt betrachteten. Was die nächſten Wirkungen der gemachten Anſtrengungen waren, wie ſich

Dichtung und dichteriſcher Geiſt ausbreiteten, indem ſie ausarteten, wie ſich die langſam gereifte Frucht vom Baume löste, und den Körper der Nation materieller zu nähren begann, dieß gehört zur Vollendung des Gemäldes, das wir zu entwerfen verſuchten; eine Skizze des deutſchen Drama's, das ganz unmittelbar auf Schiller folgte und von ihm veranlaßt war, wird die Eigenthümlichkeit ſeiner Dichternatur noch in den nächſten Folgen und Erfolgen ſelbſt unter dem Verderbniſſe der Kunſt deutlicher erkennen laſſen; Göthes Leben aber ſchlingt ſich ohnehin noch durch den ganzen Zeitraum der romantiſchen Periode unſerer Dichtung bis ungefähr grade zu dem Zeitpunkte hin, wo durch die franzöſiſchen Bewegungen angeregt neue Elemente in die ſchriftſtelleriſche Welt kamen, die zwar lange vorbereitet, ja im Grunde nur eine fortgeſetzte Wiederaufnahme der genialen Periode unſerer 70er Jahre waren. Was Göthe in dieſer Zeit noch dichtete, war durchaus unter den Influenzen der romantiſchen Neigungen, wenn auch oft im Gegenſatze zu denſelben, geſchrieben; ja auch wie ſich die kritiſchen und äſthetiſchen Anſichten und Sympathien des greiſen Dichters geſtalteten, iſt nur durch die umgebenden Verhältniſſe zu erklären. In Friede und Feindſchaft wechſelnd begleitet der Mann, der ſein ganzes Leben hindurch den miasmatiſchen Einwirkungen des Zeitgeiſtes ausgeſetzt war, auch noch im hohen Alter empfangend und producirend den Gang der deutſchen Literatur, und in beiden Stimmungen iſt er für den Verſtändigen im Wirken und Urtheilen gleich lehrreich, ja kaum bedürfte man zur Würdigung dieſer Zeit und ihrer Leiſtungen anderer Hülfsmittel, als ſeine verſchiedenen Ausſprüche und Aeußerungen darüber. Wenn wir uns in der Darſtellung dieſer Periode nicht ganz ſo knapp faſſen, daß wir ſie in dieſer Weiſe etwa nur Göthen gegenüber ſtellten, ſo liegt es doch auf der andern Seite außer unſerm Zwecke und Plan, ſie mit derſelben umfaſſenden Weitläufigkeit zu behandeln, wie das Frühere; wir geben dieſen Abſchnitt daher nur als einen Umriß, und dieß um ſo lieber, als für dieſen Theil unſrer Literargeſchichte noch manches Material zurück iſt, ohne welches eine factiſch lebendige Darſtellung noch gar nicht möglich iſt; wir verwahren uns alſo ausdrücklich, und geben dieſen Theil weder in den Thatſachen und Namen noch in den Urtheilen für irgend vollſtändig aus.

Nichts iſt natürlicher, als daß, wo ſich eine Fülle an Kraft

und Materie ſammelt, Umgriffe und Ausbreitung erfolgen müſſen. Erinnern wir uns an wiederholte Erſcheinungen aus unſerer geſchichtlichen Darſtellung, ſo fällt uns auf, daß am Ende des 18ten Jahrh. wie ſchon früher unſere Literatur aus verſchiedenen Grenzpunkten der deutſchen Lande, von Königsberg, Wien, Hamburg, der Schweiz und dem Rhein aus, gleichſam nach einem Mittelpunkte hinſtrebte. An der Scheide der Jahrhunderte war nach Weimar und Jena faſt alles literariſche Leben zuſammengeſtrömt. Denke man ſich eine kleine Stadt, wo Göthe Factotum, Herder Prediger, Schiller Theaterdirector und Dichter, Wieland und Knebel ehemals Prinzenerzieher waren, wo ſich eine Unmaſſe von Gelehrten und Literaten der verſchiedenſten Farben zuſammendrängte, die ſich einen Ruf gemacht haben, ſo wird man nur ſchon aus den Namen ſchließen müſſen, daß der Ruhm, der Weimar als das deutſche Athen pries, nicht eben grundloſe Prahlerei war. Hier waren Muſäus und Böttiger Gymnaſialprofeſſoren, Vulpius und Riemer Bibliothekare, Seckendorf und Einſiedel Hofleute; Meyer und Bode, und ſo viele andere Schriftſteller, Stephan Schütze, Peucer, Falck, Eckermann waren hier angeſiedelt, Kotzebue hier geboren; die ganze fremde Welt und Literatur ward hier nahegebracht, und früher und ſpäter als Göthe und Schiller franzöſiſche Stücke überſetzten, hatten Bertuch, Jagemann und Fernow nacheinander das Italieniſche und Spaniſche vermittelt, was nachher Gries und Schlegel in Jena in geſteigerter Vollkommenheit fortſetzten. Unſere Frauen zündeten an dem Feuer, das ſich hier concentrirte, und gaben der ganzen weiblichen Literatur von hier aus den ſtärkſten Impuls. Amalie Ludecus (A. von Berg) war hier Hofdame, Frau von Wolzogen, die Verfaſſerin von Agnes von Lilien, war Schillers Schülerin, Amalie von Helwig, Wilhelmine Genſicken (W. Willmar), Luiſe von Ahlfeld (= Eliſe Selbig) waren in oder bei Weimar geboren, Johanna Schopenhauer ließ ſich 1806 hier nieder, und auch die Mereau und Brachmann waren von hier aus eingeführt oder angeregt. Von dem geiſtigen Staate, der ſich hier langſam und mächtig gebildet hatte, ward dann das benachbarte Jena eine wiſſenſchaftliche Pflanzſtadt, die in der engſten Verbindung blieb. Der Hauptſitz der kritiſchen Philoſophie zog ſich hierher, auch als Kant noch lebte. Reinhold ward ihr beredter Ausleger; in ſeine Auditorien ſtrömte es; aus dem fernen Oeſter-

reich und den katholiſchen Landen, wohin die philoſophiſche Aufklärung drang, kamen die wißbegierigen Schüler zu dem Meiſter, der ſelbſt aus Jeſuitenſchulen hervorgegangen war. Fichte war trotz äußerer Einſprache hierher berufen und erfüllte mit dem Tumulte ſeiner Lehren und dem Nachdruck ſeiner Perſönlichkeit ganz Deutſchland, Schelling trat hier mit ſeiner Naturphiloſophie hervor, die ſich in mannichfachen Strahlen zertheilte. Schillers Geſchichtslehre regte hier Woltmann an, Voß wirkte eine Zeit lang, die Namen der Brüder Humboldt tauchten hier gleichſam zuerſt auf, in den verſchiedenſten Fächern gingen von hier die Lehrer des erſten Ranges, die Thibaut, Paulus, Hufeland und Andern aus; ein neues literariſches Organ ward laut, das anfangs in bedeutender Achtung ſtand. Was irgend eine poetiſche Ader in ſich fühlte, und einem unbeſtimmten Talente Richtung, einer ſchwankenden Selbſtkenntniß Stütze, einem jugendlichen Enthuſiasmus Ausbruch ſchaffen wollte, kam zu Schiller und Göthe; die Novalis, Hölderlin, Schmid ſollten oder wollten bei ihnen in die Schule gehen. Die beiden Schlegel, die neben Tieck (der gleichfalls gegen Ende des Jahrh. in dieſe Gegend kam) die Seele der ſämmtlichen neuen Bewegungen im Gebiete der Dichtung wurden, hatten hier ihre Stätte, und ihre Ausgangspunkte führten auf die großen Dichter, Ueberſetzer und Philoſophen gleichmäßig zurück, die hier angeſeſſen waren. Die wunderlichſten Genialitäten, jene „auffallend verrückten Menſchen" drängten zu, über die ſich Göthe zu beklagen hatte, die entweder ſelbſt verzweifelten oder Andere zur Verzweiflung brachten; Augenzeugen ſagen aus, daß damals die Verſchiedenheit von Menſchen in Sitte, Kleidung, Cultur, vom Wilden und Cyniſchen bis zu widerlicher Ueberfeinerung kaum in Paris und London ſtärker ſein konnte, als in Jena, und Schiller nannte dieſe Stadt damals eine Erſcheinung, wie ſie vielleicht auf Jahrhunderte nicht wieder kommen werde.

So viele Laſt ward am Ende ſchon materiell dem kleinen Staate zu ſchwer zu tragen; und wäre dieß auch nicht geweſen, ſo hätten ſo viele heterogene Elemente, im engen Raume zuſammengeſtoßen, ſich nicht länger friedlich vertragen als der erſte Enthuſiasmus reichte. Beides waren innere Urſachen, warum die Blüthe von Jena und Weimar gleich zu Anfang des neuen Jahrhunderts ſchnell zu Ende ging; äußere kamen noch viel wirkſamer

hinzu, Schickſal und Tod, und die politiſchen Bedrängniſſe, die vor den Thoren von Jena eine traurige Epoche hatten. Wie es in Weimar Zerwürfniſſe gegeben hatte, ſo gab es auch deren in Jena, wo Fichte ſeine Entlaſſung provocirte; Voß, Loder, Reinhold, Hufeland, Paulus, Schelling gingen weg, weil die Concurrenz nicht zu beſtehen war, Schiller und Herder ſtarben ſchon vor der Kataſtrophe von Jena hin. Die Verſtoßung von Kotzebue, und die Auflöſung des Jenenſer Kreiſes können als zwei äußere Symptome gelten, welche die Zeit bezeichnen, von wo an die deutſche Literatur aus ihrem bisherigen Mittelpunkte wieder auseinanderſtob in alle Welt. Nun bildeten ſich neue Ruheſtätten an neuen Orten, an die zum Theil früher die deutſche Literatur nicht gedrungen war; eine Art literariſche Propaganda breitete die poetiſche Cultur in viel weitern Räumen, unter viel größern Maſſen aus als früher geſchehen war; und endlich fand auch die deutſche Literatur ihren Weg über die Grenzen hinaus und unterjochte ſich fremde Regionen. Im Innern concentrirte ſich die preußiſche Literatur in Berlin, wo ſie früher ſo wenig Ermunterung hatte finden können. Wir hörten oben, daß in den 90er Jahren Engel, Kotzebue und Iffland hier ihr Licht leuchten ließen; die romantiſche Schule aber gewann hier gleichſam ihre Hauptſtadt, wo Tieck, Bernhardi, Wackenroder, A. Müller, Wilh. von Schütz u. A. geboren waren, wo beide Schlegel ſich vorübergehend einfanden, wohin Werner das Auge richtete, um unter dieſen Männern einen förmlichen Bund zu ſtiften, eine Propaganda, welche die neue Lehre von der dreieinigen Kunſt, Religion und Liebe ausbreiten ſollte. Wie der Königsberger Werner nach Berlin blickte, ſo wandte ſich ſein Landsmann Hoffmann hierhin, und eine Reihe Schleſier, beſonders die Dramatiker Conteſſa, Holtei, Raupach, Häring u. A. hatten hierhin einen natürlichen Zug, wo ſich das Theater emporſchwang und wo eine reiche dramatiſche Dichtung, wie wir noch unten hören wollen, ſich begründete. Wieder eine eigne Gruppe bildeten dann die Herausgeber des grünen (ſpäter rothen) Almanachs, Hitzig, Chamiſſo, Varnhagen u. A., und gelang es zwar nicht, Göthen nach Berlin zu ziehen, auf deſſen Alter man nach ſeinem Ausdrucke wie auf ſibylliniſche Blätter ſpeculirte, ſo bezeichnet doch der Letztgenannte in anderer Art als Zelter in der ſeinen, und Bettina und die Anhänger der Romantik in der ihrigen die unbedingte Hingabe

an den Patriarchen der deutſchen Dichtung vortrefflich. Durch die Gründung der Univerſität, durch die Regeneration des preußiſchen Staates, durch den Reichthum der Mittel, der dem guten und einſichtigen Willen der Behörden zu Gebote ſteht, iſt Berlin neuerdings in der Mitte des literariſchen Verkehrs in Deutſchland geblieben, und zeigte noch ganz kürzlich, mit wie leichtem Griffe es die Kunſt und Philoſophie und Dichtung in dem Nachbarſtaate entwurzelt, wo das Alles, von Laune und Obſcurität gedrückt, nicht wahrhaft feſtwachſen konnte. — Auch Oeſterreichs Dichtung und Theatergeſchichte erhielt durch die Romantiker eine neue Periode. Tiecks Einfluß reichte nach Wien herüber, wo die Brüder Collin gewiſſe Satzungen der neuen Schule adoptirten und wo ſich eine verdiente Zeitſchrift begründete, die ſeit langen Jahren und noch heute die Hauptverkünderin aller romaniſchen und orientaliſchen Erſcheinungen in der Poeſie iſt und ſich für unſere romantiſche Schule am beſtändigſten intereſſirt hat. Das Drama ward hier wenigſtens von einer gleichen Anzahl von Poeten cultivirt, wie in Berlin, und auch die Bühne ſelbſt machte mehrfache verſprechende Anſtrengungen. Leider dauerte aber der Druck, der auf dem Geiſte laſtete, fort, und die neuere Wiener Lyrik (Lenau, Grün u. A.) hat ſich ihren Namen ſcheint es nur erwerben können, indem ſie ſich dieſes Druckes entledigte, ſo wie andrerſeits die ehrenhaften wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, die von Wien ausgingen, ſich am natürlichſten in der romantiſchen Ferne des Mittelalters und des Orients bewegen, wo ſie jenen Druck nicht zu befürchten haben. In Sachſen dauerten die bisherigen Verhältniſſe fort. Dieſem Lande wird es, ſo lange der Buchhandel hier ſeine Herrſchaft behauptet, immer ſchwer bleiben, eine charakteriſtiſche, im innern Weſen eigenthümliche Literatur zu beſitzen; ſie wird immer Gefahr laufen, multa, nicht multum zu liefern. Auch in dieſer Periode alſo haben keine andern Städte in Deutſchland ſo viel zu dem Tagsbedarf der Leſewelt beigeſteuert, wie die ſächſiſchen; auch Magdeburg, Berlin (Clauren), Braunſchweig (Lafontaine) lieferten ihre Contingente, aber doch bedeutet dieß wenig gegen Leipzig und Dresden. Hier gruppiren ſich die Fr. Kind, Th. Winkler, Engelhardt (Rich. Roos), Rochlitz, Meth. Müller, Fiſcher, v. Witzleben (A. v. Tromlitz), Lindau, Fr. A. Schulze (Laun), Bergk, Miltitz, Graf Löben, Bronikowsky und Andere zuſammen, die unſere Unterhaltungs- und

Journalliteratur vollſtändig repräſentiren können. In Dresden hatten ſich Tiedge und Tieck niedergelaſſen und bis auf die neuere Zeit zwei getrennte Sekten veranlaßt; nur Tiecks Novellen regten Aehnliches in ſeiner Nähe an, auf die romantiſchen Neuerungen war Sachſen überhaupt wenig eingegangen. Es trat mit Hamburg, dem Harz und der Schweiz, den Gegenden, die in der frühern Zeit thätiger waren, mehr in den Hintergrund, und ließ neue Gebiete in die geräumten Stellen vortreten. Hannover wußte nichts zu feſſeln, aber es lieferte doch der regenerirten Bühne Iffland und Schmidt, und in die ſchöne Literatur brachte es den Hauptumſchwung durch beide Schlegel. Der Niederrhein blieb von der Jacobiſchen Zeit an geſchäftig; die Bemühungen der Brüder Boiſſerée um die altdeutſchen Kunſtdenkmale waren eine natürliche Frucht des lange in dieſen Gegenden erregten Kunſtſinns, und ſie hängen enge mit den romantiſchen Richtungen zuſammen; literariſch pauſirten dieſe Gegenden wieder, bis Immermann nach Düſſeldorf kam und die jüngere Gruppe von Lyrikern ſich zuſammen fand, die in den Rheiniſchen Jahrbüchern und Taſchenbüchern ihr Organ haben. In Franken und Schwaben treffen wir in den letzten Jahrzehnten die Namen (Rückert, Uhland, Platen), die die meiſte Achtung unter unſern Dichtern der neuern Generation in Anſpruch genommen haben. In Schwaben beſonders ſchwang ſich der Buchhandel empor, und erzeugte ſich ein neuer Bildungstrieb; der Geiſt Schillers ruhte auf den jungen Schulen; in Stuttgart machten die Reinbeck, Haug, Dannecker, Wangenheim, Matthiſſon u. A. einen befreundeten Kreis. Andere Hauptſtädte der kleinern Staaten, wie Karlsruhe und Darmſtadt, bildeten ſich mehr im Stillen nach den Forderungen des neuen freiern Geiſtes um; in ältern Städten that ſich eine Localpoeſie hervor, und richtig bemerkt Falck, es habe geſchienen, als ob vor dem Thorſchluſſe alle Reichsſtädte noch einen Abgeſandten auf den Parnaß hätten ſchicken wollen. Nordiſche Lyriker pflanzten den Geiſt Klopſtocks und Voſſens fort, wie Halem, Overbek, Koſegarten, Arndt; und in Scandinavien machte die deutſche Dichtung ihre nächſten Eroberungen, die durch die ſteten und nachdrücklichen Berührungen der däniſchen und deutſchen Literatur ſeit Klopſtock bedingt waren; Baggeſen, Oehlenſchläger, Steffens dichteten und ſchrieben in deutſcher Sprache, der erſte, von Schiller begeiſtert, aber Voſſens Farbe tragend, der letzte ein

enger Anhänger der neuen Schule, welcher er auch den mittlern zuführte; der Schwede Brinkmann hatte ſchon vor ihnen der deutſchen Sprache gehuldigt. Aehnlich war Ungarn für die Theilnahme an deutſcher Literatur (Pyrker u. A.) gewonnen worden, und in Petersburg hatte ſie eine verkümmerte Pflege; dem deutſchen Theater daſelbſt, das aus anfänglichen Privatgeſellſchaften ein öffentliches ward, ſuchte Reinbeck mit Ueberſetzungen und Bearbeitungen behülflich zu werden, Kotzebue ward Director, allein nach Pauls Ermordung ward es wieder Privatunternehmung und blieb ohne Bedeutung. Eine andere Grenzberührung haben wir in der franzöſiſchen Schweiz. In Genf bildete Bonſtetten den Mittelpunkt eines Kreiſes, der die Verknüpfung der deutſchen mit der franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Literatur auch äußerlich an die Hand gibt. Er war der Freund von Matthiſſon und Salis und erneute in ſeinem eignen und in dem Alter der deutſchen Literatur noch einmal die Kindereien der Empfindſamkeit, das ſüße Taſchenſpiel mit Geiſt und Herz, das Schautragen der Gefühle in franzöſiſcher Geziertheit und Koketterie; und die Anſchauungen, die man aus ſeinen Briefen (an Matthiſſon und Müller) von dieſem Leben erhält, laſſen begreifen, daß in Geßners Idyllen doch auch eine Art Natur geſchildert iſt. Er war grade der rechte Mann, die deutſche Literatur den Fremden entgegen zu bringen; er hatte die rechte Wärme für ihren Werth, und war überzeugt, daß die deutſche Sprache mit der Zeit alle andern beſiegen würde, „ſelbſt die alte Hure, wie Voltaire ſehr ungalant die ſeinige nenne.“ Die Genferinnen um ihn her wollten ſeit der Erſcheinung des Buchs **sur l'Allemagne** alle Deutſch lernen; Italiener überſetzten bei ihm aus Matthiſſon, Byron belehrte ſich bei ihm über die Lyrik dieſes Mannes, die Frau von Stael war die Seele ſeines Kreiſes, die nicht allein ihren Freund Schlegel mit ſich führte, ſondern auch vorübergehend eine Maſſe Fremde hierhin zog, worunter die deutſchen Romantiker, die Werner, Oehlenſchläger u. A. nicht die letzten waren. Sie bekanntlich hat mit ihrem Buche über Deutſchland zuerſt die Bahn gebrochen, in Frankreich auf unſere Literatur aufmerkſam zu machen. Es war dabei kein Segen. Gleich anfangs ſah man auf dieſes Buch hin die deutſche Literatur als eine feindſelige Macht an, die der ſiegreichen franzöſiſchen trotze; die Ueberſetzung von Schlegels Dramaturgie ward ſogar verboten; weiterhin

waren die allbekannten Wirkungen, daß ſich eine ſogenannte romantiſche Schule in Frankreich gründete, die nichts angelegentlicher zu thun hatte, als die Verzerrungen und Verrücktheiten der deutſchen Poeſie zu übertragen. An der Vermittlerin lag dabei ſehr viel, die überall blendete und beſtach, aber dem ernſten deutſchen Sinn weder in Perſon noch in Schriften zuſagen wollte, und ihn daher auch nicht faſſen konnte. Es ging der franzöſiſchen Nation, ſo ſagte Göthe, mit unſrer Literatur, wie dem Fuchſe, der ſich aus dem langen Halſe des Gefäßes nichts erbeuten konnte; und es iſt wahr, es war ihr nie gegeben, fremde Natur und Weſen zu begreifen, doch aber ſchien ſie unſere Unnatur und Unweſen deſto eifriger anzunehmen. Auch in England führte die Neugierde häufiger zu Jean Paul und Hoffmann, als ein ernſtes Bildungsſtreben zu Leſſing, Göthe und Schiller, obgleich dorthin der Schotte Carlyle auf eine würdigere Weiſe unſerer Dichtung den Eingang vermittelte. Seit ſich dieſer mit Göthe in Relation ſetzte, italieniſche Dichter zu deſſen Fahne ſchwuren, der Globe ſein Lobpreiſer ward, Byron und Scott ſeine Werke benutzten, gefiel ſich der alte Herr in dem Gedanken einer Weltliteratur, denn in der That war es nun dahin gekommen, daß das geiſtige Eigenthum von Deutſchland unter dem Schutze des Friedens und der Allianzen in die Länder Europas ausgefahren und umgekehrt dem Fremden zu erneutem Zufluſſe zollfreier Eingang geſtattet ward. Die Zeiten des Mittelalters und der Kreuzzüge hatten ſich erneut, die Völker waren ſich maſſenweiſe aus ungeheuren Entfernungen nahe gerückt, eine Univerſalmonarchie hatte gedroht, und nachdem ſie verſchwunden war, faßten die lebhaften Gemüther der Jugend den Gedanken einer Weltrepublik, und ergriffen eben ſo begierig die hingeworfene Idee der Weltliteratur. Neue geiſtige Bedürfniſſe waren unter den Berührungen der Nationen wechſelſeitig aufgegangen, ein Gedankenverkehr trat in raſchem Umſchwunge ein, wie ihn die Ereigniſſe ſeit lange nicht begünſtigt hatten, und wie man ſich nach vollendeter Revolution eines Gleichbeſitzes bürgerlicher und ſocialer Veränderungen freute, ſo auch einer Gemeinſamkeit des literariſchen Eigenthums: denn ſelbſt kein Broſämlein fremder Tafeln geht nunmehr verloren, ſeit die Verpflanzung und Verſendung ein Gewerb worden iſt, das ſeine Leute nährt. In den literariſchen Beſtrebungen der einzelnen Nationen iſt unverkennbar

eine Uebereinſtimmung hervorgetreten, die von den Siegen deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt ein entſchiednes Zeugniß ablegt: ein glänzendes, wo von Wiſſenſchaft die Rede iſt, in der wir immer Meiſter waren, nicht alſo, wo es ſich um Kunſt und Dichtung handelt. Die Erforſchung von Geſchichte, Alterthum und Sprache hat in den ſlaviſchen Nationen, in Belgien, in England, in Frankreich eine Geſtalt angenommen, die das augenfällige Abbild unſerer ſtill emporgewachſenen Geſchichtspflege iſt und der durch ihre Wärme und Energie einzigen Alterthums- und Sprachkunde, die die Brüder Grimm unter uns hervorgerufen haben. Hier iſt Alles erfreulich, voll Gedeihen und Wirkung, was da geſchieht, allein es begünſtigt freilich, ſcheint es, das Nationalgefühl mehr, als den Propagandiſten lieb ſein kann, die allen Volksgeiſt nivelliren möchten. Anders ſcheint dieß in der Poeſie. Seitdem Byron, der ſich an dem Jugendgeiſte Göthes und den Richtungen unſerer Genialitäten des 18ten Jahrh. genährt hatte und der nach Art aller Ausländer dort diätetiſche Regeln bei uns holte, wo wir ſelbſt an einer Entwicklungskrankheit niederlagen, ſeit Byron wieder auf die deutſche Literatur der jüngern Generation zurückwirkte, ſeitdem die franzöſiſche Romantik, die uns erſt diente und huldigte, unſere Jugend wieder ihrerſeits in Dienſt nahm, ſchien ein gemeinſames Weſen den Mittelpunkt der europäiſchen Dichtung zu bilden, und die nationalen Unterſchiede mehr in den äußern Verhältniſſen, als in dem innern Charakter zu liegen. Chamiſſo, der emigrirte Franzoſe, der in deutſcher Sprache ganz in dem Geiſte der deutſchen Lyrik ſchrieb, fühlte, daß er in Frankreich gleich Barbier und Beranger geſchrieben haben würde. Wer indeſſen die Geſchichte der europäiſchen Literatur im großen Ganzen kennt, weiß, daß dieſe Gemeinſamkeit mehr oder minder immer Statt hatte, und daß ſie aus andern Zeiten nur vergeſſen iſt, in andern Zeiten aber vielleicht nicht ſo in der Nähe augenfällig war, als jetzt unter der Erleichterung des Verkehrs und der Steigerung des geiſtigen Lebens zur allbereiten Reflexion und Bewußtheit. Dieſer weltliterariſche Zuſammenhang iſt daher nur ein natürliches Symptom von der anregenden Bedeutſamkeit und Ausbreitung, die ſich jetzt die deutſche, wie ſonſt andere Literaturen, errungen hatte; ſie wird, wenn man beides trennen ſollte, mehr als eine Frucht und Folge vergangener Erſcheinungen, denn als eine Blüthe und Keim für

künftige Geſtaltungen angeſehen werden müſſen. Denn die Entwicklungen des menſchlichen Geiſtes laufen in ſteten Gegenſätzen, und was auf die Weltliteratur im 15ten Jahrh. am unmittelbarſten folgte, war grade die ſchroffe Abſcheidung der Nationen; die chimäriſchen Hoffnungen, die, ſcheint es, hier und da auf dieſe univerſaliſtiſchen Verhältniſſe gebaut werden, wären mir daher unbegreiflich. Göthe ſelbſt, der in ſeinem Alter immer wieder auf dieſe Weltliteratur wohlgefällig zurückkam, hat doch ſelbſt ſo weiſe gewarnt vor den Rückwirkungen unſerer Einflüſſe: unſer Volk laufe keine größere Gefahr, als ſich an ſeinen Nachbarn zu ſteigern; keines ſei geeigneter, ſich aus ſich ſelbſt zu entwickeln. Und wenn der greiſe Dichter Recht hatte, auf die Fortſchritte unſrer Literatur hinzudeuten, unſere Sprache als eine Vermittlerin zu bezeichnen, in der ſich alle Literaturen vereinigten, und ihr die Erhebung zur Weltſprache zu prophezeien, wenn er uns verſprach, daß die Fremden, wie ſie ſchon jetzt ſo manche Vorurtheile durch uns beſeitigt hätten, immer mehr von uns lernen würden, nationale Beſchränktheit abzulegen und freiere Umſicht zu gewinnen, ſo müſſen wir doch zu bedenken geben, daß alle dieſe Siege am beſten verbürgt, behauptet und erweitert werden, wenn wir immer mehr nationale Feſtigkeit, ja politiſche Bedeutung erhalten, und daß wir auf dem univerſaliſtiſchen Wege aller errungnen Vortheile gradezu verluſtig gehen, wie es unſere ſtolze Jugend mit ihren demüthigen Nachahmungen bereits zu merken gibt. Es iſt wahr, die Sprachen und Literaturen gebildeter Völker machen noch größere Eroberungen unter politiſcher Sclaverei, als im Glanze politiſcher Größe; Griechenland's und Rom's Literatur war nicht am wirkſamſten nach außen, als jenes über den Orient, dieß über die Welt herrſchte, ſondern damals, als Hellas von Rom beſiegt war, und die lateiniſche Welt von den Barbaren überſchwemmt. Allein ohne die vorausgegangene politiſche Bedeutſamkeit wäre eben auch die literariſche nicht erfolgt; und gewiß wird jede Nation jene kleinere Eroberung lieber machen als dieſe größere, und, wenn dieſe letztere unvermeidlich eintreten müßte, ſie doch nicht früher eintreten ſehen wollen, als bis jene erſtere vorausgegangen iſt. Dieß Alles aber mahnt uns, unſere eitlen weltbürgerlichen Grillen fahren zu laſſen, feſtzuhalten an dem vaterländiſchen Boden und trotz aller Ungunſt der Verhältniſſe keine Anſtrengung zu ſcheuen,

uns auch im Politiſchen die Geltung zu verſchaffen, die uns allein das Selbſtgefühl geben kann, das uns ſelbſt in der Literatur immer abging, und ohne das wir unſern geiſtigen Erwerb nicht leicht in einen großartigen Vertrieb zu bringen wagen werden.

Wenn die Umgriffe unſerer Literatur zunächſt allerdings durch die großen Führer und Strategen veranlaßt waren, die zuerſt den Ruf von unſerer Barbarei brachen, ſo gab doch die Maſſe und Menge, die ihnen folgte, einen weſentlichen Nachdruck hinzu. Die Einzelnen würden immer als Ausnahmen gegolten haben; allein daß die neue Bildung ein nationaler Beſitz war und mehr als in faſt irgend einem andern Lande Ausbreitung gewann, das konnte den Fremden der Flor des Buchhandels bezeugen, die ungeheuer ſteigende Production und Conſumtion, die locale Ausdehnung des Intereſſes, die Regſamkeit in allen Zweigen der Wiſſenſchaft, und eine gewiſſe Routine im Lernen und Lehren, im Forſchen und Darſtellen, die ſich hier und da zu einer ſtereotypen Eleganz hob, im Allgemeinen aber zu einer mechaniſchen Schreibſucht ausartete, welche das ganze öffentliche Leben in Deutſchland ausfüllt, uns bei dem Ausländer charakteriſirt und mitunter nicht ohne Urſache lächerlich macht. Man war aus einer altväteriſchen, kümmerlichen Zeit unter den Einflüſſen fremder Revolutionen und innerlicher Gährungen herausgetreten, ein freierer Geiſt hatte die dunkeln Reſte des Scholaſticismus geſcheucht, und die jüngere Generation hatte ſich des neuen Lichtes in aller ſeiner Stärke und Wärme zu erfreuen. Es war, wie Göthe ſagte, eine gemachte Zeit, in die die Jünger nun eintraten, die es auf Weg und Steg erleichterte, ſich zu orientiren und in aller Weiſe zu bilden. Treffliche Schulen wahrten vor den erſten Irrgängen und Unterdrückungen des jungen Geiſtes, große Muſter ſtanden bahnzeigend da, ein begeiſterter Wetteifer ließ keine Säumniß zu. Der junge Poet fand eine Sprache vor, die ihm überall mit Leichtigkeit zu Willen war, ja bald ihre eignen Grenzen muthwillig überſprang, auch ohne Talent konnte er ſich zu mechaniſcher Uebung aufgefordert fühlen, denn eine Maſſe von conventionellen poetiſchen Phraſen und ſtehenden Formeln bot ſich ihm zum Gebrauche dar, ohne daß er in dem erſten Ungeſtüme, das ſich der Leſewelt bemächtigte, zu fürchten brauchte, langweilig zu werden. Die poetiſche Gabe breitete ſich ſo reißend aus, daß nun bald auf keiner Schule mehr erſt Verskunſt gelehrt

zu werden brauchte, denn der Schüler wuchs über den Lehrer hinaus; kein Stadtpoet konnte mehr eine Subſiſtenz auf ſein Gewerbe gründen, denn jeder wußte ſich bald ſeinen poetiſchen Hausbedarf ſelbſt zu ſtellen. Die Empfänglichkeit war dieſem Productionstriebe analog, denn noch war es in den 90er Jahren, als die große Fluth zuerſt in unſere Literatur eintrat, nicht ganz ſo weit wie heute gekommen, daß Niemand mehr geleſen hätte ohne gleich auch zu ſchreiben. Das erſte goldne Stadium war vorüber, wo man Romane gläubig wie Geſchichte las und dem Eindrucke des Schauſpiels ſich mit ſinnigem Gemüthe hingab und ſich ſeiner Thränen nicht ſchämte; jenes dritte, wo man ſectiriſch abgeſchloſſen erwarten muß, daß jeder der Gemeinde den heiligen Geiſt in ſich ſpürt, war noch nicht gekommen; es war die mittlere Periode, wo man auch las um davon zu reden, wo die Recenſirſucht und das Urtheil an die Stelle der Gemüthsempfängniß trat, ohne daß grade immer die Eitelkeit des Reproducirens hinzutrat, wo die Tagsunterhaltung über die Literatur zu dem trivialen Geſpräche vom Wetter hinzurückte, und wo man das goldne Zeitalter von Weimar im Volke mit dem Wunder bezeichnete, daß da die Mägde am Brunnen ſich vom Theater unterhielten. Einen Augenblick bietet dieſe Höhe des geiſtigen Bedürfniſſes und der literariſchen Gewandtheit, die Ausdehnung des Intereſſes und der Thätigkeit einen erfreulichen, ja einen großartigen Anblick dar, und es fehlt auch in der Periode der Romantiker, die auf dieſem Höhepunkt wurzelten, nicht an Folgen und Wirkungen, die wahrhaft bedeutend genannt werden müſſen. Allein eben ſo traurig iſt auch der Blick auf die Kehrſeite eines ſolchen geſteigerten Zuſtandes. Uns Deutſchen beſonders, meinte Göthe, iſt das Beſondere und Außerordentliche gefährlich; wir ſeien verſtändig und hätten guten Willen für den Hausgebrauch, ſobald es darüber hinausgehe, werde unſer Verſtand albern und unſer guter Wille ſchädlich. Dieß ſollten wir wirklich jetzt erfahren. Eine ſolche größere Welt, wie ſie ſich um uns her gebildet hatte, macht auch größere Anſprüche, die die ſchnell aufgeregte Jugend ſelten mit einem ſoliden Eifer, gewöhnlich mit überfliegendem Dünkel zu befriedigen ſucht. Die Gunſt der Gelegenheit ſchafft ihr ſchnelle Ueberblicke und frühe Umſicht, die lebhafte Phantaſie und die große Intention, die der Jugend eigen iſt, gibt größere Ausſichten hinzu; ein vorſchnelles Urtheil bildet ſich, und ein chimäriſcher Maßſtab,

wie er der Unerfahrenheit nicht minder eignet, wird an die Erſcheinungen gelegt. Dieß, mit allen ſeinen nothwendigen Folgen, war genau der Fall mit der jungen romantiſchen Literatur, die ſich Angeſichts unſerer großen Dichter zur Fortführung des großen Literaturwerkes anſchickte. Friedrich Schlegel ſah in ſeinen Erſtlingsſchriften unſere neue Literatur nicht ſowohl entſtanden, als zu entſtehen im Begriffe, und ſeine Freunde werden dieſe Anſicht in ihren himmelſtürmeriſchen Beſtrebungen nur zu gern getheilt haben. Wer ſo große Conceptionen faßt, dünkt ſich gar bald, ſie ſchon halbwegs ausgeführt zu haben, und es koſtete daher die erſten Romantiker nichts, ihren Märtyrer Novalis über Göthe hinaus zu rücken. Je größer der gebrauchte Maßſtab war, deſto größer, fühlte man wohl, ſollten die eignen Leiſtungen werden; mit der Kritik iſt wenig Ruhm zu gewinnen, die Production allein verheißt einen großen Namen. Aber hier blieben die Kräfte hinter den Abſichten zurück, und man ſchraubte ſich daher entweder zu einer Bewunderung höchſt mittelmäßiger Werke, wenn ſie nur von den Freunden herrührten, oder zu einer erhöhten Anſicht von Dichtung und einer erkünſtelten Anſtrengung, um dieſer Genüge zu leiſten. Dunkle Ideen, die den Kopf ſpannen, Leidenſchaften, die das Herz ſchwellen, die Sinnlichkeit, die wie eine neue Welt den Jüngling ergreift, die Phantaſie in ihrem Gefolge, die keine Begrenzung kennt, das Alles täuſcht mit der Vorſpiegelung einer inneren Begeiſterung, zumal wenn die Umgebung begierig auf jede Regung des gebärenden Berges lauſcht; unbeſtimmte Ahnungen nähren den Stolz der jungen Seele, das Unklare, was in ihr arbeitet, dünkt ihr tief, das Ungeordnete genial, der empfängliche Sinn für das Schöne verbürgt ihr das Talent, die Selbſtbefriedigung der Schwärmerei ſteigert die Meinung von ſich ſelbſt. Aber was von all dieſen Täuſchungen die letzte Frucht war, haben ſo viele jener romantiſchen Weltverbeſſerer zu ihrem Schaden, ja zu ihrer Schande erfahren und Göthe hat es treffend geſagt, daß der unglaubliche Dünkel, in den ſich die jungen Poeten hineinarbeiteten, ſich in den größten Narrheiten manifeſtiren mußte.

Wenn eine Literatur die Blüthen abſtreift und die Blätter treibt, ſo iſt das Gewöhnliche, daß ſie ins Gemeine herabſinkt und durch Popularität trivial wird. Dieſe Wendung haben wir auch bei uns im Drama und im Romane ſchon beobachtet. Allein die

romantiſche Schule, die unſere eigentliche Dichtung fortführt, lagerte ſich vielmehr dieſer Currentpoeſie des Tages gegenüber, ſie griff zu den genialen Tendenzen der 70er Jahre zurück, ſteigerte die Begriffe der Kunſt, und bekannte bald theoretiſch bald praktiſch den Satz, den Novalis nackt ausgeſprochen hat, daß „der poetiſche Sinn mehr Verwandtſchaft mit dem Sinne für Weiſſagung, mit dem religiöſen Sinn, dem Wahnſinn überhaupt" habe. Wie wunderliche Dinge nun dieſe überſpannten Anſichten auch in die Welt ſetzten, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß nur durch ein ſolches Hinaufſtimmen der Saiten ihre Herabſtimmung und Erſchlaffung unter den Umſtänden verhindert werden konnte. Wenn unter den Productionen der neuen Schule auch nichts übrig bleiben ſollte, was unſerm geläuterten äſthetiſchen Sinne in der Weiſe zuſagte wie die Schriften unſerer Meiſter, ſo machte ſie ſich doch dadurch außerordentlich verdient, daß ſie immer ein Höchſtes, ſogar ein ultra in Ausſicht hatte, daß ſie ſich an die beiden großen Dichter, ja nur an den Einen größten, feſthielt, daß ſie das, was beide angegeben oder geleiſtet hatten, zur Baſis ihrer eignen Strebungen machte, daß ſie ihre Ideen in Vertrieb brachte, ja ſie zu realiſiren ſuchte. Wenn man in äſthetiſchen Dingen die philoſophiſch oder praktiſch von Schiller und Göthe begründeten Anſichten ſo curſiv im Volke, ihre allgemeinen Sätze auf beſondere Fälle ſo oft treffend angewandt findet, ſo iſt dieß zunächſt das Werk und Verdienſt der Romantiker. Wenn die Nation das verwerfende Urtheil über ſo manche Schriftſteller aus dem Geſchlechte der Nicolaiten dadurch billigte, daß ſie ſie vergaß, ja wenn es das gleiche Gericht über die Kotzebue, die ſie nicht vergeſſen und entbehren konnte, dennoch gut hieß, ſo war auch hier der Vorgang der Romantiker maßgebend; wie ſehr mit Recht auch Schillern ihre kritiſche Manier naſeweis, ſchneidend und einſeitig vorkam, mit der ſie jene Poeten des Tags angriffen, ſo ſah doch Göthe mit nicht minderm Grunde dieſes Wespenneſt als einen trefflichen, fürchterlichen Gegner an „gegen alle Nichtigkeit, Partheiſucht für das Mittelmäßige, Augendienerei, Katzenbuckelgebärden, Leerheit und Lahmheit, in welcher ſich die wenigen guten Producte verlieren." Wenn wir abſehen von der höhern und poſitiven äſthetiſchen Kritik, die ſich unter den Romantikern bildete und vielfach veränderte Farbe annahm, ſo war ihre polemiſche Kritik gegen die

„herabziehenden Tendenzen“ der Kotzebue, Lafontaine und des ganzen Heeres der ähnlichen Schreiber das erſte und lauteſte, was den Namen und die Exiſtenz einer neuen Schule in Deutſchland verkündete. Durch die kleinen kritiſchen Aufſätze der Brüder Schlegel in der Allg. Lit. Zeitung und ſonſt, die gegen die Tagsproducte gerichtet waren und in die geſammelten Werke nicht aufgenommen ſind, durch ihre eigenen Zeitſchriften, das Athenäum und die Fragmente, die Europa u. A., durch die humoriſtiſchen Dramen Tiecks, durch Bernhardis Schriften (Bambocciaden 1797 sqq. Kynoſarges 1801 und ſeine Aufſätze im Archiv der Zeit), durch Adam Müllers ſpeculativ gehaltenen äſthetiſchen Vorleſungen und ſo vieles Andre, geht in Proſa und Poeſie die gleiche Oppoſition gegen die gemeine Denkart und die ſelbſtgefällige Plattheit, die ſich in und an die Dichtung wagte, die dieſen Männern zu heiliger Art ſchien, als daß ſie dieſe Profanation dulden ſollten. Auf ihrem Parnaſſe kennt man die Hagedorn, Gellert, Geßner, Kleiſt und Bodmer nicht, ſelbſt Wieland, den zwar die Romantiker ſonſt Alle als den Vorläufer ihrer Dichtung erkennen, fand ſich in ehrenvoller Geſellſchaft davon ausgeſchloſſen; Kotzebue war der Beelzebub und das böſe Prinzip nicht allein bei den Freiheitsſängern von 1813, ſondern auch bei dieſen; die Veit Weber, Spieß, Cramer, Schlenkert, die das Mittelalter und Ritterthum nach dem feinen Sinne dieſer Kritiker mishandelten, jene vielſchreibenden Romanfabrikanten Müller, Lafontaine (der „Waſſermann“) und ſein Freund Starke aus Bernburg, der Verfaſſer der vielgeleſenen Gemälde aus dem häuslichen Leben (1793—98), die hiſtoriſchen Romanſchreiber Feßler, Meißner u. A., vereinzelte Andere wie Falck, Karl Große (als Verfaſſer des Genius 1791) und Andere haben vor den Ausfällen unſrer wackern Kämpfer nicht einen Augenblick Ruhe und in Tiecks Werken ſtößt man nur gar zu oft auf dieſelben Namen und dieſelben Ausſtellungen immer wieder von neuem. Wenn nicht das Pförtneramt gar zu ſtreng verwaltet wäre (in dem Garten der Poeſie im Zerbino, wo Bürger erſcheint, iſt z. B. von Schiller altum silentium, und es iſt bekannt, daß ihm dieſe Schule den Anſpruch auf den Dichternamen hier und da nicht zugeſtand, nachdem ſie ſeinen ſtrengen Gegenſatz ihrerſeits durchgefühlt hatte), wenn nicht überhaupt ſo mancherlei unſichere Fehlgriffe, ſo manche geniale Unwürdigkeiten mit untergelaufen wären,

ſo würde man dieſe Kämpfe für wahre und ächte Poeſie, namentlich in der poetiſchen Polemik A. W. Schlegels, mit dem reinen Vergnügen leſen, das die Partheinahme für eine edle Sache immer gewährt. Und dieß Vergnügen würde noch ungetrübter ſein, wenn nicht die jungen Männer in ihrem friſchen Eifer ſich theils mit ihren poetiſchen Producten geſchadet hätten, deren vielfache Kälte und Künſtelei ganz der Wärme ihres Schönheitsſinnes widerſprach, theils durch die „Dürre, Trockenheit, und ſachloſe Wortſtrenge", mit der ſie in ihren Kritiken, kraft ihrer Neigungen für das reine Formale der Poeſie, ihre größeren und würdigen Begriffe von der Dichtung ſelbſt wieder herabzogen, theils endlich durch die vielfachen Paradoxien, zu denen ſie ihre geſpannten Theorien verleiteten. Denn ſo muß man leider eben ſo oft die Parthie des geſunden Menſchenverſtandes gegen ſie nehmen; man muß Wieland und Herder, und Göthe und Schiller nicht allein Recht geben, wenn ſie bis zum Unmuth ſich über die Qual der geiſtigen Seccatur auslaſſen, die man über dem ſtets gekreuzten Sinn und Unſinn dieſer zudringlichen jungen Literatur empfindet, ſondern es mußte ein Freund der Schule, Franz Horn mußte es ſelbſt zugeben, daß man ſogar den hyperboreiſchen Eſel von Kotzebue, neben manchen Sachen von Robert und Jul. Voß, mit Behagen leſe, wo die wunderlichen Uebertreibungen der Neuerer durch Iſolirung in komiſches Licht geſtellt ſind. Was aber vollends dieſe polemiſche Kritik discreditiren mußte, war die Partheiliebe der Kritiker unter und für einander ſelbſt. Sie ſetzten Ein Mittelmäßiges aufs tiefſte herab, und rückten dafür ein anderes aufs höchſte hinauf; indem ſie die Urtheilsloſigkeit des Publikums angriffen, machten ſie ſich der größten ſelber ſchuldig. Die poetiſche Geſellſchaft im Phantaſus trinkt auf das Wohl des Shakſpeare, Göthe, Schiller, Jean Paul, der Schlegel, Jacobi, Novalis, der ein „Verkündiger der Religion, Liebe und Unſchuld, ein ahnungsvolles Morgenroth einer beſſern Zukunft" heißt. Dieſe Männer liegen hier, ſcheint es, in horizontaler Reihe nebeneinander; die Gegner würden ſie aber auf einer Stufenleiter über- und untereinander ſehen, und würden mit Recht urtheilen, daß in einer ähnlichen Reihe nach der Vergangenheit unſerer Literatur hin die Geßner und Kleiſt, die im Zerbino ſo weggeworfen ſind, gewiß auf der Stufe ſtehen würden, auf der hier Novalis ſteht.

Was der jungen Schule den Muth gab, ihre geſteigerten Tendenzen ſo laut, ſo keck, und ganz ſo ohne Schonung gegen die oberſten Häupter, wie es einſt die Genialitäten gethan hatten, auszuſprechen, war allerdings im letzten Grunde das gute Gewiſſen, mit dem ſie ſich an die Beſten der Nation und die unbeſtrittenſten Muſter hingaben. Ueber dem ganzen Getriebe der nächſten Zeit ſchwebt der Geiſt von Schillers Kritik, von Göthes Dichtung, von Herders Receptionsgabe und romantiſchem Schwung, von Voßens Ueberſetzungskunſt. Dieß Alles ſtand in den 90er Jahren, als die junge Generation ihre Schule machte, in höchſter und ruhiger Blüthe. Nun kamen neue Reizmittel hinzu, allzumächtig, als daß nicht auch eine geſetzte Natur geirrt werden ſollte. Jean Paul ſchien eine ganz andre Aera zu begründen, der eine neue Licenz in die Dichtung, ein romantiſches, poetiſches Element in die moderne, wirkliche Welt brachte, was Göthes Meiſter, die Schilderung eines Bundes- und eines Künſtlerlebens, gleichfalls zu unterſtützen ſcheinen konnte. In der Philoſophie trat Fichte hervor; der Lärm, den ſeine erſten Schriften, die Kritik aller Offenbarung (1792), der Beitrag zu Berichtigung der Urtheile über die Revolution (1793), machten, die Paradoxien ſeiner Wiſſenſchaftslehre (1794), die ganz enge mit den Tendenzen der Romantiker zuſammenhängt, übertäubten das noch friſche Intereſſe an Kant, und da die jungen Poeten kaum die Kantiſirende Aeſthetik Schillers in ihrem weſentlichen Umfange angenommen und ausgebreitet hatten, ſo ſahen ſie weiterhin auf eine neue Schönheitslehre aus, die Fichte begründen würde. Vollends die Xenien gaben den Ausſchlag zu Gunſten der kritiſchen „göttlichen Grobheit", die Fr. Schlegel kanoniſch empfahl und die Fichte in ſeinem Ausfall auf Nicolai, einem Muſterſtücke derber fauſtrechtlicher Polemik, noch ganz anders als die poetiſchen Kritiker praktiſch exercirte. Noch nicht genug. Die jungen Männer hingen unter ſich wie in einer engen Sekte und Schule zuſammen, und dieß ſteigerte ihre Zuverſicht noch viel mehr. Fr. Schlegel hatte in der Europa etwas von einem Vorſchlag zu einer geſelligen Verbindung zu höhern Zwecken verlauten laſſen; daraus wollte Werner Ernſt gemacht ſehen, ein zelotiſcher Propagandiſt, der unter den höhern Zwecken nicht blos die Sonnettenpoeſie verſtanden wiſſen wollte, ſondern eine neue Religion. Franz Horn, der ſich zwar dagegen

auflehnt, daß man die Romantiker als eine Schule bezeichne, ſpricht doch die Neigung der Angehörigen dieſes Bekanntenkreiſes gradezu aus, indem er bedauert, daß die Schlegel keine Schule geſtiftet hätten. In dem Sinne, in welchem wir in dieſem Abſchnitte die ganze Zeit von 1795 bis etwa 1830 als die romantiſche Zeit unſrer Dichtung betrachten, in der auch einzelne Gegner der engern romantiſchen Schule dem herrſchenden Geiſte dennoch huldigen, den man nicht beſſer als mit der Bezeichnung des Romantiſchen charakteriſirt, iſt es allerdings nicht thunlich, von einer Schule zu reden. Gewiß iſt aber, daß (wenn auch die äußeren Formen fehlten, die doch faſt nie bei einer literariſchen Schule Statt hatten), dennoch eben jener engere Kreis der Schlegel, Tieck und ihrer Anhänger eine Schule, ja einen Bund und eine Sekte bildete, mehr als der formal geſchloſſene Bund der Göttinger oder irgend ein anderer der früheren poetiſchen Clubbs dieſen Namen verdient, und daß ſich Geiſt und Tendenz dieſer Schule, eben weil es Sektengeiſt war, in den einzelnen nähern und entferntern Gliedern auch nach dem erſten Rauſche, in dem nüchternen Alter, in der Proſa der Zeit, in ſtiller Oppoſition gegen alle neuen Richtungen, zum Theil bis heute mit einer merkwürdigen Zähigkeit erhalten hat. Dieſen Sektenſinn begünſtigte und förderte die Lage der Zeit. Wo ſich irgend ein Zweig nationaler Entwicklungen in einem neuen Triebe zeigt, ſei es in Politik, Kunſt oder Religion, da wird unter dem erſten Intereſſe eine Gemeinſamkeit Statt haben, die mehr zu binden und zu vereinigen ſucht; denn bei dem friſcheſten und erſten Eifer darf ſich die geſunde ungekünſtelte Energie weite Ziele ſetzen. Allein ſobald dieſer Zweck erreicht iſt und ein gewiſſer Beſitz ſicher macht, ſo dauert das Streben nach neuem Erwerb nur in engern Kreiſen fort und ſteigert ſich innerhalb dieſen, weil ſie ſich in Iſolation und in Folge dieſer in Oppoſition ſehen, weil ſie aus einem beſchränkten Locale mit lautem Ruf noch immer über das Ganze zu herrſchen ſuchen; es entſtehen Clubbs, Sekten und Schulen, die an die Stelle des Einen großen Zweckes der Sache ſelbſt particulare Nebenzwecke ſetzen und mit dieſen oft den Einen Hauptzweck grade untergraben, indem ſie ihn noch zu fördern meinen. Innerhalb dieſer Kreiſe herrſcht politiſcher, religiöſer, äſthetiſcher Sinn namentlich während der Initien in größerer Innigkeit und herzlicher Meinung und Ueberzeugung, aber leider

hat dieſe nie vor den exorbitanteſten Einſeitigkeiten, Täuſchungen, Verzerrungen und den Sünden der Uebertreibung geſchützt, die mit dem Abſcheiden von dem offnen Markte des Lebens vielleicht noch inniger verknüpft ſind, als die Sünden der Leichtfertigkeit und der Schlaffheit mit dem Weltſinn, der ſich dem großen Strudel ohne Grundſätze überläßt. In jenem Falle waren die Romantiker ganz. Ihre Sektentendenz ging Anfangs auf eine größere Ausdehnung der Poeſie, auf eine geſteigerte Wirkſamkeit derſelben, auf eine allgemeinere Participation an ihren Segnungen aus, ſie griff nach Influenzen auf das öffentliche, und auf alle Zweige des Privatlebens, aber ſie überflog ſich in dieſen Ausſichten, die Leiſtungen der Dichter ſtanden mit ihren Abſichten in keinem Verhältniſſe, die Welt verließ ſie, und in dem nämlichen Augenblicke, da der Bund der Dichtung mit der Wirklichkeit und dem Leben am engſten geſchloſſen werden ſollte, ſiehe da, ward das allgemeine Charakterzeichen der neuen Poeſie grade ihre völlige Entfernung von dem Wirklichen und Lebendigen. Ihr Zweck, das Reale zu idealiſiren, verflüchtigte ſich in nihiliſtiſche Luftgeſpinnſte, man wollte der Zeit, deren proſaiſche Außenſeite mit ihrem poetiſchen Aufſchwung noch im Widerſpruch war, die Muſter einer andern Zeit vorhalten, wo das Leben ſelbſt einen poetiſchen Strich hatte; man führte die romantiſchen Dichtungen des Mittelalters und der Fremden ein, aber man vergaß, daß das, womit man neues Leben ſchaffen wollte, größtentheils für uns todt war; da der Wiederklang nicht laut genug werden wollte, ſo ſteifte man ſich deſto nachdrücklicher auf dieſe Gattung, und das Mittel ward gradezu zum Zweck. So kam es, daß ſelbſt eine große geſchichtliche Zeit wie 1813 nur momentan den unrealen, vergeiſtigten, nebulöſen Charakter der Poeſie unterbrechen, nicht ihn beſeitigen konnte. Dieß gelang erſt, nachdem man ſich an ihm überſättigt hatte, ſeit den Bewegungen von 1830.

Dieſe Sektentendenz, die wir unter den Romantikern herrſchen ſehen, die durchgängig ihre vielfache Wirkſamkeit durchdringt, und die, zerſtreuten Aeußerungen zufolge, auch in dem Bewußtſein Einzelner lag, knüpfte ſich völlig an die Lehren an, auf denen wir Schiller und Göthe mit ſo vielem Gewichte haben haften ſehen, an die Lehren von Verbindung des Aeußern und Innern, von Verſöhnung des Realismus und Idealismus. Daher paßt es ganz

gut, daß die Schlegel, und beſonders Friedrich, im Anfange ihrer Schriftſtellerei eben ſo warme Helleniſten waren, als Göthe oder Schiller nur immerhin ſein konnten. Ihre Anhänger holten indeſſen jene Idee weit weniger aus den theoretiſchen Aufſätzen Schillers, als vielmehr aus Wilhelm Meiſter. In dieſem Künſtlerleben und in dem Sektenleben des letzten Bandes, der ihnen als das Allerheiligſte galt, und ebenſo im Taſſo ſchien eine wirkliche Welt gezeichnet zu ſein, auf welcher der Glanz der Poeſie ruhte, hier ſchien eine Verſöhnung des Realen und Idealen verwirklicht in einer zwar nur poetiſchen Schilderung, die aber doch der Wirklichkeit ſo nahe lag, daß faſt keine Kluft zwiſchen beiden zu ſtatuiren war. Das nun, was hier gleichſam begonnen war, ſollte Novalis (Fr. von Hardenberg, aus dem Mannsfeldiſchen **1772 —1801**) in ſeinem (unvollendeten) Heinrich von Ofterdingen weiter ausgebildet haben, und was nur ſo klar zur Anſchauung gekommen war, ſollte hinfort ins Leben geſetzt werden: praktiſch verhandelt wollte Zach. Werner dasjenige haben, was ihn zwar auch ſchon in dem theoretiſchen Geſange der Schlegel und ihrer Freunde entzückte. Göthe hatte die äußere Geſtalt des Lebens im Meiſter noch viel zu viel reſpectirt und ſein Roman durfte ſich daher in der Gegenwart bewegen, er war mit dem ganzen derben Realismus verſöhnt, mit dem, was die neue Schule nach Novalis das Evangelium der Oekonomie nannte, mit der Aufklärung ſogar, die ihr wie früher den Schülern von Hamann und Claudius ein Greuel war, und die ſie Abklärung nannte, die Hefe, die nach abgeſchäumter Poeſie auf dem Boden des Lebens übrig bleibt. Novalis in ſeinem Romane war mit unſerer gegenwärtigen Welt nicht ſo verſöhnlich, er brauchte das Mittelalter für ſeine Geſtaltungen, er behandelte die Oekonomie aufs ſchnödeſte und alles, was nach Freude am Realismus ausſah, verwarf er, er ſetzte das Chriſtenthum verklärend gegen den abgeklärten Bodenſatz der Illuminaten, Alles um ein poetiſches Leben in ganzem Umfange des Worts zu gewinnen. Fragte man uns zwar nach dem Roman und dem Manne, dem in der neuen Schule eine ſolche Bedeutung geliehen wird, ſo würden wir ehrlich ſagen, daß uns die Abſtammung des Dichters aus einer herrnhutiſchen Familie, ſeine Erziehung zur Poeſie, ſeine Beſchäftigung mit Zinzendorf und Lavater, den Myſtikern und Neuplatonikern und vor Allem die

Bruſtkrankheit, die ihn frühe wegraffte, eine Reizbarkeit und ein Gefühl der Vereinſamung und Trauer in ihm erzeugt zu haben ſcheint, deren Aeußerungen wir in keiner Weiſe die tiefſinnigen Bedeutungen leihen würden, die die Freunde des Geſchiedenen hineingelegt haben. Dem Jüngling ſtarb eine Jugendgeliebte und ein Bruder, und dieß brachte in dem Krankhaften die Stimmung zur Reife, die ſichtbare und unſichtbare Welt nur als Eine zu betrachten und ein verklärtes Leben zu leben; aus der „Heiligkeit ſeines Schmerzes, ſeiner innigen Liebe und Todesſehnſucht erkläre ſich, ſagen ſeine Freunde, ſein ganzes Leben.“ Aber dabei ſchien es ſie doch zu befremden, daß er ſich ganz bald nach dem ſchweren Verluſte ſeines Herzens mit einem andern Mädchen verlobte. Wie mit dieſem Factum, ſo ergeht es uns mit ſeinem Buche. Wir treten in ein herrſchendes Zwielicht, zu einem Helden, der ganz poetiſch geboren iſt, der ein Stillleben führt und nur aus dem Echo der Bücher die Welt kennen will, in eine Zeit, deren Schilderung ganz hochpoetiſche Haltung zu fordern ſcheint, in einen Plan, der zu einer hyperpoetiſchen, mährchenhaften und phantasmagoriſchen Allegorie angelegt iſt, und über der Lectüre finden wir Alles ſo welk, das Colorit ſo trocken, die Raiſonnements und didaktiſchen Erörterungen über alles Mögliche, über Poeſie, Phyſik, Handlung, Bergbau, Geſchichte und bürgerliches Leben, ſo dürr; wenn uns der Styl an W. Meiſter erinnert, ſo erinnert uns der Stoff, der wie zu einem Schatzkäſtlein aller Geſchichten und Zeiten geſammelt wird, an die alten Romane zur Zeit Lohenſteins, und bei allen poetiſchen Prätenſionen ſieht doch im Hintergrund ein ganz pedeſtriſches Weſen heraus. Allein wie dieſe offenliegenden und ungeſchickten Widerſprüche mit geheimnißvollem Geſchicke tiefer zu deuten ſeien, lehren uns die Freunde, die mit Einſtimmigkeit auf den Todten wie auf den heiligen Offenbarer der Romantik hinſehen. Das Darſtellen der Poeſie durch das Leben, die Durchdringung des Lebens mit der Poeſie, die Verſchmelzung des ökonomiſchen mit dem poetiſchen Prinzipe, das Alles iſt Zweck und Abſicht des Dichters, wie es in ſeiner Natur ſchon lag. Denn „ihm war es zur natürlichſten Anſicht geworden, das Gewöhnlichſte, Nächſte als ein Wunder, und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten, und ſo umgab ihn das alltägliche Leben ſelbſt wie ein wundervolles Mährchen, und

jene Regionen, welche die meiſten Menſchen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnen oder bezweifeln wollen, waren ihm wie eine liebe Heimath.“ Er fand es unnatürlich, daß die Dichter eine beſondere Zunft ausmachen, Dichten war ihm die eigenthümliche Handlungsweiſe des menſchlichen Geiſtes. Warum hatte Schiller den Dichter den vollkommenſten Menſchen genannt? Jetzt mußte er es haben, daß man folgerte, wir müßten alſo auch Alle nach dieſer Vollkommenheit ſtreben! Warum weckte er die idealen Triebe aus dem Schlummer? jetzt fuhren ſie wie zündende Flammen in die Welt. Novalis wollte, ſo ſagt Adam Müller in ſeinen Vorleſungen über deutſche Literatur (2te Ausg. 1807), einem Buche, das mehr als ein anderes den Geiſt der romantiſchen Schule concentrirt, Novalis wollte „mit dem Geiſte der Poeſie, alle Zeitalter, Stände, Gewerbe, Wiſſenſchaften und Verhältniſſe durchſchreitend, die Welt erobern; er wollte alle jene tauſendfarbigen Erſcheinungen der Wiſſenſchaft und Kunſt mit ihren Reflexen endlich in Einen Brennpunkt zuſammenſtrahlen laſſen, der auf die Stelle hinfallen ſollte, auf der der Dichter ſteht.“ Dieſe endliche nothwendige Verklärung der eigenſten irdiſchen Gegenwart, heißt es weiter, erhebt Novalis über alle ſeine Freunde; er wird in jedem kommenden Zeitalter deutſcher Kunſt ſich und ſeine Werke der Gegenwart näher bringen und ſeinen Geiſt in geſchloſſenen Arbeiten ächter Nachfolger bewundern ſehen! Gleich im kommenden Menſchenalter leider iſt es Wenigen mehr bekannt, daß ein Novalis war oder wer er war; aber im damaligen allerdings huldigte die junge Generation dieſen Anſichten und den Conſequenzen, die daraus folgten, ganz. Es war ein ominöſes Dictum, das Schiller 1795 ohne das beſchwörende Unberufen ausſprach: noch habe die Wirklichkeit wenig von dem Schein zu beſorgen, eher der Schein von der Wirklichkeit: in dem Momente der Rede ſchien ſich das Verhältniß grade umdrehen zu wollen. Die Trennung von Literatur und Leben, die Scheidung von Gelehrſamkeit und Poeſie, und alle ähnlichen Separationen hörte man nun von allen Seiten her beklagen, wieder nach jener Schiller-Göthiſchen Theorie von dem Zuſammenwirken der Kräfte. Und weil nun grade die Kraft der Poeſie in Uebung war, ſo ſollte ſie nun einſtrömen in alle Zweige des Lebens; Trieb und Wunſch erwachte wieder, ſagte Tieck in der Einleitung zu Schröders Werken, die Kunſt mit Staat und

Volk zu verbinden und man verſuchte, Muſik, Kunſt und Dichtung wieder mit Kirche und wirklichem Leben zu vereinigen. Statt daß man ſich aber mit dieſen Abſichten kräftig an die Gegenwart mit einer realiſtiſchen Tendenz angeſchloſſen hätte, ſo ſcheuchten leider die trüben politiſchen Verhältniſſe, unter denen dieſe Schule aufwuchs, die empfindſamen Gemüther grade aus der Gegenwart hinweg. Wenn wir im Mittelalter in der großen Calamität der Kreuzzüge einen Grund zu der Hinwegwendung aus dem wirklichen Leben gefunden haben, ſo haben wir den ähnlichen Grund für dieſelbe Erſcheinung in dieſen Jahren, die jene mittlere Zeit gleichſam reproducirten. Denn dort, im 13. Jahrh., ſuchten die Fr. Schlegel die eigentliche Blüthe deutſcher Dichtung; und weil das Ritterthum ſelbſt ſchon eine Poeſie in der Wirklichkeit war, ſo ſollte dieß Phantaſieleben in Liedern und Geſängen wie ein neuer Frühling des dichteriſchen Geiſtes wieder aufgehen. Aus demſelben Grunde der verſchmolznen Wirklichkeit und Dichtung ſollte das ſpaniſche Drama in dem Hauptpunkte Regel ſein, daß auch das bürgerliche Spiel hier durchgängig romantiſch, und dadurch wahrhaft poetiſch ſei; aus demſelben Grunde ging man nachher zum Oriente über, weil in Indien die Weiſen ein ſolches Leben führen, das von philoſophiſcher Poeſie und poetiſcher Philoſophie durchdrungen iſt. Aus eben dieſen Anſichten folgte, daß Dante und Cervantes ſo groß in der Bewunderung der neuen Schule ſtanden, von denen der Letzte Leyer und Schwert zugleich führte, der Erſtere mit ſeinen Gedichten die nächſte Gegenwart des politiſchen äußerlichen Lebens und die Geſchichte ſeiner dichteriſchen und frommen Seele zugleich umſpann. Und eben dieß lenkte ihre Neigung auf Hans Sachs und Jacob Böhme. Die Poeſie und Philoſophie in der Schuſterwerkſtätte, das war die wahre Verſöhnung des Realismus und Idealismus, ſo ſollte es kommen; dieſe Beiſpiele zeigten, wie „die poetiſche, und ökonomiſche oder politiſche Exiſtenz einander ſtets bedingen, und wie unziemlich die Gleichgültigkeit der Dichter und Poeſie-Freunde gegen den geſellſchaftlichen Zuſtand von Deutſchland war“; ſie lehrten, wie „in den trockenſten Mechanismus der bürgerlichen Geſchäfte das ewige Leben der Wiſſenſchaft und Kunſt zu hauchen iſt.“ So alſo wollte man die Welt mit der Poeſie erobern. Was am Anfang der romantiſchen Dinge Merck von den Stolbergen ausgeſagt hatte, das griff jetzt im weiteſten Umfange

um ſich. Daß man darüber Welt und Poeſie zugleich verlor, das lag nahe genug. Schon die angeführten Muſter alle deuten an, daß, wenn man ſich mit realiſtiſchen und idealiſtiſchen Tendenzen einmal überhaupt verſöhnt hat, man auch von einem zum andern überſpringen lernt; wo Vermittlung fehlſchlägt, tritt Extremſucht gewöhnlich an die Stelle. Da es mit der poetiſchen Welteroberung nicht ging wie man hoffte, ſo fiel man in Weltverachtung zurück; man blieb auf dem innerlichen Dante hängen, man glitt vom praktiſchen Hans Sachs beſtimmter zu dem myſtiſchen Jacob Böhme, von dem weltlichen Ritter zu dem geiſtlichen Brahminen über, man ließ zuletzt gar die Poeſie fallen, die ihre realiſtiſchen Sympathien nicht recht verlernen wollte, und nun ſollte die Religion an ihre Stelle treten, um vielleicht noch einmal ihrerſeits die Eroberungsplane aufzunehmen.

Der enge Bund der Poeſie mit der Religion war, wenn man von dem Prinzipe ausging, die Wirklichkeit mit einer höhern geiſtigen Welt zu durchdringen, und die Dichtung auf alle Lebenszweige zu impfen, der nächſtliegende und natürlichſte von Allen. Denn das, was man mit der Poeſie eigentlich bezweckte, konnte man an nichts ſo klar abſehen als an der Religion. Die Natur treibt im Menſchen die verſchiednen Zweige ſeiner Entwicklung in periodiſcher Folge; ſie läßt Religion, Kunſt, die praktiſchen Thätigkeiten aller Art und die Philoſophie nacheinander wachſen; ſie will aber nicht, daß ein Zweig um den andern abdürre; wenn ſie den Einen jeweilig begünſtigt, ſo grünt der Andre weiter, und es wird dem ganzen Baume des Lebens das Gedeihlichſte ſein, wenn neben dem von der Jahreszeit geförderten Schoſſe die zurückgedrängten weder unzeitig wetteifernd nachtreiben, noch auch der Saft ihnen ganz entzogen wird. Die religiöſe Bildung veranſchaulicht dieß beſonders deutlich; ſie iſt die erſte Stufe menſchlicher Ausbildung, ſie weicht aber nie aus ihrem einmal errungnen Rechte und ſucht ſich unter den Bedrängniſſen der ſpätern Bildungen immer ihren Platz zu behaupten. Eben das wollten nun die Romantiker der Poeſie ſichern; das proſaiſche Spätalter ſollte etwas von der poetiſchen Jugend überliefert erhalten, ſie wollten der Dichtung Beſtand und Dauer geben. Ausgeſtorben iſt nun die Dichtung allerdings niemals, das haben wir aus unſerer Geſchichte genau gelernt. Sie ſchleppt ſich durch die ungünſtigſten Zeiten unter irgend einer Hülle

immer hindurch; darum hätte man nicht ausdrücklich ſorgen müſſen. Allein die Romantiker wollten unſere Dichtung auf der erreichten Höhe erhalten, und dieß allerdings war eine ſchwierige Aufgabe. Man täuſcht ſich ſchon, wenn man glaubt, daß der erſte reine religiöſe Sinn eines Volkes in den Zeitaltern ſpäterer Bildungen fortdauere; man läßt ſich dann vom Scheine und von einzelnen Erſcheinungen blenden; in der Kunſt aber vollends iſt die Dauer der höchſten Blüthe ſo ſchnell vorübergehend, wie es in der Art jeder Blüthe liegt, und vielleicht flüchtiger vorübergehend, als bei irgend einer andern. Das hatte Göthe angedeutet, wenn er den Zuſtand der Schönheit nur einen Moment nannte, das ſagte Forſter ſo ſchön, daß von allen zarten Blüthen die zarteſte die der Kunſt ſei: „ihre Knospe vor dem Entfalten ſcheint ein dunkles Chaos, das ſich mühſam zu formen beginnt, was auf den Augenblick ihrer Vollkommenheit folgt, iſt nur entſeelte Geſtalt.“ Kein Wunder alſo, daß man dieſer hinfälligen Kunſt in der Religion eine Stütze zu geben ſuchte, denn dieſe hat, was der Dichtung nicht ſo leicht gegeben iſt, an der Heiligkeit, die ſie umgibt, einen Stab, der ſie allerdings in dem höhern Alter unterſtützen und die Gebrechlichkeit verſtecken muß. Man beachte ja, wie ſich die Zeiten geändert haben! Früher hatte die Religion eine Stütze an der Poeſie geſucht, jetzt ſucht die Poeſie wieder einen Halt an der Religion; jener erſte Bund hatte ſchrittweiſe zu der Höhe der Humaniſtik und Aufklärung geführt, und dieſer neue ging aus dem directen Gegenſatze gegen dieſe Aufklärung hervor. Wie hart man über die neuen Bigotterien, Bekehrungen und Verkehrungen urtheilen möge, dennoch darf man nie vergeſſen, daß die heilloſen Thorheiten, zu denen man es mit dem Illuminatismus und dem Vernunftcultus in Frankreich getrieben hatte, wohl ein andächtiges Beſinnen auch in dem nüchternen Beobachter der Welt hervorrufen konnten, und wir würden Unrecht thun, wollten wir hinter der religiöſen Innigkeit der nächſten Jahrzehnte, die ſehr helle und ungeirrte Köpfe theilten, überall Täuſchung, Schwachheit oder gar Intereſſe ſuchen. Die erſten Regungen dieſer Art gingen von einer natürlichen Reaction aus, die, wenn ſie nicht durch die poetiſche Exaltation übertrieben worden wäre, ſehr wohlthätig hätte wirken können. Wie ſchon früher unter den Genialitäten der Kampf gegen die Berliner Freigeiſterei ſich zugleich gegen Frankreich richtete, von woher ſie ſtammte, ſo

geſchah es auch jetzt, daß von den Romantikern in poetiſcher und religiöſer Hinſicht die Polemik gegen die franzöſiſche Literatur und Encyclopädik, gegen Voltaire, den Feind des Mittelalters, des Prieſterthums und Feudalweſens, neu in Schwung gebracht ward, und daß dieß vielfach von eben ſolchen Deutſchen am eifrigſten betrieben ward, die theils in Paris ſich zuſammenfanden, vorzüglich aber von ſolchen, die von Berlin ſelbſt ausgingen. Dieſe Stadt ſelbſt ward der Hauptſitz der Reaction und daran war allerdings nicht wenig die Veränderung Schuld, die die höhere Atmoſphäre ſeit Friedrichs Tod und Wöhlers übel berüchtigtem Regimente genommen hatte. Auch die Wiedereinſetzung des lieben Gottes in Paris und ſpäter die ſeines Stellvertreters auf Erden dürfen als Symptome der Reaction in der großen Welt nicht außer Acht gelaſſen werden, die auch viele ohne Ueberzeugung in den großen Strom mit riſſen. Unabhängig aber hiervon waltete überdieß auch noch der Geiſt der Geniezeit fort, er wiederholte und übertrieb ſich bis zur Carricatur in dem Gegenſatze gegen allen Nicolaismus und Verbieſterung, oder wie er ſonſt den Illuminatismus in und außer dem Bunde bezeichnete. In Königsberg, der Vaterſtadt Hamanns, wiederholte ſich gleichſam im Zerrbild die Oppoſition, die ſchon Er gegen die Berliner Welt gemacht hatte. Zach. Werner (aus Königsberg 1768—1823) war ein Mann, der die wunderlichen Eigenheiten Hamanns theils in veränderter Geſtalt, theils in großer Uebereinſtimmung geerbt zu haben ſchien. Er führte deſſen ungeordnete, in der Jugend ausgelaſſene Lebensweiſe, trennte ſich von drei Gattinnen, weil keine mit ihm glücklich ſein könne, der ſich ſelbſt ſchwächlich, ängſtlich, launenhaft, geizig, unreinlich, immer in Phantaſien und Geſchäften nannte. Gedrückt und gemüthskrank wie Hamann warf er ſich dann auf die Frömmigkeit und erſetzte die ſittliche Schwäche, deren er ſich wie jener beſchuldigte, mit der Kraft des Herrn, die in ihm thätig ward; er mußte haben, woran er ſich aufranken konnte, die Selbſtgerechtigkeit war ihm wie Hamann nichts, ſondern die durch Reue verſöhnte, durch Gnade getilgte Sünde. Ganz wie Hamann ärgerte er ſich an der Berliner Welt, ſelbſt an ſeinen jungen Freunden; die Schlegel, Tieck, Schleiermacher u. A. waren ihm noch viel zu profan, ganz wie auch Hamann ſeine Anhänger nicht genug thaten; er ſah ſie zwiſchen der „jämmerlichen Frivolität und genialiſchen Renommiſterei" der

Hauptſtadt einherſchreiten und fand ſie nicht frei von Infection. So wie auf dieſem alſo der Geiſt Hamanns fortwaltete, ſo können wir ſehen, wie die Sinnesänderungen Stolbergs und der Uebergang von Hellenismus zu Patriotismus und endlich zu katholiſchem Chriſtianismus ſich in Friedrich Schlegel wiederholen, wie auf Schubert, Steffens u. A. der Geiſt Jung Stillings ruhte, wie Heinſe's Sinnlichkeitstheorien ſich weiter eingruben, und wie in jeder Richtung die genialen Tendenzen neue Nahrung in dieſer Periode erhielten, um ſich mit den hier geſammelten Kräften weiterhin in einen neuen Zeitabſchnitt hinüber zu friſten, in dem ſie wieder unter andern Modificationen hervortraten. In einigen Erſcheinungen herrſcht dabei eine auffallende Gegenſätzlichkeit. In den 70er Jahren haben wir wie jetzt wieder in den aufgeregten jungen Zirkeln mehrere Beiſpiele frühe hingeſtorbener ſtrebſamer Jünglinge; die Kränklichkeit führte damals zu Skepſis, Rationalismus und zur ärgſten Freigeiſterei, jetzt grade umgekehrt zur Gläubigkeit. So war hauptſächlich von Novalis und von W. H. Wackenroder (aus Berlin 1772—98), den Werner einen religiöſen Coloß nennt, die fromme Tendenz ausgegangen; auf des Letzteren Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders (1797), in denen Tieck einiges gearbeitet hat, ſtichelt Göthe: es habe dieß Buch die Frömmigkeit als alleiniges Fundament der Kunſt feſtgeſtellt, nach der Folgerung, daß, weil einige Mönche Künſtler waren, alle Künſtler Mönche ſein ſollten. Dieß fromme Kunſtraiſonniren belegte Göthe mit dem Namen Sternbaldiſiren; denn auch in Tiecks Roman Franz Sternbalds Wanderungen (1798), in dem wieder einiges von Wackenroder übergeblieben iſt, herrſcht dieſe Anſicht, die ſich in den Worten Dürers an ſeinen Schüler offen kund gibt, wo er ihm verheißt, er werde gewiß ein guter Maler werden, „weil er große Gedanken hege und mit warmer brünſtiger Seele die Bibel leſe!“ Dieß hängt mit den Theorien dieſer Männer von der poetiſchen Kraft enge zuſammen. Wir konnten ſchon bei Lavater ſehen, wie ſich die poetiſche der religiöſen Kraft nähert; jetzt wird dieſe Annäherung zu einer Art Verſchmelzung. Novalis erklärte den dichteriſchen mit dem religiöſen und myſtiſchen Sinne für verwandt; die Inſpiration des gläubig Schauenden und des dichteriſch Begeiſterten iſt eine und dieſelbe; in Jacob Böhme findet Werner eine artem poeticam; nur in der Stunde der Weihe, wo der Geiſt Gottes ſie

durchſtrömt, wo ſie Prieſter Gottes ſind, fühlen ſich dieſe Männer Dichter; Kunſt und Religion nennt daher Werner Synonyme und bedauert, daß wir nicht Einen Namen dafür haben; in dem Romantiſchen fand Friedrich Schlegel chriſtliche Schönheit und Poeſie vereinigt; durch dieſes heilige Prisma ſollte die ganze Welt nun angeſchaut werden. Der Geiſt der Oekonomie, der nüchterne Verſtand, der gegen das höhere Licht blende, ward als philiſterhaft weit anders angefochten, als ehemals in der Genialitätszeit; die Aufklärung ward als Irrlicht verrufen, in die Dämmerung der Myſtik zog man ſich aus der Sonnenhelle zurück, die der poetiſchen Geburt nicht günſtig ſein ſollte, Halbwahn und Aberglaube ward aus dem Miscredite geriſſen, in den ihn die Freigeiſterei gebracht hatte, und allem dem entſprach das wunderliche Chaos, in dem die ſchwärmende Einbildungskraft ſich nicht allein dichtend, ſondern auch glaubend gefiel. In Göthes Zeit tolerirte man den poetiſchen Wahn und die Fiction der Phantaſie, um ſie poetiſch zu nutzen; Schiller ſpielte in der Jungfrau mit der Myſtik und in Maria Stuart mit dem fanatiſchen Katholicismus; in den überlegenen Geiſtern hatte der poetiſche Glaube nur mentale Gültigkeit; aber dieſe Nachſicht, ſo gut ſie gemeint war, gerieth übel; die materialiſtiſche Tendenz der Zeit ergriff die Phantasmen und zog ſie mit aller Poeſie in die Wirklichkeit hinein und ein Hoffmann erlebte die Tollheiten an ſich ſelbſt, die er nicht mehr poetiſch, ſondern nach der proſaiſchen Pragmatik aller Humoriſten ſchilderte. Dieſer Uebergang von Phantaſien zu Ueberzeugungen, vom poetiſchen zum religiöſen Glauben, ja das endliche Preisgeben der Poeſie gegen die Religion läßt ſich bei mehreren der Romantiker ganz deutlich beobachten; ſo wie früherhin die Religion im Bunde mit der Poeſie ihren eignen Schaden ſtiftete, ſo verlor ſich jetzt umgekehrt die Poeſie über ihrem Verbande mit der Religion. Werner trug lange Zeit, ehe er katholiſch wurde, ein Ideal des Katholicismus mit ſich herum; es war zunächſt wie aus Kunſtquellen entſtanden; der neue Theophilanthropismus ſchien ihm allen Kunſtgenius und Geſchmack zu verwüſten, wenn nicht ein geläuterter Katholicismus wiederkehre; poetiſch angeſehen fand er den Katholicismus das größte Meiſterſtück menſchlicher Erfindungskraft, und auf ſeine Urform zurückgeführt zog er ihn allen chriſtlichen Sekten für das Zeitalter vor, das den Sinn der ſchönen Griechheit für immer ver=

loren hatte. Man ſieht, dieß redet dem Katholicismus ganz nur aus einem poetiſchen Bedürfniſſe das Wort. Noch ſchrieb er 1807 ſeinen Luther als ein guter Lutheraner, der das Meßleſen ein Eſelsgeſchäft nannte und nicht wollte, daß Vernunft wie ein Pudelhund nach der Pfeife des Pabſtes tanze; nur war freilich ſein Lutherthum nach ſeinen katholiſch-poetiſchen Theorien ſchon idealiſirt. Als aber Werner (1811) katholiſch geworden war und den Prieſterrock angezogen hatte, was war von der Poeſie, was war von dem idealen Katholicismus übrig geblieben, von dem zur Reinheit zurückgekehrten? Nichts als der ganz ordinaire papiſtiſche Bigottismus, wie man ſich aus einem einzigen Briefe an ſeinen Freund Hitzig [74]) überzeugen kann; und wie der Dichter in Sprache und Poeſie zurückgegangen war, das lehrt ein Blick auf Anfang und Ende ſeiner dramatiſchen Leiſtungen, auf die Söhne des Thals und die Mutter der Maccabäer. Die Uebergänge von der dichteriſchen Phantaſie zur religiöſen, von dieſer zum Religionsbedürfniß und Glauben, von dieſem zu der Bornirtheit, zu welcher der Apoſtat ſo leicht wie der Zelote geräth, liegt überall klar vor. Im Anfange theilten Shakſpeare und Hans Sachs in der Anſicht der kritiſchen Verfechter der neuen Schule den Lorbeer mit Calderon und Jacob Böhme; man behielt den leichtſinnigen Boccaz lieb, während man den Balde und Sileſius hervorzog; bald aber trat Calderon über Shakſpeare hinweg, und endlich fand es Friedrich Schlegel ſogar mißlich, daß Calderon in ſeinen Autos, wo doch der poetiſche Jasmingeruch am ſtärkſten duftet, religiöſe Gegenſtände behandelt habe, das Chriſtenthum ſollte nicht an und für ſich Gegenſtand der Poeſie ſein, weil es über alle Poeſien hinausgehe u. ſ. f.: die Poeſie wird alſo offenbar auch von ihm zuletzt der Religion geopfert. Schon nach dieſem Climax kann man ſich die Gradation in den religiöſen und katholiſchen Sympathien der einzelnen Männer der Zeit erklären. Schon lange glimmte dieß jetzt ausbrechende Feuer der Apoſtaſie unter der Aſche. Göthe und Joh. Müller waren zu einer gewiſſen Zeit in dem Verdachte des heimlichen Katholicismus; Jacobi'n ſah Hamann hart an der Scheidewand ſtehen; Lavater hatte friedlich die Hand hinüber gereicht, und Stolberg gab das Signal. Unter den Anhängern der

---

74) Z. Werners Lebensabriß von Hitzig. 1823. p. 92.

neuen Schule begnügten ſich nun Einige (wie A. W. Schlegel) mit dem poetiſchen Enthuſiasmus für das poetiſche Element im Religionsglauben und reſervirten ſich die Segnungen der Reformation, Andere (wie Arndt und Horn) umfaßten das Lutherthum mit erhöhter Liebe, Andere (wie Fouqué) blieben an der Grenze des Katholicismus ſtehen und begnügten ſich nur ihre Schriften mit Chriſtereien aller Art auszuſtaffiren, Andern (wie Tieck) konnte es ihrer kältern Natur nach, obgleich ſie ſich durch den Zeitgeiſt gefangen nehmen ließen, nie ein herber Ernſt mit dem Katholicismus werden, Andere (wie Gentz), die ſich durch ein weichliches und quietiſtiſches Weſen von dem Strome hinreißen ließen, die chriſtlichen und frommen Empfindungen zu verſuchen, waren eben ſo bereit, wenn dieß gegen ihre blaſirte und leicht gelangweilte, weltliche Natur nicht auf die Dauer aushielt, wieder zum Heidenthum oder zur Indifferenz zurückzukehren; Andere (wie Steffens) wandten ſich aus ernſtern Beweggründen von dem ergriffenen Katholicismus wieder ab; mehrere, die ſich, wie Fr. Schlegel, Müller und Werner, nach Wien zogen, ſteiften ſich auf den neuen Glauben und fanden da nicht allein endliche Ruhe, ſondern auch Verſorgung; und ſo ſtiegen wir wieder hinauf oder hinab bis zum Jeſuitismus und der Propaganda, die in Baiern ihren alten Stammſitz wieder eroberten. Warum hat man es Voß ſo verargt, daß er in der Zeit, da ungefähr die letzte namhafte Apoſtaſie zum Katholicismus vorfiel, auf die Quelle, auf das erſte Beiſpiel und Muſter (auf Stolberg) zurückkam, deutlich ſchildernd, was der Mann und ſein Charakter bei dieſem Schritte verloren hatte, bei dem man Alles zu gewinnen hofft?

Bei Niemanden ſind die Sinnesänderungen in dieſen Beziehungen, deren Reihefolge zuletzt auf das äußerſte Stadium führte, ſchroffer als bei Fr. Schlegel (aus Hannover 1772—1829). Als er im Anfange ſeiner Thätigkeit aus der Weimarer Schule ſprach, als er Leſſing jenes umſtändliche Denkmal ſetzte (Leſſings Geiſt — eine Blumenleſe ſeiner Anſichten in 3 Bänden), das ſeiner ganzen Geſtalt nach ſehr große Hingebung, aber auch wenig Verarbeitung jenes Geiſtes verräth, ſelbſt noch als er mit ſeinem Bruder A. W. Schlegel (geb. 1767) die Charakteriſtiken und Kritiken (1801) ſammelte, erſchien er immer als ein Mann, der den hellen in Deutſchland aufgegangenen Tag mitleben wollte, und

er erklärte ſich noch in einem Aufſatz über Woldemar als einen Feind aller Schwelgerei des Geiſtes und aller Myſtik; er ſtimmte für Mäßigung ſelbſt in der Andacht; er wollte die Religion nicht einmal als Mittel der Sittlichkeit, als Krücke des Herzens gebraucht wiſſen. In dieſer Zeit, als er den Entwickelungen der Philoſophie, ohne auf die Syſteme viel zu achten, zur Seite folgte, war ſeine religiöſe Anſicht geſund, wie ſeine äſthetiſch kritiſche, da er von den Griechen erfüllt war, und ſeine politiſche, da er Forſtern eine Art Denkmal ſetzte. Aber dieß änderte ſich plötzlich, als er nach den Sünden der Schriftſtellerei und des Lebens, die ihn arg compromittirten, ſelbſt eine Krücke der Sittlichkeit nothwendig hatte, und das Refugium ſuchte, wo man bereitwilliger Gnade für Recht ergehen läßt. Seine Lucinde (1799) iſt in der Literatur der bekannte Vertreter der Art und Weiſe, wie die Poeſie damals in die Sphären des geſelligen Lebens übergetragen ward. Die Romantiker haben unſtreitig ein Weſentliches beigetragen, das Beſtreben der Göthiſchen Zeit weiter zu führen, in unſer ſchleppendes deutſches Privatleben einigen Fluß zu bringen, die Philiſtereien daraus zu tilgen, durch die enge Stubenluft einigen friſchen Zug zu treiben, die Gelehrten unter den freien Himmel zu rufen, die Monotonie der Geſellſchaft zu brechen, eine heitere Eleganz an die Stelle der Ehrenſteifigkeit und des Pedantismus zu ſetzen. Dieß geſchah aus demſelben Syſteme des Naturalismus, welches das Zurückſtreben aus verkünſtelten und verſchrobenen Verhältniſſen zu einfacheren immer hervorruft, mit derſelben Leidenſchaft und Jugendlichkeit, in deren Schooße die Natur immer am ungetrübteſten ruht, die immer da erforderlich iſt, wo es ſich um Abſtellung eingewurzelter Uebelſtände handelt, und deren Art es nur leider überall iſt, das Kind mit dem Bade zu verſchütten, wo ſie alten Unrath auszuleeren hat. Indem man damals die Schranken des conventionellen Lebens einer neuen Kritik unterwarf, fiel man, wie in unſern Tagen, auf die Eheverhältniſſe, in denen das Uebergewicht der realen Rückſichten über die Neigungen der Herzen, der gleichgültige Handel der Eltern mit den Schickſalen der Kinder, und was Alles ſonſt noch den Druck der Convention verräth, ſchon lange her die Reformen der jungen Welt provocirte. Statt daß man ſich aber begnügt hätte, wie bisher geſchah, dieſe Misſtände in tragiſchen Schreckbildern bloszuſtellen und praktiſch jeder in ſeiner Sphäre ein

beſſeres Beiſpiel zu geben, ſo griff man ſtatt der Conventionsehe jede Ehe an, nannte ſtarkgeiſtig jede und alle Ehe Convention [75]), und gab nicht allein theoretiſch, ſondern auch praktiſch der Welt die Beiſpiele, wie man im Taumel der Leidenſchaft nicht eben beſſere Zuſtände in dieſer Beziehung ſchafft, als die der Conventionen. Wir finden uns nicht geneigt, die Sünden der Romantiker in dieſen Punkten aufzuzählen (ohnehin iſt dieß Geſchäft von Andern fleißig und witzig genug betrieben worden); aber doch gehört es zu dem Charakteriſtiſchen dieſer Zeit und dieſer Dichtung, die ſich von den Moralitätsforderungen ſo nachdrücklich losſagte, und dieſer Dichter, die das Leben ſo poetiſch geſtalten wollten, daß man wenigſtens daran erinnert, in welcher Weiſe ſich in dieſem Punkte, dem weſentlichſten, worin ſich die ſocialen Neuerungen der Schule kund gaben, dieſe ideale Potenziirung des Lebens äußerte. Wo man hinſieht, begegnet man in dieſer Generation unter Dichtern und Dichterinnen gelösten und gebrochenen Ehen, Selbſtmord aus leidenſchaftlicher Liebe, zügelloſem, zum Theil aus Grundſatz zügelloſem Leben; und wie beſonders in Rom, Angeſichts der Mutter Kirche, in deren frommen Schooß man zurückgekehrt war, unter den deutſchen Geiſtern von dieſer Schule das Leben der Heinſiſchen Romane verwirklicht, die freien mittelalterlichen Ordnungen hergeſtellt, das lockere Eheweſen der romaniſchen Völker, das nie dem germaniſchen Charakter zuſagte, eingeführt ward, dieß ſcandaliſirte ſelbſt den Maler Müller, der gewiß nicht ein übertriebener Sittenprediger war. Einer der Chorführer in dieſen neue Sitten war Fr. Schlegel, und in ſeiner Lucinde wird die neue Philoſophie des Fleiſches, die Lehre von der Ehrwürdigkeit der Natur kanoniſch gepredigt. Schlegel fühlt ſich wie Heinſe und Wezel berufen, die Pruderie der Frauen zu zerſtören, die „Sinnlichkeit, dieſe wahre

---

75) Wo wär' in aller Menſchheit nähres Anrecht
als zwiſchen Mann und Ehfrau? Wird ein ſolches
Naturgeſetz verletzt durch Leidenſchaft,
und große Geiſter, dem betäubten Willen
zu leicht ſich fügend, widerſtreben ihm,
ſo gibts in jedem Volksrecht ein Geſetz,
als Zügel ſolcher wüthender Begierden,
die in Empörung alle Schranken brechen.
Shakſpeare.

Unſchuld“ herzuſtellen, die herkömmlichen Begriffe von Weiblichkeit zu brechen, eine neue Frechheit der Männer göttlich zu preiſen. Die Genußſucht Wielands und Lavaters, die phyſiſche und geiſtige, erhält hier gleichſam eine Verſchmelzung: auch hier ſcheint eine Folgerung aus jenen Schillerſchen Sätzen von verſöhnter Sinnlichkeit und Geiſtigkeit wie in den äſthetiſchen Theorien dieſer Männer herauszuſehen; es iſt nicht genug mit dem Genuſſe, ſondern der „Genuß des Genuſſes“ wird erſtrebt, Beſonnenheit in der Wuth, „geiſtigſte Geiſtigkeit“ bei ausſchweifender Sinnlichkeit; denn in der Liebe ſollte Religion mit Ausgelaſſenheit verbunden ſein. Die Religion aber ſchien grade dieſe Ausgelaſſenheit in dieſer Schule dämpfen und dämmen zu ſollen, in ſofern war ihr Zutritt zu der Invaſion der Poeſie in das Leben von guten Folgen. Die Sittlichkeit ſtellte ſich in den Romanen von Fouqué u. A. her, in Tiecks Sternbald, wo Religion und Ausgelaſſenheit gleichfalls nebeneinander gehen, iſt doch Heinſe's Pinſel nur mit Schüchternheit gebraucht. Ja ſelbſt die Lucinde, die in äſthetiſcher Hinſicht von Schiller an ihre rechte Stelle gewieſen wurde, hat mehr Raiſonnements und Viſionen als ſinnliche Anſchaulichkeit; und je weiter man vorwärts geht, je entſchiedner findet man in Schlegels Schriften andere Geſinnungen an die Stelle der frühern getreten, und wir hören in der Philoſophie des Lebens denſelben Mann (quis audierit Gracchos!) über die Ehe in Begeiſterung: ſie werde nach der göttlichen Weltordnung als ein Heiligthum betrachtet, und ſei auch das ſittliche Heiligthum des irdiſchen Lebens, auf welchem der älteſte göttliche Segen ruht u. ſ. w. Seit 1803 war nämlich Schlegel in die katholiſche Kirche übergetreten, und nun fingen die neuen religiöſen Tendenzen an allmählig zu Tage zu kommen, und ſie verglichen ſich mit der ſchon früher eingeſchlagenen Richtung zur Romantik vortrefflich aus. Hier ſind die Uebergänge von Poeſie zur Religion ſehr fein, und für die Beobachtung ſehr intereſſant. Es lag ganz auf dem Wege dieſer Männer, die ein Poeſieleben, wie ſie es im ritterlichen Mittelalter fanden, verwirklichen wollten, daß ſie, indem ſie der Dichtung, wie wir ſagten, Beſtand zu geben ſuchten, auf eine Art Conſtituirung derſelben dringen mußten, was von ſelbſt auf das Formweſen und auf die conventionellen Geſtaltungen der Poeſie führen mußte, in denen es die Romantiker ſo hoch getrieben haben. Am Ziel dieſer Wendung lag, was Novalis

gleich Anfangs angegeben hatte, eine ſymboliſche Anſchauung alles Lebens; denn wie anders wollte man der mannichfachen Proſa der Welt eine poetiſche Seite abgewinnen, wenn der Poeſie nicht mehr geſtattet ſein ſollte, ſich ihren Boden zu wählen, wenn ſie überall und in jedes Gewerb und Verhältniß eindringen ſollte? Schon 1800 hatte daher Fr. Schlegel in einem Geſpräche über Poeſie ſymboliſche Sage und Dichtung, Mythologie und Poeſie für unzertrennlich erklärt, und alles Weſentliche, worin die neue Dichtkunſt der antiken nachſteht, ſollte dahin zurückgehen, daß wir keine Mythologie, keine geltende ſymboliſche Weltanſicht als Quelle der Phantaſie hätten! Aber, heißt es weiter, wir ſeien nahe dabei eine ſolche wieder zu erhalten; oder vielmehr, wir müßten ernſtlich trachten, eine ſolche ſymboliſche Erkenntniß und Kunſt wieder hervorzubringen. Dieß Alles iſt noch ganz in dem Sinn der neuen Naturphiloſophie geſagt, die auch Schlegels Gedichte dictirte, es iſt aus dem Geiſte der höchſten Bewußtheit bei der poetiſchen Schöpfung geſagt, der höchſten Künſtelei, zu der die Romantiker geriethen, indem ſie immer von Naturdichtung und poetiſcher Inſpiration und Unmittelbarkeit zugleich redeten. Die neue Symbolik ſollte ganz auf entgegengeſetztem Wege wie die alte gewonnen werden, die aus der ſinnlichen Lebendigkeit hervorging; ſie ſollte aus „den tiefſten Tiefen des Geiſtes herausgebildet werden, ſie müſſe das künſtlichſte aller Kunſtwerke ſein, denn es ſolle alle andern umfaſſen, ein neues Bette und Gefäß für den alten ewigen Urquell der Poeſie werden, das unendliche Gedicht, welches die Keime aller andern Gedichte verhüllt.“ Dieſe wunderlichen Sätze und ähnliche wiederholten ſich mit allerhand Variationen in den Zeitſchriften der Schlegel, (Europa 1803—5) und in den Aeußerungen der Freunde. Allein wie jede zu feine Spitze abbricht, ſo geſchah es auch hier. Man mußte ſich doch am Ende geſtehen, daß dieſes künſtliche Kunſtwerk ein Ding der Unmöglichkeit ſei, und daß ſich das feinſte Naturwerk in dem Leben der Völker nicht aus dem Kopfe des Einzelnen nachſchaffen laſſe. Nachdem die chriſtliche Zelotie eingetreten war, blieb nun nichts als der Neid gegen die Griechen übrig, die jene großen Vortheile in ſo großem Maße beſaßen. Es war wie eine Verabredung, als ob man ſie von nun an ignoriren wollte; einige führten die ſcandinaviſche Mythologie mit neuen Anſtrengungen zurück; Schlegel aber fiel auf die indiſche

Literatur und manifeſtirte zugleich in ſeiner Sprache und Weisheit der Inder (1808), wie Göthe ſagte, ſein crudes chriſtkatholiſches Glaubensbekenntniß, ſo daß man dieß Büchlein als eine Declaration ſeines Uebertritts in die alleinſeligmachende Kirche anſehen könne. Die chriſtliche Symbolik Calderons, die auf dem Scholaſticismus ruhte, ward nun gleichfalls in ſo großer Wärme angeprieſen. Weiterhin aber wurde die chriſtliche Strenge immer größer, und in der Geſchichte der alten und neuen Literatur (1815) war dem ſymboliſchen Aeſthetiker ſchon ein ganz andres Licht in Bezug auf die einzuführende Mythologie und Symbolik aufgegangen; er ſprang von der unbequemen Naturphiloſophie und dem zu erkünſtelnden Kunſtwerke zu der leichteſten und bequemſten Quelle der Phantaſie einfach zurück. Die Bibel, heißt es da, ſei durch den ſymboliſchen Geiſt und den Hang zur Allegorie, der von da ausgehe, das für die neue Poeſie geworden, was Homer im Alterthum: Quelle, Norm und Ziel aller bildlichen Anſichten und Dichtungen. In Bezug auf Einfalt und Wahrheit hätte die Bibel ein noch allgemeineres Vorbild ſein müſſen, als die Kunſt der Griechen, und wenn nur der Geiſt des Chriſtenthums überall lebendig wäre und wirkte, ſo würde ſchon dadurch ſelbſt in der Sprache und und Darſtellung, in der Wiſſenſchaft und Kunſt, jene edle Schönheit, welche Eins iſt mit der Wahrheit, herrſchend werden müſſen, und auch dauerhaft bleibend. Darum ſollten Böhme's Werke das Größte in Rückſicht auf Sprache ſein, was ſeit unſerer alten Literatur erſchienen ſei; Luther nicht vergeſſen und nicht ausgenommen, der die Bibel nur überſetzte, die Böhme als eine ſolche Sprach- und Schönheits- und Wahrheitsquelle ausſchöpfte! Und hieran ſchließt ſich nun jene berühmte Anklage gegen die Reformation, als ob ſie die Kunſt zerſtört und dem Geiſte und der Aufklärung nichts genützt habe. Man hatte ſich an dem nüchternen Gottesdienſte geärgert, der nichts Poetiſches und Symboliſches zuließ, der ganz gegen die neuen Satzungen verſtieß, der nach jenem gleichſam proteſtantiſchen Begriffe von der Reinheit und Ungemiſchtheit der Thätigkeiten und Verhältniſſe geordnet war, dem die neuen Theorien ganz entgegen lagen. Von dieſer feindſeligen Stimmung aus griff man den Proteſtantismus überhaupt an. Indem wir hier der erſten bedeutenden katholiſchen Polemik begegnen, ſcheint ſie gegen die Reformation noch immer aus Kunſtintereſſe

gerichtet zu ſein. Wie aber mochte man die ſophiſtiſche Wortfechterei, auf der dieſe Anklage beruht, jemals ſo fleißig nachſprechen, ohne daß ſich Ein tüchtiger Sachwalter der Wahrheit angenommen hätte? Wir haben aus unſerer Geſchichte gelernt, daß die Reformation gradezu die Kunſt gerettet hat, und nur dadurch gerettet hat, daß ſie ſie aus den katholiſchen Landen entfernte. Durch zwei Jahrhunderte vor der Reformation lag ſchon die Kunſt bei uns in der größten Barbarei, und grade der proteſtantiſche Hans Sachs riß die Meiſterſängerei aus dem nie zu ergründenden Schlamme heraus, in den ſie der katholiſche Scholaſticismus geſtürzt hatte, grade die proteſtantiſchen Maler gaben unſerer plaſtiſchen Kunſt zuerſt einen Namen und machten den Kleckſereien der Mönche ein Ende, grade die proteſtantiſchen Fürſten erhielten in den Stürmen des 17ten Jahrh. eine deutſche Poeſie, wo in den katholiſchen Landen, ſo viel an ihnen lag, Alles in Trümmer gegangen wäre, grade die proteſtantiſche Muſik brachte unſere kirchliche Tonkunſt zu ihrem Gipfel, und nur proteſtantiſche Dichter ſchufen uns unſere neue Cultur. Auch in den Niederlanden blühte eine proteſtantiſche Malerei auf, deren niedrigen Charakter zwar Schlegel mit einer kecken Behauptung auch auf die Reformation zu ſchieben wagt. Mit ſo eitlen Argumenten ließ man ſich dieſe eitlen Beſchuldigungen begleiten! Die Reformation ſollte das Weitere gefehlt haben, daß das Mittelalter durch ſie vergeſſen worden ſei! Als ob man das Alter beſchuldigen könnte, daß es die Jugend ablege! Und wenn man es könnte, als ob nicht in England das Mittelalter von dem proteſtantiſchen Shakſpeare ſo unübertrefflich darſtellend wäre feſtgehalten worden, als ob es nicht in lebendigerer Ordnung hier wäre beſtehen geblieben, als in dem katholiſchen Frankreich! als ob nicht die ächt chriſtliche mittelaltrige Baukunſt, ja Alles, was man mittelaltrige Ordnung nennen kann, zuerſt in dem kreuzkatholiſchen Italien wäre verworfen worden! als ob der niederländiſche Geſchmack und die Bambocciaden den Rittergeiſt irgendwo früher mit Spott und Hohn parodirt und vernichtet hätte, als in dem erzkatholiſchen Spanien! Noch mehr. Die Reformation ſollte auch verſchuldet haben, daß ſie den politiſchen und geiſtigen Despotismus eines Heinrich VIII. hervorgerufen! Was aber würde, wenn man ſo wollte, aus dem Katholicismus, der durch das ruchloſe Treiben an den päbſtlichen Höfen die Reformation und in ihrem Gefolge alſo auch Heinrich VIII.

und Philipp II. hervorgerufen hat? Die Reformation ſoll ſich endlich nicht einmal rühmen, die in der neuern Zeit errungene Freiheit des Geiſtes ſei ihrer Wirkungen eine; ſie ſei nur entfernt aus ihr hervorgegangen. Wo aber iſt je eine ſo ungeheure Wirkung in kürzerer Zeit gemacht worden? und wo iſt die Unfreiheit des Geiſtes grade jetzt, grade ſo ſpät entſchiedner, als in den äußerlich und innerlich nicht reformirten Ländern? Und „auf keinen Fall könnten die Wirkungen über den Werth der Sache ſelbſt entſcheiden!“ Man merke ja! und alſo auch nicht über den Werth der Perſonen? Denn wenn Chriſtus darin Recht haben ſollte, daß man ſie an ihren Früchten erkennen ſolle, was würde aus ſo vielen Frommen werden, ja was aus dem Katholicismus, und was aus der katholiſchen Literatur? Schlegel zwar meint, daß ſich neuerer Zeit die katholiſche Literatur der proteſtantiſchen gleichgeſtellt hätte. Vermuthlich weil Er ſelbſt dahin übergetreten war? den man doch grade deßwegen nicht einmal dorthin zählen würde! Dieſen letztern Satz führen wir aus dem Schluſſe eines viel ſpätern Werks an, den Vorleſungen über Philoſophie der Geſchichte (1828). Dieß iſt nun zu einer Zeit entſtanden, wo von Poeſie bei Schlegel gar nicht mehr die Rede war; wo der Katholicismus zu ſeiner Empfehlung nicht mehr ſeiner äſthetiſchen Beſtandtheile bedurfte, wo die Bibel nicht mehr Quelle der Phantaſie blos, ſondern Quelle aller Weisheit überhaupt, ja gradezu aller Geſchichte geworden iſt, denn hier machen wir nach Herders phyſikaliſcher Begründung der Geſchichtsphiloſophie den Fortſchritt zu einer orientaliſch-religiöſen; das dreifache göttliche Prinzip bildet den innern Eintheilungsgrund aller Geſchichte: das Wort, das Vorhandenſein einer urſprünglichen Offenbarung; die Kraft, die Ausbreitung des Chriſtenthums als Anfang und Kraft eines neuen Lebens, und das Licht, der Vorrang der neuern europäiſchen Geiſtesbildung. Die alte heidniſche Welt fällt hier ganz weg und wird behandelt wie von einem Theologen des 17ten Jahrh.; in die Moſaiſche Schöpfungsgeſchichte wird, wie es die Theologen auch heute wieder zu verlangen Miene machen, die Natur und Geſchichte hineingetragen, eine Verwirrung, aus der ſchon Bacon eine phantaſtiſche Philoſophie und eine ketzeriſche Religion hervorgehen ſah. Das Werk baut ſich ganz auf Stolbergs Religionsgeſchichte auf, deren Lob auch nicht vergeſſen iſt; den Standpunkt unſrer gewonnenen Bildung verleugnet es ganz;

es iſt nicht Philoſophie der Geſchichte; es iſt Religion der Geſchichte, wie Schlegel ſagt; es iſt vielmehr darin die Geſchichte dem Chriſtenthum geopfert, und was ein vereinzeltes Glied der Geſchichte iſt, ſoll ihre Seele werden. Wie ſollte auch der eine Philoſophie der Geſchichte liefern, der an einem Geſetze in der Geſchichte ſelbſt zu verzweifeln geſteht und dem die Zulaſſung des Böſen ein unlösbares Räthſel war! Wie glänzend alſo dieß Werk und die verwandte Philoſophie des Lebens (1828) in der katholiſchen Literatur daſteht, ſo würde man ſich doch dadurch keineswegs verſucht fühlen, anders von den Wirkungen des Katholicismus auf die Freiheit des Geiſtes und auf alle literariſche Thätigkeit zu urtheilen, als wir uns bei jeder neuen Gelegenheit, weder zu unſerer Freude noch zu unſerer Erbauung, gemüßigt ſahen. Vielmehr machen wir ſogar bei dem bloßen äußerlichen Vortrage dieſelbe Erfahrung wie bei Werners letztem Drama: bei dieſem verleugnet ſich zuletzt die errungene frühere Bildung in der Sprache ganz, und auch bei Schlegel iſt jetzt der breitperiodige, ſchläfrige, feierliche Ton, die Anklänge an den Styl der Ritterromane in ſtreng wiſſenſchaftlichen Vorträgen ein förmlicher Rückgang, wenn man die helle Schreibart namentlich in den kleinern Anfangsſchriftchen damit vergleicht, ein Rückgang, den ſich jeder erklären kann, der den Einfluß der drückenden Atmoſphäre eines unbewegten Staates und einer mechaniſchen Religionsübung irgendwo beobachtet hat. Dieſe Einflüſſe beobachtet man auch in ſeinen politiſchen Grundſätzen, die mit den religiöſen ſeit der Reſtauration in engſter Verbindung ſtanden. Auch auf die Staatswiſſenſchaften und Politik ſollte die neue Schule ihre entſchiednen Einwirkungen haben, wie ſie ſie in allen Richtungen des Lebens ſuchte. Der Bund der Poeſie mit den Staatstheorien ſcheint zwar etwas ungereimtes, doch war er in den großen Bewegungen der Befreiungskriege nahe genug gelegt; der ritterliche Geiſt aus den Jahren der Kriege ging auf die berathende Zeit über, und welche nebelhaften Schwärmereien, welche ungeheuren Träume, welche Geſtaltungen der Phantaſie kamen nicht in den Schriften zur Zeit des Wiener Congreſſes zu Tage und wie miſchten ſie ſich barock mit geſunden und verſtändigen Vorſchlägen, als jene Zeitſchriften, als der rheiniſche Merkur das Organ der öffentlichen Meinung war, als ſelbſt ein Gentz, dem freilich nachher ſeine Freunde zu hoch flogen, den Adam Müller für das erſte Genie

Deutſchlands erklärte und den Namen Görres dicht hinter Jeſaias, Dante und Shakſpeare an erhabner, furchtbarer und teufliſcher Schreibkunſt ſetzte! War nun auch dieſer Schwung in den Staatswiſſenſchaften allerdings nicht zu halten, ſo war es doch ein Verdienſt, welches die Romantiker wenigſtens zu theilen ſuchten, daß ſie, wenn nicht poetiſchen, doch wiſſenſchaftlichen Geiſt dahin übertrugen. Früherhin hatte man auf deutſchen Univerſitäten die Schule angehender Staatsmänner ganz auf das Studium des Rechts beſchränkt; erſt in Göttingen bildete ſich unter der Begünſtigung der engliſchen Liberalität ein weiterer Cyklus ſtaatswiſſenſchaftlicher Disciplinen, und die Schlözer, Spittler, Achenwall wagten zuerſt, mit der Wiſſenſchaft die Regierungshandlungen zu beleuchten. Dieß war eine Revolution, die von der Univerſität ausging, und die etwas Analoges mit den Freiheitsbeſtrebungen der jungen Göttinger Dichter darbietet. Gegen ihren Volksſinn und ihre Sympathie mit der Revolution lehnten ſich die Politiker romantiſcher Schule auf und Schlözer ward von ihnen gradezu für einen Revolutionair erklärt. Ihr Heiland war Burke, der phantaſionelle, feurige, dichteriſche Redner, ein Mann von allgemeiner Wiſſenſchaft, der wie Adam Smith, und wie eben dieſe romantiſchen Politiker den Schöngeiſt und den Staatsmann vereinigte; ihn nannte Adam Müller den erſten Staatsmann aller Zeiten! Mit ihm theilten dieſe die Abneigung gegen die Revolution; ſie hatten den Sturm der geiſtigen Bewegung und der Idee auf den Staat erfahren, wo ſich dieſer von der Wiſſenſchaft und dem geiſtigen Leben losgeſagt und blos um die mechaniſche Beſorgung phyſiſcher Bedürfniſſe bekümmert hatte; ſie wollten nun, daß die Regierung aufhörte, nichts als das oberſte Amt im Staate zu ſein, daß der Staat, wie ſie es ausdrückten, auf der Höhe eins ſei mit der Wiſſenſchaft, daß er die heilloſe Trennung von Gelehrſamkeit und Praxis tilge, daß ſich Macht und Freiheit durchdringen, daß der Staat die bewegenden Ideen ergreifen und ſie zügeln lerne, daß er Ideen darſtelle und realiſire. Nicht allein ſollte der Einzelne ſein Recht haben, die Idee des Rechts ſollte lebendig werden, und deſſen höchſte verklärteſte lebendigſte Geſtalt, die Religion, ſollte wirklich und leibhaftig auf die Erde herabkommen. So ungefähr lehrte Adam Müller vor der Reſtauration; es iſt bekannt, wie viel weiter die Reſtauration der Staatswiſſenſchaft von Haller ging, und wie ein

blindes Werkzeug Fr. Schlegel für die politiſche Reaction in Deutſchland geworden iſt. Er ſchloß ſich mit den Genannten an die franzöſiſchen frommen Reſtaurationsſchriftſteller, wie Le Maiſtre und Andere, enge an. In ſeiner Philoſophie der Geſchichte ſteht er ſchroff gegen die linke Seite des Zeitgeiſtes, gegen den Vertretungsſtaat, in dem er nur eine hölzerne Regel des blos mechaniſchen Gleichgewichts ſieht; wo ſich eine Gelegenheit zeigt, ſpricht ſich die conſequenteſte Polemik aus, ſei es gegen die Revolution, oder gegen Schiller, in dem er richtig den großen Gegenſatz des Reſtaurationseifers, den Mann der Revolution erkannte, oder gegen die Demokratie von Athen, oder gegen jede lebensthätige Bewegung überhaupt zu Gunſten der Beſchaulichkeit und des Quietismus. Seine Anſicht der Geſchichte ſelbſt nennt er die legitime; die abſolute Monarchie iſt der religiöſe Staat, der auf Glaube und Liebe beruht, und in dem allein das Heil zu ſuchen iſt; Monarchie und Chriſtenthum iſt daher die Looſung; eine chriſtliche Revolution müſſe auf die weltliche folgen, auf den Proteſtantismus des Staats im 18ten Jahrh. eine Rückkehr zu katholiſchen Grundſätzen in dem neunzehnten.

In dieſen Andeutungen über Fr. Schlegel, die durchaus nichts als Andeutungen ſein wollen, erkennt man gleich auf der Oberfläche die univerſalen Tendenzen der Romantiker, ihre Verbreitung über äſthetiſche, ſociale, religiöſe, politiſche, und wiſſenſchaftliche Dinge aller Art, und man überſieht die Aenderungen und Schwankungen, die dieſen Männern eigen waren, in einer gewiſſen Vollſtändigkeit und Grellheit, ſo daß man nicht ohne Grund grade ihn als den Koryphäen der Schule gewöhnlich voranſtellt. Noch in einem andern weſentlichen Punkte verdient er mit ſeinem Bruder als dieſe repräſentirend angeführt zu werden, daß beide nämlich, ſo energiſch und enthuſiaſtiſch ſie auch für die Erhaltung einer höhern Poeſie geeifert haben, doch nicht durch ihre Dichtungen ſowohl, als durch ihre wiſſenſchaftlichen Leiſtungen das größte Verdienſt erworben haben. Dieß Verhältniß würde man in der ganzen Zeit, mit der wir uns beſchäftigen, herrſchend finden. Wenn man von der Klopſtock-Leſſingſchen Periode ſagen kann, daß, wenn nicht alle Wiſſenſchaften, ſo doch die Theologie auf dem Markte der Literatur die breiteſten Stände einnahm, während die Poeſie im tumultuariſchen bald, und bald im ſtillen Verkehre doch die gewinnvoll-

ſten Geſchäfte machte, ſo wuchs jetzt umgekehrt unter der Herrſchaft der Poeſie die Wiſſenſchaft in allen Zweigen auf eine ganz überraſchende Weiſe empor; und während wir von der Zeit Göthes und Schillers noch ausſagen konnten, daß die Chorführer der Poeſie ſelbſt die wahrhaft großen Vertreter der Philoſophie und Geſchichtſchreibung noch überragten, ſo treten doch nun dieſe Disciplinen in ihren Trägern und in ihren Wirkungen über die Dichter und die Dichtung, ohne irgend eine gegenſeitige Oppoſition, hinweg. Auf den Univerſitäten wichen unter der Jugend die frühern poetiſchen Neigungen erſt den philoſophiſchen und politiſchen, und weiterhin dominirte bis heute auf eine erſchreckende Weiſe der Geiſt der materiellen Fachwiſſenſchaft, und zeigte, wie ſehr ſelbſt in dieſem empfänglichſten Theile der Nation, unter deſſen Intereſſe an der Poeſie unſre ganze dichteriſche Literatur ſich ſo glänzend entfaltet hatte, deſſen Intereſſe einer ernſten männlichen Dichtung noch weit förderlicher iſt und erwünſchter ſein ſollte, als das Intereſſe der Frauen, die Theilnahme an der Dichtung gewichen war. Und dieſe Erſcheinung war ſchon völlig eingetreten, als das Geſchrei der Zeitſchriften und der geſchäftige Ruf noch ganz anders als heute unzählige Dichterwerke mit wunderbarer Ueberſchätzung pries, ja als das Hauptorgan aller Dichtung, als die Bühne noch im Flor, als die Schauſpielkunſt noch nicht in dem Grade verfallen und die Gleichgültigkeit gegen das Schauſpiel noch nicht ſo weit gekommen war wie jetzt. Dieſe Wendung von Poeſie zur Wiſſenſchaft und Proſa zeigt den Verfall der erſteren überall an; ſie iſt nach jeder Abblüthe irgend einer Dichtung, in welcher Periode und welcher Nation es ſei, immer zu beobachten; ſie iſt immer von den leidenſchaftlichen Anſtrengungen der unterliegenden Parthei begleitet; und immer haben wir die eigenthümliche Bemerkung zu machen, daß ſich die Geiſteskräfte in dieſem Streite der Richtungen verirren, daß die Phantaſie ſich in die Regionen der Wiſſenſchaft, der Verſtand in die Gebiete der Kunſt verläuft; nur die klaren Köpfe trennen Beides rein ab, und machen die Uebergänge, wenn es der Zwang der Zeit gebietet, ohne Irrwege, und wenn ſie kräftig und vielſeitig die Thätigkeiten des Menſchen nicht in Eine Richtung allein gepreßt haben wollen, auch ohne Klage und Misſtimmung; denn ihrem Geiſte gibt die neue Beſchäftigung neue Energie und Jugend zurück. So trennte ſich Göthe von der Dichtung ohne

Harm, und kehrte zu ihr, wenn ihn der Drang des Augenblicks nöthigte, ohne Beſchwerde zurück; er gab ſich wiſſenſchaftlichen Studien hin und machte in allen Naturreichen anregende Beobachtungen, merkte auf den Gang der plaſtiſchen Kunſt, ſchrieb die Memoiren ſeines Lebens und ſkizzirte die Literatur, auf der er aufgewachſen war. So wandten ſich die Schlegel, nachdem ihnen ihre anfänglichen Dichtungen misglückt waren, mehr als vorher auf die verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaft hin, die wir zum Theil bei Friedrich erwähnt haben, und ſie regten zur Erſchaffung der Literaturgeſchichte an, einer Disciplin, für die kaum etwas vorher geſchehen war; Uhland ging zu literarhiſtoriſchen Beſchäftigungen über und Rückert hatte ſeine wiſſenſchaftlichen Refugien im Orient. Die Grenzberührung der verſchiedenen Poeſien unſrer Romantiker mit verwandten wiſſenſchaftlichen Fächern liegt überall vor; Schiller mit ſeinen Poeſien, die ſich an ſeine hiſtoriſchen und philoſophiſchen Beſchäftigungen anlehnten, hatte auch hierzu den nächſten Anlaß gegeben; die Romantiker folgten hierin ſeinem Beiſpiele, auch wenn ſie es in übler Laune nicht gut hießen. Dieß ließ ſich erwarten, wenn wir vorhin Recht hatten, zu ſagen, daß ſie die Poeſie in alle möglichen Zweige des Wiſſens überzutragen ſtrebten, eine Verbindung zwiſchen da und dort herzuſtellen ſuchten. Dieſe Beſtrebung unſrer Poeſie und unſrer Poeten drückt ganz eigenthümlich ein Bewußtſein der Kraft und Schwäche zugleich aus. Die Dichtung wird dergleichen Eroberungen nicht leicht unternehmen, ſo lange ſie ſich nicht in einer gewiſſen Uebermacht (der Form) fühlt; ſie wird ſie aber auch nicht leicht begehren, wenn ſie nicht eine gewiſſe Unmacht (der Erfindung und Materie) empfindet; beides trifft in der Dichtung der Romantiker allerwege zuſammen. Die Dichtung ſuchte ſich, an die und jene Wiſſenſchaft angelehnt, neue Materie zu gewinnen; ihr ſchlug dieß ſelten zum Vortheil aus, es war kaum eine Eroberung zu nennen; vielmehr ſchlug ſie, wenn es eine war, auf der Stelle in eine Lehnsabhängigkeit um, und ſtellte nur glänzender die Uebermacht der Wiſſenſchaft ans Licht, in deren Gefolge ſich die Poeſie begeben hatte. So hat ſich die Lyrik Baggeſens und Fr. Schlegels mit dem tranſcendentalen Idealismus und der Naturphiloſophie ſchmücken und bereichern wollen, was bedeutete dieß aber im Poetiſchen gegen den gewaltigen Wuchs, den unſere Speculation für ſich nahm, die ſich in die Mitte des geiſtigen Lebens

in Deutſchland pflanzte und kaum von den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften in der Wage gehalten wurde? Die ſymboliſchen Theorien der Aeſthetiker romantiſcher Schule, die wir oben andeuteten, riefen eine neue mythiſche Dichtung hervor; man ſuchte alte Sagen auf, man regenerirte das Mährchen, man kam auf die Allegorie zurück, man empfahl jene neue Symbolik und Mythologie, allein dieſe Bemühungen ſtarben in dem, was ihnen dichteriſch entſprechen ſollte, ſchnell ab, aber in der Wiſſenſchaft dauerten ſie aus; ſie brachten in die Philologie ein geräuſchvolles Leben, und ſeit Creuzer und Görres, bis auf Müller und Grimm und die noch Neuern, hat die Erforſchung der Mythenwelt nicht aufgehört, die Geiſter zu beſchäftigen. Jene mittelaltrigen Dichtungen der Fouqué und Oehlenſchläger, die Ueberſetzungen und Moderniſirungen altdeutſcher Erzählungen und Sagen durch Tieck, Fr. Schlegel, Brentano und ſo viele Andere, die Nachahmungen der Minneſänger und die ganze poetiſche Alterthümerlei, wie ein kurzes Leben hat ſie geführt, wie ſchnell iſt ſie lächerlich geworden durch Affectation und üble Ziererei, neben ihr aber hatte die ganze Aufhüllung unſerer altdeutſchen Literatur Statt, von der vor 30 Jahren noch kein Begriff war, die ganze Alterthumskunde unſers Vaterlands ging mit ihr von gleichen Anfängen aus, ſie führte auf dem Wege immer gründlicherer Forſchung auf die Betrachtung der alten Sprache und ein Schacht ward geöffnet, aus dem der ungeheure Schatz unſerer altgermaniſchen Idiome zu Tage gefördert ward, deſſen Reichthum ſo bewundernswerth iſt wie der unendliche Eifer der Männer, die ihn herauf beſchworen haben. Der weſtöſtliche Divan war von Hammers Mittheilungen aus der orientaliſchen Poeſie angeregt, und brachte die orientaliſirende Lyrik unter uns zu einer ſchnellen Blüthe; wer aber will ſie vergleichen mit dem Stamme, der ſie getragen hat und mit der Frucht, die auf dieſem Stamme reifte, den Fortſchritten unſrer wiſſenſchaftlichen lebenvollen Kenntniß des Orients und ſeiner uralten Weisheit, Dichtung und Sprache? Die Romantiker haben das hiſtoriſche Schauſpiel der Cultur empfohlen, und wie in Allem, was ſie angaben, hat auch dieſes Beiſpiel ungemein fruchtbar gewirkt und wirkt bis auf dieſen Tag weiter; wer aber ſieht nicht, daß dieſe Dichtung ſich ganz abhängig von der Geſchichte gemacht, daß die Geſchichtforſchung und Schreibung ſich dagegen im ſtillen Wachsthum unter uns ein weites und breites

Terrain erworben hat, auf dem ſie theilweiſe nur allzuſehr die Poeſie ſogar vom Mitbeſitze verdrängte. Und endlich, wie viele Sympathien haben die Romantiker mit der plaſtiſchen Kunſt gezeigt! ſo daß ſich eine eigne Gattung von Kunſtroman und Kunſtdrama in unſrer Poeſie abſcheiden ließe! wer aber wollte dieſe Poeſien irgend in Anſchlag bringen gegen das friſche Leben in unſerer bildenden Kunſt, in welche aller Trieb aus den redenden Künſten übergeleitet zu ſein ſcheint! Allein bei dieſem Punkte muß man auch die Kehrſeite herausheben, die Einflüſſe, die die Romantiker auf plaſtiſche Kunſt und Wiſſenſchaft ihrerſeits gehabt haben. Die Regeneration unſrer Malerei und Sculptur iſt von Niemanden ſo ſehr aus der Lethargie geriſſen worden, wie von ihnen; und man muß geſtehen, daß ſelbſt Göthes Beſtrebungen und der Weimarer Kunſtfreunde hiergegen ganz wegfallen, wie ſehr man immer mit dieſen die alterthümelnden und frömmelnden Tendenzen verwerfen mag, mit denen eben unſere poetiſche Schule die neue Kunſtſchule anſteckte. Im Umgang mit deren engerem Kreiſe bildeten ſich die Cornelius und Overbeck, die das Fundament und der Unterbau unſerer ganzen Malerei geworden ſind; und auch in der Kunſtwiſſenſchaft haben wir noch die bedeutendſten Erſcheinungen zu erwarten, zu denen unter jenen Anregungen der Grund gelegt ward: wenn Sulpiz Boiſſerée mit ſeiner Geſchichte der gothiſchen Baukunſt heraustritt, ſo werden wir ohne Frage ein Werk der Kunſthiſtorie beſitzen, das ſich den großartigſten Forſchungen deutſcher Wiſſenſchaft an die Seite ſtellen darf. Und ſo muß die Wiſſenſchaft in allen Zweigen zugeben, daß ihre Häupter und Koryphäen damals von dem Standpunkte der Dichtung angeregt waren, und daß ſie aufs vielfältigſte äußerlich und innerlich mit den Kreiſen der Romantiker und mit ihrer Sinnesart zuſammenhängen, ſie mochten ſich nun freihalten oder ergreifen laſſen von den Influenzen der gefährlich anſteckenden Kraft, die in den kühnen Ausſichten, Ahnungen und Phantaſien der dichteriſchen Freunde gelegen war. So war einer der bedeutendſten Theologen der letzten Jahrzehnte, Schleiermacher, mit dem Berliner Kreiſe verbunden; Raumer, der in der Geſchichte eines der früheſten Beiſpiele gab, die hiſtoriſche Forſchung in die Gebiete des romantiſchen deutſchen Mittelalters zu tragen, hing mit ihm zuſammen; jene Philoſophen gingen aus dem Jenenſer Zirkel hervor; Creuzer, Görres, die Grimm und wie

viele Andere knüpfen ſich freundſchaftlich an irgend welche Namen aus dieſer Schule an; ja bis in die Arzneikunde drangen ihre Einflüſſe über: ſie gab ihre vornehmſten Leitſterne, geſunde Praxis und vollgültige Erfahrung preis, um mit mehr poetiſchem als kritiſchem Sinne, mit mehr Divination als Verſtandesſchärfe die Tiefen der Natur, Magnetismus und Geiſterwelt, zum medicini=ſchen Nutzen auszuforſchen.

Aus dieſen Berührungen der Poeſie und Wiſſenſchaft heben wir nun am nachdrücklichſten die äſthetiſche Kritik der Brüder Schlegel heraus, von der wir ſagten, ſie habe eine ganz neue Wiſſenſchaft, die Literaturgeſchichte, angeregt mehr als ſelbſt ge=ſchaffen, und ſie ſei überall, ſei es durch ihren wirklichen Werth, oder durch jene anregende Kraft, bedeutſamer als die poetiſchen Verſuche dieſer Männer ſelbſt, die theilweiſe nur wie Belege und Beiſpiele zu ihren neuen Theorien und ihren Geſchmacksrichtungen anzuſehen ſind. In allen dieſen Punkten haben beide Schlegel mit Herder die ſchlagendſte Aehnlichkeit; es begann eine zweite Periode der Fortwirkungen Herders auf unſere Poeſie: hatte er früher die originalen und activen Genien aufgeſtürmt zu ſehr verſchiedenen ſelbſtändigen Thätigkeiten, ſo regte er jetzt die paſſiven Gemüther dieſer romantiſchen Zeit zur Fortſetzung und Nachahmung deſſen an, was er ſelbſt angegeben und angefangen hatte. Noch bei ſeiner letzten Lebzeit war Herder grade mit dem, was er dichtete, ganz in den romantiſchen Geſchmack verwachſen, und er förderte damit dieſe Dichtungsſchule außerordentlich, wie heftig er ſich auch gegen die äſthetiſchen Theorien, die aus dem Satz von der rein formalen Kunſt, von der Abtrennung des Schönen und Guten entſprangen, in der Kalligone ſetzte, wie gereizt er gegen die ſocialen, ſittlich gefährlichen Neuerungen der jungen Genialitäten war, wie empört er ſich gegen die Frechheiten des Fichtiſchen Anhangs in ſeinen nächſten amtlichen Berührungen mit der theologiſchen Jugend aus dieſer Schule fühlen mußte. Seine Herausgabe der Sacontala, ſeine Legenden und Paramythien, ſein Balde, ſeine opernartigen Schauſpiele und ſeine philoſophirenden Gedichte, vor Allem ſein Cid, der den Enthuſiasmus für die ſpaniſche Literatur zu ſteigern am fähigſten war, überhaupt ſeine ganze Empfehlung der ſüdlichen Poeſie ar=beitete dem Geſchmack der romantiſchen Schule vor, oder in die Hände; in allem reihten ſich die Schlegel und ihr Anhang ganz

enge an ihn an. Seine früheren Sympathien mit dem Volksliede griffen dieſe wieder auf und das Wunderhorn ſchloß ſich als eine deutſche Sammlung an ſeine allgemeine an; der Feinſinn, mit dem er zu überſetzen, ſich in fremde Art hinüber zu empfinden, die ganze Literatur der Welt zu genießen und wiederzugeben verſtand, war das anregende Muſter für die Schlegel, dieſe Gabe an größern Werken der romantiſchen Zeiten zu verſuchen. Die ganz eigenthümliche Zweiſeitigkeit Herders, mit der er die Extreme der Lyrik, das Volkslied und das didaktiſche Gedicht empfahl, finden wir bei den Schlegeln wieder, die neben allem Urſprünglichen auch dieſe letztere Gattung ausdrücklich wie Herder in Schutz nahmen, und z. B. einem Gedichte wie Neubecks Geſundbrunnen (1795) durch ihre Anpreiſungen einen Ruf verſchafften, den es ohne dieſe ſchwerlich erhalten hätte. Ganz wie Herder ſind die Schlegel von entſchiedenem Hellenismus erſt auf ihre romantiſchen und orientaliſchen Neigungen gekommen, ſie regten zu Sprachſtudien und zu Forſchungen in der Völkerkunde an wie Er; und was wir als die Hauptttendenz der neuen Schule angegeben haben, in alles Leben und Wiſſen den Glanz der Schönheit zu tragen und den alten Schlendrian zu brechen, das haben wir bei Herder im höchſten Grade und faſt im erſten Keim gefunden. Der Art, wie Herder von ſeinen erſten weltmänniſchen Planen abkam und mehr in ſich zurückging, im Polyhiſtor zuletzt den Theologen hauptſächlich cultivirte, iſt der Rückgang Fr. Schlegels auf ſeine religiöſen Ueberzeugungen ganz analog, nur daß Herder die Religion wirklich mit ſeiner poetiſchen Natur durchdrang und ihr, geleitet von wahrem Schönheitsſinn, den häßlichen Wuſt der Fabeln und Entſtellungen abſtreifte, die bei ihm und Leſſing auch nur mentale Geltung hatten, wie alle Mythe und poetiſche Fabel ſonſt, während in Fr. Schlegel die Religion die Poeſie überwand; bei Herder fanden wir eine katholiſirende Tendenz in ſeinen chriſtlichen Anſichten, die aber weit von dem papiſtiſchen Katholicismus abführte, dem ſich Fr. Schlegel anſchloß. Wie Herder doppelſeitig genug war, an Leſſing und Winckelmann ſo gut, wie an Hamann ſich zu ſchulen, ſo lernten die Schlegel neben Leſſing und Winckelmann bei ihm (bei Herder), und lehnten ſich weiterhin an Stolberg und andere Fromme neuer und alter Zeit an. In ihrer äſthetiſchen Kritik ganz beſonders ſchließen ſie ſich ausdrücklich an ihn und Leſſing zugleich an.

„Herder, ſagt Friedrich Schlegel in ſeiner Geſchichte der Poeſie der Griechen und Römer, vereinigt die umfaſſendſte Kenntniß mit dem zarteſten Gefühl und der biegſamſten Empfänglichkeit; und durch eine beſondre Gabe geſchichtlicher Divination, tieffühlende Charakteriſtik, und künſtleriſch auffaſſende, Alles nachdichtende, in jede Weiſe und Form ſich hineinempfindende Phantaſie hat er den erſten Grund zu der neuen Art von Kritik gelegt, welche als eine der eigenthümlichſten Früchte der deutſchen Geiſtesbildung und Wiſſenſchaft aus Leſſing und ihm gemeinſam hervorgegangen iſt.“ Ganz haben die Schlegel auch von ihm wirklich ſeine Art von genetiſchem Verfahren, von Charakteriſiren mehr als Kritiſiren gelernt, „den Sinn der ältern Kunſtgeſchichte zu errathen und große Ausſichten für die künftige zu finden“; zu erklären, „was die Kunſt ſein ſoll, indem man erklärt, wie ſie würde“; und weil dieſer hiſtoriſche Sinn Leſſing abging, war Fr. Schlegel ſogar geneigt, zu beweiſen, daß Leſſing ſo wenig ein Kunſtrichter als ein Dichter ſei. Völlig ähnlich ſind ſie Herdern darin, daß ſie mehr mit der Phantaſie, mehr mit jener Gabe der Empfänglichkeit, mehr nach dem Gefühle kritiſiren, als nach ſcharfen Begriffen wie Leſſing und Schiller. Poeſie kann nur durch Poeſie kritiſirt werden, iſt ein Herderſcher Grundſatz, den Fr. Schlegel adoptirt hat und den andere Männer der Schule in andrer Weiſe vielfach ausgedrückt haben. Ganz wie Herder das reine Ergebniß der Leſſingſchen Kritik, die er im Ganzen gut hieß und auf der er ſich aufbaute, wieder verwiſchte und zweifelhaft machte, ſo thaten die Schlegel mit Schillers äſthetiſchen Grundſätzen, von denen ſie Anfangs mit Liebe und Hingebung ausgingen, um zuletzt im ungeheuren Abſtande nach ganz anderen Zielen zu gelangen. Man kann ſehr deutlich dabei nachweiſen, daß das, was ſie in ihren Anfangsſchriften zu Schiller hinzuthaten, zumeiſt aus Herderſcher Anſicht und Natur hinzugethan iſt. In Friedrich Schlegels Geſchichte der Poeſie der Griechen und Römer (1798), die die erſte Periode der kritiſchen Thätigkeit der Brüder, wenn wir von den kleinern Aufſätzen abſehen, am vollſtändigſten und ſyſtematiſchſten vertritt, iſt Alles von dem Lobe Schillers des Kritikers und ſelbſt des Dramatikers voll; das Raiſonnement knüpft ſich an die Schillerſchen Gegenſätze von Natur und Cultur an, und ſtellt nach dieſem die alte und neue Poeſie als Dichtung des Triebs

und der Bildung, der Natur und Kunſt gegeneinander; noch iſt wie bei Schiller und Göthe die antike Dichtung Urbild und Kanon aller Poeſie; die des Mittelalters, die Romantik, heißt hier, mit ſehr wenigen Ausnahmen, phantaſtiſch, ihre Richtung nur ſubjectiv ſchön, ihr ganzes Weſen verkünſtelt, weil es in modernen Verhältniſſen durch iſolirte Verſtandescultur, nicht durch Trieb und Natur entſtanden iſt. Indem hier ſcheinbar Oppoſition gegen die romantiſche Literatur nach dem Sinne von Schillers Theorien gemacht, und auf der antiken Dichtung mit Wohlgefallen verweilt wird, ſo iſt doch der Uebergang zur Würdigung auch der Romantik aus einem hiſtoriſchen, mehr Herder'ſchen Geſichtspunkte gleich in dieſer Schrift gemacht. Das regelloſe Product des modernen Kunſtgenius, heißt es, iſt doch immer an ſeiner Stelle ein zweckmäßiger Fortſchritt; „die Nothwendigkeit des Stufengangs der allmähligen Entwicklung iſt keine Apologie der Schwäche, die hinter dem Maß der ſchon erreichten Vortrefflichkeit zurückbleibt, aber eine Erklärung und Rechtfertigung für die Mängel und Abweichungen des Künſtlers, der zwar dem Gange der Bildung vielleicht um einige Schritte voreilen, aber nicht ganze Stufen überſpringen kann.“ Daher nun iſt die naive und Naturpoeſie in Schlegels Anſicht nicht die einzig begünſtigte; er ſtatuirt kein goldnes Zeitalter der Poeſie, wie Herder in ſeiner Jugend, und Göthe zur Zeit ſeiner reifen Kunſturtheile that; er findet auch (und hierin geht er viel weiter als Schiller) die Spielart berechtigt; er vertheidigt weiterhin in der Literaturgeſchichte die poetiſche Naturbeſchreibung und geht hierin wieder gegen Leſſing an; er mag zwar jetzt noch nicht die grübleriſche Tiefe in der Dichtung leiden, aber doch lernte er ſich hiſtoriſch mit den Uebergriffen des Verſtandes in das Dichtungswerk verſöhnen und kam von da im Verlauf weniger Jahre auf jene obenberührten ſymboliſirenden Anſichten, die die Kunſt zu einer allegoriſchen Künſtelei und Verſtandesſpielerei machten. Ganz wie Schiller vindicirt er der modernen Kunſt ihren idealen Werth; er ſieht das Höchſte aller Poeſie, zwar nicht abſolut, aber doch annäherungsweiſe erreichbar, am Ziele der modernen Kunſt liegen; ja nach andern Stellen ſcheint dieß Ziel dennoch abſolut erreichbar dargeſtellt zu werden, und dieſer Widerſpruch erklärt ſich ganz aus der Schreibart des Buchs, das nicht wie A. W. Schlegels Schriften nach einer präciſen

Eleganz ſtrebt, ſondern durch ein verfinſterndes Hin= und Herreden ganz wie Herders erſte Fragmente den Sinn mehr zu rathen, als feſt zu ergreifen gibt. Die Geſchichte der neueren Poeſie, heißt es, ſtellt nichts dar, als den Streit der ſubjectiven Anlage und des objectiven Strebens in dem Kunſtvermögen, und das allmählige Uebergewicht des letzteren. Wir Deutſche ſtehen mitten in der Kriſe, aus dem ſubjectiv Schönen zu dem objectiv Schönen, mitten aus der ſentimentalen Dichtung in die naive zurückzukehren. Dieß iſt der Punkt, in dem bei ihnen, wie bei Schiller, die große Achtung gegen Göthe wurzelt; deſſen Beiſpiel eben verbürgt dieſe Wendung in unſrer Literatur. Und nicht allein ſcheint ihnen Göthes Beiſpiel einen Sieg dieſes objectiv Schönen in der Production zu verheißen, ſondern auch ihre eigne Empfänglichkeit dafür einen ähnlichen Sinn bei Allen, ihre poetiſche Durchbildung eine gleiche allgemeine zu verſprechen, eine „durchgängige Herrſchaft des objectiv Schönen über die ganze Maſſe, eine Verbreitung des Schönheitsſinnes über die ganze Fläche" ſcheint ihnen ein Ziel, an dem nicht zu verzweifeln iſt. Aus dieſen Sätzen folgert ſich ein Zwieſpalt der äſthetiſchen Theorien von ſelbſt. Die rein naive Dichtung iſt auch ihnen die wahre und ächte, ſie ſcheinen aber einen Rückgang dahin aus der modernen Zeit für möglich zu halten; Göthe iſt ihnen nicht wie Schillern ein anomales Product der Zeit, ſondern ein normales, zielzeigendes; ſie ſehen nicht wie Schiller eine ewige Kluft zwiſchen bewußter, kunſtmäßiger und inſtinctiver, naiver Dichtung, ſondern ſie ſchlagen eine Brücke von der Einen zur andern; Bürger, der A. W. Schlegel bekanntlich zum Dichter weihte, konnte ſie mit ſeinem Doppelſinne für formale correcte Kunſtpoeſie und unmittelbare Naturdichtung zu dieſer Annahme zu berechtigen ſcheinen; ſie verzagten daher auch in dieſen erſten Jahren noch nicht an Schiller, ſo wenig als an ſich ſelbſt und ihrer verſtandesmäßigen Dichtung, wenn gleich ſie Göthen über jenen wegſetzten und in ihrer Schule Tieck hervorſchoben; der höhere Kunſtſinn der modernen Zeit, heißt es in unſerm Werke, ſoll nicht ein Geſchenk der Natur, ſondern das ſelbſtändige Werk der Freiheit ſein. Daher konnte Fr. Schlegel bald darauf auf die wunderbare früher erwähnte Chimäre kommen, eine allgemeine Symbolik, der die Phantaſie aller Dichter objective Schönheit und Gültigkeit zugeſtehen ſollte, auf dem Wege der Künſtelei und

des Verſtandes zu erzeugen. Daher vertragen ſich die ganz contraſtirenden Neigungen der Romantiker zur Volksdichtung und der geſteigertſten Conventionspoeſie, zu dem anſchaulichen Naturlied der deutſchen Reformationszeit und der tiefſinnigen Myſtik des Orients, zu Shakſpeare und Calderon zugleich. Daher berührten ſich bei Fr. Schlegel jene Theorien der Freiheit und der Bewußtheit ganz eng mit den Inſpirationstheorien ſeiner Freunde; und während er ſelbſt begeiſterungslos dichtete wie Stolberg, ſchrieb er, ganz wie dieſer, in der Lucinde, daß Sprechen und Bilden in aller Kunſt Nebenſache ſei, das Weſentliche ſei das Denken und Dichten, das Werk der reinen Empfängniß und Paſſivität. Nicht allein in jener allgemeinen hiſtoriſchen Anſicht, ſondern auch in den Folgerungen aus dieſen letzten Sätzen von der Rückkehr zur objectiven Kunſt liegt wieder eine ſyſtematiſche Erklärung des Uebergangs dieſer Männer zur Romantik. Sie bemerkten in Göthen, der ſich das Ziel des Objectiven, nicht des Charakteriſtiſchen wie Shakſpeare, des Schönen, nicht des Wahren geſetzt hätte, die Eigenſchaft, alle fremden Manieren anzunehmen, die productive Gabe, die Herder und ſie ſelbſt nur paſſiv beſaßen; ſie ſchloſſen daher, dieſe Vielſeitigkeit ſei der Weg zu der ächt künſtleriſchen Bildung, die ſie ſuchten, der wahre „Vorbote der Allgemeingültigkeit oder des ſich entwickelnden Sinnes für das objective Schöne.“ Die ſogenannte Charakterloſigkeit der Deutſchen ſchien ihnen dem convenienten Weſen und anſcheinenden Charakter der andern Nationen weit vorzuziehen; ſie mußten alſo grundſätzlich zu der Verpflanzung alles fremden Schönen ſchreiten, damit aus der Kenntniß des ſubjectiv Schönen und Charakteriſtiſchen das wahre Schöne auftauche, ſie ſchritten zu ihren Ueberſetzungen, dem verdienſtlichſten Werke, das die Romantiker unternommen haben, ſie ſtellten auch die blos hiſtoriſch berechtigten Perioden der Dichtung, die moderne Poeſie der Engländer, Spanier und Italiener, die mittelaltrige romantiſche, endlich die orientaliſche der Nation zur Erkenntniß nahe. Indem Fr. Schlegel in dem genannten Werke dieſe dämmernde Ausſicht öffnete, hoffte er, es werde ſeinen Grundriß empfehlen und beſtätigen, wenn von nun an der Streit der antiken und modernen Kunſtbildung ganz wegfalle! Und grade von jetzt an kam dieſer Bruch und Streit, der vorher kaum da war, erſt recht zu Tage und erfüllte die ganze

europäiſche Welt! Und wohl natürlich. Denn wenn auch die Anſicht und Ausſicht Fr. Schlegels ganz richtig geweſen wäre, ſo hätte er ſelbſt beſſer überſchlagen müſſen, daß es ein Werk nicht Eines Luſtrums, ſondern wenigſtens von Jahrzehnten ſein werde, bis nur einmal dieß Mittel zum Zwecke, jene vielſeitige Kenntniß des Schönen und jener allgemeine Sinn fürs Schöne, erreicht ſei, geſchweige der Zweck ſelbſt: die productive Gabe zur objectiven Kunſtſchaffung. Und wie die menſchliche Kurzſichtigkeit iſt, die ſelten in die größeren Conceptionen des ausgezeichneten Mannes einzugehen weiß, ſo mußte es wohl ſo kommen, daß das Mittel zum Zwecke ward, daß man bei dem ſubjectiv Schönen als bei dem ächten und wahren Schönen ſtehen blieb, und daß man den anfänglichen eigentlichen Zweck aus den Augen verlor, der überhaupt dem Concipienten ſelbſt nur unklar vorſtand, und der dazu an ſich ſelbſt auf einer Täuſchung beruhte, ſo daß denn Schlegel in eigner Perſon dieſem Looſe verfiel, daß er in aller Dichtung das am höchſten pries, was er anfangs verworfen hatte, und daß er an ſeinem geliebten Calderon gerade das Nationale und Charakteriſtiſche lobte, was nach dieſen erſten Theorien nur einſeitig heißen konnte. So kam es denn am Ende, daß die kritiſch-äſthetiſchen und literarhiſtoriſchen Leiſtungen der Schlegel durchaus nicht das waren, was man bei dieſem erſten Werke, das wenigſtens mit großen Entwürfen ſchwanger ging, erwarten durfte. Aehnlich ging es mit den poetiſchen Leiſtungen der Schule auch. Unſere Zeit ſollte ſo reich an Folgen, und an Keimen für die Zukunft ſein; Göthes objective Kunſt ſollte nur der Anfang zu der Realiſirung der wahren Idee des Schönen ſein; aber Niemand kam, der nur von Ferne gleichen Schritt mit ihm gehalten, geſchweige ihn überboten hätte, trotz all den großen Anforderungen, den kühnen Steigerungen und angeſpannten Erwartungen. Ja gerade dieß Alles verdarb die Kunſt, auch das hat Göthe vortrefflich voraus geſagt. Dieſe große Anforderung ſchien ihm keinen großen Dichter hervorbringen zu können, weil die Dichtkunſt im Subject, das ſie ausüben ſolle, eine gewiſſe gutmüthige ins Reale verliebte Beſchränktheit verlange, hinter welcher das Abſolute verborgen liege. Die Forderung von oben herein aber zerſtöre dieſen unſchuldigen productiven Zuſtand und ſetze vor lauter Poeſie an die Stelle der Poeſie etwas, das nun ein für allemal nicht Poeſie iſt!

Drei Sätze haben wir aus dem Letztangeführten zu verfolgen; zu zeigen, daß das was von den Vorkämpfern der neuen Schule für Theorie und Hiſtorie der Kunſt und des Geſchmacks geleiſtet ward, nicht an und für ſich auf die Dauer gerade wichtig, aber zu Begründung einer literargeſchichtlichen Wiſſenſchaft doch ein mächtiger Anſtoß war; dann daß die Aneignung der fremden Literaturen in größerem Maßſtabe, als vorher geſchehen, das Werk war, womit die Romantiker am bedeutendſten auf die Nation gewirkt haben; endlich an einer Skizze der poetiſchen Leiſtungen zu veranſchaulichen, daß in der That trotz aller Fülle und allem äußeren Glanze doch unſere Dichtung in dieſem Zeitraume entſchieden verfiel. Was zuerſt die kunſtwiſſenſchaftlichen Werke angeht, ſo heben wir, da wir überall nur andeutungsweiſe verfahren wollen, die zwei Hauptwerke der Brüder Schlegel aus der früheren Zeit bevorzugend heraus, um an ſie unſere flüchtigen Bemerkungen anzuknüpfen. Das einzelne Fragmentariſche, was Beide vorher geliefert haben, haben Beide nicht ſammeln wollen: auch knüpft es ſich an zu vieles Ephemere an, um hier erwähnt werden zu können; was in den Charakteriſtiken und Kritiken (1801) zuſammengeſtellt iſt, können wir gelegentlich berückſichtigen. Was uns bei dieſen Werken, A. Wilhelm's Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur (1809—11) und Friedrichs Geſchichte der alten und neuen Literatur (1815), die Hauptſache ſcheint, iſt das Verdienſt der klaren und einfachen Darſtellung, an das ſich weſentliche Wirkungen, die überhaupt für die romantiſche Zeit charakteriſtiſch ſind, anknüpfen. Die gefällige, und namentlich bei Auguſt Wilhelm S. auch durch keine individuellen Beſonderheiten geſtörte Darſtellung begünſtigte die große Verbreitung und Eingänglichkeit dieſer Werke, die nicht für den gelehrten Kenner gearbeitet ſein ſollten; und in der That holten wir lange Jahre einzig daher unſere äſthetiſche Routine, die wir aus Schiller, aus Herder und Leſſing zu lernen ſchon zu ſchwer und umſtändlich fanden, und die aus manchen Halbtheoriſten der Schule wie Adam Müller, Solger (Erwin 1815) und A. noch ſchwerer zu lernen war. Und was eine weitere Folge der eleganten, für die höhere Welt berechneten Behandlungsart war: das ſummariſche Verfahren zwang auf den höchſten Spitzen der Dichtung aller Nationen allein zu verweilen und dieß förderte, auch ohne Abſicht, die allgemeine Tendenz der Romantik, das Würdige und wahrhaft

Bedeutende allein ins Auge faſſen zu lehren. Eine eindringende, erſchöpfende hiſtoriſche Erzählung war auch damals, bei dem Mangel des Materials, noch gar nicht zu verlangen, und man würde jenen Werken entſchieden Unrecht thun, wenn man den Maßſtab an ſie legen wollte, den wir heute zu brauchen berechtigt ſind. Die hiſtoriſche Schilderung des Kunſtverlaufs war damals etwas ganz neues; in der Geſchichte der antiken Literatur von Friedrich S., aus der wir das Obige aushoben, war noch zuviel theoretiſches Raiſonnement, um das hiſtoriſche Element deutlich darin zuzulaſſen; aber die beiden genannten Werke folgten der Entwickelung der Literatur in geſchichtlichen Skizzen, und hierauf fußten alsdann die größeren und weitläufigeren Werke von Franz Horn und Bouterweck, die die Geſchichte der Poeſie nach und nach zu einer Disciplin geſtalteten, die ſich neben andern längſt gepflegten Zweigen der Culturgeſchichte als ebenbürtig ſtellen durfte. Daraus folgt indeſſen nicht, daß jene Werke auch in jener Zeit nicht hätten gründlicher ſein können, als ſie ſind, und daß ihre ſchlanke Geſtalt ihnen nicht weſentlich geſchadet hätte. Dieß haben auch ſchon die ernſten Kritiker jener Tage, befreundete Männer ſogar, wohl gewußt, und Solger hat z. B. über die dramatiſche Geſchichte A. W. Schlegels in einer höchſt milden und freundlichen Beurtheilung ſehr treffend ins Licht zu ſtellen gewußt, wie doch eigentlich alles Weſentliche, worauf es ankam, und gerade nach dem Sinne des Verfaſſers ſelbſt am meiſten ankam, mangelhaft, ſchief, ja ganz fehlend iſt, wie aus lauter Rückſicht auf die gute Geſellſchaft alles Schwierige mit vornehmem Leichtſinn übergangen ward. In Friedrich Schlegels Literargeſchichte aber, die die Frucht eines Lieblingsſtudiums, einer Lebensbeſchäftigung iſt, wird man ſich nicht wenig über die außerordentliche Unſicherheit des Urtheils und Geſchmacks wundern, über die vielen vielleicht, und mag, und dürfte, über die herrſchende Dämmerung [76]), die nur gelegentlich von den Blitzen geiſtreicher

76) Man höre folgende Eintheilung: Die erſte und urſprüngliche Beſtimmung der Poeſie iſt, eine große Vergangenheit feſtzuhalten. Die zweite, ein klares, ſprechendes Gemälde des wirklichen Lebens uns vor Augen zu ſtellen, was das Drama am lebendigſten kann; ſie kann aber auch, in dritter Beſtimmung das höhere Leben des inneren Gefühls anregen! Das Weſen einer hierauf gerichteten Poeſie iſt eben die Begeiſterung, oder das höhere ſchönere Gefühl und alſo beſteht das Weſen der Poeſie in der Dichtung, Darſtellung, Begeiſterung.

Beobachtung durchbrochen ſind, über die ſonderbaren Misgriffe, die durchaus nicht überall aus der engherzig religiöſen Theorie, ſondern auch aus Mangel an Kenntniß und aus einer unpoetiſchen Natur fließen. Reichlich finden wir hier beſtätigt in einem ſyſtematiſch geordneten und überlegten Buche, worüber ſich Schiller und Göthe gleich beim Anfange der neuen Kritik gewundert hatten, die große Verwirrung der Urtheile und die förmliche Akriſie, die dieſer Kritik Charakter iſt. Auch dieſer Umſtand lag begründet in der allzugroßen Fülle neuer Dichtungen aus der Gegenwart und dem Vaterlande, aus allen Fernen und Zeiten, die unter der ungeheuren Thätigkeit allzuplötzlich die junge Generation überfiel, ſie mit falſchem und ächtem Lichte blendete, ihre reizbare Spannung unnatürlich ſteigerte, und ſo die wunderbarſten Täuſchungen und Enttäuſchungen hervorrief und Begeiſterung und Verachtung im Momente wechſeln ließ. Wer eine Blumenleſe äſthetiſcher Urtheile aus den erſten zwei Jahrzehnten dieſes Jahrh. zuſammenſtellen wollte, der würde finden, daß die heutige ähnliche Akriſie, Selbſttäuſchung und Verblendung durchaus nichts neues iſt, und daß, wenn man noch in unſeren Tagen den Dichtern ſelbſt jener Zeiten, den Arnim und Wilh. von Schütz eine tiefere Verehrung und Anerkennung verheißen hat, dieß nur fortſetzt, was damals begonnen war. Man ſchlage nur Briefe des jüngern Voß auf, oder die von Paſſow, oder ähnliches, was hell aus jenen Jahren herausklingt, wie jene Jugend immer in Ekſtaſen ſchwärmt, wie ihr ein mäßiges Wohlgefallen eine Sünde, jeder Beifall in Worten matt ſcheint, über Werke, die wir längſt vergeſſen haben. Werner ſchien Paſſow das größte Dichtergenie aller Zeiten, ſeine Söhne des Thals der Triumph der deutſchen Sprache; ſpäter war ihm dieß Carfunkelpoeſie, aber ſein 24ter Februar doch wieder eins der meiſterhafteſten Werke, die er kannte. Er ſelbſt, der ſpätere treffliche Lexikograph, wollte damals, von ſeiner Laura begeiſtert, unter der Schutzdämonie der Jean Paulſchen Liane, die Schlegel mit einem Petrarka, Voß mit einem Homer überwinden! Wie hat nicht Jean Paul ſeine Anſichten ändern müſſen von denſelben Poeten, die er ſelbſt gutmeinend eingeführt hatte! Wie belei-

---

In erſterer ſind beide letztere vollſtändig vereint; aber auch ohne eigentliche Dichtung und ohne alles Wunderbare kann ein Werk des Geiſtes oder der Rede durch Darſtellung oder Begeiſterung allein poetiſch ſein u. ſ. w.

digte nicht Schiller ſchon in Herders Adraſtea das gleichgültige Nebeneinanderſtellen ſeiner (der Schillerſchen) Dichtung mit Stolberg und Koſegarten, die gleiche Achtung vor Nicolai und Eſchenburg wie vor den Bedeutendſten! Wie beſchwerte er ſich über die Schlegel, die Göthes Genius wirklich faßten, und dabei die antipodiſche Natur ihrer eigenen Werke auch nur ertragen konnten! Was ſollte er erſt zu den Urtheilen geſagt haben, an die wir heutiges Tages gewöhnt werden! So wundert man ſich freilich nicht, daß Fr. Schlegel fehl urtheilt nicht allein über jene myſtiſchen Poeten, für die ihn ſeine Theorien, und über die befreundeten Tieck, Novalis und Collin, für die ihn die Schulbeziehungen beſtachen, und die er ziemlich gerade an Göthe und Schiller anſchob, ſondern auch über viel entlegenere, die ſeine Befangenheit im Grunde nichts angingen. Es iſt gewiß nur die Anſicht einer im Grunde unpoetiſchen Natur, wenn er Cäſars Geſchichtswerk über Herodot, Camoens über Arioſt hebt, wenn er Flemming und Wekhrlin Dichter nennt, die jedem Zeitalter Ehre machen würden, und offenbare Unkenntniß, wenn er Opitz ſo gewaltig hebt und behauptet, er habe eigentlich ein Heldendichter werden wollen, der doch gerade die Heldendichtung von ſeinem Zeitalter ablehnte. Allein wir brauchen uns an ſolche Einzelnheiten, die noch dazu z. Th. obſcure Dichter angehen, nicht zu halten, wir dürfen nur direct auf die Lieblingsgegenſtände unſerer Aeſthetiker ſelbſt losgehen, um zu bemerken, wie ſelbſt da ihr Urtheil faſt überall unſicher und geringfügig bleibt, ſelbſt wo es liebevoll und anregend iſt. Den griechiſchen Dichtern, wollen wir zugeben, geſchieht im Ganzen nicht allein von A. Wilhelm, der überall unbefangener iſt, ſondern auch von Friedrich Schlegel ihr Recht; denn was liegt am Ende an dem Widerſpruch, daß Schlegel zuletzt die Harmonie, die er in der antiken Kunſt ungern zugeben muß, in der Wiſſenſchaft der Alten wenig, in ihrem Leben gar nicht mehr finden will; genug daß er ſie doch in der Kunſt anerkennt. Mit der fortgeſetzten Fehde gegen die franzöſiſche Poeſie, mit der Ehrenrettung des Euripides gegen Racine, mit dem Eifer, womit Laharpe, wie Voltaire von Leſſing, abgewieſen wird, bekennt man ſich gern eben ſo zufrieden; ſie war aus doppelten Gründen geboten, da das goldene Zeitalter Ludwigs XIV. nicht allein der Tod der ächten Antike, ſondern auch des romantiſchen Mittelalters war. Auch über die italieniſchen Dichter wird man gern die allgemeinen Anſichten theilen; wie wenig

man auch Befriedigung finden möchte; und auch was A. W. Schlegel der altdeutſchen Literatur in verſchiedenen Arbeiten zu Gute gethan, hat ſeine Wirkung gehabt und iſt ſeines Dankes Werth. Was aber die beiden Vertreter der engliſchen und ſpaniſchen Poeſie angeht, ſo iſt allerdings die Einführung und Ueberſetzung, und die vielfache Bemühung um ihre Aufnahme unter uns, die wir den Romantikern, trotz Allem was früher geſchehen war, faſt allein verdanken, bei weitem höher zu achten, als ihre Urtheile und Anſichten über ſie. Was Auguſt Wilhelm in der dramatiſchen Literatur über Shakſpeare ſagte, ſchien Solgern gerade um ſo weniger zureichend, je geſpannter man über das Urtheil des berühmten Ueberſetzers ſein mußte; er vermißte den freien richtigen Standpunkt und wollte ſich nicht mit der Bekämpfung der herrſchenden Vorurtheile begnügen laſſen. Wie unendlich Vieles iſt nicht im Einzelnen und Ganzen von Franz Horn, von Tieck, von beiden Schlegeln über dieſes Mannes Werke geſchrieben worden! Wie oft iſt über ihre Shakſpearomanie Klage geführt worden! Wie leicht hätten dieſe Klagen abgewandt werden können, wenn nicht die Wärme für den großen Dichter entweder wirklich einſeitig, oder doch oberflächlich geblieben wäre? Mit welcher Liebe iſt A. W. Schlegels Aufſatz über Romeo und Julie geſchrieben, wie wohlthätig wirkt er durch die Auffaſſungsgabe, die da herausblickt, gegen die dickhäutige Kritik eines Johnſon, an die man früher allein gewöhnt war, allein doch würde Tieck nach ſeinen eigenen Bemerkungen über dieſes Stück geſtehen müſſen, daß Schlegel, ſeinen Aeußerungen über Lorenzo zufolge, den eigentlichen Sinn des Dichters bei dieſem Stücke aus unſerer modiſchen Liebesſentimentalität doch verfehlt habe? Und wieder hat Tieck ſo ausführliche Urtheile über einzelne Charaktere im Hamlet mitgetheilt, die allgemein vielen Widerſpruch gefunden haben, und von denen umgekehrt wieder A. W. Schlegel doch wohl auch der Meinung ſein würde, ſie verriethen das Studium und die Verirrung eines allzufleißigen Leſers, der vielleicht ſeinen eignen trefflichen Ausſpruch nicht genug beherzigte, es ſei die Vertiefung in einen Autor eine Art Krankheit, und es müſſe durch das ſtarre Hineinſchauen das Auge am Ende ebenſo geblendet werden, wie durch ein irres Herumfahren von einem Gegenſtande zum andern. Warum überhaupt hat uns Tieck, deſſen Schriften in Proſa und Poeſie nur gar zu voll von Shakſpeare ſind, der überall das genaueſte

philologiſche Studium des Dichters nicht allein, ſondern auch der Zeit verräth, niemals ein zuſammenhängendes Bild des Dichters und ſeiner Werke entworfen, ſtatt uns mit fragmentariſchen Winken bald zu ſpannen, bald auch durch die ewig wiederholten Klagen über das abgekommene Theatergerüſte der Shakſpeareſchen Zeiten abzuſpannen? Und vollends Friedrich Schlegel dürfen wir gar nicht hören, der nach ſeinem endlichen Quietismus, wie er auf Schiller als auf eine ſkeptiſche, unbefriedigte Natur hinſah, ſo auch Shakſpearn als ein abgeſondertes, verſchloſſenes, einſames Gemüth bedauerte! der ein tief ſchmerzliches und herbtragiſches Weſen in dem Dichter fand, welcher mit einer unbegreiflichen Helle und Ruhe in alle menſchlichen Dinge blickt! der in des Dramatikers lyriſchen Gedichten den Beweis fand, daß er in ſeinem Drama nicht das dargeſtellt habe, was ihn ſelbſt anſprach, ſondern die Welt, wie er ſie durch eine große Kluft von ſich und ſeinem Zartgefühl geſchieden vor ſich ſtehen ſah!! Auf Calderon ſollte zuletzt aller poetiſcher Glanz allein fallen, den Dichter gerade, der der deutſchen Natur am wenigſten zuſagen konnte, der wie vortrefflich er ſei, wie viele Mühe man ſich an ihm gegeben, wie viele Köpfe er vorübergehend geirrt hat, doch zuletzt an einem nationalen Kerne in dem deutſchen Geſchmacke anſtieß, den man ſo univerſell verflüchtigt hatte. Was haben wir auch über ihn durch die vielen Beſprechungen eigentlich Haltbares gelernt? Auch ihn, fand Solger, habe A. W. Schlegel ohne Genauigkeit und nur von der Außenſeite beſprochen, ſo nöthig über ihn ein tüchtiges Wort geweſen wäre, über den die Deutſchen in ein gedankenloſes Schwärmen geriethen; und weislich warnte er vor dem Enthuſiasmus, mit dem auch hier Calderons religiöſe Schöne beſprochen ward, und vor dem Herumgreifen nach Allem was der Religion ähnlich ſieht. Friedrich Schlegel ging ſo weit, an dieſem Dichter, vor deſſen wunderlichen Eigenſchaften und ſinnverdrehenden Begriffen in Religion, Ehre, Sitte und allen Lebensbeziehungen man unſere ganz heterogene Geſinnungsweiſe kaum einmal zu warnen braucht, gerade Nichts zu finden," was die Denkart untergraben, das Gefühl verwirren, den Sinn verkehren könne!" und er bedachte ſich nicht, ihn geradezu über Shakſpeare hinwegzuſetzen, den Dichter göttlicher Verklärung über den ſkeptiſchen Poeten, dem unter den Menſchen wohl iſt. Und ſo miſcht ſich überall in den Schriften der Brüder, wie in ſo unzähligen anderen äſthetiſchen Werken und

Anſichten ihrer Freunde auf eine wunderbare Weiſe ächte Freude an dem Schönen mit eigenthümlicher Ueberſchätzung beſonders desjenigen, was ihnen ſelbſt nach ſo vielem vorher Bekannten der Nation als neu darzubieten vorbehalten war; und wenn man das Urtheil über die Geſchmacksrichtung abſchließen ſoll, in welche ſie die Nation hineingeleitet haben, wird man nichts anderes ſagen können, als was Fr. Schlegel über alle neuere Kritik und Kunſttheorien überhaupt ſelbſt ſagte: ſie ſeien eines Theils das verdienſtvolle Streben nach einer wahrhaft begründeten Wiſſenſchaft, anderes Theils aber auch der abgezogene Begriff einer Praxis und Thätigkeit der Zeit, die von ſo manchen Verkehrtheiten begleitet war.

Wenn das Anlehnen der Poeſie an die Religion, an die verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaften, an die Kritik und Kenntniß der Literatur ſchon überall ein Zeichen der Abnahme eigentlicher productiver Kraft in der Dichtung ſelbſt iſt, ſo iſt dieß noch weit mehr der faſt leidenſchaftliche Eifer, womit die romantiſche Schule und Zeit ſich der Uebertragung der Dichtungen aller Nationen hingab, und gleichſam ihre ausgezeichnete Gabe der Empfänglichkeit und Paſſivität ſelbſt zur Production benutzte, zur Ueberſetzung, einer Thätigkeit, die ganz charakteriſtiſch in der Mitte zwiſchen Poeſie und Wiſſenſchaft ſteht, zwiſchen welcher wir die Zeit ſtreiten und ſchwanken ſehen. Ob dieſe Wendung eine gute und heilſame war, werden wir nach der unbefangenſten Ueberlegung gleich geneigt ſein zu bejahen und zu verneinen. Was die Poeſie an und für ſich angeht, ſo fragt ſich, wenn einmal die Kraft der Production wirklich nach der großen Anſtrengung des vorigen Jahrhunderts erſchöpft war, was man bei dieſem Siechthume beſſeres thun konnte, als ſich neue Stärkung, neue Genüſſe, neue Nahrung aus der Fremde zu holen, vollends wenn man ſich an das wahrhaft Gute und Treffliche hielt, und in der Ueberſetzung dem Original ein Würdiges zur Seite zu ſetzen ſtrebte. Dieß Zeugniß aber muß man gerade dem, was von den Romantikern im engern Sinne ausging, allerdings zuerkennen. Auf der andern Seite freilich liegt dann die nothwendige Folge, daß dieſer große Luxus in unſerer poetiſchen Conſumtion einen ſolchen Heißhunger angewöhnen mußte, daß wir, nachdem der erſte und große Reichthum erſchöpft war, uns auch auf die geringere Koſt mit der gleichen Gier warfen, wie auf das Beſte vorher. Wir erhielten in den erſten Jahrzehnten dieſes Jahrhunderts,

man darf wohl ſagen, alles Vorzügliche der Dichtung der ganzen Welt, auch was wir früher in roheren Verſuchen beſeſſen hatten, in claſſiſchen Ueberſetzungen zugetragen, die nach dem Ruhm der Voſſiſchen Arbeiten ſtrebten, die uns die Gewöhnung auch an das Entfernteſte leicht machten; und die beſten Meiſter der Wiſſenſchaft und Dichtung, Göthe und Schiller ſelbſt, bedachten ſich nicht an dieſer Thätigkeit Theil zu nehmen. Weiterhin aber ſchleppte man auch alles Mittelmäßige, was frühere Zeiten geſchaffen hatten und was die gegenwärtige in aller Welt ſchuf, ja man möchte ſagen, man ſchleppte abſolut alles in Deutſchland ein, man errichtete große Ueberſetzungsanſtalten und Fabriken, kein claſſiſches Werk der Voß und Schlegel ſchreckte die gewöhnlichſten Stümper ab, ſich immer und immer wieder daran zu verſuchen, die ungeheuere Einfuhr engliſcher und franzöſiſcher Literatur konnte eine ganze Reihe von Autoren, die Huber, Lindau, Ad. Wagner, Caſtelli, Theodor Hell und ſo viele andere bewegen, faſt das Werk ihres Lebens, vielleicht ihre Subſiſtenz an bloße Ueberſetzungen zu knüpfen, es durften Unternehmungen gemacht werden wie die Taſchenbibliothek ausländiſcher Claſſiker, die in viel hundert Bänden von vielen ganz neuen Namen alle dageweſenen Werke alter und neuer Zeit, das Gute und Geringe, neu überſetzt liefern konnten! Wenn unter dieſer Fluth am Ende auch die Kraft, die noch übrig geweſen wäre, verſchwemmt, wenn ſie erſtickt ward, da ſie ſich noch hätte erholen können, wenn unſere kaum ſo ſiegreiche Literatur wieder in Nachahmung und ſklaviſche Abhängigkeit zurückfiel, wenn in ihr, dem erſten großen Symptome einer neu erwachenden Deutſchheit und gemeinſamen Volkslebens, gleich wieder alles Feſte und Selbſtändige zerſetzt ward, ſo war dieß wohl natürlich, aber allerdings weder erfreulich noch wohlthätig. Dieß berührt die allgemeine Frage, was dieſe Thätigkeit und Richtung für den ganzen Culturſtand und Volkscharakter Uebles oder Gutes mit ſich brachte. Und hierüber haben ſich ſo viele Männer, die ſich dieſer Beſchäftigung hingaben, ſelbſt geäußert, und faſt niemals, ohne die Zweiſeitigkeit und Zweideutigkeit derſelben deutlich zu empfinden. Göthe ſelbſt hat den Weg zur Aneignung des Altdeutſchen, des Italieniſchen, des Franzöſiſchen zeigen helfen; er hat ſich in ſeinen ſpäteren Jahren von jeder Regung fremder Dichtungen zur Nachahmung beſtimmen laſſen; er pries die Aufnahme der fremden Oper an; rieth ſogar daß man

ſich mehrerer Sprachen als beliebiger Lebenswerkzeuge auch zum Schreiben bemächtigen ſolle; und erklärt es für etwas Wunderliches, den Deutſchen zuzumuthen, ſich auf ihren mittelländiſchen Kreis zu beſchränken. Aber doch haben wir ihn oben warnen hören vor der Hingabe an fremde Einflüſſe, doch hat er anderswo beklagt, daß unſere Bildung an fremden Sitten und ausländiſcher Literatur uns ſo lange gehindert hätte, uns als Deutſche früher zu entwickeln. Die Schlegel haben ſich ſo entſchieden für den Vorzug unſerer vielſeitigen Bildſamkeit, der Wandelbarkeit unſeres Geſchmacks vor den entlegenſten Denkarten und abſtechendſten Sitten erklärt, gegen die Beſchränkung, womit ſich die nationaler entwickelten Völker auf ihre eigene Literatur zurückzogen und die Fremden, wo ſie ſie angriffen, traveſtirten; aber doch hat Auguſt Wilhelm auch ſehr wohl gewußt, wie dieſe unſere Art auch oft in thörichte Vorliebe für das Fremde und in Nachahmungsſucht ausgeartet iſt. So zweifelte auch Solger, ob dieſe unſere Vielſeitigkeit einen Vorzug unſerer eigenen Cultur verriethe; und Franz Horn bedauerte bei allem Guten den Schaden: daß wir uns von ächter deutſcher Natur und Kunſt dadurch entfernt hätten und den mütterlichen Boden verkennten. Wenn wir den Rückweg zu uns ſelbſt aus dieſen unendlichen Fahrten und Irrfahrten unſerer literariſchen Bildung finden können, ſo wird uns dieſe Schule unſtreitig von dem höchſten Nutzen ſein; daß wir uns aber auch dieſen Rückweg erſtaunlich erſchwert haben, leuchtet von ſelber ein. An der letzten Scheide des Jahrhunderts waren dieſe Umwege, ſcheint es, nicht zu vermeiden, deſto leichter wäre es jetzt unter dem langſam wachſenden Nationalſinn, den Rückweg einzuſchlagen, womit wir nur freilich nicht die viel betretene Straße zum Teutonismus meinen, die uns nirgends zu einem Ziele geführt hat. Damals als unſer Vaterland in politiſcher Lethargie lag, feierte gleichſam auch ſeine ſelbſtändige Poeſie und man ſah Schillers kühnen Gängen mit einer Art Verwunderung zu. Dem franzöſiſchen Koloſſen wollte man nicht huldigen, gegen die franzöſiſche Literatur nahm vielmehr die Polemik in der That einen halbpolitiſchen Charakter an. Dagen ſchien man nun nach der Reihe auf alle jene Nationen, die mit dem neuen Univerſalreich in feindliche Colliſionen kamen, auch literariſch aufmerkſamer zu werden, und England und Spanien, Italien und der ganze Orient feſſelte unſere Thätigkeit an ſeine theilweiſe vergeſſenen Schätze, ſo wie ſpäter mit Griechenlands Er-

hebung das Intereſſe an der neugriechiſchen und ſerbiſchen Literatur, ſeit Polens Revolution die Achtſamkeit auf ruſſiſch-polniſche Dichtung eintrat. Dieß waren natürlich nur äußere Anläſſe, die mit der allgemeinen Dispoſition der Deutſchen, die von jeher zur Aneignung alles Fremden gerüſtet ſtehen, glücklich und ermunternd zuſammentrafen, und im Beſonderen mit jener Erſchöpfung der eignen Production, die nur vorübergehend unter der Erhebung des Vaterlandes noch einmal ſich aufraffte. Daß die Wegwendung und der Verdruß an den heimiſchen Dingen, der Widerwille an den gegenwärtigen Verhältniſſen in unſerer Literatur jene merkwürdige Flucht aus Vaterland und Gegenwart damals überhaupt erzeugt und genährt haben, dieß liegt bei Erwägung des Factiſchen ſchon auf der Hand. Auch iſt dieſe Erſcheinung, daß die Noth des äußern Lebens die Gemüther in ſich ſelbſt weist, wo ſie ſich ein eignes Leben ſchaffen, das ſie dann in der Ueberlieferung anderer Zeiten und Völker wieder ſuchen, von uns ſchon in anderen Perioden beobachtet worden. Die Art und Weiſe, wie ſich Göthe an den politiſchen Ereigniſſen in der Revolution, und nachher in der Reſtauration ſättigte, wie er ſich von dem Nächſten weg nach dem Entfernteſten rettete, iſt durchaus nicht die beſondere Aeußerung einer zufälligen Individualität, ſondern es äußerte ſich der Druck dieſer Laſt auf ähnliche und andere Weiſe auch in anderen Seelen. In den Zeiten, da er Chineſiſch trieb, oder früher da er ſich mit der Natur und plaſtiſchen Kunſt beſchäftigte, um mit dem öffentlichen Leben nichts zu thun haben zu dürfen, kehrte Jean Paul in einer langen Schriftſtellerei dieſen öffentlichen Verhältniſſen und der Zeitgeſchichte ganz den Rücken, trieb Fouqué ſeinen Verkehr mit dem Ritterthume, Hoffmann mit der Geiſterwelt, floh die zarte Seele eines Tiedge vor Geſchichte und Zeit in die Einſamkeit und Natur, ſympathiſirten Seume und Chamiſſo mit den Naturzuſtänden der Wilden, und wollte Falck von Voltaire und Bahrdt zu Abraham und Lot zurück; die Geſchichtsforſchung wandte der neueren Zeit den Rücken und grub ſich in die Urgeſchichte, wohin ſie die mythologiſche Forſchung der Philologen wies; die Politik fing an fromm zu werden und hierarchiſche Anwandlungen zu bekommen; und wohin war unſre ſpeculative Philoſophie von der lebendigen Praxis hinweggerathen ſeit jenen Jahren vor Kant, wo ſie es auf die unmittelbare Anwendbarkeit ihrer Lehren ſo gerne abgeſehen hatte! Dieſem großen Zuge alſo

von der lebendigen, thätigen Gegenwart hinweg zu einer ruhigen Ferne und Vergangenheit folgten alle jene romantiſchen Männer auch, indem ſie uns den Orient und Occident, den äußerſten Norden und Süden und unſer eignes Uralterthum aufhellten; ja die jungen Freiheitsmänner, die Deutſchland 1813 aus ſeiner Schmach reißen halfen, und die es neu umgeſtalten wollten, ſtrebten zum Kaiſerthum und zum Herrmannsgeiſte zurück, und änderten Tracht und Mode nach alten Sitten anderer Zeiten und Zuſtände. Vor und nach der momentanen Unterbrechung welche die ausländiſche Literatur in jenen Jahren des politiſchen Aufſchwunges erlitt, überließ man ſich alſo ganz dem Eifer, die Weltliteratur zu unſerem Eigenthum zu machen, als ob uns Deutſchen allein ihre Schätze vererbt ſeien, als ob wir für ihre Erhaltung und Nutzung allein verantwortlich gemacht wären. Mit welcher Virtuoſität wir uns bei dieſem Geſchäfte nahmen, wie geläufig uns die Annahme untergegangener Vorſtellungsweiſen, die Belebung fremder Sitten, die Adoption ganz heterogener Geſchmacksrichtungen war, beweiſen nicht allein die einzelnen Literaten, die nach dieſer und jener Seite hin mit einer Natur wirkten, die eher da und dorther einen Eingewanderten, als einen Deutſchen vermuthen ließ, beweist nicht allein jener Enthuſiasmus, oder auch Realismus, mit dem die Romantiker die ſüdliche Dichtung nicht genug zu ehren meinten, wenn ſie nicht zugleich Sitte und Sinnesart daraus ſich aneigneten; es beweist dieß ſchon die einfache Aufzählung der Namen und Werke, der Völker und Zeiten, die damals wie auf einen Schlag bei uns eingeführt wurden. Nur eine oberflächliche Erinnerung ſoll an dieſe unglaubliche Vielſeitigkeit, an dieſes getheilte Intereſſe, an dieſe ſtaunenswerthe Thätigkeit erinnern. Zu derſelben Zeit, als die Verpflanzung der antiken Dichtwerke fortdauerte, als Voß die drei Hauptdichter der Lateiner und den Ariſtophanes gab, ſein Sohn an Aeſchylos arbeitete, Solger den Sophokles (1808) Bothe (der auch ſonſt als dramatiſcher Schriftſteller bekannt, d. h. unbekannt iſt) den Euripides (1800—3) überſetzte, als Wieland an dem attiſchen Muſeum mitwirkte und ſeinen Cicero und Horaz gab, geſchah es zugleich, daß zu der Aufdeckung der alten deutſchen Nationalpoeſie geſchritten ward; und obgleich ſpäter einige Feindſchaft zwiſchen den an der antiken Poeſie Gebildeten und den in dem deutſchen Alterthume vorzugsweiſe Bewanderten, zwiſchen Homer und den Ni-

belungen nicht ausbleiben, auch damals ſchon Göthe ſeine Abneigung gegen die altdeutſchen Reſte nicht unterdrücken konnte, ſo waren doch die Schlegel und jene Zeit im Allgemeinen mehrſeitig genug, das Eine und das Andere mit gleicher Liebe zu umfangen. Dieß ging allerdings zu weit, wenn Tieck, Brentano, Fr. Schlegel, Görres, Fouqué und Andere altdeutſche Romane und Volksbücher der ſchlechteſten und geringſten Art wieder druckten oder bearbeiteten und auszogen, und uns anmutheten auch dieß als eine ſeltene Poeſie zu verehren, aber immer darf man die Regſamkeit im Allgemeinen ſegnen, mit dem dieſe auf die Moderniſirung, die van der Hagen, Büſching, Docen, Grimm und die Späteren auf die Herausgabe der alten Dichtungen aus waren. Denn nicht allein hat ſich ſeitdem eine deutſche Literatur von ganz anderem Anſehen, eine Kenntniß des Mittelalters von weit anderer Lebendigkeit als früher gebildet, es iſt auch im Stillen ein deutſcher Geiſt, ein deutſches Recht, ein deutſcher Volks- und Staatsſinn herangewachſen, der uns mitten aus unſerer Univerſaliſtik heraus zu verſprechen ſcheint, daß nicht alles Nationale in uns unterſinken ſoll. All' dieß weist in ſeinen Anfängen an den Beginn des 19ten Jahrhunderts, als die Schlegel auch den Boccaz und Petrarca empfahlen, als A. Wilhelm den Dante probeweiſe mittheilte, und als Gries (ein Mann der mitten in dem glänzenden Literaturkreiſe in Weimar und Jena angeregt ward, und der ſein ganzes Leben der ſüdlichen Dichtung widmete, ohne je von ſeinem gründlichen Ernſt zu verlieren oder der mechaniſchen Uebung zu verfallen) anfing die italieniſche Literatur, den Taſſo 1800, den Arioſt 1804, (viel ſpäter auch den Bojardo) in ganz anderer Geſtalt als die früheren Ueberſetzer zu geben; ihm ſchloß ſich Kannegießers Dante (1809), Alfieri von Rehfues und Tſcharner 1804 an, und mit allen wetteiferten ſpäter die Streckfuß, Lüdemann, Förſter und Andere. Während man ſo die feinſte, geſchliffenſte Kunſtdichtung der weichſten Sprache überführte, und in den ſtrengſten und ſchwierigſten Formen, in den gehäufteſten Reimen unſere harte und eckige Sprache abzufeilen und geſchmeidig zu machen unternahm, wanderten wir in den Zeitſchriften von Gräter in die formloſe Nebelwelt der ſcandinaviſchen Mythologie, ließen uns von den Grimm altdäniſche Kämpeviſer (1811) nachſingen, wagten uns mit ihnen bis in die roheſte und älteſte Dichtung der Edda (1815), und laſen den ſogenannten Galiſchen Oſſian (1811),

an dem Ahlwardt zum Voß werden wollte. Gleichzeitig führte uns Tieck in das wunderbare Werk des Cervantes (1799) ein, das in der Ueberſetzung Bertuchs und Soltaus nicht zuſagte, aber jetzt aus ſeinem eigenthümlichen Tone zu uns ſprach; die Erzählungen (von Soltau 1801 und Siebmann 1810), Perſiles und Sigismunde von Theremin (1808) folgten; A. W. Schlegel führte Calderon ein (1803) und dieſe Arbeit nahm ihm ſeit 1815 Gries ab, mit dem hier wieder Malsburg (1818) um den Preis tritt, der uns auch (nach Soden) eine Probe aus Lope de Vega gab; die Luſiaden von Hell und Kuhn (1807), die ſpäter von Donner übertroffen ſind, reihen ſich gleichfalls in dieſe Jahre ein. All dieß, wie wenig der Spanier die Harmonie ſeiner Poeſien in der Ueberſetzung wiederfinden will, athmet für uns hesperiſche Luft, und iſt ſo in dem fremden Geiſte empfangen, wie ſelten eine fremde Nation unſere Dichtung erfaßt hat; und gegen dieſen geiſtigen Werth ſoll man nicht ankämpfen, indem man den enthuſiaſtiſchen Anfängern nachweiſt, wie ſie mit dem Lexikon gefehlt, und manches quid pro quo überſetzt haben. Und derſelbe Mann [77]), der uns zuerſt die Feuerwerke des ſpaniſchen Dramatikers nachbilden lehrte, überſetzte uns damals zu gleicher Zeit eine Reihe von Schauſpielen des Shakſpeare (1797 fde.), die den Ruhm des Dichters und des Ueberſetzers zugleich erſt recht ausgebreitet unter uns haben, die uns den britiſchen Tragöden mit allen ſeinen Eigenheiten dennoch wie einen der Unſeren, in dem wir germaniſches Fleiſch und Blut mit uneigennütziger Freude begrüßten, nahe rückten, ſo daß er nun in zahlloſen Auflagen und Ueberſetzungen bei uns geleſen wird, und daß wir uns mit Recht gegen ſein Vaterland rühmen, ihm ſei erſt ſeine volle Anerkennung bei uns zu Theil geworden. Auch gegen dieſe Ueberſetzung Schlegels war die Voßiſche Genauigkeit eine unzeitige Oppoſition; es war das Beſte, daß Shakſpeare mit leiſen Freiheiten ſo zubereitet ward, wie er dem Schauſpieler ſogleich und gerecht

77) Es ſteigt der Briten höchſter lächelnd nieder,
und Calderon, den Kränze bunt umglühen,
der Minneſang im Goldgewand, erblühen
neu will Italien, uralt heilge Lieder
am Ganges wachen auf, und rund um brennen
Trophä'n, die dankbar deinen Namen nennen.
Tieck.

wurde, ohne erſt durch die Hände flauer Bearbeiter gehen zu müſſen. Und nachdem ſo der ganze Occident in unſerem Beſitze war, war es wieder A. W. Schlegel und ſein Bruder, die uns mit größerem Nachdrucke nach Indien wieſen, das uns mit dem ganzen Oriente ſchon ſeit den großen Succeſſen der oſtindiſchen Compagnie näher gelegt war. Forſter hätte (1790) ſchon mit ſeiner überſetzten Sakontala den nach Poeſie lüſternen Gaumen nichts erwünſchteres bringen können; ihr ſchloß ſich die Gita Govinda von Dalberg (1802) an, die ſpäter (1818) von Riemſchneider, wie Sakontala von Hirzel metriſch geliefert ward, dann lenkten Bopp und Humboldt auf verſchiedene Epiſoden des Mahabharata und Anderes ſchloß ſich in Ueberſetzungen und Bearbeitungen an, was Göthen in ſeinen ſpäteren Jahren noch entzücken konnte. In die türkiſche, perſiſche und arabiſche Dichtung führte uns Joſeph von Hammer bis zu einer Weite (man denke nur an ſeinen Montenebbi 1823), wie man es nur in Deutſchland wagen durfte; ebenſo hat er uns auch die Geſchichte des osmaniſchen Reichs in einer Weiſe eröffnet, wie keine der Nationen etwas ähnliches aufzuweiſen hat, denen es ihrer auswärtigen Verbindung und Macht nach näher liegen ſollte, ſolche Orientaliſten wie dieſen, oder ſolche Geographen wie Ritter und ſolche Reiſende und Naturforſcher wie A. von Humboldt zu bilden. Sein Divan des Hafiz (1812) hat bekanntlich Göthe's orientaliſche Lyrik angeregt, und ſeitdem öffnete auch Rückert die Schleußen ſeines Sprachſtromes, der uns bis China geführt hat, der uns noch größeres zumuthete, aber auch ohne uns hülflos zu verlaſſen. Von ſeinen Verwandlungen des Ebu Seid (1826) hat der Herausgeber des arabiſchen Textes, der größte Kenner des Orients den Frankreich in neuerer Zeit gehabt hat, geurtheilt, daß dieß zwar nicht überall Ueberſetzung, überall aber mehr als Ueberſetzung ſei, und daß er eine ſolche Gelenkheit unſerer deutſchen Sprache nicht zugetraut hätte. Zu Allem geſellt ſich ſeit dem griechiſchen Aufſtande noch das Intereſſe an den Volksliedern der Griechen, Serben, Slaven und Letten, die uns von W. Müller, von Kind und Iken, von Thereſe Robinſon geb. v. Jacob (—Talvj), Wenzig, Rheſa und A. zugeführt wurden, und unſerer luftigen orientaliſchen Lyrik wieder andere Impulſe gaben.

Die Ueberſetzungskunſt der Romantiker zeugt von einer außerordentlichen Gabe der Empfänglichkeit, von poetiſcher Empfindung,

von dem entſchiedenſten Sinne für äußere Form und innern Ton, und ihre Richtung auf das Beſſere der fremden Literaturen verräth die hinzu getretene Cultur des Geſchmacks und des Urtheils. Wenn wir aber von hier aus nach der eignen Production und Selbſtthätigkeit dieſer Männer fragen, ſo finden wir auch, daß eben dieſelbe Receptionsgabe, die ſie dort ſo vorzüglich machte, ſie hier unbedeutend ließ. In der ganzen Periode unſerer Dichtung, in der die romantiſchen Richtungen ausdauerten, haben wir neben dieſen Ueberſetzungen nichts ſo vorherrſchend, als die Nachahmungen und Bearbeitungen älterer oder fremder Werke, eine Liebhaberei an der Parodie, eine gewandte Gabe, die Töne aller unſerer jüngſten deutſchen Dichter nachzubilden, ihre Werke zu reproduciren, und als dieß Gebiet erſchöpft war, auch die aller fremden; innerhalb dieſer Nachahmungen die Ausbildung des Formalen und Aeußerlichen, — alles Symptome einer großen Receptionsgabe, nirgends die einer Selbſtändigkeit und innern Kraft. Wie Schiller die hiſtoriſche Tragödie angegeben hatte, ſo gab es hiſtoriſche Tragödien in Maſſe; wie die italieniſche Epopöe neuüberſetzt hervortrat, gab es ſogar wieder romantiſche Epen; Shakſpeares Manieren und Calderons Formen, die ſtehenden Gattungen der ſüdlichen Lyrik, die verſchwommene nebuliſtiſche Haltung der orientaliſchen, die Anklänge des ſerbiſchen Volksgeſanges und der Nibelungen, das ſpaniſche vor allen und das gräciſirende Trauerſpiel, Alles fand Aufnahme, Alles zeugte von der Virtuoſität, ein exiſtirendes Schöne nachzuempfinden, aber von keinem ſelbſtſchaffenden Vermögen, das, wie Franz Horn ſagt, zu Werken einer langathmigen Begeiſterung ausgereicht hätte. Ueber dieſe herrſchende Paſſivität haben die erſten Männer jener Jahre den dichteriſchen Leiſtungen der Zeit gegenüber Alle mit einer ſeltenen Gleichmäßigkeit und Uebereinſtimmung geurtheilt, man hat auch die Wahrheit des allgemeinen Satzes nie geleugnet, und nur wenn man die ſtrenge Anwendung davon auf die einzelnen Fälle macht, ſo hat man tumultuariſchen Widerſpruch zu fürchten: denn ſo ſind die Menſchen, daß ſie richtige Grundſätze nicht gern verleugnen, aber auch nicht gern befolgen. Das Wort Jean Pauls, der den poetiſchen Vertreter der Schule ein paſſives Genie nannte, iſt ihm ſo oft nachgeſprochen worden, daß man wohl fühlte, wie viele Wahrheit in ihm und in den angefügten Sätzen über die genialen Empfänger jener Periode gelegen ſei. Dieſe Leute, ſagte Jean Paul,

laſſen poetiſch frei die Welt und Schönheit in ſich ein, aber wollen ſie ſelbſt geſtalten, ſo bindet ſie eine unſichtbare Kette, und ſie bilden etwas Kleineres und Anderes als ſie wollten. Im Empfinden herrſchen ſie mit beſonnener Phantaſie über alle Kräfte, im Erfinden werden ſie von einer Ueberkraft umſchlungen und vor die Gemeinheit geſpannt. Ihr Licht erwärmt nicht, ſondern kältet. Sie geben leichter fremden Stoffen Form als eigenen, und bewegen ſich freier in fremder Sphäre als in eigner. Ihre Weltanſchauung iſt eine Fortſetzung und Fortbildung einer fremden genialen; ſie reichen daher ſtets in eine fremde Welt oder Zeit. Man ſieht wohl, einfacher kann man die Art der Poeſie, die Nachahmung und Ueberſetzung dieſer Schule nicht ausdrücken. Eben daſſelbe ſagte Schiller den Theorien und Poeſien der neuen Schule gegenüber, als er ſah, daß man den Begriff der Dichtung verwirrte, indem man ſtrebte ihr einen höheren Grad zu geben. Er erkannte in dieſem Geſchlechte den Sinn, den nur das Vortreffliche befriedigt, ohne die Gabe etwas Gutes zu ſchaffen; ſie hätten eine dunkle Idee des Höchſten, aber nicht die That, ohne die aus Ideen nichts werde; ſie haben nicht die wirkende Kraft, ihren Empfindungsſtand in ein Object zu legen, oder hätten ſie ſie, ſo iſt ihre Empfindung eine ſubjective, zufällige, ſie ſprechen nicht, wie der Dichter ſoll, das Ganze der Menſchheit aus. Schiller alſo fühlte gerade, daß dieſe neuen Dichter von ihrem Ziele des objectiven Schönen, wie es denn auch wirklich iſt, am weiteſten entfernt ſind. Wieder anders hat Göthe, wo er den Dilettantismus charakteriſirt, ein ſprechendes Bild dieſer Poeten (auch Er, wie Schiller in jenen Stellen, ohne ſie zu nennen) entworfen, das wieder auf denſelben Punkt der Improductivität hinführt. Der Dilettant, ſagt er, will das Paſſive an die Stelle des Activen ſetzen, und weil er auf eine lebhafte Weiſe Wirkungen erleidet, ſo glaubt er mit dieſen erlittenen Wirkungen wieder wirken zu können. Was ihm fehlt, iſt Architektonik im höchſten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erſchafft, bildet, conſtituirt. Er geht zuletzt vorzüglich auf Reinlichkeit aus, welches die Vollendung des Vorhandenen iſt, wodurch eine Täuſchung entſteht, als ob das Vorhandene zu exiſtiren werth ſei. Eben ſo iſt es mit der Accurateſſe, und mit allen letzten Bedingungen der Form, welche ebenſo gut die Unform begleiten können. Er ſucht gern Kunſtſtücke, Manieren, Behandlungsarten, Arcana; er hat meiſtens einen

Nebenzweck, eine Neigung zu ſtillen, einer Laune nachzugeben. Der wahre Künſtler aber ſteht feſt und ſieht auf ſich ſelbſt, ſein Streben, ſein Ziel iſt der höchſte Zweck der Kunſt. Vielfach iſt der Sinn dieſer Sätze und beſonders jenes Jean Paulſche Dictum von Anderen, von Romantikern ſelbſt, zum Theil in phyſiologiſchem Sinne angewandt worden. Jean Paul ſelbſt nannte Novalis noch ein ſolches geniales Mannweib, das unter dem Empfange zu zeugen glaubte; Wieland fand Baggeſen ganz unmännlich und in weſentlichen Zügen von entſchiedener Weibernatur; Franz Horn fand in A. W. Schlegel daſſelbe leidende weibliche Genie. Friedrich Schlegels Freund Gentz, der Mann der Politik, die leider in Deutſchland nie etwas gezeugt hat, nannte ſich ſelbſt dem „großen Manne Rahel" gegenüber ein unendlich empfangendes Weſen, das erſte aller Weiber, das nie etwas erfunden, gedichtet, gemacht, nicht den lumpigſten Funken aus ſich herausgezogen habe, aber von Empfänglichkeit ohne Grenzen ſei. Ja Friedrich Schlegel kanoniſirte geradezu dieſen Charakter der Paſſivität, als den ächten Begriff der Menſchheit. Die Schillerſchen Sätze von Verſöhnung der leidenden und thätigen Kräfte werden von ihm in der Lucinde zur Carricatur und geiſtreichen Fratze geſteigert: Die höchſte Vollendung ſei die Verſchmelzung des männlichen und weiblichen Weſens. Daß das Reſultat einer ſolchen Paraliſirung, eines ſolchen realiſirten Totalismus ein perfecter Nihilismus iſt, iſt klar; auch fließt dieſer Satz nur aus vorhergehenden Axiomen, die die Nichtigkeit des Menſchen heilig ſprechen, und die Apotheoſe des äußerſten Quietismus ausdrücken. Die heilige Stille der Paſſivität, die Herrlichkeit des Müſſiggangs in den indiſchen Weiſen iſt das Ideal dieſes Mannes; denn nirgends habe ſich der Geiſt zarter und ſüßer gebildet als im Orient; dort allein verſtehe man die Kunſt des Liegens; das Recht des Müſſigangs ſei es, was Vornehme und Gemeine unterſcheide, das eigentliche Prinzip des Adels (!); das höchſte vollendetſte Leben ſei das reine Vegetiren; je göttlicher der Menſch und das Werk des Menſchen, je ähnlicher der Pflanze; und daher gefällt ihm auch nichts in der Poeſie ſo gut, als das zarte Gefühl für Einſamkeit und die allbeſeelte Welt der Pflanzen. Man ſieht, dieſer Geiſt des Quietismus, der jener obenberührten Flucht des Gegenwärtigen, Wirklichen, Thätigen ganz analog iſt, der die ganze Zeit der Romantiker durchdringt, die in

Sprache und Naturkunde, in Kunſt und Alterthum, in all den Fächern groß geworden iſt, welche nichts mit dem großen wirklichen Leben zu thun haben, dieſer Geiſt des Quietismus hängt ganz eng mit jener Paſſivität, und mit dem Geſchmacke an aller nihiliſtiſchen Poeſie zuſammen. Und nicht, daß dieſe Adelsprinzipien und Vegetationstheorien blos in Wien und Oeſterreich gepredigt worden ſeien, wo das Glück, das die Vegetation begleitet, ſeit lange zu Hauſe iſt, auch in Preußen zeigten ſich dieſelben Sympathien, die ſich dort an die letzte Zeit von Göthe anknüpfen. Denn auch Er war dem allgemeinen Geſchicke nicht entronnen; ſeine Productionskraft erloſch, und wenn er ſich jetzt von äußeren Eindrücken und Werken zum Selbſtverſuche beſtimmen ließ, ſo war von der alten Kraft, wie er ſich dieſer Eindrücke geſtaltend bemächtigte, nicht mehr die Rede; ſeine plaſtiſche Anſchauungsweiſe wich dem Hange zur Beſchaulichkeit, und an die Stelle feſter Formen traten ihm vage Symbole und Schemata. Wandte er doch ſelbſt dem äußern Leben nicht weniger den Rücken als Friedrich Schlegel, war er doch nicht weniger vornehm und politiſch als dieſer, neigte er ſich doch nicht minder von dem unruhigen Lutherthum und der Revolution ab und der Ruhe des Orientes zu; hatte er doch ſelbſt eigentlich zu den übertriebenen Sympathien mit der Vegetation den Anlaß gegeben! Wie daher Fr. Schlegel in Shakſpeares, ſo ſieht Varnhagen in Göthes frühern Schriften, in denen wir des Mannes ganze und alleinige Größe finden, nichts als das Bild der Zerrüttung einer mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt gerathenen Welt, Verzweiflung ohne Ausweg; und die Heilperiode bilden in ſeiner Anſicht die Wanderjahre und der zweite Theil des Fauſt, die wir den Grillen des Alters vergeben, ja theilweiſe rückſichtslos zum Schalen und Flachen werfen müſſen. Dort ſollen die Keime einer neuen Zukunft liegen, in der Weiſſagung der Dichtung eine Verheißung des kommenden St. Simonianismus, die Ausſicht auf eine fortſchreitende Menſchheit, deren höchſter Ausdruck auf zwei Formeln gebracht wird: im Irdiſchen für jedes ihrer Mitglieder einen richtigen Antheil am Beſitz und Genuſſe der vorhandenen Güter zu gewähren; im Gemüthsleben aber, bei ſo vielem Unmöglichen, welches ewig verſagt bleiben muß, das verſagte Mögliche aus den zerbrechbaren Feſſeln zu befreien! Dieß iſt ein doppeltes Motto des Quietismus, ſo activ und offenſiv es lautet.

Denn jene Chimären über die irdiſchen Ausſichten rücken uns die Aufgabe der Reformation unſerer äußern Zuſtände ſo in hübſche Ferne, daß wir uns, verſtändig wie wir denn doch ſind, nicht in thörichter Voreiligkeit darum bemühen dürfen; und der zweite Satz drückt eigenthümlich die Natur eines ganz paſſiven Weſens aus, das nie gefühlt hat, daß das Gemüthsleben kein verſagtes Mögliche kennt, an dem nicht der energiſche Geiſt die Feſſeln ſelbſt zerbrechen könne und müſſe.

Wenn in einer Dichtungsperiode das quietiſtiſche Prinzip in den Vordergrund tritt, wenn die Freude an Contemplationen, an Naturbetrachtungen, an ſubjectiven Seelenregungen, an dem Brüten über die Zuſtände der innern und äußern Welt, die friſche Luſt an der Darſtellung des äußern Lebens verdrängt, wenn das innere Hören das äußere Sehen ſtumpft, ſo iſt es nothwendig, daß alle plaſtiſchen Gattungen der Dichtung (und dieß ſind die höheren Gattungen der Epopöe und des Dramas) hinter die muſikaliſchen (und dieß iſt die geringere Gattung der Lyrik) zurücktreten, und dieß wird immer ein Zeichen ſein, daß der Genius die Schwingen ſenkt und ſich nicht mehr zu großen Flügen kräftig fühlt [78]). Wirklich iſt dieß ſehr deutlich in der Poeſie dieſes ganzen Jahrhunderts zu bemerken: faſt alle die Männer, die wir mit Auszeichnung als Lyriker nennen, haben nichts Größeres verſucht, und ſind, wenn ſie es verſuchten, geſcheitert; dieß iſt eine Thatſache, die man uns an einzelnen Fällen zugeben würde, aus der man aber ungern unſere Conſequenzen herleiten ſieht, denn auch dieß iſt die Art der Menſchen, daß ſie aus der Uebereinſtimmung der Facten kein Geſetz gezogen haben mögen, und der Hiſtoriker, der dieß zu thun wagt, ſtößt überall an Leidenſchaften und Neigungen feindlich an. Iſt vollends dieſe Lyrik nicht einmal ein ſelbſtändiger Stamm, ſondern überall ein paraſitiſches Rankengewächs, ſo ſinkt ihr Werth offenbar noch viel weiter herunter, und läßt uns noch geringer von der poetiſchen Fähigkeit der Zeit denken, die ſie vorzugsweiſe cultivirt. Nicht allein die Lyrik der Romantiker iſt aber

78) Daſſelbe ſagt Göthe. „Auf ihrem höchſten Gipfel iſt die Poeſie ganz äußerlich; je mehr ſie ſich ins Innere zurückzieht, deſto mehr iſt ſie auf dem Wege zu ſinken.“

dieſer Art, ſondern auch die ihr folgende, und die ihr vorausge=hende gleicherweiſe, wie verſchieden ſie geſtaltet ſind. Was die letztere angeht, ſo können wir eine große Gruppe theils zuſammen gehöriger, theils getrennter Lyriker aufſtellen, die ſämmtlich an die vier oder fünf Hauptrichtungen unſerer Lyrik des 18ten Jahrhunderts angeſchloſſen ſind, welche Göthe und Schiller, Klopſtock und die Göttinger und Halberſtädter angegeben haben. Beſonders die Farben der drei letztgenannten Schulen erkennt man, jedoch meiſt ſchon mit den andern Beſtandtheilen gemiſcht, in einer großen Anzahl nordiſcher Dichter wieder, überall mit einer größern Gewandtheit gehandhabt und von einer leichtern Eleganz begleitet, die es deutlich macht, wie dieſe Dichter keine Formen mehr zu bilden, ſondern die bereits gebildeten nur weiter auszubilden haben. Wir wollen an eine Anzahl dieſer Männer, älterer und jüngerer, wie von Halem, Overbeck, Karl von Reinhard, Clodius und A., die ſich an irgend eine dieſer drei Richtungen vorzugsweiſe anhalten, nur mit den Namen erinnern, an einer andern Reihe nur mit fragmentariſchen Winken andeuten, wie und in welchem Maße ſich der entſchiedene Hang zur Anlehnung bei ihnen äußert. Niemand iſt hier bedeutſamer, als L. Theobul Koſegarten (aus Gravesmühlen, 1758—1818) und Jens Baggeſen (aus Seeland 1764—1826). Wer des Erſteren poetiſche Werke (1802) aufſchlägt, die ſeinen dichteriſchen Charakter vollſtändig ausſprechen, der findet ſich ſogleich in eine Zeit verſetzt, der alles Poetiſche zu Gebote ſteht, die ſich auch Alles zu Nutze macht, und dieß mit einer entſchiedenen Gewandtheit, die aber die poetiſche Blöße auf dem Grunde vergebens zu verdecken ſucht Der Dichter, der in die Aufregungen der dichteriſchen Cultur mitten hineinfiel, lebte mit ſeinem Freunde Gehring ein poetiſches Traumleben, trug mit Hagemeiſter zuerſt die poetiſche Invaſion in die Gegenden ſeiner Heimath, wo er Arndt anregte und den ſpäteren Karl Lappe; Jugendempfindung und Leidenſchaft war in ihm heftig; ein dunkles Sehnen, die Oede im Buſen, die gleiche Empfänglichkeit für idylliſche Eindrücke und für die hypochondriſchen Einflüſterungen der Verzweiflungsſucht dichteten aus ihm, ein Echo fremder Laute, nicht Melodie eines wahren Seelendranges, der wirkliches Leben, nicht angelernte Poeſie in ſeinem Entſtehen geweſen wäre. Er treibt ſich unter den Sängern am Ilyß und Tiber, auf den Bergen von Mora, an

der Themſe und am Arno, an der Donau, Elbe, Saale und Ilm herum, wie er ſelber ſingt; im ganzen Meere der Dichtung ſchwimmt er umher und legt nirgends vor Anker: nur das ſieht man ihm an, daß er von dem Hafen, wo Klopſtock lag, ausgefahren iſt. Ein ſittlicher Dichter in jenen Jahren, wo er dem Knaben näher war als dem Manne, wollte er daher Gott, Tugend, Ewigkeit ſingen gegen die Genieleute, die dieß Bedarf proſaiſcher Naturen nannten, in ſeinen Romanen aber (Bianca del Giglio, Ida von Pleſſen u. A.) näherte er ſich doch den Eigenheiten der romantiſchen Genies auch; er iſt ein Zögling des Alterthums und athmet in Rugien Joniens Luft, aber er ſingt auch gern aus Oſſians Ton; bald arbeitet er ein Naturlied nach Hagedorn und Voß, bald eine Romanze nach Bürger; die mangelnde Harmonie zwiſchen Form und Materie verräth den Mangel der innern Natur leicht, die feierliche Ode in Klopſtocks Ton birgt hier und da nur ſchlecht die Tändelei und Weichheit der Dichter Matthiſſonſcher Schule, den elegiſch-idylliſchen Zug des modernen Naturgefühls, der im Ganzen der Grundton der geſammten Lyrik vor den Romantikern iſt. Ganz ſo unentſchieden wie Koſegartens ſind auch Arndts Gedichte aus der Zeit vor den Befreiungsjahren. Einiges klingt an die Göttinger Schule, manches Lied könnte wohl ganz wie es iſt von Voß oder von Bürger herrühren, bald hört ſich Göthe, bald Schiller, bald Matthiſſon, bald ein Volkslied heraus, auch ein Klinglied im Ton der Romantiker läuft hier und da mit. Vor allen Andern aber iſt Baggeſen ein Bild der höchſten Irritabilität und Anregbarkeit, die einer ſo geſteigerten Zeit eigen iſt, in ſeinen Poeſien, wie in ſeinem ganzen Weſen. Dieß läßt ſich ſchon daher vermuthen, daß Er, ein Däne, von der Herrlichkeit deutſcher Dichtung ergriffen Deutſch dichtete, mit Anſtrengung und Zeitverluſt, und doch eine formelle Fertigkeit erlangte, die mancher deutſche Versmacher ſeiner Zeit entbehrte. Ein Enthuſiaſt gleichſam aus Grundſatz nährte er in ſich die Gabe der poetiſchen Wandelbarkeit, der Liebe zu Allem, was ihn frappirt; in ſteter Laune wechſelt er wie ſein Freund Reinhold in wenigen Tagen über einerlei Gegenſtände wohl mehrfach Stimmung und Urtheil; in ſtetem Wechſel der Gefühle ſind ihm alle „Extreme intereſſant, Kant und Lavater, Nord und Süd, Zenith und Nadir ſind ſeine Männer;“ er ſchwärmte für Liebe, Freundſchaft, Freiheit,

Philoſophie und Poeſie um die Wette; Nichts und Niemand befriedigte ihn beſtändig, wie heftig er ſich Allem und Jedem hingab! Wie alle Jünglinge jener Zeiten, wie ſelbſt ſein Freund Erhard, der Cyniſche Vertraute des Bachus mehr als der Venus, hatte er ſein Wertherſches Luſtrum und erſt ſeit der Freundſchaft mit Reinhold legten ſich in ihm die Stürme der Leidenſchaft; ſie kehrten aber in neuer Weiſe wieder, als er ſein Weib verlor, wo er zerrüttet, ſtumpf, geiſtesverwirrt ward, und ſich wie Stolberg der allzuheftigen Liebe anklagte, bis er nach kurzer Zeit, es ſcheint ziemlich leichtfertig, eine neue Verbindung einging. In der Freundſchaft that ihm Niemand genug, und es erklärt ſich, ohne Schatten auf Schiller werfen zu dürfen, daß dieſer, trotz der Verbindlichkeit, die er ihnen hatte, mit Reinhold und Baggeſen auf keinen grünen Zweig kam, denn nichts iſt läſtiger, als die Andringlichkeit der Freundſchaft, die der ernſte Mann langſam reifen läßt, und die Schiller an dem däniſchen Wieland ſo wenig leiden mochte wie Göthe an dem deutſchen; unter ſich ließen Reinhold und Baggeſen ihren freundſchaftlichen Aeußerungen breiten Erguß in jenen Briefen, die ſich mit denen des Bonſtettiſchen Kreiſes vergleichen und auf die Periode der knappen Briefe der Geniezeit wieder einen fluideren Briefſtyl bringen. Ebenſo excentriſch war er in ſeinen Freiheitsideen, ein Freund des Herzogs von Auguſtenburg, ein Revolutionsmann der beſten Klopſtockſchen Art, der unter der Franzoſenherrſchaft ſeinen Haß gegen ſie friſch von der Bruſt ſang und im Namen der Schweiz die Hoffnung ausſprach, daß der noch ungetroffene Geßler getroffen werde. Gleich eifrig war ſeine Liebe für die Kantiſche Philoſophie; wie ſein Schönborn für große Projecte offen, oder auch wie ſein Erhard, der früh und ſpät ſich mit Entwürfen zu Geſellſchaften für Erziehung des Menſchengeſchlechts oder für Emancipation der Frauen trug, hätte er der kritiſchen Philoſophie gern ein Refugium in Kopenhagen gegeben, wo ſich dieſe Reform der Geiſter der politiſchen Reform würdig hätte anſchließen ſollen. In der Dichtung endlich gab er ſich wechſelnd mit gleicher Entäußerung ſeines eignen Selbſt bald Wieland, bald Klinger, bald Jean Paul hin, deren Ton man abwechſelnd in ſeinen komiſchen Erzählungen, ſeinen ſatiriſchen Sachen, ſeinen Briefen wiederfindet; Klopſtock iſt auch bei ihm die Grundlage ſeiner Dichtung, und beſonders in ſeinen politiſchen

Gedichten in den Heideblumen (1808) hört man deſſen großwortigen Bombaſt, und jenen Wechſel cheruskiſcher Kraft und helleniſcher Feinheit; dann iſt er wieder ganz Voß, er fing nach deſſen Vorgang an den Homer ins Däniſche zu überſetzen, er ahmte in der Parthenais (1804) die Luiſe nach, und reichte darin der Schweizer Landſchaftspoeſie ſeines Schwiegergroßvaters Haller gleichſam die Hand, die in Matthiſſon und Salis eine neue Periode hatte; die Staffage aber in dieſer Naturmalerei iſt genreartig, ſo daß ſeine Idylle wie Uſteri's den Strich eines komiſchen Epos erhält; es geht über Voßens Manier hinweg, wie er den minerviſchen Helm der antiken Poeſieſprache über die kleinen Gegenſtände ſtülpt und das Gemeine der Materie an den feierlichen Pomp der Darſtellung und an die Mitaction der antiken Götterwelt knüpft. Die außerordentliche Wärme, mit der Baggeſen dann den Ruhm Schillers ausbreitete, und ſich mit allen edlen Gefühlen der Unſchuld, der Liebe, der Religion, der Tugend an dieſen Dichter klammerte, war eine Weile in ihm ſo ſtark, daß er ſich zum geſchwornen Feind aller Götherei, aller Eitelkeit, Eigendünkels, Selbſtſucht und Egoismus erklärte, daß er wie einen Wahlſpruch ſein **inimicus Diderot, inimicus Göthe** ſprach, und in ſeinem (wenig bekannt gewordenen) Fauſt ihn und Tieck und die Romantiker verſpottete. Und doch trieb er auch mit den Idolen des Publikums, die zu der letztern Zeit Mode waren, ſeine Abgötterei und beſang die Maria wie ein Katholik; ja er bekehrte ſich auch zu Göthe, und meinte, „Weisheit und Erfahrung und durch ſie errungenes Gleichgewicht, des Mannes größere Gottesoffenbarung" (an die er doch nur in Worten glaubte), hätten ihn von dem hohen, dem tiefen, dem hellen Dichter (Schiller, Klopſtock, Voß) endlich auch zu dem *vollen* Göthe geleitet. Was nun bei all dieſen Schwankungen herauskam, liegt zu Tage; ein eigentliches Leben lebt er in Deutſchland nicht fort, und ſein Landsmann Oehlenſchläger, der ihm freilich gehäſſig iſt, wollte ihn aus der Zahl der Dänen geſtrichen haben. Seine Dichtungen ſind kalt und gemacht, und ihre chamäleontiſche Art läßt dem Gemüth keine Ruhe, wie es alle Poeſie von überwiegender Formalität nicht thut; er ſelbſt erklärte ſich mehr zum Philoſophen als zum Dichter, in Worten, die beherzigenswerther ſind, als manches Gedicht: er habe Verſe gemacht, ſagte er, aber erſtens vermöge der Hunger ſehr viel, zweitens

vermöge die Liebe noch mehr, und drittens brauche man nicht gerade ein Dichter zu ſein, um Verſe zu machen. — Wenn die genannten Lyriker mehr von Klopſtock ausgehen und beſonders durch das Formale der Sprache, das ſich verſtändig bilden läßt, auffallen, ſo ſtehen dagegen Andre, die ſich an Gleim und die Göttinger anheften, durch eine Fülle muſikaliſcher Empfindung zuſammengruppirt ihnen entgegen, reicher an Seele, ärmer an Stoff und Wort als jene, mehr nach der Tiefe, als nach der Breite empfänglich, mehr ſinnige als enthuſiaſtiſche, mehr ſittliche als poetiſche Naturen. Gleim ſtand noch in perſönlichen Beziehungen zu Franz Alex. von Kleiſt (aus Potsdam **1769—97**), der ganz in die Zartheiten und Weichheiten der Halberſtädter Schule in ſeinen ſehr wenig bekannten Dichtungen einging; und ebenſo zu Chr. Aug. Tiedge (bei Magdeburg **1752—1841**), der ſeine verlaſſene Jugendmuſe in die väterlichen Arme des Dichtergreiſes flüchtete. Anfangs ſchien er den Epiſtelweg der Halberſtädter betreten zu wollen, dann überwog das elegiſch-idylliſche Element in ihm, ſo daß er zu den fröhlichern Halberſtädtern ungefähr ſich verhält wie Brockes zu Richey. Seine Begeiſterung ſtammt „aus Nächten dunkler Trauer", ſeine Phantaſie iſt durch Einſamkeit und Natur rege, wo ſeine Dichtung ſelbſt einmal heiter iſt, iſt ſie Elegie, und die „Freude iſt herbeigerufen." Sie feiert überall wie bei Brockes einen andächtigen Naturgottesdienſt, der dem Dichter höher ſteht als die Tempelandacht; das geheime Leben in Strom, Pflanze, Nachtigall, in der Mondſcheinnacht, das zarte Anſchließen eines „zu weichen Herzens" an das Naturwehen, das aufgelöste Gefühl vor dieſen ahnungsvollen Schauern, Alles iſt wie bei Brockes; wie dieſer ſcheut er vor dem handelnden Leben des Menſchen, das ſich nur wie ein Traum in ſeiner Seele ſpiegelt, er flieht vor den drängenden Zeitereigniſſen zu dem Frieden der Hütten, auf die Höhen fern von der Welt; das härteſte Loos iſt ihm ein Königsloos, eines Eroberers; wie bei Brockes ſteigert ſich ihm die Vertiefung in dieß Stillleben zu einem größern didaktiſchen Gedicht (Urania **1801**), das Gott und Unſterblichkeit ſingt, und auf das Kant ſo einwirkte wie Leibnitz auf Brockes' Lehrdichtungen. Den ähnlichen Charakter trägt die Muſe Friedrich Matthiſſons (bei Magdeburg **1761—1831**), der mit Tiedge auch perſönlich bekannt war. Auch Er erinnert uns überall an

die Elegiker des **17.** Jahrh. und wäre es nur durch ſeine Anthologie (**1803** sqq.), eine Beſchäftigung, die bei ihm wie bei Raßmann, W. Müller und Anderen ſehr ſprechend jene allgemeine Paſſivität dieſer Periode ausdrückt. Matthiſſon iſt von all dieſen und ähnlichen Dichtern der bekannteſte, weil formell jene duftige Mondſcheinspoeſie voll ſanfter Schwermuth, voll beſchaulicher Schwärmerei, voll Naturſinn und weicher melancholiſcher Anklänge bei ihm am weiteſten gerückt iſt, weil er den muſikaliſchen Tonfall „kunſtreicher Eurhythmie und metriſchen Wohllaut“ am geſchickteſten handhabt, mit dem er die dunklen Empfindungen ſchnell gefangen nimmt, an die ſich die Leſer lyriſcher Gedichte bald verloren geben, wenn kein Sachinhalt und keine bildliche Anſchauung die Phantaſie aufruft. Er hatte ſeiner idylliſchen Landſchaftspoeſie mehr als Tiedge Leben gegeben, indem er die Natur mit Feen und Elfen bevölkerte, aber doch erweitert dieß nicht ſeine Sphäre, er hält uns in einer noch ängſtlicheren Beſchränkung als die verwandten Dichter der Idylle. Schiller hat ihm theoretiſch ſeine ganz richtige Stelle angewieſen, obwohl er bei Anwendung der Theorie viel zu günſtig geſtimmt war. Er fühlte ſich bei jener Hinweiſung aus dem Gedränge der Welt in die melancholiſche Einſamkeit und nach der lebloſen Schöpfung nicht anders als bei den Geßner und Aehnlichen, die er ſo trefflich zurückwies, allein er ließ ſich von ſeinem Wohlgefallen an dem züchtigen und reinen Elemente dieſer Dichtung verführen, die Hoffnung auszuſprechen, daß es nur von dem Dichter abhängen werde, ſeine Landſchaften auch mit Figuren zu beleben und auf dieſen reizenden Grund handelnde Menſchheit aufzutragen. Der Erfolg hat dieſe Hoffnung nicht gerechtfertigt, und von Nichts liegen auch dieſe Naturen entfernter als vom handelnden Leben, die wie Tiedge, Matthiſſon, ſein Freund J. G. v. Salis-Sevis, und der ſpätere Ernſt Schulze, bei dem dieſe weiche und ſchlaffe Dichtungsweiſe an Schmelz und Duft ſich bis zum Verſchmelzen und Verduften verfeinert, vielmehr ihre Sehnſucht nach dem Grabe richten, wenn ſie in ihren idylliſchen Zufluchtsorten ſelbſt noch an den Drang der äußern Welt gemahnt werden.

Wenn jene Klopſtockſchen Lyriker zu gegebenen Formen die Empfindungen gleichſam ſuchten, dieſe Elegiker zu eingebornen Empfindungen die Formen, ſo ſuchten die Hauptlyriker romanti-

ſcher Schule dieſe beiden widerſtrebenden Thätigkeiten zu vereini- gen, und brachten die Lyrik damit zu einer Art Ziel, über das ſie in demſelben Gleiſe nicht hinauskonnte; ſie erhielt in der pa- triotiſchen Periode neues Leben und Gehalt, und ſprang nun von Gegenſätzen zu Gegenſätzen, indem ſie ſich zuerſt nach dem Kampfe in den Frieden der orientaliſchen Formen begab und von da wieder umſetzte in das Ausſtrömen der gewaltſamen ſubjectiven Stim- mungen, in denen ſich die junge Welt den greiſen Zuſtänden der Geſellſchaft gegenüber befindet. Die lyriſchen Gedichte von Tieck bewegen ſich ungemein häufig, ſelbſt wo ſie romanzenartig und plaſtiſch ſein ſollten, in dem nebulöſen Elemente jener Naturpoeſie, in den Sympathien mit Nachtigall und Roſe, mit Sonne, Mond und Sternen, wo uns Etwas vor den Augen ſchwimmt, ohne daß wir ein klares Bild erhaſchen, wo uns Etwas vor den Ohren „mit harmoniſchem Flügel ſummt", ohne daß wir die reinen Klänge empfänden, die der rechte Dichter nach nothwendiger Ana- logie der innern Gemüthsregungen anſchlägt, die er wieder in dem Hörer hervorrufen will. Seine Lieder lehnen ſich nicht mehr an jene älteren Schulen an, ſondern an Göthe, in deſſen Töne, Manieren, Freiheiten ſich der Dichter mit Geſchicklichkeit, zuweilen bis zur Copie, hineinfindet, nur daß die ſinnliche Klarheit und Einfalt fehlt, die jene einfachen Compoſitionen gefunden hat, welche für die Göthiſche Lyrik ebenſo charakteriſtiſch ſind, wie die gekün- ſtelten, die zu Tiecks Liedern nicht zufällig gemacht, ſondern von ihnen provocirt ſind. Denn in ſeinen Gedichten ſtrahlt es vielfach von dem conventionellen Golde der Poeſie; wie hätte ſich ſonſt der Dichter in die Schule des Minnelieds, nachahmend in ſeine Feſſel begeben? wie hätte er ſich mit ſelbſtgewachſenen Empfin- dungen in den Zwang des Sonnets gefügt, in dem ſich der Meiſter Göthe nur Einmal verſuchte über fremder Materie, die ihm nur ein Spiel des Kopfes war? Er, der es ſo trefflich ſelbſt bei dieſem kurzen Geſchäfte empfand, daß, wenn auch das Liebesfeuer ſelbſt das Starrſte ſchmelzen könne, es doch nur eine Grille ſei, in Sonetten die Kraft des Herzens zu offenbaren, er ſah es wie eine rächende Strafe an, ſich mit dieſer Form zu befaſſen, die er nicht mochte, als die „Lacrimaſſen drei- und vierfach reimend über ihr brüteten." Denn dieſe Form, die auf intellectuelle Ge- genſtände gerichtet epigrammatiſche und dialektiſche Vortheile dar-

bietet, iſt, wenn ſie das Herz offenbaren ſoll, mit ihrer grad=linigen Bewegung zwiſchen gegebnen Punkten in einem directen Widerſpruch mit der Unendlichkeit der Empfindung, und kann ſie nicht anders erfaſſen, als wenn ſie in den Kopf übertragen iſt. Die ſüdlichen Erotiker ſelbſt flüchten ſich mit ihren lebhafteren Empfindungen in die freiere Canzone; in dem Sonette führen ſie gleichſam mit dem Gegenſtande ihres Herzens keinen directen Ver=kehr, und ſie retten ſich vor dem Nebuliſtiſchen dieſer Form durch Antitheſen und Concepte; eine Wendung, die im höchſten Grade natürlich, dem Deutſchen aber fremder iſt, ſo daß Rückert einmal ſehr bezeichnend in ſeinen Sonetten jener Periode wider Willen ſeinen Witz ertappt, der ſich am ernſteſten Orte ſein Spiel zu treiben vermißt. Wo das verſtändige Princip am Orte iſt, wie z. B. gleich in einigen epigrammatiſchen Sonetten Rückerts, nur da, ſcheint mir, ſchickt ſich dieſe Form wohl, und es war zu viel, wenn der ſprachgewandte Dichter ihr das Zeugniß gab, daß ſie ſich mit Verſtand zu jedem Zwecke lenken laſſe, obwohl wir dieſe Aeußerung uns gefallen laſſen, wenn wir ihr unſern Sinn unter=legen dürfen. Wie jenes verſtändige Prinzip ſich in das Sonett überall unwillkührlich eindrängt, oder wie man da, wo ſich der Verſtand an dem Objecte des Dichtungsvermögens verſucht, un=willkührlich nach dieſer Form greift, wird man bei achtſamer Lectüre in aller Sonettenpoeſie, die daher abſolut unmuſikaliſch iſt, ſehr auffallend finden. So will Friedrich Schlegel in ſeinen Ge=dichten, die meiſt Sonette ſind, durch das Gefühl mit der Natur in Berührung treten; er hört, ganz wie jene Elegiker, im Geſang der Nachtigall, im Plätſchern des Bachs, im Rauſchen des Waldes geheimnißvolle Stimmen, verwandte Geiſter im Univerſum ſprechen zu verwandten Empfindungen. Das ſtreben jene Muſikaliſchen in entſprechenden Formen, die ſie ſich ſelber ſuchen, nachzubilden; ſie gerathen in jenen Schwindel der Empfindung, vor dem ſich alles Sinnliche verliert; ihr Geſang entkleidet ſich mehr des Kör=perlichen, das in dem Naturliede der Göttinger noch ganz materiell daſteht, um mit dem, was unſichtbar hinter der äußern Natur liegt, Verkehr zu treiben; bei Schlegel geht die myſtiſch=poetiſche Entkörperung ſo weit, daß ſeine „Sinne in das All zu verſchwe=ben, in leichten Dunſt zu zerrinnen wünſchen, ſeine Seele im Geſange den Leib zu entzünden und in leiſen Hauch ſich zu ver=

klären wünſcht.“ Allein er will das geheime Weben der Natur nicht allein vernehmen, ſondern auch wieder auf den Menſchen zurückbeziehen, die Naturſchilderung ſoll nicht durch den Dichter abgeſondert werden von der Darſtellung des Menſchen, die poetiſche Aſtrognoſie ſoll auch aſtrologiſche Deutung zulaſſen, das Verſtändniß der Natur, das Vernehmen deſſen, was die Sterne blinken und ſtrahlen, ſoll der Seele zum Heil gereichen, des Vogels Flug und Geſang, der Erde und des Mondes Verhältniß, der Waſſerfall und die Blumen werden daher bei ihm gebraucht, um menſchliche Verhältniſſe dämmerig zu beleuchten. Man ſieht, dieß iſt die Symbolik und Sinnbildnerei, die myſtiſche Naturphiloſophie, nach der damals jene Trinklieder mit kosmiſchen Bildern gedichtet, jene alten Dichtungen von Mone und Görres ſo gedeutet, und neue von Fouqué ſo gedichtet wurden, daß man hinter jede handelnde Figur irgend ein Naturobject verſteckte. Dieß iſt aber eine reine Verſtandesoperation, mit der man ganz unvermerkt aus dem Charakter jener frühern Naturdichtung in einen ganz entgegengeſetzten herübergleitet, dem alsdann die gezwängte und geſchraubte Form allerdings zuſagt, nicht aber Werth oder Reiz gibt. Mit der Einführung dieſer ſüdlichen Form erſtarrt gleichſam unſere Lyrik in ſich ſelbſt. Ich halte es nicht, wie Voß, für eine Calamität, daß man Sonette macht, aber daß man darin „Kernholz verhaut und verleimt“, das iſt offenbar. Was hat die Nation von dieſer formalen Lyrik gehabt, die ſich das Ziel der Minneſänger ſetzte, daß man über kein Stäubchen ſtraucheln ſoll in einer Sprache, die voller Härten iſt? Was iſt von jenen Sonetten und Terzinen und Octaven und Sextinen, von all dieſen zahlbenannten Gattungen, wie ſie die A. W. Schlegel, die Neumann, die vielen ſpäteren Petrarchiſten geliefert haben, in unſerem Gedächtniß geblieben, als vielleicht Schlegels Formulare über dieſe Formen? Viel lieber hat man die Schillerſchen Balladen von Schlegel oder Apel feſtgehalten, denn unſere nordiſche Natur verlangt nach Stoff, und mag die Form für ſich nicht achten, wie der Italiener, dem ſeine klangvolle Sprache auch als inhaltsloſes Zeichen einen Werth hat. Es iſt mit dieſer äſthetiſchen Form, wie mit den ſocialen Neuerungen der Romantiker; ſie hatten ein ſehr Richtiges im Sinne, und wandten es durch Ueberſchätzung ganz ins Falſche. Als A. W. Schlegel ſeinen Aufſatz über Poeſie,

Sylbenmaß und Sprache ſchrieb, ſah er ſich noch den Dramatikern gegenüber, die die Proſa verfochten und hatte noch mit Göthe, der damals von Voß lernen wollte, um die Sprache des Theaters auch im Gebrauch edlerer Versmaße, ganz wie die Romantiker thaten, höher zu ſtimmen, die rhythmiſche Form der Poeſie zu erkämpfen, hatte zu zeigen, daß das Metrum kein willkührlich äußerlicher Zierrath iſt, daß es die Sprache durch eine höhere Vollendung zu ihrer urſprünglichen Kraft zurückführt und die Zeichen der Convention durch den muſikaliſchen Gebrauch gleichſam wieder zu natürlichen Zeichen verwandelt. Aber wie folgt nun aus dieſer würdigen Anſicht, daß man ſo feſt auf den ſtehenden Formen der Südländer haftete? daß, wenn man Calderons Dichtung rühmte, man nichts als ſeine conventionellen Maße zu rühmen hatte? daß man am Ende die Form, jene Kantiſch-Schillerſchen Sätze misverſtehend, für Alles hielt? Friedrich Schlegel ſpricht dieß ganz nackt aus. Er unterſcheidet zwiſchen Autoren einer erſt werdenden Literatur, und einer gereiften. Dort handle es ſich nur um die Tendenz, hier um vollendete Werke, deren Werth und Beſtandheit in der *Kunſt und Künſtlichkeit* beſtehe, in der *ausgebildetſten Form*, und demnächſt im Style, um zu prüfen, ob was ſeiner Abſicht und auch ſeiner innern Form und Conſtruction nach ewig zu ſein verdient, auch der Sprache nach ſich Dauer verſprechen darf. Er ſetzt alſo offenbar in der reifen Zeit der Literatur Abſicht, innere Form, Gegenſtand gradezu als untadlig voraus, oder er fand die Untadligkeit derſelben vielleicht gar nicht nöthig? Denn an Forſters Kunſturtheilen misbilligte er ausdrücklich, daß die Vollkommenheit der Darſtellung ihn nirgends mit einem verletzenden Stoffe hätte verſöhnen können! Aber wie weiſe hatte Göthe gemahnt, auf den Gegenſtand vor Allem zu achten, weil mit ihm Alles verloren ſei! Und wie grauſam hat ſich dieſe Theorie an den Romantikern gerächt, da grade an ihren abſurden Gegenſtänden ihre Kunſt zu Grunde gegangen iſt, die um ſo widerlicher auffielen, je prätenſiöſer und eleganter ihre äußeren Formen waren! Man hatte eben immer nur Sonette und Aſſonanzen zu geben, wie ſelbſt Franz Horn ſagt, an denen ſelten mehr zu loben war als die Sprachkenntniß, obwohl man viel mehr gewollt hatte; man wollte im Flug groß und unſterblich werden, aber man erflog nichts ſonderliches; und unſre Dich-

tung ward zu einer demüthigen Dienerin der ſpaniſchen und italieniſchen herabgewürdigt. Man hielt eine fremde Färbung für ächte Malerei, einen alterthümlichen Anſtrich für das wahre Ideale, wie man das dichteriſche Kleid für den Körper nahm. Aber dieſen hohlen Flitter ſtreifte die Nation trotz allen Anpreiſungen und gegenſeitigen Händewaſchungen nachher ab und Niemand wird leicht dorthin zurückgehen, um dem Gemüthe Genüſſe zu ſuchen, denn überall begegnet uns hinter dem prunkenden Putze die herzloſeſte Kälte. Iſt es von Göthe Abſicht geweſen, daß, als er ganz im Sinne unſerer obigen Abtheilung unſere neuere Lyrik ſchematiſirte, er dieſe hispaniſirende Periode ganz überging?

Wenn die Lyrik der Romantiker auch weit höher im innern Werthe ſtände, als ſie ſteht, ſo wäre ſie darum noch lange kein Zeichen einer wahrhaft bedeutungsvollen Dichtungsperiode. Man hat es hundertmal geſagt, daß Jugend, Verhältniſſe, Leidenſchaften im günſtigen, bewegten Momente leicht ein kurzes Gedicht ſchaffen, wenn erſt die techniſchen Schwierigkeiten durch Uebung und Routine beſeitigt ſind, aber dieß ſind dann eben nichts als Producte des Moments. Wer den Dichterberuf anſpricht, der muß ihn über dieſe Stimmungen der Perſönlichkeit hinausbewähren, denn der Kenner unterſcheidet bald, was die flüchtige Nöthigung des Augenblicks erzeugt von dem, was Nothwendigkeit in ſich ſelbſt hat oder von dem, was aus großen Verhältniſſen heraus empfangen iſt, er erkennt die Fäden, die der Dichter behaglich von dem Rocken der Zeit und die, die er angeſtrengt wie die Spinne aus ſeinem Innern herausſpinnt, und ſelbſt unter dem, was ſich an die Stufenjahre des Nationallebens wirklich anſchließt, merkt ſich bald das heraus, was in der Zeit geſunder Thätigkeit, und was in der Zeit krankhafter Kriſe entſtand. Schon Schiller hat es geſagt, daß bei kleinen Leiſtungen dem niedlichen Geiſte es leicht iſt, den Ruhm des Dichters zu uſurpiren, da der gemeine Geſchmack ſich nicht über das Angenehme erhebt, und leichten Sinn und angenehmes Talent mit dem Dichtergeiſte ſo gern verwechſelt. Aber es gebe eine untrügliche Probe zwiſchen beiden zu ſcheiden, und dieſe ſei, wenn ſie ſich an ſchwierigen und großen Objecten verſuchen. Denn in der That, ſo lange der Dichter ſich hinter den Schleier innerer Seelenregungen allein verſteckt, ſo iſt es für den gewöhnlichen

Leſer ſchon ſchwer, ſich nur deutliche Rechenſchaft von ſeinem Sinne zu geben; ſobald er ſich aber auf die Bühne des handelnden Lebens wagt, was er in jeder höhern Poeſiegattung muß, ſo bringt ein Jeder einen gewiſſen Takt aus ſeinen menſchlichen Verhältniſſen als Maßſtab mit, mit dem er ſich orientiren kann; ein Lyriker hat daher gegen den Dramatiker immer unendlich leichtere Arbeit, und läuft mit geringerer Leiſtung dem größern Entwurfe den Preis ab. Für ein ſolches Werk langathmiger Begeiſterung, wie wir Horn ſagen hörten, reicht der Moment flüchtiger Erregung eben nicht aus; die Leidenſchaft der Liebe und des Haſſes füllt wohl ein kurzes Gedicht mit den Tönen aus, die in dem Buſen lebendig werden, und überwindet die kleine Schwierigkeit der Mittel im raſchen Anlaufe; allein wenn dieſe Mittel und mit ihnen die Schwierigkeiten bei dem weitern Gegenſtande wachſen, wenn dem Dichter die Kluft zwiſchen der raſchen Empfänglichkeit für das Schöne und den Reiz der Kunſt und der langſamen Schöpfung dieſer Reize deutlicher wird, dann muß es ſich zeigen, ob er in einer Zeit lebt, welche die ephemere Begeiſterung des Individuums mit ihrer großlebigen, dauernderen zu unterhalten, und ohne Ueberreizung zu unterhalten vermag, und ob er ſelbſt, der Dichter, „bei dem glühendſten Gefühl für ſein Werk Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, woran das ächte Kunſtgenie immer zu erkennen iſt.“ Betrachten wir hiernach die größern Werke, womit die erſten Romantiker der engern Schule unſere Dichtung bereicherten, ſo werden wir leider überall finden, daß die beiden letztberührten Hauptpunkte ſchlechthin zu verneinen ſind. Wenn man ſieht, wie emſig und ohne Beſchwerde Göthe ſeine Dichtungen aus dem Leben der Nation griff, und wie ſeine eignen inneren Evolutionen immer mit denen einer ſtrebenden Zeit analog waren, wie glücklich und taktvoll Schiller das große öffentliche Leben der Zeit in ſeinen Dramen abſpiegelte, wie beiden in der aufgehenden Literatur der Alten die geſundeſte Nahrung der dichteriſchen Phantaſie frei entgegengebracht ward, wie ſchlimmer ſtehen dann hiergegen die Romantiker! Sie ſuchten ihre Stoffe und ihre Formen in einer fernen Vergangenheit, von einer entmuthigten Zeit und einer troſtleeren Gegenwart abgeſchreckt, ſie ſtellten ſich mit dieſer Zeit in Gegenſatz, wandten ihren großen Entwicklungen den Rücken und verbündeten ſich erſt in der Reſtaurationszeit

wieder mit ihr, wo die Verbündung das ſchlimmere war; ſie mußten ſich ihre poetiſche Nahrung ſelbſt holen, dieß war eine neue Anſtrengung für die ohnehin müden Kräfte; die Nahrung, die ſie holten, war keineswegs unter jeder Bedingung eine heilſame zu nennen; den Rückgang zum Mittelalter und Orient nannte Göthe mit Recht ein pis aller; und die Aſſimilation der bis zum Unwahren geſteigerten Talente wie Calderon, ſagte er, mußte nothwendigen Schaden bringen. Die Exaltation, die durch dieſe Reizmittel entſtand, der Heißhunger nach dieſen pikanten Speiſen zerrüttete die Zeugungskräfte ganz; die ſchwärmende Einbildungskraft ſprang über die Mahnungen des Geſchmacks hinweg; der verführeriſche Reiz des Dichtens und des Dichternamens betrog die jungen Poeten mit dem Schein eines Werths und hinderte ſie, auf eine gediegene Ausbildung und Bearbeitung ihres Individuums zu denken, ehe ſie zu hoffen wagten, mit den Abdrücken ihrer innern Zuſtände (denn weiter hat auch der größte Dichter nichts zu geben) der Welt einen Dienſt zu leiſten; die abentheuerlichen Theorien von der poetiſchen Inſpiration irrten die Köpfe und ſpiegelten ihnen eine Kunſt vor, die das Studium verachten, der Wiſſenſchaft und Erfahrung ſpotten dürfte. Daher denn blieb in ſo vielen Gaukelſpielen und Schattenſpielen jener Jahre auch keine Spur einer realen Wirklichkeit mehr zurück; die Dichter, die ſo eifrig das Poetiſche ins Wirkliche übertrugen, vergaßen darüber das wichtigere Geſetz des Poeten, daß er das Wirkliche in ſeinen Poeſien feſthalte. Die uns von einer Verbindung des poetiſchen Geiſtes mit dem öffentlichen Leben redeten, thaten ihrerſeits doch das Mögliche, uns das letztere zu verleiden; indem ſie alle wahre und natürliche Anſicht des Lebens verkehrten, erſtickten ſie das Vermögen, uns nur in unſern wirklichen Verhältniſſen richtig zu erkennen und ſie haben daher die wunderbaren Phantasmen ausgeboren, die in der politiſchen Regeneration unſere Praxis ſo elend bloſsſtellten. Denn woher ſollte ein geſunder Lebenstakt übrig geblieben ſein, da man in den blendenden Poeſien des Tags, unter der Autorität des Genies, Alles, was nach gutem Menſchenverſtande ſchmeckte, aufs tiefſte herabſetzte und entwürdigte, die myſtiſchen, dunklen Ahnungen und Gefühle auf den Richterſtuhl des Lebens und der Wiſſenſchaft wie der Dichtung ſetzte, und jede geſunde Geiſtesrichtung verdächtigte? Der Geiſt Jakob Böhmes

und der Legenden, ſagte Klinger vortrefflich, ragt aus den düſtern Darſtellungen dieſer großen Dichter hervor, ſo daß man denken muß, ſie hielten die Verfinſterung des Verſtandes für die moraliſche Seligkeit des Menſchen. Sind wir Deutſche es gar nicht werth, daß man auf unſere moraliſche Kraft und politiſchen Charakter beſtimmt hinarbeite? Sind Geſpenſter von Schickſal, Aberglauben und Orakeln u. dergl. der Zeit gemäß und einziger Stoff der Dichtung? Wenn Sophokles heute erſchiene, er würde in dem Geiſt und Weſen der Menſchen dichten, die leben; ſo erhaben ſeine Dichtungen ſind, ſo feſt und kräftig ſtehen ſie auf dem Geiſt und Weſen der Menſchen ſeiner Zeit gegründet. Wer für das wirkliche Leben keine Kraft fühlt oder davor erſchrickt, der träumt ſich zum Helden in dem Lande der Phantaſie, um doch auch eine Rolle ohne Gefahr zu ſpielen. Und damit auch wir ihn für einen Helden halten, ſucht er uns die Wirklichkeit erbärmlich zu machen. Haben die uns bekannten Dichter zu Platos Zeit auch ſo gedichtet, ſo finde ich ihre Verbannung aus der Republik ſo weiſe als möglich.

Der unſerer Dichtung damals in ihrer Wendung nach dem Phantaſtiſchen hin den ſtärkſten Impuls gab, war unſtreitig Ludwig Tieck (aus Berlin geb. 1773) in ſeiner erſten Periode. Die Schauſpiele und Erzählungen, die er angab, wirkten gleich übel und ſtark auf die Folgezeit über. Was beide Schlegel von größeren Producten lieferten, beſchränkt ſich im Grunde auf ihre beiden Dramen Jon von Aug. Wilhelm (1804) und Alarcos von Friedrich (1802). Das erſtere Stück folgt viel zu rein dem Style der griechiſchen Tragödie und der Göthiſchen Iphigenia, als daß es hätte fortwirken können; es iſt nicht mit jenen Fäden, wie die Iphigenia, an des Dichters Herz und an die neue Zeit geknüpft, aber doch ein Stück von feiner Textur, das Göthe mit Vergnügen aufführte, und das in aller Hinſicht das dichteriſche Talent A. Wilhelm Schlegels weit über das ſeines Bruders hinausrückt, den man ſonſt als den Begabteren auszeichnet. Was ſich aber in der nächſten Zeit von Stücken in antiker Richtung hervorthat, folgt durchaus mehr (wie Collins) dem franzöſiſchen Schnitte, oder dem von Schiller in der Braut angegebenen; ſo galt es Joh. Aug. Apel (Aetolier 1806. Polyidos 1805. Kalirrhoe 1807 u. A.) und auch W. von Schütz (Niobe 1807 u. A.) mehr um die Aus-

bildung der erneuten Idee, den Chor zurückzuführen, der im Jon fehlt. Friedrich Schlegels Alarcos kann man, ſo namenlos elend er iſt, wirkſamer nennen; er reiht ſich an Tiecks und Werners dramatiſche Verſuche, die zuerſt die ſtehenden Metra des Alterthums und der Romantik ins Schauſpiel einzuführen ſtrebten und Geiſter- und Schickſalsſpuk in der albernſten Weiſe auf die Bühne brachten; dieß Unkraut wuchs aus ſo leichtem Samen ins Ungeheure auf, und vergeblich ſuchte Schiller in der Jungfrau, dieſe Künſte in weiſer Mäßigung ausübend, ein Beiſpiel zu werden. Hier nun wurde Tieck ſo erfolgreich dadurch, daß er dieſen Geſchmack, den die ältern Ritterpoeten des 18ten Jahrh. ſchon lange vorbereitet hatten, nach den Anforderungen der neuern Theorien läuterte, daß er fertiger als die Schlegel und Werner auf die mittelaltrigen Sagenreſte hinwies, wo für denſelben der Stoff und die Legitimation zugleich zu finden war, und daß er über die Grenzen der Bühne hinwegſprang, wie Schlegel und Werner nicht thaten, und ſo dem Ungeſchmacke und dem wildlaufenden Genie noch breitern Spielraum gab. Auf dieſe Gattung von Tiecks und der von ihm angeregten Dramen, welche das grade angefangene Werk der Verſorgung der Repertoiren mit würdigen Stücken wieder zerſtörte, wollen wir zuerſt eine kurze Rückſicht nehmen. Nachdem Schröder für das Bühnengerechte ohne Rückſicht auf die Poeſie geſorgt, und die Weimarer eine Verbindung zwiſchen Aufführbarkeit und poetiſchem Werthe der Stücke geſucht hatten, ſo begünſtigte nun Tieck die Poeſie wieder ohne alle Rückſicht auf die Darſtellung, und Er, der von allem Anfange ſeiner literariſchen Thätigkeit an Shakſpearen über Alles liebte, der weiterhin am eifrigſten ſich unſerer Bühne annahm, der überall die gründlichſte Beſchäftigung mit der geſammten dramatiſchen Literatur nicht allein, ſondern auch grade mit der Theatergeſchichte verräth, Er grade hätte dadurch, ſo viel an ihm war, noch einen viel größeren Verfall der Bühne herbeiführen können, als er ſpäter in tiefer Klage durch die Müllner, Werner, Houwald, Grillparzer herbeigeführt ſah, deren Wurzeln in der That, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar unſtreitig dorther ihre beſte Nahrung ſogen, wo grade Tieck ſelbſt den Boden urbar gemacht hatte. Dieſe Abwendung von der Bühne drückt zuerſt formell die Entfernung des Drama's von aller Wirklichkeit aus, und ihr mußte

die materielle alsbald folgen, wenn ſie auch gar nicht in der Abſicht des Dichters gelegen hätte. In der That kam auch Tieck nur ſehr ſtufenweiſe auf dieſen Punkt hin, und aus ſeinen ſpätern nicht nur, ſondern ſelbſt frühern Richtungen würde man zum Theil gar nicht begreifen, wie er überhaupt je dahin kam, wenn man aus der gleichgültigen Vielſeitigkeit nicht merkte, wie ganz er ſich von den Beſtimmungen des Moments da und dorthin leiten ließ, und wie leicht er ſich von irgend einer beliebigen Richtung mußte ganz hinreißen laſſen, wenn ſie mit einer gewiſſen Stärke auf ihn einwirkte, und wenn er gar in ihr hoffen durfte, ſelbſt ſtarke Rückwirkungen äußern zu können. Die erſten Romane, mit denen Tieck auftrat, zogen ihn in ganz andere als in romantiſche Regionen. Sein Abdallah (1795) iſt ein finſteres orientaliſches Schauerbild im Geſchmacke Klingers, von welchem der Verfaſſer ſpäter kein Freund war; der troſtloſe Blick auf die Menſchheit mußte aber nothwendig durch irgend eine Brille die Welt ſo ſchwarz gezeigt haben, denn Tiecks weit mehr Wielandiſche Natur, die ein heiterer Humor am ſchönſten kleidete, liegt meilenweit ab von jenem Weltekel, der in Klingers langem Leben aushielt. Hier und in William Lovell, der ſchon 1793—94 angefangen iſt, iſt Rouſſeau ein Liebling des Autors; aus ſeinen und aus engliſchen Romanen iſt die Briefform und der Ton des letztern, in ſeinen factiſcheren Stellen feſſelnden, Romanes hervorgegangen; der Held iſt von jenen Genies, die Leben und Seele verſchwenden, aus Verderbniß in Verderbniß rennen, um dem Außerordentlichen nachzugehen, die Menſchenverachtung, Haß, Egoismus zum Prinzipe der Welt machen, Gut und Bös in der Natur und im Menſchen in Eins werfen und ſich an einem blinden Fatalismus tröſten; doch iſt die Geniezeit hier gleichſam ausgeläutet, denn dieſem Helden gegenüber ſteht das Glück der mittleren Beſcheidung in das beſte Licht gerückt. Von ganz anderer Färbung wieder iſt Peter Lebrecht (1795); die gutartige Natur zwang den Dichter aus den herben und tragiſchen Stoffen zu heiteren Anſchauungen. Hier ſind Sterne, Thümmel, Muſäus die Vorbilder; der Sohn des illuminatiſtiſchen Berlins ſpricht aus dieſem Buche, worin noch der Romane geſpottet wird, die Jakob Böhme aus der Seele geſchrieben ſeien, da eine förmliche Contrerevolution gegen die Freigeiſterei und Aufklärung ausgebrochen ſei, als ob Rom oder Baiern

die alte Rechtgläubigkeit herzuſtellen Apoſtel ausſende! Dieſer Roman iſt wie im Dienſte Nicolai's geſchrieben, ein pragmatiſches häusliches Gemälde, aus dem Sinne für Kleinigkeiten entſtanden und für dieſen beſcheidnen Sinn berechnet, mit der gewöhnlichen Ironie aller dieſer Werke, aber mager und ohne ihre Fülle an kleinem Detail. Tieck zweifelte ſelbſt, ob er die Kunſt verſtände, dieſe kleine Welt intereſſant zu machen und ſchon in dieſem Werke werden daher Lebrechts Volksmährchen im zweiten Theile (1796) angekündigt. Es paßt ſich, daß der geſchickte Ueberſetzer des Cervantes den großen Sprung, den dieſer von den Ritterromanen nach den humoriſtiſchen machte, rückwärts im Kleinen mit der ganzen Zeit (wie ſchon Wieland und Muſäus) nachgemacht hat! In den Volksmährchen ſelbſt, die zuerſt 1797 erſchienen, iſt Tieck übrigens noch keineswegs mit beiden Füßen in dem romantiſchen Gebiete angelangt; er polemiſirt ſchon lebhaft gegen die verwilderten und gemeinen Mishandler der Ritterwelt, die Spieß und Cramer, die ewigen Stichblätter ſeines Witzes, allein er ſchließt ſich doch in dem Geſchmacke für dieſe Mährchen noch an Muſäus an, der mit Meißner und Aehnlichen weit mehr neben dieſen Angefochtenen ſteht, als neben den Romantikern; er zweifelt noch, ob er nicht dieſe Felſen und Baumlabyrinthe für ergötzlicher halte als ſie ſind; er verſteckt noch ſeinen Namen; paraphraſirt den in den Mährchen dramatiſirten Blaubart noch einmal in einer proſaiſchen Erzählung (von Färber), ganz noch in dem Ton der Pragmatiker; und die humoriſtiſche Selbſtgeringachtung des behandelten Stoffes, die ſich faſt durch alle ähnlichen Werke Tiecks hinzieht, verräth einen Dichter, der ſeiner Sache und ihres Werthes nirgends ſicher iſt, der nur mit halbem Vertrauen an ſeinem Kunſtwerk hängt, wie grell ſeine Liebe für die Kunſt iſt, ungefähr wie Lavater von der Religion voll war, ſeine Religionslehre aber überall hin zu verſchanzen und nach jeder Seite zu decken ſuchte. Denn ganz ſo rettet ſich Tieck für alle Fälle, und macht die Miene uns auszulachen, wenn wir ſeine Sachen zu wichtig nehmen und Schätze nannten was er Scherben nennt, während er ſehr empfindlich werden würde, falls man ſie leichthin verlachte und ernſthaft Scherben nennte wie Er. Entſchiedner trat Tieck erſt in die neue Tendenz der Zeit über ſeit ſeinen gemeinſamen Arbeiten mit Wackenroder, im Sternbald (1798). Der Ton auch dieſes Romans zeigt eine

neue Metamorphoſe; er erinnert an Heinſe und Göthes Meiſter. Die Geſinnung iſt aber nun nach den frommen Anſichten der jungen Freunde ganz umgewandelt; die religiöſe Heiligung der Kunſt haben wir ſchon oben aus dieſem Buche hervorblicken ſehen; das Lutherthum wird ſchon darin angegriffen, weil es ſtatt der Fülle einer göttlichen Religion eine dürre vernünftige Leerheit erzeuge, die alle Herzen ſchmachtend zurücklaſſe; der ewige Strom voll großer Bilder und Lichtgeſtalten ſei ausgetrocknet und die dürre gleichgültige Welt bleibe zurück. Die poetiſche Ascetik und Möncherei, die aus dieſen Worten ſpricht, wollen wir beſonders beachten; das Preisgeben der Wirklichkeit in der Poeſie iſt von ihr bedingt. Die Menſchheit heißt hier ſo abgetrieben, von Mühſeligkeit, Eigennutz, Planen, Sorgen verfolgt, daß ſie nicht das Herz habe, die Kunſt und Poeſie, Himmel und Natur als etwas Göttliches anzuſehen. Man ſieht, es geht hier über den Geiſt der Oekonomie her, den Hardenberg lieber ganz vertilgt hätte, wenn er ihn nicht mit dem Geiſt der Poeſie zu zwingen gehofft hätte, vor dem ſich dieſe Sektirer einſtweilen, ehe dieſe Bezwingung vollbracht war, in die Einſamkeit flüchteten. Tieck widmet ſeine Geſchichte allen, die ihre Liebe noch mit ſich ſelber beſchäftigt und noch nicht dem Strom der Weltbegebenheiten hingegeben hat, die ſich mit Innigkeit an den Geſtalten ihrer Phantaſie ergötzen und ungern durch die wirkliche Welt in ihrem Traume geſtört werden. Grade ſo hält es der Dichter mit ſeiner Dichtung. Er hält für die Wahrheit derſelben einen Anſchluß an die reale Wirklichkeit nicht für nöthig, er läßt ſich auch von dieſer in ſeinem Traume nicht ſtören, er iſt ſicher, daß in Allem, was der Künſtler macht, nichts Unnatürliches ſein könne, denn wenn er als Menſch auch auf den allertollſten Gedanken verfalle, ſo ſei er doch ſchon grade darum natürlich! Eine ſtärkere Rettung aller phantaſtiſchen Poeſie und aller Poeſiegattungen, die ſich der plaſtiſchen Kunſt und Darſtellung, die ſich den Gegenſtänden aus der mitlebenden Welt entziehen, wäre nicht wohl möglich. Und in ſofern Tieck dieſer Richtung den ſtärkſten Trieb gab, ſteht er ganz mit Recht an der Spitze der Dichtung dieſer Zeit, deren Seele dieß Verweilen auf dem Unwirklichen, Wunderbaren und Phantaſtiſchen iſt. Denn nun kam es ganz plötzlich, daß ſich der Geſchmack an lauter ſolcher Poeſie und lauter ſolchen Gattungen auf

die auffallendſte Weiſe conſolidirte. Wo wir hinblicken iſt in dieſer Dichtung kein Verkehr mit Menſchen unſeres Fleiſches und Blutes, ſondern mit den Heroen anderer Jahrhunderte, mit Rieſen und Zwergen, mit Geiſtern und mit der Natur, mit der Einſamkeit und dem Jenſeits; eine utopiſche und verkehrte Welt ſtellt ſich der wirklichen gegenüber, Träume und Viſionen bilden die weſentlichſten Ingredienzien der Dichtungen, die Legendenwelt öffnet ihre Wunder, in die Handlungen der Menſchen, die die Wirklichkeit nicht ganz abſtreifen können, ragt ein geſpenſterhaftes Fatum herein, dem platten Alltäglichen, dem gemeinen Geſchehenden wird ein ſymboliſcher Sinn untergelegt, die triviale moraliſche Lehre wird nicht mehr wie in einer früheren allzutrocknen Zeit in der planen Fabel geſucht, ſondern im Mährchen, in Parabeln, Paramythien, Allegorien. In dem weiten Sinne, in welchem Tieck das Wort Mährchen braucht, wo es Sage und Mythe und alle Poeſie, die das Wunderbare benutzt, Arioſt und die Amme einſchließt, kann man ſagen, daß das Mährchen die normale Gattung der ganzen Zeit war; der Eifer, unſere alten Volksmährchen zu ſammeln, und die 1001 Nacht zu überſetzen, entſtand daher in dieſer Zeit, wo von Muſäus an die Tieck, Brentano, Apel, Arnim, Bernhardi, Fouqué, Sophie Bernhardi, Chamiſſo, Hoffmann, Wall und wie ſie alle heißen, ſelbſt Göthe die Mährchenwelt wieder belebten, von der ungeheuren poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Thätigkeit ganz zu ſchweigen, womit man Mythus und Sage aufzudecken und zu verſtehen ſtrebte. Mit dieſer Richtung war es, ſieht man, enge verbunden, daß man auf die Allegorie verfiel; auch ihr gab ſich der große Dichter des Vaterlandes mit entſchiedner Zuneigung in der Proſerpina und Pandora, im Paläophron und zuletzt im Fauſt hin; die romantiſche Schule erklärte ſich ausdrücklich ihr zu Gunſten; im Sternbald ſelbſt heißt es, Allegorie bezeichne nichts anderes als die wahrhafte Poeſie, die das Hohe und Edle ſucht, und es nicht anders finden kann, als durch Anheften eines allgemeinen Sinnes an das Einzelne.

Die Art und Weiſe, wie Tieck das Mährchen, d. h. eigentlich die Sage, namentlich in dramatiſcher Geſtalt behandelte, verräth noch gar ſehr die Einflüſſe der Zeit, in deren Oppoſition er auf dieſe Behandlung verfiel. Er macht überall Stirne gegen die Ritterromane, die das Natürliche abentheuerlich behandelten, Er

gibt daher in dem Ritter Blaubart das Abentheuerliche natürlich. Ueber dieſe äußerſt delicate Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen hat ſich Göthe, ſeine neue Meluſine und die vielfach misglückten Verſuche der Zeitgenoſſen im Auge, dahin erklärt, daß ſie ſchwieriger ſei als man denke, und daß er ſich gehütet habe, den Verſuch zu wiederholen. Tieck hat ſpäter nach dieſem gegebenen Muſter in ſeiner Novelliſtiſchen Periode (in der Vogelſcheuche) das zarte Maß eher gefunden, durch das allein jene humoriſtiſche Anmuth erreicht werden kann, die hier Zweck und Ziel iſt; in den Stücken der Volksmährchen und des Phantaſus (1812) hat er es weit verfehlt. Ein Schritt über die Grenze, die allein der ausgebildetſte Schönheitsſinn fühlen, kein raiſonnirender Verſtand abſtecken kann, läßt, ſtatt Unerhörtes und Gewöhnliches zu verbinden, Phantaſtiſches und Abgeſchmacktes zu doppelter Qual abgeſondert ſtehen. Das ächte Mährchen ſoll den Menſchen, wie Göthe urtheilt, aus ſich ſelbſt heraus führen, ſeinen Wünſchen ſchmeicheln, und ihn jede Bedingung vergeſſen machen, zwiſchen welche wir eingeklemmt ſind. Aber wenn uns Tieck den Blaubart dramatiſch und undramatiſch ſo ganz unter den Bedingungen unſerer Welt zeigt, oder wenn Falck uns von der Prinzeſſin mit dem Saurüſſel in den Witzen einer modernen Theegeſellſchaft unterhält und auch in dem Hufſchmied von Apolda (1805) aus dem Styl des Hans Sachſiſchen Schwankes in ſeinen abſurden Seneſchallston zurückfällt, ſo irrt man uns unſere natürlichſten Begriffe von Einfalt und Naivetät, ohne uns im Geringſten mit etwas Anderm zu entſchädigen, und Adam Müller, ein Mann der Schule ſelbſt, hat daher mit Recht auf d i e G a t t u n g von Kindlichkeit ſchief geblickt, die uns Tieck bis zur Ermüdung zu Markte gebracht habe. Es iſt gar übel, daß hier der Phantaſus ein alter Mann iſt; das Publikum ſoll vor dieſen Mährchen „zu Kindern werden", die doch den Witz des Greiſen in Anſpruch nehmen. Wie viele Gakeleien u n ſ e r e r Mutter Gans ſind uns nachher noch in dieſer und ähnlicher Art von Witzelei nacherzählt worden, wie viele taube Eier hat ſie uns von dieſer Gattung gelegt! Von dieſer Seite her war es daher gewiß von großem Werthe, daß die Brüder Grimm damals poetiſch thaten, was ſie nachher wiſſenſchaftlich fortſetzten, die Trümmer unſrer alten Mythenwelt zu ſammeln, daß ſie ihre

Volks= und Hausmährchen (1812) aus der Quelle der Natur und der lebendigen Tradition gaben, in jenem reinen Tone der Naivetät, im Ton der lauten Erzählung, mit allen Nüancen der Mimik und Accentuation, bis zu jener Provocation des Unglaubens hin, die das ächte Mährchen im Vertrauen auf ſeine Naturkraft wagen darf, ohne ſich zu zerſtören. Sie ſichteten dazu die ächte Gattung und trennten die Sagen ab; denn auch dieß misfällt in den Tieckiſchen Erzählungen jener alten Geſchichten von den Heimonskindern, der Magelone u. A., daß hier zum Ammenmährchen herabgeſtimmt wird, was theilweiſe den Stoff zu großen Epopöen in ſich trägt. Auch dieſe Erzählungen waren übrigens von der gleichen Fruchtbarkeit, wie Alles, was Tieck damals nach verſchiedenen Richtungen angab; wenn er bei dem Mährchen den naiven Ton für alterthümliche Gegenſtände verfehlte, ſo traf er ihn hier beſſer, leitete auf die alten Quellen und führte ſo von Spieß und Schlenkert zu Fouqué herüber, wie er in andern Erzählungen jener Sammlungen, die auf Erſchütterung und Entſetzen ſchneidend hinarbeiten, dem nervenkranken Sinn, dem Geſchmack am Schauerlichen in den Arnim, Apel, Fouqué und Hoffmann zuſprach. Zum Contraſte ſtellen wir ſeine Luſtſpiele hierneben, mit denen er auch den Humor ſeiner Freunde beſchwor. Der geſtiefelte Kater, der Prinz Zerbin und was ſich dem anſchließt, haben eine literariſche Bedeutung durch ihre Polemik gegen jene vulgaren Poeten, die wir oben ſchon genannt haben; was ihre äſthetiſche Bedeutung angeht, ſo thut es uns leid bekennen zu müſſen, daß wir für dieſe Art von Humor und Scherz auch nicht das geringſte Organ haben. Wir haben uns auch bei den Freunden Tiecks vergebens nach einer Belehrung umgeſehen. Schlegel hat auf die Sticheleien im Kater, die man anfangs ganz überſah, zuerſt aufmerkſam gemacht; er hat auch recht viel zu loben; wir können es Alles gelten laſſen, und es will doch nichts Rechtes dabei herauskommen. Adam Müller aber zweifelte ſelbſt, ob ſich Tieck im Luſtſpiel zu der Reinheit, Argloſigkeit und Unſchuld ächter Ironie je hingearbeitet habe; und auch Jean Paul wollten die Sprünge nach dieſen humoriſtiſchen Tollbeeren nicht gefallen. Nicht allein in dieſen ſatiriſchen Spielen, auch in andern mehr bühnenhaften Komödien der Freunde, z. B. in Brentano's Ponce de Leon, bricht ein innerer Muthwille und eine antiphiliſtröſe Luſtigkeit aus, die aber von gar keinem Sinn für eine äſthe=

tiſche Geſtalt begleitet iſt, als ob auch das Formloſeſte berechtigt ſei, eine poetiſche Geltung anzuſprechen. Manche haben hier unendlichen Witz gefunden, wo ich faſt überall nur läppiſche und abſurde Späße finde, ein ewiges Shakſpeareſches Räuspern, wie denn z. B. in dem erwähnten Ponce de Leon nur eine einzige endloſe Reihe von Wortſpielen den Witz ausmachen ſoll. Wenn jene ſatiriſchen Luſtſpiele nicht für etwas Wichtigeres gehalten werden ſollten, als ſie ſind, warum treten ſie in dieſer Breite und Prätenſion auf? Ein Kotzebue, ein Spieß, der Text der Zauberflöte waren in der Anſicht eines Reformators der Dichtung vielleicht eine ſcherzhafte Bagatelle, einen Schwank werth, wie ihn Göthe einem Leuchſenring gönnte, nicht mehr. Wir haben bei dieſen Satiren wie bei Platens und allen ähnlichen dieſelbe Klage, wie bei aller unſerer deutſchen Satire: daß ſie ſich in einer geringen Sphäre dreht. Wahrhaft groß ſein, ſo lautet ein goldner Shakſpeareſcher Spruch, heißt nicht ohne großen Gegenſtand ſich regen. Und wenn die Geſchmacksbildung des Publikums vielleicht ein großer Zweck heißen könnte, ſo war das Mittel fehlgewählt oder die Kraft unzulänglich. Denn wer eine poſitive Wirkung äußern will, muß Spott und Scherz nur als ein gelegentliches Mittel gebrauchen und muß überall große Geſinnung, würdige Zwecke, Befähigung zum Anführer auf neuen beſſern Wegen zeigen; er muß den Glauben an gute Erfolge in ſich tragen und nicht durch Selbſtironiſiren (eine Sache, die Tieck, aber nicht ich im Ariſtophanes finden konnte) ſeinen eignen Stand unſicher und ſchwankend machen. Ich zweifle, ob der Geſchmack des Publikums durch Kotzebues Stücke mehr verdorben worden wäre, als durch dieſe Luſtſpiele, wenn ſie mehr Nachfolger gefunden hätten als bei einigen wenigen und meiſt in ſehr verſchiedner Art, bei Baggeſen (im Fauſt), bei Falck, bei Mahlmann in ſeinen Parodien auf Kotzebueſche Stücke, bei Arndt in ſeinem Ausfalle gegen die „poetiſchen Mückenfänger" des Tags u. A. Einige Meiſterſtücke ernſter, wahrer Poeſie eines höhern Styls hätten auf den Geſchmack beſſer gewirkt, als alle dieſe Satiren. Auch dieſe hat Tieck verſucht. Was in den Volksmährchen in guter ächter Meinung, in einem gewiſſen Ernſte gegeben iſt, iſt noch ſehr gering. Die Freunde nahmen zum Theil den Blaubart ſo und wunderten ſich, daß er nicht aufgeführt ward; als ein ernſtgemeintes Theaterſtück betrachtet könnte er nicht mehr

Werth haben, als die Räuber auf Maria Kulm und dergleichen; man kann ſagen, daß der Mangel an poetiſcher Gerechtigkeit dieſe Stoffe ſchon in ſich zerſtört, und dieſer Forderung zu ſpotten, iſt ein Steckenpferd Tiecks, obgleich der Meiſter Shakſpeare ſie irgendwo ausdrücklich anerkannt zu haben ſcheint. Das Trauerſpiel Karl von Berneck, deſſen Held eine Art Hamlet-Oreſt iſt, hat zu keiner Zeit Beifall finden können. Dagegen gilt die Genoveva (1800) allgemein als das Meiſterſtück Tiecks in ſeiner romantiſchen Periode. Collin rückte dieſes Werk dicht an Göthes Fauſt an, und Göthe ſelbſt hat ſich beifällig darüber geäußert. Hier herrſcht in der Wahl des Stoffes die glückliche Intention, in Shakſpeares Weiſe die in der That poeſievollen Sagen und Novellen des Mittelalters, die in ihrer rohen Naturgeſtalt die pſychologiſche Kunſt gebildeter Zeiten anreizen, dramatiſch herzuſtellen; Göthes eigenthümlicher Vorgang im Fauſt ſtand vor aller Augen; und Tieck ſelbſt fuhr im Fortunat, Arnim in den Gleichen (1819), wenn man will auch in Halle und Jeruſalem, Collin in einem begonnenen Fortunat und Andere in Anderem fort, und Kleiſt brachte es in dem Käthchen von Heilbronn, obwohl er die verwandte alte Sage und ihren Sinn zerſtörte, zu einer Art Popularität. Die wunderlichen Amalgame aber, die in dieſer dramatiſchen Richtung zu Tage kamen, ſind unſtreitig, ganz im Contraſte mit den bedeutenden Abſichten, in der Ausführung theilweiſe das Allerſonderbarſte und Ausſchweifendſte in der Dichtung dieſer Zeit. Es zeugte ſchon von der Formloſigkeit dieſes Geſchlechts, daß man grade auf die freieſte, ungezwungenſte Geſtalt des Shakſpeareſchen Schauſpiels fiel, wie Ende gut, und das Wintermährchen behandelt ſind; Tieck nahm ſich damit noch viel größere Freiheiten, denn man wird nicht ſagen wollen, daß die Epiſoden und von der Hauptaction abliegenden Szenen in ſeinen Stücken dieſer Art überall zur Fortführung der Handlung ſo unbedingt nothwendig ſeien, wie die Shakſpeareſchen. Und mit dieſer Ungebundenheit verknüpft er nun in der Genoveva die ängſtlichen Formen der ſüdlichen Poeſie; die Sage voll Weltlichkeit und Leidenſchaft füllt er mit Frömmelei und Chriſtenthum; behandelt einen Stoff voll Gemüth und Leben ohne uns fühlen zu laſſen, daß er den Gang der Leidenſchaft aus der Seele und nicht blos aus dem Gedichte kennt. Und dieß folgte vielleicht ſchon daraus, daß der Dichter dieſe Sage von häuslicher Treue aus einer Zeit und einem Kreiſe

herausſingen will, in dem man dieſer Tugenden ſpottete; er findet daher nichts als die ſchönen Conventionsphraſen der Poeſie, und ganz richtig ſagte Adam Müller, daß uns die ſonſt von Tieck ſo glücklich verſpottete Sentimentalität der neueſten Dichter aus jeder Seite der Genoveva potenzirt und ſublimirt entgegenweht. So iſt auch in den Gleichen von Arnim ein Gegenſtand von ähnlichem Gehalte nahegerückt; er kann die Luſt zu einer Bearbeitung erwecken aber nicht befriedigen; denn es iſt dem Stoffe kein Moment abgewonnen, auf dem man mit Vergnügen weilte; in ziel= und zweckloſen Szenen treibt man uns durch einen kopfberückenden Wirrwarr aus burlesken Shakſpeareſchen Volks= und Witzepiſoden in einen unheimlichen Nebel von Geiſter= und Dämonenſpuk; wie man in der Genoveva um die Entwicklung des Empfindungsganges betrogen wird, den der Stoff erwarten läßt, ſo hier noch ärger um die Entfaltung des pſychologiſchen Problems. Und was ſoll man zu jener Durchflechtung der Sagen von Ahasver und von Cardenio ſagen? was zu jener Gründung Prags von Brentano und all dem ähnlichen, was ſich aus dieſem wüſten Sinne Chaotiſches gezeugt hat? was die äußerſte Genialität affectirt und überall von dem Ueberfluß dageweſener Dichter zehrt? was jenen ominöſen Ausſpruch von der Verwandtſchaft des Dichterſinnes und Wahnſinnes praktiſch bethätigt? was mit den Modefratzen der neuen Romantik auch die geordneten Köpfe anſteckte und unſer kaum gegründetes Schauſpiel im Grunde erſchütterte? Wenn man dieſe poetiſchen Convulſionen ſo häufig mit wichtiger Miene als zwar nicht ganz reguläre, aber vielleicht darum deſto bedeutſamere Aeußerungen von Geiſt, Witz, Genie und Phantaſie beſtaunen hört, ſo fragt man ſich, ob man wirklich unter einem Volke lebt, deſſen verſtändigen Sinn man ſonſt zu rühmen pflegt, und man mag ſich nur zum Troſte wiederholen, daß der viele Schatten vielleicht von vielem Lichte zeugt.

Wenn man Tiecks Einflüſſen theilweiſe das Ausarten des Drama's ins Formloſe Schuld gibt, ſo muß man gegenüber ſtellen, daß er auch auf der andern Seite ſeine Autorität geltend machte, um auf eine ächte Nationalſchaubühne hinzuarbeiten. Dieß hätte vielleicht ein fruchtbares Gegengewicht gegen jene unbühnenmäßigen Stücke in die Wagſchale gelegt, wenn nur die Talente äquivalent und die Mittel richtig gewählt geweſen wären. Tieck hing befreundet mit Mathäus von Collin (aus Wien 1779—1823) zuſam=

men und gab dieſem die Richtung auf das hiſtoriſche Schauſpiel, oder beſtärkte ihn wenigſtens darin. Es iſt bekannt, mit welchem Nachdruck Tieck die vaterländiſch hiſtoriſchen Stücke Shakſpeares geprieſen und anempfohlen hat; Collin ſtimmte ganz mit ihm überein, misbilligte A. W. Schlegels Erklärung über dieſe Werke, und gab ſich ganz Tiecks Aufmunterungen hin, der ihm dafür Hoffnung auf den Ruhm eines Volksdichters machte. Er bildete ſich die eigne Anſicht, daß die hiſtoriſche Dichtung dem Charakter unſrer Zeit einzig angemeſſen und das Fundament ſei, auf das wir erſt in der Zukunft eine romantiſche Dichtung gründen könnten; er ſtellte zwiſchen der antiken und romantiſchen Poeſie die hiſtoriſche als eine dritte Gattung auf, in welcher nicht eine Idee durch die dramatiſche Einkleidung poetiſch realiſirt werde, ſondern nach welcher das Gegebene, die Handlung, als bereits realiſirtes Ideal des Lebens aufgefaßt wird. Für die Anfänge einer dramatiſchen Kunſt mag dieſe Theorie recht heilſam ſein, wie denn Collins Bruder z. B. mit Recht auf den Götz von Berlichingen als einen ſolchen Stoff hinſieht, der ein Nationalintereſſe hätte erwecken und eine Nationalbühne begründen können; allein immer iſt der Geſchmack am hiſtoriſchen Schauſpiel, das ſo ſtreng das Geſchehene reſpectiren will, ein proſaiſcher, dem es überall gleich natürlich iſt, ſich an dem Wunderbaren wie an dem Wirklichen eine Stütze der Poeſie zu ſuchen; das hiſtoriſche Schauſpiel iſt eine untergeordnete Gattung, die noch dazu in einem zerriſſenen Lande wie Deutſchland faſt ihren Werth mit ihrem Intereſſe einbüßen muß. Und welchen Werth und welches Intereſſe haben auch die hunderte von nationalen Stücken gehabt, die wir in Deutſchland ſeit der ungemein fruchtbaren Anregung durch Tieck und Collin erhalten haben, und mit denen wir faſt jedes Jahrzehnt unſerer Geſchichte belegen können? Von doppelter Seite war Collin gar nicht der Mann, hier ein gedeihliches Beiſpiel zu geben, das ja Schiller ſelbſt, der im Grunde noch mehr als Shakſpeare Collins Muſter war, in dieſer hiſtoriſchen Gattung nicht geben konnte, die Er nicht an die ſtrenge Regel des Wirklichen und nicht an die Grenze des Vaterlands band. Collin hatte vor, die ganze öſterreichiſche Zeit von Leopold dem Glorreichen bis auf Rudolph von Habsburg zu dramatiſiren, und den Untergang der ritterlich poetiſchen Zeit in der Arbeitſeligkeit des nächſten Jahrhunderts zu zeigen. Aber wer nur ſeinen Friedrich

den Streitbaren, ſeinen Bela, und was hierhin gehört, oder auch ſeinen Marius u. A. geleſen, der wird überall auf die allgemeinen Zeichen dieſer paſſiven Talente ſtoßen, bald auf einen Ton, der an Göthes Taſſo erinnert, bald auf Schillerſchen Dialog, bald auf Shakſpeareſche Szenen und Charaktere, bald auf ſpaniſche Metra; zwiſchen allen Anſtrengungen, das Gemüth ſanft und ſtark zu erſchüttern, blickt eine trockne und hölzerne Natur heraus; und die vaterländiſchen Namen wollen uns durchaus nicht beſtechen, von den Forderungen an poetiſche Wahrheit und Rundung abzugehen. Wir finden uns vielmehr hier in Wien, wo auch andere hiſtoriſche Dramen (von Pyrker hiſt. Schauſpiele **1810** u. A.) durch Collin angeregt wurden, ganz in derſelben Lage, wo wir uns bei der Abblüthe der Ritterdichtung im **13.** Jahrh. gefunden haben, mit welcher Periode dieſe romantiſche in allen Theilen die ſchlagendſte Aehnlichkeit hat; wir gehen aus Poeſie in Proſa, trotz aller Anſpannung, wir gehen wie damals aus der Epopöe in die hiſtoriſche gereimte Chronik, ſo jetzt in das hiſtoriſche Drama über, und in ſofern lag in der Intenſion Collins, grade jene Zeiten in dieſer Dramenreihe zu ſchildern, etwas Zeitgemäßes und ſehr Bezeichnendes. Und grade wie damals mit dieſer trocknen Wendung der Geſchmack an einer geſteigerten lyriſchen Kunſt verbunden war, ſo war es auch hier, und zwar berührt ſich hier das Eine und das Andere in Einem und demſelben Manne und in einer und derſelben Gattung. Mathäus Collin hielt die Oper für den letzten Punkt, wohin das Trauerſpiel hinſtrebe. Und dieß fing er alſo von dem entgegengeſetzten Punkte, dem hiſtoriſchen Schauſpiel, zu betreiben an! ſo fundamental wollte er die romantiſche Kunſt unterbauen, auf deren Spitze die Oper ſtehen ſollte. Das heißt aber die Poeſie von vorne herein der Muſik zum Opfer bringen; und dieſes Opfer empfiehlt Collin in der That, falls es nicht möglich ſein ſollte, Operntexte von eigenthümlichem poetiſchen Werthe zu ſchaffen! Auch auf dieſer Seite alſo, in dem hiſtoriſchen Dramatiker, finden ſich dieſe ſonderbaren Miſchungen heterogener Elemente, die von der ſeltſamſten Verkehrung der Begriffe zeugen. Darin war doch Collins Bruder Heinrich Joſeph (**1771—1811**) wenigſtens conſequenter, der von den Göttinger Romantikern (Bürger, Stolberg, Hölty) und von Klopſtock angeregt zwar auch auf die Oper fiel, und deren mehrere entworfen hat, der aber dafür auch das hiſtoriſche Schauſpiel für

eine Abart hielt und ſich von der Nachahmung Shakſpeares entfernte; vergebens ſuchte ihn Hormayr, der ihm ſeinen dramatiſchen Stoff gab, zu einem vaterländiſchen Stück zu bewegen. Zwar hiſtoriſche Stücke hat er einige geliefert (Regulus 1800. Coriolan 1802. Balboa 1805 u. A.), allein ſie waren noch wärme= und lebloſer als die Stücke ſeines Bruders. Wie aus ſo vielen Wieneriſchen Dichtern ſpricht aus ihm eine gute Seele und ein loyaler Sinn, nur freilich ſchafft der Begriff von öſterreichiſcher Bürgerpflicht noch keinen Geiſt, der ſich römiſchem Patriotismus gewachſen fühlen könnte; das Aufſtreben des Wiener Schauſpiels, der Oper, des Ballets nährten in ihm äußere geſellige Talente der Declamation und des Bühnenurtheils, aber das Alles macht keinen Dichter; und gewiß war es von dem Bruder weiſer, bei Regulus an Kotzebues Octavia, als bei Coriolan an das kraftſtrotzende Stück von Shakſpeare zu erinnern.

Die Stücke der Brüder Collin ſind faſt Alle aufgeführt worden, weil ſie ganz für die Bühne berechnet waren, keins oft, weil ſie überall kalt ließen. Immerhin liegen ſie als ein theatraliſches Gegengewicht gegen jene Erzeugniſſe vor, die auf die Bühne keinerlei Rückſicht nahmen. Uebrigens fing man in der romantiſchen Schule an, auch abſehend auf Darſtellung, mit Stoffen und Formen ganz Andres zu wagen, als die Collin, die ſich im höchſten Fall vorſichtig auf Schillers Wege hielten. Die Beiſpiele der Schlegel, das Muſter Calderons, und die Wagniſſe der Weimarer Bühne, die den kühnen jungen Dramatikern mit merkwürdiger Toleranz entgegenkam, ermuthigten dazu. Noch drei Dramatiker haben wir zunächſt aus dem erſten Jahrzehnt zu nennen, die alle von dem engern Kreiſe der neuen Schule, von Tieck und ſeinen Freunden beſtimmt waren. Friedrich de la Motte=Fouqué (aus Altbrandenburg geb. 1777) gab 1804 ſeine erſten dramatiſchen Spiele (von Pellegrin) unter A. W. Schlegels Schutz heraus; er ſelbſt nennt ſie jetzt in ſeiner Biographie Schülerwerk; ſie ſind nach dem Beiſpiele des Alarcos zu einem Schatzkäſtlein für die Form der ſüdlichen Lyrik und ſogar des Minnelieds gemacht. Gleich darauf (1805) folgten zwei Schauſpiele (Falk und Reh), die eine Tetralogie von Elementar=Bildern eröffneten (Salamander und Goldfiſch ſollten ſich anſchließen), und an die noch ein fünftes Stück geknüpft werden ſollte, das nach Jacob Böhmiſchen Prinzipien auf

das Grund= und Urelement hingedeutet hätte. Schlegel hatte ihn indeſſen auf den Norden gewieſen und in den nun (1811) folgenden vaterländiſchen Schauſpielen ſprang er daher dorthin über; wie Aeſchylus die homeriſchen Sagen, wollte er die Nibelungen dramatiſch behandeln; ſeines Sigurds Schlagworte und Reckenkraft und Eginhards und Emma's Zartheit und Ritterlichkeit entzückte die Jean Paul und Andre, uns widerſteht die geheuchelte Stärke und gezierte Eleganz und affectirte Alterthümlichkeit und Höfiſchkeit hier wie in den ſpätern Stücken und Romanen dieſes Mannes auf jeder Seite. Aehnlich iſt es auch bei Adam Oehlenſchläger (aus Copenhagen geb. 1779). Wie Fouqué erſt von Schiller zu Gunſten der neuen Schule abgebracht werden mußte, ſo war Oehlenſchläger von Holbergs, Weſſels, und Ewalds ſatiriſchen Stücken, ja ſogar in der deutſchen Literatur von Kotzebue beſtochen, und ſchrieb, frühe auf das Schauſpiel und die Schauſpielkunſt ſogar gerichtet, Stücke in Ifflands und Kotzebues Geſchmack für ſich, ehe ihn Göthe und Schiller erreichte und Steffens ihn auf Tieck und die Schlegel wies. Nun ging ihm plötzlich das Licht auf und in ſeinem Aladdin, der die neue Periode im Dramatiſchen eröffnete, webt er ſchon ganz in den Vorſtellungen der Romantiker. Göthe ermuthigte ihn, ſeine Dramen ins Deutſche zu überſetzen und verſprach ihm ſie aufzuführen; er ſchien Wohlgefallen an den eigenthümlichen Solöcismen, vielleicht auch an der naiven und kindlichen Perſönlichkeit des Dichters zu finden; aber er ſtach in ein Wespenneſt; der junge Poet war eben ſo empfindlich, keck, und voll Dünkel, und Göthe hatte ſich vor ſeiner Zudringlichkeit zu wehren und ſetzte ihn und ſeine Producte in die Claſſe der Arnim und Werner, die ihn zur Verzweiflung brachten. Seine Stücke ſind nicht wild und ausgelaſſen wie die Werke dieſer Männer; er trat im Gegentheil gegen die Uebertreibung der neuen Schule polemiſch auf, und mußte es haben, daß ſie von ſeinen alten Kotzebueſchen Neigungen auch ſpät noch in ihm fanden; er wollte nicht unter die metaphyſiſchen Vertheidiger der Wolluſt gehören. Aber freilich hilft die ethiſche Zartheit bei ihm ſo wenig wie die minnigliche Reinigkeit Fouqués den gehaltloſen Dichtungen auf; es iſt nur eine Farbe mehr neben ſo vielen äußerlichen Mitteln, die durch das Fremdartige und Neue die fehlende Natur und das mangelnde Schöne verſtecken ſoll. Wenn er den Geiſt der nordiſchen Dichtung

der in gewiſſer Art gar nicht zu verfehlen iſt, (in ſeinem Starkother, Baldur, Hagbarth und Signe, Axel (1807), Hakon Jarl (1805), Palnatoke (1806) u. A.) auch wirklich getroffen hat, ſo iſt ſchon die Vorliebe für dieſe unförmliche Welt, wie bei den altdeutſchelnden Malern die Verleugnung unſerer höhern Fertigkeiten, ein Beweis von Mangel an einem reichen inneren Leben, das ſeine Wurzeln in die Cultur der Gegenwart ſchlägt; die Schule, welche die Dänen in jenen gewaltigen Reſten ihrer Vorzeit machen, gibt ihnen leicht jene Eigenheiten, die Niebuhr (indem er von Oehlenſchläger ſpricht) an ihnen fand: Fertigkeit zur Poeſie, leichte Empfänglichkeit, aber keinen „klaren und tiefen Blick, ohne den die Phantaſie nie lauter und groß, nie frei von Manier oder orientaliſchen Phantasmen ſchaffen kann.“ Alle jene wunderlichen Bilder der alten Mythologie des Nordens rauben noch eher den Glanz der Poeſie, als daß ſie ihn geben; Skinfaxa und Hrimfaxa geben kein Mond- und kein Sonnenlicht mehr; und der Reimvers und Chor und Tetrameter bringen den Zwang zur Poeſie eher zu Tage, als daß ſie ihn verbergen. Wie ungemein leer und ſchlank dieſe Stücke faſt Alle ſind, fühlt man am auffallendſten da, wo der nordiſche Krafthauch (wie in dem Correggio) nicht durchweht, oder wo er, wie in den Liebesſtücken (Axel und Walburg u. A.), gedämpft iſt; und leſend wieder mehr als bei der Aufführung, wo das fremdartige Coſtüm und der Effect aller Art allerdings ſeine Wirkung nicht verfehlt. Je bühnengerechter die Stücke dieſer Beiden eingerichtet ſind, deſto mehr fallen die beſondern Vorſtellungsweiſen der Dichter oder der Geſchlechter, denen ſie ſie leihen, und damit die wunderlichen Motive und die beſchränkte Kunſt in die Augen. Bei den verwegenen Unternehmungen eines Zacharias Werner dagegen wird man gezwungen, hierin ein Uebriges zuzugeben. Er ward der dramatiſche Heros des Tags, ein Mann der neuen Schule, der ſich ihr gern noch inniger hingegeben hätte, wenn ſie nur in ſeinem Sinne hätte Sekte ſein wollen. „Ich bin ganz Tieckiſch, ſchrieb er, ich liebe was er ſchreibt von ganzer Seele; er und Wackenroder ſind in ihren Schriften liebenswürdige Menſchen; Fr. Schlegel halb Halbgott halb Unmenſch; Göthe, wenn du willſt, ein Gott, aber ein uns ſelten ganz befreundetes Weſen.“ Im Drama nannte er übrigens Schiller ſeinen Meiſter. Es iſt intereſſant, zu beobachten, nach wie vielen Seiten hin Schillers Dramen Schößlinge in ganz

verſchiedner Art trieben, wie ſeine hiſtoriſche Richtung im Allgemeinen eine Unmaſſe hiſtoriſcher Dramatiker hervorrief, auf die wir nachher noch einen Blick werfen, wie ſein Tell die patriotiſche Ader öffnete, ſeine Braut eine antike Richtung unterhielt, ſeine Jungfrau das legendariſche romantiſche Drama förderte, ſein Wallenſtein das Fatum zum Hauptwerkzeug der Dramaturgen machte, wie ſeine ältere Periode ſogar noch einzeln fortwirkte, die Räuber nicht minder als Don Carlos. Die Art und Weiſe wie in dem letztern die Poeſie in den Dienſt außerhalb gelegener Ideen gegeben war, griff Zach. Werner zuerſt in den Söhnen des Thals (1803) auf; hier legte er, der ſonſt immer den Dichter als eine „Maſchine göttlicher Eingebung" anſah, in einer verſtändig berechneten ſymboliſchen Durchführung, ganz nach den neuen Satzungen der Schule, ſeine Bundesideale nieder, die ihn ſpäter in den Schoos der römiſchen Kirche zurückführten. Der Templer Orden in ſeiner Verfallenheit ſtellt in dieſem Stücke den „in ſeinen Grundſätzen ehrwürdigen, aber dem Menſchengeſchlecht nicht angemeſſenen, proſaiſchen Drang eines durch keine Phantaſie begrenzten Kriticismus" dar, das Thal, das im Hintergrunde die Stelle des Schickſals vertritt, zerſchlägt die veraltete Form und es geht mittelſt der Maurerei der geläuterte Katholicismus ſiegreich hervor. In den Charakteren erkennt man hier und da jene Schillerſchen und Leſſingſchen Figuren zu Burlesken oder erhabenen Carricaturen geſteigert; der Vers iſt noch ganz jambiſch; einzelne Szenen von gewandtem Dialog, anſchaulicher Darſtellung und geſunder Pſychologie ließen in dieſer Compoſition ein ſchönes Talent erwarten, und man konnte noch über den Operſpektakel und das „Melos" darin wegſehen. Es glüht nur erſt noch in einzelnen Stellen, aber ſchon ſtrebt der Dichter zu lodern, ſtatt ſein Feuer zu mäßigen, denn „was konnte uns Keckheit ohne Reife frommen", ſo fragte er ſelbſt ſo weiſe. Nun brach aber der ganze Schwall Calderonſcher und Calderon nachgeahmter Kunſt herein und bald erkennt man unter den Einwirkungen des Lacrymas (von W. v. Schütz) und des Alarcos und aller der hyperpoetiſchen Werke ohne Natur und ohne Verſtand die Einflüſſe von Schiller gar nicht mehr; das hiſtoriſche Element wird von dem Opernartigen und Legendariſchen ganz überſtrudelt, und es lag ſehr nahe, daß ſeine Stücke in Singſpiele übergingen und Hoffmann ſein Kreuz an der Oſtſee (1806) componirte. Hier

und in der Weihe der Kraft (1807), im Attila (1808) und der Wanda (1810) und ſo fort bis zu der ſchließenden Mutter der Maccabäer (1820) haben wir überall die wunderlichſten Krämpfe und Convulſionen, koloſſale contorte Charaktere (wie ſein Luther, ſeine Hildegunde und Wanda, ſein Attila und Leo u. ſ. f.), ins Gräßliche, ins Verzückte, ins Heroiſche karrikirt, noch weit anders, als es bei Klopſtock früher, und jetzt bei Fouqué und Oehlenſchläger der Fall war; Mimik und Szenerie, Geſang und Action verſetzen uns wie in den tollſten Opernlärm; man hört bald die pomphaften und bizarren Schlagworte, bald das ſchmetternde Pathos der erhabenen Redner gleichſam in Recitativgeſang, und die leidenſchaftlichen Explosionen in Arien übergleiten; Szenenpomp, Geiſterſpuk, Wundereffecte helfen dieſen Eindruck zu verſtärken und dazu trägt nicht wenig der Gebrauch der opernartigen Formen des antiken und ſpaniſchen Drama's bei, Chöre, Sextinen, Terzinen, Sonette und Trochäen, was Alles dieſe Stücke den ſkelettartigen hiſtoriſchen grell gegenüberſtellt. Beſſer hat es ſie nicht gemacht; Jean Paul zog ihnen die Waſſer= und Leibesdürre Collins ſogar vor, und Göthen gab dieſer wirre „Complex von Vorzügen, Verirrungen, Thorheiten, Talenten, Misgriffen, Extravaganzen, Förmlichkeiten und Verwogenheiten" begreiflicherweiſe bitterlich zu leiden. Und dieſe Sachen wurden dennoch, in Weimar ſogar, aufgeführt! Mußten ſie nicht in den Schauſpielern, deren Schule kaum begonnen hatte, allen Sinn für Natur und Wahrheit plötzlich wieder ganz zerſtören? Der 24. Februar (1815) ſah ſich ja bald von einer Reihe regulärer Schickſalstragödien umgeben, die dem Schauſpieler den leichten Erfolg verſprachen, den einſt die ritterlichen Spektakelſtücke gehabt hatten, und die ihn dazu aus dem Tone derber Natur wieder hinwegriſſen in Uebertreibung und leeren Prunk der Declamation. Es war ein rechter Fluch für unſere proteſtantiſche Bühne, daß dieſer Mann, der „ſein ſchuldlos Herz im wilden Lebensreigen verloren zu haben" bekannte, aus dem Schoße des Segens und der Gnade heraus uns dieſe „heidniſchen Stücke vom alten Fluche" zuſchicken und mit ſeinen Nachtgewalten und Dämonen Gefühl und Verſtand unſerer Dramatiker berücken mußte.

Der Gebrauch des Schickſals in dieſen Tragödien zeugt von einem Dichter, der ſich in innern Misſtimmungen in die Schattenſeiten der Geſchichte vergraben und für ihr Licht geblendet hat,

und der was uns ſonſt für die Erſchütterungen des Trauerſpiels entſchädigt, des Menſchen freien Willen, aus dem Spiele läßt, um die Erſchütterung zu verſtärken und zu ſteigern; alle Wahl des Stoffs, alle Zeichnung der Charaktere, alle Affectation, jenes Nagen an dem eignen Herzen, was uns dieſe Stücke verleidet, hängt mit dieſem unwohlthuenden Griffe in unſer Gefühl zuſammen. Bei Werner ſtammt dieſer düſtre Blick, wie in andrer Art bei Klinger, mehr aus einem individuellen Grunde; wir können eine ganze Gruppe patriotiſcher Dichter zuſammenſtellen, bei denen eine ähnliche Verbitterung aus der politiſchen Lage der Zeit, aus unterdrückten republikaniſchen Sympathien in den 90er Jahren, oder aus dem Druck des Vaterlands im erſten Jahrzehnt dieſes Jahrhunderts herſtammt. Nichts iſt ſo bereitwillig wie das Schauſpiel, in ſolchen Zeiten äußerer Bedrängniß die Stimmungen der Gemüther aufzunehmen, weil ſich hier der Zwang der Preſſe umgehen läßt; auch bietet die Geſchichte ſo leicht dem Drama Stoffe dar, die dem gegenwärtigen Verhältniſſe ähnlich ſind und die ſich zum Gefäße der Empfindungen ſchicken, die die gedrückte Bruſt ausgießen möchte; daher ſind auch mehrere dieſer Dichter, die uns in der Geſchichte der Poeſie die dumpfe Atmoſphäre der Rheinbundzeit und des Kaiſerreichs einathmen laſſen, Dramatiker geweſen. Johannes Falk (bei Danzig 1768—1826) war einer von den Männern, die den Liberalismus aus der Revolutionszeit feſthielten und in den ſchweren Zeiten ein Wort zu ſprechen wagten, ſein Elyſium und Tartarus (1806) wurde ſeiner Freiheiten wegen ſiſtirt; aber bei ihm iſt in Proſa und Verſen die politiſche Schriftſtellerei nicht wohlthuend. Sein poetiſches Talent hätte ſich, auf einige Lieder von heimiſcher Färbung beſchränkt, in Ehren zeigen können, denn ihm glückte der Volkston, den man in den naiven Liedern der nichtdeutſchen Anwohner des baltiſchen Meeres findet, und einige ſeiner Gedichte athmen Schifferleben und Seeluft. Als Satiriker, als welchen ihn Wieland einführte, machte er nur kurze Hoffnungen; ſchon 1796 hatte Niebuhr Luſt, ſich gegen die Scurrilitäten und aufgewärmten Witze dieſes Juvenals zu rüſten, und er ſah ſeine Schriften als ein trauriges Zeichen von der Neige der Literatur an, die die „infame Politik, die Geringſchätzung unſers Volks, Rohheit als Folge der Verachtung, Entweihung und ſcheußliche Anwendung der Philoſophie ſo herabgebracht haben.“ Wenn

Falk in der Gimpelinſel (1804) das deutſche politiſche Weſen verſpottet, ſo predigt freilich ein Johannes in der Wüſte, denn man merkt der ganzen flachen Compoſition an, daß der Autor von Welt und Politik nicht viel mehr weiß, als man eben in der Wüſte erfährt. Politik iſt allemal der traurigſte Beruf, den man ſich wählen kann, wenn man die Neigung zur Flucht der Welt und zum Pietismus von vornan in ſich trägt, vollends wenn man mit dieſem elegiſchen Sinne die hoffnungsloſe Verzweiflung an dem Menſchengeſchlecht verbindet. Falk ſog aus Herder, wie ſeinen volkspoetiſchen Sinn, ſo auch ſeine politiſchen Freiheitsideen, und dieß war eine üble Quelle; über dem ſatiriſchen Gedichte die Helden (1798) ſteht ein Herderſches Motto aus den Humanitätsbriefen, das die Maſſe der Menſchen wie wilde boshafte Thiere anſieht, und immer wird Thatkraft, Wirkſamkeit, Handlung gepredigt und das Verliegen über den Büchern verſpottet, und doch iſt das Reſultat von Allem Pietiſterei, und die Lehre: „Fels und Kluft, fort von den Menſchen, fort!“ Und es iſt ja bekannt genug, daß unſern ſkeptiſchen Satiriker zuletzt „der Geiſthimmel und die Gnadenſonne ermürbte und mild machte.“ Wie anders war in der ähnlichen Verſtimmung Joh. Gottlieb Seume (bei Weißenfels 1763—1810), der ſich mit dem lucianiſch-ſwiftiſchen Falk eingeſtimmt erklärte, nur ihn tadelte, daß er der „Männerſchaft ernſte Schule“, die Kantiſche Philoſophie, der er anhing, im Schnurrton aufs Tabernakel gebracht hatte. Seume hatte nichts Quietiſtiſches und Pietiſtiſches in ſich, was ihn aus der Welt weggetrieben hätte, die ihm wahrlich nicht wohl that; ſein Charakter ſtählte ſich unter den Widerwärtigkeiten und darum kann man ſeine Verbitterung wenig tadeln, deren Urſachen man ohnehin nicht zu loben vermag. Er ſah ſeinen Vater durch Noth und unverſchuldete Verachtung zu Grabe gebracht, er lebte eine zerſtörte Jugend, er ward von heſſiſchen Werbern nach Amerika geſchleppt, er ſah Suwarovs Schrecken und den Untergang Polens, und dieſe Unterdrückung der Menſchenrechte durchſchnitt ſein Herz, die innige Bekanntſchaft mit Klinger in Petersburg mußte ſeine Schwarzſichtigkeit ſteigern, er erlebte endlich die Schmach des Vaterlands, um ihn her ſah er nichts als „feile Schurken“, und in ihm war der Wurm der Skepſis, die ihn von Religion zum Recht, vom Recht zur Philoſophie, von der Philoſophie in die Vorhöfe des Kriegsgottes getrieben hatte;

er nannte Egoismus die große Triebfeder alles menſchlichen Handelns, und einmal verbittert ſah er auch auf jenen edlen Eigennutz finſter hin, der den Menſchen antreibt, ſich zum Gefühle der Würde ſeiner Natur hinaufzuarbeiten. Bei all dieſen Schickſalen, Verhältniſſen, Grundſätzen wollte er nicht dem Kummer unterliegen, und ſetzte die Unerſchrockenheit eines männlichen Herzens und eines biedern Sinnes entgegen; er wollte nicht den Glauben an die Menſchheit aufgeben, und ſollte er die Hoffnung ſelbſt bei ſeinen Huronen ſuchen. Das Alles, Geſchick und Geſinnung, liegt nun in ſeinen Verſen niedergelegt, durch die ein bitterer Gram ſeine Furchen zieht; in ſeinem Trauerſpiel Miltiades (1808), das im Style der Collinſchen Stücke geſchrieben iſt, die Seume hochachtete, gibt Alles von ſeiner Vaterlandsliebe Zeugniß, aber Nichts von einem wahren poetiſchen Talent; er lehnte ſich mit ſeinem Freunde Karl von Münchhauſen, der durch patriotiſche Poeſien gleichfalls bekannt geworden iſt, an die ehrenwerthe Klopſtockſche Schule, denen „bei Freundſchaft und Vaterland Schauer durch die Seele fuhren", ihn perſönlich durchdrang auch die Liebe zu Schiller; aber er war eben nur eine der vielen receptiven Naturen jener Tage; er ſelber ſchien ſich nicht für einen Dichter zu halten, und wunderte ſich, daß ſeine Verſe ſo kalt daliegen, da es innen ſo warm war; allein dieß war grade die Urſache. Er war ein ſtoiſcher, politiſcher Mann, nicht ein poetiſcher, ein Mann, der, wenn er in dieſe Zeiten herüber gelebt hätte, uns den Uebergang von Poeſie zur Politik hätte lehren können, wie vom Kosmopolitismus zum Patriotismus; er haßte die Milchſpeiſe der Romane und ſetzte, wenn man will, eine Memoirenſchriftſtellerei an die Stelle; er wollte jede Schrift in dem Sinne politiſch haben, daß ſie die allgemeine Wohlfahrt angehe; er hat manches zu ſagen gewagt, als man nichts wagte, und in der Vorrede zu ſeinem Sommer lehrte er die heutigen Schreier nach Preßfreiheit, daß dieſe weder gegeben noch zugeſtanden wird, „da jeder, der ein Leben ohne Würde für nichts hält, und der den Tod nicht fürchtet, wenn er überhaupt denkt, auch laut denkt, ſobald er nur mit ſeinem moraliſchen Weſen in Ordnung iſt." Eine entſchiedne politiſche Natur war auch Heinrich Zſchokke (aus Magdeburg geb. 1771). Ihn trieb nach einer unſteten Jugend, da ſich ihm unter Wöllners Regiment die Ausſicht auf eine theologiſche Laufbahn verſperrte, ſein Mismuth in die

Schweiz, wo er in den verhängnißvollſten Jahren eine politiſche Carriere machte, die wohl zeigt, daß auch ein Deutſcher der rechten Art ſich vor dem ſtürmiſchen Leben eines demokratiſchen Bundes, das unſern guten Landsleuten ſchon aus der Ferne ein Greuel iſt, nicht zu ſcheuen braucht, auch wenn er hier, wie es überall iſt, die Mängel der Menſchheit inne wird. Als Zſchokke Deutſchland verließ (1795), ſuchte er die Republik, der Monarchie ein Feind, wie auch Seume war; eine düſtre Anſicht von der Menſchheit hatte ſich auch in ihm gebildet, auch Er ſah nur eine Thierart in ihr und Täuſchung in all ihrem Thun und Laſſen; dieſer alte Gram kam erneut, als er ſich auch in der Schweiz betrog. In dieſen Stimmungen ſchrieb er ſeine Dramen zwiſchen 1795 und 1809. Sie reichen in die Zeit der 80er Jahre gleichſam zurück, und ſind ganz im Geiſte Klingers und der erſten Periode des Schillerſchen Drama's geſchrieben. Der Abällino (1795), ſeine Jugendſünde, der in Weimar aufgeführt und an Werth Schillern ziemlich gleich geſetzt ward, iſt aus den Räubern und aus Rinaldo erwachſen, und führt uns ganz ſo in einen Conflict des Herzens und der Convenienz, wie es die Dramen jener Zeiten pflegten. Julius von Saſſen (1809) iſt eine verunglückte Cabale und Liebe; im Marſchall von Sachſen (1804) glüht es von jenem Ingrimm gegen die koloſſalen Misſtände, die die Geſellſchaft dem idealen Herzen entgegenbringt, und gegen die Gewalt der Meinung, des Vorurtheils und der falſchen Ehre; die eiſerne Maske (1804) zeigt die heimlichen Greuel der Hofgewalt im harten Gegenſatze gegen jene Stücke der Babo und Kratter u. A., die an die Höfe die ſchönſte Menſchheit ſchmeichelten. Ueberall herrſcht hier die Jugendgeſinnung vor, welche die beſtehende Welt als die verkehrte anſieht, und ſie färbt Alles mit einer düſtern Farbe. Aeſthetiſch ſind dieſe noch in Proſa verfaßten Stücke von wenig Belang, obwohl ſie aus einem innern Drang und Leben fühlbar heraus geſchrieben ſind; viel wichtiger ſind dagegen die Schauſpiele Heinrich von Kleiſt's (aus Frankfurt an der Oder 1776—1811), mit dem Zſchokke, als er in Frankfurt ſtudirte, eine Art Dichterbund hatte, in dem ein Sohn Wielands der Dritte war, der ſich damals gleichfalls zur Tragödie zwang. Unter allen den dramatiſchen Talenten, die in dieſem Jahrhundert bei uns auftauchten, hat Kleiſt bei weitem die größte Berechtigung, den Dichternamen in Anſpruch

zu nehmen. Nicht daß wir die gewaltigen Auswüchſe auch bei ihm wie ſo vielen andern Poeten der Zeit überſähen, aber wir ſind nicht ſo eigenſinnig, daß uns das Ungeheure, das Phantaſtiſche, das Excentriſche überall auf der Schwelle abſchreckte; wir laſſen es uns gefallen, wo es Jugendſymptom iſt, und die Hoffnung frei läßt, daß es nicht auch das Alter beherrſchen werde; wir laſſen es uns gefallen, wo es der Begleiter eines wahren Talentes iſt, und nur wo es, wie bei uns gewöhnlich, das mangelnde Talent erſetzen und verbergen ſoll, werfen wir es als das Verächtlichſte hinweg. Göthen ſchreckte in Kleiſt die nordiſche Schärfe des Hypochonders, obwohl er ihn liebte und hob; wie ein von Natur ſchön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen iſt, erregte er ihm Schauder und Abſcheu; Tieck, der ſeine Werke herausgab, urtheilte beſſer von ihm. Man muß es zugeben, der Härten und Ecken ſind in allen Kleiſtiſchen Werken gar zu viele; in der Familie Schroffenſtein (1803) iſt im letzten Akte die tragiſche Doſis unmäßig ſtark; den Amphitryo des Moliere hat er verzerrt; die Pentheſilea, die das Amazonenmährchen und ſeinen barbariſchen Wahn in pathetiſcher Erhabenheit zum dramatiſchen Leben ruft, grenzt ſo ſehr an die Tragikomödie, daß man zweifeln würde, wie das Stück gemeint ſei, wenn man nicht einen Ausſpruch des Verfaſſers kennte, nach dem er den ganzen Schmerz und Glanz ſeiner Seele hier niederlegen wollte; im Käthchen von Heilbronn und im Prinzen von Homburg hätte man das Heilbronner Viſionsweſen, Somnambulie und Magnetismus lieber entbehrt. Aber das muß man auch dagegen anerkennen, daß in dem erſtern Stück eine tragiſche Kraft liegt, die, wenn ſie auch Göthes Natur erſchrecken konnte, nicht darum jeden abſchrecken wird; daß für den Amphitryo der zerbrochene Krug, ein ächt niederländiſches Gemälde, eine Szene wie die alten Prozeßſtücke, von faſt allzureichem aber ganz reinem Humor, hinlänglich entſchädigt; daß ſelbſt in der Pentheſilea ſtellenweiſe eine außerordentliche poetiſche Energie zu Tage kommt und in dem Prinzen eine Mäßigung eintritt, die den Dichter nicht eben an Exceſſe gebunden zeigt. Was ihn von den vielen Dramatikern dieſer nachziehenden Periode ſo ſehr weit unterſcheidet, iſt das, daß er reich iſt und nichts zu borgen, nichts aus zweiter Hand zu kaufen braucht; daß er ganz im Gegenſatz zu jenen Paſſiven, die an

jedem Gegenſtande nach einem andern Modelle das Coſtüm wechſeln, allen Objecten wie Shakſpeare ihr Recht thut und ſie doch unter das Gepräge ſeiner eigenthümlichen Natur zwingt; daß wenn man auch hier und da Leſſing oder Ariſtophanes heraushört, dieß nicht einen Augenblick Abhängigkeit verräth und daß er an Shakſpeare erinnern darf, ohne uns ein Lächeln des Mitleids abzulocken; daß wo er uns auf Einem Blatte die Carricaturen der Moderomantik zeichnet, er uns auf dem andern mit der Darſtellung einer reinen immer gültigen Natur entſchädigt; und endlich, daß uns ſeine tollſten Tollheiten nicht an ihm verzweifeln laſſen, nicht unheilbare Verkehrtheit verrathen, weil ein durchgehender Humor und die feine Ironie des klarſten Verſtandes uns jeden Augenblick für die Geſundheit dieſes Geiſtes bürgt. Wenn man von irgend einem der gedrückten Patrioten jener Zeit die Hoffnung ausſprechen kann, er würde, wenn er die Befreiung des Vaterlands erlebt hätte, die verfinſternde Hülle von ſeinem Haupte geworfen haben, ſo iſt Er es. Er ahnte den Zeitpunkt nicht ſo nahe und machte ſeinem Leben ſelbſt ein Ende. Er hatte Uebereilungen in ſeiner Jugend zu bedauern und ging frühe in Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt ſchon mit dem Gedanken an Selbſtmord um und Fouqué traf ihn wieder zu einer andern Zeit mit dieſem Entſchluſſe beſchäftigt; er ſchwärmte nach einer freien Bildung jenſeits alles Berufs und verlor darüber einen feſten, nahen Halt; zuletzt fiel er als Opfer einer phantaſtiſchen Grille, aber doch ſagen mir die, die ihn beſſer kannten, daß er nur am gebrochenen Herzen über die Leiden der Zeit geſtorben iſt; denn einen glühenderen Freund des deutſchen Vaterlandes hatte es nie gegeben. Davon zeugt die Hermannsſchlacht, die damals nicht gedruckt werden konnte, wie auch vieles Andre, was er in Einerlei Richtung mit Adam Müller politiſches ſchrieb, ſelbſt ſpäter nicht herauskommen durfte. Die Hermannsſchlacht iſt ihrer hiſtoriſchen Bedeutung nach das wichtigſte der Kleiſtſchen Stücke; ſie ſchildert in dem Rahmen der Geſchichte die ſchmählichen Zuſtände des Vaterlandes in der Zeit des Rheinbundes, wo ſich die Hirten um eine Hand voll Wolle ſtritten, während der Wolf einbrach, wo ſelbſt die Gutgeſinnten nicht um ihre Freiheit, ſondern um ihren Beſitz kämpfen wollten. Die Argloſigkeit, Unanſtelligkeit und Weggeworfenheit der Fürſten trifft Schmach und Satire, ſelbſt die edlen Frauen, die ſich von der wälſchen Militärgröße blenden ließen, erhalten ihre Strafe, und

man wußte damals den verrätheriſchen Fürſten zu deuten, der in dem Stücke zum Tode geführt wird. Für dieſe poetiſche Gerechtigkeit und den ganzen Geiſt, der ſie dictirte, konnte Göthe freilich noch viel minder Neigung haben, als für die übrigen Werke des Dichters.

Auf die Nacht, die der Lichtmangel in den öffentlichen Verhältniſſen über das Leben und die Dichtungen dieſer Männer warf, folgte das Morgenroth der Befreiung Deutſchlands und zündete eine kurze Taghelle auch in der trüben und dämmrigen Poeſie. Seit den ſchrecklichen Tagen von Ulm, Auſterlitz und Jena fing die verblendete Nation unter Hoch und Niedrig an, ſich zu beſinnen, und mitten unter dem Druck und der argwöhniſchen Belauſchung Nationalſinn zu ſammeln und einen Widerſtand zu bereiten. Wir wollen dem Aufſchwunge, der unſere Ketten brach, hier keine Lobrede halten; ſein Andenken iſt unauslöſchlich in der Generation, die ihn erlebt hat; der kommenden hat ihn noch kein Werk überliefert, das, weder für noch gegen den Enthuſiasmus jener Tage eingenommen, dem Volke die Triebkräfte und den Verlauf und die Folgen jener Bewegung auseinanderſetzte, welche den großen Mann des Jahrhunderts lehrte, daß nicht alle Kenntniß der Völker und Menſchen bei ſeinen entarteten Italienern zu lernen ſei und daß zwei Dinge noch heute wie vor tauſenden von Jahren dem Eroberungsgeiſte unüberwindlich ſind, die rohe Naturkraft uncultivirter Völker in ſcythiſchen Steppen, und die Macht des Geiſtes, der Ideen und Leidenſchaften in einem phyſiſch noch unverderbten Volkskörper. Einer künftigen Geſchichte dieſer Jahre iſt es vorbehalten, die Einflüſſe der vorausgegangenen geiſtigen Bewegung auf dieſe politiſche zu ſchildern, und was die popular gewordne Poeſie beitrug, die Leidenſchaften in heftigere Gährung zu bringen, den Weg von Geſinnung zur That zu bahnen, und jenen Krieg, wie die Jugend damals ſang, zu einem Kreuzzug und Kampfe zu machen, „von dem die Kronen nichts wiſſen." Die Epiſode des Tirolerkriegs entzündete die Phantaſie mit Erſcheinungen wie aus andern Zeiten, auf Dörnberg, Braunſchweig und Schill fiel ein hochpoetiſcher Glanz im Momente des Auftritts, denn die Dichtung war in die Thaten gedrungen, und als die jungen Männer von Leier und Schwert hernach den Tod fürs Vaterland als das begehrenswertheſte Loos beſangen, bewährte nicht ihre Aufopferung

allein den Ernſt ihrer Worte und die Macht lebendiger Ideen und einer wohlgegründeten Begeiſterung, ſondern im ganzen Verlaufe des Krieges legte die Verſchwendung des Blutes in der oft ſchlecht geführten preußiſchen Armee, die Reſignation und Geduld, der Geiſt der Sittlichkeit und Religioſität, die bereitwillige Beharrlichkeit des Volks und des Heeres zur Zeit des Waffenſtillſtandes und Prager Congreſſes, daſſelbe Zeugniß ab. Damals zündete Schillers Dichtung in der thatenbedürftigen Zeit; die jungen Kriegsmänner, die das Land der Eichen prieſen, verſpotteten mit dem Lande, wo die Goldorangen glühen, auch ſeinen Sänger und ſchaarten ſich hinter dem Liebling, der, „während Andere ſich dem Bauch behaglich weihten und feile Saiten zum Kettenraſſeln jubelnd darbrachten, von Zwingherrenmord ſang, und Freiheitsliebe, von Menſchenrechten und Volksherrlichkeit, und deſſen Geſang ſo lange leben werde, als ſich Herzen und Schwerter frei erheben.“ Der Geiſt ſeiner Dichtung und ihre Anklänge beherrſchen die Lyrik dieſer Tage durchaus, wo nicht der Ton des alten Volksgeſanges, wie in manchen Liedern von Rückert, Arndt, Wetzel u. A., ſie noch freier und friſcher färbt; der Dichter von Leier und Schwert, der unter den übrigen ritterlichen Sängern jener Jahre (außer den eben Genannten Stägemann, Karl Lappe, Fr. Nauck, Max v. Schenkendorf, Blomberg, Schmidt v. Lübek, Schaden u. A.) ſchon durch ſeinen Tod der gefeiertſte blieb, Theodor K ö r n e r (aus Dresden **1791—1813**) war der Sohn von Schillers treuſtem Freunde, und wie ſein lieber Jünger; und Uhland, deſſen Dichtungen den Geiſt jener Jahre am aushaltigſten fortpflanzen, war Schillers Landsmann, das Haupt einer Schule, wenn man will, die in Schillers Vaterland im Geiſt und Sinn an ihm feſthielt. In jenem Geſchlechte und jener Zeit mußte der Gedanke lebendig werden, daß in dem deutſchen Volke, wo Wiſſenſchaft, Kunſt und alles Große ſeine Stätte gefunden hatte, nur das Vaterland leer ausgegangen war, und man hörte nun den Ruf erheben von deutſcher Einheit, Freiheit, Treue und Ehre, davon man im römiſchen Reiche nichts gewohnt war zu hören; ein neuer Schwung ergriff das öffentliche und Privatleben, von dem die Geſellſchafts-, Kriegs- und Feierlieder dieſer Jugend das treuſte Abbild ſind. Die dämmrigen Formeln der romantiſchen Lyrik ſchwanden vor der Tagshelle der Begebenheiten und der Geſinnungen und Regungen, die jetzt die

Phantaſie ausfüllten, das Sonett harniſchte ſich bei Rückert, die Form, die ſo leicht tönendes Erz und klingende Schelle iſt, wird hier treffendes Erz und Sturmglocke, und unter dem luftigen Gewande ſpannt ſich eine ſtarke Muskel; ſeine Poeſie gab ſich in den Dienſt der Politik und durfte ſichs zum Ruhme rechnen; und nach dem Codex der Lieder, die ſich damals aufhäuften und vom Papiere abgelöst ſich dem muſikaliſchen Gehör und der lebendigen Tradition vertrauten, werden wir noch lange bei jeder Gelegenheit zurückgreifen, wenn wir den Rauſch für unſere defenſive Rheinmarſeillaiſe vielleicht lange verſchlafen haben. Was darunter von des „Freiheitsgeiſtes Sturmwindgang" der jungen Wigande und Recken, dem Odenſtyle und Taratantara ihrer Begeiſterung gar zu voll iſt, dürfen wir ablegen, vergeſſen, belächeln, nie ohne uns an die Quelle zu erinnern, aus der die wunderlichen Verſchrobenheiten jener Jugend, die erſt mit den Friedensjahren anfing, gefloſſen ſind. Nach dem Aufgebot aller Anſtrengung ſah man damals eine große Zeit vor ſich liegen, in der es unmöglich ſchien, daß man der alten Inſipidität und Schlaffheit, wie Niebuhr ſagte, wieder verfiele; er fürchtete ſogar, die kriegeriſche Leidenſchaft werde uns die friedlichen Gefühle auf lange austreiben und die Turnkunſt die Wiſſenſchaft unterdrücken. Aber bald hatten die Sänger ſo fröhlicher Lieder zu klagen, daß, nachdem die erſte Weiſe verklungen war, ganz anders vorgeſungen ward, daß nach dem erfochtenen Siege der Satan neue Liſt übte, daß das kaum gebaute Haus des Bruderbundes der Jugend zerbrochen ſei, und noch nach dreißig Jahren würde es jener Geiſt, von dem Uhland ſang, wenn er herniederſtiege, allerwärts untröſtlich finden. Ein Mann wie Niebuhr, den Niemand des Demagogismus verdächtigt hat, bezüchtigte die Regierungen jener Tage, daß ſie den fruchtbaren Boden bei der Verjüngung des Volks unbeſtellt gelaſſen haben; ſie nutzten nicht die Empfänglichkeit der Herzen, ſie ſtellten nicht Eine der gerechteſten Beſchwerden ab, und erfüllte wenige der vielen gefaßten Hoffnungen; auf die enthuſiaſtiſche Eintracht zwiſchen Volk und Führer folgte ein Leben ohne Patriotismus, ohne Freude, voll Mismuth und Groll; und es verwilderten die jungen Gemüther, die die Fortſetzung des angefangenen Werks auf ihre Schultern gelegt fanden. Dieß ſteigerte die Wichtigkeit und Einbildung der Schüler, die unſre Meiſter machten, der Geſetzgeber, die den Staat nicht von

Angeſicht kannten. Und nun denke man die poetiſchen und religiöſen Albernheiten hinzu, welche die Romantiker mit ihren mittelaltrigen Sympathien in die Nation getragen, und womit ſie jeden geſunden Sinn zerſtört hatten. Der Nibelungen Hort, ſangen die jungen Dichter, war mit den deutſchen Ehren wieder aus dem Rhein gehoben, Hermann und Arioviſt ſollten wieder die Helden unſers Geſangs werden, die Zeiten ſollten wieder kommen, wo der Glaube Berge verſetzt habe, Chriſtenthum und Vaterland ſchmolz in Eins zuſammen. Daher ſangen jene Befreierſänger ſo manche fromme Lieder und überſetzte Follen die alten lateiniſchen Kirchenlieder; in den Heeren kanzelten Generale mit dem Feldprediger um die Wette die Soldaten vom Pferde herunter, daß die Pelotons in Thränen ausbrachen, und auf dem Wartburgfeſte ſang man Kirchengeſänge, ſagte zum Schluſſe den Kirchenſegen und ſprach gottinnige Worte und apokalyptiſche Anatheme über den Weltbürgerſinn aus. Religion und Blut, Klinge und Kreuzgriff am Schwert war die gleiche Loſung; mit Wahrung der neuen Kunſt ſollte alte Körperkraft, alte Sitte und Tracht wiederkehren; trocknes Brod eſſen und auf der Erde ſchlafen gehörte zu den Geboten der neuen Jüngerſchaft, die ſich fortwährend als Träger der Wiſſenſchaft anſahen; ein grobes leinenes Kleid ſollte den Körper decken, wo aber die Turnkunſt den Bau nicht ausdehnen wollte, mußte doch die Watte die Bruſt hoch und die Schulter breit machen; denn der „Trotz unterm Hut“ ſollte auch aus dem graden aufrechten Gang herausſehen und aus der ſonoren Stimme heraustönen, die ſich über Alles mit Feierlichkeit und Würde vernehmen ließ. Dieſes geſpreizte, hochtrabende, pomphafte Weſen, dieſer forcirte Teutonismus iſt in dieſen Lebensäußerungen, wie in dem entſprechenden Tone jener patriotiſchen Dichtung, und in der ganzen Geſtaltung des burſchenſchaftlichen Lebens, und in den Reſten, die wir davon noch in unſrer altdeutſchen Kunſt und Wiſſenſchaft und ſelbſt in einzelnen Geſchichtſchreibern antreffen, ja die noch in den Memoiren Arndts und Fouqués ganz kürzlich wieder auftauchten, um nichts lächerlicher, als die ganze romantiſche Zeit und Richtung überhaupt, von der er nur eine einzelne Seite iſt. Beides, das Ganze und der Theil, war leicht und bald abzulenken, wenn es in dem Charakter unſerer Nation und in dem Willen unſerer Regierungen gelegen hätte, den politiſchen und öffentlichen Zuſtänden Geſchichte, Leben, Fortgang

und Entwicklung zu geben; denn vor den Geſtaltungen des wirklichen Lebens verſchwinden die Träume der Phantaſten von ſelbſt. So aber trat der neue Quietismus von Wien aus mit friſcher Kraft auf, und vielleicht iſt in der Geſchichte kein Beiſpiel, daß eine ſolche kriegeriſche Erhebung ſo ſchnell in völlige Erſchlaffung zurückgegangen iſt. Unſere Dichtung hielt auch hier mit dem Leben Schritt. Mittelalter, Geiſterwelt und Orient hatten im Augenblick den Vaterlandsrauſch vertrieben und ihre alten Stellen wieder eingenommen. Selbſt von dem trefflichen Ludw. **Uhland** (aus Tübingen geb. 1787) hatte nichts ſo entſchiedne Wirkung auf unſere Poeſie, als ſeine Romanzen im alterthümlichen Ton; ſie überrankten unſere ganze Lyrik bis in das nordöſtliche Preußen hin, wo Form und Maß des Nibelungenlieds und die ſcandinaviſchen Anklänge eine ganz beſondere Aufnahme fanden, die bis in die neueſte Zeit eine entſchiedne Reaction gegen alles Antike in der Poeſie ausſprechen. Wirklich ſteht Uhlands Dichtung gegen die ganze ſüdliche und orientaliſche Lyrik der Romantiker in einer eigenthümlichen Feſtigkeit durch ſeine mehr ausſchließlich vaterländiſche Richtung, auch in ſeinen Dramen, vergleichbar dem Verhältniſſe, in dem jener gehaltvollere Kern der deutſchen Dichtung des Mittelalters den formellen und glatten, der Fremde entlehnten Erzählungen gegenüber liegt. Neben jene Farbenpracht und ſchimmernde Glätte unſerer hiſpaniſirenden Dichter gehalten vergleicht ſich ſogar die verhältnißmäßig ſtrengere, in den Dramen ſogar trockne Zeichnung, in die nur Einmal (in Ludwig dem Baier) etwas von dem romantiſchen Modegeiſt eingeht, und die ſonſt nichts von dem ungeſunden, ausſchweifenden Weſen an ſich trägt. Unter den vielen zerſtreuten Liedern, die jene ſchöne Zeit des Vaterlandsgefühls und des Freiheitsſinnes in unſerm Gedächtniß erhalten, ſtehen Uhlands Gedichte, weil ein geordneter Sinn die vielerlei Ecken des Zeitgeiſtes abſchliff und uns ſeine reinere Geſtalt abbildete, wie ein Phalanx feſt, ſie ſind neben den einzelnen geſungenen Gedichten dieſer Periode ein Gegenſtand der Lectüre geblieben; und ſo iſt auch ſeine dichteriſche Landsmannſchaft in einer feſteren Gemeinſchaft um ihn verſammelt, die ein wohlthätiges Gegenbild gegen die Zerriſſenheit der übrigen Sekten macht.

Von jetzt an deuten wir die Erſcheinungen der Folgezeit nur noch in weit ſummariſcheren Winken an, um zuletzt bei Göthe an=

zulangen und deſſen Verhalten und Wirken dieſer Zeit gegenüber einer kurzen Betrachtung zu unterwerfen. Wir behalten dabei im Geſichte, wie die romantiſchen Tendenzen zunächſt noch fortdauern, wie ſie ſich in ſich ſelbſt erſchöpfen und wie ſich allmählig neue Elemente neben ihnen unmerklich Eingang ſchaffen, die ſich bei dem erſten Anlaß der alten Beſtandtheile zu entledigen ſtrebten. In den Kriegsjahren hatten politiſche Männer wie Niebuhr gemeint, mit unſerer Poeſie ſei es nun zu Ende, nicht bedenkend, daß ein Volk, welches ſeine Dichtung nicht als ein Beiwerk der Cultur, ſondern als eine volle Entwicklungsſtufe ſeiner Bildung betrachtet, nicht ſo bald das kaum erworbne Gut preis gibt, vollends nicht um den zweideutigen Beſitz politiſcher Cultur dafür einzutauſchen, für die dieſes Volk nicht Sinn und nicht Ausdauer beſaß. Es kam vielmehr ſo, daß nicht allein die poetiſche Schöpfungsluſt und Empfänglichkeit mitten unter den Befreiungskämpfen wo möglich noch unruhiger und betriebſamer ward, als ſie es bisher ſchon war, ſondern daß ſogar die ganze falſche Manier der Romantiker, ihre Entfernung von aller Naturwahrheit und Wirklichkeit, grade in dieſer Zeit auf die höchſte Spitze getrieben ward, und daß die Dichtung des Tages einen grellen Abſtich gegen die große Lage der politiſchen Dinge bildet, wenn man von dem kleinen Antheil abſieht, den die teutoniſche Alterthümelei an deren Geſtaltung hatte. Allerdings muß man dann hierneben im Auge behalten, daß die Bedeutſamkeit, mit der ſich die wirkliche Welt und die Geſchichte geltend machte, auch auf die Poeſie zurückwirkte, und daß nun, was in Collins Tagen noch nicht gelingen wollte, die hiſtoriſche Dichtung im Drama und Roman anfing, in der That ein reales Gegengewicht gegen die vielerlei poetiſchen Phantasmen zu bilden; ja man muß den üppigen Schuß dieſer letzteren grade in dieſer Zeit als eine letzte und äußerſte Anſtrengung betrachten, ſich gegen den Geiſt des Materialismus und der Wiſſenſchaft zu behaupten. Wir mögen die nihiliſtiſche Verflüchtigung der Poeſie, ihren Rückzug zu allem Unweſenhaften, Geiſtermäßigen, Geſpenſtigen und Mährchenhaften nicht Zufall nennen, weil wir ſchon im 13. Jahrh. bei dem erſten Rückgang unſerer Poeſie dieſelbe Erſcheinung beobachteten und ganz normal in jeder Dichtungsgeſchichte beobachten können; auffallend ſieht es aber einem Zufalle ähnlich, daß grade in dieſer praktiſchen Zeit der Politik und des Kriegs, die unſere

Poeſie von allen ungeſunden Infectionen hätte heilen können, mehrere entſchieden krankhafte Naturen (auch nach den Novalis und Werner) am thätigſten waren, die fieberhaften und krampfhaften Erſcheinungen in unſerer Literatur auf die Spitze zu treiben. Dieſer Art war Fouqué. Er erzählt in ſeiner Lebensgeſchichte, daß er Anlage zur Schwindſucht hatte, daß er, weich und abergläubiſch, von Träumen, Todesahnungen und phantaſtiſchen Vorſpiegelungen frühe gequält war; eine Luſt an dem Schauerlichen der Geiſterwelt, und die „ahnungsreichen Anklänge an Ritterlichkeit und Liebesluſt" empfand er ſchon im Knabenalter, und er nannte es ein Glück, daß er frühe die Idealwelt des Schauſpiels kennen lernte, „weil ſonſt muthmaßlich das innere Geträum zur bewältigenden Macht des Wahnſinns aufgeſtiegen wäre." Eine geſunde Schule hätte dem noch beſſer vorbeugen können, allein er wuchs rein nur unter den Einflüſſen unſerer Dichtung auf, hing zuerſt der Aufklärung an wie Tieck und bewunderte Schiller, bis er von den Ritterdichtungen, von Jean Paul, von den Schlegeln in die neue Bahn gezogen ward. Die Verarbeitung des Strickerſchen Karl und der Hiſtorie vom Ritter Galmy (1806) brachte ihn an die rechte Quelle, um ſeine Neigung für jene ſtelzenmäßigen Darſtellungen des alten Ritterromans zu nähren. Das Hiſtoriſche, das er ſeinen Romanen ſpäter häufig zu Grunde legte, konnte gegen die Unnatur, die er hier einſog, kein Gegengewicht halten, denn er war in der Geſchichte ſelbſt in die üble Schule Joh. v. Müllers gerathen, in dem ihn das Pomphafte und Affectirte zeitig angezogen hatte. Von ſeinen Schauſpielen abgeſehen, ſo trat Fouqué zuerſt im Alwin (1808) in ſeinem ritterlichen Weſen auf, und verrieth hier in dem quietiſtiſchen Ausgange des Romans ſeine engen Sympathien mit der neuen Schule, ſo wie er durch die vielgerühmte Undine, die zunächſt aus der Lectüre des Paracelſus hervorging, in der Lieblingsgattung des Tages, dem Mährchen, einen höchſten Preis davontrug. Mitten unter den Befreiungskriegen nun trat ſeine Productivität mit dem Zauberring (1812 u. ff.) in die fruchtbare Periode, die hernach eine Reihe von Jahren hindurch ununterbrochen blieb. Die Begeiſterung war groß unter der waffenluſtigen, germaniſchen Jugend; und doch gibt es die Zeugniſſe unter jenen Enthuſiaſten ſelbſt, daß ſie unter allen den Ritterlichkeiten und Tapferkeiten die Schule der Berlin-Potsdamer Officiereleganz,

unter all der alterthümlichen Zier und Sitte das Zuckergebäck der Modernität herausſchmeckten und das exaltirende Buch doch nicht zweimal leſen wollten. In der That hat es Fouqué mit ſeiner Wirkung nicht weiter gebracht, als die Spieß und Cramer, die er mit Tieck anſicht, auch; ſeine Schriften machen einen rein materiellen Effect und werden kaum je anders genoſſen werden, als daß man ſie in jener Periode der Juvenilität verſchlingt, und ſich für immer an ihnen überſättigt, in der die friſche Wißbegierde des erwachenden geiſtigen Menſchen die ganze Breite der Welt und Literatur, und die Geſchichte und den Geiſt der Zeiten und Weltalter am liebſten unter der gefälligen Appretur des Romans auf ſich einwirken läßt. Der Gereifte wird Göthes Ausſpruch über Fouqué trotz aller Widerreden treffend finden, daß der Schriftſteller ſich zu ſolchen Epochen wenden ſolle, die wahrhafter Bildung froh waren und ſo auf wahrhafte Bildung überwirken; und er wird Alles, was Göthe gelegentlich über die Alterthümelei, und Vaterländerlei und Frömmelei unſerer Maler Bitteres und Heiteres geſagt hat, auf nichts in der Poeſie ſo ſchön anzuwenden finden, als auf die eckig=gezierten Figuren und all das urdeutſche Leben und Weben in den Gemälden dieſes Mannes. Nicht in ſolchem Grade wie mit Fouqués Werken, aber doch ähnlich geht es auch mit ſeines Meiſters Jean Paul Schriften, und ganz gleich mit denen ſeines Freundes E. T. W. Hoffmann (aus Königsberg **1776—1822**); ſie erſchüttern die leicht ergegliche Phantaſie der Frühjugend, und ſpäter begreift man dieſe Wirkungen nicht mehr. Wir heben ihn unter all den Erzählern, die vor, neben und nach ihm das Schauerliche und Grauſige cultivirten, unter den Arnim, Apel, Kruſe, Weisflog u. A., allein aus, weil er die überwältigende Macht dieſer Richtung in der Zeit am beſten darſtellt, da er gleichſam aus der pragmatiſchen Königsberger Humoriſtik heraus, aus dem ſchroffſten Gegenſatze der Romantik, in das andere Extrem hinübergeriſſen ward. Auch Er war ein durchaus krankhaftes Weſen und er that das Seinige, um eine vielleicht von Geburt an zerrüttete Natur völlig zu zerſtören; dieß würde noch deutlicher werden, wenn wir eine Biographie von ihm beſäßen, die ohne freundſchaftliche Rückſicht geſchrieben wäre. Heftigkeit und Raſerei in Liebesempfindungen gab ſich Hoffmann ſelbſt Schuld und er führte zeitweilig ein grundſätzlich lüderliches Leben; ſeine excitirten Nerven,

die ihn mit Todesgedanken quälten und ihm Geſpenſter und Doppelgänger zeigten, reizte er mit Wein und Nachtarbeiten, unachtſam, daß ihm ein mäßiges Leben für Geiſt und Körper das zuträglichſte war. So ward ſein Leben und Ende eine ſchauderhafte Warnungstafel, wie ſeine Schriften, die nach den Worten einer engliſchen von Göthe empfohlenen Beurtheilung, fieberhafte Träume eines kranken Gehirnes ſind, gleich den Einbildungen, die ein unmäßiger Gebrauch des Opiums hervorbringe. Die Schilderungen des Wahnſinns, die Zerrbilder des Lebens wurden die Lieblingsgegenſtände ſeiner Darſtellung; die äußere Natur, jede einfache Exiſtenz, das „Mottengeſchmeiß“ der alltäglichen Menſchen mishagte ihm; excentriſche Streiche, pikante Anekdoten, „lyriſche Donquichoterie“ ſchienen ihm die einzige Würze des Lebens; Alles, was den Geiſt natürlich hält, Geſpräche über Politik, Staat, ſelbſt Religion haßte er frühe und immer; keine Lectüre bildete ihn, das Wenige, was er las, war nach den Eigenheiten ſeines zerſtörten Weſens gewählt: ſpaniſche Poeſie, Wieglebs Magie, Rouſſeaus Confeſſionen, Rameaus Neffe, Jean Paul; ein Klausnerleben hielt ihn ganz in ſeinen eignen Vorſtellungen befangen und ſeine muſikaliſchen Beſchäftigungen verſenkten ihn offenbar noch mehr in jenes „Nebeln und Schwebeln mit leeren Schatten“, vor dem ihn ſeine Freunde weislich warnten. Das Berufsleben quälte ihn; wie alle jene Genialitäten, an denen wir in Deutſchland ſo reich ſind, die ohne Kraft ſind das äußere Leben zu bewältigen, gefiel er ſich in dem Beſitze des fühlbaren Herzens, das mit höherem Berufe und höherem Streben ſchmeichelt und das nicht das frohe Gefühl der Selbſtbefriedigung zum Maßſtabe des Werths unſeres Strebens macht, ſondern die hypochondere Selbſtquälerei und Unzufriedenheit an allem menſchlichen Thun und Treiben überhaupt. Juriſt mochte er nicht ſein, er wußte nicht ſollte er Maler oder Muſiker werden, war bereit als Dramatiker aufzutreten, und trat zuletzt als Erzähler auf. Rochlitz, der perſönlich und ſchriftſtelleriſch in dieſer Zeit manche Anregung gab, beſtimmte ſeine Richtung; Chamiſſo's Peter Schlemihl mußte aufmunternd hinzuwirken. In einer Periode, wo er in äußerer Noth lebte, unter der Anſpannung verſchiedenartiger Arbeiten, wo er ſich als unglücklicher Liebhaber und ſchmachtender Anbeter in ſeiner ſeltſamen kleinen Erſcheinung ſelbſt ironiſirte, und in der Ironie ein herrliches Mittel

entdeckte, Verrücktheit zu bemänteln, unter exaltirten Stimmungen, unter Selbſtmordgedanken, bei innerm Wurmfraß, „fand er es an der Zeit in literis zu arbeiten“, und Jean Paul führte ihn ein; und dieß war grade die Zeit, als Deutſchland ſeine großen Anſtrengungen gegen Frankreich machte; 1813 legte er die Phantaſieſtücke zurecht und begann die Elixire des Teufels. In ſeinen Schriften, die wir nicht zu charakteriſiren brauchen, iſt das erträglichſte nicht, wie man denken ſollte, was eine geſteigerte Phantaſie ungeheures erſchaffen hätte, ſondern vielmehr das, wo ihn die Anſchauung der wirklichen Welt leitete, wo er ſeine Carricaturen fahren ließ, wo, wie man richtig ſagte, der verſtändige Juriſt oder der erfahrne Muſiker gleichſam half. Sein Landsmann Hippel hat nicht direct auf ihn gewirkt, aber doch hatte er ganz deſſen Maximen und Praxis, die alle Humoriſten haben, das Selbſtangeſchaute unmittelbar darzuſtellen, ohne es über das Zufällige emporzuheben. In ſeinen Schriften figuriren ſeine Verwandten und ſein Leben, in den Serapionsbrüdern ſein Berliner Freundekreis, im Kater Murr ſind die Beziehungen auf ſeine Eigenheiten und ſein Leben (beſonders in Bamberg) am häufigſten; Erinnerungen aus Königsberg und Glogau ſind in den Nachtſtücken verarbeitet, und ſo Anderes anderswo. Alles liegt in einem ungeſtalteten Haufen, aus dem ein Anderer, der das Talent hätte, erſt etwas bilden müßte. Hoffmanns Werke und Leben zum Object einer kunſthaft behandelten Darſtellung gemacht, könnten wie Lichtenbergs und Jean Pauls Erſcheinungen zu beſſern Kunſtwerken werden, als dieſe Männer ſelbſt geliefert haben. Hoffmann iſt eine höchſt geſteigerte Originalität und Eigenrichtigkeit bis zur Monomanie, eine Carricatur; im kleinſten Körper koloſſale Intentionen, die ſich ſelbſt vernichten; eine „queckſilberne Natur“ von den allerwechſelndſten Launen, zu jovial um hypochonder, zu hypochonder um jovial zu ſein; im äußerſten Extrem ein Bild jener bindungsloſen Vereinigung von Verſtand und Empfindung, eben ſo geneigt in dem Kram Berliner Anekdoten zu ſchwelgen wie in ſeinem muſikaliſchen Tiefſinne; ein humoriſtiſcher Charakter in tragiſchem Ausgange. Daß ſeine Schriften, wie ſie ſind, „lange Jahre in Deutſchland wirkſam geweſen ſind und ſolche Verirrungen als bedeutend fördernde Neuigkeiten geſunden Gemüthern eingeimpft worden, kann, wie Göthe ſagte, jeder treue, für Nationalbildung beſorgte Theilnehmer nur mit

Trauer ſehen.“ Hat ja Jean Paul ſelbſt ſeinen ehemaligen Schützling zuletzt Preis geben müſſen, als er ſeinen Humor zum ächten Wahnwitz ſteigerte, als in Deutſchland überhaupt die „bella donna die Muſe ward und die Leſewelt gläubig wie das Morgenland die Verrückten als Heilige verehrte.“ Dieſer Mann, der aller dieſer Ausartungen nächſter Anlaß, ſelbſt aber nie ohne die lucida intervalla des geſündeſten Urtheils war, der allen dieſen jungen excentriſchen Genies die Hand geboten hatte, aber auch öffentlich ſie ihnen wieder entzog, ſah zuletzt mit Unmuth dem hohen „Schwebepunkte“ der romantiſchen Literatur auch im Schauſpiel zu, über den ſie ohne Selbſtverflüchtigung nicht hinaus könne. Von den Tragödien des „nicht verſtandreichen Werner bis zu denen des verſtandüberreichen Müllner regiere ein luftiger Wahnwitz die Charaktere und einen Theil der Geſchichte, deren Schauplatz eigentlich im Unendlichen ſei, weil verrückte und verrückbare Charaktere jede Handlung, die man will, motiviren und rücken können.“ Beſſer kann man die Schickſalstragödie Ad. Müllners (bei Weißenfels 1774—1829), Franz Grillparzers (aus Wien geb. 1791), Ernſt v. Houwalds (aus Straupitz geb. 1778) und die einzelnen Stücke ſo vieler andrer Dichter gar nicht charakteriſiren, die ſich an Werner anreihen, aus Calderon unſelige Nahrung nehmen, mit dem Schauerlichen hier und da das Weinerliche wunderlich verbinden, und überall den geſunkenſten Begriff von Welt und Kunſt in den Dichtern verrathen. Das Publikum, das dieſe Reizmittel eines verdorbenen Geſchmacks mit unglaublicher Begierde hinabſchlang, verrieth dieſe Geſunkenheit nicht minder. Wenn man heute die Polemik z. B. Tiecks gegen dieſe Fataliſtiker und ihre jetzt ſchon vergeſſenen Stücke liest, ſo begreift man die Wichtigkeit kaum, mit der dieſe Machwerke beſprochen wurden; wohl begreift ſie, wer es noch erlebt hat, mit welchem Jubel man dieſe Irrlichter als Wundermeteore begrüßte, wie die größten Künſtler den Yngurd, die Sappho und Medea mit allem Kunſtaufwand emporhoben, wie um Müllners Dichtergröße ein tumultuariſcher Lärm über ganz Deutſchland ging. Jene im Moment wirklich großen Erfolge dieſer Stücke, mit deren Fortgang der Untergang unſerer Bühne Schritt hielt, verdächtigen jeden Lorbeer, den die Stimmung des Tags dem jungen Dichter reicht, und mahnen mit eindringlicher Warnung zur Selbſtprüfung, ob man nicht an einen

ephemeren Beifall ein Streben ſetzt, das anders gelenkt vielleicht unſcheinbarer, aber werthvoller, nach innen und nach außen erfolgreicher wäre.

Im Drama warfen ſich dieſen hyperromantiſchen Verderbniſſen der Literatur zwei Gruppen anderartiger Erzeugniſſe entgegen, die wir nur ganz im Allgemeinen bezeichnen. Das Luſtſpiel, ſeiner Neigung nach, ſich der Tragödie, wo ſie irgend eine beſtimmte Geſtalt trägt, gegenüber zu lagern, ließ die Gelegenheit nicht vorbeigehen, ſich an den Verſtiegenheiten der romantiſchen Poeſie überhaupt und des Trauerſpiels insbeſondere zu reiben. Nur zeigte ſich auch jetzt wieder, wie übel es für dieſe Gattung iſt, daß bei uns das deutſche Leben nirgends einen gemeinſamen Brennpunkt hat. Die Komödie kann ſich nur in großen Städten ausbilden und wir haben daher auch jetzt kaum einen Dichter in dieſem Gebiete zu nennen, der ſich nicht entweder an Wien oder Berlin irgendwie anknüpfte. In Wien nun, wo gleichſam eine hohe Schule der Romantik war, machte ſich eine Oppoſition ſchon eben darum nicht dagegen geltend; dazu kam, daß das Localbedürfniß dort zu groß iſt, um den Schauſpieldichtern Zeit zu laſſen, ernſtern Zwecken nachzugehen. Die Bäuerle, Gleich, Stegmayer, Neſtroy u. A. hatten für den Geſchmack des Leopoldſtädter Publikums zu arbeiten; aus der Reihe dieſer Localkomöden hebt man gewöhnlich Ferdinand Raimund heraus, der dieſe Volksbühne habe veredeln und den Geſchmack des Publikums läutern wollen, und deſſen Stücke mit ungeheuerm Beifall in Wien und zum Theil auch im übrigen Deutſchland aufgenommen wurden. Uns iſt es ſchwer einzuſehen, wie durch dieſe Zauberſpiele mit einiger moraliſcher Tendenz, mit abgeſchmackten Stoffen, mit einer burlesken Geiſterwelt, mit den unſinnigſten Maſchinenkünſten, mit Muſikſtücken die Ochſen- und Gänſegeſchrei nachahmen, der Geſchmack geläutert wird, und die häufigern Aufführungen dieſer grotesken Compoſitionen ſcheinen uns eben ſo viele Zeugniſſe von einem überſättigten, nur durch die pikanteſten Reizmittel noch zu kitzelnden Magen, wie es in andrer Art die Geſpenſtertragödien waren. Neben dieſen Volkspoeten bewegten ſich die Frau von Weißenthurn, Vogel, Coſtenoble (dichtende Schauſpieler), Caſtelli und Aehnliche auf dem Gleiſe der Lebrun und Kotzebue fort; unter ihnen ſchien Steigenteſch höher zu ſtreben, wie dort Raimund; er verachtete wenigſtens das engliſche und

italieniſche Luſtſpiel, opponirte dem antiken, billigte das Intriguenſtück der Spanier, und ſchien höhere Anforderungen befriedigen zu wollen; allein wie ſollen uns ſeine langweiligen Ehen und Liebſchaften der Honoratiorenſtände unterhalten, in denen die Verwickelung gering, die Charaktere noch geringer ſind, und dem Antheil der Empfindung in kalter Verſtändigkeit abſichtlich aus dem Wege gegangen wird! Wenn wir hier zu wenig Wirkung der anerkannten ſpaniſchen Schule finden, ſo bei Anderen zu viele. Der ſpaniſche Geſchmack fand in Wien beſondere Aufnahme; der bekannte Bearbeiter Calderonſcher und Moreto'ſcher Stücke, Schreyvogel (Weſt), war hier Dramaturg und Theaterdichter; Joſ. Chriſt. von Zedlitz adoptirte den Styl des ſpaniſchen Dramas hier und da völlig; einige ſeiner Stücke opfern ſich gradezu den ſpaniſchen Formen und Sitten auf. In Calderons Luſtſpielen müſſen wir uns mit dieſen Sitten verſöhnen, und thun es ſchon darum, weil es uns intereſſant iſt ſie zu lernen; ihre Copie aber z. B. in „Liebe findet ihre Wege" (1827), iſt materiell und formell gleich ermüdend und langweilig. Wie gut dieſe Zeit jede beliebige Form nachzuahmen wußte, zeigte Zedlitz auch in ſeiner Fortſetzung des Taſſo (Kerker und Krone 1833), aber nach friſcher Natur und ächtem Leben ſuchen wir vergebens; ſeine Turturell (1821), der Schickſalstragödie angehörig, iſt nicht weniger affectirt als Alles, was in dieſen Kreis hereinreicht. Hier in Wien alſo treffen wir im Luſtſpiele nichts, was, ganz abgeſehen vom äſthetiſchen Werthe, auch nur hiſtoriſch von einiger Bedeutung wäre. Anders iſt es in Berlin; die Regſamkeit der Bildung aller Art in dieſer proteſtantiſchen Hauptſtadt Deutſchlands entfremdete das Luſtſpiel nicht ſo ſehr der Satire, die deſſen Würze und Werth iſt. Hier, wo der romantiſche Geiſt zuerſt umging, zeigten ſich auch die erſten Neigungen, ihn wieder zu bannen; gegen Kotzebue, der hier eine Zeit lang am höchſten gefeiert wurde, erhob ſich hier factiſche Oppoſition auch von nichtromantiſcher Seite her: Reinbeck ſetzte ſich gegen ſeine herabziehende Tendenz, wie er ſich an der fahrläſſigen Behandlung des Theaters in Wien ärgerte, und wie er überhaupt ſchon 1817, lange vor Tieck, die ſinkende Bewegung unſerer Bühne bemerkte und beklagte, als noch Eifer und Theilnahme ungeſchwächt war. Was in Berlin für den Bühnenbedarf geſchah, intereſſirt uns nicht; auch hier fehlt es nicht an herabziehendem Schwergewicht

der Plattheit, und wenn wir nur den einzigen Clauren berüchtigten Andenkens in die Wagſchale legten; eine Reihe von leichten Talenten, wohin wir die Conteſſa, Schall, Holtei u. A. rechnen, und die beſonders Schleſien lieferte, ſorgten für unterhaltende Kleinigkeiten, die für uns nichts bedeuten; bei dem Wetteifer von Friedrich und Gubitz wollte auch nichts herauskommen. Bei dem Letzteren bemerkt man übrigens ſchon (grade in der Prinzeſſin, dem Stücke, das auf eine Ausforderung von Friedrich geſchrieben iſt) einige Eigenheiten der Berliner Komödie dieſer Zeit, die ſie von den Wieneriſchen und Andern unterſcheiden. Wir meinen jene Bonmots und Schlagwitze, die hier und da zu häufig, den Vorgängen zu fremd, zu kalt ſind, als daß ſie nicht die Regiſtratur verrathen ſollten, den Stoff der anekdotenberühmten Stadt, und den bloßen Fleiß und Verſtand, der ihn zurechtſtellte; und dann einen gewiſſen Jean Paul'ſchen Anſtrich, der eine neue deutſchere Schule verräth, die das Luſtſpiel hier durchmachte. Julius von Voß verſuchte Krähwinkel in Flachſenfingen zu erhöhen, aber es griff nicht durch. Daß wir eine ſolche Flucht ins Allgemeine bei unſern Satiren nöthig haben, daß wir unſere Narrheiten in utopiſche Orte überſiedeln müſſen, die uns alle ſo greifbar nahe liegen, dieß allein deutet ſchon auf den wunden Fleck unſeres Luſtſpiels, der es immer in einem ſiechen Zuſtande niederhalten wird. Voß und Robert haben unſtreitig in einzelnen Stücken einen tieferen Zug und hätten vielleicht unſerer Komödie einen neuen Werth gegeben, wenn ſie Freiheit der Rede beſeſſen und ein Volk um ſich gehabt hätten, dem gewiſſe Kräfte und Stärken Selbſtgefühl genug gäben, um gewiſſe Schwächen, die man ihm im Spiegel zeigt, tragen zu können. So aber ging es ihnen, wie unſern humoriſtiſchen Romanſchreibern; ſie fingen an, Erwartungen von ernſterer Art zu erregen und plötzlich ſchaarten ſie ſich zu den Herausgebern der Jahrbücher der Bühne und lieferten elegante und artige Bagatellen, denn Nichts in den öffentlichen Zuſtänden forderte ihre Talente zu größeren Exhibitionen auf. Die Polemik der Komödie gegen gewiſſe Zuſtände der Literatur gab man noch zu, wenn ſie ſich hübſch im Allgemeinen hielt; ſo wie aber ein Mann dabei genannt wurde, wollte man ſie nicht aufführen; dazu gab Göthe ſogar ein Beiſpiel. Es läßt ſich eine ziemlich umfangsreiche Luſtſpielliteratur zuſammenſtellen, die ſich über die Richtungen der Romantik und ihre Ueber-

treibungen luſtig machte, und vieles Weſentliche darunter knüpft ſich an Berlin an. Die Ueberbildeten (nach Moliere) von Robert (1803 zuerſt) ſtehen in dieſer Gruppe voran; ſie verſpotteten, in verſchiedenen Bearbeitungen anders, die romantiſchen Tendenzen, und Voß arbeitete in der Griechheit (1807) und in Künſtlers Erdenwallen in dieſem Sinne weiter. Von da bis in die 30er Jahre kam in Stücken von Caspar, Raupach, Joſ. v. Eichendorf, Anton Richter, Chr. Geyer, Platen, Lüdemann, in Roberts Caſſius und Phantaſus dieſe antiromantiſche Richtung des Luſtſpiels immer wieder zu Tage: man perſiflirte die Unſitte jener Dichterſchule, ſich von aller Gegenwart wegzuwenden; man verſpottete den poetiſchen Katholicismus, Hellenismus und Hispanismus; man parodirte den Schickſalsunfug der Tragödien und die Spektakelſtücke; der Luxus des Geiſtes, der Modeſinn der Literatur, die belletriſtiſchen Kotterien, die wuchernde Schöngeiſterei, Alles ſtellt ſich in zerſtreuten Zügen der Satire wohl dar. Doch gewahrte man ſelten, daß die Aerzte dem kranken Literaturkörper die Narren mit ſicherer Hand und mit dem Bewußtſein ausſchnitten, daß ſie das Uebel an der Wurzel ergriffen; es fehlte der Kunſt ein großes Object und mit ihm ein großes Verdienſt; die Zaghaftigkeit der Satire iſt ſelbſt in dieſen ungefährlichen Kämpfen eclatant. Wie vielmehr, wo ſie ſich in die ſonſtigen Verhältniſſe des öffentlichen Lebens wagte! Man ſchlage Raupachs Zeitgeiſt, oder Voßens Pſeudopatriotismus und das Loos des Genies auf, wie furchtſam iſt Alles, obwohl Alles die deutliche Abſicht verräth, ſich auch an den politiſchen Zuſtänden zu reiben. Robert war aus Fichteiſcher Schule, und über die politiſchen Verhältniſſe wie über die theatraliſchen verbittert; G. A. von Maltitz (nicht zu verwechſeln mit dem Fortſetzer des Demetrius) ward aus Berlin einer Komödie wegen verwieſen; in ſeinem Luſtſpiele (z. B. im Pasquill 1829) wie in ſeinem Trauerſpiele (z. B. im Kohlhaas) fehlt es nicht an bitteren Stichen auf die politiſchen Zuſtände und an Lectionen für das Haus Zollern und ſeine Räthe; der unzufriedene Dichter leiht im Kohlhaas ſeine Stimme dem Helden des Stücks, der als Sprecher der „gewaltigen allgemeinen Völkerſprache der Zeit" auftritt. Aber was ſollte aus all dieſem in der Zeit der Karlsbader Beſchlüſſe werden, wenn nicht ein Komöde da war, der mit unſterblichem Gehalte ſeiner Stücke den

Druck von oben überwand und mit einem felſenfeſten Charakter der Gefahr ſeine Stirne bot?

Die zweite Gruppe von Dramen, die wir dem romantiſchen Prinzipe entgegenſtellen wollten, bildet das von Tieck ſelbſt empfohlene und durch Schillers Vorgang höchſt fruchtbar gewordene hiſtoriſche Schauſpiel. Von der Zeit an, wo Kotzebue mit ſeinem Schutzgeiſt und Waſa, ſeinem Bayard und ſeiner Octavia ſich Schillern und Shakſpeare an die Seite zu ſtellen hoffte und auf der Bühne oft mehr Beifall als dieſe fand, und wo Fr. Schlegel Collin neben Schiller ſetzte, mußte dieſe Gattung eine ergiebige Quelle von Ruhm zu öffnen ſcheinen. Sie kam dem ohnehin wach gewordenen Stammgeiſte und dem Betrieb der Localpoeſie entgegen, innerhalb welcher das hiſtoriſche Gedicht allerdings die höchſte Stelle einnehmen wird; und dem abſinkenden Erfindungsgeiſte und dem ausgehenden Dichtertalente konnte es nur erwünſcht kommen, daß es ſich hinter gegebnen Aufgaben ſollte verbergen dürfen, daß es die hiſtoriſche Wahrheit vorſchützen konnte, wenn man über poetiſche Unwahrheit Klage führte, daß es mit dem Stoff zu intereſſiren hoffen durfte, wo es an poetiſcher Form gebrach. Wir haben daher in dieſer materiellen Gattung, dem hiſtoriſchen Drama, dieſelbe Erſcheinung zu beobachten, wie im 13. und 14. Jahrh. in der hiſtoriſchen Reimchronik: ſie zieht ſich durch alle deutſche Stämme hindurch und geſtaltet ſich vorzugsweiſe local, ſo daß wir, wenn es auf die Zahl und den Raum ankäme, eine weit andere Reihe von vaterländiſchen Geſchichtsdramen aufſtellen könnten als die Engländer, und noch univerſalhiſtoriſche genug übrig behielten, um auch die Blätter der Geſchichte aller übrigen Völker damit auszuſchmücken. Wir haben zuerſt in der Schweiz J. F. Hottinger und den Bildhauer Keller aus Zürich, die eine Anzahl ſchweizeriſch-vaterländiſche und andere hiſtoriſche Stücke (um 1810—16) ſchrieben. Adrian Grob hat in ſeinem Albrecht (1816) die Kehrſeite von Tell gegeben und andere dramatiſche Bilder entworfen, die mitten aus Joh. Müller herausgeſchrieben ſind und ſich auf ihre hiſtoriſche Treue das meiſte einbilden. In Baden machte ſich (außer Bonafont, wenn man dieſen ſeiner Geburtsſtadt wegen hierhin rechnen wollte) Joſ. von Auffenberg durch eine lange Reihe von Tragödien (dramatiſche Werke 1823 u. A.) bekannt, die nicht local ſind, ſondern in Schillers Weiſe nach pikanten Geſchichtsſtoffen

ſuchen, welche ein poetiſches Element im Stoffe tragen. In Würtemberg erinnern wir blos an Uhland; Conz reiht ſich mit ſeinem Conradin (1782) mehr zu den wenigen Tragikern, die ſich, wie Ramdohr, v. Soden u. A., vereinzelt ſchon im vorigen Jahrhundert auf das hiſtoriſche Drama warfen. In Baiern blieb Babo im Anſehn; J. A. von Destouches, Franz Xaver von Caspar, Erhard, v. Aretin, Grötſch und nicht wenige andere obſcure Namen wetteiferten hier um einen Preis, der 1817 für das beſte vaterländiſche Schauſpiel ausgeboten wurde, ohne ihn erwerben zu können; die Stücke, die damals einliefen, zeugen bis auf wenige Ausnahmen von einer ganz unerwarteten Rohheit des Geſchmacks. In Oeſterreich haben wir oben die Collin erwähnt; viele andere Namen könnten ihnen beigefügt werden. Berlin braucht nur ſeinen Einen Raupach zu nennen, um zu beweiſen, daß es hinter Wien auch in dieſem Fache nicht zurückſtehen wollte; er kann mit ſeiner Fruchtbarkeit allein nicht blos dieſe hiſtoriſche Gattung des Dramas vertreten, ſondern überhaupt alle Geſtalten faſt aufweiſen, die Luſt- und Trauerſpiel bei uns angenommen haben: bald den Zuſchnitt des antiken Dramas mit Chor, bald die Spuren Göthes, bald Schillers Wechſel zwiſchen philoſophiſchem Raiſonnement und lyriſchen Dithyramben, bald die Connivenz gegen die Romantiker und ihre Götzen, bald den Einfluß der Berliner Luſtſpieldichter, bald Charaktere, die dem Schauſpieler zu Gefallen geſchrieben ſind, bald Figuren wie Schillers perſonifizirte kategoriſche Imperative. In Sachſen wollen wir E. H. Gehe, in Braunſchweig Klingemann, in Kaſſel Döring anführen; ſogar Weſtphalen blieb hier nicht zurück, wo Grabbe einige Jahre in dieſem Gebiete thätig war und mit Raupach in Bearbeitung der Hohenſtaufiſchen Geſchichte wetteiferte, zu der Raumers hiſtoriſches Werk dieſe Dichter einlud, wie Müller die Schweizer. Wie verſchiedenartig nun auch die ungeheure Maſſe dieſer Dramen und ihrer Autoren vorliegt, dennoch gehen ſehr gemeinſame Merkmale hindurch, die in dem Weſen der Gattung begründet liegen. Der Hauptpunkt iſt für die Anſicht, die wir hier verfolgen, die größere Nüchternheit und Verſtändigkeit, die dieſen Cyclus von Stücken der Hyperpoeſie der Romantik entgegenſetzt, aber auch freilich ihnen den dichteriſchen Werth größtentheils entzieht. Göthe warnte ſehr nachdrücklich vor den hiſtoriſchen Stoffen, die alle mittleren Talente anzulocken ſchienen, und zu deren Geſtaltung

er doch grade die größte Kraft des Genies nöthig fand. Das einzelne Schöne, das hiſtoriſch Wahre, ſagte er, macht einen Theil des ungeheuren Ganzen aus, zu dem es völlig proportionirt iſt; im beſchränkten Gedichte laſſe es ſich nur ſehr ſchwer ſo beherrſchen, daß es nicht dem engern Ganzen ſtörend werde, das in ſeiner Sphäre eine ganz andere Art von Anähnlichung verlange. Zwei ganz entgegengeſetzte Fehler folgen aus dieſer Schwierigkeit, die in unſern Geſchichtsſpielen überall vorliegen. Die Dichter, nirgends ſelbſtändig, haben entweder Shakſpeare oder Schiller vorzugsweiſe vor Augen, und meinen überall, wenn ſie ihr geſchliffnes Glas nur nach dem Muſter faſſen, dieſelbe Wirkung zu machen, wie jene mit ihren ächten Steinen. Sie bilden nach dieſen Meiſtern den Gegenſtand mehr in eine Hiſtorie oder in ein regelmäßiges Bühnenſtück aus. Dort häufen ſich Epiſoden, Volksſzenen, logiſcher Witz und alle Mittel, die den Gegenſtand individualiſiren können; es iſt die verhältnißmäßig größere Natur, und geringere Kunſt, die ſich hierhin ſchlägt; es ſind dann aber auch gemeiniglich nichts als Hiſtorien, die herausſpringen, und die weder durch Auffaſſung der Geſchichte und durch hiſtoriſche Ideen einen Werth haben, noch durch Berückſichtigung der Bühne. Die Schillerianer dagegen, die Klingemann, Körner, Gehe und die Aehnlichen, lernen ihrem Meiſter das Geſchick ab, intereſſante Begebenheiten aus der Geſchichte auszuwählen, eine reine, klare Anordnung zu treffen, in würdiger Sprache feſſelnde Momente vorzutragen, und mit den erworbenen Mitteln der dramatiſchen Oekonomie hauszuhalten. Dieß werden dann gemeinhin Staatsactionen, gefüllt mit bekannten Phraſen und Formeln, die oft wie Parodien auf die Originale anklingen; es werden ſchön ſtyliſirte Stücke ohne eigentlichen Kunſtſtyl und ohne allen Werth, mit allen Fehlern der Schillerſchen Stücke ohne ihre Tugenden. Andere wie Immermann wechſeln dieſe Rollen oder verbinden ſie, ohne darum minder abhängig und minder trocken zu werden. Die politiſche Proſa macht ſchon Schillern genug zu ſchaffen, aber doch vergleiche man ſeine Jungfrau gegen Wetzels Jeanne d'Arc, ſeinen Tell gegen Immermanns Trauerſpiel in Tyrol (wir greifen auf gut Glück in die Menge der Beiſpiele, aber gewiß nicht auf perfide Weiſe), oder irgend eine ſeiner ſonſtigen Staatsactionen mit dem Karl v. Bourbon von Zahlhaas, mit Raupachs beiden Chawansky, mit dem Struenſee von Michael Beer,

mit Moſens Rienzi (wir nennen dieſe, weil hier überall ächt tragiſche Charaktere mit geſchicktem Griffe gewählt ſind), und man wird überall fühlen, welch ein Zuſatz von Gemüth, Weisheit, Schönheitsſinn, Normalität und Unbefangenheit der Betrachtungsweiſe dort erſt den Dichter macht, an dem man vielen Flitter abſtreifen kann, ohne ihm darum ſeinen ächten Glanz zu nehmen. Dahin hatte es die ungemeine Verbreitung unſerer äſthetiſchen Bildung und der Glanz unſerer poetiſchen Muſter gebracht, daß die große Schaar der jungen Talente überall dichteriſchen Sinn in der Wahl der Stoffe und eine künſtleriſche Routine in gehobener Behandlungsart bewährte, aber ſobald man den Motiven ihrer Stücke nachgeht, wo wir das Mark der Dichtung ſuchen, da ſchreckt uns bald Grille und Wunderlichkeit, bald kleine Erfahrung neben großem Dünkel, bald verwildertes Gemüth, bald beſchränkte Einſicht ab. Wo vollends, wie in den eigentlichen Hiſtorien von Raupach, auch noch trotz allen Effecten der theatraliſche Schmelz abgeht, da iſt es vor Froſt, Farbloſigkeit und Tonloſigkeit nicht auszuhalten; und dieſe mechaniſche Versmacherei ohne Herzenswärme, die jenen einſtigen franzöſiſchen Fabricationen mit Kleiſter und Scheere anfing ähnlich zu ſehen, hat mehr oder minder dieſe ganze hiſtoriſche Dramatik gezeugt. Und wo in dieſe Stücke eine Herzenswärme oder ſonſtige Steigerung des hiſtoriſchen, realiſtiſchen Elements ja hinzutritt, da möchte man ſie lieber gleich wieder hinwegwünſchen. Einige unſerer dramatiſchen Hiſtoriker, wie Grillparzer, Immermann, Kruſe (im Ezzelin) u. A. lehnten ſich an die Schickſalstragödie an und brauchten die Würze der Romantiker; dieß aber und alles Legenden- und Wunderartige und Phantaſtiſche ward allmählig entfernt und es trat nun ſeit Byrons und Victor Hugo's Auftreten jene unwohlthuende ſubjective Stimmung, jene Selbſtquälerei und fauſtiſche Verzweiflungsſucht hier und da in die hiſtoriſche Dramatik ein, von der wir die ganze neuere Lyrik und Journaliſtik allgemach haben anſtecken ſehen. Die unverkümmerte Wirkung, die ein Laut der ungeſpannten Natur von ſelbſt macht, geht in ſolchen Stücken vollends verloren, deren Dichter mit jedem Worte, das aus ihrer Seele quillt, verrathen, daß ſie nicht über den Wolken des Lebens ſtehen und uns auf deſſen heitere Höhen nicht zu führen wiſſen. Grabbe, Eichendorf u. A. haben uns ſolche Stücke geliefert. Dem Erſteren ſchrieb Tieck bei Gelegenheit ſeines

Herzogs Theodor ſehr bezeichnend, daß die gefallenden Stellen darin alle den Ton einer tiefen Verzweiflung ausdrücken, und er warnte ihn weiſe, dieſem „Zerſtörungsprozeſſe des Lebens nicht nachzugehen, der ſich ihm in der Maske ſeiner gebornen Feindin, der Poeſie, aufdringe.“ Grabbe's Hohenſtaufen ſind großwortiger, bombaſtiſcher, als die gewöhnlichen auf den Theaterſchnitt berechneten Stücke dieſer Art, allein das ſchärfere Auge täuſcht dieß nicht: in den komiſchen Stellen deckt ſich die Armuth dieſes gewaltig angeſtrengten Geiſtes ſichtbar auf, und in den krampfigen Hauptfiguren der Geſchichte und dem (an ſich hochpoetiſchen) Verhältniſſe Friedrichs und Heinrichs des Löwen iſt nicht ein Funke weder von Natur noch auch von wahrer Dichtung. In den noch ſinnloſeren Stücken dieſes Mannes hat man nach unſerer Art noch entſchiednere Züge des Genies gefunden, und immer die belegenden Stellen zur Hand gehabt, als ob ein goldner Flicken ein zerfetztes Kleid zum ſchönen Gewande machte; und uns iſt es ſogar ſchwer, ſelbſt nur dieſe Goldlappen zu finden. Die mephiſtopheliſche Anſicht der Dinge, der fauſtiſche Lebensgram, die wühlende Skepſis wählt noch fortwährend gern die melancholiſchen Schreckbilder aus dem Materienſchatze der Geſchichte zur poetiſchen Behandlung, und auch in die bürgerliche Tragödie trägt ſie ſich neuerdings über, wo ſie ſo viele Misverhältniſſe unſers Lebens zu unterminiren ſucht. Der reine Kunſttrieb iſt in allen dieſen poetiſchen Beſtrebungen augenſcheinlich ganz verloren.

Mit dem hiſtoriſchen Drama liegt der hiſtoriſche Roman auf Einer Linie; auch Er half die romantiſchen Tendenzen zu ſtürzen und ein realeres Prinzip in die Dichtung zurückführen. Van der Velde liegt hier an der Grenze; ſeine ganze Manier neigt noch zu der romantiſchen Sinnenbeſtechung hin, obwohl ſeine Materien geſchichtlich ſind. Die Nachfolger Walter Scotts, die Bronikowsky, Häring, Spindler u. A. haben zwar ſelten ſeine hiſtoriſch angelehnten Romane zum Gegenſtande ihrer Nachahmung gemacht, doch aber nehmen ſie ganz jene plane Erzählungsweiſe an, die auch in der romantiſchſten Materie nichts mehr mit den überſchwenglichen Richtungen unſerer romantiſchen Schule gemein hat. Am meiſten ging Zſchokke in ſeinen ſchweizeriſchen Localbildern und übrigen hiſtoriſchen Gemälden in Scotts geſchichtliche und örtliche Charakteriſtik ein. Auch in Steffens Erzählungen iſt ein hiſtoriſches

Fundament zu Grunde gelegt; und obwohl Er in den naturphiloſophiſchen Anſichten Schellings und in manchen Theorien und Neigungen, die die romantiſchen Jahre gebaren, feſt ſtehen blieb und ſeine Novellen damit durchdrang, ſo iſt doch auch bei ihm alles Phantaſtiſche und Wunderliche jener erſten Zeit geſchwunden, und das Intereſſe kann auf dem hellen Thatſächlichen ruhen. Ganz entſchieden war auch der Rückgang Tiecks von jenen Exzeſſen, als er nach jahrelangem Schweigen mit ſeinen Novellen in den 20er Jahren auftrat. Tieck machte mit dieſer neuen Gattung ebenſowohl Epoche, als er früher mit dem Mährchen, in jenem weiten Sinne, gemacht hatte; beide Gattungen berührten ſich ganz eng in jenen romantiſchen Novellen des Mittelalters, den Legenden, Sagen, Erzählungen, Wundernovellen, die in der Verehrung der Romantiker ſo hoch ſtanden, die Tieck ſelbſt unter dem Titel von Mährchen oder Novellen wiedererzählt hatte. Der charakteriſtiſche Unterſchied ſeiner Novellen neuer Periode iſt der, daß ſie ſich in ihren Gegenſtänden zu der modernen Geſellſchaft und Menſchheit zurückwenden, daß ſie an die Stelle des äußerlichen Wunderbaren die innern Wunder und Räthſel des Seelenlebens und ihre präciſe Entwickelung ſetzen. Nichts könnte beſſer die Rückkehr von den früheren tranſcendentalen Poeſien der Romantiker bezeichnen; Cervantes, der ſich im Großen gegen die ritterliche romantiſche Epik ſetzte, griff zu dieſer Gattung und iſt das große Beiſpiel darin auch für Tieck geweſen, und Göthe durfte ſich fühlen, mit ihm, ohne ihn zu kennen, hier auf gleichem Wege gewandelt zu ſein. Die Novelle in dieſem Sinne ward nun die große Gattung des Tags und repräſentirte die poetiſche Proſa; wie vag der Begriff iſt, wie verſchieden ſie ſich in den Händen von Göthe und Tieck, von Kleiſt und Hoffmann, von Tromlitz und Fiſcher, von Schefer und Hauff ausnimmt, ſo iſt doch Eine gemeinſame Beziehung nicht zu verkennen. Die Novelle verhält ſich zum Roman wie die poetiſche Erzählung zum Epos, wie eine vereinzelte Begebenheit zu einer zuſammenhängenden Handlung; ſie iſt weſentlich, wie ſie ganz kürzlich Reinbeck noch genannt hat, eine Situation. In ſofern iſt ſie geeignet, der großen Gattung ſubordinirter Converſationspoeſie, dem Roman, der ſich im Gleiſe des modernen ſocialen Lebens bewegt, eine poetiſche Seite abzugewinnen durch Beſchränkung und Iſolirung auf einzelne Momente von poetiſchem Intereſſe, die ſich

auch in dem dürftigſten Alltagsleben finden. So verſtanden durfte der einſtige Vertreter der romantiſchen Poeſie ſeinen Rückzug in dieſe Gattung nehmen, die allerdings der gewöhnlichen Currentpoeſie der Romanſchreiber und Journaliſten gefährlich nahe liegt, der Tieck früh und ſpät feind geweſen iſt. Unſere ganze Literatur wandte ſich von dem Uebermaße der poetiſchen Ausſchweifung zu jener ledernen Alltagsdichtung zurück, welche zwar immer und ununterbrochen neben der höhern Poeſie herläuft, aber doch jene Zeit der Clauren, Hell und Kind, der Abend- und Mitternachtblätter beſonders reichlich ausfüllt; die Heilung der phantaſtiſchen Ophelia in einer der Tieckſchen Novellen von der Shakſpearomanie und ihre Vermählung mit dem perſonifizirten Ledernen perſiflirt dieſen Abfall; und es iſt doppelt bedeutſam, daß der Dichter romantiſcher Schule der alten Richtung in ſofern ſelbſt abtrünnig wird, als er in die moderne Welt herüber rückt, in ſofern treu bleibt, als er ſich ihr in jener Gattung nähert, in der ein poetiſches Element zu behaupten iſt. Allerdings iſt auch ſo die Novelle immer ein untergeordneter Dichtungszweig und Tieck ſelbſt hat im Phantaſus ganz recht geſagt, er möchte lieber eine Szene in „Wie es euch gefällt“ geſchrieben haben, als die Novelle erfunden, aus welcher das Luſtſpiel entſprungen iſt. Er ſcheint ſelbſt das Bedürfniß gefühlt zu haben, ihr mit außerhalb gelegenen Dingen mehr Gewicht zu geben, denn es iſt durchgehend, daß ſich der Kritiker und Literat in dieſen Novellen verräth, daß er halbdidaktiſche Zugaben über Schauſpiel oder Literatur, über Malerei oder Muſik u. A. der Erzählung hinzuthut. Dazu verführte Göthes Beiſpiel mit, der für Tieck das näherliegende Muſter in der Novelle war; er erzählte jetzt in deſſen Behaglichkeit und einfachem Humore; denn er war nun gleichſam zu ſeiner erſten Natur in der vorromantiſchen Zeit erheiterter zurückgekehrt, und opponirte ſeitdem allen Uebertreibungen ſeiner eignen Schule und der neuen, die ſich von Frankreich und England aus fortpflanzte, wie es Göthe, auch wo es nicht ſo ſchien, aus innerſtem Herzen immer gethan hat. Kurze Zeit, ehe Tieck mit ſeinen erſten Novellen (1823) aufgetreten war, war Göthe mit der romantiſchen Schule und den Fouquéianern durch ſeine Novellenſammlung, wir meinen durch jenen Stoß der ächten auf die falſchen Wanderjahre, in directen Conflict gerathen, obgleich er öffentlich Polemik mied; dieſen Zeitpunkt (1821) und dieſen Vorfall kann

man als die Grenze bezeichnen, wo die Romantik anfing wieder verdrängt zu werden.

Göthe hatte während des ganzen Zeitraums, wo die Poeſie dieſer Schule im Flor war, der deutſchen Literatur ſeine Aufmerkſamkeit nicht verſagt; erſt ſeit ungefähr eben jener Zeit, ſeit Houwalds Auftreten wandte er ihr den Rücken und kehrte ſich mehr den fremden Literaturen zu, nicht ohne auch jetzt die Erſcheinungen des Tags ſich wenigſtens durch Andere nahebringen zu laſſen. Gleich im Anfange, bei den Neuerungen der Schlegel, war er durchaus mit Schiller Eines Sinnes, die Vordringlichkeit der jungen Talente zu bedauern, an einem ſoliden Weiterſtreben der Literatur zu verzagen, da alles Zuſammenhalten zu einem guten Zwecke ſchwand, und bei all den großen Anforderungen kein einziges Product zu Tage kam, das reine Freude gewährte. Die paraſitiſche Natur aller der Nachahmer und Ueberſetzer, der Erneuerer des Alten und der Veralterer des Neuen, die den Staub übergoldeten und das Gold überſtäubten, mishagte dem Manne, der unſerer Literatur ein eigenſtändiges Fortleben gewünſcht hätte; die Kunſtſtücke der „neupoetiſchen Katholiken" mahnten ihn an die Kinderſpiele ſeiner Knabenjahre und im neuen Alcinous ſetzte er die Schlegel und Tieck unter ſeine Feinde, die er als Kegel behandelt, und an deren Purzelbäumen er ſich vergnügen will; die aufgehende altdeutſche Kunſt und Literatur intereſſirte ihn nur hiſtoriſch als Vorarbeit und das verdüſternde Element in den Nibelungen und Minneſängern ſtieß ihn ab; die ganze Ueberſinnlichkeit der neuen Poeſie war ihm jetzt noch fremd und ward von ihm theoretiſch auch dann misbilligt, als er ſelbſt ſich in ähnlicher Richtung verſuchte; die Befriedigung der ſinnlichen Anſchauung war ihm immer das erſte Erforderniß des Kunſtwerkes; denn in der That fühlt ſich der Geiſt ſogleich gelähmt, wo hier Mängel ſind, und bewegt ſich nur dann erſt frei nach den höchſten Regionen, wo dort keine Hemmniß iſt. Göthes ganze Geſinnung über die neue dichteriſche Periode ſpricht ſich, wie wir ſchon oben andeuteten, in dem Schema zu einem Aufſatze über den Dilettantismus aus, das er 1799 im Angeſicht der erſten Revolutionen entwarf. Jeder Satz leidet ſeine Anwendung auf die neuen Producte und Producenten, jeder iſt epigrammatiſch und ſchlagend. Er wirft ganz wie Schiller den Begriff des Dilettantismus wie einen Schlagbaum zwiſchen die Kunſt der Meiſter und

Stümper. In den großen Gattungen des Epos und Drama's ſieht auch Er, gleich Schiller, wie leicht es iſt, die Scheide zu finden, während in der Lyrik und Muſik, wo das Subjective viel bedeutet, die Annäherung des Dilettanten an den Künſtler leichter iſt. Aber auch innerhalb der Lyrik des neueſten Dilettantismus ärgert ihn die Impudenz, mit der man ſich „durch Reminiscenzen aus einer reichen, cultivirten Dichterſprache und durch die Leichtigkeit eines guten mechaniſchen Aeußeren wecken und unterhalten" läßt, wie die Impotenz der Ueberſetzer und belletriſtiſchen Studenten, der Journale und Muſenalmanache. Die Wendung der Zeit, die Lyrik beſonders zu bevorzugen, iſt ihm Symptom des Dilettantismus, denn der Dilettant flieht das Objective, er weiß nicht den Gegenſtand zu ſchildern, ſondern nur ſein Gefühl über den Gegenſtand; ſeine Producte haben pathologiſchen Charakter und drücken nur Neigung und Abneigung des Urhebers aus; er glaubt mit dem Witz an die Poeſie zu reichen. Was Göthe ferner mit Schiller über die Brauchbarkeit der neuen Kunſtjünger zur Vermittlung und Ausbreitung des Guten und Schönen correſpondirte, erſcheint im Verlaufe dieſes Aufſatzes in geſchloſſenen Sätzen: der Dilettant iſt die nothwendige Folge ſchon verbreiteter Kunſt und kann auch eine Urſache derſelben werden, er hilft das Talent anregen, das Handwerk zu einer Kunſtähnlichkeit erheben, leitet den Kunſtſinn dahin, wohin der Künſtler nicht kommt, lehrt die Sinne üben und nach Form ſtreben, die Sprache bilden, Gefühle verbreiten, die Phantaſie cultiviren, gute Muſter bekannt machen. Dagegen beharrt er auch auf einer beſtimmten Stufe und hindert an Perfectibilität. Er kennt die objective Regel nicht, und verliert ſich auf ſubjectiven Irrwegen. Ganz wie Schiller den Ernſt des Studiums, die kalte Ausdauer bei dem Werk der heißen Begeiſterung zum Kriterium des ächten Künſtlers macht, ſo ſagt auch Göthe hier, der Poet ſei nichts, wenn er es nicht mit Ernſt und Kunſtmäßigkeit ſei; der Dilettant aber zieht von ſoliden Studien ab, indem er einer unruhigen Productionskraft nachgibt; er vernachläßigt (in dieſe zwei Gruppen laſſen ſich ſämmtliche Dichtungen der romantiſchen Schule abtheilen) entweder das unerläßliche Mechaniſche und glaubt genug gethan zu haben, wenn er Geiſt und Gefühl zeigt, oder er ſucht die Poeſie blos im Mechaniſchen und iſt ohne Geiſt und Gehalt. Alle Dilettanten ſind Plagiarii; ſie entnerven und ver-

nichten jedes Original, indem ſie es nachäffen und ihre Leerheit damit ausdrücken; ſie profaniren und entwürdigen alle ächte Poeſie; ſie führen unter ſich Nachſicht und Gunſt ein, bringen ihres Gleichen auf Unkoſten der wahren Künſtler in Anſehen, und befördern ſo das Gleichgültige, Halbe und Charakterloſe. Man ſieht, hier iſt jedes Wort ein treffender Schlag und wenn Göthe dieſes Schema hätte ausführen, und, wie Schiller mit älteren Dichtern in der Abhandlung über naive Dichtung that, mit hinzugefügten Namen hätte veröffentlichen, wenn er neue Xenien gegen die neuen Freunde hätte richten wollen, ſo wäre eine große Wirkung eben ſo unausbleiblich geweſen, wie ſie bei den frühern Xenien war, und wie ſie ſpäter und noch jetzt ſein würde, wenn man die zahmen Xenien (aus den 20er Jahren) durch Ueberſchriften und Namen von ihren Ketten ließe. Die Schaar der falſchen Freunde würde ſich plötzlich gelichtet haben. Allein ſchon war Göthe auf dem Wege der Toleranz; und warum ſollte er auch die jungen Verehrer ſo unfreundlich abſtoßen, die ſo fleißig ſeinen Ruhm ausbreiteten, und jenes Geſchäft betrieben, das einſt Meyer nach Leſſing an Klopſtock übte, den zu ſtellen, der ſchon lange ſtand?

Wo Göthe den romantiſchen Tendenzen am lebhafteſten opponirte, war in der plaſtiſchen Kunſt. Auf ſie wandte er ſich mit neuem Eifer zurück, als die zweite Reiſe nach Italien (1797) geſtört worden war, als ihn die politiſche Welt, incommenſurabel wie ſie für ihn war, mit ihren Willkührlichkeiten ſcheuchte, als ihm die ernſte poetiſche Kunſt, wie ſie Schiller betrieb, zu anſtrengend ward, und als er den Productionstrieb in ſich erlöſchen fühlte. Die bildende Kunſt lockte ihn unter den Aufregungen der Zeit, die ihm unheimlich waren, zu ſich heran; denn ihre objective Natur bringt es mit ſich, daß ſie auf Empfindung und Leidenſchaft wenig wirkt. Indeſſen war Göthe, als er mit ſeinem Meyer (der eben aus Italien zurückkam und deſſen „Kunſteinſicht von Jahrtauſenden" er beſcheiden überſchätzte) die Propyläen (1798—1800) unternahm, noch nicht ſo verſtimmt über Welt und Menſchen, wie er es bald nachher ward, als man dieſe Beſtrebungen und ſeine Naturſtudien ihm verkümmerte; die Weimarer Kunſtfreunde, ſchrieb er ſpäter, waren damals noch in dem Wahn, es ſei auf den Menſchen genetiſch zu wirken, und ſie äußerten ſich daher treulich und richteten ihre Preisaufgaben nach dem, was ſie

als die würdigſten Gegenſtände und der künſtleriſchen Vollendung werth erkannt hatten. In den Aufſätzen der Propyläen ſind vortreffliche Sachen enthalten, die noch ganz den Umgang mit Schiller und die innige Uebereinſtimmung mit deſſen äſthetiſchen Grundſätzen verrathen, und die trotz mancher eigenſinniger Uebertreibungen und manches wunderlichen Schematismus immer von unſrer vielfach rathloſen Künſtlerwelt geleſen zu werden verdienen. Auf zwei oder drei Punkten weilt ſeine Lehre am liebſten, die wir nur deßhalb kurz berühren, weil ſie Göthes Verhältniß zu der romantiſchen Schule angeben helfen. Der Künſtler ſoll mit der Natur wetteifernd ein geiſtig Organiſches hervorbringen, allein er ſoll ſich hüten, bei der Natur ſelbſt ſtehen zu bleiben; er muß ihr das Bedeutende erſt abgewinnen, und ihr einen höheren Werth leihen. Der Dichter rettet das von Leſſing aufgeſtellte Prinzip der Schönheit und des Ideals gegen diejenigen, die das Charakteriſtiſche und die Wahrheit zum Prinzipe machen. In dieſem Sinne ſind auch die Anmerkungen zu Diderots Verſuch über die Malerei geſchrieben; er opponirt ihm und Batteux, den Predigern des halbwahren Evangeliums von der Nachahmung der Natur, die Allen ſchmeicheln, welche blos ihren Sinnen vertrauen und deſſen, was dahinter iſt, ſich nicht bewußt ſind; ſie weiſen den Künſtler an die Natur ohne Kunſtanleitung, Göthe aber im Sinne Winckelmanns an die Alten, wo er erſt lernen ſoll, was er in der Natur zu ſuchen hat. Was wir früher ſchon von Göthes Liebe für die Antike angeführt haben, zum Theil aus Schriften, die erſt jetzt und in den folgenden Jahren entſtanden, hat uns in dieſem Punkte ſchon früher mitten in ſeine Anſichten geſtellt. Wenn er in den Propyläen die Klarheit der Anſicht, die Leichtigkeit der Mittheilung, die Heiterkeit der Auffaſſung rühmt, was Alles in allen griechiſchen Werken am edelſten Stoffe, in würdigſter Geſtalt geleiſtet ſei; wenn er das ſchöne Naturell Raphaels bewundert, der ohne zu gräciſiren griechiſch gefühlt und gelehrt und gethan habe; wenn er in ſeinem Winckelmann (1805) das Höchſte ausſpricht, was er zu Gunſten des Alterthums zu ſagen hat; wenn er ſpäter bei der Redaction ſeiner italieniſchen Reiſe die Einflüſſe des ſüdlichen Himmels auf den Künſtler in unmittelbarſter Empfängniß darlegt, überall geht jene Innigkeit und Hingebung an die Kunſtleiſtungen der alten Welt durch, wie ſie nur eine ganz

verwandte Natur entgegenbringen konnte. Und hierzu bildet die Gegenſeite, wie ſich Göthe gegen die chriſtliche Kunſt der früheren Jahrhunderte und vollends gegen die der neuen Romantiker aus- läßt. Er ſprach in den Propyläen wie Winckelmann das Här- teſte über die gothiſche Baukunſt aus, und auch ſpäter, als ihm die Boiſſerée und Moller ſeine Jugendneigungen dafür rechtfertigen wollten, behielt er gegen den Cöllner Dom eine Art Apprehenſion und das Geſchichtliche blieb ihm das Wichtigſte. Er ſprach in dem Aufſatze über ältere Gemälde in Venedig daſſelbe über die alt- kirchliche Malerei aus, was er in der italieniſchen Reiſe noch ſtärker ſagte. Er ließ ſich in Briefen im bitterſten Spotte aus, über den „ſeichten Dilettantismus der Zeit, der in Alter- thümelei und Vaterländelei einen falſchen Grund, in Frömmelei ein ſchwächendes Element ſucht, eine Atmoſphäre, worin ſich vor- nehme Weiber, halbkennende Gönner und unvermögende Verſuchler ſo gern begegnen.“ Noch in der ſpäteren Zeitſchrift Kunſt und Alterthum (ſeit 1816), zu der er ſich nöthigen ließ, wo er mehr als Redacteur die Anſichten und Geſinnungen anderer „ver- ſtändiger und guter Menſchen“ ausſprach, und wo er ſchon nach allen Seiten hin das Mittelmäßige protegirte und ſeine mephiſto- pheliſche Urbanität ſpielen ließ, drang er auf eine Kritik der Sinne, und warnte vor dem Feſtſtehen bei jenem Naiven, Steifen und Aengſtlichen, das unſere alterthümelnden Künſtler beibehielten. Die langen Jahre, durch die ſich die Kunſtausſtellungen in Weimar hinzogen, beharrten die Kunſtfreunde auf ihrer antiken Richtung mit einer ſonderbaren Hartnäckigkeit. Wie weiſe bemerkte doch Göthe ſelbſt, daß ein ſich ausbreitender Geſchmack durch irgend ein Ausſchließen nicht verengt werden könne; hätte er ſich inner- halb der neuen Richtung aufgepflanzt, ſo hätte er den irregehen- den Künſtlern manches Heilſame angeben können. So gewann er an der jung auftretenden Kunſt keine Freude, die ſich ihm ſo nahe rückte; und man muß es doch geſtehen, daß ſie aus ihren ro- mantiſchen Anfängen ſich ganz anders herausgebildet hat, als ſie auf dem Wege der Tiſchbein und Hackert, um die ſich Göthe ſo viel zu ſchaffen machte, je gekommen wäre; wenn ſich der Dichter bei ſeinen Ausſtellungen wunderte, wie herrlich weit wir es ſeit Leſſings Laocoon gebracht hätten in der bildenden Kunſt, ſo ſind wir wahrlich jetzt berechtigter, uns unſerer Fortſchritte ſeit

Göthes Ausſtellungen zu freuen. Ihn verbitterte aber damals das Umſichgreifen jenes Legenden= und Heiligenfiebers, das ihm alles Lebensluſtige aus der Kunſt zu verdrängen ſchien. Von da an, und als bald darauf ſeine Farbenlehre nach ſeiner Anſicht mit allzuſchnödem Undank aufgenommen ward, fing Göthe an, jene peinliche Duldſamkeit gegen Alles, was ihm grade entfernter lag, zu üben, die mit einer verhaltnen Intoleranz gegen Alles, was ſich ihm oppoſitionsweiſe nahe drängte, wechſelte. In den Noten zu Rameaus Neffen von Diderot (1805) ſpricht ſich dieß in Bezug auf die Romantik zuerſt und auf eine ärgerlich=komiſche Art aus. Einem Mann wie Gentz ſogar ſchien dieſe ganze Arbeit, Ueberſetzung und Noten, das Werk eines geſunkenen Autors und Göthes ganz unwürdig. Auch wir geſtehen, daß wir, was dieſes Kunſtwerk etwa von Menſchenkenntniß bietet, lieber in Tribunal= und Tollhausakten ſuchten, und daß wir für eine noch ſo treffliche Form, die an ſolchen Gegenſtänden verſchwendet wird, keinen Sinn haben. Und auch Göthes Anmerkungen ſind von dem böſen Geiſte wie angeſteckt, und zwar grade da, wo ſie ſich um Kunſt und Geſchmack drehen. Es ſcheint eine Art nachgiebiger Stimmung gegen die romantiſche Kunſt und die Götter der neuen Schule eingetreten zu ſein; Shakſpeare und Calderon heißen vor dem höchſten Richterſtuhl untadelig, und ſelbſt daß ſie ihren Zeiten und Nationen ganz verfallen ſind, verdient ihnen einen zweiten Lorbeer; Werke wie Lear, Hamlet, und der ſtandhafte Prinz, die Geburten der romantiſchen Jahrhunderte, heißen aber in demſelben Athemzuge die Früchte der Verbindung des Ungeheuren mit dem Abgeſchmackten; und der Rath wird gegeben, uns auf der Höhe dieſer barbariſchen Avantagen zu erhalten, da wir die antiken Vortheile doch nie erreichen würden!

Neben den Beſchäftigungen mit der plaſtiſchen Kunſt ging Göthe zugleich ſeinen Naturſtudien im weitern Umfange nach; wir verglichen dieß ſchon oben der allgemeinen Abwendung der Zeit von der Kunſt zur Wiſſenſchaft; der Dichter tritt hier in die Reihe der Naturphiloſophen ein. Wir erwähnen dieſe Thätigkeit nur obenhin, in deren Beurtheilung wir nicht eingehen könnten, auch wenn wir wollten oder dürften. Es wäre ein Anderes, wenn Göthe ausgeführt hätte, was ihm lange im Sinn lag, ein großes Lucreziſches Gedicht von der Natur der Dinge zu ſchreiben: wir

müßten dann das Verhältniß ſeiner wiſſenſchaftlichen Forſchungen zu dem Inhalte der Dichtung zu ermitteln ſuchen. Was uns für unſere kunſtgeſchichtliche Betrachtung in den Naturſtudien Göthes der intereſſante, und auch für den Laien deutliche Punkt iſt, iſt jene ſchon oben genannte künſtleriſche Richtung aus dem Mannichfaltigen weg nach dem Typus und der Urgeſtalt der Dinge. Wo er auf dieſem Wege blieb, iſt er von anerkannter Anregung geweſen. In der Botanik, ſagt er in der Morphologie (1817 sqq.), hat er im Gegenſatz zu Linnée, wo dieſer nur Verſchiedenheit und Contraſt geſehen, Analogie und Einheit herzuſtellen verſucht; und ſeine Theorie vom Blatte und der Metamorphoſe der Pflanze iſt ſeitdem auch in der Wiſſenſchaft fruchtbar geworden. Ebenſo iſt es mit ſeinen Anregungen zur vergleichenden Anatomie; ſeine Betrachtung, daß die Knochen der Hirnſchale Modificationen der Rückgratswirbel ſind, iſt nun allgemein gebilligt; auch in dieſer Sphäre leitete ihn jene Tendenz, mit plaſtiſchem Sinne die Urform der Naturbildungen zu ſuchen. In dieſen beiden Regionen ließen den Forſcher ſeine ſicheren Erfolge in zufriedner Ruhe; bei ſeiner Farbenlehre (1810) dagegen und in ſeinen geognoſtiſchen Anſichten ſtieß er mit der fortſchreitenden Unterſuchung, mit der Thatſache und dem wiſſenſchaftlichen Calcul feindlich zuſammen und ſog daher nicht wenige Verbitterung ein. Er blieb in der Geognoſie ein treuer Anhänger des Neptunismus, er ſtellte im zweiten Theile des Fauſt den Teufel an die Spitze der Vulcaniſten und ſpottete dort in der Schöpfungsgeſchichte des Homunculus auf die Feuertheorie. Offenbar aber fehlte es ihm hier an der Ueberſicht des Factiſchen, ohne die keine wiſſenſchaftliche Baſis zu finden iſt; wo die Forſcher des Fachs noch Arbeit für Jahrhunderte ſahen, wollte er leicht zu Ende kommen; er durfte wohl der kühnen Träume der ausſchließlichen Vulcaniſten ſpotten und ihre Ketzermacherei abweiſen, aber was ſollte es heißen, daß er ſich vornehm über den größten Kenner der Zeit, der eine ganz andere Anſchauung hatte als Er, hinwegſetzte, daß er über Alexander v. Humboldt als „einer vom Metier" wie über einen Dilettanten und Redekünſtler ſchrieb! Eben ſo empfindlich nahm er ſich mit ſeiner Farbenlehre; es beleidigte ihn, daß man dieſe ſo zuverſichtlich gebotne Arbeit ſo abweiſend aufnahm; er ſchien, wie gereizt er gegen die illiberalen Newtonianer war, von einer liberalen Forſchung

und Beſprechung der Materie, nachdem ſein Spruch gefallen war, nichts wiſſen zu wollen. In dieſem Felde kannte er die Thatſachen, aber die ſtrenge Methodik entging ihm; und wer auch der Sache durchaus fremd iſt, findet aus ſeiner Polemik gegen Newton leicht heraus, „wo ſich das Schwache am Starken hinanrankt.“ Göthe war um die Zeit dieſer Forſchungen in ein philoſophiſches Verfahren hineingerathen, wobei man am beſten ſieht, wie wenig das begründet iſt, was Schiller ihm Lobendes von der Verträglichkeit ſeines betrachtenden Weſens mit der Philoſophie ſagt. Er neigte ſich vielmehr, wie er ſelber bemerkte, nur ſymboliſirend zu Schillers philoſophiſchem Ordnungsgeiſte hin, er ſetzte allegoriſirend nur Eine Art der Anſchauung an die Stelle der Andern; daher begannen mit ſeinen Studien über Licht und Farbe jene wunderlichen ſymboliſchen Schemata und tabellariſchen Darſtellungen, mehr Spiele als methodiſche Thätigkeit des Geiſtes, wovon uns einige ſonderbare Reſte geblieben ſind. In einer Stelle des Briefwechſels mit Schiller beobachtet man Göthes Verfahren bei dieſer Schematiſirung und philoſophiſchen Betrachtung der Phänomene für ſeine Farbenlehre auf friſcher That, und den Eindruck der Unſicherheit, den dieß auf Jeden machen wird, der einige Routine in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen hat, macht die Farbenlehre ſelbſt, ſo weit ich bemerken konnte, auf jeden ſcharfen Kenner der Materie.

Die philoſophiſchen Beſchäftigungen Göthes ſeit ſeiner Bekanntſchaft mit Schiller waren nur von geringem directen Einfluſſe, und wenn ſie es waren, ſo war der Einfluß kein wohlthätiger. Wie er in Schillers Kantianismus einging, wie weit er mit Niethammer und Fr. Schlegel tranſcendentalen Idealismus trieb, was er von Schellings ſpeculativen Ideen annahm, konnte nicht der Rede werth geweſen ſein. Von deſto größerer Wichtigkeit ſcheint die Einweihung in die Myſterien der Philoſophie auf Göthen indirect geweſen zu ſein für die Reifung ſeines Uebergangs von Anſchauung und Betrachtung zur Beſchaulichkeit und Contemplation. Jenen großen Wendepunkt der ganzen Zeit vom Hellen und Klaren zum Myſtiſchen und Dämmrigen, von der Intuition zur Speculation, vom Aeußern zum Innern, vom Nahen zum Fernen machte das erwählte Kind der Zeit am innigſten mit, und in ihm allein und ſeinem intenſivern Leben können wir den Moment der

Metamorphoſe erhaſchen und beobachten, die den Charakter ſeiner eignen Poeſie eben ſo von Grund aus veränderte, wie die Poeſie überhaupt in ganz Deutſchland damals verändert ward. Mißſtimmung an dem Weltlauf, vorgerücktes Alter, philoſophiſche Studien, der Frieden der Kunſt und Natur, Alles kam in Göthe jener Umdrehung des Zeitgeiſtes entgegen, und die Symptome der Veränderung wurden daher in ihm am klarſten, und der Contraſt ſeiner ſpäteren beſchaulichen, allegoriſchen, verſchwommenen Dichtung gegen ſeine frühere lebendige und plaſtiſche am ſtärkſten. Ueber dieſen intereſſanten und merkwürdigen Wendepunkt findet ſich in dem Schillerſchen Briefwechſel die aufſchlußreiche Stelle, in der Göthe von der neuen Veränderung berichtet, die er im Augenblick ihres Eintritts zur Selbſtbeobachtung feſſelt. Eingeleitet lag ſie ſchon in ihm ſeit den Vorbereitungen zu der projectirten Reiſe nach Italien 1797, wo ſich Göthe reizbarer und empfindlicher als je gegen die „empiriſche Weltbreite" ſträubte, vor der ihm jetzt graute; er empfand nie ſo ſehr als damals, daß die Kunſt Sammlung verlange, ja gebiete, und daß ſie den Menſchen wider ſeinen Willen auf ſich und ſein Inneres iſolire. Bei Anfang der Reiſe ſelbſt nun trat er der Welt in einer ganz neuen Weiſe gegenüber. Die frühere ſinnliche Natur, die die Gegenſtände ruhig auf ſich wirken ließ, ſchien ganz umgetauſcht; denn er fing ſogleich an, ſich von jedem betrachteten Objecte ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit Rechenſchaft zu geben, und zwar ſo, daß er ſich zugleich Rechenſchaft von ſich ſelbſt gab. Es fiel ihm dabei an ſich eine Art Sentimentalität (im Schillerſchen Sprachgebrauche) auf, und er fand beim Nachdenken darüber Folgendes: „Das was ich im Allgemeinen ſehe und erfahre, ſagte er, ſchließt ſich recht gut an alles Uebrige an, was mir ſonſt bekannt iſt und vermehrt meine Kenntniſſe. Dagegen wüßte ich noch nichts, was mir auf der ganzen Reiſe nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte, ſondern ich bin heute ſo ruhig und unbewegt als ich es jemals bei den gewöhnlichſten Umſtänden und Vorfällen geweſen. Woher denn alſo dieſe ſcheinbare Sentimentalität, die mir um ſo auffallender iſt, als ich ſeit langer Zeit in meinem Weſen gar keine Spur außer der poetiſchen Stimmung empfunden habe. Möchte nicht alſo hier ſelbſt poetiſche Stimmung ſein, bei einem Gegenſtande, der nicht ganz poetiſch iſt, wodurch ein gewiſſer

Mittelzuſtand hervorgebracht wird.“ Statt den Grund dieſer Erſcheinung in dem Mangel an der alten Energie ſeiner poetiſchen Natur zu ſuchen, ſieht er ihn ſehr bezeichnend in den Objecten, und findet, „daß dieſe ſymboliſch ſind, d. h. eminente Fälle, die in einer charakteriſtiſchen Mannichfaltigkeit als Repräſentanten von vielen anderen daſtehen, eine gewiſſe Totalität in ſich ſchließen, eine Reihe fordern, Aehnliches und Fremdes in ſeinem Geiſte aufregen, und ſo von außen und von innen an eine gewiſſe Einheit und Allheit Anſpruch machen.“ Man ſieht ſogleich, daß dieſe Anregung in ſeinem Innern die Hauptſache bleibt, und jeder Gegenſtand würde unter die angegebenen zu ſetzen ſein, ſobald man dieſen ſymboliſirenden Sinn in ſich trägt. Solche Gegenſtände nun nennt er ein glückliches Sujet für die Menſchen, wie andere Dinge glückliche Sujets für die Dichter ſind, und „weil man, indem man ſie mit ſich ſelbſt recapitulirt, ihnen keine poetiſche Form geben kann (was ihm doch ſonſt mit jedem Gegenſtande gelungen war, der ihn feſſelte, ſo wie ihn umgekehrt kein Gegenſtand gefeſſelt hatte, mit dem dieß nicht gelingen konnte), ſo muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menſchliche im höheren Sinne, was er mit dem Ausdrucke ſentimental benannte.“ Gegenſtände nun, die ſolche Betrachtungen in ihm weckten, fand er in ſeinem Wohnplatze in Frankfurt und in dem Raume ſeines großväterlichen Hauſes, wiewohl er auch hier ſogleich empfand, daß die liebevolle Erinnerung, alſo ſein Inneres, hinzukam, ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr auf dieſe Dinge zu lenken, die zu ſchärfen und zu üben er ſich nun förmlich vornimmt. „Gelänge das, ſagt er, ſo müſſe man ohne die Erfahrung in die Breite verfolgen zu wollen, doch wenn man auf jedem Platze, in jedem Momente, ſo weit es einem vergönnt wäre, in die Tiefe ginge, noch immer genug Beute aus bekannteren Ländern und Gegenden davon tragen.“ Man darf wohl ſagen, daß dieß in ſeinen ſpäteren poetiſchen Producten faſt durchgängig der Fall iſt, und daß er darin Erfahrungen, die er ehedem in ſinnlicher Breite, wie es die Kunſt verlangt, vorgeführt hatte, nach einer gewiſſen geiſtigen Tiefe mißt, wobei er ſich oft ins Bodenloſe verliert. Schiller durchſchaut dieſe ſo myſteriös verhüllte neue Erfahrung ſehr ſcharf. Es ſei ein Bedürfniß, ſagte er, poetiſcher ja menſchlicher Naturen überhaupt, ſo wenig Leeres als möglich zu finden, ſo viel Welt als möglich ſich durch

die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erſcheinungen zu ſuchen, und überall ein Ganzes der Menſchheit zu fordern. Iſt der Gegenſtand als Individuum leer und poetiſch gehaltlos, ſo wird ſich das Ideenvermögen daran verſuchen und ihn von ſymboliſcher Seite faſſen. Immer aber iſt das Sentimentale (im guten Sinne) ein Effect des poetiſchen Strebens, welches aus Gründen im Gegenſtand oder im Gemüth nicht ganz erfüllt wird. Solch eine poetiſche Forderung ohne eine poetiſche Stimmung und ohne poetiſchen Gegenſtand ſcheine ſein Fall zu ſein. In der That komme es hier viel weniger auf den Gegenſtand an, als auf das Gemüth, ob ihm der Gegenſtand etwas bedeuten ſolle. So däucht auch ihm alſo das Leere oder Gehaltreiche mehr im Subjecte als im Objecte zu liegen. Das Gemüth ſei es, das hier die Grenze ſteckt, und das Gemeine und Geiſtreiche kann er auch hier wie überall nur in der Behandlung, nicht in der Wahl des Stoffes finden. Was ihm jene beiden Plätze waren, meint er, wäre ihm in aufgeregter Stimmung jede Straße, Brücke u. ſ. w. geweſen. Wenn Schiller die unberechenbaren Folgen dieſer neuen Betrachtungsweiſe in Göthe hätte ahnen können, ſo würde er ihn ſchwerlich ermuntert haben, ſich ihr ganz zu überlaſſen, weil durch eine ſolche Anſicht der Gegenſtände in das Einzelne eine Welt gelegt werde; denn wer da weiß, wie wir mit unſern Kräften haushälteriſch zu verfahren Urſache haben, da wir ſo vieles unendlich Wichtige und Große unerkannt bei Seite liegen laſſen müſſen, der wird nicht jede tiefſte Betrachtung an den unwürdigſten und kleinlichſten Gegenſtänden geübt wiſſen wollen. Denn ſo war es gleich die nächſte Folge, daß Göthe anfing, ſich Reiſebündel von Acten anzulegen, worin er alle öffentlichen Papiere, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Komödienzettel, Verordnungen, Preiscourante u. ſ. w. einheftet, ſeine Bemerkungen hinzufügt, dieſe mit der Stimme der Geſellſchaft vergleich, ſeine eigene Meinung mit dieſer berichtigt, die neue Belehrung wieder ad acta nahm, und ſo Materialien für einen künftigen Gebrauch zu erhalten hoffte. Wer dieſem Phänomen nachdenkt, der wird nun leicht finden, wie hier die Initien zu jener ſpätern Theorie des Erſtaunens liegen, nach der Göthe die höchſte Bedeutſamkeit in die geringſten Dinge legte, nach der er von jetzt an auch ſeine

Poeſien vielfach ganz in dem allegoriſirenden und ſymboliſirenden Sinne der Romantiker behandelte.

Denn wie ſehr ſich Göthe auch gegen die romantiſche Kunſt und Neuerung ſetzte, ſo war er doch ſeiner ganzen Natur nach, die den Zeitinfluenzen ſo gern gehorchte, genöthigt, dennoch auf ihre Evolutionen producirend einzugehen. In allem, was nun und ſpäter Poetiſches von ihm erſchien, kann man denn auch ſogleich die Einwirkungen des neuen Geiſtes, die Merkmale jener Wendung ſeines Innern in ſehr verſchiedener Weiſe erkennen. Schon in ſeinem Meiſter und in den Ausgewanderten begann jenes Verſtecken von allerhand geheimnißvoller Weisheit, jenes Necken des Leſers durch problematiſche Compoſitionen; mit geſpenſterhaften Myſtifications-geſchichten, mit Unglaublichem und Fremdartigem den Horen auf-zuhelfen, war er ſorglich bedacht, und mochte ſchon heimlich in die Fauſt lachen, als Schiller und Andere ſich über den Knoten im Meiſter und in ſeinen Mährchen abquälten. Die kleinen Thea-terſtücke der erſten Jahre dieſes Jahrh. wurden ihm ſchon zu Gelegenheitsallegorien. Die natürliche Tochter iſt völlig aus dem myſteriöſen Hange geſchrieben, der die lichten Begebenheiten des Tags und einfache Seelenzuſtände in eine dämmrige Sphäre hin-überſpielt und eine geheimnißvolle Tiefe ihnen unterlegt. In der neuen Auflage des Fauſt (1807) ſtellte ſich Göthe auf die Spitze der romantiſchen Tendenzen, denn erſt in dieſer Geſtalt machte das Werk ſeine größten Eroberungen, und warf die unmächtigen ähnlichen Verſuche der Romantiker, alte Nationalſagen umzuge-ſtalten, in tiefen Schatten. Alles aber, was neu hinzugekommen war, zeigt auffallend die unwillkührliche Connivenz gegen die Ei-genthümlichkeiten des neuen poetiſchen Geſchmacks. In den Wahl-verwandtſchaften (1809) und in den kleinen Erzählungen, die ver-einzelt in dem Taſchenbuch für Damen (ſeit 1809) erſchienen, und durch einen romantiſchen Faden unter dem Titel der Wander-jahre Meiſters zuſammengeſchlungen werden und ein wunderlich anziehendes Ganze bilden ſollten, huldigte Göthe theils dem Mähr-chengeſchmack des Tags, theils anticipirte er den Uebergang zu der eigentlichen Novelle. Dieſe Gattung, die er ganz aus dem oben angedeuteten Geſichtspunkte betrachtete, vertrug ſich vortreff-lich mit jener neuen Neigung, dem Unbedeutenden Gewicht zu leihen: „ganz einfache Lebensmomente werden darin aus her-

kömmlicher Gleichgültigkeit heraus und auf ihre bedeutende Höhe hervorgehoben.“ Die Wahlverwandtſchaften waren Anfangs auch nur auf eine kleine Erzählung berechnet, wie die übrigen, in denen das formale Prinzip der Romantiker vorwaltet und die wenig anderes Verdienſt, als das der Erzählung haben; allein noch drängte ſich hier ein Herzensantheil hinzu, der dieſen Stoff ausdehnte, und dieſes Werk zu dem Meiſterſtück der neuern Novelliſtik machte. Die Wahlverwandtſchaften ſind übrigens darum nicht mehr mit jenem friſchen pathologiſchen Antheil geſchrieben, wie einſt Werther; ſie vergleichen ſich vielmehr mit den Novellen des Cervantes grade dadurch, daß ſie jene durchſichtige Helle, jene Plan- und Regelmäßigkeit im Entwurf und Ausführung, jene Quadratur der Anlage, jene gradlinige Richtung der Empfindungen und Leidenſchaften, und die letzte Vollendung einer berechneten und mit künſtleriſchem Bewußtſein durchgeführten Darſtellung an ſich tragen. Die Entfaltung des Satzes: wie die Menſchen nicht wiſſen, dem Dämon in ſich ſelbſt, der urſprünglichen Stimme der Natur zu folgen, und ihr mit Warnungen und Hemmungen ſich offenbarendes Schickſal zu verſtehen, wie ſie ihm vielmehr oft entgegen treten und mit freier menſchlicher Willkühr, wohl auch aus Pflichtgefühl zuwider arbeiten, und wie ſie dieß ins Verderben zieht, die Verkörperung dieſes Gedankens, ſagen wir, iſt ſo leicht durchgeführt und in ſo trefflichen Gegenſätzen gehalten (wie z. B. Charlotte erſt der Pflicht folgt, dann, durch ein erlittenes Unglück gemahnt, dem erſten und natürlichen Gefühle; Ottilie dagegen erſt dem Gefühle, und dann, durch das verurſachte Unglück geſchreckt, der Pflicht), daß wir auch im Cervantes nur Einzelnes entfernter zu vergleichen wüßten; und dieß um ſo mehr, als ein Vorzug hinzukommt, den der ältere Meiſter nicht wohl haben konnte. Göthe ſchlingt wohlthuend durch die ſpannenden inneren Verhältniſſe der Menſchen die Geſchichte des Parks hindurch und läßt angenehm in der Natur ausruhen, beſänftigt hier für die Unruhe, die das leidenſchaftliche Getriebe der Menſchen aufregt, und hält den Leſer mehr in einer harmoniſchen Stimmung, als es in den alten Novellen durch die Iſolirung der moraliſchen Welt der Fall iſt. In der ganzen legendariſchen Wendung am Ende dagegen und manchen Einzelnheiten verfällt Göthe auch hier den romantiſchen Wunderlichkeiten des Tags. Bei der Aufnahme dieſes

Werks hatte Göthe von dem Materialismus der modernen Welt von neuem zu leiden. Was jene phyſikaliſchen Beziehungen angeht, die dem naturforſchenden Dichter ein willkommenes Bild boten, ſo kritiſirte man die Statthaftigkeit eines wiſſenſchaftlichen Satzes, wo nur der Phantaſie ein Symbol gegeben war, vor welcher alles ſtatthaft iſt, was ſich als möglich feſſeln läßt. Und was den moraliſchen Klagepunkt angeht, ſo hat ſich Göthe mit Recht beſchwert, daß das Publikum trotz der geübten poetiſchen Gerechtigkeit ſich nicht zufrieden gab, das ſich ſonſt immer über deren Vernachläſſigung beſchwert.

Wir bemerken wohl, daß mit Göthes ehemaligem freudigen Wirken auch der ungetheilte Erfolg nachließ. Wie ſich gegen dieſe Dichtung mehr feindliche als freundliche Stimmen hören ließen, ſo opponirte die Zeit ſeiner Kunſtrichtung und ſeinen Naturforſchungen; die politiſche Weltlage ſcheuchte ihn immer mehr in ſich ſelbſt zurück; ſein dichteriſcher Preis überhaupt ſank in jenen Jahren der politiſchen Erhebung und der patriotiſchen Begeiſterung unter der Jugend, die immer der Träger des Dichterruhmes iſt. Unter dieſen Eindrücken, wo ihm die Luſt des Haftens an der Natur, des Zeichnens und Nachbildens ſchwand, wo er ſogar der Mineralogie müde war, wo er ſeinen ganzen gegenwärtigen Zuſtand als eine Nebenſache anſah, fiel er auf den Entwurf ſeines Lebens, der ihn bald feſſelte und nicht mehr losließ. Mit Recht nannte er ſeine Biographie Wahrheit und Dichtung (1811 sqq.) aus jenem Geſichtspunkte, daß der Menſch in der Gegenwart, wie viel mehr in der Erinnerung die Außenwelt nach ſeinen Eigenheiten bildend modele. Indem Göthe in dieſem Buche den Zuſtand unſerer Literatur in ſeiner Jugend ſchilderte, ſchloß er ſich den literarhiſtoriſchen Beſchäftigungen der Romantiker an, und wir haben die Schätzbarkeit ſeiner Mittheilungen in dieſer Beziehung ſchon früher ausgezeichnet. Wie trefflich aber die Charakteriſtik ſeiner Jugend und Jugendwerke und Jugendgenoſſen gelungen iſt, dennoch mußten wir früher auch ſchon darauf aufmerkſam machen, wie verwiſcht das originale Bild jener Zeit iſt, und wie die Aufnahme der Farben jener grellen jugendlichen Periode das blödere Geſicht des greiſen Mannes ſchon verräth. Wie ſticht dagegen die italieniſche Reiſe ab, die glücklicherweiſe nur aus zeitbürtigen Aktenſtücken zuſammengeſetzt ward, welche wieder innerhalb des Werkes ſelbſt einen ſonderbaren

Contraſt gegen die kleinen Einſchaltungen des gealterten Redacteurs bilden. Und wieder, welch ein Abſtich, wenn man die erſten Bände des Lebens mit der ſpätern Fortſetzung, oder mit den Tags- und Jahresheften vergleicht, wo uns der Dichter in alles Kleinliche und Alltägliche ſelbſtgefällig einführt, wo er mit jenem tiefſinnigen Weſen die entferntliegendſten Dinge verbindet und die oberflächlich-ſten Erſcheinungen aus den tiefſten Gründen herleitet. Wie mußte der große Mann überzeugt ſein, daß das Publikum ſeine ſibylliniſchen Blätter mit ihrer abnehmenden Bedeutung in deſto größeren Ehren hielt, als er jene Hefte zur Veröffentlichung beſtimmte, und als er ſein Kunſt und Alterthum herausgab, ein Magazin der Unbedeutendheit, das zwar von einem fortdauernden Intereſſe an dem literariſchen Treiben der Nation zeugt, dem aber doch ſchon ein ganz Mechaniſches anklebt. In der That ſtieg auch Göthes Stern wieder ungefähr ſeit dem Zeitpunkte der Erſcheinung dieſer Blätter, nachdem die politiſche Erſchütterung wieder vorüber war, während welcher Schiller der Allbewunderte blieb. Dieſe glückliche Bewegung war ihm ein ſo ungeheuer Bedrohliches geweſen, wie die frühere Kataſtrophe von Jena, die ſeinen Fürſten gefährdete; und als er ſich in dem allegoriſchen Spiele Epimenides Erwachen bewogen fühlte, die geretteten Völker auf die verborgenen Triebräder der großen Zeitereigniſſe hinzulenken, ärgerte man ſich mit Recht über dieſe „Bequemung, auf vornehme Manier patriotiſch zu ſein.“ Grade in dieſer Zeit der Befreiung ſtudirte Göthe mit Abſicht, um ſich recht weit zu entfernen, das chineſiſche Reich, er gewann die perſiſche, arabiſche und indiſche Dichtung lieb und lieber, und unmittelbar darauf gab er im Poetiſchen der Nation, die des Handelns nicht gewohnt ſich an ihrer kurzen Anſtrengung gleich übermüdet hatte, das Signal, den Weg aus dem Vaterland nach dem Orient, aus den Segnungen der Freiheit zu den Früchten des Despotismus, aus der Freude an dem Thätigen in das Quietiſtiſche mit ihm zurück zu wandeln. Da man ſich doch, ſagte er, im Frieden einmal als Ohneſorge fühlen will, ſo war nach dem Lärm der Kriegs- und Siegslieder ein fremder Hauch willkommen, der abkühlend erfriſchte und zugleich uns der herrlichen Sonne, des reinen blauen Aethers genießen ließ. Eine Zeit lang hatte Göthe den Dichtungen des Hafis nichts abgewinnen können, erzählt er; als aber Hammer ſie in Einen Körper geſammelt gab, gewannen

ſie es über ihn, und erregten ſeine alte Neigung, Alles, was ihn irgend bewegte, dichteriſch und producirend zu bewältigen. Er fand es dringend nöthig, ſich vor der wirklichen Welt, die ſich ſelbſt offenbar und im Stillen bedroht habe, in eine ideale zu flüchten, und ſo drängte ſich Alles, was ſich in ſeinem Innern Homogenes mit den orientaliſchen Formen fand, in dieſe mit Heftigkeit ein. Der Gegenſatz gegen die kämpfende Außenwelt, die Abgeſchloſſenheit, in der er in die Tiefen drang, „wo die Menſchen noch von Gott Erdenſprachen und Himmelslehren empfingen", der ganze Quietismus des Alters ſpricht ſich vortrefflich in jener körperloſen, nebelhaften und unfaßlichen Lyrik aus, die er mit der alten Virtuoſität an das orientaliſche Original zu accomodiren wußte, die uns aber einen ganz andern Dichter zeigt, als den wir früher gewöhnt waren. Den Reiz der Sinnlichkeit, den nach Göthe keine Dichtung entbehren kann, entbehren dieſe Gedichte; die eigene Vorſchrift, daß man im Alter bei geſchwächter Sinnlichkeit am beſten Stoffe wähle, wo dieſe bereits im Stoffe liegt, befolgte er in dieſem Falle nicht. Vieles Lyriſche, was ſchon vor dem weſtöſtlichen Divan (1818) gemacht iſt, läßt ſtufenmäßig den Uebergang vom Klaren und Faßlichen zu dem Trüben und Ungreiflichen beobachten, das hier ſeine Spitze erreicht; das Epigramm wird Weiſſagung, Geheimniß und Räthſel; Reiſegedichte und Balladen, die plaſtiſchen Gattungen, werden abſtrus und myſteriös, und bedurften eine Erklärung des Dichters, die den Commentar der fremden Erklärer mit der freundlichſten Miene verſpottete, die ſich in die Falle hatten führen laſſen; die alten hellen helleniſchen Elemente weichen indiſchen Anklängen; in die Elegie, einſt voll reizender Anſchaulichkeit, geht ein ſeelenleeres Brüten und Vernünfteln ein; der lückenhafte Gang ſeines Liedes forderte früher immer die Phantaſie zu einem frohen Sprunge auf, der uns weiter förderte, hier ſtellt er uns vor räthſelhafte Tiefen, die uns ſtutzig machen und zum Anlauf nöthigen; wunderliche Sprachgrillen miſchen ſich dazwiſchen: oft wird der widerſtrebende Stoff kühn manipulirt, oft fühlt man einen Zwang, wie wenn ein Greis von diplomatiſcher Autorität ſich körperlich zuſammenrafft, um ſich aufrecht in würdiger Poſitur zu halten. Jene Stoffe im Divan laſſen oft auf den ſtudirenden Dichter blicken, den auch ein wiſſenſchaftliches Intereſſe an den Orient feſſelte und der die Erläuterungen geſchrieben; jene formelle Zierlichkeit ohne

einen genügenden ſtoffartigen Widerhalt auf den ſpielenden Weiſen, der die Sprache der Perſer nicht mehr lernen konnte, aber ihre Schriftzüge nachmalte; und wenn man Einmal mit Rückert die vollkommene orientaliſche Metamorphoſe des bejahrten Dichters bewundern muß, ſo fühlt man ein andermal doch auch, daß er ſich über den Werth jener Dichtermanier nicht täuſcht, bei der „das derbſte Gedicht, ehe man ſichs verſieht, wie ein Luftballon vor lauter rationellem und ſpirituellem Gas, womit es ſich anfüllt, aus den Händen und in alle Lüfte geht.“

Der weſtöſtliche Divan machte in unſerer Lyrik Epoche. Sie ließ auf dieß Beiſpiel plötzlich ihren letzten kriegeriſchen, materiellen, präſenten Charakter fallen; Rückert und Platen gingen in ihren öſtlichen Roſen und Ghaſelen ſogleich in der Spur des deutſchen Hafis, in vieler Andrer Dichter einzelnen Liedern erſcholl Bülbüls Geſang, ein nochmals geſteigertes formelles Prinzip, das der Romantiker überbietend, durchdrang die lyriſche Kunſt, und auf den Charakter, den ſie vielfach durch dieſe Wendung nahm, wendet ſich am beſten das Witzwort Jean Pauls auf die Dichtung der Romantiker an, daß in ihr die Endreime die organiſchen Kügelchen und den poetiſchen Froſchlaich bildeten. Es muß doch tief in dem deutſchen Charakter gelegen ſein, dem handelnden und wirkenden Leben den Rücken zu wenden und der Beſchaulichkeit nachzuhängen, da es zweimal in den Hauptperioden unſerer Dichtung geſchehen konnte, in den Zeiten der Kreuzzüge, und nach den Freiheitskriegen, daß wir uns unmittelbar in oder nach den Jahren der Kämpfe, und großer, begeiſternder Kämpfe, mit unſerm poetiſchen Geſchmacke grade dahin flüchteten, wohin von allem Lärm einer ſolchen Zeit nichts dringen konnte. Wie wunderbar ſeltſam erſcheint jener zarte Minnegeſang in den Zeiten der ritterlichen Kriegsluſt! und wie eigenthümlich entſpricht dieſem Verhältniſſe die deutſche Lyrik romaniſcher und orientaliſcher Farbe in dieſen Zeiten, die das Mittelalter wieder nachbildeten! Fr. Rückert kann in vieler Hinſicht als der Vertreter der Lyrik romantiſcher Periode gelten, als Repräſentant des neuen Minnegeſangs. Und Er, der am kräftigſten jenen Kriegsgeſang hatte mit anſtimmen helfen, der ſeinen Mitſängern ſo ernſt zugerufen hatte, ſie misbrauchten ihr Amt, wenn ſie das ſchlafende Volk noch mehr in eitle Traumgeſichte wiegten, wie ſchnell verließ er dieſe ſeine weltliche Laufbahn gleich jenen ritter-

lichen Dichtern, wandte den Blick in ſich, trachtete mit ſeinem Lied ſein eignes Daſein zu verſöhnen, und verſchmähte, ein Sänger der Helden und Weltvernichter zu ſein. Er, der jenes ſchöne Ideal eines deutſchen Volkes und eines Sängergeſchlechts aufſtellte, das dieſem Volke ſingen, und nicht Heiligen= und Ritterbilder ſchnitzeln, nicht gereizte Nerven überreizen, und zum Kitzel, zur Zerſtreuung der Müßiggänger ein ekles Spiel treiben würde, Er grade ſteht mit ſeiner unvergleichlichen Sprachgewandtheit auf der höchſten und gefährlichen Spitze jener univerſalen Ueberſetzungskunſt, jenes Geſchicks alle Formen aller Dichtungen anzueignen, er iſt der kühnſte aller jener Apoſtel, die die Völker aller Zungen in das heimiſche Haus geführt haben und „bei dem Weltgeſpräche, das da beim Schmaus erklingt" darf er das große Wort führen. Er, dem ſeine vaterländiſche Geſinnung im Verband mit ſeiner Herrſchaft über die Sprache ein treffliches Talent zum ſcharfen Satiriker gegeben hätte, er weihte ſein dichteriſches Leben ganz wie jene Nachtigallen des Mittelalters, der Liebe, dem Geſang, dem Frühlingsſchauen, und in ſeinem Dichternamen rückt ſich mit der Zeit der Accent von Freimund auf Reimar über; wenn Einer jener Sänger jetzt lebendig würde, er könnte ſein Lied kaum anders moduliren als Rückert that; er würde bei ihm ſeine kunſtreich verſchlungenen Maße und Reime neben all ſeiner Leichtigkeit wiederfinden, und jenes luftige Schaukeln des Schmetterlings auf den Blumen der Rede, jenen Uebergang von weltlicher Liebe zur himmliſchen, vom Occident zum Orient. Ganz wie bei jenen Sängern zweifelt man, ob Kopf ob Herz den mehreren Antheil an ſeinen Gedichten habe; oft iſt der Hauptreiz die glücklich bezwungne Form, kecke Reimflechtungen ſpannen und die glückliche harmoniſche Hinausführung wirkt — wenn man das widerſprechendſte ſagen darf — wie ein muſikaliſches Epigramm. Mehr als die Empfindungsſtärke wirkt die Kraft in Sinnbildern, im ſymboliſirenden Scharfſinn und Witz; wie bei einem Walther iſt nicht das Lied, ſondern der Spruch, das didaktiſche Gedicht das preisvollſte in Rückerts Werken, denn jeden ſchwierigſten Gedankeninhalt bändigt er mit leichtem und ſicherm Griffe. Ganz finden ſich bei ihm die Klagen jener alten Sänger wieder über die verfallene Kunſt, das Abwenden von den Menſchen, um für ſich allein und wenige Freunde einſam zu ſingen, der Gram über die Ungunſt der Zeit, der Scrupel, ob in ihr, ob in dem Mangel des Ver=

mögens in dem Dichter die Urſache gelegen ſei, daß dem ſo red⸗lichen und herzlichen Beginnen nicht das glückliche und offene Ge⸗deihen folge, wie bei den Dichtern der guten, noch ſo nahen Vorzeit. Er fühlte ſich zu Zeiten einen großen Dichter, wie es Platen ruhm⸗rediger that, dann beginnt er ſich der Poeſie zu ſchämen; Leiden⸗ſchaft, Natur, Kenntniß und Sprache, das wußte er ſelbſt, waren ihm gegeben, warum ſollte er ſich nicht zu den wahren Dichtern zählen? aber gleich darauf dünkt ihm ſelber wieder, er ſchreibe Verſe aus matter Bruſt, und es fehlt ihm zu Allem Luſt und Liebe. Er zweifelt, ob ſeine nebeneinandergereihten Perlen einen Dichter machten, hätte er ſie in Einem Gebilde vereinigen können, meinte er, ſo wäre der zerſplitterte Dichter ein Ganzer geworden. Wer dieſe und ähnliche Stellen im Zuſammenhange lieſt und den Hauch des Unmuths, der ſie deckt, unmittelbar in einer nachempfindenden Seele empfängt, der fühlt mehr, als irgend eine Einſicht begreif⸗lich machen kann, wie durch die Ermüdung einer Kraft in dem Ganzen der Nation dem Einzelnen auch bei noch ſo großen Gaben die Quelle der Nahrung abgeſchnitten wird. Dieſe Klagen hallen bei Chamiſſo, bei Platen, bei Heine, bei ſo zahlloſen Andern immer wieder, ſie alle ſingen dieſen Einen Kanon von der ſchweren Noth der Zeit immer wieder; der Geiſt der „ernſtgewordenen Zeit, die die Luſt am Saitenſpiele verloren hat“, geht kalt daran vorüber. Die treumeinenden Sänger murren, daß ſie tauben Ohren ſingen, aber auch jener wandelnde Geiſt hat das Recht derſelben Klage. Seine Stimme ruft dem Achtſamen vernehmliche Mahnungen zu, und wer ſie hört, für den hat ſie lockende Gewalt; aber wenn wir uns ewig mit unſerm Geſange das eigne Ohr betäuben, wie ſollen wir ſie je vernehmen? Der alte Göthe, den ſchon ſein Alter taub machen durfte, ſchien dieſe Stimme wohl zu hören; er beſchämte die jungen Sinne mit ſeinen alten; er rief in den zahmen Xenien dem Dichtergeſchlechte ſeine Ermahnungen deutlich genug zu, den geherbſteten Acker der Dichtung eine Weile liegen zu laſſen. Er ſelber wandte ſich grade jetzt (um 1820) von der deutſchen Litera⸗tur mehr ab, er legte die Dichtungen ſeiner jungen Freunde un⸗geleſen bei Seite, und achtete auf die Symptome der Weltliteratur. Er ließ die ſerbiſche und griechiſche und indiſche Dichtung auf ſich wirken, er gefiel ſich in den Influenzen deutſcher Dichtung in dem Nachbarlande, wo ſie einen friſchen Boden erhielt. Nun fand er

alles Große und Bedeutende in der franzöſiſchen Schule, der er ein Aehnliches ward, was früher Shakſpeare den deutſchen Dichtern in ſeiner Jugendzeit. Nun ſtellte er Einzelnes von Walter Scott unter das Beſte, was je in der Welt geſchrieben ward. Nun hoffte er von den Tragödien des guten Manzoni einen weltgeſchichtlichen Eindruck. Voltaire's Conventionsgröße, Geiſt, Klarheit und Anmuth fing er an neben Byron, dem Repräſentanten der neuern „Literatur der Verzweiflung“ zu preiſen. Ihm, ſagte er, ſei nichts als die Hypochondrie und das Negative (d. h. Alles) im Wege geweſen, ſo groß wie Shakſpeare und die Alten zu werden; er muthete England zu, ihn zu ſeinen größten Namen zu ſtellen, und nannte den Ruhm, zu dem er ſein Vaterland erhebe, ſtaunenswürdig, und in ſeiner Herrlichkeit grenzenlos, und in ſeinen Folgen unberechenbar!! Wer Göthes frühere und ſonſtige Urtheile über dieſe Dichter und ihre Tendenzen kennt, und wer überhaupt mit ſeiner geſunden, planen Denkart vertraut iſt, der fühlt hier durch, daß außer der Eitelkeit und der Freude an den Huldigungen der Fremde in dieſe faſt ſchadenfrohe Verehrung auch einige ausdrückliche Abneigung gegen die heimiſchen Dichter mit einſpielt, die jene abgeleiteten Quellen deutſcher Dichtung wieder in die eigene Gemarkung zurückleiteten.

Was Göthe ſelbſt noch in dem letzten Jahrzehnt ſeines Lebens, ſeiner orphiſchen Periode ſchrieb und hinterließ, hat im Grunde nur pſychologiſche Merkwürdigkeit als Werke eines Dichters, der ſein Leben und ſeine Productionskraft bis zu einem ungewöhnlichen Alter erhielt. Die Geſchichte von Göthes Greiſenalter iſt ſo vollkommen und ſo natürlich, wie ſein Jugendleben und darf von dem einſichtigen Phyſiologen, der ſich ſo wenig wie Göthe ſelbſt über die Abnahme und den Rückgang dieſer Altersſtufe täuſcht, als normal betrachtet werden. Es zeigt einen merkwürdigen Uebergang von der Vielheit und Mannichfaltigkeit eines überreichen Lebens zur Einheit in ſich ſelbſt, vom Sinnlichen zum Ueberſinnlichen, von Unruhe zum Frieden. Er hatte ſonſt alle Rollen geſpielt, alle Töne in ſeinen Dichtungen angeſtimmt, alle Verhältniſſe umfaßt, jetzt iſt er ein ſtets Unwandelbarer geworden und ſich ſelber gleich; der ſonſt ſo heftige und von ſtürmiſchen Leidenſchaften bewegte iſt nun ganz Ruhe von innen und außen. Einſt hatte er aller Convention einen vernichtenden Krieg erklärt, jetzt ward er ihr Vertheidiger; er hatte

jede Hemmung freiern Aufſchwungs ſchonungslos angegriffen, nun unterdrückte er polizeilich allen Muthwillen und Verwogenheit; er hatte einſt der Beſcheidenheit als einer blos ſocialen Tugend einen limitirten Werth zugeſchrieben, jetzt nannte er die Unbeſcheidenheit mit dem Wahnſinne verſchwiſtert. Er, der in ſeiner Jugend die heterogenſten Menſchen als Freunde ertragen, ja geliebt hatte, er ſtatuirte jetzt im Alter, das zur Befeſtigung des Zuſtandes gegeben ſei, eine Kluft unter den Menſchen und ihren Meinungen, die unüberſchreitbar wäre; er erklärte ſich gegen alles Controvertiren, da wir uns doch gegen Alles wehrten, was ſich nicht unſerm übrigen Weſen anſchließe. Nur wenn man ihn in ſeinem quietiſtiſchen Refugium unfriedlich ſtörte, wenn ſich ihm die Vulcaniſten und Newtonianer nahe drängten, wenn die Puſtkuchen, die falſchen Kutten und Frömmler ihn quälten, legte er ſeine Geduld augenblicklich ab und zog die Intoleranz an, die dem Alter eben ſo eigenthümlich iſt. Beides, ſeine Toleranz und Intoleranz, iſt oft gleich peinlich. Wenn er ſich in den Wanderjahren den ſchlechten Angewöhnungen des „lieben Publikums" accomodirt, wenn er ſeine Freunde die mittelmäßigen Tagsproducte der Literatur in ſeiner Zeitſchrift preiſen läßt, ſo iſt dieß eben ſo widerwärtig als in ſeinen Briefen die ungerechten Ausfälle auf die Nation. Er rechnete ihr es nicht an, daß ſie ihm und ſeinem Beiſpiele mit ganzer Hingebung gefolgt war, daß ſie ſich über das Tolle und Anſtößige, das Formloſe und Fragmentariſche in vielen ſeiner Schriften weggeſetzt hatte, daß ſie nur das Schöne und Wahre verehren lernte, daß ſie die franzöſiſche Steifheit, die italieniſche Weiche, die engliſche Härte und Bizarrerie in ihrem Geſchmacke tilgte, und daß er im Alter der Ueberlebung im 86. Jahre ſagen durfte, was nicht viele Menſchen außer ihm: daß er ſeinen Ruhm nicht überlebt, ſondern ſtets mehr erlebt habe. Aber eben dieſes Unmaß der Vergötterung verdarb ihn: er war zuletzt nur auf ſolche Freunde und Vertraute zurückgezogen, die nie einen Widerſpruch wagten; von den Mitſtrebenden der erſten Periode, einer Reihe feindlicher Geiſter, bis zu Schiller, der auf anderm Wege mit ihm zu gleichem Ziele ging, und von dieſem wieder zu den Zelter, Eckermann und all den Freunden, die ſein ganzes Thun und Treiben ſtets „bejahten", iſt ein ſteter Rückgang zu immer größerem Frieden des Umgangs, wenn er auch mit deſſen

wachſender Unbedeutendheit wäre erkauft geweſen. Erſetzte ihm ja doch jene neue Tiefe der Betrachtungsweiſe in ſich, was in dem betrachteten Objecte fehlte, jene Bedeutſamkeit und pathetiſche Weisheit, mit der er nun jede elendeſte Sache anſah und beſchaute, mußte ihm die Leere des Inhalts vergüten. Er machte es ſich jetzt zum Grundſatze, dem nil admirari der Alten lebhaft zu widerſprechen; er ärgerte ſich an dieſer Athaumaſie; er bewunderte nun vielmehr Alles, fand Alles „bedeutend, wunderſam, incalculabel“; das Erſtaunen, ſagte er, ſei das Höchſte, wohin es der Menſch bringen könne! Seitdem war ihm jede Medaille, die man ihm ſchenkte, und jeder Granitſtein, den er verſchenkte, ein Gegenſtand von höchſter Wichtigkeit; und als er Steinſalz bohrte, das Friedrich der Große nicht hatte auffinden können, ſah er ich weiß nicht welche Wunder dabei und ſchickte ſeinem Zelter eine ſymboliſche Meſſerſpitze voll davon nach Berlin. Von den Gegenſtänden ging dieß auf Perſonen über: er fand etwas „Prometheiſches“ in ſeinem muſikaliſchen Freunde, einer Perſönlichkeit, an der nicht einmal die „urbane Ironie“ anzubringen war, die, nach Zelters treffender Bemerkung ſelbſt, Göthes Umgang mit manchen heterogenen Naturen charakteriſirt. In derſelben Weiſe trieb er es auch in ſeinen letzten Dichtungen. Er ſuchte immer mehr die größte Bedeutſamkeit im kleinſten Raume; er ſchien ſich etwas Großes in dem Kunſtſtücke zu denken, daß er ſeine Proſerpina zum Träger von Allem gemacht habe, was die neuere Zeit an Kunſtſtücken gefunden und begünſtigt hatte, heroiſche landſchaftliche Decorationen, geſteigerte Declamation, hamiltoniſch-händelſche Gebärden, Kleiderverwechslung, Mantelſpiel und ein Tableau zum Schluß. In den Wanderjahren, die er doch eben ſo ſehr aus äußerer Veranlaſſung, als aus innerer Nothwendigkeit, aus Grille ſo ſehr wie aus Ueberzeugung zuſammenſtellte, fühlte und dachte er jede Zeile, und hoffte nur auf deren nähere Betrachtung; jene „Novelle“, vor der ihn 30 Jahre früher Schiller und Humboldt gewarnt hatten, ſollte ihm ganz vom Herzen abgelöſt ſein; er ſpricht von dieſer unſäglich geringfügigen Production wie von einem großen wichtigen Werke; ob darin der agirende Löwe an einer gewiſſen Stelle brüllen ſollte oder nicht, war ihm eine Frage von Bedeutung, die tagelang erörtert wurde! Je weiter man in den Wanderjahren liest, je mehr man ſich in dem zuletzt Geſchriebenen bewegt,

deſto häufiger macht man die Bemerkung, wie die lebenvollen Augen des Alten die Ermüdung überfällt, und wie recht er ſagte, daß man in zunehmenden Jahren zu thun habe[1], ſich ſo klug zu erhalten, als man früher geweſen iſt; ſein Pinſel wagt nicht mehr zu ſchildern, was die Sache verlangt, ſeine Erzählung wird ſogar hier und da ganz ſchematiſtiſch. Weder die Novellen an ſich haben irgend einen bedeutenden Werth, noch auch der Faden, der um ſie geſchlungen iſt, noch die quietiſtiſche Tendenz, die wir oben jene Freunde ſo rühmen hörten, die den geſtorbenen Dichter am liebſten in der Geſtalt unter ſich wandeln ſehen, in der er die Erde verlaſſen hat. Göthe ſelbſt wußte recht gut, wie vieles unter ſeinen ſpäteren Producten Altersſchwäche erzeugte, wie vieles Reſultat des ſtill einſamen Denkens des Greiſen war, das beſſer „ungeſchrieben geblieben wäre"; Er wollte nicht „ſibylliniſch im Alter mit ſeinem Geſichte prahlen, das ſie je mehr es ihm an Fülle gebrach deſto öfter malen wollten;" er ſah dem Treiben ſeiner Bewunderer, wie oft er ſich von ihnen ſchmeicheln laſſen mochte, auch wieder mitleidig zu, und zuckte die Achſeln, wenn ſie „ſo manch verſtändliches Wort misverſtanden und manchem unverſtändigen Sinn liehen, wenn ſie ihn ſchalten wo er Recht hatte, und ihn gelten ließen wo er dumm war." Das Publikum, das jetzt grade im vollen Zuge des Enthuſiasmus war, verſtand nicht zu ſcheiden zwiſchen dem Werthe deſſen, was der Strebende und Ringende einſt geleiſtet hatte und geweſen war und worauf er ſelber allen Werth legte [79]), und deſſen, was die letzte Frucht eines vereinſamten Geiſtes war, der ſich vom Leben ſchied und auf das weltliche Wirken reſignirte, der in Gemüthsruhe die vollendete Bahn überblickte und mit ſich ſelber Rechnung hielt, ohne weiter auf irgend eine Autorpflicht zu achten, die den ruhmbedürftigen Jüngling ſchon die Klugheit lehrt. Er ließ ſich gemächlich gehen, und hielt in ſeiner Erzählung in den Wanderjahren unbekümmert zurück, was ihm nicht mehr erreichbar ſchien; ein eigner Mährchenſtyl und ein Anklang an den Erzählton der Amme bezeichnet ſchon hier den Vortrag des Greiſen, der ſich in keiner

---

79) Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben,
der täglich ſie erobern muß.

Weiſe mehr aufregen mag. In den Briefen an Zelter ſteigert ſich jene abſtruſe Redeweiſe, die ihm ſelbſt auffällt, die Räthſelhaftigkeit, Gezwungenheit und Undeutlichkeit, die er deſto mehr ſeinen Worten gibt, je mehr er ſich ſelber deutlich ſcheint. Alles iſt hier charakteriſtiſch: die ganze Euphemiſtik ſeines Styls, die Lieblingsausdrücke ſeiner Rede, daß er ſich ergeht, wenn er etwas erörtert, daß er meldet, wenn er ſchreibt, daß er weſet und nicht iſt oder lebt, und jene Uebergangsformel der Behaglichkeit Und ſo, und der Talisman und ſo fortan, den er jedem ſeiner Briefe anhängt. Im zweiten Theile des Fauſt ſind in den ſpät geſchriebenen Stellen dieſe Eigenheiten ebenſo zu Hauſe. Die ſuperlative Form des Adverbiums, das Gewicht, das auf einzelne neu erfundene Worte gelegt wird, Alles geht ſchon im Style auf jene Bedeutſamkeit aus, auf die die ganze Compoſition, des Dichters Vermächtniß, berechnet iſt. Er ſtreute in dieſes Werk, das mit 20 Jahren concipirt und mit 82 vollendet ward, ſeine phyſiſchen, ſittlichen und äſthetiſchen Myſterien hinein; es ſollte ſich, was früher nur phantasmagoriſch hineingeſchoben war, nun in vernunftmäßiger Folge erweiſen; Alles ſollte ein offenbares Räthſel bleiben, und als ſolches den Menſchen zu ſchaffen machen, und „ſelbſt einem guten Kopfe genug zu thun geben, wenn er ſich zum Herren von Allem machen wolle, was da hineingeheimniſſet iſt.“ Wir ſcheuten es doch nicht, unſre Zähne an dieſen Räthſeln zu verſuchen, die uns mit ſo deutlichen Worten zum Schaden unſerer Zähne geboten waren. Wir unſererſeits wollen uns nur an das Offenbare des Räthſels halten. Der Dichter allegoriſirt ſeinen Lebenslauf, und die Metamorphoſen ſeiner Bildung und ſeiner Dichtung, von der Zeit an, wo er ſelbſt aus den Zuſtänden herausgetreten war, in denen ſein romantiſcher Held im erſten Theile der Hauptdichtung befangen erſcheint. In die Tiefen der Natur hinabgetaucht iſt der Dichter zu den Urbildern der Dinge gedrungen, und hat das Ideal gefunden, die Wohlgeſtalt, die ihn einſt im Zauberſpiegel beglückte, die aber nur ein Schaumbild des jetzt wahrhaft geſchauten Schönen war. Noch verdunſtet ſie, da er ſie ergreifen will; und jener Rivale des alten Führers, der es mit ſeiner Tendenz zum Schönen und Thätigen über dieſen gewinnt, das überraſchende Geſchöpf des pedantiſchen Studiums und eines mechaniſchen Zeugungsprozeſſes, führt den Betäubten

aus den nordweſtlichen Regionen, wo Mephiſtopheles' Luftrevier iſt, zu den ſüdöſtlichen; ſo wie er auf griechiſchem Boden angelangt iſt, durchglüht ihn neuer Geiſt und er ſteht ein Antäus an Gemüthe. Dieß Alles wird man ſich leicht deuten, wenn man aus Göthes italieniſcher Reiſe den Prozeß ſeiner Läuterung kennt, wie ihm Naturſtudien die Kunſt erſchließen und die trocknen, ſonſt verachteten Studien des Alterthums ihm die Wiege ächter Menſchheit und den Quell aller wahren Dichtung eröffnen; was dabei zu ſeiner Mythe von den Müttern ſeine heimlichen Theorien einer phyſikaliſchen Unſterblichkeit, zu der Belebung des Homunculus ſeine neptuniſtiſchen Bekenntniſſe hinzugeſteuert haben, laſſen wir bei Seite. Die Vermählung Fauſts mit Helena, der dritte Akt, macht großentheils, weil er noch in der guten Zeit des helleniſirten Dichters entworfen und im prachtvollſten Styl der äſchyliſchen Tragödie im Anfange gehalten iſt, einen großen Abſtich gegen das Vorhergehende und Nachfolgende, auch in der Allegorie und Compoſition, die faſt überall ſonſt albern und ſchwach iſt, was man ſich am wenigſten dann verhehlen darf, wenn einem etwa eine nothdürftige Auslegung geglückt iſt. Die Verbindung des romantiſchen Dichters mit der Antike wird gefeiert, denn wo Natur in reinem Kreiſe waltet, ergreifen ſich alle Welten; des idylliſchen Glücks ihrer Vereinigung freuen ſie ſich abgeſondert von der Welt. (Auch hier iſt die Beziehung auf Griechenlands Wiedererweckung und im Euphorion auf Byron acceſſoriſch.) Die Frucht dieſes Bundes iſt der hohen Ahnen und großen Kraft nicht werth, die ſie zum Erdenglück gebar. Es iſt die romantiſch-helleniſche Poeſie, die auf Göthen folgt; ein Genius ohne Flügel, ein überlebendiger Gaukler, muthwillig, ohne Mäßigung, dem die Eltern und ihr holder Bund nichts gelten; er fliegt auf mit Icarus Loos, in Jugendblüthe entrafft, Herrliches wollend, was ihm nicht gelang: mit ſeinen Exuvien marktet Mephiſtopheles: denn hier bleibe genug, (dieß geht ſpeciell auf Byron) um Poeten einzuweihen, und wenn nicht Talent zu geben, doch das Kleid zu borgen. Im 4ten Akte wird die Lage des Dichters der Revolution und Reſtauration gegenüber angedeutet (auch hier unterläßt Göthe nicht ſeine Stiche auf die Geſpenſter in mittelaltrigen Rüſtungen, die dießmal wenigſtens einen Effect gemacht hätten); und im 5ten Akte wird auch ſein Verhältniß zur Weltliteratur

berührt, und der Unmuth, den ihm die Geſellen ſeines Begleiters zu Hauſe bereiten. Die Allegorie wird hier dürftig und matt. Was den Helden zuletzt rettet, iſt die chriſtliche Gnade von oben und ſeine Strebſamkeit und Richtung zum Thätigen; das Letzte, wiſſen wir, berührt wieder den Grund=Satz der Göthiſchen Lebensphiloſophie. Abgeſchieden wie dieſer zweite Theil des Fauſt von dem frühern iſt, kann er nicht deſſen Wirkungen theilen; er wird beſeitigt bleiben wie Miltons wiedergewonnenes Paradies und Klopſtocks erzwungene Dramen. Die Entſtehung, die Art, die Deutung dieſes Gedichts hat das Widerliche für uns, was Dante's und Taſſo's Commentare zu ihren eignen Dichtungen. Das aber iſt auch in dieſem letzten Werke des Dichters ein merkwürdiges Zeugniß von ſeiner Naturvertrautheit, daß er, wie er einſt in unmündiger Jugend mit jener vagen Gattung des Mährchens inſtinctmäßig begonnen hatte, ſo nun in dem Alter, wo das Dichtervermögen nothwendig ſich abſchwächt, auf die Gattung fiel, die nur den weſentlichſten Lebenspunkt der Poeſie noch in ſich hat, Bild ſtatt Sache zu ſetzen, auf die Allegorie, die wir eine chaotiſche Unform und embryoniſche Geſtalt nannten, die Wiege und Grab der Dichtung zugleich iſt.

Der Rückblick, den Göthe im Fauſt des zweiten Theiles auf ſein Leben und Wirken wirft, lehrt uns nichts Neues und Beſonderes über ſeinen Bildungsgang, noch über die Art und Weiſe wie er ſelbſt ihn betrachtete; auch von dieſer Seite hat das Gedicht für den Literarhiſtoriker wenig Werth. Deſto unſchätzbarer iſt ihm ein anderes Vermächtniß, das Göthe in den 20er Jahren für ihn niederſchrieb, oder vielmehr, das er für die nachzügelnden Dichter als Rath und Warnung hinterließ, und das faſt ohne Ausnahme auf die ſpäteren und jüngeren unter dieſen noch beſſer paßte als auf die älteren, die Göthe zunächſt im Auge gehabt hat. Wir meinen die zahmen Xenien, deren Inhalt ſpäter durch die Eckermannſchen Geſpräche auf Weg und Steg verſtärkt und erweitert ward. Mit Beifall und ſtiller Freude wird jeder wahre Verehrer des großen Mannes dieſe Aeußerungen über die Misſtände einer übelwuchernden Literatur leſen, denn ſie zeugen von dem klaren Sinne, den der lebensweiſe Dichter bis in das höchſte Alter feſthielt, wo er ein beſtimmtes äußeres Object vor ſich hatte. Wir ſchließen unſer Werk mit der wortgetreuen Angabe der Meinung

dieſer Sätze, und glauben damit, wie die Lage der Zeit iſt, einen beſſern Dienſt zu thun, als wenn wir unſere geſchichtliche Betrachtung über die neueſte Dichtung bis zu dem Momente ausdehnten, wo wir die Feder niederlegen. Wir laſſen darüber, wie jeder Hiſtoriker am beſten thut, die Zeit zuerſt reden. Wenn es übrigens auch möglich wäre, jetzt ſchon dieſe Geſchichte zu ſchreiben, ſo würde uns doch ſelbſt dann dieſelbe Rückſicht bedenklich machen, die auch Göthen abhielt, ſich beſtimmter über dieſen Gegenſtand auszulaſſen. Dieſe neueſte Literatur näher zu beurtheilen, würde mehr Zeit und Hingebung fordern, als ſie werth iſt; und die Stimme des Beurtheilers würde doch nur „unter tauſenden für Eine gelten, und keine Wirkung hervorbringen. Würde der junge Dichter freundlich darein ſehen, wenn man ihm Beſchränkung zumuthete? Würde das Publikum zufrieden ſein, wenn man ſein augenblickliches Entzücken und Verwerfen zur Mäßigung riefe? Beſſer iſt es, die Zeit gewähren zu laſſen, denn die allgemeine Cultur ſteht ſo hoch, daß eine Sonderung des Aechten und Falſchen wohl von ihr zu erwarten iſt.“ Selbſt von einer Autorität wie Göthe, in deſſen faſt unbedingter Verehrung die geſammte dichteriſche Jugend von jenen Tagen bis heute verharrte, würde eine offene Aeußerung unendlich viel mehr Verbitterung als Verbeſſerung bewirkt haben. Indeſſen wäre es vielleicht beſſer geweſen, die ungelehrige Nachfolgerſchaft zu verbittern durch ſpezielle und directe Erklärungen über Namen und Sachen, als daß man ihr hinter Vagem und Allgemeinem die Schlupfwinkel frei ließ, die Eitelkeit und Dünkel ſich ohnehin ſo geſchickt zu ſuchen wiſſen. Leider haben die Menſchen Alle ſo viel Anlage, das gute Beiſpiel ſelbſt eines geliebten Meiſters nicht zu achten, und das Unangenehme nicht zu hören, was ihnen eine ſonſt angenehme Autorität ſagt. Das hatte Göthe ja ſelbſt zu belachen, daß die holden jungen Geiſter, alle von Einem Schlag, ihn ihren Meiſter nannten, aber alle ihrer Naſe nach gingen. Er wollte dieſem Geſchlechte gegenüber, in dem er wie Jeder thut, Talente anerkennen, ihren Misbrauch aber tadeln mußte, weder verheimlichen, daß er ſie verachtete und „verfluchte“, noch auch fand er es der Mühe werth, ihnen frank und frei zu ſagen, wie er's mit ihnen meinte. In dieſem Zwieſpalte, in einem Muthwillen, der doch nicht directe Polemik werden ſollte, ſchrieb er jene Gnomen und Epigramme, deren

Sinn für jeden deutlich wird, „in dem der Gedanke trächtig iſt;“ die negirende Laune ſpricht halb ſchweigſam halb in Räthſeln, oft nur um ſo pikanter [80]). Von Mismuth und Verſtimmung, von Parthei und Ungerechtigkeit in dieſen Sprüchen wie in jenen behaglichen Reden bei Eckermann iſt keine Spur; die ſchönen Wahrheiten, die er ſagt, ſind daher um ſo unverdächtiger. An zwei Dingen erkannte Göthe vorzugsweiſe den Rückgang unſerer Dichtungsepoche und ihre Auflöſung, ſo wie die Improductivität der Dichter: an der Ausbildung des Techniſchen, und an der Richtung nach dem Subjectiven. Beides bewies ihm in den zahlreichen Dichtern nur ein Unvermögen, das durch die Höhe der Literatur zur Productivität angereizt worden; ſie ſchienen ihm theils erkünſtelte, theils forcirte Talente, die ſich dort mühen und zwängen und zu nichts kommen, hier überhaupt keine Energie anwenden, um etwas aus ſich zu machen. Sie glauben vielmehr, ihr Talent, wenn ſie es wirklich beſitzen, zu verlieren, wenn ſie ſich um Kenntniſſe bemühen und ſich ſelber Geſetze ſchreiben ſollen, obgleich doch jedes Talent ſich durch Kenntniſſe nähren muß und dadurch erſt zum Gebrauche ſeiner Kräfte gelangt. Sie wollen nichts werden, ſie wollen jeder gleich etwas ſein. Sie meinen es alle hübſch und gut, aber ſie wollen nichts lernen; ſie verſäumen ſich mehr Gehalt zu geben, da doch poetiſcher Gehalt nur Gehalt des eignen Lebens iſt; ſie überſehen, daß nur der angehende Künſtler geboren wird, nicht der vollendete, und daß der, der von dem Ausgebildeten nichts ſich aneignen will, im falſchen Begriffe von Originalität hinter ſich ſelbſt zurückbleiben muß. Es will ſich jeder nur bemerklich machen; wie Niemand im Staate leben und genießen, ſondern Jeder regieren will, ſo will auch in der Kunſt ſich Niemand des Hervorgebrachten erfreuen, ſondern ſeinerſeits wieder ſelbſt produciren. Und weil es doch ſchwer iſt, ein Großes hervorzubringen, ſo iſt ihnen das Große unbequem, ſie haben keine Ader, es zu verehren, ſie verwiſchen die Unterſchiede und gefallen

80) Mephiſto ſcheint ganz nah zu ſein;
es däucht mich faſt, er ſieht mit ein.
In manchen wunderlichen Stunden,
hat er ſich ſelbſt das Maul verbunden,
doch blickt er über die Binde her,
als ob er ein doppelter Teufel wär.

ſich am Mittelmäßigen, welches das behagliche Gefühl gibt, als wenn man mit ſeines Gleichen umgehe. Etwas Scheinbares zu produciren, macht die Zeit ſelbſt ſo leicht: wir leben in einer Periode, wo die Cultur ſo verbreitet iſt, daß ſie ſich gleichſam der Atmoſphäre mitgetheilt hat, worin wir athmen; poetiſche und philoſophiſche Gedanken leben und regen ſich in uns, mit der Luft unſerer Umgebung ſaugen wir ſie ein. Aber eben dieſe Zeit macht es auch ſo ſchwer, etwas wahrhaft Gutes zu leiſten; ihre Forderungen ſind, eben weil ſie ſo leicht Bildung ſpendet, um ſo geſteigerter. Wer ſoll dieſer erhöhten Gegenwart, deren Charakter das Velociferiſche iſt, in ſchnellſter Bewegung genug thun? bis man von Allem Notiz nimmt in dieſen raſchen Umtrieben der Welt und des Wiſſens, verliert man ſich ſelbſt, und eine weiſe Beſchränkung innerhalb der Grenze ſeiner Fähigkeiten und Fertigkeiten iſt in einer ſolchen Zeit Jedem das gerathenſte; hier kann der geringſte Menſch complet ſein. Allein unter unſern jungen Talenten ſind die incompleten Menſchen weit die häufigeren, bei denen Sehnſucht und Streben mit ihrem Thun und Leiſten außer Verhältniß ſind. Der Literatur gegenüber, die den Geſichtskreis der Jugend mit großen Bildern füllt, ſchwellt ſich ihre Seele mit großen Intentionen, und jeder ſucht den Ruhm auf dem betretenen Pfade, den die letzten großen Männer der Nation gewandert ſind. Jeder fühlt ſich gedrungen, ſein Erkennen und Fühlen grade poetiſch mitzutheilen; ſie treten immer auf dieſen ſelben Fleck; ſie wollen Alles neu und wieder und anders thun, was ſchon gethan iſt; ſie kehren den Strumpf um und tragen ihn auf der linken Seite; ſie halten eine bereits gebrochene Pflanze in den Händen, die, wenn ſie nicht in neue belebende Elemente geſetzt wird, nothwendig welken muß. Daß hiermit im höheren Sinne wenig gethan iſt, wird aber den Jüngeren ſchwer und vielleicht unmöglich einzuſehen. Alles, was ſich in ihren Erzeugniſſen auf die Perſon bezieht, iſt gewöhnlich gelungen, manches in einem hohen Grade. Alles Allgemeine, das höchſte Weſen wie das Vaterland und die grenzenloſe Natur überraſcht uns in einzelnen lobwerthen Gedichten. Allein hierin liegt das Bedenkliche grade; Viele treten zuſammen in dieſer Wendung, ohne ſich zu fragen, ob ihr Ziel nicht allzufern im Blauen liege? Man bemerkt daher, daß das innere jugendliche Leben bald abnimmt, daß Trauer über

verſchwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlorenen, Sehnſucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mismuth, Invectiven gegen Hinderniſſe jeder Art, Kampf gegen Misgunſt, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt, und die heitere Geſellſchaft zerſtreut ſich in miſanthropiſche Eremiten! Der kranke Zug wollte dem Dichter nicht mehr gefallen, der ſelbſt die Laſt der Ungeſundheit ehedem abzuſchütteln hatte; er würde ihm ganz unerträglich ſein, wäre er nicht ſelbſt einſt unerträglich geweſen. Er fand ſich nicht gefördert durch jene noch ſo lobenswerthen Gedichte, die lebhafter Antheil, Laune und Leidenſchaft hervorgebracht hat, in denen der Haß das Genie ſupplirte; denn weiſe wägt der lateiniſche Spruch die Worte: **si natura negat, facit indignatio versum, sc. non facit poetam.** Die Heautontimorumenie dieſer Jünglinge, wenn er ſich ihnen auch gern genaht hätte, ſcheuchte den geordneten Geiſt von ihren Werken hinweg; ihm mishagten dieſe problematiſchen Naturen, die keiner Lage gewachſen ſind, und denen keine genug thut, die daher in den ungeheuren Widerſtreit gerathen, der das Leben ohne Genuß verzehrt. Wiederkäuend nagen ſie immer an ihrem eignen Schmerze, und tragen wie Atlaſſe die Schmerzen der Welt dazu; die zerriſſenen Herzen gelten bei ihnen für groß, und die großen ſcheinen ihnen ſtärker zu werden durch Zerriſſenheit. Ihr Geſchäft iſt wie das jener verzweifelten Literatur der franzöſiſchen Romantik, das Häßliche, Abſcheuliche, Grauſame, mit der ganzen Sippſchaft des Verworfenen ins Unmögliche zu überbieten. Wie ſollte der wahrhafte Dichter die Poeſie bei dieſen ſuchen, deren Neigung es iſt, immer in dieſen Dingen zu verkehren, die ſich ein Anderer gern aus dem Sinne ſchlägt? die einen Ruhm im Erliegen ſuchen, den Andere darin ſetzen, daß ſie die Welt und ihren Druck zu überwinden ſtreben? Er, der im aufgeregten Meere der Leidenſchaften und in ruhiger Fläche der Selbſtbefriedigung die Welt in ſich geſpiegelt ſah, er wußte, daß nur der klare Spiegel ihr ächtes und treues Bild gibt, daß der freſſende Gram des Prometheus und Fauſt nur eine kurze Periode des Jünglingsalters ergreifen, nicht die Jahre der Männlichkeit zernagen darf; ihm würde daher die Epoche jener poetiſchen Heautontimorumenie je länger deſto läſtiger geworden ſein; und in der That darf man ſich wundern, daß die ewige Wiederholung jener ſtarkgeiſtigen Selbſtpeinigungen ſeit nun ſchon 70 Jahren der

neuſüchtigen Welt noch nicht langweilig geworden iſt. Göthe ſuchte daher, müde der Künſte und des Unmuths, die junge Welt „von dem Vergangenen und Erſtorbenen auf ein Lebendiges hinzulenken;“ er wies uns „auf neue Felder, wo man auch mit Erfüllung von kleinen Forderungen noch etwas Großes leiſtet;“ er wollte nicht das „Ueberflüſſige befördert ſehen, wo noch ſo viel Nützliches zu thun iſt.“ Dem vielſeitigen Mann konnte nichts verloren ſcheinen, wenn man die Poeſie eine Weile feiern ließ, um andere Zweige des Lebens zu treiben; er war von der einſeitigen Ueberſchätzung derer frei, die in der Dichtung das Heil alles Lebens allein ſuchen, wie es einſt das Mittelalter in der Liebe geſucht hatte; er kannte Gutes und Böſes, was ſie gewährte und was ſie ſtiftete, und er ſprach das goldene Wort aus, daß die Muſe zwar das Leben gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten verſteht.

Er wußte freilich auch, wie ſchwer es ſei, dieſen Satz der enthuſiaſtiſchen Jugend begreiflich zu machen, die in der Dichtung die erſten großen Impulſe fürs Leben empfängt, und ihr ſo gern fürs Leben dafür dankbar bleibt. Nur einzelne Männer, die den Umfang des Lebens und des Geiſtes beſſer kannten, als daß ſie ihn mit der Dichtung einzig wollten ausgefüllt glauben, haben über die Sphäre der äſthetiſchen Ausbildung hinausgeblickt, ohne ihr darum fremd und für ſie unempfänglich zu ſein. Herder ſah ernſte Zeiten kommen, die es wünſchenswerth machten, daß wir nicht immer an dem alten Spielwerk der Künſte fortklöppelten; ſchon Forſter wandte der Sentimentalität, die nur in anderer Geſtalt und unter der Maske einer falſchen Energie in unſerer Dichtung fortdauert, den Rücken und es war ihm des Schreibens zu viel und des Handelns zu wenig; und auch Niebuhr hielt es für keinen Verluſt, als er die Ermüdung unſerer Literatur gewahrte und einen Aufſchwung des handelnden Lebens zu gewahren glaubte. Und in der That, wenn unſere poetiſche Literatur auch wirklich ſo ganz einzig, wenn ſie von einer ſo ungemeinen Energie in ihrer letzten Blüthezeit geweſen wäre, daß man ihr eine dauernde Triebkraft zutrauen dürfte, wäre es denn nur wünſchenswerth, daß man immer und immer den Einen Zweig impfte? Ein Nationalleben iſt nur dann wahrhaft im Gedeihen, wenn ſeine Richtungen mannichfaltig verzweigt ſind, wenn der Lebensſaft nicht all nach Einem Ziele geht, wenn nicht hier die Pflanze ſchießt,

während ſie dort verkümmert. Und verkümmert und verdorrt iſt wahrlich bei uns der Staat und Alles, was dem handelnden Leben, dem Mittelpunkt unſeres ganzen Daſeins, verwandt iſt, auf eine klägliche Weiſe, während die Dichtung und das Leben und Schwelgen in Phantaſien und Empfindungen zu einer enormen Fülle gediehen iſt. Aus allen Zonen führt uns Alles, was ein Talent hat, den Ueberfluß äſthetiſcher Reize zu, durch jeden neuen Erwerb wird die Habſucht entzündeter, und zugleich die Befriedigung geſchwächter, der Genuß ſtumpft ſich ab, der Stachel des Neuen, des Bizarren, des Verrückten ſogar genügt nicht mehr, den verwöhnten Gaumen zu kitzeln. Soll dieß die Dichtung wahrhaft fördern? Wir haben in unſerer deutſchen Geſchichte Ein Beiſpiel für Alle, das uns mit lauter Stimme beſchwört und warnt, im Verfolge auch des Trefflichſten und Schönſten mäßig zu ſein und die Größe irgend einer Bildung niemals im Luxus zu ſuchen. Welch eine ſegensvolle Zeit war jene Reformation, die nach Jahrhunderten der ſcholaſtiſchen und myſtiſchen Finſterniß unſern Religionsſinn läuterte, die uns in eine Bahn warf, deren Ziel das herrlichſte war, und deſſen Heiligkeit vor jeder Verirrung auf dieſem Pfade hätte ſchützen ſollen. Faſt drei Jahrhunderte beherrſchte dieſe religiöſe Richtung das deutſche Leben, gegen die keine politiſche Tendenz und ſpät erſt die poetiſche aufkommen konnte. Wäre die Nation von etwas raſcherem Blute geweſen, hätte die äſthetiſche Bildung der religiöſen ſchneller folgen können, ehe ſie in eine theologiſche ausartete, ehe die Misbräuche des Mechanismus, der Luxus des geiſtlichen Lebens, der Eigenſinn und die grenzenloſe Vornirtheit der Fachmänner das ganze Feld gewannen und den eigentlichen Gewinn jener Bewegung, fromme Einfalt und ächte Religioſität ganz Preis gaben, ſo wäre von der Nation unendliches Elend abgehalten und unſere Geſchichte vielleicht um zwei Jahrhunderte gefördert worden. Darüber wird kein Streit ſein. Aber noch viel weniger, wenn anders die Menſchen aus der Geſchichte lernen wollten, ſollte heute ein Zweifel darüber ſein können, daß unſere Poeſie ganz und völlig auf dem Wege begriffen iſt, auf dem damals die Religion ins Wüſte und Wilde gerieth. Denn ganz haben wir hier die Schwelgerei auch im poetiſchen Leben, ganz die Misbräuche des Mechanismus, ganz die nutzloſe Rivalität und die Gemeinheit und Rohheit der ſtreitenden

Sekten, und unter den Händen jener banauſiſchen Fachmänner, bei denen die Genialität und Originalität das Handwerkszeichen iſt, welches den Beruf ebenſo bethätigen und Kenntniß, Herz und Geiſt ebenſo erſetzen ſoll, wie einſt die Orthodoxie bei den Theologen: unter ihren Händen geht der ächte poetiſche Sinn und der reine Kunſttrieb ebenſo verloren, wie dort die Religion. Glücklich noch, daß im 17. Jahrh. eine ſchwere Zeit des Unglücks und der Schmach die Gemüther ernſter ſtimmte, die Geiſter belebte, die Menſchen aus der Schulſtube und ihrer Zänkerei herausriß, ſonſt wäre die Verſunkenheit des geiſtigen Lebens noch unendlich geſteigert worden. Und eine ſolche Bewegung des äußern und öffentlichen Lebens müſſen wir uns heute wieder wünſchen, wenn ſich unſer ungeſunder Literaturkörper wieder erholen ſoll; und nur möge ſie von eben ſo viel Glück und Ehre begleitet ſein, wie jene frühere von Schande und Elend begleitet war. Ich bin nicht ſo proſaiſch, unſerm Vaterlande eine zweite, große Dichtungsepoche zu misgönnen, ich bin nicht ſo eingenommen von hiſtoriſcher Weiſſagungsgabe, daß ich die Möglichkeit eines zweiten goldenen Zeitalters unbedingt abſpräche. Allein nur unter zwei Bedingungen, ſo lehrt mich jedes Blatt der Geſchichte, kann man überhaupt die Blüthezeit irgend einer geiſtigen Cultur erwarten: wenn grade die Zeit iſt, die den inneren Trieb des gegebenen Bildungszweiges zum Ausſchlagen drängt, oder wenn große äußere Verhältniſſe ihn begünſtigen. Jene erſte Bedingung können wir ſo bald nach einer Periode, die Göthe und Schiller zuſammen wirken ſah, nicht wieder erwarten. Wenn Göthe ſagte, wir hätten noch kein goldenes Zeitalter unſerer Dichtung gehabt, ſo war es Beſcheidenheit, die es ihn ſagen ließ; wenn es die junge Dichterwelt nachſpricht, ſo iſt es Unbeſcheidenheit und Mangel an Urtheil dazu. Allerdings hat unſere Dichtungsgeſchichte nicht das Floride und den blendenden Glanz, den man in andern Dichtungsepochen anderer Völker findet; dieſen Eindruck werden die Leſer auch durch unſere Darſtellung empfangen haben. Allein theilweiſe ruht auf jenen andern Epochen für uns der Schimmer des Fremden und der Reiz des Alters, theilweiſe aber bringt es die Verſtandescultur der neuen Welt mit, daß wir von den poetiſchen Entwickelungen überhaupt nicht mehr allzuviel erwarten dürfen. Daß unſere deutſche Dichtung durch alle Hemmniſſe, die wir ſie überwinden ſahen, nicht

mehr niedergehalten wurde, daß ſie den Preis über das Vergangene gewann, und die vorletzte große Dichterzeit der Franzoſen an Jugend, Feuer und ächter Empfindung ſo unendlich weit überbieten konnte, das zeugt wahrlich von der Entwickelung einer ungemeinen Kraft, und war überhaupt nur in einem Volke möglich, das ſo lange in kindlicher Unmündigkeit gehalten wurde. Und wo wäre denn auch bei den übrigen Völkern Europa's, wenn wir etwa Italien ausnehmen, die Innigkeit des Strebens und das Aufgebot ja die Profuſion aller Kräfte für poetiſche Cultur ſo groß geweſen, wie bei uns im vorigen Jahrhundert? Wer alſo ſo ſchnell nach dieſer Zeit auf neue Göthe und Schiller hofft, der täuſche ſich unſerthalb in ſo ſchönen Hoffnungen. Wir können nur auf eine äußere Zeitbegünſtigung hoffen, wenn wir an ein neues und geſundes Leben in unſerer Dichtung glauben ſollen. Die junge Literatur wird es theilweiſe wenigſtens zufrieden ſein, wenn wir ſagen: jene Blüthe unſerer Dichtung iſt einmal vorüber, ſie iſt ins Kraut gewachſen, es bilden ſich die Samenſtengel für eine künftige Saat. Chamiſſo ſelber ſagte dieß ſeinen Freunden, ſie wollten die Segensgabe der Dichtung, dem tauben Geſchlechte gegenüber, treu bewahren und der fernen Zukunft eine andere Liederzeit zutrinken. Und auch Andere begnügen ſich (ein ſeltſames Zeichen einer allzugroßen Bewußtheit) mit der Anerkennung eines neuen Keimes, eines vermittelnden Verdienſtes, einer hiſtoriſchen Berechtigung in ihren Poeſien. Aber nun vergeſſe man nicht, daß keine Frucht ſo gut neu aufgeht, als wenn ein neuer Boden aufgegraben und gedüngt iſt, und daß keine Pflanze wieder grünt, ohne einmal die Blätter abzuſchütteln. Man habe den Muth, das Feld eine Weile brach liegen zu laſſen und den Grund unſerer öffentlichen Verhältniſſe, auf dem Alles wurzelt was ein Volk hervorbringen ſoll, neu zu beſtellen und wenn es ſein muß, umzuroden, und eine neue Dichtung wird dann möglich werden, die auch einem reifen Geiſte Genüſſe bieten wird. Wir müſſen dem Vaterlande große Geſchicke wünſchen, ja wir müſſen, ſo viel an uns iſt, dieſe herbeiführen, indem wir das ruheſüchtige Volk, dem das Leben des Buchs und der Schrift das einzige geiſtige Leben, und das geiſtige Leben das einzige werthvolle Leben iſt, auf das Gebiet der Geſchichte hinausführen, ihm Thaten und Handlungen in größerem Werthe zeigen, und die Ausbildung des

Willens zu ſo heiliger Pflicht machen, als ihm die Ausbildung des Gefühls und Verſtandes geworden iſt. Unſere Jugend hat dieß Bedürfniß auch wohl empfunden. Unſere Dichter liegen ſeit den letzten Bewegungen der politiſchen Welt in Maſſe dem Quietismus der Romantik entgegen; Geſinnung und That hat bei ihnen einen Klang erhalten, den ſie vorher bei unſern romantiſchen Nihiliſten nicht gehabt hat; die öffentlichen Zuſtände bilden nicht den kleinſten Theil des Grams, den ſie im lebhaften und leidenſchaftlichen Herzen zu tragen haben; und es iſt dieß auch nicht das Spiel mit einem eitlen ſelbſterſonnenen Grame, denn ſie haben ein Recht, dieſe Zuſtände elend zu finden; und Schade, daß ſie den ſchönen Namen des jungen Deutſchlands zu einem Ekelnamen gemacht haben, denn ein junges Deutſchland thut uns Allen inniglich noth. Wollten die Dichter nun, die dieſen Gram der Zeit theilten, dem Herzen Luft machen wie Göthe pflegte, die Laſt von ſich werfen im poetiſchen Erguſſe ihrer Schmerzen und ihrer Hoffnungen, ihrer Einſichten und Wünſche, ſo führte ſie der natürliche Weg zur politiſchen Satire; ja wer ſelbſt wie Göthe der politiſchen Poeſie noch ſo abgeneigt wäre und nur aus reinem Triebe dichtend der Kunſt ſelbſt das nächſte Genüge thun wollte, ſelbſt der müßte ſich dem Rufe der Verhältniſſe bequemen und der gegenwärtigen Jahreszeit abzugewinnen ſuchen, was ſie geben kann. Denn die ernſte Zeit mahnt uns, ihr ganz uns hinzugeben, und ſie gibt die halben erbarmungslos auf. Und darum müßte auch dieſe politiſche Satire im graden offenen Kampfe gegen die offenen ſchiefen Zuſtände im Großen angehen; es müßte erſt ein großer Charakter ſein, wer ein großer Dichter werden wollte, und ein großer Kopf, wer ſich verſprechen dürfte, daß ſein Werk den Druck der Verhältniſſe überwände. Ein ſolcher wird nicht den Weg einſchlagen, den unſere Dichter gewählt haben, die auf die äußeren Hemmungen den Widerſtand gegen die öffentlichen Zuſtände abbeugten und in die verſteckten kleinen Kanäle des ſocialen und Privatlebens ablenkten. Hier hat das große Talent keinen Gegenſtand mehr. Im vorigen Jahrhundert ſtieß der freiere Geiſt bei jedem Schritte an Tracht, Brauch und Sitte an, und er hatte ein Recht ſich dagegen aufzulehnen; jetzt iſt die Gewalt der Convenienz, Misſtand und Unnatur des Privatlebens ſo gebrochen, daß es den Mann von Genie und Energie nicht mehr unterdrücken

kann; hier iſt ſeinem Widerſtand kein Object gegeben. Nur das Staatsleben beugt die freie Entwickelung noch nieder; und ehe dieſes reformirt iſt, werden wir vergebens auf eine große Zeit in irgend einer Richtung warten dürfen. Das hatte Göthe in ſeiner Jugend, dem großen britiſchen Tragöden gegenüber, ſchon empfunden, daß es das mangelnde Staatsleben war, was unſere Literatur darniederhielt: denn nur wo ſich die Dichtung auf den großen Markt des Lebens wagt, das Gefahrvollſte und Größeſte zu ihrem Gegenſtande zu nehmen nicht ſcheut, mit den öffentlichen Zuſtänden Bund macht, und mit dem Leben ſelber rivaliſirt, nur da ſondert ſich ächter Waizen aus der Spreu, und während bei uns das dürftige Talent mit dem ächten Genius in einerlei Joch geht, iſt unter freieren Ordnungen dem Laufe freie Bahn gegeben und die Kraft ſcheidet ſich von dem Unvermögen. Noch im ſpäten Alter war Göthe derſelben Einſicht, nur wollte er der Nation „die Umwälzungen nicht wünſchen, die in Deutſchland claſſiſche Werke hervorbringen könnten.“ Wir aber wünſchen dieſe Veränderungen und Richtungen; und wenn die Natur der Entwickelung Umwälzungen dabei nöthig machen ſollte, ſo werden wir auch dieſen klüger entgegenkommen, als ausbeugen; denn wer in der moraliſchen Welt zu Hauſe iſt wie Göthe in der Natur war, der wird ſie ſo wohlthätig nennen müſſen und ſo wenig ſcheuen dürfen, wie dort den Sturm und das Gewitter. Und wäre denn dazu durchaus Umwälzung nöthig, daß wir Kräfte endlich gebrauchen möchten, die wir haben? daß wir Rechte geſichert wünſchen, deren Unſicherheit ſie nutzlos macht? daß wir ein Regiment begehren, das des Volks innere Kräfte ſchätzen lerne und ihnen Spielraum gäbe? daß wir die Nation, die den Kern des Welttheils bildet, der ſpöttiſchen Stellung entnommen ſehen möchten, die ſie einnimmt? daß wir die Mündigkeit antreten wollen, zu der wir gebildet und gewachſen ſind unter ſaurer Schule und ſchwerer Erfahrung? Mit welchen Mitteln aber auch die Erreichung dieſes Zieles zu bewirken ſein ſollte, auf dem Wege unſrer bisherigen Poeſie würde weder der Zweck noch das Mittel erreicht werden; weder die „Behaglichkeiten der früheren Mährchen“, noch die Unbehaglichkeiten der früheren und ſpäteren Dichter werden uns dahin führen. Sondern ein Mann thut uns noth, der dieſes Ziel mit grader Beſtrebung ins Auge faßte und nicht auf Umwegen zu er-

ſchleichen hoffte, ein Mann wie Luther wär, der jetzt dieß Werk endlich aufnähme, das der große Reformator ſchon Luſt zu beginnen hatte. Ihn ſchon dünkte zuweilen, daß die Regiment und Juriſten wohl auch eines Luthers bedürften, aber er beſorgte, ſie möchten einen Münzer kriegen, darum rieth er, daran zu pletzen und zu flicken wer könne. Aber nun haben wir drei Jahrhunderte lang geplegt und geflickt und es iſt nichts geworden; wir haben auch der falſchen Münzer genug erlebt, aber freilich keinen von lutheriſchem Gepräge. Luther verzweifelte an dieſem Werke und wohl aus dem leidigen Grunde, daß er in dieſem Volke keine politiſche Natur erkannte. Denn was aus Kraft der Natur geſchieht, ſagte er, das geht friſch hindurch, auch ohne alles Geſetz, reißt auch wohl durch alle Geſetze; aber wo die Natur nicht da iſt, und ſolls mit Geſetzen herausbringen, das iſt Bettelei und Flickwerk. Nur ſo ganz möchten wir darum doch nicht an dieſem Volkskörper verzagen, daß wir mit Luther nicht Haut und Haar an ihm gut nennen ſollten; wir wollen nicht glauben, daß dieſe Nation in Kunſt, Religion und Wiſſenſchaft das Größte vermocht habe und im Staate gar Nichts vermöge. Aber freilich müſſen wir es in die Hände des Schickſals geben, ob es jene enthuſiaſtiſche Energie, die allem unſerem erſten Beginnen eigen iſt, einmal nach dieſer Richtung lenken werde. Was an uns liegt, iſt, ob wir die Winke der Zeit verſtehen, die Zerſplitterung unſerer Thätigkeit aufheben und unſer Wirken nach dem Punkt richten wollen, nach dem die ungeſtümſten Wünſche am lauteſten geworden ſind. Der Wettkampf der Kunſt iſt vollendet; jetzt ſollten wir uns das andere Ziel ſtecken, das noch kein Schütze bei uns getroffen hat, ob uns auch da Apollon den Ruhm gewährt, den er uns dort nicht verſagte.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Regiſter
über alle fünf Bände des Werkes *).

A.

Abbt, Thomas, IV 235. 237 f. 489.
Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle) Satiriker, III 407 ff. vgl. 245. 313. 338. Deſſen Judas der Erzſchelm 408.
Abſchatz, Hans Aßmann, Freiherr v., Schleſiſcher Dicht., III 498. vgl. 484. u. Gryphius, 499 f.
Accent, als Erſatz der Quantität III 227 f.
Achilles Tatius I 235. (182.)
Ackermann, Schauſpieler, IV 358. 384. 399. V 535.
Adele Gr. von Blois I 173. (133.)
Adersberg, Andreas, III 252.
Adolphus, Joh., II 479.
Aeneas Sylvius, II 251. 253 ff. Deſſen Traum II 228. 246.
Aeſchylos Oreſtiade I 427 f. (366.)
Aeſthetik, Umbildung derſelben durch Schiller, V 405 ff.
Aeſthetiker I 13. (11.)
Aeſop I 107. 108 f. (128 f.) 219. Deſſen Einfluß auf deutſche Fabeldichtung III 45. 51.
Aeſop, der erneute, (des 16ten Jahrh.) II 333 ff.
Aeſopiſche Fabel, I 149 ff., verſchieden vom deutſchen Thiermährchen I 131 f. 110 f. Grimms Urtheil über dieſelben I 124. (106 f.)
Agricola, Sprichwörterſammler, I 474. (413.) III 67. 185.
Ahlefeld, Luiſe v. (Eliſe Selbig) V 571.
Ahlwardt, Ueberſetzung Oſſians, V 633.
Ahmed el Kermanni I 270. (218.)
Aiſt, Dietmar v. I 321.
Akroſtichon, III 321.
Alamanni, III 164.
Alanus ab insulis, deſſen Anticlaudianus II 155.
Alberich von Vicenza I 272. (220.) ſein Alexander I 274. (222.)
Albert der Große I 528. (440.) II 40.
Albert, Geſchichtſchreiber der Kreuzzüge I 204. (154.)
Albert, Heinr., Muſiker III 231.
Alberti de Albertis III 488.
Albertinus, deſſen Hirnſchleifer III 143. 296. 383. 390. deſſen Lucifers und Chriſti Königreich III 372.
Alberus, Erasmus, II 452. charakteriſ. III 32. 33. Fabeldichter, III 25. 46. 47. 50. charakteriſ. III 52 ff.
Albinus, Joh. Georg, Schauſpield. III 422. Hymnend. III 345. deſſen churſächſiſche Venus III 303. Hohes Lied III 337. deſſen Sohn III 274.
Albinus, Michael (Weiß) III, 250.
Albizzi, Bartholom. II 137.
Alboin, über ihn Lieder noch zu Paul's Zeiten in Deutſchl. geſ. I 40. (47 f.)
Albrecht, deſſen Titurel II 64 ff.
Albrecht von Eyb, Ueberſetzer einiger Stücke des Plautus II 378. Ehebüchlein II 258. Spiegel der Sitten II 336.
Albrecht von Halberſtadt, deſſen Ovid I 298. (247.) Anm.
Albrecht von Mainz, Protector jedes Talents II 430 f.
Aleman, deſſ. Gusman von Alfarache III 333.
Alexander d. Große, I 269. 288. (217. 236.) Alexander-Sage I 269 ff. (206. 217 ff.)
Alexandriaden ſ. Alexander-Sage unter Alexander.
Alexandriniſcher Vers V 561. zuerſt in Deutſchl. angewandt, wann? III 176. von Drollinger bekämpft IV 28. wird verdrängt IV 375.

*) Die in Parentheſen eingeſchloſſene Zahlen weiſen auf die erſte Auflage des erſten Bandes hin.

Alexius, der heilige, Gegenſtand von Gedichten II 114. 149.
Alfred, pflegt die angelſächſ. Lieder I 75 (59). Ueberſetzung des Boethius I 89 (74).
Algermann, Franciſc., Pſalmenüberſetzer III 42.
Aliſcher, Liederdichter III 248.
Alix von Brabant, Beſchützerin der Dichtk. I 192.
Alkmar ſ. Hinreck.
Allegorie III 243. 296 f. 369 f. IV 17 ff. 98. 144 f. im Roman III 394. in der Poeſie neuerer Zeit V 658. politiſche im Schauſpiel III 419. Allegorien oder allegor. Gedichte II 217 ff. 228. wodurch entſtanden II 358.
Alliteration I 69. (68 f.) im epiſchen Vers I 83.
Alphart's Tod, Gedicht, II 98.
Alphonſus, Petrus, I 216 (168).
Altenburg, Liederdichter und Componiſt III 15. 352.
Alterthum, claſſiſches, Einfluß deſſ. auf Umbildung der deutſchen Poeſie in neuerer Zeit III 162 ff. Studium deſſ. in Italien III 168. in Deutſchland III 169. in Frankreich III 170. Ueberſ. aus denſ. III 221. ſ. Klaſſiſch.
Altdeutſche Literatur, Studium derſ. in neuerer Zeit V 632.
Althochdeutſch (I 65.)
Altſchwert II 223.
Alxinger, J. B. v., IV 315. V 21.
Amadis, Roman, I 261. (214 f.) III 391 f.
Amalie, Herz. v. Sachſen, IV 539.
Amaranthes, ſ. Corvinus.
Ambroſius, Sebaſt., Liederd. III 34.
Am-Bühl, J. L., Schauſpield. IV 578.
Amis III 383.
Ammenhuſen, Conrad v., II 163 ff.
Ammon, Hieronym., III 297.
Amthor III 492. 512.
Amyntor, vergnügter, pſeudonymer Romanſchreiber III 399.
Anakreon I 346 (314).
Anakreontiſche Lieder im 18. Jahrh. IV 71. vgl. 250.
Andreä, Joh. Valentin, Theolog, III. 347. Liederd. III 353. Satiriker III 156. 191. 313. 370. 406. 411. deſſen lat. Schauſpiele III 92. turbo Schauſpiel III 90.
Andreas, angelſächſ. Legende, I 198.
Anekdote III 50. 69. Eintritt derſ. III 312.
Aneurin I 245 (198).
Anagramm III 321 ff.
Angelius Lohrbere Liga-Rollenhagen, III 424.
Angelſächſiſches Wandererslied I 32 (29). angelſächſ. Lieder I 90 (75). angelſächſ. Lied über Athelſtans Sieg bei Brunaburg I 94 f. (78 f.)
Anhalt, ſ. Chriſtian. Johann Adolph. Georg. Ludwig.
Anhalt-Deſſau, Fürſt v., Beſchützer d. Wiſſenſchaften IV 538.
Anhorn, Barthol., (Philalethes Parrheſiaſtes) Pomeris und Parthenia, Schauſp., III 424.
Anna Sophia, Landgräfin v. Heſſen, Dichterin, III 288.
Anſorge III 247.
Antenor ſ. Balthaſar Schupp.
Antichriſt, Gedicht vom, I 199. vgl. II 157.
Anticlaudianus ſ. Alanus.
Antike Dichtungen in neuer Geſtalt I 262 (215).
Anton Ulrich, Herz. v. Braunſchweig, Liederd. III 258. Romanſchr. III 390. 398. 404.
Antonius Diogenes I 241 (186).
Apel, Joh. A., Dramatiker, V 653. Romanſchr. V 660. 684.
Apelles v. Löwenſtern, Liederd. und Muſiker III 248. 256.
Apelles, Valentin, Schauſp. III 101.
Apollonius von Tyrland, Reiſen I 229 (193).
Apollonius von Tyrus I (173.) von Heinrich von Neuenſtadt bearbeitet III 237 f.
Apoſtaten in Schleſien im 17. Jahrh. III 346. Romantiker V 578 f.
Apophthegmen, deutſche, III 67 f. ſ. Sprüchwörter.
Aragonien, Geſetze dieſes Staates I 212 (162).
Aramena, Roman III 399 f.
Aretin, v., hiſtor. Schauſpield. V 693.
Arie III 465.
d'Arien, Trauerſpield. V 525.
Arioſt I 60. 65. 114. 415 f. 435. (39. 45. 93. 136. 211. 233. 269. 271. 354 f. 373. III 139 ff. 163.
Ariſtophanes I 161 (460).
Ariſtoteles, Poetik, V 473 f.
Armin, beſungen I 27 (24).
Arndt, Er. M., V 575. 640. 641. 678. 661.
Arnhold, ſchleſiſcher Dichter III 247.
Arnim, v., Romanſchr. V 660. 684. deſſen Trauerſpiele: Gleichen V 662. 663. Halle und Jeruſalem V 662.
Arnold, Chriſtoph, Mitgl. der Peg-

nitzer III 289. geiſtl. Dichter III 304. IV 31.
Arthurſage, ſ. Merlin.
Asciburg von Ulyſſes erbaut I 22.
Aſſig, Hans v., ſchleſiſcher Dichter III 484. 498.
Aſtrologie III 124 f.
Athys I 276 (224).
Attila I 61 (40).
Auffenberg, Joſ. v., hiſtor. Schauſpield. V 692 f.
Aufresne, franz. Schauſpieler IV 379.
Augsburger, Aug., Schäferd. III 271.
Auguſte Magdalene, Landgräfin von Heſſen, Dichterin, III 288.
Auguſtin II 141.
Avenarius III 7.
Aventin I 28 (22). II 108.
Ayrenhoff, v., Schauſpield., IV 390.
Ayrer, Jacob, Nachläufer des Hans Sachs II 479. Schauſpield. III 68. 70. 72. 97. 103. 104. 420. 421. Charakteriſt. ſeiner Stücke III 98. 99 ff. 106 ff. deſſen Ramus III 98. 99. Sidea III 108. Nachbildung Friſchlin's Julius Redivivus III 81. Pelimperia III 108 f. deſſen Jahn (luſtige Perſon) II 333. Einfluß der engliſchen Komödie auf ſein Faſtnachtsſpiel III 107. Verhältniß zu Gryphius III 440 f.

B.

Babo, Franz Maria, Schauſpield. IV. 569. 578. V 693.
Bach, Sebaſt., Componiſt III 467. 472.
Bachmann, Andr. (Rivinus), III 228. 268.
Backhaus, geiſtl. Dichter III 257.
Baggeſen, Jens, V 640. 641 ff. vgl. V 423. 575. deſſen Lyrik V 611. Fauſt V 643. Nachahmer Tieck's V 661.
Bahrdt, C. Fr., Leben V 263 f. Zuſammenſtellung mit Jung V 271.
Baiern, Culturzuſtand im 7. Jahrh. I 82 (68).
Baif, Anton de, III 314.
Balde, Jacob, latein. geiſtl. Dichter III 338 f. Satyriker III 406. vgl. III 166. 174. 191. 243.
Balladen III 71 f. V 460. engl. u. ſpaniſche Romanze, Unterſchied III 72.
Ballette III 460 ff.
Baniſe, die aſiat., ſ. Ziegler.
Bänkelſängerei in Deutſchl. II 289.
Bär in den Thierſagen I 139 (118).
Bar, v., IV 49.
Barbara von Mantua II 231.
Barclay's Argenis überſ. von Opitz III 395.
Barden oder Skalden in Deutſchland unbekannt I 37 (33).
Bardendichtung im 18. Jahrh. IV. 121 f. 126. 226 f.
Bardenlieder I 245 (198).
Barlaam u. Joſaphat, Sage von, I 218 (170). proſaiſch II 267.
Bärmann, Gottſched's Schüler IV 46. 50.
Bartas III 174. 344.
Barth, Caſp. v., III 214. 339.
Baſedow, Joh. Bernh., Leben V 339. Aeußeres IV 535. Charakter V 340. in Kopenhagen IV 177. Theolog V 260. Streit mit Goetze V 341. wendet ſich von der Theologie zur Pädagogik V 342. Projectenwuth IV 245. tritt Lavater entgegen V 342. legt das Philanthropium in Deſſau an V 344. ſucht das Erziehungsweſen dem Einfluſſe der Geiſtlichkeit zu entziehn und unter unmittelbare Aufſicht des Staates zu bringen V 348. betrieb d. Gründung von Seminarien ebend. ſeine Methode V 348. von Herder, Jacobi u. Schloſſer getadelt V 340. Rücktritt aus dem pädagog. Leben V 344.—Werke: praktiſche Philoſophie V 339. andere theol. u. philoſ. Schr. V 341 f. Philalethie V 342. Aufruf IV 414. pädagog. Schriften V 342. Elementarwerk V 343. Lieder IV 181.
Baſſe, geiſtl. Hymnend. III 345.
Batrachomyomachie, Einfl. derſ. auf deutſche Fabeldichtung III 55. 62.
Baudenkmäler aus der Zeit der Ottonen I 98 (82).
Bäuerle, Luſtſpield. V 688.
Bauernkomödie in Tyrol IV 359.
Bauernkrieg mehr hiſtor. als poet. behandelt II 452.
Baumann, Conr., Tonkünſtler II 283.
Baumann, Nicolaus, II 406.
Baumgarten, Joh., Schauſpield. III 91. deſſ. Gericht Salomonis III 94. 103.
Baumgarten, Samuel, ſchleſ. Dichter III 247.
Baumgarten, Aeſthetiker IV 70.
Beauvais, Vincenz v., deſſen Spiegel II 125.
Bebel, deſſ. triumphus Veneris II 420.
Beccau, Opernd. III 467. Epigrammend. III 539.
Bechada I 167.
Beck, Schauſpield. V 529.
Becker, Cornel., Liederd. III 43. 353. Pſalmenüberſ. III 336.
Becker, R. Zach., Elementarwerk V 351. Reichsanzeiger V 454.

Becker, W. G., Erholungen und Taſchenbuch V 454.
Beckh, Schauſpield. III 426.
Beda I 247. (200.)
Beer, Mich., Struenſee, Trauerſp. V 694.
Beger, Laurenz, Schauſpield. III 460.
Behaim, Anna, Pſalmenüberſ. III 336.
Beheim, Michel, II 210 ff. deſſen größere Werke II 268. deſſen Friedrich II 240. vgl. noch II 150. 197. 202. 206. 263. 264.
Behriſch IV 518.
Behrmann, Georg, III 547. Schauſpield. IV 393. Trauerſpield. IV 42.
Beil, Schauſpield. V 529.
Beinom IV 40.
Belgien, Hauptwiege der neueren Cultur u. Poeſie I 44 f.
Bellander, Heldenbriefe III 450.
Bellin, Joh., Orthograph III 282. Hymnend. III 345.
Bellinghauſen, Rud., geiſtl. Komödiend. III 91. 257.
Benda, v., Componiſt IV 378. Theaterdirector in Wien IV 389.
Bengel, J. A., Liederd. IV 185.
Benoit de Sainte More I 193 (189). 268. (216 f.)
Beowulf I 44. 47. (199 f.)
Berchthold, Alexandriad. I 273 (221).
Berens, Jo. Chriſtian, IV 439.
Berg, v., ſ. Ludecus.
Berger III 491.
Berger, Schauſpield. V 525.
Bergk, Romantiker V 574.
Berlin, Zuſtand des Theaters daſelbſt gegen Ende des 18. Jahrh. IV 385. Theater unter Iffland V 546. Sitz der romant. Schule im Anf. d. 19. Jahrh. V 573. Mittelpunkt des literar. Verkehrs in neueſter Zeit V 574. Luſtſpiel daſ. in neueſter Zeit V 689 f.
Bernardin v. Buſti, deſſen Mariale II 153.
Bernardin Ribeyro III 219.
Bernay, Alexand. v., I 272. (220. 221.)
Bernegger, Vertheidiger d. deutſchen Sprache, III 214.
Bernhard der heil., Werke, Hauptquelle der myſtiſchen Weish. des 13. und 14. Jahrh. II 141.
Bernhard, Kapellmeiſter III 463.
Bernhardi, Romant. V 573. deſſen Bambocciaden u. Kynoſarges V 584.
Bernſtorff, Gr. v., IV 153.
Berthold's Predigten II 117. 119. 142 f.
Bertrand du Born I 312 (296).
Bertuch, Fr. Juſtin, Ueberſetz. V 12.
Beſold III 214.
Beſſer, Joh. v., Hofpoet III 506 ff.
Bettina V 573.
Betty IV 535.
Betulejus Xyſtus (Sixtus v. Birken), geiſtl. Schauſpield. III 106.
Bevern ſ. Ferdinand.
Beyer, Ueberſetzer III 135.
Bibeldichtung III 336. ſ. Evangelien. Pſalmendichtung.
Bibelſtellen gereimt III 32.
Bibran III 484.
Bibliothek, allgemeine, IV 235.
Bidpai, deſſ. Fabeln I 216 (167). II 175 f.
Biedermann III 191.
Bieſter V 302.
Biene, Lieblingsthier der Epigrammatiker III 312.
Biondi, Eromene, Roman III 395.
Birken, Thomas, Schauſpield. III 94.
Birken, Siegm. v., (Floridan III 294. 300) Pegnitzſchäfer, Charakteriſt. III 289. 299 ff. vgl. 192. 306. deſſen Bekanntſchaft mit dem Alterthum III 301. Verbindung mit d. Italienern ebend. deſſen Purismus III 302. deſſen Verehrer und Feinde ebend. Proſodiker III 231. Schauſpield. III 422.— deſſ. poet. Werke III 300 f. Ueberſetz. III 301. friederfreute Teutonia III 300. 430. vgl. 196. Friedensſtücke III 430. oſtländiſcher Lorbeerhain III 301. geiſtl. Lieder III 202. Pegneſis III 295.
Birken, Sixt. v., ſ. Betulejus.
Biterolf, Ged. I 241 f. (194 f.) II 95.
Biterolf, Alexandriade I 273 (221).
Bitner, Jonas, Ueberſ. des Plautus III 76. Schauſpield. III 87.
Blancheflur, ſ. Flecke.
Blankenburg, Aeſthetiker V 454.
Blikker v. Steinach I 439. (377.)
Blomberg, Lyriker, V 678.
Blum, Rabeners Schüler, IV 212. V 25.
Blumauer, Bürgers Schüler, IV 35. deſſen Traveſtie III 63.
Blumel, Chriſtian, III 286.
Blumenorden, gekrönter = Pegnitzorden III 290.
Blumenſprache II 308.
Bob IV 386.
Boccaccio III 163. V 402. überſetzt II 248.
Bock IV 49.
Bock, Joh. Chriſtian, Theaterdichter IV 395.
Bockſpiel II 451.

Bode, Chriſtoph, Ueberſetzer IV 414. V 173 f.
Bodmer, Joh. Jakob, Charakteriſt. IV 52 ff. 156 f. Verdienſte um Verbreitung des Meſſias von Klopſt., IV 154. Einfluß auf Wieland IV 194 f. er und Wieland bekämpft von Gleim's Anhang IV 205. in Zwieſpalt mit Leſſing, Weiße und Gleim IV 206. — Gedichte IV 57. Plan zur Noachide und zur Schöpfung IV 56. Noachide IV 155 f.; Sündfluth, Jakob u. Joſeph, Rachel, Joſeph u. Zuleika, Jakobs Wiederkunft, Dina u. Sichem IV 156. Schauſpiele ebendaſ. IV 578. Fabeld. IV 107. Ueberſetz. des Milton IV 56. Herausgeber der Maneſſiſchen Samml. (I 284.)
Bogatzky, Liederd. IV 32.
Boguslawsky V 25.
Böhme, Jak., III 201. Beförderer des Purismus der deutſch. Spr. III 188.
Böhme, Martin, Reimgebet III 37.
Böhmen's Culturzuſtand im 16ten Jahrh. III 199 f.
Böhmer, Liederd. IV 32.
Bohſe III 504.
Bojardo III 163. IV 632.
Boie, Joh. Chriſtian V 23.
Boileau III 488. 495. 514. Einfluß auf Kritik III 497 f.
Boiſſerée V 575.
Boltz, Valentin, Ueberſ. des Terenz II 378.
Bonafont, hiſtor. Schauſpield. V 692.
Bonaventura II 141. deſſen Köcher II 123.
Bonerius II 160. III 49. IV 103. deſſ. Edelſtein (Fabelſamml.) II 160 ff.
Bonifaz I 83. (68.)
Bonifaz v. Caſtellane I 312. (296.)
Bonin, v., Liederd. IV 32.
Bonſtetten V 576.
Borkenſtein, Luſtſpield. IV 393.
Born, Elias, Pſalmenüberſ. III 42.
Börne V 382.
Bouſſet, Joh., Hanswurſt im Luſtſpiel III 105.
Boſtel, Lucas v., III 539.
Boſtel, Nicol. v., Anhänger Hoffmannswaldau's III 542. Opernd. III 467. vgl. 486.
Bothe, geiſtl. Epigrammend. III 34.
Bothe, Ueberſetzer V 631. vgl. IV 248.
Bolz, Schauſpield. III 87.
Bouillon, Gottfr. v., Gedicht II 109.
Bouterweck, Literarhiſtor. V 622.
Boxberg, Operndicht. III 461.
Boye, Liederd. u. Komponiſt III 15.
Brachmann, Luiſe, V. 572.
Brahm, v., Schauſpield. IV. 390.
Brandanus, der heil., prof. II 240. Legende I 192. 204. 250. (203.) II 110.
Brandenburg, Zuſtand d. Poeſie im 17. Jahrh. III 240.
Brandes, Schauſpieldichter IV 370. Schauſpieler, deſſen Selbſtbiogr. V 171. Luſtſpield. V 529 f. Theaterd. V. 546.
Brant, Sebaſtian, deſſen Narrenſchiff II 384 ff. in fremde Sprachen überſetzt II 399. III 48. 53. ſein Name gemißbraucht II 385. Vgl. noch III 4. 153.
Braun IV 578.
Brauns, Fabeld. IV 107.
Braunſchweig, Zuſt. d. Poeſie daſ. III 257.
Brawe, Joh. Wilh. v., IV 372. 373.
Bredelo, Madrigald., III 319.
Brehme, Chriſtian III 269 f. 302.
Breitenbauch IV 166.
Breithaupt, Liederd. IV 32.
Breitinger, J. J. IV 54. krit. Dichtkunſt IV 63. Abhandl. über Lohenſtein III 457.
Bremer Beiträge IV 71. 73 ff.
Brennenberg, Reinmann v., II 52 f.
Brenner, Schauſpield. IV 369.
Brentano, deſſen Ponce de Leon V 660 f. Gründung Prags V 663.
Breſſand, Opernd. III 466. 467. Jaſon, Oper III 470. Ueberſetzer III 473.
Breßler, Gottſchedianer IV 361.
Bretagniſche Poeſie I 243. (197 f.)
Bretſchneider, deſſen Ferd. v. Thon, Roman V 160.
Bretzner, Schauſpield. IV 370.
Breydenbach, Bernh. v., II 239.
Briefliteratur im 18. Jahrh. IV 247 f.
Brieg ſ. Dorothea.
Brinkmann V 576.
Britiſche Dichtung I 181. (142 f.) Einführung derſ. in Deutſchl. I 243 ff. (195 ff.) Britiſcher Sagenkreis II 94.
Britiſche Mönche arbeiten an mittelalterlichen Sagen u. Dicht. I 25. (22.)
Brockdorf, Gr. v., III 547.
Brockes, Barthold H., III 547 ff. deſſ. muſikal. u. maleriſche Bildung III 550. maleriſche Poeſie IV 16. beſingt beſ. Naturgegenſt. III 551 ff. 342. IV 104. mit Haller verglichen IV 21. 37. mit

den Pegnitzern III 549. Einfluß auf Klopſtock III 548. auf Drollinger IV 21. 27. auf Geßner IV 163. verpflanzt neben Thomſon auch Pope nach Deutſchl. III 556. eifert gegen heroiſche und epiſche Poeſie III 554. emancipirt die Sinnlichkeit III 555. äußere Form ſeiner meditirenden Gedichte ebendaſ. beabſichtigt ein großes phyſikal. Lehrgedicht ebendaſ. Metrik III 550. Ueberſetzung v. Thomſons Jahresz. III 552. v. La Motte IV 100. irdiſches Vergnügen in Gott, Hauptw. III 549. Hirtengedichte ebendaſ. Ueberſ. Marino's Kindermord III 548. vgl. 509.
Brockmann, Schauſpieler IV 399.
Bron ſ. Schonebeke.
Bronikowsky, Romanſchr. V 574. 696.
Bronner, Fr. Xaver, V 301. Idyllend. IV 170.
Bruckner, Idyllend. IV 166.
Brückner, J., V 26. 43.
Brulovius, Ueberſ. III 85.
Brummer, Joh., tragico-comoedia apost. II 364.
Buch der Altväter II 268.
Buch der Liebe II 258.
Buch der ſieben Grade II 145 f.
Buchaw, Clemens Steph. v., Schauſpield. III 87.
Buchner, III 215. Proſodie III 230. deutſches Gedicht ebendaſ. Meinung über Plato III 211. Joas III 342. u. Opiz III 177. deſſen Schule III 246 ff.
Bucholz, Andr. Heinr., geiſtl. Dicht. und Romanſchr. III 259. 357. 400. Pſalmenüberſ. III 335. deſſen Herkules und Valisca III 397.
Buchwälder III 214.
Bückeburg, Wilh. Gr. v., IV 488 f. Patron d. Literatur IV 537.
Büffon V 86.
Bühel, Hans v., II 172 f.
Bühne, Einrichtung derſ. in der ältern Zeit III 95. ſ. Theater.
Buncken, Chriſtian, III 276.
Bunſen III 7.
Burdach's Phyſiologie V 436.
Bürger, Gottfr. Aug., V 30 f. Jugendgeſch. u. Entwickelung 31. Charakteriſtik ſeiner Dichtungen V 32 ff. 39. deſſen Werth als Dichter, und Urtheil Schillers u. Schlegels über ihn V 35. 36. Volkslied V 33 f. Balladen V 34 f. Leonore ebend. Sonett V 35. vgl. V 26.
Bürgerſpiele III 94.
Burkart von Hohenfels ſ. Hohenfels.
Burke, Staatsmann V 608.
Burläus, überſ. II 336.
Burleske III 63. 407.
Burmann, G. W., Fabeld. IV 107. V 25.
Burmeiſter III 265.
Buſch III 7.
Büſching, Theolog, V 260.
Butſchky, Sam. v., Myſtiker III 347.
Büttner, Wolf, Catechism. III 18.
Buwinghauſen, Freifr. v., III 286.
Byron, Lord, V 575. Einfluß auf die neueſte Literat. V 695.

C.

Cäſar, H. III 252.
Cahlen III 268. 270.
Calagius, Andreas, deutſch. Ueberſ. III 80. Paraphraſen lat. Schauſp. III 221. Schauſpield. III 421.
Calderon, mit Shakſpeare vergl. V 561 f. Anſehn in Deutſchl. V 598. vgl. I 188. (149.) II 141. 365. V 626.
Caliſius, (Cloridan) Joh. III 246.
Calovius III 252.
Calprenede III 393.
Camillus und Emilie II 257.
Campe, J. H., Pädagog u. Kinderſchriftſt. V 352. in den Xenien angegriffen V 455.
Canitz, Frh. v., Leben und Werke III 503 ff. vgl. 502. deſſen Einfluß auf die Romanliteratur III 505. Nachahmer des Boileau ebend. f. Satiren III 506. Fabeldichter IV 99. vgl. III 484. 486.
Cantate III 472.
Canzler, der, II 48 f.
Canzone V 647.
Capito, Wolfg., Liederd. III 24.
Carl ſ. Karl.
Carlyle, deſſen Verdienſte um die Verbreitung deutſcher Poeſie in England V 577.
Carpſer IV 42.
Carrarius, Lobrede auf das Podagra III 123.
Carricatur, die Kunſt derſ. hat ihren eigentl. Sitz im german. Norden II 328 f. im 17. Jahrh. III 129.
Caſaubonus III 172.
Caspar, Fr. Xaver v., hiſtor. Schauſpield. V 693.
Caspar von der Roen II 103. 106 f. 243.

Caſparſon IV 22. Anhänger Gottſched's IV 50.
Caſſiodor I 59. (38.) 211. (161.)
Caſtellane, ſ. Bonifaz.
Caſtelli, Ueberſ. V 620. Luſtſpield. V 688.
Caſtelnau I 312. (296.) [III 270.
Cats, Jak. III 174. deſſ. selfstryt überſ.
Cato, Dionyſ., Diſtichen I 402. (341.)
Catull I 349. (317.)
Celadon ſ. Kaldenbach.
Celtes III 166.
Cervantes, Charakteriſt. III 139 ff. vgl. V 697. deſſen Don Quixote III 140. IV 109. überſ. III 394. erſter Humoriſt V 169. Vgl. (I 172.) II 235. Novellen mit Göthe's Wahlverwandtſchaften vergl. V 711. vgl. I 414.
Ceſſoles, Jak. von, II 163.
Chamiſſo V 578. V 573.
Chariton I 263. (172.) II 335.
Chnauſtinus od. Knuſt, Schauſpield. III 90. Chriſt's Geburt (Schauſp.) III 101. vgl. III 26. 250.
Chlodwig I 178. (139.)
Chor, Einführung deſſelben ins neuere Theater durch Schiller V 565.
Chretiens von Troyes I 254. (207.) deſſen Parzeval I 408. (346.)
Chriſtel, Barthol. III 245.
Chriſtenthum, deſſen Einführung in Deutſchland I 75—81. (67 ff.) verſchiedene Geſtaltung im Norden und Süden I 75 f. (67 f.) Vgl. I 11. (9.) (174.)
Chriſtian II, Fürſt v. Anhalt, Ueberſ. III 184.
Chriſtliche Dichtungen im 9. Jahrh. I 75 ff. (59.) ſ. Geiſtliche Dicht.
Chriſtoph VII., geiſtl. Dicht. III 304.
Chriſtus, Buch von der Kindheit Chriſti II 267. der ungenähte Rock Chriſti ebend.
Chronik der Fürſten von Braunſchweig II 20 f. von Novaleſe I 101. (84.) von Tongern I 25. (22.) Chroniken und Chronikartiges II 9 ff.
Chroniſten des 12. Jahrh. I 203. (154.)
Chyomuſus, Liederd. und Kompon. III 15.
Chyträus, Nathan, Fabelſammler, III 46.
Cid, III 440. überſ. III 472.
Clajus, (Clay, Klay) Joh., Proſod. III 230. Grammatiker III 231. Stifter des Pegnitzer Ord. III 289. u. Birken, Fortſetz. der Tenzone III 293 f. vgl. III 342. 420. 422. 428 ff.
Clara ſ. Abraham.
Claudius, Matthias, V 38. Charakterſchilderung ebend. Charakteriſt. ſeiner Dicht. V 39 f. Schreibart ebend. Verhältniß zu Herder V 41. deſſ. myſtiſch-religiöſe Richtung V 40 f. Verachtung der Philoſophie V 41. Vgl. III 363.
Clauren V 574. 690. Romanſchr. V 359.
Claus, Narr II 339.
Clauß, Joh., Pſalmenüberſ. III 39. Schauſpielſchr. III 460.
Clay ſ. Clajus.
Clodius, Oden IV 527.
Cloridan ſ. Caliſius.
Cloſen, v. V 26.
Cölibat, angegriffen im 16. Jahrh. II 419 f.
Coler III 246.
Collin, Heinr. Joſ. v., Opern- und Schauſpield. V 665 f.
Collin, Matth., dramat. Dicht. V 663 ff. Romant. V 573. Fortunat V 662.
Commer, Marie, Dichterin III 289.
Conteſſa, Dramat. V 573. 690.
Conz IV 158. V 693.
(Contradictio Salomonis I 414.)
Coran, der, I 90.
Cordubenſiſche lat. Poeten I 245. (198.)
Corneille III 440. deſſen Rhodogune IV 402.
Corvinus III 489. Amaranthes III 492.
Coſtenoble, Luſtſpield. V 688.
Cramer, Daniel, lat. Schauſpield. III 80.
Cramer, J. A., IV 177 ff. Liederd. IV 179. 181 f. Oden I 530. (442.) Predigten IV 182. Vgl. IV 75. 76. 77. 85. 113. 162.
Cramer, K. F., Lebensbeſchr. Klopſtocks IV 114. vgl. IV 152. V 26. 42 f.
Cramer, K. G., Romanſchr. IV 522. V 357. 584.
Crauer, F. R., Schauſpielſchr. IV 578.
Crellius, Sam. III 275.
Creuz, Frhr. v., Hallers Nachahmer IV 39. 41. Schauſpielſchr. IV 393.
Criginger, Joh., Schauſpield. III 84. Lazarus (Schauſp.) III 99.
Crodenberg II 273.
Cronegk, Joh. Fr. Frhr. v., charakteriſ. IV 373. 374. Codrus IV 372 f. Angriff auf Wieland IV 205. vgl. IV 23.
Crüger ſ. Spernbergk.
Crumbachiſche Händel II 453.
Cruſius, Ueberſ. III 85.

Cuno, Chr. IV 40.
Cunrad III 246.
Cymon aus Cypern II 257.
Cyrilliſchen Fabeln, die, II 385.
Czepko, Liederd. III 248.

D.

Dach, Sim., III 224 f. 246. 251 f. geiſtl. Liederd. III 356. vgl. 14. Schauſpield. III 422. Charakteriſt. ſeiner Dicht. III 253.
Dachſtein, Pſalmenüberſ. III 39.
Daktylen, deutſche, Erfind. derſ. III 230.
Dalberg, Karl Theod. Ant. v., Aeſthetiker V 412. Ueberſ. V 634.
Dalberg, Heribert v., Theaterint. V 149. 543 f.
Damiani, Peter, I 121. (100.)
Dannecker V 575.
Dante I 411. 426 f. (237. 365. 349 f.) göttl. Comödie IV 145. verſöhnt die ſcholaſtiſche u. myſtiſche Seite in der Poeſie II 141.
Daphnis ſ. Pernauer.
Dares Phrygius I 252. 267. (I 205 f. 216.)
Darmſtadt I 19. (11.) IV 539.
Decius, Nicolaus, Liederd. u. Komponiſt III 15. 24.
Dedekind, Fr., Schauſpield. III 85. chriſtl. Ritter III 86. papista conversus ebend. Grobianus III 143 f.
Dedekind, Chr., Pſalmenüberſ. III 336. geiſtl. Dichter III 464. 472. deſſ. ital. Opern u. Orat. III 463 f.
Dedicationen der Bücher III 181 f.
Defoe's Robinſon III 403.
Denais, Peter, deutſch. u. lat. Dicht. III 155.
Denis, Mich., IV 223. 227. Oſſian IV 414.
Denner-Spiegelberg'ſche Schauſpielertruppe III 474.
Denſon IV 48.
Derſchau, v., IV 49. 363.
Desmaret, deſſ. Ariana, Ueberſ. dav. III 394.
Deßler, geiſtl. Dichter III 304.
Destouches, J. A. von, Schauſpield. V 693.
Deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft III 280.
Deutſche Geſellſchaft in Leipzig IV 21. durch Gottſched auch den Frauen geöffnet IV 48.
Deutſche Literatur, Verbreitung derſ. im Ausl. nach Napoleon's Sturz V 577.
Deutſche Poeſie, und nordiſche verſchieden I 29 ff. (20. 26. 48. 52.) ſ. unten Poeſie. — Deutſche Sprache, Einfluß fremder auf dieſ. I 80. (64.) Wiedereintritt derſ. in die Dichtung im 16. Jahrh. III 167. Veredlung derſ. durch die niederländ. ebend. Sieg derſ. über die lat. in der Poeſie u. Wiſſenſchaft III 186. von fremden Wörtern angefüllt, Urſache davon III 186 f. Reichthum derſ. III 187. Reinheit in Gedichten III 188. übertriebener Purismus derſ. III 190. verdorben durch das franzöſ. im 17. Jahrh. III 189.
Deutſche, die, Nachahmungsſucht derſ. und Mangel an Produktivität IV 475 f.
Deutſcher Nationalchar. V 375 ff.
Deutſchland's (innere Verhältniſſe vor, während und nach der Völkerwanderung I 270.) Religionszuſt. und Religionsſtreitigkeiten in der proteſt. Kirche Deutſchlands am Ende des 18. Jahrh. V 259 ff. polit. Zuſtand und Stimmung zur Zeit der franzöſ. Revolution V 382 f. Vgl. Norddeutſchland.
Deutſchübende Geſellſchaft geht in die ſog. patriotiſche über III 546.
Deutz, Robert von, II 41.
Dialekte, verſchiedene im Schauſpiel III 101.
Dichter, Verhältniß deſſelben zu den Außendingen IV 508.
Dichterinnen III 286 ff. vergleiche Frauenſchriftſtellerei.
Dichtkunſt, Aufgabe derſ. IV 353 f. u. Malerei vergl. IV 64. S. Poeſie.
Dichtung ſ. Poeſie.
Didaktiſche Poeſie I 454 ff. (395 ff. 418 ff.) II 113 ff. des Opitz u. A. III 230. im 18. Jahrh. IV 20 f. 35 ff. ſ. Herder.
Diderot IV 381 f. deſſen Einfluß auf Leſſing IV 382. Rameaus Neffen V 704.
Diemeringen, Otto v., II 239.
Diericke V 25.
Dietmar ſ. Aiſt.
Dietrichſage I 38. 61. 180. angefochten I 203. (34. 41. 141. 145. 252. 255. Anachronismen ꝛc. darin I 154 f.)
Dietrich von Bern I 28. 40.
Dietrich von der Glezze I 145 (445).
Dietrich von dem Werder III 179 Liederd. u. Ueberſ. III 184.
Dietrich's Drachenkämpfe II 103. 107.
Diez, Freigeiſt V 266.
Dikatana III 246.

Dilettantismus in Poeſie V 700 f. 703.
Dilger, Joh., Muſiker III 15.
Dilherr, geiſtl. Dichter III 303. 347.
Diogenes, Laërtius, in Proſa überſ. II 336.
Dippel, Chrſtn., Freigeiſt V 268.
Discurſe der Maler, Ztſchft. IV 54 f.
Dithmarſiſche Lieder II 205.
Döbbelin, Schauſp. IV 385.
Docen II 322 f.
Dohna, Gr. v., III 504.
Dölla, Fritz, Faſtnachtsſpiel III 99.
Dominicus, Karthäuſermönch II 273.
Donauer, Chr., geiſtl. Liederd. III 35 f.
Donner, Ueberſ. V 633.
Dorothea Sibylla v. Brieg, Luſtſpield. III 111.
Döring, Georg, hiſtor. Dramat. V 693.
Döring, Dan., III 275.
Dorn, Reinbot von, der heil. Georg I 517 ff. (432 ff.)
Drachenkämpfe, ſ. Dietrich.
Drama, ſ. Schauſpiel.
Dramatik u. Lyrik V 651. ſ. Schauſpiel.
Dreißigjähriger Krieg, deſſ. Einfl. auf die deutſche Lit. III 192 ff.
Dresden, Hof- und Theaterdichtung daſ. III 462 f. literar. Leben in der neueſten Zeit V 574 f.
Dreyer, Gottſched's Anh. IV 50.
Drollinger III 512. 552. IV 16. 21. 26. Charakteriſt. IV 27. bekämpft den Alexandriner IV 28. Liederd. IV 33 f. Fabeld. IV 34.
Druiden I 24 f. (22.)
Dſchelaleddin I 315 (300).
Dunlop I 218. (169 f.)
Dürkop, Pſalmenüberſ. III 336.
Duſch, J. J., IV 39. 41. 109. 112. 205.
Duysburgk, Randolph v., Nachahmer des Fiſchart III 122.

E.

Eber, Paul, Hausliederd. III 30. vgl. 24.
Ebert, J. A., IV 42. 75. 77. 79. 80.
Eberhard v. Sax I 321 (462). Pfaffe, Gandersheimer Chronik II 20 f.
Eberhard, J. A., Theorie d. ſchönen Wiſſenſchaften V 411.
Eccard III 486. 512.
Echo, Dichtungsart III 242.
Eckehard in St. Gallen, deſſen lat. ep. Ged. v. Walther v. Aquitanien I 99. 185. (82 f. 146.)
Ecken, Ausfahrt II 102. 103. 105.
Eckhard, J. G. von, III 488. 490. 497.
Eckhof, Schauſpieler IV 364. 384. 394. 398. V 523 f. 530 f.
Eddalieder I 30. 69. (27. 29. 53.)
Edingius, Rutger, geiſtl. Liederd. III 42.
Edlbeck, Benedikt III 134.
Edzardi, Orientaliſt III 276.
Ehrengedichte auf Feſtlichkeiten III 133 f.
Eichendorff, Joſ. v., Luſtſpield. V 691. Trauerſp. V 695.
Eilhard von Oberg I 192 254 ff. deſſ. Triſtan I 414. (207. 211. 382.)
Eiſenbeck, Em., Pſalmenüberſ. III 44.
Elbſchwanenorden od. Schwanenorden III 265 f. 272.
Elegie und Trauerſp. IV 20. geiſtl. III 344.
Elendſohn'ſche Schauſpielertruppe III 474.
Eleonore v. Schottland II 231.
Eliſabeth, Gräf. v. Naſſau u. Saarbr. II 231.
Eliſabeth, die heilige, Legende I 511. (426.) II 114.
Elmenhorſt, Dramatiker III 276. 468. Opernd. III 467.
Elteſter, Chrſtn., III 500.
Emmeran, der heilige I 83 (68).
Emſer II 452.
Enenkel, Fürſtenbuch v. Oeſterreich u. Weltchronik I 508 (468). II 15 f.
Engel, J. J., Philoſoph u. Theaterd. V 546 f. Mimik V 547. deſſen Lorenz Stark ebendaſ.
Engerdi, Joh., Proſodie III 230.
England, Zufluchtſtätte der alten Bildung I 246 (199). deſſen ältere Dichtung II 290. Intereſſe für die patriarch. Heldenzeit I 180 (141).
Engliſches Schauſp. deſſen Einfluß auf's deutſche III 100. ſ. Italieniſche Poeſie.
Epigramm III 311 ff. erſte Anfänge deſſ. in Deutſchl. III 69. 312. Charakt. III 313. Anforderungen an daſſelbe III III 315 f. Definition ib. Obſcönität derſ. III 218. im 17. Jahrh. III 224.
Epiſche Poeſie, Ueberg. derſ. in Didakt. IV 144. des europ. Mittelalters I 175 f. (136 f.) Gedichte im 17. Jahrh. III 224. S. Epos.
Epiſoden der Octavia, Roman III 399.
Epopöe, komiſche IV 109.
Epos, deutſches, deſſen Urſprung und Grundl. I 40 ff. (37 ff. 270). Eigenthum des Südens I 72 (56). Charakter I 304. III 73. V 490. 494. vgl. I 113 f.

(91 f.) 184 (145) f. 412. Veränderungen in demſ. I 383. (323 f.) Auflöſ. des deutſchen II 106. Epos im 17. Jahrh. III 245. im 18. Jahrh. IV 119. 223 f. u. Drama, Verhältniß II 356. IV 20. 356. V 473 ff. 493 ff. in Roman gebracht u. dramat. bearbeitet III 417. u. Roman, Vermiſchung III 404 f. und Luſtſpiel II 369. britiſches I 240 (185). franzöſiſches I 179 ff. (137 ff.) Vgl. Ritterepos. Thierepos.
Erasmus, deſſ. Lob d. Narrheit II 352.
Erhard V 642.
Ernſt, Herzog, I 224 ff. (187 ff.) II 108.
Erziehungsanſtalten nach Baſedow V 345 f.
Erziehungsweſen, Umgeſtaltung deſſ. im 18. Jahrh. V 337 ff. dem Einfluß d. Geiſtlichkeit entriſſen V 347.
Eſchenbach, ſ. Ulrich.
Eſchenbach, ſ. Wolfram.
Eſchenburg, J. J., Schauſpield. IV IV 394 f. Ueberſ. IV 396. Theorie der ſchönen Wiſſenſch. V 411. in den Xenien verſpottet V 454.
Esmarch V 26.
Eſteve I 314 (298).
Eulalia, St., Legende von, I 95. Anm.
Eulenſpiegel II 327. 328. 337 f. III 381.
Euripides u. Sophokles I 11 (9).
Evangeliendichtung III 32 ff.
Evangelienharmonien I 78. 81 ff. (62. 67. 68 ff. 76.) 195.
Evremond, St., IV 361.
Ewald, F., Epigrammat. IV 218.
Ewald, Dichter des Götting. Bundes V 26.
Eyb, Albr. von, ſ. Albrecht.
Eyring, Euchar., Evangelien III 33. Sprüchwörterſamml. III 65.

F.

Fabel I 123 ff. (103 ff.) III 45 ff. neue u. alte III 51. Weſen u. Charakter derſ. II 162. III 313. IV 18 f. 66 f. und Schwank verdrängt III 312. 225. im 18. Jahrh. IV 98 ff. Ueberſetzungen 99. 100. mit dem Sprüchwort verw. II 162. u. verb. III 65 ff. Uebrigens ſ. Aeſop. Aeſopiſche Fabeln. Thierfabel.
Faber, Joh. Baptiſt, III 252.
Faber, H. J., III 547.
Faber, J. L., Pegnitzer III 290. 430.
Fabri, Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande II 240.
Fabricius, Joh. Ad., III 276.
Fabricius, Joh. Alb., III 491.
Fabricius, Vinc., Polyh. III 276. 406.
Falk, Johannes, Lyriker und Satiriker V 584. 659. 661. 671 f.
Falkener II 423.
Faſtenpredigt II 367.
Faſtnachtſpiele I. 314. 371. III 70. 105.
Fauſt, Volksbuch II 348. v. Maler Müller IV 580. ſ. auch unter Göthe.
Feind, Barthold, Opernd., III 276. 467. 469. Satiriker III 539. Kritiker ebend. f. Gedichte III 541. Abhandl. über die Oper III 468.
Feinler, geiſtl. Madrigald. III 320. Hymnend. III 345.
Feller, Joach., geiſtl. Dichter III 492. IV 29.
Feller, Tuchmacher u. Poet III 267.
Fenelon, Einfluß auf deutſche Literat. IV 29.
Ferber, Wolfg., Pritſchenmſtr. III 134.
Ferdinand Albrecht, Herz. v. Bevern, geiſtl. Liederd. III 258.
Feßler, J. A., Romanſchr. V 356. 584.
Feuerlein, geiſtl. Dichter III 304.
Fielding V 172.
Fierabras II 246 f.
Fiqueira I 312 (296).
Filimer's Zug, Lieder über denſelben I 28 (25).
Finkelthaus, (Gregor Federfechter von Lützen) III 269. P. Flemming's Freund III 236. deſſen hohes Lied III 337.
Finkenritter, der, II 344 f.
Fiſchart, Joh., III 117. Charakteriſt. u. Schriften III 119 ff. vgl. III 68. 339. geiſtl. Polemiker beſ. gegen Jeſuiten, Franziscaner u. Dominicaner III 126 ff. Verdienſt um die deutſche Sprache III 150 ff. Derbheit III 153. Gelehrſamkeit ebendaſ. f. deſſ. Anſicht von den Alten III 154. Pſalmenüberſ. III 38. 132. Kirchenlieddicht. III 132. Muſter Rollenhagen's und Spangenberg's III 64. 120 f.
Werke; Gargantua II 313. III 40. 137 ff. Inhalt u. Charakteriſt. 145 ff. Brodkorb III 129. Gedicht von St. Dominicus Leben, ebend. Sekten u. Kuttenſtreit, ebend. f. Erklärung des in Stein gehauenen Thieractus im Straßburger Münſter III 131. Flohhatz III 121 f. öfters nachgeahmt III 122. Ehezuchtbüchlein III 124. Aller Praktik Großmutter, ebend. f. Schiff III 135 f. podagrammiſches Troſtbüchlein III 123 f. 133. Paraphraſe der Pſalmen III 132.

Fiſcher, Fabeld. IV 106.
Fiſcher, Gottl. Nathan, IV 248.
Fiſcher, Chr. Aug., Novelliſt V 697.
Fichte, Philoſ. V 572. Einfluß auf die neuere romant. Literat. V 586.
Flandern, Heimath d. Thierepos I 115.
Fleck, C. F., Liederd. III 353.
Fleck V 546.
Flecke, Conrad, I 391 f. deſſen Flore und Blancheflur I 494. (173. 391 f. 393 f.) II 110.
Flegel, Lienhard, Pritſchenmſtr. III 134.
Fleigertüchlein, Gedicht, II 220 f.
Flemming, Paul, Leben u. Charakter. III 233. Schilder. als Menſch u. als Dichter III 235 ff. Gegenſatz zu Opitz III 239. — deſſ. Lyrik 233 f. Hochzeitlieder III 238. Liebeslieder III 237 f. Epigrammat. III 314. Hymnend. III 344. Vgl. noch III 177. 194.
Flora, Joachim v., Abt II 137.
Flore u. Blancheflur, ſ. Flecke.
Floridan = Birken III 294. 300.
Flos u. Rother I 179. (140.)
Folengo, Theofilo moschea III 63.
Folz, Hans II 314. 375. 423. Gedichte 424.
Formſchneidekunſt im 15. Jahrh. II 357.
Forſter, Georg, Politiker, Charakteriſt. V 389 ff. vgl. 86. Feind der ſentimentalen Richtung V 729. Religionsanſichten V 329 f. bekämpft Kants Aeſthet. V 415. Ueberſ. V 632. 634. Uebrigens vgl. IV 512. V 301 f.
Fortunat II 248.
Fouqué, Fr. de la Motte, Romanſchr. V 357 f. Ritterromane V 683 f. vgl. 660. Dramatiker V 666 f.
Fragmentiſten IV 235.
Franciſci, Erasm, geiſtl. Dichter, III 304. geiſtl. Poeſie III 491.
Franciscus, der heil., II 137.
Franck, Komponiſt III 467.
Franck, Sebaſt. II 449. III 267. Sprüchwörterſamml. III 67.
Francke, Joh., geiſtl. Liederd. III 274. 366. weltliche Ged. ebend. f.
Francke, Michael, geiſtl. Dicht. III 267.
Francke, A. H. IV 31.
Franken, literar. Leben daſ. in neuerer Zeit V 575.
Frankenau, Liederarchiv III 6.
Frankenſtein, Johannes v., der Kreuziger II 266.
Frankfurt a. d. O., Zuſtand der Poeſie im 17. Jahrh. III 254.
Fränkiſche Periode der Poeſie I 116 ff. (95 ff.)
Frankreich, humaniſtiſche Studien daſ. im 16. und 17. Jahrh. III 170 f.
Franzöſiſches Volksepos I 176 ff. (137 ff.) — franz. Poeſie im 16. u. 17. Jahrh. III 172 f. — franz. Literat. zuerſt in Deutſchl. berückſichtigt III 40. franz. Literatur u. Bildung in Deutſchl. III 496. Einfluß derſ. III 530. — franz. Sprache, Einfluß derſ. auf die deutſche im 17. Jahrh. III 189. ſ. Weiße, Chr. Felix.
Frau, Schriftſtellerei der Frauen V 360 f. in poetiſchen Geſellſchaften III 286. 287. ſ. Mann, Weib.
Frauenbuch ſ. Ulrich v. Lichtenſtein.
Frauendienſt ſ. Ulrich v. Lichtenſtein.
Frauenſchriftſtellerei V 360 f. vgl. Romanſchreiberinnen.
Frauenlob II 38. 44. 53. 55.
Freiberg, Heinr. v., I 487.
Freidank I 471. 474 ff. (410. 414 ff.) II 37. 125.
Freigeiſterei IV 83 f. in der Mitte des 18. Jahrh. V 264. ſ. Pietismus.
Freimaurer V 274 f.
Freinsheim, deſſen deutſcher Tugendſpiegel III 224. gereimte Epen III 404.
Freiſingen, Otto v. I 203. (154.)
Frentzel, geiſtl. Dichter III 345.
Frenzel, Joh., Anagrammiſt III 321.
Frey, Jakob, Anekdotenſammler III 117.
Freylinghauſen, Liederd. IV 32.
Friedensfeſte in Nürnberg III 430.
Friedensſtücke III 430. Aufführung derſ. ebend.
Friderici III 256.
Friedrich, Luſtſpield. V 690.
Friedrich v. Schwaben, Sage II 112.
Friedrich d. Große, Bildung IV 207. Einfluß auf deutſche Literat. IV 217 ff. Haß der deutſch. Literat. IV 229 ff.
Frieſe, alcäiſche Ode III 44.
Frieſen, Catharina v., Hymnend. III 344.
Friſchlin, Jakob, Schauſpield. III 87.
Friſchlin, Nikodemus, lat. Schauſpield. III 77 f. 91. deſſen Julius redivivus III 81. überſ. v. Ayrer ebend. deſſen Phasma, Hildegard, Rebekka, Suſanna III 80. Parabel von St. Chriſtophel III 79.
Fritſch, geiſtl. Epigramme III 320.
Fritzelar, Herm. v., II 138. 143.
Fröreiſen, Schauſpielüberſ. III 88.
Fruchtbringende Geſellſchaft (Palmenorden) III 176 ff. 245. Stiftung derſ. III 178. Zweck ebend. f. Sitz

derſ. III 179. Einfluß derſ. III 180. Zahl der Mitglieder III 181. Nachtheile derſ. III 183. Verdienſt um die d. Sprache III 185. 190. beſ. um die d. Grammatik u. Proſa III 231 f. Einfluß derſ. auf das Schauſpiel III 461.
Fuchs IV 75. 80.
Fuchs, der, in Thierſagen I 138. (117 f.)
Fuchs-Neidhart ſ. Neidhart.
Fuchs, Paul Frh. v., III 504.
Funck, Schauſpiel- u. Opernd. III 461.
Füncklin, Schauſpield. III 87.
Funk, G. F. IV 177. Lieder IV 181.
Fürſtenberg, v. V 309.
Fürterer, Ulrich II 243.
Fußesbrunnen, Konr. v., Gedicht von Maria's und der Apoſtel Leben I 528 f. Anm. Kindheit Jeſu I 533.
Füßli, H., Maler IV 227. 434. 576 f. Verhältniß zu Lavater ebend.

G.

Gaimar I 247. (203.)
Gallen, St., Gelehrſamkeit der dortigen Mönche I 88. (73.)
Gallitzin, Amalie Fürſtin v., V 308 ff.
Gallus latein.-deutſches Wörterbuch I 77. (61.)
Gambara III 488.
Gamersfelder, Hans, Pſalmenüberſ. III 39. 205.
Gandersheimer Chronik II 20 f.
Gansbein II 143.
Gargantua ſ. Fiſchart.
Gärtner, L. Chr. IV 75. Schäferſpiele IV 110.
Garve V 301.
Gaßner V 297.
Gaſt, d. wälſche, ſ. Thomaſin Zirkler.
Gatomachie, ſ. Lope.
Gauriel I 488.
Gawan I 488.
Gebauer III 7.
Gebler, v. IV 383. Schauſpield. IV 390.
Gedike, Pädagog V 347.
Gedrut II 13.
Gehe, E. H., hiſtor. Dramat. V 693.
Gehring V 640.
Geiger, geiſtl. Dichter III 304.
Geiler von Kaiſersberg II 119. 388. 399 f.
Geiſtertheorien III 370.
Geiſtliche Dichtungen im 9. Jahrh. I 75 ff. (58 ff.) Geiſtliche Geſänge II 454 ff. im 17. Jahrh. III 334 ff. beſonders von den Pegnitzern cultivirt III 290. im 18. Jahrh. IV 20 f. S. Lieder, geiſtliche. Kirchenlied.
Gelegenheitsdichter zu Opitz Zeit in Schleſien u. Sachſen III 208.
Gelegenheitsgedicht, Quelle der lyr. Poeſie I 314. (299 f.) epigrammatiſches III 321. Gelegenheitslied II 317. Gelegenheitsſchauſpiel III 422. Uebrig. ſ. Ehrengedicht, Hochzeitsgedichte.
Gelehrtenpoeſie III 3 ff.
Geller, Ernſt, Theaterd. III 463.
Gellert, Chriſtian Fürchtegott, Leben und Charakter IV 92 f. Perſönlichkeit, Wirken und Anſehn IV 96 f. vgl. 70. anfangs Gottſcheds Anhänger IV 74. Haß der Alten IV 95. Liederd. III 8. IV 79. 96. 178. — deſſ. Briefe IV 94. bürgerl. Roman IV 96. moral. Gedichte ebend. Moral IV 85. Vorleſungen ebend. Luſtſpiele IV 95. 96. 368. Fabeln IV 78. 85. 98. Charakteriſt. IV 102 ff. vgl. III 46. mit Gleims Fabeln verglichen IV 106. Schreibart IV 104.
Gemmingen, Eberhard Frhr. v., IV 186 f.
Gemmingen, Otto v., V 544.
Genealogien der Deutſchen I 20 f.
Geneſt, Claude, principe de philosophie, von Brockes überſ. III 555.
Gengenbach, Pamphil, II 387. 419. Schauſpielſchr. III 87.
Genſicken, Wilhelmine (W. Willmar) V 571.
Gentz V 607. 637.
Georg, heil., Lied auf ihn I 202. (171.)
Georg, Fürſt v. Anhalt, theologiſcher Schriftſteller III 177.
Gerhard, Bruder II 144.
Gerhard, Joh. A. III 275.
Gerhard, Paul, Theolog III 347. Liederd. III 14. 43. 357. Charakteriſt. u. Leben III 363 ff. Sprache III 366.
Gerlach, Jeremias, III 247.
German u. ſ. w. ſ. Greifenſohn.
Germanen, Berührung derſ. mit den Römern u. Einfluß derſelben I 58. (37.) Schlachtgeſänge I 26 f. (23 f.) Geſänge überhaupt I 35.
Gersdorf, Henr. Katharina v., geb. v. Frieſen, Dichterin III 289.
Gerſtenberg IV 227. 228. 377. Aufſatz über Shakſpeare IV 405. Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur IV 413. Ugolino IV 406. 414.
Gerſtorf III 484.
Geſangbuch zu Luthers Zeit III 20.
Geſchichtsroman ſ. Roman.

Geſchichtſchreibung I 9. 178. (7 f. 139.) im 12. Jahrh. I 203. (154.) Umbildung derſ. in neuerer Zeit V 363 ff. ſ. Herder.
Geſchichtswerke, älteſte der Deutſchen I 369. (271.)
Geſellſchaften zur Beförderung deutſcher Sprache u. Poeſie III 191. 242. IV 21. projektirte III 497. Uebrigens ſ. Deutſch geſinnte Gen. Deutſchübende Geſellſchaft, Elbſchwanenorden, Pegnitzorden, Tannengeſellſchaft.
Geſprächſpiele III 296.
Geßner, Salomo IV 17. V 26. Idyllen IV 163. Charakteriſt. IV 167 f. Gemälde IV 164. Gebrauch der Proſa IV 166. Zuſammenhang mit Klopſtock IV 164 f.
Gesta Romanorum I 217. (168.) II 143. 166 ff.
Geyer, Chriſtian V 691.
Geyſel, Abrah., Bibelreimerei III 34.
Gielee, Jaquemar's, renart le nouvel I 153. (453.)
Gieſeke, Nikol. Dieter. (Köszeghi) IV 75. 77. 81.
Gildas I 245. (198. 200.)
Giraldus, deſſen Reiſe I 250. (203.)
Glafey III 529.
Glaſenapp, Joach. v., geiſtl. Dicht. III 258. 342. 343.
Glaſer, Arnold, Ueberſ. III 80.
Gläſer, Enoch III 246. Verfaſſer von Schäfergeb. III 259. 302. von Friedensſtücken III 430. Schauſpieldi. III 422. enges Verhältniß zu den Pegnitz. III 299.
Gleich, Luſtſpieldi. V 688.
Gleim, Joh. W. L. IV 199 ff. Charakteriſt. IV 252 ff. deſſen Weltanſicht IV 203. Projekte IV 245. Stimmung bei der franz. Revolution V 388. Unterſtützung armer Gelehrten u. Poeten IV 244 ff. Enthuſiasmus für Friedrich d. Gr. IV 221. für Freundſchaft IV 82. für Klopſtock IV 151. Verhältniß zu Gottſched und den Schweizern IV 199. vgl. 162. Urtheil über die deutſchen Schäferſpiele IV 167. über Ebert IV 80. regt zum Dichten an IV 210. deſſ. Dichterkreis IV 249. gleiche Anſichten mit Richey III 546.
Werke: Gedichte IV 250. Tod Adams IV 250. Philotas ebend. Schäfergedichte ebend. Schäferſpiele IV 110. Minnelieder, Oden, Amorettenepigr., Romanzen ebend. Lieder IV 200. liebliche Lieder ebend. ſcherzhafte Lieder IV 199. 200. Lieder eines preußiſchen Grenadiers IV 218. Marſchlieder IV 251. Volkslieder IV 250. Romanzen ebend. Apfeldieb ebend. f. Epoden u. Sinngedichte IV 251. horaziſche u. anakreontiſche Oden IV 250. Hallabat IV 251. goldene Sprüche des Pythagoras IV 251. Fabeln IV 106. 250. Briefe IV 247.
Gleim der Jüngere IV 248.
Glicheſer ſ. Heinrich.
Gluck und Göthe III 551.
Gnomiſche Dichtungen II 28 ff. III 317 f. Gnomiſche Zeit der Poeſie, Charakter derſ. III 242.
Göbel, Schauſpieldi. III 89. deſſen Jacob III 101.
Göckingk, Leop. Fr. G. v. IV 268 ff. 248.
Goldſmith V 172. 173.
Goldoni's Dramen in Deutſchland IV 386.
Goeli II 13.
Goltz, Frhr. v. der, Gedichte IV 286. V 5 f.
Görres Volksliederſammlung II 323.
Gotha, Theater daſ. Ende des 18. Jahrh. V 532.
Göthe, Joh. Wolfgang, Jugendgeſch. u. Entwickelung IV 496 ff. 510 f. deſſ. Lieblingsſchriftſteller IV 499. Leben u. Wirken in Weimar IV 540. 541 ff. V 76 f. Staatsmann IV 506. 508. 542. ſein diplomatiſcher Ton IV 541. amtliches Leben IV 545 ff. ſchädlicher Einfluß deſſelben auf ſeine Poeſie IV 544. entfremdet ſich ſeinen Freunden IV 543. bricht mit Merk und ſeinen bisheriger Freunden IV 541. ihm wird von Wieland gehuldigt, ebend. zuletzt ein Mann d. Hofs u. d. Convenienz V 396 f. Reiſe nach Italien u. Einfluß derſ. auf ihn V 79 ff. ſeine u. Schiller's Wirkſamkeit für die Weimar'ſche Bühne V 577 ff. Verbreitung ſeiner Werke im Auslande V 577. Umgang mit Jacobi u. Klopſtock's Schule in Göttingen IV 536. mit Lavater u. Baſedow IV 534 f. fördert die Unternehmungen ſeiner Freunde IV 533. Sitten IV 518.
Göthe, von Geſchichte, Epos u. Philoſophie wenig gefeſſelt IV 499. V 394. Studium der plaſtiſchen Künſte V 87 ff. wiſſenſchaftliche Studien V 610 f. wendet ſich vom Nördlichen u. Deutſ. z. Antiken V 89. 95. Studium der Griechen, beſ. Homer's V 91 ff. 475. zieht Homer dem Oſſian vor V 79.

deſſen und Schiller's Studien und Benutzung des klaſſ. Alterthums V 473 f. Einfluß des Alterth. auf ihn V 92 ff. Vorliebe für Shakſpeare IV 515. ſtudirt neben Shakſpeare den Arioſt V 79. naturhiſtoriſche Studien V 86 f. 394. in ſpäterer Zeit V 704. botaniſche und anatomiſche Leiſtungen V 705. Morphologie ebend. geognoſt. Studien V 705. philoſophiſche Beſchäftigungen V 706. — Anſichten über die Künſte IV 353. über goth. Bauk. IV 514 f. 703. über altkirchliche Malerei V 703. über die franzöſ. Revolution V 392. 395. Einfl. derſ. auf ihn IV 425 f. Anſicht von der Menſchheit V 393 f. von Leben, Welt, Gottheit V 121 ff. von Theologie und Bibel IV 527. über Religion V 329 ff. vgl. 104. Feind aller ſpecul. Philoſophie V 122. 414. vgl. 507. des Einſeitigen und der Extreme IV 517. Widerwille gegen alles Falſche und Unnatürliche IV 531. Kritiker IV 526. Widerſprüche in ſeinen Anſichten V 127.

Göthe als Dichter charakteriſ. IV 504 ff. ſeinem Weſen und Talente nach mehr epiſcher als dramat. Dichter V 497 ff. Dichter aus Empfind. IV 505. deſſen Phantaſie IV 505 f. gewinnt allen Dingen eine poet. Seite ab IV 507. repräſentirt die Geſchichte der modernen deutſchen Dichtung V 499. ſeine Produktivität IV 524. ſein Sinn f. nationale Poeſie V 397 f. für komiſch polit. Poeſie V 399. — Annäherung an Schiller und gemeinſames Wirken beider V 437 ff. gegenſeitiger Einfluß beider auf einander und Aufmunterung V 464. Beurtheil. des dichter. Charakters beider und Darlegung des Unterſchiedes deſſelben V 495—511. Unterſchied des intellectuellen u. moral. Char. V 507—517. gegenſeitige Berührung u. Ergänzung V 119. 131. 518. vgl. IV 11. V 436. 485. 486. I 12. (10). beider Schilderung der Frauencharaktere, Unterſchied V 505 f. gemeinſame Unterſuchungen über das Verhältniß des Epos zum Drama V 4'3 f. beider Einwirken auf die Geiſtesbildung Deutſchlands V 129 ff. beider Urtheile über den Gebrauch der Proſa in Dichtungen V 482 f. — Befehdung Wieland's IV 527 f. Streit mit Nicolai IV 528 f. — Göthe und Shakſpeare vergl. II 310. mit Herder zuſammengeſtellt V 323. und Lavater IV 414. Einfluß Leſſing's, Winkelmann's, Klopſtock's auf ihn IV 511. Göthe u. Gluck III 551. Charakteriſt. Winkelmann's IV 432. myſtiſche und myſteriöſe Richtung. IV 512. ſchließt ſich an die Italiener an V 102 f. vgl. IV 420. — Seine Satire IV 530. als Balladend. III 72. Antheil an Schiller's Wallenſtein V 480. Hans Sachſiſcher Styl IV 529. ſpätere Dichtungen, Unterſchied von den früheren V 707 ff. Wendepunkt ſeiner Dichtung ebend. Verhältniß zur romant. Schule V 702. Tieck's Muſter in der Novelle V 698. Erneuerer des Volksliedes IV 525. Erlöſchen ſeiner Produktivität V 638. wendet ſich zurück zur plaſtiſchen Kunſt V 701 ff. wendet ſich zuletzt von der deutſchen Literatur immer mehr ab u. ausländiſcher Dichtung zu V 699 f. 717 ff. ſein Styl in der letzten Zeit V 721 f.

Werke: erſte Jugendpoeſieen IV 500. Lieder IV 525. Hans Sachſens Sendung II 475. epiſche Verſuche V 461 ff. Hermann u. Dorothea V 404. 461. 465. 470 f. Reineke I 160. V 401. 462. Achilleis V 401. 475 f. Eugenie V 461. projektirte Epen: Wilh. Tell V 475. der ewige Jude IV 531. Balladen V 460. römiſche Elegieen und venet. Epigramme mit Schiller's gleichzeitigen Ged. vergl. V 450. Alexis und Dora, Elegie, ebend. Xenien ſ. Schiller. zahme Xenien V 724. weſtöſtl. Divan V 713 ff. — Dramatiſches: Göthe's Stücke mehr für d. Lectüre als für d. Bühne IV 573. erſter dramat. Verſuch: Laune des Verliebten IV 503. die Mitſchuldigen ebend. Singſpiele V 10!. Claudine, Erwin u. Elmire IV 142. Götz v. Berlichingen IV 516. 519 ff. V 403. durch daſſelbe Shakſpeare's Oeconomie in Deutſchl. eingeführt IV 520. Wirkungen dieſes Stückes IV 522 ff. Iphigenia IV 118. V 91. 96 ff. urſprüngl. in Proſa V 98. Taſſo V 91. 98 ff. urſprünglich in Proſa V 99. natürliche Tochter V 403. 404. 710. Egmont IV 516. V 102 f. Bürgergeneral V 400. Groß-Kophta V 400. die Aufgeregten V 400 f. Clavigo IV 543. Stella IV 543. Epimenides Erwachen V 713. Fauſt V 105 ff. vgl. I 429. (367.) IV 516. 531. Fauſt neue Aufl. (1807) V 710. Fauſt zweiter Theil V 119 ff. 638. 722 ff. Götter, Helden, Wieland, Farce IV 528. — projectirte Dramen: Nauſikaa V 99. Iphigenia in Delphi

V 97. 99. Mahomet IV 531. Prometheus IV 532. — Proſaiſches: Werther IV 521 ff. vgl. I 444. 453. (381. 390.) Spottſchr. auf denſ. IV 528. italieniſche Reiſe IV 508. V 713. Selbſtbiographie (Wahrheit und Dichtung) IV 496 ff. V 712. Wilhelm Meiſter V 461. 467 ff. 720. kleine Erzählungen (Meiſter's Wanderjahre) V 710. 720 f. vgl. 638. Wahlverwandtſchaften V 710. 711. mit Cervantes Novellen vergl. ebend. die Ausgewanderten V 402. 710. Leben Benven. Cellini's V 444. Novellen V 697. 698. Briefe an Zelter V 722. Propyläen V 702. Anmerkungen zu Diderot's Verſ. V 702. Winkelmann ebend. Noten zu Rameau's Neffen v. Diderot V 704. Schrift über deutſche Baukunſt IV 514. Aufſatz über den Dilettantismus V 699 f. Kunſt u. Alterthum V 703. 713. phyſikal. Schriften V 400. Farbenlehre V 705.

Gothiſche Geſänge I 28. (24 f.) gothiſche Sage dringt bis England I 68. (52.) g. Sprache I 80. (64.)

Gotter, Fr. W., Schauſpieler und Dramatiker V 532 ff. Operndd. IV 378. Improviſator V 533. Ueberſetz. V 534. deſſ. Olynt und Sophronia IV 373. Nachahmer Weiße's IV 377. mit Boie Herausgeber des Muſenalmanachs V 23.

Gottfried v. Straßburg I 435 ff. (372 ff.) vgl. I 206. 254. 328. 329. 389. (155. 190. 209.) ſein Dichtertalent I 446 f. 448. 450. mit Wolfram von Eſchenbach verglichen. I 435 ff. (372 ff.) Charakteriſtik I 387 f. (327 f.) 392. (332.) 441 ff. (379 ff.) Sprache I 438. 450. deſſ. Triſtan, Zeit d. Abfaſſ. I 434. Triſtan analyſ. u. charakter. I 443—452. mit Wolfram's Parzival vergl. I 443 ff. 417 f. (356.) Urtheil über Triſtan I 453. vgl. 362. (262.) 410. (190. 207. 208. 209. 211. 262. 410.) Loblied I 528 f. (441.) deſſen Schule I 485 ff.

Gottfried v. Niſen ſ. Niſen.

Gotthardi, Schauſpieldd. III 87.

Göttinger Dichterbund (Hainbund) V 22 ff. 52. Lyrik deſſelb. V 59. Ueberſetzungseifer V 53. vgl. I (253.)

Gottſchaldt III 7.

Gottſched, Joh. Chriſtoph, IV 15 ff. Leben IV 46. Anhänger von Opitz III 199. IV 50. Verehrer Neukirch's III 502. ſeine Verdienſte um die deutſche Sprache IV 69. Tadelſucht in Bezug auf Styl IV 59. deſſ. Bevorrechtung des Verſtandes in der Poeſie und Unterdrückung der Phantaſie IV 64 f. Kampf gegen die Schweizer IV 46. 52. Niederlage IV 70. Streit mit Bodmer über Milton IV 56. Streben ſich Hof und Adel zu verbinden IV 49. tritt in Oppoſition mit den Pietiſten IV 30. Feind der Freigeiſterei IV 48. deſſ. Anmaßung IV 51. Verdienſt um die deutſche Bühne IV 364. 365. bevorzugt das franzöſ. Schauſpiel III 422 f. IV 364. bringt franz. Stücke auf die deutſche Bühne IV 362 f. Haß gegen die engliſche Bühne IV 364. Kampf gegen die Oper III 472 f. IV 51. 361. u. gegen die Burleske IV 361. Regeln der Dramatik IV 363 f. Haß gegen geiſtl. Epen u. Klopſtock IV 160 f. Kritiker IV 47. 48. ſeine rhetor. Geſellſchaft IV 46 f. Verzweigung derſ. IV 47. Anhänger ſ. Gottſchedianer.

Werke IV 47. Schauſpiele u. Ueberſetzgn. IV 50 f. vgl. 363. Cato, Trauerſp., IV 51. 363. Luſtſpiele IV 367 ff. Schäferſpiele IV 110. Gelegenheitsgedichte IV 49. Zeitſchr. IV 22. krit. Dichtkunſt IV 63.

Gottſched, Luiſe Ad. W., Ueberſetzerin IV 48. 363. deren Briefe IV 48. Schäferſpiele IV 110. Luſtſpiele IV 367 f.

Gottſchedianer IV 49 ff. Verkleinerungsſucht derſ. III 217. Kampf gegen d. Schweizer u. Klopſtock IV 159 f. Schauſpiele derſ. IV 363. reißen ſich von Gottſched los, ebend.

Götz IV 201. 204. Gedichte IV 200. Fabeln IV 107.

Götze, Paſtor in Hamburg, Streitigkeiten mit Nicolai, Leſſing u. A. V 261 f. vgl. IV 408. ſ. Baſedow.

Graalſage I 45. 213. 373. 407 f. (142. 162. 275 f. 345 f.) II 58 ff.

Grabbe, hiſtoriſcher Dramat. V 693. 695 f.

Gräff, Joachim, Schauſpieldd. III 83.

Gramann, Joh., (Polyander) Pſalmenüberſ. III 40.

Grammatik, deutſche, III 231 f.

Graſerin, ihre Gedichte II 223.

Graupner, Komponiſt III 467.

Grazien, Wieland's Anſichten über dieſelben IV 282 f.

Grécourt, Gedichte im Geſchmacke deſſ. IV 286. V 5.

Grefflinger, Georg, III 276. 462. Lyriker, Charakteriſt III 277. Be=

ſchreib. des dreißigjähr. Krieges III 194. 196. Epigramm. III 314.
Greger Federfechter von Lützen, ſ. Finkelthaus.
Greifenberg, Kath. Reg. v., III 286. 288.
Greifenſohn v. Hirſchfeld, Samuel, (German Schleifheim v. Sulsfort) Simpliciſſimus III 383 ff.
Greiff, Fr., chriſtl. Gedichte III 244.
Greyter, Matthias, Pſalmenüberſetzer III 39.
Griechen, Poeſie derſ. I 11 ff. (9. 10. 13.) deren Geſänge vom Trojanerzuge I 111 ff. (90 f.) deren Lyrik I 345 f. (313 f.) griechiſcher Roman ſ. Roman. Uebrigens ſ. Alterthum. Klaſſiſch.
Neu-Griechiſches Volkslied, Ueberſ. V 634.
Gries, Ueberſetzer V 632. 633.
Grillenvertreiber II 346.
Grillparzer, Franz, Dramatiker V 654. 687. 695.
Grimm, v., Gottſchedianer IV 49. 362.
Grimm, Jak. und Wilh., Verdienſte um die Geſchichte der Poeſie I 125 ff. Hausmährchen V 660.
Griphangus, Faber Mirandus, III 64.
Griſchow III 7.
Griſeldis, Geſchichte derſ. II 245.
Grob, Joh., III 244. Epigrammat. III 313.
Grob, Adrian, hiſtor. Schauſpield. V 692.
Grohmann, Schauſpield. V 525.
Gronov, Humaniſt, III 276.
Groſe, Anhängerin Gottſched's IV 49.
Große, K., Romanſchr. V 584.
Groſſer, Opernd. III 461.
Großmann, W., Luſtſpield. u. Schauſpieler IV 370. V 25. 530.
Grotius, deſſen Dramen Muſter vieler deutſchen III 436.
Grötzſch, hiſtor. Schauſpield. V 693.
Grübel, J. Konr., Idyllend. V 74.
Gruber, Leben Wieland's IV 195.
Grumbachiſche Händel ſ. Crumbachiſch.
Grün, Lyriker V 573.
Grünbeck, Joſ., Spiegel, II 387.
Grüner, Schauſpieler I 19. (17.) V 559.
Grünwald, Komponiſt III 467.
Gryphius, Andreas, Leben und Charakteriſt. III 360 f. 432 ff. 358 ff. 436 ff. 440 ff. Begründer des ſchleſiſchen Schauſpiels III 432 ff. vgl. 422. Verhältniß zu Opitz 437. 438. geiſtl. Liederd. III 201. 339. 358. Ueberſetzer III 359. 436 ff. Satiriker III 326 ff. Aehnlichkeit mit Seneca III 439. mit Ayrer verglichen 440 ff. mit Hoffmanswaldau IV 449. deutſcher Ausdr. III 439. komiſches Talent III 475. Anſicht über die Dichter der Alten III 438. Hinneig. zu Balde III 223. projektirte ein allegoriſch hiſtor. Werk über den dreißigjähr. Krieg III 395.
Werke: Leo Armenius, Trauerſpiel II 442. Katharina v. Georgien, Trauerſpiel III 442 f. Karl Stuart, Trauerſpiel III 443. Papinian, Schauſpiel, ebend. Cardenio und Celinde, Trauerſpiel, ebendaſ. der ſchwärmende Schüler, Schauſp. (Ueberſ.) III 437. das verliebte Geſpenſt, Luſtſp. III 446. Peter Squenz, Luſtſp. III 420. 446. Horribiliſcribifax, Luſtſpiel III 447. Piaſtus, Singſp. III 444. Majuna, Singſp. III 444. Sonette III 360.
Gryphius, Chriſtian, ſchleſ. Dichter III 499 f.
Gualter I 204. (154.)
Gubitz, Luſtſpield. V 690.
Gudrun I 372 ff. (274 ff.) Urſprung derſ. I 372. (184. 274.) Charakteriſt. ebend. ff. 380. (382.) analyſirt I 374-380. (276-282.) mit der Graalſage vergl. I 373 (275 f.) Annäherung an Wolfram's Titurel I 373. (275.) formell vorzüglicher als die Nibelungen I 374. (276.) poet. Werth deſſ. ebend. durch die Hände eines Geiſtlichen gegangen I 377. (280.)
Gueinz, Orthograph u. Grammatiker III 177. 232. 268.
Guelfis, Gedicht III 302.
Gugler, v., Schauſpield. IV 390.
Guibert, Abt, I 170. (131.) Geſchichte der Kreuzzüge I 204. (154.)
Guiot de Provins I 419. (358.)
Guiscard u. Sigismunde, Erzählung II 257.
Güldener Hund, Roman III 388.
Gundelwein, Pſalmenüberſ. III 42.
Gundling, geiſtl. Dicht. III 305. IV 62.
Günther, Chriſtian, Leben III 517. 522. Tod III 523. Charakteriſt. III 520. in moral. Hinſicht ebend. f. Rohheit III 521. vgl. 513. huldigt den Frauen ebend. entfernt ſich von den Schleſiern in der Dichtungsmanier III 488. ſeine Muſter III 523. Hang zur Satire III 519. vgl. 504. Oden

III 517. Studentenlieder III 518. erotiſche Lieder III 524.
Gunzo I 96. (80.)
Guſtav Adolph, Herzog v. Meklenburg, Liederd. III 255.
Gutbier, Orientaliſt, III 276.
Guyot I 461. (400.)
Gwile Galois I 254. (207.)
Gyges, franzöſ., ſ. Trepo.

H.

Haak'ſche Schauſpielertruppe III 474.
Haccius, Theolog III 276.
Hadamar von Laber, die Jagd II 226.
Hadewig, Verfaſſer von Friedensſtücken III 430.
Hadloub I 337. II 13.
Hafis, perſ. Dicht. I 315. (300.) V 713.
Hafner, Chriſt. II 284.
Hagedorn, Fr. v., Charakteriſt. IV 41 ff. vgl. III 520. 551. IV 75. 77. 104. deſſen Umgeſtaltung der Lyrik IV 43 f. der Fabel IV 45 f. Fabeld. V 98. Fabeln u. Erzählungen IV 100 f. Epigrammend. III 539. mit Haller vergl. IV 42. moral. Gedichte IV 44 f. Urtheil über den Hexameter und Klopſtocks Meſſias IV 43. ſein Einfluß, Bedeutung u. Anſehn IV 43. vgl. 21.
Hagedorn, Aeyquan III 296.
Hagemann, Schauſpielſchr. V 529.
Hagemeiſter, Schauſpield. V 529. 540.
Hagen, Meiſter Gottfried, Reimchronik von Cölln II 21.
Hagen, Schäfergedicht III 304.
Hagenau, von I 326. (311.)
Hahn, Fr. V 26. 43.
Hahn, L. Phil., Schauſpield. IV 569. 580 f. vgl. 268.
Hailbrunner, geiſtl. Epigramm. III 320.
Haimonskinder II 90 ff.
Hainbund ſ. Göttinger Dichterbund.
Halberſtädtiſcher Dichterkreis IV 251 f.
Halem, v., Lyriker V 575.
Hall IV 228.
Halle, Sitz der Liederdichter IV 31. Pietiſten daſelbſt ebend.
Haller, Albr. v. IV 21. 35 ff. deſſ. Bildung ebend. Gelehrſamkeit IV 36. Charakteriſt. IV 36 f. vgl. III 520. Einfluß auf Kleiſt u. Geßner IV 37. mit Brockes verglichen ebend. vgl. III 552. mit Hagedorn IV 42. Einfluß deſſ. auf Cultivirung des Lehrgedichts IV 38.
Werke: die Alpen IV 37. Gedicht vom Urſprung des Uebels IV 37. Uſong, Roman V 356.
Halliſche Lieder IV 31.
Hallmann, Chriſtian, Dramatiker III 458 f. vgl. 347. 417. Stücke: Katharine v. England III 459. Marianne ebend. Stratonice ebend.
Hamann, Joh. Georg, Leben und Charakteriſt. IV 436 ff. vgl. III 547. V 113. Verhältniß zu ſeinen Freunden IV 441. vgl. 209. zu Jacobi V 315. Streit mit Mendelſohn V 312. Umgang mit der Fürſtin v. Galitzin V 311. Polemik gegen die Berliner IV 445 f. ſchriftſtelleriſcher Charakter IV 447 f. Urtheil über die poet. Literatur IV 449. Einfluß auf Herder IV 451. vgl. 427. Schriftſtellerei IV 439. 445. Schriften IV 447. Golgatha und Scheblimini V 313. Styl IV 443.
Hamburg, Zuſtand der Poeſie und literar. Bildung im 17. Jahrh. III 275 ff. im Anfang des 18. Jahrh. III 530. Theater daſ. im 18. Jahrh. IV. 393. Opernhaus III 468.
Hamilton, Däne, deutſcher Dichter III 214.
Hammer, Joſ. v., Ueberſ. V 634.
Händel, Komponiſt II 325. III 467. 472. u. Klopſtock III 551.
Handwerkslieder II 321.
Hanemann, Proſodiker III 231.
Hanke, G. B., Satiriker III 525. Gelegenheitsd. IV 50. Nachahmer Neukirchs III 525. deſſen Rohheit III 528. vgl. 513.
Hanke, Martin III 513.
Hanno, Lobgeſang auf denſ. I 208 f. (157 ff. 166.)
Hannover, Zuſtand der Poeſie im 17. Jahrh. III 257. in neueſter Zeit V 575.
Hans Han = Hanswurſt III 104.
Hanswurſt im Schauſpiel III 98. urſprüngliche Bedeutung deſſ. III 104. zuletzt noch auf der Wiener Bühne IV 388. 389. Uebrigens vgl. Harlekin.
Happel, Romanſchr. III 276. 401. 402. 532. akademiſcher Roman III 389.
Hardenberg, deſſ. Liederregiſter III 6.
Hardenberg, Fr. v., ſ. Novalis.
Harder von Würzburg, Conr. II 153.
Harlekin durch Gottſched verbannt III 475. IV 51. 363. übrigens ſ. Hanswurſt.
Harlekinaden III 481.
Harms, Liederd. III 8.

Harrer, Peter, Gelegenheitsd. III 135.
Harsdörfer, Georg Phil., (Strephon III 293. 394.) Stifter d. Pegnitzorden III 289. vgl. 246. dichter. Werth III 360. geiſtl. Dichter III 297. 342. Fabeldichter III 297. Ueberſetzer III 295. 395. Schauſpield. III 422. Proſodiker III 231. deſſen Parabel III 67. Geſprächſpiele III 296. herzbewegliche Sonntagsandachten III 297. deſſen (Strephon's) und Clajus Tenzone in den Berinorgiſchen Gefilden III 293. Ueberarbeit. der Diana von Kuefſtein III 394. deſſen Nathan, Jotham, Simſon III 297. Anſicht vom Drama III 416. Urtheil über Opitz III 219 f. Uebrigens ſ. Zeſen.
Hartlieb II 233. 240 f. deſſen deutſcher Ovid II 420.
Hartmann, der arme, Gedicht vom Glauben I 199. 220.
Hartmann von der Aue, Charakteriſt., dichter. Werth und Zuſammenſtellung mit Wirnt v. Gravenberg I 381 ff. (324 ff.) 388. (328. 398. (336.) ſeine Sprache I 389. (329.) deſſen Gregor vom Steine I 386. (325.) ; Sage vom armen Heinrich I 387 ff. (327. 331. 332 f.) Erek I 392 ff. Iwein ebend. (327. 332.)
Hartmann, Andreas, Liederd. III 271.
Hartmann, Thomas, Liederſammler III 35.
Hartmann, (J. D.) IV 187. 188.
Hartwig vom Hage II 268.
Haßkarl's Schauſpielertruppe III 474.
Hatto, Lieder über ihn I 107. (86.)
Hätzlerin II 298.
Hauff, Novelliſt V 697.
Haug, Gottſchedianer IV 50.
Haug III 7.
Haug, Friedrich V 575.
Haugwitz, A. v., Trauerſpieldichter III 417. 459 f.
Hauſen, Fr. v. I 322.
Hauslieder III 26 ff. Charakteriſt. III 28.
Havelok I 255. (208.)
Hayden, Gregor v. II 332 f.
Haydn, Komponiſt IV 389.
Hebel, Samuel, Sonntagsevangel. III 32. Schauſpield. III 90.
Hebel, Joh. Peter, Charakteriſt. V 72 f. alemanniſche Gedichte ebend. verglichen mit Voß ebend.
Heben, deſſen geiſtl. Epigramme III 320.
Hedwig, Gemahlin Herzog Burchardts II., Kennerin der altklaſſ. Literat. I 96. (80.)
Heeren V 367.
Heermann, Joh., Liederd. u. Komponiſt III 203. 353 f. 357. vgl. 15. 248. deſſen Evangelien III 34. 203. 353.
Heermann, Operndicht. IV 378.
Hegeſias I 270. (218.)
Heidegg IV 53.
Heidegger, deſſ. Mythoſcopie III 397.
Heidenreich, Dav., Elias III 275. Opern- und Schauſpield. III 461.
Heidenreich, Aeſthetiker V 412.
Heidin, Gedicht von der I 433. (371.) II 63.
Heidörfer, Conrad II 234.
Heiligengeſchichten in der Poeſie I 483. (423.) Heiligenleben II 114.
Heineccius, Ueberſetzer des Plautus III 76. deſſen Schulſpiegel III 93. Schauſpield. III 83.
Heinſius', Schauſpield. III 436.
Heinrich, der arme Knecht, öſterreichiſcher Dichter I 220.
Heinrich aus Braunſchweig, proſ. Bearbeit. des Trojan. Kriegs II 237.
Heinrich, Herzog v. Breslau II 33.
Heinrich d. Glicheſer, Bearb. des Reinhart Fuchs I 143 f. (443.)
Heinrich v. Laufenberg II 269.
Heinrich v. Linowe I 489.
Heinrich v. Ofterdingen (I 261.)
Heinrich d. Löwe, Gedicht von deſſen Abentheuern II 240.
Heinrich v. Neuenſtadt II 155 f. Bearbeiter des Apollonius von Tyrus II 237 f. proſ. Bearbeit. II 238.
Heinrich Julius Herzog v. Braunſchweig, Luſtſpield. III 110 ff.
Heinrich von Nördlingen II 150.
Heinrich von dem Turlin ſ. Turlin.
Heinrich von Veldeke ſ. Veldeke.
Heinrich der Vogler, deſſen Gedicht von Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen II 96 f.
Heinrichmann, Jak., Praktik III 124.
Heinſe, G. H., Romanſchr. V 357.
Heinſe, Wilh., Leben und Charakter V 4 ff. vgl. IV 248. 255. 536. Gegner Winkelmanns V 15. Verhältniß zu Wieland V 3. — Sinngedichte V 4. Begebenheiten des Enkolp aus Petron's Satirik. V 6. Kirſchen ebend. Laidion V 7. Erzählung. ebend. Ueberſetzung Taſſo's u. Arioſt's V 8. Romane V 13. Ardinghello V 13 f. Hildegard von Hohenthal V 16 ff. Fiormona V 16.

Heinſius III 175. 344. Lobgeſang auf Chriſtum III 206.
Heinzelin von Konſtanz II 50.
Held, Heinrich III 254.
Heldenbuch II 243.
Heliand ſ. Evangelienharmonie.
Heliodor, griechiſcher Romanſchr., von Taſſo benutzt I 263. (172.)
Hell ſ. Winkler.
Hellbach, Ueberſ. III 143.
Helmbold, Ludw., Liederd. III 33 f.
Helwig, Joh., (Montano III 395.) Pegnitzſchäfer III 289. 294. deſſen Beſchreibung Nürnbergs III 294. Romanüberſetzer III 395.
Helwig, Amalie v. V 571.
Hemmerlein, Felix II 251.
Hemſterhuys, Philoſoph IV 560. V 309. 310.
Hendekaſyllaben im Schauſpiel III 84.
Hennling, Joh. III 257.
Henrici, Chr. Fr. (Picander), Schauſpield. III 477. 478. 492. 495. Poſſenſpiele, akadem. Schlendrian III 482. Luſtſpiele IV 367. Gottſchedianer IV 363.
Henſel, Schauſpielerin IV 389. 393 f.
Hensler, P. W., V 43.
Heräus, K. Guſt., Hofpoet III 510 f. fertigt deutſche Hexameter III 511. vgl. 486.
Herberger, Valerius, Hauslieberd. III 29.
Herbort v. Fritzlar I 268 ff. trojan. Krieg charakteriſ. I 298 ff. (216. 242. 247 ff. 311.)
Hercules in Deutſchl. I 22 f. (19. 20.)
Herder, Joh. Gottfr., Charakterſchilderung IV 452 ff. vgl. V 317. 322. Hamann's Schüler IV 451. vgl. 414. zur Lebensgeſch. IV 485. 488. Entwickelungsgang IV 485. Tagebuch IV 485 ff. in Weimar IV 540. Lieblingsſchriftſteller IV 459. 467. ſeine Gattin IV 454 f. bildet ſich an Leſſing IV 455. vgl. V 320. an Leibnitz IV 484.

Herder Charakteriſt. IV 463 ff. vgl. II 322. Feind d. Nachahmung IV 458. Vorliebe für die Griechen ebend. f. Kenntniß des Homer IV 459. Feind regelloſer Genialität IV 480. Vertheidiger der Franzoſen IV 480 f. literariſche Intoleranz IV 481. Rednertalent IV 462 f. ſein Kosmopolitismus IV 464. Vorliebe für Naturpoeſie und den kindlichen Zuſtand der Menſchheit IV 467. 463. für den Süden IV 477. 484. legt das Gemüth als Maßſtab an, nicht die Regeln des Kopfes IV 468. ſein Unterſ. zwiſchen Natur- und Kunſtpoeſie IV 468. Anſicht über Poeſie und Proſa ebend. über den Zweck der Poeſie IV 471. Vorliebe für das Volkslied IV 470. 471. Anſicht über das lyriſche Lied IV 473. über die didaktiſche Poeſie IV 3. 38. 482. im Schauſpiel Gegner der Franzoſen IV 470. ſeine vielſeitige Kenntniß der Poeſie der verſchiedenſten Völker IV 472. 475. Anſichten über Ruhm IV 495. pädagogiſche Grundſätze IV 489 f.

Herder Repräſentant ſeiner Zeit IV 10. 420. vom Chriſtenthum V 325 ff. wiſſenſchaftl. Leiſtungen IV 489 ff. vgl. V 113. Wirkungen derſ. IV 494. als Kritiker IV 427. Vergleichung mit Leſſing ebend. IV 460 ff. V 616. Befehdung Leſſings IV 460 ff. erſt Kants Schüler dann Gegner der Kant. Philoſophie V 411. 412. Antheil an den Streitigkeiten über Spinozismus V 320. ſeine Humanitätstheorie V 374. 377 f. ſein Streben IV 485. — mit Leibnitz verglichen V 322. Einfluß auf Göthe IV 496. 512 f. Streit mit Klotz IV 459. 491. mit Göthe zuſammengeſtellt V 323. Rouſſeau gegenüber geſt. V 324. — Einfluß auf die Romantik V 614. mit den Schlegeln verglichen ebend. ff. Einfluß auf Umbildung der Geſchichtſchreibung V 365. 372 ff. auf die Geſtaltung der poet. Literat. IV 463 ff. — Stellung als Theolog zu Rationalism. und Myſticism. V 317 ff. — ſein Hauptverdienſt als Ueberſetzer IV 475. 484. nicht Dichter IV 476. ſeine Proſa IV 477 f. Styl IV 475 f. — Schriftſtelleriſcher Charakter IV 464.

Werke IV 455 f. 471. Ueberſetzungen IV 479. Poeſien IV 463. 478. 479. Cid IV 474. 477 f. Stimmen der Völker IV 472. Dramen IV 479. Fragmente zur deutſchen Literatur IV 413. 483. 456 ff. Legenden IV 478. Paramythien ebend. krit. Wälder IV 459 f. fliegende Blätter von deutſcher Art und Kunſt IV 469. Humanitätsbriefe V 325. — Ideen zur Geſchichte der Menſchh. IV 491. V 321 ff. 365. 372 ff. andere die Geſchichtſchr. anregende Schriften ebend. Philoſophie der Geſchichte IV 490. Geſpräche über Spinoza's Syſtem V. 320. Kalligone IV 479. — Aelteſte Urkunde des

Menſchengeſchlechts IV 490 f. über den Urſprung der Sprache ebend. Provinzialblätter IV 492 f. über den Geiſt der hebräiſchen Poeſie IV 473 f. Briefe über das Studium der Theologie V 318. chriſtliche Schriften V 326 f.

Hering, Dramatiker V 573. 696.

Hermanrich, Sagen von demſ. I 28 f. (25. 29.)

Hermann von Sachſenheim, goldener Tempel II 154. Mohrin II 222.

Hermann, Landgr. von Thüringen I 295. (242 f.)

Hermann, Nicol., Liederd. III 18. 28. 29. 30 f. 353. 364. u. Komponiſt III 15. Evangelien III 32. 33.

Hermann, J. B., Jean Paul's Freund V 226.

Hermannus contractus I 121. (200.)

Hermes, Joh. Timoth., Romanſchr. V 185. Vorliebe für den engliſchen Geſchmack V 185 f. — Sophiens Reiſe V 187 f. Fanny Wilkes V 189. andere Werke für Frauen V 188.

Herodot I 60. (270.)

Herpin, Herzog, Geſchichte von demſ. II 247.

Herrnhutiſches Geſangb. IV 29. 30. 31. 33.

Herrnſchmidt, Liederd. IV 32.

Heß, J. G. H., IV 155.

Heufeld IV 387. Komödienſchr. IV 391.

Hexameter, wann zuerſt in Deutſchl. gebraucht III 511. in Holland ebend. Beurtheilung deſſ. als epiſcher Vers IV 119. Streit über denſ. V 54 f.

Hexerei u. Zauberei, Bekämpfer und Vertheidiger derſ. im 18. Jahrh. V 296 ff.

Heyden, Drechsler u. Poet III 267.

Heyden, Gottſchedianer IV 386.

Heymair, Magdal., Sonntagsepiſteln III 18. 32.

Hildebrand, Joh., deſſ. Jeſu Sirach III 337.

Hildebrandlied I 68 ff. verglichen mit d. Eddaliedern I 69 f. (53.) (52. f. 55 f. 141. 244.) II 108.

Hiller, Ph. Fr., Liederkäſtlein IV 186.

Hiller, Komponiſt IV 377 f.

Hinrek v. Alkmar II 406.

Hintze, Operndichter III 467.

Hippel, Theod. Gottl. v., humor. Romanſchr. V 190. vgl. IV 424. Leben u. Charakter V 193 ff. Freimaurer V 195. Freund von Kant und Scheffner V 191 f. von Hamann V 194. Staatsidealiſt u. Weltbürger V 197. Schreibweiſe IV 444. vergl. mit Hoffmann V 686.

Werke: Lebensläufe in aufſteigender Linie V 190. 192. Selbſtbiographie V 194. Kreuz- und Querzüge des Ritters A — Z. V 190. 196. 275. Büchlein von der Ehe V 197. über die bürgerl. Verbeſſerung der Weiber V 197. 198. Gedichte V 194.

Hirſch, geiſtl. Dichter III 305.

Hirtengedicht ſ. Schäfergedicht.

Hirzel, Haas Kasp. IV 53. 199.

Hirzel, Ueberſetzer V 634.

Hiſtoriſche Volkslieder ſ. Volkslieder.

Hitopadeſa II 175 f.

Hitzig, Romant. V 573.

Hochberg, Gr. v., Pſalmenüberſ. ſ. Hohenberg.

Hochzeitgedichte, Obſcönität derſ. III 218.

Höfel, Joh., Liederd. III 267.

Hoffmann, Joh. Ad. III 547. IV 59. deſſen Sprachneuerungen ebend.

Hoffmann, E. T. W., Romant., Lebenſchild. u. Charakteriſt. V 684 ff. vgl. 573. 660. I 43. Novelliſt V 697. Schriften V 686.

Hoffmanswaldau, Chriſtian Hoffmann v., III 437. 438. 447 ff. deſſen Charakteriſt. III 448 ff. neigt ſich zu Balde u. den Italienern hin III 223. mit Gryphius verglichen III 359. 438. 449. Einfluß auf die ſchleſ. Dichter III 498 ff. angeſehen bei den Weiſianern III 493. Schreibart III 450 ff. ſeine Nachahmer III 450. Ueberſetzer III 447 f. eigene Dichtungen IV 449. 495. Liebeslieder IV 450. erotiſche Heldenbriefe III 450 f.

Hofmann, Leop., Muſiker IV 389.

Hofmann, Aloys, Wiener Zeitſchr. V 385.

Hofnarr II 328. Entſtehung deſſ. II 347 ff. und Volksnarr, unterſchieden III 102 f.

Hofpoeſie III 463. 498.

Hofpoeten III 461. 462. 498.

Hofteufel, kom. Perſonen in der Komödie III 102.

Hoftheater, erſtes, III 97.

Hohenberg, Wolfg. Helmhardt v., Romanſchreib. III 390. deſſen Epos III 225. 245. 404. Pſalmen III 336.

Hohenaſperg, Sitz der Liederpoeſie IV 32.

Hohenfels, Burkart v., I 315. Minnelieder I 329. 337. (300. 307.)
Hohenlohe, Gottfr. v., Ged. von den Rittern des Artur I 489. II 59.
Hohenſtaufen I 117. (96 f.)
Hohes Lied, paraphraſirt II 149. III 337. in Geſprächſpielen III 288. Einfluß deſſ. auf geiſtl. Dichtung III 337 f.
Holberg, Luſtſpield. III 475.
Hölderlin IV 374.
Holk IV 153.
Holländiſch ſ. Niederländiſch.
Holſtein-Auguſtenburg, Prinz v., V 422. 423.
Holtei, Dramat. V 573. 690.
Hölty, L. H. Chr. V 26. 43. Gedichte V 44.
Holzer, Bürgerm. von Wien, Dichter II 202.
Holzmann, Daniel, Fabeld. III 55.
Holzwart, Matthias, Saul, Schauſpiel II 363 f. III 94. deſſen Lobgedicht III 135.
Homburg, Ernſt Chriſtoph, weltl. und geiſtl. Dicht. III 270. geiſtl. Dicht. III 343. Schauſpielſchr. III 422. Schäferſpield. III 460.
Homer zur Charakter. I 111. 414. (352.) die Bibel der Griechen I 23. (21.) und Arioſt I 60. 175. (39. 136.) homer. Gedichte vergl. mit Reineke Fuchs hinſichtl. der Ueberlief. I 304. (285.) vgl. mit den Nibel. I 363—372. (265—274.) — Ueberſetzungen derſ. durch die Göttinger V 54 ff. Uebrigens ſ. Griechen, Volksepos.
Hooft III 174. Schauſpield. III 436.
Horaz, Einfluß auf deutſche Lyrik im 18. Jahrh. IV 202. Ueberſetzungen IV 203.
Horbius, Theolog III 276.
Horn, Franz, Literarhiſtor. V 585. 586 f. 622.
Hornburg, Lupolt II 41. 45.
Horneck, Ottokar v., II 10.
Hörner III 7.
Hornmolt, Sebaſtian, Pſalmenüberſ. III 43.
Höſchel, Dav., Ueberſ. des Terenz III 76.
Hotter, Opernd. III 467.
Hottinger, J. J., hiſtor. Schauſpield. V 692.
Houwald, Ernſt v., Dramat. V 654. 687.
Hövelen, Konr. v., III 265. Orthograph III 282.
Hoyers, Anna Owena, Dichterin III 288.
Hroswitha, Nonne, mit altklaſſiſcher Literat. bekannt I 97. latein. Schauſp. I 105. (80. 85.)
Huber, J. L., Liederd. IV 32. deſſen Oden, Lieder u. Erzählungen IV 186. Schickſale IV 187.
Huber, Ueberſetzer V 620.
Hübner, Mitgl. der fruchtbr. Geſellſchaft, braucht Alexandriner III 176.
Hübner, Geogr. und Hiſtor., Weiſianer III 491. 542.
Hucbald, Verfaſſer des Ludwigslieds I. 95.
Hudemann, L. Fr., IV 158. 161. 361.
Hugdietrich II 100.
Hugo v. Langenſtein, deſſen heil. Martina I 525 ff. vgl. 512. (436 ff. 427.) II 116.
Hugo v. Montfort ſ. Montfort.
Hugo, Victor, Einfluß auf die neueſte Literat. V 695.
Huldrich, Wolgemuth, Fabeld. III 65.
Hülſemann III 547.
Humboldt, W. v., äſthet. Verſuche V 436. 472 f. Briefwechſel mit Schiller und Göthe V 446 f.
Hume, David, V 315.
Humor IV 424. V 162. 177 f.
Humoriſtiſcher Roman ſ. Roman.
Hund, Sam., III 275.
Hunnibald's Chronik I 24 f. 212. (22 f. 161. 270.)
Hunnius, Ueberſ. III 85.
Hunold (Menantes III 530.) III 355. 413. 488. 471. 493. 504. IV 99. deſſ. theatral. Gedichte III 408. Opernd. III 466. 467. Romanſchr. III 276. 404. 405. 530 f. Ueberſetzung Lafontainiſcher Fabeln III 533.
Hunyad II 246.
Huygens, Konſt., machte zuerſt holländ. Hexameter III 511.
Hutten, Ulrich v., Leben, Wirken und Schriften II 424 ff. vgl. 440. III 4. 166. deſſen Antheil an den dunkeln Briefen II 420 f. vergl. mit Machiavell II 432 f. 438. mit Luther II 434. deſſen Klag und Vermahnung wider die Gewalt des Pabſtes II 442—446. die Anſchauenden, Dialog II 446.
Hymnen III 344. chriſtliche III 13.
Hyperorthodoxe ſ. Theologen.
Hyphantes ſ. Weber, G. Heinr.

J.

Jacobi, Fr. Heinr., Charakteriſt. IV 556 ff. philoſ. Beſtrebungen IV 557.

relig. Richtung IV 558. Freundſchaft mit Wieland IV 560. ſchließt ſich an Göthe an IV 560. unbeſtändig in ſeinen Anſichten ebend. Gegner Kant's IV 561. poetiſcher Geſchmack IV 562. Freundſchaft mit Hamann IV 441. Anſchluß an Lavater V 315. Umgang mit der Fürſtin Gallitzin V 311. vgl. IV 420. 535 f. Allwill u. Woldemar ebend. f. Etwas das Leſſing geſagt hat V 312. über die Lehre des Spinoza V 314.

Jacobi, J., III 319. 427. 461.

Jacobi, J. G., IV 246. 257 ff. Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen über ihn IV 262. Gedicht, die Dichter IV 259. Sommer- und Winterreiſen IV 260. Briefe IV 247. an Gleim IV 261 Charmides und Theone IV 261. Iris IV 262.

Jacobus de Benedictis II 456.

Jägerlieder II 319 f.

Jägerſchreie II 318.

Jähns IV 248.

Jahn, Bedeutung dieſes Namens im Schauſp. III 104. 105.

Jahreszeitfeſt II 362.

Jamben, achtſylb. gew. Versm. des Schauſp. III 84. fünffüßige, ſechsfüß. ebend.

Jamblichus I 235. (182.)

Ickſtadt, Frh. v., IV 578.

Idylle IV 109 f. 169 f. im 18. Jahrh. V 70 ff. Verhältniß derſ. zum Epos, Drama u. Lyr. Ged. IV 164. welchen Ländern eigenthüml. IV 165. u. Oper IV 20.

Jean Paul Fr. Richter, Charakteriſt. V 209 ff. 233 f. vgl. I 436. (374.) Jugendbild. u. Entwickel. V 213 ff. 225 ff. Unkenntniß der klaſſ. Literatur V 220 f. vgl. mit Wieland V 221. Schriftſtellerei u. Sammelſucht V 222 ff. Gelehrſamkeit und wiſſenſch. Werke V 252 ff. Haß der Brodſtudien V 227 f. Sprache V 228 f. Studien ebend. Romane V 233 f. Religioſität V 329. Kosmopolitism. V 379. Satire V 230 ff.

Werke: Auswahl aus des Teufels Papieren V 232. unſichtbare Loge V 239 ff. Quintus Fixlein V 239 ff. Grönländiſche Prozeſſe V 230. Blumen-, Frucht- u. Dornenſtücke V 239 ff. 242 ff. Biographiſche Beluſtigungen V 244. Palingeneſien V 247. Jubelſenior V 244. Titan V 247 ff. Flegeljahre V 251 ff. bevorſtehender Lebenslauf V 247. Vorſchule der Aeſthetik und Levana V 253. Kampanerthal V 244 ff. vgl. I 256. (209.) III 151. IV 10. 13. 277. 318. 424. 426. 444. 590 f. V 162 f. — ſ. Sterne.

Jena ſ. Weimar.

Jeniſch V 471.

Jeroſchin, Nicolaus von, Chronik des deutſchen Ordens II 19 f.

Jeruſalem, Theolog. V 260.

Jeſuitentheater IV 359 f.

Iffland, A. W., IV 393. V 523. 542 f. in Berlin V 546.

Ikelſamer III 231.

Iken, Ueberſetzer V 634.

Illuminaten V 274. 385 f.

Immermann, hiſtor. Schauſpield. V 694. Trauerſpiel in Tyrol ebend. Schickſalstrag. V 695.

Indiſche Literat., Ueberſ. aus derſelben V 634.

Ingolſtetter, Andr., III 289. 304.

Jodel oder Jogle, Hanswurſtname III 105.

Johann von Holland II 188.

Johann Adolph, Fürſt von Anhalt, Liederd. III 184.

Johann von Nürnberg II 313.

Johann Fr. von Sachſen, Lieder, III 22.

Johann Heinr. v. Braunſchw., Comödie von Vincent. Ladisl. Satrapa von Mantua III 112. ſeine engl. Comödien und Tragöd. III 113.

Johann von Würzburg II 109.

Johannes von Salzburg II 456.

Johannſen, Dramatiker III 276.

Johanſſen, geiſtl. Dichter III 343.

Jonas ſ. Juſtus.

Jormann, Joh. Albr., Umarbeiter des Theuerdank's II 422.

Jornandes I 25 f. 59. (23. 38 f. 270.)

Joſeph II., Kaiſer, ſeine Aufklärungsverſuche V 300.

Joſephi, Schauſpieler IV 360.

Journale angegriffen durch Bodmer IV 55. ſ. Wochenſchriften.

Journalweſen in Deutſchland III 496 f.

Irinc I 40. (48.)

(Irmenfried, thür. König, I 48.)

Irmin I 27.

Irnfrit I 40. (48.)

Iſaac, Kompon. II 325.

Iscanus, trojaniſcher Krieg, I 252. (205 f.)

Iſelin, Pädagog V 345.

Iſengrimus, lat. Bruchſtück, I 140. (119 ff.)

Italien, Studium der Alten daſ. III 168. — Ital. Dichtkunſt III 163 f. verdankt Vieles den provenz. Dichtern I 313. (298.) Ueberſetzung ital. Dichter ins Deutſche im 17. Jahrhundert III 168. — Ital. Literatur, Vorliebe dafür zu Ende des 18. Jahrhund. V 8 ff. mit der engliſchen verglichen V 101. Studium der italien. Literatur in neuerer Zeit V 232.
Itwitz, ſ. Ulrich von Lichtenſtein.
Juan, Lorenzo Segura de Aſtorga I 273. (221.)
Juglar, Aloyſ., ſpan. Epigrammat. III 311.
Jung, gen. Stilling, J. H., V 268 ff. 213. religiöſe Anſichten V 270. religiös-polem. Schriften V 271 f. — Geſch. des Hrn. v. Morgenthau V 272. Florentin von Fahlendorn V 272. Theobald ebend. Heimweh V 275. Geiſtertheorie V 276. Schleuder eines Hirtenknaben IV 529. vgl. IV 514. 535.
Jünger, Theaterd. V 536.
Jungfrau, heil., ſ. Maria.
Junker, G. F. W., III 255. 500.
Juſtus Jonas, Liederd. III 24.

K.

Kadentzky III 246.
Le Kain IV 397.
Kaiſerchronik I 205 ff. (154 ff. 165 f. 169 f.) u. Gesta Romanorum II 167.
Kaldenbach, Chriſtoph, III 244. 246.
Kalenberg, von, Pfaffe, II 329 f. III 408.
Kallenbach, Jeſuit III 407.
Kampf der Tugenden und Laſter, Gedicht, I 527. II 118.
Kannegießer, Ueberſ. V 602.
Kant V 405 ff. Kritik der äſthet. Urtheilskraft V 411 ff. vgl. I 408.
Kanzler, der, II 34 f.
Karl der Große I 179. (139 f.) u. ſeine Pairs I 177 f. (138.) 197. Kreuzfahrt I 177. (138.) deſſ. Sammlung alter Lieder I 27. (24.) deſſen Sammlungen deutſch. Geſänge, erſter Schritt zur Zuſammenſetz. epiſcher größerer Gedichte, I 73. (57.) Einfluß auf die Poeſie I 67. (47.)
Karl IV., II 178.
Karl, Markgr. v. Baden, Patron der Literatur IV 358.
Karl, Herzog v. Würtemberg, deſſen Militairakademie IV 538. V 142.
Karolinger I 179. (139.) Karolingiſcher Sagenkreis II 76 ff.
Karlſage I 185 f. (146 f.) ſ. Rolandſage.
Karrikatur ſ. Carrikatur.
Karſch, Anna Luiſe, III 289. IV 48. 219 f. 221 f. vgl. 72.
Kaspar von der Roen, ſ. Caspar.
Käſtner IV 73. 162. 254. Gottſched's Schüler IV 46. Gedicht über die Cometen IV 40. Epigrammatiſt IV 342.
Katholicismus, Eindringen deſſelb. in die Poeſie zu Ende des 18. und Anf. 19. Jahrh. V 597 ff.
Kayſer V 101.
Kayſer, Componiſt III 467.
Keimann, Chrſtn., III 275. 461.
Keller von Maur IV 54.
Kellner, Gottſched's Anhänger IV 50.
Kemnat, Albr. von, I 489.
Kemnat, Mathis von, II 217.
Kempe, (Kleodor), Martin von, III 231. 254. 302. 319. 470.
Kempis ſ. Thomas.
Kepler III 223.
Keppenſen, deſſen Lied von Erſteig. der Stadt Lüneburg II 198. 200.
Kerens, Joh. Heinr. von, IV 388.
Kettenbach II 451.
Khedr I 271. (219.)
Kiene III 486.
Kind, Fr., V 574.
Kind, Th., Ueberſ. V 634.
Kinderbücher im 15. Jahrh. II 267. Kinderſchriften und Volksbücher V 350 ff.
Kindermann (Kurander v. Sittau), Romanſchr. III 411 f.
Kinderroman ſ. Roman.
Kirchbauer ſ. Naogeorg.
Kirchberg, Ernſt von, II 201.
Kirchengeſang I 89.
Kirchenlied, Entſtehung, Ausbildung u. Veränder. II 324. 453. 454 ff. III 3 ff. 352 ff. Verbeſſ. deſſ. im 18. Jahrh. IV 177 ff. Dichter derſelben III 248 ff.
Kircher, Athanaſ., III 352.
Kirchmeyer, ſ. Naogeorg.
Kirchner, lat. Dicht. III 214.
Kiſtenmacher, Peter, III 247.
Kiurenberger, der, I (294.) I 321.
Klajus, Klay, ſ. Clajus.
Klaſſiſche Dichter, Einfluß derſelben auf die Umgeſtaltung der Poeſie der

neuern Zeit III 162 ff. — Klaſſiſche Literat. in Deutſchl. unter den ſächſ. Kaiſern I 96 ff. (79 ff.) vgl. Alterthum.
Klefeker III 547.
Kleinjogg IV 554.
Kleiſt, Chr. Ew. von, IV 215. Tod IV 217. Landluſt oder Frühling ebendaſ. ff. vgl. 210. 387. 389.
Kleiſt, Fr. Alex. von, V 644.
Kleiſt, Heinr. von, Dramatiker, V 674 f. Charakteriſt. 675 f. Novelliſt V 697. Familie Schroffenſtein V 675. Pentheſilea ebend. Käthchen von Heilbronn ebend. Prinz von Homburg ebend. 662. Hermannsſchlacht 676 f.
Klemm, Komödienſchr. IV 391.
Klener, Hartwig, Liederd. III 276.
Kleodor, = Kempe, w. ſ.
Kleſch, Dan., III 281. 320.
Klettenberg, Fräul. von, IV 511 f.
Klingemann, hiſtoriſcher Dramat. V 693.
Klinger, Fr. Max. v., IV 567 ff. 572 f. 585. 587 ff. V 113. 386. in Weimar IV 541. Einfluß Schiller's auf ihn IV 586. mit Wieland vergl. V 3. ſein Lieblingsſchriftſteller Rouſſeau IV 591.
Werke: Zwillinge IV 583 f. das leidende Weib, die frohe Frau, IV 584. Simſon u. Griſaldo ebendaſ. Sturm und Drang IV 585. Stilpo ebend. Spieler ebend. der Günſtling IV 586. Elfride ebend. Ariſtodemos ebend. Medea, Roderico, Damocles ebend. Otto IV 579. 589. Romane IV 586 ff. Bambino 587. Sahir ebend. Geſchichte vom goldnen Hahn ebend. Geſchichte eines Deutſch. IV 588. Geſpräch eines Dichters und Weltmann's 589 ff.
Klinſor II 51 f. (I 261.)
Klopſtock, Fr. Gottlieb, Leben IV 114. 176 f. charakteriſ. IV 115 ff. 149. 189. 191. Sprache IV 120. 122 f. Freiheitsſinn IV 122 f. 124 f. Vaterlandsliebe IV 125. verſchwindet allmählig ſeit Herder u. Wieland V 375. Verdienſte um die deutſche Spr. IV 119. um die Bildung Deutſchl. IV 318 f. ſein Hexameter IV 118. Anſchluß an die Alten IV 119 ff. Neigung zur Muſik IV 127. Entwickelung ſeiner religiöſen Richtung IV 133 ff. 183 f. Haß gegen die franz. Dicht. IV 119. 121. Vorliebe zu den Engländern ebend. Einfluß der Schweizer auf ihn IV 153 f. Stimmung bei der franz. Revol. V 383. Anſehn an den kleinern Höfen Deutſchl. IV 538. Wirken in ſpäterer Zeit IV 150 f. ſein Umgang IV 152 f. ſeine Schule V 22 ff. und der götting. Dichterbund ebend. Aehnlichkeit mit Poſtel III 532. und Händel III 551. und Milton III 548. Gegenſ. zu Wieland IV 294 ff. — Vgl. noch (I 43.) III 207. 222. 521. IV 8. 12. 72. 75. 77. 79. 82. 83. 113. 163. 289. 291. 505.
Werke: (Bardiette I 25.) bibliſche Stücke II 366. IV 126. Tod Adam's IV 157. Salomo u. David ebend. geiſtliche Lieder IV 180. vgl. III 6. Leſſing's und Cramer's Urtheil darüb. IV 180 f. Meſſias III 404. IV 125 f. 132 ff. 136 ff. mit Lavater's Meſſias vergl. IV 175. mit Milton's Paradies IV 141 f. Wichtigkeit deſſ. in hiſtor. Hinſicht IV 143 ff. Oden IV 117 f. 127. 130 f. unglücklich in Epigrammen IV 132. Gelehrtenrepubl. V 27 f.
Klotz IV 91. 247. deſſen Streit mit Leſſing IV 350 f. von Herder bekämpft IV 459. 491.
Klug III 7.
Knabe, der elende, unbekannt. Dichter II 227.
Knapp, Liederd. IV 32.
Knauſt, ſ. Chnauſtinus.
Knebel V 25.
Knigge, IV 424. V 200. deſſ. Peter Claus, humor. Roman V 170.
Knittel, Chrſtn., Epigrammend. III 254. Kurzgedichte III 321.
Knobelauch, v., Freigeiſt, V 266 f.
Knobloch V 25.
Knonau, Meyer von, ſ. Meyer.
Knorr von Roſenroth III 201. 288. 350 f. chriſtlicher Kreuzträger (Singſpiel) III 427. chymiſches Schauſpiel III 433.
Knuſt ſ. Chnauſtinus.
Koch, Schauſpieler IV 358. 362. 364. 365. 393 f.
Koch in Braunſchw., deſſen Briefe IV 247.
Kochanowsky, poln. Epigrammend. III 200. 311.
Kohlhardt, Schauſpieler IV 362.
Komiſche, das, in der Kunſt II 368 f. komiſche Perſonen im Schauſpiel III 98. 100 f. kom. Scenen und Intermezzo's im Schauſp. III 100 f.
Komödie II 370 f. lateiniſche auf

Schulen und Univerſit. II 371. Anſehn im 16. Jahrh. III 88. Uebrigens ſ. Bauernkomödie, Luſtſpiel.
Kongehl, Mich. (Prutenio) III 254. 470. IV 49.
König, Joh. Ulr. v., III 509 f. 467. 508. IV 65. 362.
Königsberg, Dichterſchule daſ. III 251. 252.
Königshofen II 143.
Konrad von Ammenhuſen II 163 ff.
Konrad von Dangolsheim, deſſen Reimkalender II 267.
Konrad der Pfaffe I 177. (137 f. 144. 145.) Rolandslied I 179 ff.
Konrad v. Gueinfurt, Oſterlied II 455.
Konrad von Würzburg, Charakteriſt. I 501 ff. (430. 437. 461 ff.) trojaniſcher Krieg I 502 ff. (469 ff.) goldne Schmiede I 528 f. (441.) heil. Sylveſter I 515. deſſen kleine Erzählungen I 501. Alexius, Creſcentia ebend. lyr. und erzählende Gedichte, Engelhart und Engeltrut, Herz, Otto mit dem Barte, Schwanritter I 501. (467. 474.) zu Otto vgl. I 106.
Konrad v. Winterſtetten ſ. Winterſt.
Kopiſch III 247.
Kormart III 472.
Körner, Theod. V 678.
Kortum, Jobſiade V 230.
Koſegarten, L. Theob. V 575. 640 f.
Kosmopolitismus in Deutſchl. V 375 ff.
Köszeghi ſ. Giſeke.
Kotzebue, Aug. v., V 548 ff. Nachahmer Anderer V 551 ff. ſein Anſehn V 552. vergl. mit Molière V 553. Verhältniß zu Schiller, Göthe, Schlegel V 556. Veränderlichkeit in polit. Anſichten ebend. f. Verbindung mit Meißner und Merkel ebend. literar. polit. Wirken V 557. Schauſpiele V 692. Vgl. (I 393.) V 200. 584.
Kramberg, Opernd◦ III 467.
Kramer ſ. Cramer.
Krantz, Gelegenheitsd. IV 50.
Krauſe, Polyhiſtor III 519.
Kretſchmann, K. Fr. IV 107. 227.
Kreuzträger II 272.
Kreuzzüge, deren Einfluß auf Poeſie I 162 ff. (123 ff. 193.) Geſchichtſchr. derſ. I 203 (154.) haben faſt jede Erinnerung an die Otton. Zeit vertilgt I 133. (112.)
Krieg, der, kein Hemmungsmittel der Poeſie III 195.
Kriniß III 247.
Kritik III 529 f.
Krolewiz, Heinr. v., Vaterunſer I 531.
Krüger, Joh. Chrſtn., Schauſpiel- und Luſtſpieldichter IV 368 f. 373.
Kruſe V 684. 695.
Kuefſtein, Graf v., III 184. 390. 394.
Kuh, Ephr. IV 220. 374.
Kuhlmann III 201. 339. 351.
Kühnert IV 75.
Kunhart ſ. Stoffel.
Kurander von Sittau ſ. Kindermann.
Kunſt, der Griechen und Deutſchen verſchieden I 115. (94.) Aufgabe derſ. I 390 f. (330 f.) Beſtimmung derſ. IV 353. da, wo ſich das deutſche Kaiſerthum niederließ II 156.
Kunz von der Roſen II 339.
Kürenberger I 321. ſ. Kiurenb.
Kurtz, Komiker III 475. IV 386.
Kyot I 408 f. (346 f.) II 69.

L.

Lafontaine, franz. Fabeld. I 149. (449.) IV 104.
Lafontaine, Romanſchr. V 357. 574. 584. Schüler von Muſäus V 200.
Laiendoctrinal, niederdeutſches II 185.
Lalenbuch II 345.
Lambeck, Humaniſt III 276.
Lambert li Cors I 273. (221.)
Lambrecht, kom. Epos IV 111.
Lampert's od. Lamprecht's Alexander I 272 ff. (220 ff.) 425. vgl. I 120. (99.) 167. 193. 206. (363.) II 22 f. S. Wolfram.
Lamprecht von Regensburg II 150.
Lamprecht III 547.
Landegge ſ. Konrad.
Lang, Dav., Pſalmenüberſ. III 42.
Lange, Gotthold IV 71. 199. horaz. Oden IV 200. 211. Briefe IV 247.
Lange, Ernſt, Liederd. IV 31.
Lange, J., Liederd. IV 32.
Längefeld, Schauſpield. IV 578.
Langenmann, Adelheid, Leben II 150.
Langenſtein ſ. Hugo.
Lanzelot in Proſa II 247. ſ. Ulrich v. Zatzichoven.
Lappe, K., Lyriker V 640. 678.
Laroche, Sophie, Romanſchr. IV 186. 534.
Lasla II 202.
Lateiniſche Poeſie zur Zeit d. Ottone in Deutſchl. I 105. (85 ff.) vgl. (60.)

im 16. Jahrh. III 165 ff. lat. und deutſche Worte abwechſelnd in demſ. Texte II 456.
Lateran, Urſprung dieſes Wortes I 210. (159.) Anm.
Laudes IV 386.
Laufenberg ſ. Heinrich.
Laun ſ. Schulze, F. A.
Lauremberg, Joh. W., III 191. Satiriker III 255. 322 ff. Schauſpield. III 422.
Laurin II 102 f. 104. 107. 111.
Lavater, Joh. Kasp., IV 171. Richtung und Charakteriſt. IV 173 ff. V 276 ff. 283 ff. vgl. 286 ff. IV 152. 415. 416. 494. Leben V 279 ff. Verhältniß zu H. Füßli IV 576. phyſiognomiſche Studien V 291 f. Reiſe nach Bremen u. Kopenhagen V 308. mit Lichtenberg vergl. V 289. religiöſe Grundſätze in der letzten Zeit V 305 f. ſetzt ſich mit den Wunderthätern ſeiner Zeit in Verbindung V 296 ff. Intoleranz V 298 f. 304. in den Xenien charakteriſ. V 455. verſpottet V 289. Aehnlichkeit ſeiner Grundſätze mit Wielands Theorie vom höchſten Gut V 306 f. Streit mit Nicolai V 302. Verbindung mit Sailer V 302 f.
Werke: V 281 ff. geheimes Tagebuch ſeiner ſelbſt V 284 ff. Ausſichten in die Ewigkeit IV 176. 414. Herzenserleichterungen V 303 f. Rechenſchaft an ſeine Freunde V 304. Handbibliothek für Freunde ebend. Fragmente V 292 f. Anfechtungen derſ. V 293 f. vermiſchte Schriften V 298. Nachdenken über mich ebend. vermiſchte Gedanken ebend. Pontius Pilatus V 299. Jeſus Meſſias IV 175. chriſtl. Lieder IV 174. vgl. III 8. Schweizerlieder IV 171.
Leander ſ. Stolle.
Lebensphiloſophie III 410 f. 412 ff.
Lebenszweck V 307.
Lebenwaldt, Adam v., deſſ. Adagia III 313.
Leberreime III 320 f.
Lecküchner II 423.
Legende I 192 ff. 510 ff. (152 ff. 169 f. 331 f. 424 ff.) IV 478. franzöſiſche II 359.
Legendenlektüre kehrt im 15ten Jahrh. wieder II 266 ff.
Lehms III 287.
Lehmus, J. A., Liederd. IV 186.
Lehranſtalten ſ. Erziehungsanſtalten.
Lehrgedicht ſ. Didaktiſche Poeſie.
Leibnitz, deſſen Urtheil über den Reichthum der deutſchen Sprache III 187. über die Verderbung derſ. durch die franz. III 189. Herders Vorbild IV 484. mit demſ. verglichen V 321 f.
Leipzig, Wiege des deutſchen Theaters IV 364. literar. Treiben daſ. in neueſter Zeit V 574.
Leipziger acta eruditor. III 496. Leipziger Dichter III 268 f.
Leiſen II 455.
Leiſentritt, Liederd. und Pſalmenüberſ. III 42.
Leiſewitz, J. A., unter den Göttingern V 26. deſſen Julius v. Tarent, Schauſp. IV 583 f.
Le Kain IV 397.
Lemnius lat. Epigrammat. II 420. III 311.
Lenau, Lyriker V 573.
Lenz, J. M. Reinhold, Charakteriſt. IV 581 ff. vgl. 374. 568. in Weimar IV 541. Göthes Anhänger u. Schüler IV 514. 516. deſſen Stücke IV 582.
Leo Jud, Pſalmenüberſ. III 38.
Lerche, Lieblingsthier der Lyriker des 17. Jahrh. III 311.
Lerſe IV 514.
Leſage, deſſen Schelmenromane III 382. überſetzt V 169.
Leſſing, Gotth. Ephraim, IV 318 ff. Lebensgeſch. IV 322 ff, vgl. IV 233. Charakteriſt. IV 331. vgl. IV 8 ff. 12. 300 f. Vorliebe für plaſtiſche Künſte IV 332. Streben nach Wahrheit IV 333. männlich antikes Weſen IV 331 f. Feind der Regeltyrannei IV 339. der Schulmacherei und literar. Komplotte IV 350. der Sektenmacherei IV 411. Menſchenkenntniß IV 319. vgl. 290. wohlthätige Wirkungen ſeines unſteten Lebens IV 334. polyhiſtoriſches Wiſſen und Beleſenheit IV 335. anſcheinender Widerſpruch in ſeinen Studien IV 336. verſchiedenartige literariſche Arbeiten IV 334 f.
Leſſings Spinozismus V 315. Aeſthetiker u. Kritiker IV 344 f. 349. als ſolcher mit Herder vergl. IV 427. 460 ff. V 616. Dichter IV 348. — deſſen Anſicht über Dichtkunſt IV 354. über die Plaſtik IV 353 f. Urtheil über die philoſ. Dichter und Dichterphiloſophen IV 340 f. bekämpft die poet. Schilderungsſucht IV 341. Urtheil über Klopſtocks Meſſias und Oden IV 337. Beobachtung Wielands IV 343. Verhältniß zu Klopſtock u. Wieland IV 319 f. 331. Gegenſatz zu bei-

den in Beziehung auf Aeſthetik IV 354. bekämpft die gew. Vergleichung der Malerei und Poeſie IV 341. 354. Abfertigung Gottſcheds und deſſen Anhangs IV 338. vgl. IV 379. Auftreten gegen Breitinger, Bodmer u. A. IV 339. Streit mit Klotz IV 350 f. Feind der Sentimentalität IV 330. der Naturenthuſiaſten IV 331. — Anſicht vom Epos IV 556. von der Fabel IV 106. Unterſuchung über das Epigramm IV 342. Leſſing als Epigrammat. IV 343.

Leſſing wendet ſich zum Schauſpiel IV 370 ff. vgl. 347. bekämpft das franz. Schauſpiel und Gottſched IV 379. 399 ff. vgl. 346. 370. 376. beſ. Voltaire IV 401 f. Angriffe auf Weiſe IV 379. Reform des deutſchen Theaters IV 384 ff. perſönlicher Einfluß auf Umbildung der Schauſpielkunſt IV 399. ſeine Regeln des Drama IV 403 f. empfiehlt das engliſche Schauſpiel IV 401.

Leſſing als Theolog IV 409 ff. religiöſe Grundſätze ebend. theolog. Streitigkeiten IV 407 ff.

Werke: Fabeln I 128 f. (108 f.) Fabeltheorie IV 343. Ueberſetzung Diderots IV 381. — Dramen, Charakter. IV 382. 396 f. 479. erſte Luſtſpiele IV 370. Minna v. Barnhelm IV 383. Wirkungen derſ. ebend. Emilie Galotti IV 406. Nathan II 366. IV 397. 407. 413. Philotas IV 375. 380. Miß Sara Sampſon IV 571 ff. — Dramaturgie IV 399 f. Entſtehung derſ. IV 394. Einfluß derſ. auf die Geſtaltung des deutſchen Schauſpiels IV 399 f. Beiträge zur Hiſtorie des Theaters IV 370. der Schauſpieler, Fragm. IV 399. theatral. Biblioth. IV 371. — antiquar. Briefe u. Abhandl. über den Tod der Alten IV 351. Laocoon IV 352. Einfluß deſſ. IV 413. — (Mitarbeiter an den) Literaturbriefen IV 234 f. 346. Abhandl.: Pope ein Metaphyſ. IV 340. — theolog. Schriften IV 410. Fragmente V 311 f. — Nachlaß V 320.

Lettiſche Volkslieder überſ. V 634.

Leu, Peter, von Hall II 331.

Leuchſenring IV 530.

Leuſchner III 268.

Lichnovsky, Gottſchedianer IV 361.

Lichtenberg, Georg Chriſtoph, Humoriſt V 174. Charakteriſt. ebend. ff. vgl. IV 254. 316. religiöſe und philoſ. Anſichten u. Widerſprüche V 176 f. ſatiriſches Talent V 181. wiſſenſchaftliche Beſtrebungen V 179. kleine ſatiriſche Aufſätze V 182. Anſichten über Poeſie V 183. eifert gegen die Schreibſeligkeit ſeiner Zeit V 183 f. Freund der Engländer V 184. ſeine Indolenz V 180. 184 f. Phyſiognom V 179. vgl. IV 397. Unterſchied der Phyſiognomik u. Pathognomik V 295 f. ficht Lavaters Phyſiognomik an ebend. mit Lavater verglichen V 289. ſeine Erklärungen Hogarths V 180. Briefe aus England ebend.

Lichtenſtein ſ. Ulrich.

Lichtwer, Magn. Gottfr., Fabeld. IV 39. 46. 50. 105.

Liebe des Deutſchen und Griechen, Unterſch. I 345 ff. (314 ff.)

Liebenau, J. Chriſt. v., III 280.

Lieberkühn, Fabeld. IV 107. Schauſpield. IV 372.

Lieder, geiſtliche, Veranlaſſ. III 23. in der erſten Zeit der Reformat. III 24. zur Zeit des Palmenordens III 183. hiſtor. Lied II 199 f. ſ. Geiſtliche Dichtungen. Kirchenlied, Hauslied, Parodieen.

Lifort Gawanides I 385. (325.)

Lilienberg, Matth. v., III 185.

Limburger, Martin, Pegnitzſchäfer III 295. 304.

Lindau, Romanſchr. V 574. Ueberſ. V 620.

Linowe ſ. Heinrich.

Lindenberg, Siegfr. v., Roman ſ. Müller, J. Gottw.

Lindenbrog, Humaniſt III 276.

Lindner, Gottlieb III 529.

Lindtner, Damian, Ueberſ. III 82.

Liscov, Chr. L., Satiriker IV 57 f. vgl. IV 17. Lebensende IV 61. Charakter. IV 61 ff. Schreibart IV 60. Werke ebend. Buch über die Unnöthigkeit guter Werke ebend. über Mag. Sievers IV 61.

Literatur, verſchieden nach Ländern u. Confeſſionen IV 22. neueſte Deutſchlands V 725 ff. ſ. Weltliteratur.

Literariſche Bedeutung eines Volks abhängig von der politiſchen V 579.

Literaturbriefe ſ. Nicolai.

Livländiſche Chronik II 18 f.

Löben, Gr. v., Romant. V 574.

Löber, Valentin, Epigrammatiſt III 314. Ueberſetz. des Owen III 312.

Lobwaſſer, Pſalmenüberſ. III 23. 40 f.

Localpoſſe V 536.

Lochner, Pegnitzſchäfer III 290. Schauſpield. III 422. Opernd. III 430.

Löffelholtz, geiſtl. Dichter III 304.
Logau, Epigrammat. III 316 f. vgl. 191. 229. 248. 312. 314. 484. mit Wernicke vergl. III 537 f.
Lohauſen III 184.
Lohengrin II 25 ff. 81. 89.
Lohenſtein, Dan. Kasp. v., Charakteriſt. III 452 ff. 456. vgl. 359. 417. 422. 432. 437. 439. 441. neigt ſich Balde u. den Italienern zu III 223. mit Chriſt. Weiſe zuſammengeſt. III 475. lyr. Gedichte III 452. Trauerſpiele: Ibrahim Paſcha IV 453. Cleopatra ebend. Sophonisbe ebend. f. Agrippina IV 454. Epicharis IV 455. Ibrahim Sultan IV 455 f. Beurtheil. derſ. IV 456 f. Schreibart ebend. Breitingers Charakteriſt. derſ. IV 458. Einfluß Lohenſteins auf Haller, Pyra u. A. IV 457. Bodmers Urtheil über ihn ebend. Arminius, Roman III 393. 399. Benutzung des Homer zu demſelben III 404. Anſicht über Poeſie III 485. ſeine Schule beſ. in Hamburg III 530.
Lokman, arab. Fabeld. I 129. (108.)
Longobarden, deren Sagengeſchichten I 30 f. (27 f.)
Longus, griech. Romanſchr. I 263. (172.)
Loosbücher II 275.
Loredano's Diana überſ. v. Harsdörfer III 395.
Lorichius, Gerhard, v. Hadamar, Latiniſt, III 118.
Loſſius, Kinderſchriftſteller V 352.
Lother u. Maller, Erzähl. II 247.
Lotichius, Joh. Peter, III 166. 268.
Lotichius, Jac., III 166. 268.
Lotter, Gottſchedianer IV 50.
Löwe in den Thierſagen I 139. (118.)
Löwen, J. Fr., Theaterd. IV 394. 395. vgl. 224. moral. Lehrged. IV 39. zärtliche Lieder IV 200.
Löwenhalt, Elias Rompler Freiherr von, Dichter III 157. 191. 244. 338. Stifter der Tannengeſellſchaft III 191.
Löwenſtern, Matthäus Apelles von, III 355.
Luarin I (44.) ſ. Laurin.
Lucian in deutſchen Ueberſ. II 378. Luc. Eſel überſ. II 252. Lucianiſche Geſpräche im 16. Jahrh. beliebt II 447 f.
Ludecus, Amalie, (A. von Berg) V 571.
Lüdemann, Luſtſpield. V 691. Ueberſ. V 632.
Lüders, Albert, deſſen Bibelreimerei III 34.
Ludwig der Fromme, I 81.
Ludwig, Fürſt von Anhalt, Stifter der fruchtbringenden Geſellſchaft III 177 f. Schriftſt. III 184.
Ludwig VI., Landgraf von Heſſen, Pſalmenüberſ. III 288. 335.
Ludwig, Ueberſ. IV 363.
Ludwig, deſſ. teutſche Poeſie III 491.
Ludwig der Fromme, Landgraf v. Thüringen, II 108 f.
Ludwig d. IV., Einfluß deſſ. auf die Poeſie II 135. 138.
Ludwigslied über die Normannen, I 93 f. (78.)
Luis III 547.
Lull III 352.
Lund, Zacharias, III 260.
Luſtſpiel II 368. 370 f. und Epos II 369. Einführung des antiken Luſtſpiels II 375 f. im 17. Jahrh. III 416. Intriguen-Luſtſpiel III 462. rührendes V 545. heutiges V 554. 689 ff. gedeiht in Deutſchland nicht V 541. vergl. Bauernkomödie. Komödie.
Luther II 449 ff. III 222. 223. und Ulrich von Hutten II 434. Sprache II 454. Schöpfer des Kirchenliedes III 4. 6. 11. 14. vgl. II 457. III 15 f. 19. Charakteriſtik 20 f. deſſen Geſangbuch III 22. Kompoſitionen III 15. Fabeldichter III 45. 46. — Deſſen Ehe angegriffen II 420.
Lütold v. Regensburg II 53.
Lybeaus Desconus, Roman, I 254. (207.)
Lycoſthenes Pſellionoros ſiehe Spangenberg.
Lymberger, Ueberſetzer des Terenz, III 76.
Lyrik, I (461.) ritterliche I 302 f. (284 ff.) provencaliſche und deutſche I 308 (289. 295) ff. der Perſer I 315. (300.) der Minneſänger und Griechen I (313 ff.) nach Opitz III 241 ff. Verhältniß zum Drama und Epos IV 130. vgl. V 651. L. der neueren Zeit, Charakter V 639 f.

M.

Macaroniſche Poeſie III 63 f.
Machiavelli (I 271.), Beurtheil. deſſ. III 411. 412. und Ulrich von Hutten II 432 f.
Macropedius III 85.
Madrigal III 317 ff.

Maerlant, Jacob v., I 273. (220.) II 21.
Magdalene Sibylle, Landgräfin von Heſſen, Dicht. III 288.
Magdeburg, Joh., Pſalmenüberſ. III 40.
Mahlmann, Nachahmer Tieck's V 661.
Mahomet I 172. (133.)
Mährchen (I 164 f.) mileſiſche, ſybaritiſche I 215. (167.) Gegenſtand der Poeſie in neuerer Zeit V 658.
Mahu, Stephan, II 325.
Maier, Jac., Schauſpield. IV 579.
Major, Elias, lat. Epigrammat. III 220. 246. 311.
Malagis I 259. (212.) II 63. 82 ff. der flandriſche II 81.
Malerei und Dichtkunſt verglichen V 64. mit einander verb. III 297. 305.
Malesherbes III174.
Malmesbury, Wilh. v., I 32. 206. (155 f.)
Maltitz, G. A. von, Luſtſpield. V 691. deſſ. Kohlhas ebend.
Mandeville, deſſen Reiſen II 239.
Mann, Tuisco's Sohn, in alten Ged. gefeiert I 20. (19.)
Mann und Weib, deren Verhältniſſe in alter und neuer Zeit I 317 f. (302 f.)
Mannheim, Theater daſ. V 149. zu Ende des 18. Jahrh. V 543 f. 546.
Männling III 499.
Manſo in den Xenien angegriffen V 454.
Manuel, Nicolaus, II 450 f.
Marco Polo II 239.
Margenis projectirtes Gedicht von Flemming. III 239.
Margrete, Gemahlin Herz. Friedr. von Lothringen II 231.
Maria, Jungfrau, deren Verehrung I 222. 512 ff. (134.) Verehrung derſ. im 15. Jahrh. II 271 f. Gedichte zur Ehre derſelben I 512 ff. 527 f. (438 f.) II 152 f. Gedicht von Maria's Grüßen I 530. (442.)
Marie de France, couronnements Renart I 153. (452.)
Marini, Poſtel's und Klopſtock's Muſter III 532. Bethlehemitiſcher Kindermord III 548.
Marini, Giovanni Ambroſio, Romanſchreiber III 395.
Marino Sanuti (I 126.)
Marionettentheater III 474.
Markolph, ſ. Salomon.
Marner II 41. 45.
Marnix, Philipp, III 129.
Marquart II 386.
Marſchalk, J. W., deſſ. Andachtswecker III 355.
Martial, Muſter der Epigrammat. des 17. Jahrh. III 314.
Martini, Luſtſpield. IV 369. 372. — Profeſſor IV 386.
Maßmann I 273. (221.)
Matheſius III 18. Hausliederd. III 30. Beförderer der Fabeld. III 46.
Mathis von Kemnat ſ. Kemnat.
Matthiſon, Fr. v., V 575. Elegiker V 644.
Mauersberger III 499.
Maurer, Schauſpield. III 87.
Mauritius, Theolog III 276. — Georg, bibl. Komödienſchr. III 90.
Maurus, Rhabanus I 87. 89. (72. 74.)
Mauvillon, Jac. V 8 ff. Freigeiſt V 265 f.
Maximilian, Kaiſer, Theuerdank, Weißkunig II 421 ff. fürſtl. ſoldatiſche Sittenlehre an ihn II 385.
Mayer, J. Fr., Theolog III 276.
Mecklenburg, Zuſtand der Poeſie daſ. III 259.
Meerfahrt, Wiener I 315. 337. (300.)
Megenberg, Konr. von, deſſen Buch der Natur II 273.
Megerle, Ulr., ſ. Abraham a St. Clara.
Meier, Georg Fr., IV 70.
Meier, Joachim, Romanſchr. III 401. 402. 405. Opernd. III 466.
Meier, Martin, Trimunitas II 244.
Meier, Simon, III 191.
Meiners V 365.
Meinhard V 8.
Meißner, A. G., V 21. deſſen Romane V 356. 584. vgl. Kotzebue.
Meiſter, die 7 weiſen, I 216. (168.) II 171 f. 174 f.
Meiſter, H. u. J. IV 54.
Meiſter, L., IV 26. in den Xenien verſpottet V 454.
Meiſter, Mich., Ueberſ. des Terenz III 76.
Meiſtergeſang II 259 ff. 263. Urſprung II 288. Stoff deſſ. II 265 f. 281. 283. Wettſtreit u. Preis dabei II 261 f. Einfl. der Reformat. auf denſ. II 282 f.
Meiſtergeſellſchaften II 30 f.
Meiſterſänger, nachdem ſie eigentl. Singſchulen errichtet, laſſen ſich nur ſingend hören, II 279. Tabulaturen derſ. II 284 f.

Meliſſus, Paul, deutſch. u. latein. Dichter III 155. S. Schede.
Meluſine, die II 248.
Memorata, Anna, Dichterin III 287.
Menantes, ſ. Hunold.
Mencke, Burchard, Dichter u. Ueberſ. III 494 f. Fabeld. IV 99. vgl. III. 488. 512.
Mendelsſohn, Moſes, IV 220. 236 ff. Streit mit Hamann V 312. deſſen Morgenſtunden V 315. Jeruſalem V 312. S. Nicolai.
Mendoza, deſſ. Schelmenroman III 382.
Menius, Juſtus, Ueberſ. III 82.
Mennel, Jacob, behandelt das Schachſpiel poet. II 423.
Merck IV 541. 543. Charakteriſt. IV 549 ff. deſſen Einfluß auf Göthe IV 517 f. Bruch mit dieſem IV 541. Mitarbeiter an Wieland's Merkur IV 550. Schriften ebend. Hans Sachſiſcher Styl IV 529 f.
Mereau V 572.
Merigarto I 105.
Merckel, ſ. Kotzebue.
Merlin und Arthurſage I 247 ff. (200.)
Merz, Schauſpield. IV 393.
Mesmer V 297.
Meta IV 150.
Metrum, im Schauſpiel III 84. ſpaniſche u. italieniſche in deutſch. Poeſie V 646 ff.
Metzger, Ambroſ., Pſalmenüberſetzer III 42.
Meyer, deſſen Briefe IV 247.
Meyer, Fr. L. W., Schauſpield. V 537.
Meyer v. Knonau, Fabeld. IV 101.
Meyfart, Proſodiker III 231. Kirchenliederd. III 352.
Meynier, Kinderſchriftſt. V 352.
Michaelis, Theolog, IV 189 f.
Michaelis, J. B., IV 248. 255 ff. 377. vgl. IV 107. Anm.
Michaud, Geſchichtsſchr. der Kreuzzüge, I 168. 175. (136.)
Micrälius, Johann (Agathander), Schauſp. III 424.
Milag, Martin, deſſen Jeſaias III 336. vgl. 179. 183.
Miller, Joh. Mart., V 26. 43 f. 200. deſſ. Siegwart V 44.
Miltitz, v., Romant. V 574.
Milton IV 146. und Klopſtock III 548. deſſ. Paradies IV 137. 141. Verhältniß zu Klopſtock's Meſſias ebend.
Minneburg, Gedicht von der, II 52. 224.
Minnegeſang I 302 ff. (284.) in engſter Verwandtſchaft mit Muſik I 363. (264.) u. Meiſtergeſ. II 259 f.
Minnelied im 14. Jahrh. II 217 f. Minnelieder III 238. allegoriſche II 219. S. Volkslied.
Minneſänger I 418 f. (356 ff.)
Minoriten, Einfluß derſelb. auf die Poeſie II 135. 138.
Mirifano, Terpo, III 388.
Misner, der, II 41. 47.
Mitternacht, Joh. Seb., III 275. Proſodiker III 231. geiſtl. Dichter III 343.
Molière, deſſ. Komödien charakteriſ. V 553 f.
Moller, Alfred, Leberreimd. III 321.
Möller, Schauſpield. V 525.
Möller, Gertrud, Dichterin, III 288.
Moltke, IV 153.
Monmouth, Gottfr. von, I 247 f. (200 ff.)
Montano (Joh. Helwig) III 294.
Montemayor III 394.
Montfort, Hugo von, II 224 f. 260. 298.
Montreux, deſſ. bergeries de Juliette überſ. III 394.
Moraliſches Gedicht in Satire übergehend II 401.
Morata, Fulvia, Dichterin III 287.
Morhof, Dan. Ge., III 488 ff. Gedichte 489. Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie ebendaſ. Scheidung der Poeſie III 490. Proſodiker III 231. vgl. noch III 256. 260. 484. 485.
Moritz, C. Ph., Selbſtbiographie V 170 f.
Morolf, ſ. Salomon.
Morſinai, Eliſabeth, II 246.
Morßheim, II 432. III 53.
Morshemius, Ueberſ. III 82.
Morungen, Heinr. v., I 327. (307. 319 f.)
Moſes, Bearbeitung der Bücher M. aus dem 12. Jahrh. I 196.
Moſcheroſch, Joh. Mich. III 372 ff. Satiriker III 313. 406. 407. deſſ. Angriffe auf den Adel 381. Anekdotenſchr. III 50. 56. 57. deſſ. Philander von Sittewald III 368. 372 f. 380. Pflaſter wider das Podagra III 378. Simpliciſſimus III 380. Geſicht von den Laſtern d. Welt ebendaſ. Weiberherrſchaft, Rentkammer u. peinl. Prozeß III 381. Zauberbecher,

Kaufhaus, ebend. Vgl. noch III 143. 156. 194. 296. 410.
Möſel, Wolfg., Pſalmenüberſ. III 38.
Moſen, deſſ. Rienzi V 695.
Moſer, Fr. K. von, IV 188 f. Charakteriſt. IV 190 ff. Fabeln IV 107. 190. Daniel IV 158.
Moſer, J. J. von, IV 186. vgl. 32. Liederregiſter III 6.
Möſer, Juſtus, III 475. IV 551 ff. deſſ. Harlekin IV 380.
Müchler, Theaterd. V 546.
Müglen, Heinr. v., II 151 f. Buch der Maide II 154. Ueberſ. des Valer. Maximus II 155. 159.
Muhl III 260.
Mühlpfort, Heinr., III 458. 498.
Müldener IV 50. 103.
Müller, Schauſpieler, Nachrichten u. Anzeigen vom Wiener Theater IV 387. Komödienſchreiber IV 391.
Müller, Adam, deſſ. äſthet. Vorleſungen V 584. 591. vgl. V 573. 608. 621. 659.
Müller, Ernſt, aus Marburg, III 198. 337. 424.
Müller, Friedr., Maler und Dichter IV 579 f.
Müller, Heinr., Kirchenlieddichter III 546.
Müller, Joh. von, V 366 f. 683.
Müller, J. Gottw., Romanſchr. V 201. Gedichte ebend. Siegfried von Lindenberg ebend. f. V 169. Papiere des braunen Mannes V 202.
Müller, Joh. Samuel, III 547.
Müller, K. (aus Näfels), Schauſpieldichter IV 578.
Müller, Mich., Pſalmenüberſetzer III 336.
Müller, W., Ueberſ. V 634.
Müllner, Ad., Dramat. V 654. 687. deſſen Schuld, ſchließt ſich an Schiller's Braut von Meſſina an V 565.
Münchhauſen, Karl v., V 673.
Muratori III 488.
Murner, Thomas, II 410 ff. 451. Deſſ. Narrenbeſchwörung, Schelmenzunft II 414. III 118. Badefahrt II 418. die Gauchmat ebend. f. Mühle von Schwündelsheim 419.
Muſäus, J. K., IV 424. deſſ. Gärtnermädchen IV 378. Grandiſon V 199. phyſiognomiſche Reiſen ebendaſ. f. Volksmährchen V 200.
Muscatblut II 179 f.
Muſenalmanach, Göttinger V 23 f.
Muſik, Vorläuferin der Poeſie II 283. Verbindung derſ. mit der Poeſie III 225. beim Schauſpiel III 98.
Muspilli I 85. (70. 71.)
Mylius, G., III 252.
Mylius, Chriſtl., IV 71. 75. 323. 371. 373. deſſ. Schäferinſel IV 369.
Myrtillus (Martin Limburger) III 295.
Myſterien II 359 f. 360 ff.
Myſterium III 70.
Myſtik in der Poeſie III 243. Myſt.- und Scholaſtiſch-Theologiſches und Philoſophiſches in der Poeſie II 135 ff. Vgl. Katholicismus.

N.

Nachtigal IV 268.
Nachtigall hiſt. Gedicht II 453.
Nachtigall, Lieblingsthier der Minneſänger III 312.
Nagel, Schauſpield. IV 578.
Naive Poeſie IV 16. 17.
Naogeorg, Thomas (Neogeorg, Kirchbauer, Kirchmeyer, Neubauer), lat. Schauſpield. III 81. deſſen Pammachius ebend.
Narr, im Schauſpiel III 98. 99. 182 ff.
Narrenſchiff ſ. Brant.
Naſus, Joh., Franziskaner, Polemiker gegen Proteſt. III 127. f.
Naubert, Benedicte, V 357.
Nauck, Fr., Lyriker V 678.
Naumann IV 323. deſſen Nimrod IV 160.
Nauwach III 214.
Neander, Chr. Fr., Liederd. IV 179.
Neander, Joach., Liederd. IV 30 f.
Negelein, Adam (Celadon), Pegnitzſchäfer III 346. 430.
Neidhard Fuchs, II 329. III 52.
Nennius I 246. 247. (199. 200.)
Neobulus, Huldrich, Dialog für die Bigamie II 420.
Neogeorg, ſ. Naogeorg.
Neſſel, Martin, III 256.
Neſtroy, Luſtſpield. V 688.
Neubauer, ſ. Naogeorg.
Neuber, Schauſpielerin IV 72. 362. 364. 369. 393. Truppe derſelben III 474.
Neuenſtadt, Heinr. v., II 230.
Neuhochdeutſch II 454.
Neukirch, Benjam., III 500 ff. 501. Leben 513. Charakteriſt. 514. Satiren 414 f. lyr. Ged. 516. geiſtliche Lieder ebend. Ueberſ. des Telemach in Verſen III 404. vgl. III 488.
Neukranz III 256. 335.

Neumann III 499.
Neumark, Geo., III 272 f. Sprache 273 f. Repräſentant der fruchtbringenden Geſellſch. III 179. Proſodiker III 231. geiſtl. Liederd. III 356 f. Schauſpield. III 422. vgl. III 190. 224. 461.
Neumeiſter, Erdm. III 493. IV 30. vgl. III 311.
Neunachbar III 251.
Nibelungenlied I 354 ff. (251 ff.) Zeit der Samml. deſſ. I 354. (251.) ältere Geſtalt deſſ. I 358 ff. (257 ff.) Lachmann's Verdienſt um daſſ. I 356. Grundlage und Entſtehung deſſ. I 41 f. 356 ff. II 95. volksthüml. Ausbildung deſſ. I 38. (35.) Charakter. und Vergleich. mit Homer u. gleichzeitigen ritterl. Epen I 362 ff. (263 ff.) vgl. 113 ff. 396. poet. Werth in Vergleich zu Homer I 371. verringertes Anſehn in der Legendenzeit I 203. über das Geograph. darin I 64. (42.) ob in Schulen zu leſen I 369 f. (272 f.) — Nibelungen Klage I 358 ff. Nibelungenvers I 84.
Nicolai, Friedr. Chrph., IV 232 f. 424. Theaterkritiker IV 397. in den Xenien angegriffen V 454. deſſ. Streit mit Lavater V 294. 302. Reiſe durch Deutſchland V 299 f. verfeindet ſich mit der ganzen Schriftſtellerwelt V 353 f. Almanach II 322. Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften IV 232 ff. 372. deren Einfluß V 260. deſſen u. Mendelsſohns Literaturbriefe IV 234 f. 379. 381. — Sebaldus Nothanker IV 560. V 170. 262 f. Geſchichte eines dicken Mannes V 353. Sempronius Gundibert ebend. Schrift über die Tempelherren V 301. Vgl. Göthe.
Nicolai, Phil., geiſtl. Liederd. III 36.
Nicolaus im Grunde II 340.
Nicolay, Heinr. von, V 19 f. Fabeld. IV 107.
Niebuhr IV 43. V 62. 367.
Niederdeutſch in hochdeutſch. Schriften I 296 ff. (243 ff.) (Niederdeutſchl. im 12. Jahrh. in Bezug auf deutſche Literat. I 252 f.)
Niederlande und Schweiz im 18. Jahrh. IV 23 ff.
Niederländiſche Sprache, Einfluß derſelben auf die deutſche III 167. 175. Poeſie, Einfluß auf die deutſche III 225. Tonkünſtler im 15. Jahrh. II 283.
Niederſächſiſche Dichter III 529 ff.
Niemeyer IV 158.
Nifen, Gottfr. v., I 321. 328 f. (317.)
Nithart I 321. 335 f. (311.) II 329.
Niune II 34.
Nogent, Gnibert von, I 528.
Norddeutſchland, Volkschar. daſ. in Vergl. mit Süddeutſchl. V 62 f. literar. Zuſtand in neueſter Zeit V 575.
Nordiſcher Aufſeher IV 183 f.
Nordiſche (Scandinaviſche) Poeſie, verſchieden von der deutſchen, I 22. 29. 32 f. 68. (20. 26. 29 f. 52.) Literat. V 632. Nordiſcher Urgeſang IV 121.
Normannen I 246. (199.) Siegeslied über dieſ. ſ. Ludwigslied.
Notker I 78. II 142.
Novalis (Fr. v. Hardenberg) V 589 ff. 596. vgl. III 8. V 582. 583. 585.
Novelle, deren Verhältniß zum Roman V 697 f.
Novellenſammlung, deren Entſtehung II 167 f.
Nürnberg, deſſen Reichthum II 295. in Bezug auf Literatur, Kunſt ꝛc. II 462 f. III 275. hier die Anfänge unſeres Schauſpiels II 375. III 106 ff. Nürnberger poet. Geſellſchaft ſ. Pegnitzorden.
Nüßler III 214. 236. 246.
Nydhardt, Hans II 377. Ueberſ. von Schauſp. III 75.

O.

Oberg ſ. Eilhardt.
Octavian, Volksbuch II 248.
Ode IV 128 f.
Odilo I 83. (68.)
Odo, lat. Gedicht über Herzog Ernſt I 225. (192.)
Odyſſee I 64.
Ofterdingen ſ. Heinrich.
Ogier II 93 f.
Oehlenſchläger, Ad., V 667 f. 575. 576.
Olde IV 75.
Olearius, Adam, Dichter u. Ueberſetzer III 234. 314.
Olearius, Joh. Gottfr. und Joh. III 275. 319. — Geſangbuch III 22.
Olearius, Paul, de fide concubinarum in sacerdotes II 420.
Oeler, Ludw. III 39.
Olivier, Geſchichte von Ol. u. Artus II 247.
Olorinus, Sprüchwörterſ. III 67.

Omeis, Pegnitzſchäfer III 287. 303. 304. 305. 491.
Omich, Franz III 90. 93. deſſen Damon III 101.
Oneſicrit I 270. (218.)
Oper, Urſprung derſ. III 225. Stoff III 466. im 16. und 17. Jahrh. III 430. 460 f. 464 ff. im 18. Jahrh. III 418. IV 378. verſchwindet im 18. Jahrh. IV 362. in Hamburg III 467. ital. und franz. in Deutſchland am Ende des 18. Jahrh. IV 558. und Idylle Verhältniß IV 20. von Gottſched bekämpft ſ. Gottſched. Widerſacher und Vertheidiger derſ. III 468. Verfall der heroiſchen in komiſche III 409. für unanſtändig und unchriſtlich gehalten III 471 f. italieniſche III 463. Operntexte vergl. mit den Volksliedern II 306.
Opitz v. Boberfeld, Martin, III 196 ff. vgl. III 12. Leben III 213 f. Protektion und Gönner III 216. Ehrenbezeugungen u. dgl. ebend. f. Dünkel III 240. Mangel an Originalität und Productivität III 219 f. Charakteriſt. ſeiner Werke III 212 f. ſeiner Poeſie III 223. bringt die Poeſie wieder zu Anſehn III 209. verändert den Charakt. der Poeſie III 224. verbannt die Muſik von derſ. ebend. Nachahmung ausländiſcher Dichtungsarten III 217 f. Einfluß auf die deutſche Sprache III 227. Sprachneuerer III 204. deſſ. Versmaaß III 222. Umwandl. des Versbaues u. der Proſodie III 227 ff. Umwandlung des Schauſpiels III 423. regt die ſchleſ. Jugend zum Dichten an III 246. Anſicht von Plato III 211.
Werke: Ueberſetzungen III 221. Pſalmenüberſ. III 204 ff. hohe Lied III 205 f. Schauſpielüberſ. III 421. Ueberſ. von Barclay's Argenis III 395. Opernüberſ. III 465. weltliche Gedichte III 208. Gelegenheitsgedichte III 209. 239. erotiſche Lieder III 217 ff. Epigramme III 314. Herzynia III 293. Theorie der Poeterei III 226 ff.
Außerdem vgl. noch III 40. 41. 156. 173. 191. 194. 311. 359. 360.
Oratorium III 472.
Orientaliſche Literatur, Ueberſetz. aus derſ. in neuerer Zeit V 634.
Ortenſtein, Hans II 202.
Oerthel, J. Pauls Freund V 226.
Ortlob III 247.
Oſſian I 244 ff. (197 f.) deſſen Einfluß auf die deutſche Dichtung IV 122. 224 f. 228. Ueberſetz. V 633.
Oſterſpiele II 366 f.
Oſtfranken I 179. (139.)
Oſtgothen, deren Geiſtliche haben griech. Bildung I 59. (38.) deren Geſchichtſchreiber: Caſſiodor, Jornandes ebend. f.
Oeſterreich, Land der Schwänke II 328 f.
St. Oswald I 237 ff.
Otfried I 81 ff. (67 ff. 161.)
Otnit I 237. II 99. 108.
Otternwolf, v., Schauſpieldichter IV 390.
Otto von Brandenburg II 33.
Otto der Fröhliche II 328.
Otto I, deſſ. Ungarnkriege beſungen I 104. (85.) Schilderung der Zeit unter den Ottonen in Bezug auf Literatur I 96 ff. (79 ff.)
Otto der Rothe, Gedicht I 106. (86.)
Otto, Meiſter, Kaiſer Eraclius I 531.
Ottokar aus Steiermark II 17 f. ſ. Horneck.
Overbeck, Lyr. V 575.
Owen III 314 f.

P.

Päan, der Griechen I 36. (33.)
Pädagogen aus Baſedow's Schule V 345.
Pädagogik ſ. Erziehungsweſen.
Paläſtrina III 17.
Pallavicini's Simſon III 397.
Palmorden ſ. Fruchtbringende Geſellſchaft.
Panſter Jahn, Hanswurſtname im Schauſp. III 105.
Pantke, Gelegenheitsd. IV 50.
Pappus, Joh. III 29.
Parabel III 297 ff. IV 99. erſte Spur davon III 225.
Paracelſus II 479.
Parodieen von Volksliedern als geiſtl. Geſänge III 26.
Parthenopeus von Blois II 112.
Parzival ſ. Wolfram von Eſchenbach.
Pasquill III 182. 405.
Paſſional, das, ungedrucktes I 523 ff. II 114 ff. proſ. im 15. Jahrh. II 269.
Paſſionsaufführungen IV 359 f.
Paſſow V 623.
Pathognomik V 295.
Patriarchaden IV 165. 173.
Pauersbach, v., Schauſpield. IV 390.
Paul, Warnefrieds Sohn, I 30 ff. (27 ff.)
Pauli's Schimpf und Ernſt II 340 f.

Pecke III 268.
Pegnitzorden (oder gekrönter Blumenorden III 290.) III 219. 289 ff. muſikal. Spielereien der Pegnitzer III 429. Opern- und Singſpield. III 430. Verdienſte derſ. um das Drama III 416. Aehnlichkeit derſ. mit Brockes III 549.
Pegnitzſchäferinnen III 289.
Pelzel, Komödienſchr. IV 391.
Percy II 322.
Peri, Componiſt III 465.
Pernauer, Ferdinand Ad., Pegnitzer (Daphnis) III 390. 396.
Perſer, Lyrik derſ. I 315. (300.)
Pertrand III 504.
Peſtalozzi, F. H., V 345 f. deſſen Lienhard und Gertrud V 352. Chriſtoph und Elſe V 352 f.
Peter von Dresden II 456.
Petermann, Tob., III 264. 265. 275. Fabeld. IV 107.
Peterſen, Joh. Eleon., Dichterin III 288.
Peterſen, Theodor III 280.
Petersburg, deutſches Theater daſ. V 376.
Petrarca I 345 f. (298.) II 159. III 163. nachgeahmt in Deutſchl. V 11.
Petri, Sprüchwörterſamml. III 67.
Peuker, Nicol. III 246. 254 f.
Pexenfelder III 191.
Pfalzgrafen, haben das Recht Dichter zu krönen III 191 f.
Pfeffel, Gottli. Konr. IV 102. 106. 107. 262. 263.
Pfeffer III 486. 487.
Pfeil, Fabeld. IV 107. Schauſpield. IV 372.
Pfeilſchmidt (ein Buchbinder), Schauſpieler III 95.
Pfinzing, Melchior II 422.
Pfiſter, Hans, Schauſpieldirig. III 95.
Phantaſie Haupterforderniß zum Dichten IV 506.
Philalethes Parrhaſiaſtes ſ. Anhorn.
Philarchus Groſſus v. Trommenheim, deſſ. Trutzſimpler III 388.
Philipp, Bruder, poet. Biographie der Jgfr. Maria I 527. (438 ff.) II 266.
Philipp, Landgr. v. Heſſen, Liederd. III 22.
Philipp von Elſaß, Graf v. Flandern I 193.
Philippi IV 62.
Philologie in den Schulen V 348 f.
Phyſiognomik IV 417. V 290 ff.
Picander ſ. Henrici.
Pierre Cardinal I 313. (298.)
Pierres de St. Cloot I 146. (446.)
Pietismus und Freigeiſterei gegen Ende des 18. Jahrh. V 267 ff. Pietiſten im 18. Jahrh. IV 29.
Pietſch, Joh. Val., Hofpoet III 512. IV 49. 72.
Pilatus, Sage von Pil. und Judas I 201.
Pilgrin von Paſſau I 107. (85. 86 f.)
Pirkheimer, Bilibald II 435. deſſ. Lobrede auf das Podagra III 123.
Pitſchel, Ueberſ. IV 363.
Planck, deſſen Geſch. des prot. Lehrb. V 366.
Plaſtik, Beſtimmung derſ. IV 353. Sinn für das Plaſtiſche wann zuerſt II 357.
Platen-Hallermünde, Graf v., III 516. V 575. 715. Satire V 661. Luſtſpield. V 691.
Plato, für einen Dichter gehalten III 211.
Plautus, ſ. Terenz. Plautin. Dialog im 16. Jahrh. beliebt II 447 f.
Pleiäre I 488 f.
Pleningen, Dietr. v., II 387.
Plimplamplasko, Satire V 181.
Plümicke, Theaterdichter V 546.
Plutarch zu Fiſchart's Zeit häufig geleſen III 124.
Podagra, Lieblingsthema zu Gedichten ꝛc. in Fiſchart's Zeit III 123.
Poeſie, wahre V 650. Spuren der älteſten in Deutſchl. I 20 ff. (18 ff.) (mythiſche über der Völker Anfänge überall, wann entſt. I 19. von prieſterlicher bei den Deutſchen faſt keine Spur I 22.), älteſte der Griechen u. Deutſchen I 35 ff. (32.) (antike in neuer Geſtalt I 215.), fränkiſche Periode derſ. I 116 ff. (95 ff.) chriſtliche ſ. chriſtliche, geiſtl. ſ. geiſtliche. volksthümliche miſcht ſich zuerſt in Oeſterreich unter die ritterliche II 327. neuere, Charakter derſ. II 284. — Scheidung derſ. in epiſche, dramatiſche, lyriſche III 490. nicht Lebensberuf, allgem. Anſicht zu Ende des 17. Jahrh. III 486 f. im 15. und 16. Jahrh. II 423. und Religion V 593 ff. und Wiſſenſchaft, deren Verhältniß im 19. Jahrh. V 609 ff. orientaliſirende in neuer Zeit V 612. in den Händen der Geiſtlichkeit I 75 ff. deutſche in Ländern außerhalb Deutſchl. in neueſter Zeit V 576.
Paullini, C. F., III 495.

Poggio II 255.
Pohle, Chrſtn. III 247.
Poitou ſ. Wilhelm.
Polemik III 483 ff.
Politik, Umbildung derſ. in neuerer Zeit V 363 ff.
Polyander ſ. Gramann.
Pona, Francisco, deſſ. Ormund III 395.
Pönitenzweſen I 169. (130.)
Pontus und Sidonia, Erzählung II 245. 247.
Pope, deſſen Nachahmung IV 112. Lockenraub IV 109.
Poslius, Ueberſ. III 82.
Poſſen III 112.
Poſſenſpiel III 422. Verfall deſſen III 481. Verbannung deſſ. durch Gottſched III 475.
Poſtel, Opern=, Roman= u. Epen=dichter III 531. vgl. 245. 466. 467. 469. 404. 471. 504. deſſen Wittekind, Epos III 531 f. Muſtapha, Oper III 470.
Poſth, Evangelienüberſ. III 156. 244.
Prager Koch, hiſtor. Spottged. III 308 ff.
Praktiken III 125.
Praſch III 390. deſſen Gattin ebend. geiſtl. Poeſie III 491. psyche cretica, Roman III 403.
Prätorius, Benj. III 275. 343.
Prätorius, Chriſtophorus, Schau=ſpieldb. III 424.
Prätorius, Joh. III 409.
Predigten, älteſte deutſche I 472. (411 f.)
Prehauſer, Hanswurſt III 475. IV 386.
Preßfreiheit, derſelben durch Maxi=milian II. ein Ziel geſetzt II 453.
Preuſſen, in literarhiſtor. Hinſicht IV 206 f. Preuſſiſche Dichtung im 18. Jahrh. IV 198 ff.
Priamel II 48.
Prieſterſchaft bei den Deutſchen I 24 (22.)
Priſchuch II 214.
Pritſchmeiſter bei Freiſchießen und Schützenfeſten III 134 f.
Probſt, Peter, Schauſpieldb. III 104. 105.
Proſa, Einführung derſ. II 236. wie hervorgerufen im 13. u. 14. Jahrh. II 141 ff. beſ. im Süden Deutſchl. und von den Pegnitzern befördert III 390. des 17. Jahrh. III 368 ff. im Drama V 528.
Proſaromane II 229 ff. in Frank=reich und Spanien II 234 f.
Proſodiker, ältere III 230. neuere III 231. proſodiſches Grundgeſetz aus dem Akzent und Tone das Sylben=maas zu erkennen III 227 ff.
Proteſtantismus, Verdienſt deſſ. um die Künſte V 605.
Provenzaliſche Dichter I 312.
Prozeßform im Schauſpiel der erſten Zeiten II 373 f.
Prutenio ſ. Kongehl.
Prydain, Sage von, I 246. (199.)
Pſalmen IV 129. franzöſiſche III 41. Pſalmenüberſetzungen III 38. Pſal=mendichtung III 335.
Pſeudiſidor, Decretalen deſſelben I 212. (162.)
Pſeudocalliſthenes I 271. (219.)
Pufendorf, v., Schauſpieldb. IV 390.
Pufendorf, Satir. III 406.
Pulci III 163.
Puſchmann II 281. 285. III 197.
Püterich II 231. 233.
Pyra, J. J., IV 71. 199.
Pyrker V 576. Schauſpieldb. V 665.

Q.

Quevedo Villega III 369. 382.
Quiſtorp, Ueberſ. IV 363.

R.

Rabelais, Charakteriſt. III 138. 142. Sternes Muſter III 139. Prognoſti=cation III 124. Gargantua III 138 f. überſ. V 169.
Rabener, G. W., IV 87 ff. vgl. IV 17. 74 f. 77 f. u. Liscov vergl. III 60.
Rabener, Juſt. Gottfr., Lehrgedicht IV 99.
Rachel, Joachim, Satyr. III 326 ff. 256. 287. Klage deſſ. über Verderb. des Deutſch. III 190.
Raimund, Ferd., Luſtſpieldb. V 688.
Rambach, J. J., Liederd. III 7. 8. IV 32.
Rambohr, Trauerſpieldb. V 693.
Ramler, K. W., IV 210 f. 212 ff. vgl. IV 72. 122. 209. Kritiker IV 211 f. Oden IV 129. Nachahmer des Horaz IV 213. Ueberſetzer ebend. Gelegenheitsd. IV 214.
Räthſel II 47 f. III 320. Samm=lungen derſ. III 320.
Rationaliſten, in der Mitte des 18. Jahrh. V 259 ff.
Raoul de Caen I 204. (154.)

Raoul von Coggeshale I 204. (154.)
Rauch, Chriſtoph, deſſen Theatrophania III 468.
Raupach, Dramat. V 573. 691. 693. 695. deſſ. Fürſten Chawansky V,694.
Raupſch, Fabeld. IV 107. Anm.
Rauſch, Bruder II 342. ſ. Volksbuch.
Rauſcher, proteſtant. Polemiker III 128.
Ravennaſchlacht, Gedicht von der, II 97 f.
Reali di Francia I 207 f. (157.)
Rebhuhn, Paul, II 377. Ueberſ. u. Schauſpield. III 83 ff. Grammatiker III 84.
Recitativ, Urſprung deſſ. III 465.
Reformation I 163. (124.) Einfluß derſ. auf die Cultur und Wiſſenſchaft III 201 f.
Reformationszeit I 97 f.
Regenbogen II 38. 55. 56 ff.
Regensburg I 82. (68.)
Regis, Ueberſ. des Rabelais III 145.
Regnier III 174.
Rehberg V 315.
Rehfues, Ueberſ. V 632.
Reicceus III 247.
Reichard, H. A. O., deſſen Romanenbibliothek V 12.
Reichard, J. Fr., V 454. Opernd. IV 378.
Reim, der, Urtheil über denſ., I 69. (53.) fand ſich in der früheſten Zeit nicht ebend. zuerſt bei Otfried I 83 f. (69.) angegriffen III 511. ungeeignet für gewiſſe Dichtungsarten ebend.
Reimchroniken I 506. (468.)
Reimkunſt des Veldeke I 295. (243.)
Reinardus I 123. (102.) 140 ff. (119 f.)
Reinaert I 153 ff. vgl. mit dem franz. Renart ebend. I 155 ff. von Willam II 403 ff.
Reinbeck V 575. 689.
Reinbot von Dorn ſ. Dorn.
Reineke Fuchs, der niederſächſiſche I 154. niederdeutſche II 402 ff. vgl. III 55. 56. 62. IV 109.
Reinfried v. Braunſchweig (Gedicht), II 109.
Reinhart Fuchs Entſtehung, Ausbildung und in verſchiedenen Ländern verſchiedenartige Bearbeitung dieſer Fabel I 123—162. (102 ff. 443 ff.) hochdeutſch bearb. von Heinrich dem Glicheſer I 143 f. der alte, unüberarbeitete I 532. vgl. Reinardus, Reineke, Reinaert, Renart.
Reinhold, Hartmann, deſſen Satire III 116.
Reinhold, Philoſ. V 571 f. und Baggeſen V 641 f.
Reinhold von Freienthal, ſ. Grob.
Reinmar der Alte I 327.
Reinmar von Zweter I 330. (307. 312. 461 ff.) II 41 f.
Reinold II 90 f. der flandriſche II 81.
Reiſebücher II 239.
Reiſer, Ant., Theol. III 276. Theatromania III 468.
Religion u. Poeſie V 593 ff. — freie Religionsanſichten der größten Geiſter zu Ende des 18. Jahrh. V 329 ff.
Renart I 145 ff. (444 ff.) Verglichen mit dem niederl. Reinaert ebend. I 155 ff.
Renner, der, ſ. Hugo von Trimberg.
Renner, Caſp. Fr., IV 100.
Reſewitz IV 235.
Reuchlin, scenica progymnasmata II 375 f.
Reußner, Adam, Liederdicht. III 24. Pſalmenüberſ. III 38.
Reuter, Georg, III 135.
Revolution, franzöſiſche (von 89), Einfluß derſ. auf die deutſche Literat. V 385 f. Revolutionen als dramat. Gegenſtände behandelt V 103.
Rhabanus Maurus, ſ. Maurus.
Rhenius, Joh., Ueberſ. des Terenz III 76.
Rhoswitha II 360 f.
Richardſon, deſſ. Rom. aus Deutſchland durch die neuen engl. Humoriſten verdrängt V 172 f. ſeine Schilderung des weiblichen Charakters V 186.
Richey, Mich., lyr. Dichter III 491. Epigrammend. III 539. Satiriker III 542. Gelegenheitsd. III 543. Vgl. III 508. IV 21. 104.
Richter, Opernd. III 467.
Richter, Anton, Luſtſpield. V 691.
Richter, Dan., geiſtl. Luſtſpieldichter III 427.
Richter, Fr., Liederd. IV 32.
Richter, Gottfr., III 247.
Richter, Jean Paul Friedr., ſ. Jean Paul.
Riedel IV 374. Berufung nach Wien IV 388.
Riederer, J. Fr., Fabelüberſ. und -dichter IV 99.
Rieger, Fr., Liederd. IV 32. 188.
Riegger IV 386.

Riemer, Joh., Satiriker III 276. 313. 329 ff. Romanſchr. und Schauſpield. III 415. 481. vgl. 491.
Riemſchneider, Ueberſ. V 634.
Rienzi, Cola, II 144.
Rieſen, eigenthümlich der deutſch-nordiſchen Mythe II 99 ff.
Rihlmann III 447.
Rinckhart, Martin, III 268. Schauſpield. III 85. 421. Kirchenliedd. III 353. deſſ. Eislebiſcher chriſtl. Ritter III 86 f.
Ringwaldt, Barthol., III 10. 32 f. 57.
Rinuccini, deſſ. Daphne (Singſpiel) überſ. III 421.
Riquier I 314. (298.)
Riſt, Joh., III 224 f. 260 ff. 344. 353. ſein Anſehn III 263 f. Charakter III 265. poet. Werke III 262 f. Epigrammatiſt III 313 f. geiſtl. Liederd. III 355 f. 357. Schauſpield. III 422. 424 ff. deſſen friedenwünſchendes Deutſchland III 424 f. friedejauchzendes Deutſchland III 425. vergl. 430. S. Zeſen.
Ritſch, Gregor, geiſtl. und Gelegenheitsdichter III 267.
Ritter vom Thurn II 386 f.
Ritterepos im 15. u. 16. Jahrh. III 139 f.
Ritterliche Lyrik u. Epopöe, Blüthe derſ. I 302 ff. Verfall der ritterlichen Dichtung II 3 ff.
Ritterroman III 383. im 15. und 16. Jahrh. III 139 f. Endſchaft deſſelben III 393.
Ritter- oder hiſtor. Schauſpiel gegen Ende des 18. Jahrh. IV 577.
Ritterhold v. Blauen, ſ. Zeſen.
Ritterweſen bildet ſich aus I 214. (166.)
Rivinus, ſ. Bachmann.
Röber, Paul, Hausliederd. III 29.
Roberdiere, franz. Romanſchreiber III 396.
Robert, Luſtſpield. V 690. 691.
Roberthin III 251 f.
Robinſon u. Robinſonaden III 403.
Robinſon, Thereſe, Ueberſetzerin, V 634.
Rochlitz, Bapt. v., Ueberſ. der Iphigenie in Aulis III 76.
Rochlitz, Fr., V 685.
Rochow V 350. deſſen Kinderfreund V 351.
Roland I 189 f. (150 f.)
Rolandſage I 408. (346.)
Rolandslied I 179 ff.
Röling, Liederd. III 251.
Roll, Georg, Schauſpielſchr. III 104.
Rollenhagen, Gabriel, (Angelius Lohrbere Liga) deſſ. Schauſp. amantes amentes III 424.
Rollenhagen, Georg, Fabeld. III 50. 55 ff. deſſ. Froſchmäusler III 55. 57 ff. S. Fiſchart.
Roman I 224. (177.) III 389 f. V 569 ff. als Sittenſchule III 413. epiſcher I 241. (186.) Vermiſchung mit Epos II 404 f. Einführung einer Art derſ. aus England oder der Bretagne I 243. (196.) in Proſa II 229 ff. 234 f. gegen das Ende des 15. Jahrhund. II 293. im 17. Jahrh. (Schelmenroman) III 382 f. durch Frauen vermittelt V 186. aus dem Franzöſ. u. Latein. u. ſ. w. überſ. III 390 ff. eigene Dichtung III 396. dramatiſch behandelt III 416. Romane nach Göthe's Werther IV 522 f. gewöhnlicher Unterhaltungsrom. V 359 ff. Beurtheilung deſſ. V 361. 362. religiöſes Element in demſ. V 595 ff. Verdrängung des Rom. durch die Novelle V 698 ff. in den Xenien angegriffen V 455. mittelalterlicher in neuerer Zeit V 612. — Hiſtoriſcher R. III 394 ff. V 355 ff. 698. humoriſtiſcher, Entſtehung u. Char. deſſ. V 157 ff. humoriſtiſcher in Engl. V 172. Ueberſetzung derſ. ebend. f. Kinderroman V 351 ff. Ritter-, Räuber-, Zauberromane der neueren Zeit ſchließen ſich an Göthe's Götz, Schiller's Räuber u. Geiſterſeher an V 145. — Griechiſcher R., I 235. 263. (172. 173.) III 403. neugriech.: Beliſar I 208. (158.) Anm. britoniſche I 234. (182.) franzöſiſche u. britiſche I 413. (351.) Unterſchied der deutſchen u. engliſchen V 167. ſpaniſche I 187. (148.) überſ. V 169. picariſche vgl. V 262 f. — S. Ritterroman, Schäferroman.
Romangeſchichte III 403.
Romanſchreiber, allgem. Bemerk. über dieſelben V 200. und Romanſchreiberinnen der neueren Zeit V 359. 360.
Romantik, konnte von den Griechen nicht cultivirt werden I 64. (44.) f. des Mittelalters I 266. der neuen Zeit greift die Heiligkeit der Ehen an V 600 f.
Romantiker V 587 f. Einfluß derſ. auf plaſtiſche Künſte V 613. wenden

ſich zu Ueberſetzungen V 627. zu Nachbildungen u. Bearbeitungen älterer u. fremder Werke V 635 ff. Lyrik derſ. V 640 ff. Dramatik derſ. V 651 ff. Luſtſpiel derſ. V 688.
Romantiſche, das, Urſprung deſſ. I 63. (42 f. 175.) womit das räumlich Romantiſche aufhörte I 65. (45.)
Romanus, Alex., wiedererrungene Freiheit, Heldenſpiel III 419.
Romanus, K. Franz, Luſtſpield. IV 368.
Romanze III 71. u. Ballade III 72. am Ende des 15., am Anfang des 18. Jahrh. II 294 f. deutſche und engliſche II 310.
Römiſche Dichter, ſ. Klaſſiſche.
Rondeaux III 317.
Ronſard III 173 f.
Roſe, Roman von der Roſe II 228.
Roſe, Adolph R. von Creutzheim, deſſ. Eſelskönig III 64.
Roſengarten, der, II 102. 103. 104. 105 f.
Roſenkranzorden II 272.
Roſenkreuzer V 274. 301.
Roſenplüt, Hans, II 202 f. 206 ff. 371. 372 f. Ged. vom Einſiedel II 208. Faſtnachtſpiel vom Türken II 209. Faſtnachtſpiele II 314.
Roſenroth, Knorr von, geiſtl. Dichter, ſ. Knorr.
Roſenthal, Dorothee Eleonore von, III 286. 288.
Roſt, Kirchherr zu Sarnen I 321.
Roſt, Leonhard, III 405.
Roſt, J. Chrſtph., IV 61. 72. 103. 110. 205.
Roſtock, Zuſtand der Poeſie daſ. III 255.
Roth, Paſtor, Liederbibel III 6.
Roth, Albr. Chrſtn., Poetik III 494.
Roth, Chſt. Andr., Lehrgedichte IV 99.
Rothe, Gedicht von der Keuſchheit, thüringiſche Chronik, Leben der heil. Eliſabeth II 231. 358.
Rother, König, Ged. I 231 ff. (177 ff. 185. 193. 195.) II 95. 101.
Rouſſeau IV 306. Herdern gegenüber V 324.
Rowe, nachgeahmt von Wieland IV 196.
Rubin II 34. 35.
Rückert, Fr., V 575. 678. 679. 715 ff. Ueberſ. V 634.
Rüdiger von Pechlarn I 108. (87.)
Rudolph, Graf, (Ged.) I 230. (194.) II 108.
Rudolph v. Habsb. II 10 ff. einer der erſten deutſchen Fürſten, in deſſen Umge=bung ein Hofnarr II 328.
Rudolph von Ems (Montfort), I 253. (206.) 273. (221.) 486 ff. (465 ff.) deſſ. Wilhelm von Orleans I 497 ff. II 250. der gute Gerhard I 500. trojaniſcher Krieg I 505. (469 f.) Alexander ebend. Weltchronik I 505 ff. (468 f.) II 16. Barlaam u. Joſaphat ebend. ff. 508. 515 ff.
Ruef, Schauſpield. III 87.
Rühlmann, Schauſpielſchr. III 454.
Rumsland II 41.
Ruodlieb I 102 ff.
Rupf, Liederkompon. III 15.

S.

Saben II 101.
Sacco, Schauſpielerin IV 389.
Sacer, Liederd. IV 31.
Sachs, Hans, Charakteriſt. II 458 ff. vgl. 280. III 4. Schriften gegen das Pabſtthum II 462. Hekaſtus II 363. Poeſieen II 466 ff. als Liederd. und Komponiſt III 15. Fabeld. III 46. 49. hat Manches aus dem wälſchen Gaſte entlehnt I 462. Hofgeſinde der Venus II 466. Wittenberger Nachtigal II 467 ff. Wolfsklage II 471. Gedichte u. Erzähl. aus alten Claſſikern II 473. Faſtnachtsſpäße und Schwänke II 474 ff. dramatiſche Werke II 375. 478 ff. Faſtnachtſpiele III 94. 99. 100. 110. weltl. und bibl. Schauſpiele III 105. Tragödien ebend. Stoffe zu ſeinen Stücken ebend. f. Ausgabe ſeiner Werke II 478.
Sachſen, Zuſtand der Poeſie u. Literat. daſ. im 17. Jahrh. III 266 ff. im 18. Jahrh. IV 233 f. Pflanzſchule des deutſch geſchriebenen Schauſpiels III 83.
Sachſen=Weimar, Herzog v., Beſchützer der Wiſſenſch. IV 539. 540.
Sachſenheim, Herm. v., I 530 f. (443.) deſſ. Mohrin, Gedicht II 222.
Sächſiſche Kaiſer, deren Verdienſt um Kunſt und Wiſſenſchaft I 96 ff. (79 ff.)
Sage, deren Grund und Charakter I 48 ff. (49 f. geſchichtl., Interpretation derſ. I 44. jüdiſche I 64. — Sagen von Städtegründungen I 240. (160.)
Sagenkreis, deutſcher, II 94 ff.
Sagengeſchichte, Wichtigkeit derſ.

für die Geſchichte der Poeſie 178. (138.)
Sagittarius, Schauſpiel- u. Opern-dichter III 461.
Sailer, Sebaſt., ſchwäbiſche Poeſieen V 74.
Sailer, (J. M.) Jeſuit, V 302 f. deſſen einziges Mährchen V 304.
Salemindonis (pſeudonymer Peg-nitzer) III 417.
Salis, Freiherr von, Gründer einer Lehranſtalt V 345.
Salis-Sewis, J. G. Freiherr v., Elegiker, V 645.
Salomon's Sprüchwörter mit dem Freidank vergl. I 472.
Salomo u. Morolf, (Markolph) Roman I 235 ff. (183. 413 f.) II 89 f. 332 f. lat. bearbeitet I 106. (85.)
Salzmann, in den Xenien angegriffen V 455. deſſen Carl von Carlsberg V 352.
Sander, Erneuerer des Rabelais III 139. V 169.
Sanders III 90.
Sandrup, Lazar., Fabeld. III 65.
Sänger I 35 ff. (32 ff.) wandernde bei den Deutſchen nicht häufig I 37. (34.) Anſehn derſ. bei den Achäern und Deutſchen ebend.
Sangerhauſen IV 248.
Sannazar III 394. deſſen Arkadien III 219.
Sarbievius, lat. Dichter III 200.
Sartorius, Pſalmenüberſ. III 203.
Satire, Zweck derſ. V 661. im 16. Jahrh. II 379 ff. im 17. Jahrh. III 311 ff. 322 ff. 405 ff. proſaiſche III 368. im 18. Jahrh. IV 91 V 230 f. in neueſter Zeit V 691 deutſche Satire, allgem. Urtheil V 661.
Satyrn, kom. Perſonen in der Komödie III 102.
Saubert, Adolph, Pegnitzſchäfer III 304. Kirchenliedd. III 352.
Sax, ſ. Eberhard.
Saxo Grammatikus I 32. (29.)
Scaliger, Jul. Cäſ., Poetik III 172 f. Proſodie III 230.
Scandinaviſche Poeſie, ſ. Nordiſche P.
Scarron's Schelmenromane III 382.
Schachſpiel den Mönchen verboten II 164. poetiſch behandelt II 423.
Schachzabelbuch des Konr. v. Ammenhuſen II 163 f. 269. 358.
Schaden, Lyriker V 678.
Schäfergedicht III 218 ff. Beſchaffenheit und Entſtehung deſſ. III 291 ff. beſ. vom Pegnitzorden cultivirt III 290.
Schäferroman der Spanier u. ſ. w. III 394.
Schäferſcenen, komiſche im Schauſpiel III 101.
Schäferſpiel III 417. im 18. Jahrhundert IV 368.
Schäl's poet. Bibelwerk III 6.
Schall, Luſtſpield. V 690.
Schamelius III 7.
Schapler, Hug, II 244 f.
Scharpfenberg I 340. II 13.
Scharff's Gedichtſammlung III 502.
Schaubühne, ſ. Bühne.
Schauſpiel, Entſtehung deſſelben u. Fortbildung II 355 ff. Verhältniß zum Epos IV 20. vgl. 356. V 473 ff. 493 ff. im 16. u. 17. Jahrhund. Unterſchied III 420. im 17. Jahrh. III 69 ff. 90 ff. im 17. Jahrh. in welchen Städten u. Ländern am meiſten kultivirt III 460. Charakter in den verſchiedenen Gegenden Deutſchl. III 87. geiſtliches, Charakter deſſ. III 88 f. vgl. 417. 427. Aufführung deſſelben III 91. 426. Ort der Aufführung III 95. von Student. aufgeführt III 473. gelehrtes III 420. 422. der Schleſier III 416. ff. 432 ff. entwickelt ſich aus dem latein. III 94. 96. geiſtl. Schauſpiel ging in Singſpiel, Oper u. Oratorium über III 427. in weltl. III 90. Umwandlung deſſelben nach der engliſchen Schauſpielertruppe III 98. Dauer III 94. Schauſpiele in Romanen III 416. gemiſchte deutſch u. lat. III 92. Hauptſtätten deſſ. III 417. Schauſpiel im 18. Jahrh. IV 11. 13. 358. allegoriſches III 424 ff. hiſtor. V 664. nach Schiller V 692 f. über den hiſtor. Stoff derſ. V 693 f. — Italien. u. franzöſ. Schauſp. III 71. ſpaniſches und engliſches III 72 ff. Schauſp. in Holland und Italien III 436. franzöſ. Schauſp. in Deutſchl. verbreitet III 422 f. für die deutſche Bühne bearbeitet V 560. Ueberſetz. ital., franz. u. ſpan. zu Ende des 18. Jahrh. V 534. Uebr. ſ. Bauernkomödie. Bürgerſpiel. Faſtnachtſpiel. Gelegenheitsſchauſpiel. Komödie. Luſtſpiel. Poſſenſpiel. Ritterſchauſpiel. Schulkomödie. Theater. Tragödie. Volksſchauſpiel.
Schauſpieler, bürgerl. Verhältniſſe im 17. Jahrh. III 436. holländiſche ebend. von Höfen beſtallte III 97.

Tracht bei der Aufführung III 95. im 18. Jahrh. IV 358.
Schauſpielkunſt zu Ende des 18. Jahrh. V 524. 526 ff.
Schauſpielergeſellſchaft, herumziehend oder ſtehend III 95. engliſche III 96 f. aus Gelehrten beſteh. III 473.
Schauſpielhäuſer, die erſten III 467.
Schäve, Leberreimd. III 321.
Schede, Paul Meliſſus, Pſalmenüberſ. III 40 ff.
Schefer, Novelliſt V 697.
Scheffler, Joh., III 201. ſ. Sileſius.
Scheffner, J. G., V 25.
Schein, Herm., Muſikdirektor, Poet u. Komponiſt III 268. Kirchenliedd. III 340.
Schelling, Martin, Hausliederdicht. III 29.
Schelmufsky, Schelmenroman III 388 f.
Schemel, Jeremias, Gedicht über das Roßtummeln II 423.
Schenk v. Landegge I 340.
Schenk, Math., Ueberſ. des Terenz III 76.
Schenkendorf, Max v., Lyriker V 678.
Scheren, Dramat. III 276.
Scherer's Waldkomödie III 422.
Scherffer v. Scherfenſtein, Wenzel, III 248 ff. vgl. 219. deſſ. Mons. Klotz III 143. Epigramme III 313.
Schernbeck, Spiel von Frau Jutten II 361.
Scheyb, v., Thereſiade IV 49.
Scheyd, Kasp., Ueberſ. III 143.
Schiebeler, Dan., Schauſpield. IV 373. 377. 394. 395.
Schieferdecker, Komponiſt III 467.
Schildberger II 239.
Schiller, Fr., Jugendgeſch. V 141 f. zur Lebensgeſch. V 149 ff. läßt ſich in Jena nieder V 151. erſtes Zuſammentreffen mit Göthe V 154. — Charakteriſt. V 501 ff. vergl. IV 426. gleichgültig gegen Plaſtik V 152. Beſchäftig. mit dem Alterthum ebend. f. religiöſe Anſichten V 153. 330. philoſophiſche und geſchichtl. Studien V 146. 156. Rückkehr von denſ. zur Poeſie u. Einfluß jener auf dieſe V 445. vgl. 448. 449. — Verhältniß zu Göthe u. Voß IV 331. Emporkommen neben Göthe V 398. Intereſſe an den polit. Ereigniſſen ſeiner Zeit V 422 f. betrachtet die Kunſt als Mittel der polit. Bildung V 424 f. Dichter, Lieblingsdichter der Deutſchen V 446. allgem. Charakteriſt. V 446 ff. erſte Periode V 136. Dramatiker V 501 ff. vgl. 481 f. IV 572. glücklich in der Wahl dramat. Stoffe V 492 f. ſeine Dramen ſowohl für Lectüre als für die Bühne IV 573. Schwierigkeiten bei der Aufführung V 558 f. Einfluß derſ. auf die nachfolgende Dramatik Deutſchlands V 563. auf Zeitgenoſſen u. Nachwelt V 567 f. rufen eine Unmaſſe Dramen hervor V 668 f. Balladendichter III 72. V 460. — Lyriker, Schwächen ſeiner Lyrik in Vergleich mit Göthe's V 450.
Aeſthetiker V 405 ff. 412 ff. Uebereinſtimmung mit Leſſing V 418. Beurtheilung ſeiner äſthet. Grundſätze V 434 ff. bemüht ſich um Einführ. Shakeſpeare's auf die deutſche Bühne V 561.
Hiſtoriker V 368 ff.
Werke: Dichtungen: Jugendgedichte V 143 f. lyr. Ged.: Götter Griechenlands V 153. die Künſtler ebend. Ideal und Leben V 447 f. der Genius ebend. Würde der Frauen V 448. Spaziergang ebend. — Didaktiſch-lyriſche Ged. V 449. die Glocke V 449 f. — Balladen V 460. — projektirte Epen V 459. 462. — Dramen: Jugendwerke IV 571. die Räuber V 144 f. Don Carlos V 154. Briefe über denſ. ebend. f. urſprünglich in Proſa V 151. Fiesco V 146 ff. Kabale u. Liebe V 148 f. Wallenſtein V 477 f. 487 f. Ausſtellungen an demſ. V 485 f. Maria Stuart V 563 f. Jungfrau von Orleans ebend. Braut von Meſſina V 564 f. Tell V 566 f. Tell u. Jungfrau von Orleans vergl. mit ähnlichen Stücken Neuerer V 694 f. unvollendete Werke V 569. Malteſer, projektirtes Drama V 477 f. — Xenien (mit Göthe) III 315 f. V 451. perſönliche Angriffe in denſ. V 454 ff. antipatriot. und kosmopolit. Tendenz derſ. V 456. nächſte Wirkungen derſ. V 457. — Zeitſchriften: Horen V 442. Muſenalmanach ebendaſ. Tendenz dieſer Zeitſchr. V. 443. Einfluß derſ. auf Bildung des deutſchen Styls V 443 f. Ende derſ. V 445. — Aeſthetiſche Schriften: über naive und ſentimentale Dichtkunſt V 431 ff. äſthet. Aufſätze V 416. über die tragiſche Kunſt V 417. über das Erhabene ebend. über Anmuth und Würde V 420. Briefe über die äſthet.

Erzieh. des Menſchen V 421 ff. — Geſchichtswerke V 370 f. kleine hiſtor. Schriften V 444. projekt. Geſchichtswerke V 368. — Uebrigens ſiehe Göthe.
Schimmler, gereimter Katechism. III 34.
Schink, Theaterd. V 525. 536.
Schirmer, Dav., Hofpoet III 271 f. Schauſpielſchr. III 422.
Schirmer, Mich., Jeſus Sirach III 337.
Schlachtgeſänge der Germanen I 26 f. (23 f.)
Schlayß, Joh., Schauſpield. III 84. cf. 95.
Schlegel, J. Ad., IV 76. 79. 113. Liederd. IV 179.
Schlegel, J. Heinr., Ueberſ. des Thomſon IV 372. 373. 374.
Schlegel, Elias, didakt. Dichter IV 40. vgl. 75. 76. Schauſpield. IV 365 f. epiſche Dichtungen IV 366. Trauerſp. IV 367. Luſtſpiele ebend.
Schlegel, Aug. W., V 599. Schüler Bürgers V 35. Ueberſ. u. Beurtheil. Shakſpeare's V 625 f. 633 f. und Calderons ebend. Jon, Drama V 560. 653. Vorleſ. über dramat. Kunſt und Literat. V 621. über Poeſie, Sylbenmaß u. Sprache V 648 f. Schreibart V 617. 621.
Schlegel, Friedr., V 599 f. vgl. 582. Uebertritt zum Katholicism. V 602. Anſicht über die Bibel V 604. Angriffe auf den Proteſtantismus ebend. polit. Grundſätze V 607. Lobſprecher der Paſſivität und des Quietismus V 637. Kritiker V 623 ff. Styl in neuerer Zeit V 607. — deſſ. Lyrik V 611. Sonette V 647 f. Alarcos, Drama V 560. 653. 654. Lucinde, Roman V 600 f. — Geſpräche über Poeſie V 603. Europa, Zeitſchrift ebend. Sprache und Weisheit der Inder V 604. Geſchichte der alten u. neuern Literatur ebend. 621 ff. Geſchichte der alten Literat. V 622. Vorleſ. über Philoſophie der Geſch. V 310. 606. 609. Philoſophie des Lebens V 607. Poeſie der Griechen u. Römer V 616 ff.
Schlegel, beide (Aug. W. u. Fr.) in Hannover V 575. zur Charakter. V 572. 573. Unterſchied der klaſſ. u. romant. Poeſie V 435 f. Kampf gegen gemeine Denkart und Plattheit in der Dichtung V 384. 585. größtes Verdienſt V 609. wiſſenſchaftl. Leiſtungen V 611. äſthet. Kritik V 614. mit Herder vergl. ebend. f. Begründer der Literaturgeſch. V 621. Anſichten über die Poeſie V 618 f. empfehlen die italien. Literatur V 632. — Charakteriſtiken und Kritiken V 621.
Schleifheim v. Sulsfort, German, ſ. Greifenſohn.
Schlenkert, Fr. Chr., Romanſchr. IV 522. V 357.
Schleſien's Kulturzuſtand im 16ten Jahrh. III 197 ff. Einführung der Reformat. III 201 f. Schulen III 202. Religionszuſtand im 17ten Jahrh. III 346.
Schleſiſche Poeſie u. Opitz III 498. ſ. Opitz.
Schleſiſche Schule, Lyrik, derſ. III 236. ſ. Opitz.
Schleswig-Holſtein, Zuſtand der Poeſie daſ. III 259.
Schloſſer, J. L., Schauſpield. IV 390.
Schloſſer, J. L., Schauſpield. IV 394.
Schloſſer, Joh. Georg, IV 517. Charakteriſt., Tendenz IV 554 ff. V 386. Schriften IV 555. Pädagog V 350.
Schlözer V 364 f.
Schmid, C. Arnold, IV 75. 79.
Schmid, Thomas, Steinmetz und Komödienſchr. III 87.
Schmidt, Euſeb., Liederd. IV 32.
Schmidt, J. C., IV 113.
Schmidt, F. L., Schauſpield. V 537.
Schmidt, J. Rud., III 246.
Schmidt, Jac. Friedr., Idyllend. IV 165.
Schmidt v. Lübeck, Lyriker V 678.
Schmidt—Klamer, Eb. K., Charakter. IV 264 ff. vgl. 248. 249. V 11. Dichtungen IV 265 ff. Fabeld. IV 107.
Schmieder, H., Romanſchreib. V 357.
Schmit, Fr., Dichter und Ueberſ. V 11 f.
Schmolke, Benj., Kirchenliedd. III 499. IV 30.
Schneider, Michael, III 247. Schäferſpield. III 461.
Schneuber III 157. 244.
Schoch, Schauſpield. III 422. Schäferſpield. III 460.
Scholaſtik in der Poeſie II 141.
Schönaich, Frh. v., Gottſchedianer IV 49. 363. deſſ. neologiſches Wörterbuch IV 162. Hermann 161.

Schönberger III 252.
Schönborn, F. E., Klopſtock's Anhänger IV 152. V 42.
Schonebeke, Bron v., Paraphraſe des hohen Liedes II 149.
Schönemann, Schauſpieldirektor IV 358. 364. 369. 384. 393 f.
Schönſperger, Joh., Drucker des Theuerdanks II 423.
Schopenhauer, Johanne, Romanſchr. V 572.
Schopf III 270.
Schopper, Hartm., Fabeld. III 55.
Schott, Gründer des Hamburger Opernhauſes III 467.
Schott, Muſiker III 15.
Schottel, geiſtl. Dichter III 258. 342 f. Grammatiker und Proſodiker III 232. deſſ. Pantomimen u. Ballett III 432. Beziehung zu den Pegnitzern III 299. zur fruchtbringenden Geſellſchaft III 177.
Schreiber, der tugendhafte, II 34.
Schreiber (Sylvander), Liederd. III 427. vgl. 272.
Schreyvogel (Weſt), Dramaturg u. Theaterd. V 689.
Schröckh's Kirchengeſch. V 366.
Schröder, Opernd. III 467.
Schröder, Schauſpieler IV 390. 399. V 523. 531. und Schauſpielüberſ. u. Schauſpieldich. V 534 ff. Leben und Charakteriſt. V 539 f. Bearbeiter Shakſpeareſcher Stücke V 537 f. andrer engliſcher Stücke V 539 f. Stücke: heiml. Heirath V 540. der Ring ebend. Stille Waſſer ſind tief ebend. Portrait der Mutter V 541. der Fähndrich ebend. der Vetter aus Liſſabon ebend.
Schröpfer, Geiſterbanner V 297.
Schubart, Benedict, halliſcher Poet III 268.
Schubart, Chr. Fr. Dan., Charakteriſt. V 137 ff. vgl. IV 32. 188. deſſen Chronik V 139. Todesgeſänge ebend. Gedichte V 140.
Schubarth, Chriſtoph, Barbier und Dicht. III 267.
Schuch, Franz, kom. Schauſp. IV 358 f. 360. 384.
Schulen V 348. ſ. Erziehungsanſtalten.
Schulkomödien III 80. 90. Zweck derſ. III 91 f.
Schulmeiſter von Eſſelingen II 11.
Schultz, Simon, Ueberſetzer von Owens Epigrammen III 314.
Schulze, Ernſt, Elegiker V 645.
Schulze, F. A. (Laun), Romanſchr. V 574.
Schümler, geiſtl. Liederd. III 41.
Schummel V 353. empfindſame Reiſen V 205.
Schupp, Balthaſar (Antenor III 407.), III 191. 415. Theolog III 276. Satiriker III 276. 313. Charakteriſt. III 406 f. 409. 410. Romanſchr. III 403. deſſen Morgen- und Abendlieder III 228. Vertheidiger des Gebrauchs der deutſchen Sprache beim Unterricht III 186.
Schurmann, Dichterin III 287. 288.
Schurzfleiſch III 491.
Schuſter, Mich., Schauſpielſchr. III 460.
Schütz, W. v., Dramatiker V 653. deſſen Lacrymas V 669. Romantiker V 573.
Schwabe von der Hayde, Ernſt, III 176. deſſen Proſodie III 230.
Schwabe, Joh. Joachim, Gottſchedianer IV 46. 73. Ueberſetzer IV 363.
Schwaben, literar. Treiben daſ. in neueſter Zeit V 575.
Schwanmann, Chriſtoph, geiſtl. Epigrammend. III 34.
Schwanenorden ſ. Elbſchwanenorden.
Schwänke II 325 ff. III 112. ſ. Fabel.
Schwartz, Sibylle, Dichterin III 288.
Schwarze, Gottſchedianer IV 50. 58.
Schwarzburg, Fabeld. III 53.
Schwarzenberg, Hans v., II 463. III 53. 57.
Schweinichen, Hans v., Tagebücher III 377. 382.
Schweinitz, David v., geiſtl. Liederd., III 248. 355. 484. änderte profane Lieder in geiſtliche um III 27.
Schweizer, Komponiſt IV 378.
Schweiz u. Niederlande in literar. Hinſicht im 18. Jahrh. IV 23 f.
Schweizer, die, Poeſie u. Literatur derſ. charakter. III 24 ff. Principien der Poeſie IV 66. 153 f. Einfluß derſelben auf Klopſtock IV 154 f.
Schwieger, Jacob, Erotiker III 278. Schauſpiel- und Opernd. III 461 f. vgl. 422. Stücke III 462. Novellenüberſ. III 447. angeregt durch Flemming III 196.
Scioppius, Caſp., Pasquillant III 405.
Scipio, Roman III 399.
Scott, W., V 358. deſſ. Nachfolger in Deutſchl. V 696.

Scudery's, Sophonisbe u. Ibrahim, III 396.
Sculpturwerke zur Zeit der Ottonen I 97. (80.)
Scultetus, Andreas, III 246. 248.
Sebaldus Nothanker ſ. Nicolai.
Seebach V 26.
Sekten, religiöſe im 18. Jahrh. V 267.
Seladon von der Donau III 276 f.
Selbig ſ. Ahlefeld.
Selnecker, Pſalmenüberſ. III 38.
Semler, Theolog IV 189 f. V 260.
Seneca, Muſter des Gryphius III 438 ff.
Sentimentale Poeſie IV 16 ff.
Serbiſches Volkslied überſ. V 634.
Serpilius III 7.
Seume, Joh. Gottlieb, V 672 f. deſſ. Miltiades, Trauerſpiel V 673.
Seuſſius III 214. 233.
Seven, Lutolt von, I 326. II 34.
Sextilius Hena I 245. (198.)
Seyfart III 268.
Seyfried, deſſen Alexander II 110.
Seylerſche Schauſpielertruppe IV 378.
Seyſenegg, Freiin v., III 286.
Shakſpeare, Charakteriſt. IV 396 f. 571 ff. vgleiche III 106. deſſen Stücke für die Bühne geſchr. IV 573. vgl. V 537. deſſen Lear u. Hamlet IV 574. Shakſpeare und ſeine Zeitgenoſſen IV 571 ff. Hauptverdienſt ebend. in Deutſchl. zuerſt von Feind gekannt u. gelobt III 541. Vorbild deutſcher Dramatik IV 572 ff. 576. Verkürzungen und Beſchneidung ſeiner Stücke in Deutſchl. V 537 ff. mit Göthe vergl. II 310. ſ. Göthe, Schiller.
Sickingen mit Hutten verbunden II 438.
Sidney's Arcadia, Ueberſ. III 394.
Sieben Leiden Chriſts II 268.
Sieben Freuden Mariäs II 268.
Siebenjähriger Krieg, Einfluß deſſ. auf deutſche Dicht. IV 217 f.
Sieber, Juſtus, III 191. 265. Pſalmenüberſ. III 336.
Siegeslied über die Normannen ſ. Ludwigslied.
Siegfried, hörnerner, Lied von demſ. II 108.
Siegfriedſage I 45. 51 f. 367 f. (252. 253. 267.)
Sievers, Mag., IV 61. 62.
Sigenot II 102. 103.
Sigurd, in der nordiſchen Dichtung ein anderer als in der deutſchen I 68. (52.)
Sigurdſage I 30. Anm. (27. Anm. 255.)
Sileſius, Angelus (Joh. Scheffler), geiſtl. Dichter, Charakter. III 346 ff. 348. deſſen verliebte Pſyche III 348. Jeſus in der Krippe ebend. der cherubiniſche Wandersmann III 320. 348 ff. ſ. Scheffler.
Simler, Joh. Wilh., III 244.
Simpliciſſimus III 194. ſ. Greifenſohn.
Sinnbild III 296 f.
Sinngedicht III 313. ſ. Epigramm.
Singenberg, von, II 34.
Singſpiel, Urſprung deſſ. III 225. italieniſches, überſetzt III 421.
Sittenprediger II 178 ff.
Sittenzuſtand im 17. Jahrh. *III* 382 ff.
Skalden ſ. Barden.
Slaviſches Volkslied überſ. V 634.
Smollet, engl. Humoriſt V 172.
Soden, von, hiſtor. Trauerſpield. V 693.
Soeſt, Joh. v., II 233.
Sokrates I 468. (408.) Uebrigens ſ. Fabel.
Soldatenleben, Schilderung deſſ. III 410 f.
Solger, Ueberſ. V 621. 631.
Solms, Gr. v., Ueberſ. des Horaz IV 49.
Soltau, Dietr. W., Ueberſ. V 12.
Sommer, Joh., ſ. Therander.
Sommer- und Wintertheil II 267.
Sommersberg, Epiker III 519.
Sonate IV 128.
Sonett I 343 f. V 646 f.
Sonnenberger III 191.
Sonnenfels, Joſ. v., Schauſpield. IV 387. vgl. 386. 390. Theatercenſor in Wien IV 389.
Sophia Eleonora, Herzogin v. Braunſchweig, geiſtl. Liederdicht. III 258.
Sophokles ſ. Euripides.
Spalding, Theolog V 261.
Spangenberg, Cyriac., geiſtl. Liederdicht. III 34. Pſalmenüberſ. III 23. 42. geiſtl. Schauſpield. III 90. ſ. Fiſchart.
Spangenberg, Wolfhard (Lycoſthenes Pſellionoros) III 223. Schauſpield. III 87. 421. deſſen Ganskönig III 64 f. Ueberſ. des Plautus III 76. der Hekuba (d. Eurip.) ebend.

Spaniſche Literatur, Ueberſetzungen aus derſ. in neuerer Zeit V 630.
Spaniſche Dramen in neueſter Zeit deutſch bearbeitet V 689.
Spee, Fr. v., geiſtl. Dichter, Charakteriſt. III 338 ff. vgl. 243. Liederd. III 35. 37. deſſen Proſodie III 228.
Spencer's Polymetis IV 64.
Spener IV 29. 31.
Spengler, geiſtl. Liederd. und Komponiſt III 15. 24.
Speratus, geiſtl. Liederd. und Komponiſt III 15. 24.
Spernbergk, Crüger v., Anfang u. Ende der Welt, Schauſp. III 101.
Spervogel I 329.
Spiegel menſchlicher Behaltniß (der Weisheit) II 269. 270. des menſchl. Heils II 269 f.
Spiegels Abentheuer II 221.
Spiegel, Frh. v., IV 248.
Spieß, Romanſchr. IV 522. 584.
Spilker, v., IV 49.
Spindler, Romanſchr. V 696.
Spittler, Geſchichtſchr. I 3. V 366. 367 f.
Spottlieder, hiſtoriſche III 306 ff.
Spreng, geiſtl. und weltl. Gedichte IV 26. 27. 33. deſſen Paraphraſe des Homer und Virgil III 221.
Sprickmann, Schauſpield. IV 577. V 26. 525.
Spruchſprecher bei Freiſchießen und Schützenfeſten III 134.
Sprüchwörter, älteſte I 127. (106.) der Deutſchen, Griechen, Hebräer I 471 ff. (410 ff.) mit der Fabel verb. II 162. III 65 ff. und Apophthegmen unterſchieden III 68 f.
Staatswiſſenſchaften, Entſtehung derſ. V 608.
Staël, Frau v., Werk über Deutſchl. V 576 f.
Staffel, Joh., Bibelreimerei III 34.
Stägemann, Lyriker V 678.
Stamford IV 248 f.
Stänzel, Schauſpieler IV 360.
Stapel, Ernſt, Tragiko-Komödiend. III 422.
Starke, G. W. C., Romanſchr. V 584.
Staufenberg, Ritter v., II 111 f.
Stechovius, Pſalmenüberſ. III 336.
Steffens V 575. Romant. V 696 f.
Stegmann, Joſua, Hausliederd. III 29.
Stegmayer, Luſtſpield. V 688.
Steigenteſch, Dramat. V 688.
Steinel, Ueberſ. IV 365.
Steinhöwel, Heinr., Ueberſetz. II 258 f. äſop. Fabeln überſ. II 334.
Steinler, Kasp. v., Luſtſpield. III 418.
Steinmar I 337. (12 f.) II 15.
Stender, Dav., deutſcher Letterwechſel III 321.
Stephanie d. ältere, Luſtſpield. IV 369.
Stephanie d. jüngere, Luſtſpield. IV 383. 391. V 530. 536.
Stephanus, Heinr. und Robert, III 172.
Sterne V 166. 172. 173. Muſter Jean Pauls III 139. deſſen Nachahmer in Deutſchl. V 205. ſ. Rabelais.
Sternſchütz, v., Schauſpield. IV 390.
Stief, Schauſpield. IV 361. Gelegenheitsd. IV 50.
Stiefel II 451.
Stieler, Kasp. v., deſſen Willmut und Bellemperie III 425 f.
Stobäus, Muſiker III 251.
Stöckel, Gelegenheitsd. IV 50.
Stöcker, Chriſtian v., Pſalmenüberſ. III 335. bearbeitet das hohe Lied III 286.
Stockfleth, Romanſchr. III 390. 418. deſſen Macarie III 413.
Stockmann, Ernſt, Madrigalend. III 319.
Stoffel, Kunhart v., I 488.
Stolberg, C. v., geiſtl. Schauſp. und Opern IV 158.
Stolberg, Fr. Leopold u. Chriſtian Grafen v., Charakteriſt. und Leben V 45 ff. vgl. IV 152. 153. 537. V 26. Ueberſetzungen derſ. V 49 f. Schauſpiele V 50.
— Friedrich L.: Jamben V 50. deſſen Rath, Satire ebend. Inſel V 51. Gedanken über Schillers Götter Griechenlands V 51. Reiſe V 51 f. auserleſene Geſpräche Platons V 52. Büchlein der Liebe ebend. Geſchichte der Religion V 52. 310. 606.
Stolle, Meiſter II 11.
Stolle, Gottlieb (Leander), III 500.
Stolterfoth III 344.
Stolzer, Thomas II 325.
Stoppe, Dan., deſſen Studentenlieder und Fabeln III 526 f. vgl. 513. Fabeld. IV 100 f.
Stranitzky, Joſ. Ant., deſſen olla potrida und die luſtige Reiſebeſchreib. III 474 f. deſſen Schauſpielertruppe eb.

Strasburg, Sitz der Literatur und der gelehrten Bildung im 16. Jahrh. III 117 f. Poeſie daſ. III 275.
Straube, Ueberſ. IV 75. 363.
Streckfuß, Karl, Ueberſ. V 632.
Strephon ſ. Harsdörfer.
Stricer's deutſcher Schlemmer III 103.
Stricker, der, Charakteriſt. I 478 ff. vgl. I 190. (144. 152.) (419—424.) II 181. Frauenehre I 481. Daniel v. Blumenthal I 478. die Klage I 482. die Welt I 483. Pfaffe Amis II 327 f. Umarbeitung des Rolandslieds vom Pfaffen Konrad I 478 f.
Strophe, vierzeilige des Volksgeſangs I (294.)
Stubenberg, Joh. Wilh. Frh. v., Ueberſetzer III 185. 395. Romanſchr. III 390. Ueberſ. des Kalloander III 404. III 301.
Studentenleben zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. III 513 ff.
Stück, Wolfram, Schauſpield. II 363.
Stupritz III 265.
Sturz, Helfr. Pet., IV 553. ficht Lavaters Phyſiognomik an V 294. Julie, Trauerſpiel IV 554.
Stüven, Schauſpield. IV 393.
Suchenwirt II 154. 181. 183. 187 ff. 268.
Sucro, Joſias, didakt. Dicht. IV 39.
Sulzer, J. G., Aeſthetiker IV 241 ff. Theorie deſſ. ebend. vgl. IV 26. 199.
Sunder, v., III 247.
Sunderepter, Pſalmenüberſ. III 40.
Suonenburg, der von, I (462.)
Surland III 547.
Suter, Lied v. d. Sempacher Schlacht II 197. 200. 203 f.
Swenter, Daniel, Luſtſpield. III 446.
Swieten, van, IV 386.
Sylvius ſ. Aeneas.

T.

Tacitus, Anſehn deſſ. im 17. Jahrh. III 438.
Tafelrunde, Sagenkreis derſelben II 58 ff.
Tanhuſer I 336. II 12. 14 f.
Tannengeſellſchaft III 191.
Tantarios u. Flordibel II 110.
Tanzlieder der Dithmarſen u. A. II 317.
Tanzweiſen I 315. (300.)
Tapp, Sprüchwörterſamml. III 67.
Taſſo, Bernardo, III 164.
Taſſo, Torquato, I 114. (93.) III 164.
Taubmann III 166.
Tauler II 142.
Teichner, der, II 181 ff. deſſ. Ged. von der Empfängniß der Jungfrau I 531. (443)
Teller, Theolog V 260.
Terenz und Plautus, deren Einfluß auf das deutſche Schauſpiel III 74. 75. erſte Ueberſetzungen II 377 f. III 76. Stücke für die heutige Bühne bearbeitet V 560.
Terkelſen, Severin, III 259.
Terpo Mirifano, ſ. Mirifano.
Teufel im deutſchen Schwank II 342. III 98.
Thaude III 251.
Theater, ſtehende, III 467. 468. in d. verſchiedenen Hauptſtädten Deutſchlands im 18. Jahrh. IV 384 f. franzöſiſches im 18. Jahrhundert IV 398. ſ. Schauſpiel.
Theaterdichter V 524.
Theaterkritiken, die erſten, IV 365.
Themar, Adam Werner von, II 361. 363.
Theander, Huldrich, Räthſelſamml. III 111. 320.
Theodorich I 61. (40.)
Theologie, myſtiſche, befördert den Purismus in der deutſchen Sprache III 187. proteſtantiſche in der Mitte des 18. Jahrh. V 258 ff.
Theophilus, Gedicht von demſelb. I 513 f. Geſchichte von Th. II 111. der dialogiſirte Th. II 361.
Theudelinde I 83. (68.)
Theuerdank II 421 ff.
Thiemich, Opernd. III 472.
Thierepos I 126 ff. 477. (418.) II 325 f. III 74. deutſches I 131 f. (110 f.) in Flandern entſtanden I 136. (115.) zu welcher Zeit Allgemeingut I 137. (116.) bildet einen Gegenſatz gegen die höheren Stände und ihre Poeſie ebend. ſ. Thierfabel.
Thierfabel I 126 ff. (106 f.) von Thiermährchen verſchieden I 126. orientaliſche I 133. (113.)
Thiermährchen I 131 f. (110 f.)
Thierſage I 50 123 ff. (102 ff.) vom Iſegrimm I 289. (237.)
Thilo, Valent., III 252. Kirchenliedd. III 352.
Thomä, Hieron., deſſen Trauerſp. Titus Andron. III 455.
Thomas a Kempis, Urheber der Auf-

nahme der Klaſſiker in Deutſchland II 159.
Thomas von Kent I 271. (219.)
Thomaſin, Tirkler (Zerkler), Charakteriſt. I 456 ff. 470 ff. vgl. I 253. (206.) 272. (220.) 402. (340.) 476. (417.) II 128. mehr Philoſoph als Dichter I 468. ſein wälſches Buch I 460. Verf. des wälſchen Gaſtes I 456 f. vgl. 130. daſſ. charakteriſ. u. analyſirt IV 460 ff. (396 ff.) Buch von der Höfiſchkeit I 470.
Thomaſius III 496.
Thomſon IV 18.
Thukydides I 6. (4.) V 402.
Thümmel, Mor. Aug. von, V 206 f. Reiſen V 205. Gedichte V 22. deſſen Wilhelmine IV 110. vgl. IV 424.
Thüringiſche Könige, deren Geſch. als Volksgeſang behandelt I 40 f.
Tieck, L., V 572. 573. 575. 653. deſſ. Einfluß auf die Dramatik neueſter Zeit V 654. Charakter ſeiner Dichtung V 657 f. Humoriſtik V 660. Abdallah V 655. William Lovell, Peter Lebrecht ebend. f. Ritter Blaubart V 659. 661. Vogelſcheuche V 659. Phantaſus ebend. Karl von Berneck V 662. Genoveva ebend. Geſchichten von den Heimonskindern, der Magelone V 660. Volksmährchen V 656. 659. Sternbald ebend. f. Novellen in neuerer Zeit V 697 ff. Lyriſche Gedichte u. Sonnette V 646. dramat. Verſuche V 654. humor. Dramen V 584. Ueberſ. V 633.
Tiedge, Chph. Aug., IV 248. V 575. 644.
Timme, V. 181.
Tirkler, ſ. Thomaſin.
Titius IV 50.
Titurel, jüngerer I 429 f. (368.) ſ. Albrecht. Wolfram von Eſchenbach.
Titus, Peter, geiſtl. Liederd. III 203.
Titze, Joh. Peter, III 231. 246. 250.
Tochter von Syon, Gedicht, II 149. 150.
Todtentanz II 362 f.
Tolle, Heinr., Schauſpieldt. III 426.
Töllner, Theolog, V 260.
Tongern, Chronik von, ſ. Chronik.
Törring, Anton Clemens und Joſeph Aug. Gr. von, IV 578.
Tragikomödie III 85.
Tragödie II 370. III 416. Charakter V 494 f. bedingt durch große polit. Begebenheiten V 487 f. des Alterthums und der neuern Zeit unterſch. V 483 f. im 17. und 18. Jahrh. III 418. f. im 18. Jahrh. IV 362. der 70 Jahre des 18. Jahrh. IV 566 ff. 577. nach Göthes Götz IV 523. ſ. Schauſpiel.
Tralles IV 40. 50.
Trautſchel III 15.
Triewald III 547.
Triller III 532. IV 50. 159. poetiſche Betrachtungen IV 39. Fabeln IV 101.
Trimberg, Hugo von, I 507. II 118 ff. IV 103.
Trinklied, ſ. Weinlied
Triſſino III 164.
Triſtan, ſ. Gottfried von Straßburg. Eilhart's von Oberg I 444. in Proſa II 246.
Tritheim II 426.
Trochäen im Schauſpiel III 84.
Trojanerſage I 267 ff. (206. 216 f.) Bearbeitungen des trojan. Krieges in Proſa II 237.
Tromlitz, v., ſ. Witzleben.
Trommer, III 427. 472.
Trotzendorf III 202.
Troubadours I 312 f. (292. 295 f.)
Trouveres von Hennegau I 193.
Tſchammer III 483. 484. 529. IV 361.
Tſcharner, Ueberſ. V 632.
Tſcherning, Andreas, III 204. 231. 246. 248. 250. 256. Gelegenheitsd. III 209. Hymnend. III 344. deſſen Meinung von Plato III 211.
Tſchirnhaus IV 39.
Tucher, Hans, II 239.
Tundalus, die Geſchichte T. proſaiſch I 204. 532. II 240.
Türkiß III 267.
Turheim, Ulrich von, ſ. Ulrich.
Turlin, Heinr. von dem, der Abentheuer Krone (Ged.), I 490 ff. II 60 ff.
Turlin, Ulrich v. d. I 487.
Turpin, I 217. (170.)
Tyrol, Joan, zu Cala, Ueberſ. latein. Schauſp. III 82.
Tzſcharner IV 40.

U.

Ueberſchrift = Epigramm III 538.
Ueberſetzungen, erſte Grundlage dazu III 221. Charakter derſ. im 16. u. 17. Jahrh. III 168. griech. Dramen ins Deutſche III 76. fremder Dram. im 18. Jahrh. IV 381. in neuerer Zeit und Einfluß derſ. auf die Geſtaltung der Lit. V 622 f.
Uffenbach III 552. IV 361.
Uhland V 575. 678. 681. vgl. I 188. (149.) hiſtor. Schauſpieldt. V 693.

Uhlich, Gottfr. Adam, Schauſpieler u. Luſtſpield. IV 369. 373. 374.
Ulenberg, Caspar, Pſalmenüberſetzer III 42.
Ulfilas I 59 76. 80 f. (60.)
Ulrich von Eſchenbach I 272. (220.) deſſen Alexander II 21 f.
Ulrich von Lichtenſtein I 339 ff. Frauendienſt I 340 f. Frauenbuch (der Itwitz) I 342. (307. 319. 463 ff.)
Ulrich von Singenberg, Walthers v. der Vogelweide Schüler, I 333.
Ulrich von Turheim, Ergänzer des Willehalm von Wolfram von Eſchenbach I 432. (371.) 487.
Ulrich von dem Türlin, Ergänzer des Willehalm von Wolfram von Eſchenbach I 432. (371.) 487.
Ulrich von Winterſtetten, ſ. Winterſtetten.
Ulrich von Zatzichoven I 253. 382. deſſen Lanzelot I 253. 254. analyſirt 255 ff. (206.)
Unverzagte, der, II 11.
Unzer, J. Auguſt, V 8.
Unzer, Joh. Charlotte (geb. Ziegler), IV 48. V 8.
Unzer, J. Chrſtph., V 9.
Unzer, L. A., V 8 ff. vgl. IV 248. Freigeiſt V 265 f.
Urlſperger IV 32.
Uſteri, Joh. Mart., Maler u. Idyllend. V 75. 643.
Uz IV 23. 80. 109. 112. Horazianer IV 203 f. von Wieland angefeindet IV 197 f. 205. und den Schweizern IV 206. deſſen Theodicee IV 39. Lieder und Oden IV 129. 200. 204.

V.

Vagabund des 16. Jahrh. III 381.
Valentin und Namelos II 110. 247.
Valerius ed. Mai I 271. (219.)
Valerius Maximus überſetzt II 159.
Vanhall IV 389.
Variscus, Joh. Olorinus, Komödienſchreiber III 111.
Varnhagen von Enſe, Romant. V 573.
Vega, Lopez de, II 464. III 106. deſſen Gatomachie III 62. 63.
Vehe, Michael, katholiſch. Geſangbuch III 42.
Velde, van der, V 696.
Veldeke, Heinrich von, I 274. (222.) 322. 383. deſſ. Aeneide (Eneit) I 105. Charakteriſtik, Vergleichung mit der Virgiliſchen u. Beurtheilung des poet. Werthes 290 ff. (238 ff. 245 f.) irrthüml. für den Ueberarbeiter des Herzog Ernſt gehalten I 225. ſ. Reimkunſt.
Velſer, Michael, II 239.
Veltheimſche Schauſpielergeſellſchaft III 473 f.
Vers, der urſprüngliche, epiſch I 83. Uebrig. ſ. Metrum.
Vesſpaſius, änderte profane Lieder in geiſtliche um III 26.
St. Victor, Hugo von, II 121 f.
St. Victor, Richard von, II 41.
Vida, Hieron., III 230.
Viecke, Fr., III 247.
Vilkinaſage I 29. 102. (84 f.) II 58.
Villani I 60. (39.) V 402.
Villaume, Kinderſchriftſt. V 352.
Vintler, Hans, Buch der Tugend II 380 ff.
Viſchering, Droſte Freiherr von, V 309 f.
Viſion III 369 f.
Vitteb, Joh., von Erfurt, III 85 f.
Vogel, Jak., Schauſpield. III 99. 114.
Vogel, Joh., geiſtl. Dichter III 304. Pſalmenüberſetzer III 335. allegoriſche Kupferſtiche III 297.
Vogel, Wilh., Dramat. V 688.
Vogel, Pfarrer, J. Pauls Freund V 227.
Vogler, Pſalmenüberſ. III 39.
Voigt, Valentin, Fabeld. III 46.
Völkerwanderung, Wirkung derſ. auf den hiſtor. Volksgeſang I 40 ff. (37 ff.) 133. (112)
Volksbücher, II 107. 325 ff. Volksbuch von Bruder Rauſch II 267 f. Volksbücher und Kinderſchriften V 350 ff.
Volksdichtung in latein. Bearbeit. und in den Händen der Geiſtlichen I 91 ff. (76 ff.) Veränderungen in derſ. I 222 ff. Uebergang von der Ritterpoeſie zu derſ. zur Zeit der Reformation II 135 ff. vgl. III 3. ſ. Volksgeſang. Volkslied.
Volksepos, deutſches, deſſen Eigenthümlichkeiten I 108. (88 f.) 113 ff. (91 ff.) deutſches u. griechiſches, deſſ. Verſchiedenheit I 111 f. (90 f.) Siehe Franzöſiſches.
Volksgeſang, hiſtoriſcher, Wirkungen der Völkerwanderung auf denſ. I 40 ff. (37 ff.) des 15ten Jahrh. II 286 ff. S. Volksdichtung. Volkslied.
Volkslied, hiſtoriſche, III 305 ff. wann

die Rohheit in ihnen einzog II 314. erotiſches im 15. Jahrh. II 297 f. verglichen mit den Minneliedern II 307 f. Einfluß derſ. auf andere Dichtungsarten II 308. erotiſche ebend. f. Dichter derſ. wer II 311. Sammlungen derſ. II 322 ff. Geſchichte deſſ. II 323. wie zu ſammeln? II 324. Volkslied von der Sembacher Schlacht II 197.
Volksmuſik II 310. des 16. und 17. Jahrh. II 324 f.
Volksnarr III 381. u. Hofnarr unterſchieden III 102 f.
Volksſchauſpiel III 422 f.
Volkmar III 529.
Voltaire IV 308.
Vondel, Joſt van der, III 174. 219. 436.
Vortigern und Hengiſt, Sage I 246. (199.)
Voß, J. H., Jugendgeſchichte u. Entwickelung V 60 f. perſönl. Charakter V 67 f. Streben ebend. körperlicher Zuſtand V 67. Glaube V 69. Sprache V 61. mit Hebel vergl. V 72 f. Verdienſte um Form und Versbau V 64. Lyrik V 65 f. Verbindung mit Componiſten ebend. Idyllendichter V 53. 69 f. plattdeutſche Idyllen V 74. vgl. IV 17. Ueberſetzung des Homer und Verdienſt derſ. V 56 f. des Ariſtophanes und latein. Dichter V 631. Vgl. noch V 25 f. 29.
Voß, Julius von, V 585. 690 f.
Vriberg, Joh. von, I 145. (445.)
Vulpius, Romanſchr. V 357.

W.

Wace, Robert, I. (189.)
Wächter, L., ſ. Weber, Veit.
Wächterlieder I 294 f.
Wackenroder V 595. Romant. V 573.
Wagner, Heinr. Leop., Schauſp. IV 581. Göthe's Anhänger u. Schüler IV 514. 516. deſſ. Prometheus, Deukalion u. ſeine Rezenſ. IV 529.
Wagner, Ad., Ueberſ. V 620.
Waidſprüche II 318.
Waldis, Burkard, Fabeld., Charakteriſtik und Leben III 46. 47 ff. Zugabe zum Theuerdank II 422. deutſche Pſalter III 23. Pſalmenüberſetzer III 39. Ueberſ. lat. Schauſp. III 82.
Walch III 7.
Waliſiſche Poeſie I 243 ff. (197 f.)
Walram v. Greſten I 321.
Wälſche Gaſt, ſ. Gaſt.
Waltharius (Walther von Aquitanien) II 106. III 73. latein. ep. Gedichte von ihm I 98 ff. 180. (82 f. 140. 141. 146.)
Walther v. Caſtiglione I 272. (220.)
Walther v. Rheinau, Marienleben I 527. Anm.
Walther v. d. Vogelweide, Charakter. I 329 ff. 454. (184. 306 ff.) deſſen Leich 528 f. (441.)
Walther v. Metz II 34.
Walther v. Priſach II 35.
Walther, Markgr., Volksbuch von demſ. II 245.
Walther, Liederkompon. III 15.
Wangenheim, v., III 504.
Wangenheim V 575.
Wappenweſen im Mittelalter II 188.
Wartburgkrieg I (297 f.) II 50 ff. 53 f.
Waſer IV 54. deſſ. Briefe IV 247.
Weber, Georg Heinr., (Hyphantes) Liederd. III 427. vgl. 272.
Weber, Veit, Kriegslieder II 204 f.
Weber, Veit, (Leonhard Wächter) Romanſchr. V 357. 584.
Weckherlin, Georg Rob., III 68. 158. 244. deſſen Sprache, Rhythmus und Metrum III 159. 160. Pſalmenparaphr. III 43. 44. Epigrammat. III 314.
Weckherlin, W. Ludw., V 137 ff.
Wehrs V 26.
Weiber, ſ. Frau. Mann.
Weichmann, Gottſched's Anhänger IV 50. deſſ. Poeſie der Niederſachſen III 495. 547.
Weidner, Leonhard, Sprüchwörterſ. III 68.
Weihnachtsfeſte II 367.
Weimar, Hauptſitz deutſcher Bildung im 17. Jahrh. III 179. Weimar (und Jena) Mittelpunkt des literar. Lebens Deutſchlands Ende des 18. Jahrh. V 571 f. vgl. IV 539 ff. Theater daſ. in der Mitte des 18. Jahrh. IV 378. unter Göthe V 557 ff.
Weinlied II 312. 313 f.
Weinſchwelg I 315 f. (300 f.) II 313.
Weinsheim, Stanislaus Mink v., = Winkelmann.
Weiſe, Chriſtian, Luſtſpield., Romanſchreiber u. Liederd., Charakteriſt. III 475 ff. 485 ff. vgl. 422. 447. Romanſchr. III 411 f. Proſodiker III 231. Trauerſpiele 479. Anſichten über bibl. Stücke, wo Jeſus u. Satan auf die Bühne kommt ebendaſ. Anſicht von

Poeſie als Lebenszweck III 486 f. Sprache und äußere Einrichtung des Luſtſpiels III 478. Tendenz III 414 f. Urtheil ſeiner Zeitgenoſſen über ihn III 487. ſeine Dramen auf deutſchen Gymnaſien aufgeführt IV 360. durch Gottſched verdrängt ebend.
Werke: drei Hauptverderber III 412. die drei klügſten Leute der Welt ebd. drei Erznarren ebend. der politiſche Näſcher ebend. Maſſaniello III 480. allegoriſche Stücke ebend. Intriguen- und Novellenſtücke ebend. triumphirende Keuſchheit, Poſſenſpiel III 480. bäueriſcher Machiavellus III 481.
Weisflog, Romanſchr. V 684.
Weiſianer III 488 ff.
Weiskern, Luſtſpield. IV 369. deſſen Burlesken u. Hanswurſtiaden IV 385.
Weiß, Mich., Liederd. III 24 f. und Komponiſt III 15. huſſitiſche Geſänge ebend. Liederüberſ. III 200. geiſtl. Epigramme III 320.
Weiße, Chriſtian Felix, Schauſpield. IV 374 f. letzter Vertreter des franz. Geſchmackes IV 383. in den Xenien angegriffen V 454. Trauerſpiele IV 375 ff. Opern und Vaudeville IV 377. Beiträge zum Theater IV 375. ſcherzhafte Lieder IV 200. Amazonenlieder IV 212. Kinderſchriften V 351. Kinderfreund IV 378.
Weißenthurn, Frau v., Dramat. V 688.
Weißkunig II 421 f.
Weltliteratur V 577 f.
Wend III 499.
Wenzel, J. Chriſtoph, Opernd. III 461. Gelegenheitsd. III 491. vgl. 489.
Werder III 228. Romanſchr. III 390. deſſ. Diana III 396. Ueberſ. des Taſſo und Arioſt III 404.
Werdomar-Boie V 26.
Werner, Georg, III 252. Ueberſ. III 143.
Werner, Zachar., Charakteriſt. und Leben V 595 ff. 607. Uebertritt zum Katholicismus V 598. Dramatiker V 668 ff. vgl. 586. 589. 623. Romantiker V 573. deſſen dram. Verſuche V 654. Söhne des Thals, Drama, V 669. andere Dramen ebend.
Wernicke, Chriſtian, Charakteriſt. III 533 ff. vgl. 504. IV 61. perſönl. Char. III 537. Gegner Lohenſteins Hoffmanswaldau's und deren Anhänger III 533. Anhänger Boileau's u. der franz. Literat. III 534. 536. Vergleich mit Logau III 537 f. deſſen Hans Sachs III 535. Epigramme III 533. 537. Schäferged. III 536.
Wernher, Bruder, vom Niederrhein I 201. 220.
Wernher, Pfaffe, von Tegernſee, Leben der Maria I 200 f. (438 f.)
Werthes, Fr. A. Clem., Ueberſ. V 12.
Weſſobrunner Gebet I 69. 86. (53. 71.)
Weſt ſ. Schreyvogel.
Weſtenrieder IV 578.
Weſtohn, Hildegunde v., III 286.
Weſton, Dichterin III 287.
Weſtphal, G. H. F., IV 267.
Weſtphalen, Fabeld. IV 107.
Wetzel, Hymnopöographie und Analekten III 7.
Wezel, Joh. Karl, Tragiker, Luſtſpield. und Romanſchr. V 202. vgl. IV 424. V 164. deſſ. Tobias Knaut V 202. ff. Charakteriſt. V 204. Luſtſpieldichter V 204. Belphegor V 204. Kakerlak V 205. Wickham IV 577.
Wetzel, Karl Friedr., Lyriker V 678. deſſen Jeanne d'Arc V 694.
Wichgrev, Ueberſ. III 85. deſſ. Cornelius relegatus III 93.
Wickgram, Peter II 340.
Wickram, Georg, Schauſpield., Satiriker, Anekdotenſchr. III 117. vgl. 64. 87. Charakteriſt. ebend. ff. Romanſchr. III 118. deſſ. Tobias III 94.
Widmann, Achilles Jaſon II 331.
Wiedemann's poet. Gefangenſchaften III 451.
Wieland, Chriſtoph Martin, Jugendgeſch. und Entwickelung IV 193 ff. 292. zur Lebensgeſch. IV 273. 300. 312. f. franzöſ. Bildung IV 305. philol., hiſtor. u. philoſ. Studien IV 305 f. Beſchäftigung mit Rouſſeau IV 306. Stellung zu demſ. und zu Voltaire ebend. ff. moral. Lebenswandel IV 286. 287. Widerſpruch ſeines Lebens mit ſeinen Schriften IV 288. Lebenszweck IV 291. Religionsanſichten V 329. 332 ff. Antipapismus V 333. politiſche Anſichten IV 8. religiöſe Richtung IV 196. f. verläßt dieſelbe IV 270 ff. Uebergang zur Lebensphiloſophie IV 273 ff. vgl. 83. 86. Uebergang zum Materialism. und zur Toleranz IV 284 ff. wird von allen Seiten angegriffen IV 285 f. ſeine Haltung zur Zeit der franzöſ. Revolution V 386. ſeine Tendenz IV 289. 299. Lebensweisheit u. Moral IV

300. 301 f. Gegenſatz zu Klopſtock IV 294 ff. 301. mit Klinger vergl. V 3. mit Arioſt I 435. (333.) greift mit Bodmer Uz und Cronegk an IV 205. iſt Hagedorns Lobredner IV 43. greift die Xenien an V 458. wird von Göthe wegen ſeiner Ueberſ. des Shakſp. verſpottet ſ. Göthe. verſpottet Gottſched IV 162. ſeine Principloſigkeit und Paſſivität IV 301 f. Kosmopolitism. V 376. geringgeſchätzt I 120. (99.) Uebr. ſ. Bodmer. Lavater. Wieland's poet. Werth IV 290. 297. Dichter der Liebe IV 290 f. Verdienſt um deutſche Bildung IV 318 f. als Ueberſetzer V 631. als Satiriker III 406. ſeine Schule V 3 ff. — Mittelalterliches Element ſeiner Dichtungen IV 305 f. vgl. IV 12. lasciver Charakter ſeiner Schriften IV 286 ff. Wirkungen ſeiner Werke II 250 z. E. ſeine Erzählungsart IV 102. ſeine Romane III 415. mit Jean Paul's Rom. vergl. V 221. Opern IV 378. Ritterdichtung IV 313. Schauſpiele ebend. naturphiloſ. Schriften IV 39.

Werke: Abderiten IV 317. geprüfter Abraham IV 197. Agathodämon V 336. Agathon IV 278 ff. Alceſte IV 313. neuer Amadis IV 284. Antiovid IV 196. Antworten und Gegenfragen V 332. Araspes und Panthea IV 272. Ariſtipp V 358. Briefe von Verſtorbenen IV 196. Clementine und Porreta IV 272. Cyrus ebend. Diogenes IV 283. Don Sylvio IV 275. V 169. Dunciade IV 162. Empfindungen eines Chriſten IV 197. moraliſche Erzählungen IV 196. ſcherzhafte Erzählungen IV 276. Frühling IV 196. Gandelin IV 314. Geron IV 313. Göttergeſpräche V 334. goldener Spiegel IV 310. Johanna Gray IV 272. Idris IV 280 f. Klelia und Sinnibald IV 314. Lucian, Ueberſetz. V 333 f. Mercur, Zeitſchr. IV 313. 527 f. Muſarion IV 281 f. 414. Nadine IV 276. Oberon IV 305. 314 f. Peregrinus Proteus V 335. Pervonte IV 314. Roſamunde IV 313. Shakſpeare, Ueberſetzung IV 273. 381. Sommermährchen IV 314. Sympathieen IV 197. Theages IV 275. Unterredungen mit dem Pfarrer von ** V 286. 290. Ueber den freien Gebrauch der Vernunft V 333. Vogelſang IV 314. Wahl des Herkules IV 313. Waſſerkufe IV 313 f. Wintermährchen IV 314.

Wieland, Joh. Sebald, deſſen Held aus Mitternacht III 244.

Wien, Zuſtand der Literatur Ende des 18. Jahrh. IV 389 ff. in neueſter Zeit V 574. Zuſtand der Muſik im 18. Jahrh. IV 389. Bühne daſ. Mitte des 18. Jahrh. IV 384 ff. gegen Ende des 18. Jahrh. V 535. in neueſter Zeit V 689. Localpoſſen daſ., Entſtehung III 474 f.

Wiener Magazin der Literat. u. Kunſt V 385.

Wigalois, deutſcher und engliſcher I 397. (335.) in Proſa II 243. übrigens ſ. Wirnt.

Wigamur I 488. (207. 208. 210. 419 f.)

Wilhelm, Joſua, Andachten III 276.

Wilhelm Malmesbury I 32. (29.)

Wilhelm v. Naſſau, Nachahmer des Fiſchart III 122.

Wilhelm v. der Normandie I 509.

Wilhelm v. Oeſterreich, Gedicht II 109 f. 346.

Wilhelm v. Orleans ſ. Rudolph von Ems.

Wilkens, Juriſt IV 42.

Wilkow, Chriſtoph III 252.

Will, Gottſchedianer IV 50.

Willamow, J. Gottfr., Charakteriſt. IV 222. Fabeld. IV 107. ruſſiſche Kriegslieder IV 219.

Willebrant, Hymnend. III 344.

Willeram I 121. (100.)

Willmar ſ. Genſicken.

Wilmſen IV 166.

Wimmer III 7.

Wimpfeling II 411.

Winancko V 25.

Windiſchgrätz, Gottl. v., III 185. 301.

Winckelmann, Joach. W., Charakteriſt. IV 427 f. Lebensgeſch. IV 429 f. Uebertritt zum Katholicism. IV 430 f. Schwärmerei f. Freundſchaft IV 431 f. Verhältniß zu Leſſing IV 433. 434. vgl. 353. Franzoſenhaß IV 433. Grundſätze in Bezug auf Malerei IV 434. Urtheil über verſchiedene Malerwerke IV 435. über alte Kunſt IV 353. Verachtung des goth. Styls. ebend. Hauptwerke IV 435. Wirkungen derſ. ebend. f. Einfluß ſeiner Kunſtgeſchichte auf den Stand der Künſte IV 413. — von Göthe charakteriſ. IV 432.

Winkelmann, Joh. Juſt., deſſen Proteus, Poetik III 489.

Winkelſtein III 246.

Winkler, Paul v., Sprüchwörterſ.

III 67. deſſen Edelmann, Roman III 381.
Winkler (Theod. Hell), Romant. V 359. 574.
Winnenberg, Philipp v., chriſtliche Reiterlieder III 19.
Winsbeke, Gedicht, charakteriſ. I 402 f. 470. (340 ff. 410.)
Winsheim, Veit Ortel v., III 55.
Winterſtetten, Konr. v., I 488.
Winterſtetten, Ulrich v., I 329. II 34.
Wippo, Kanzler I 105 f. (85.)
Wirnt v. Gravenberg, Charakteriſt. I 381 ff. (211. 324 ff.) 398. (336.) 400 ff. (339 f.) 405 f. (343 f.) dichteriſcher Werth I 384 f. (324 f.) deſſen Wigalois I 397 ff. (335 ff.) analyſirt I 399. (337.)
Wiſſenſchaft und Kunſt unter den fränk. Kaiſern, nur Geiſtl. in Beſitz derſ. I 116 f. (96.) ſ. Dichtung.
Withof, didakt. Dichter IV 39. 40.
Wittenberg, Sitz der Poeſie im 17. Jahrh. III 247.
Wittich von Jordan II 63.
Wituchind I 98. (81.)
Witzel, Ueberſ. lat. Oden III 42.
Witzleben, v. (A. v. Tromlitz), Romant. V 574. Novelliſt V 697.
Witzſtädt, Hausliedd. III 30.
Wochenſchriften, gelehrte IV 21 ff.
Wolf, Liederd. IV 32.
Wolf, P. A., Schauſpieler V 559.
Wolf, der, in den Thierſagen I 138 ff. (117 ff.)
Wolfdietrich II 99. 100 f.
Wolfhart, Schauſpield. III 85.
Wolfram v. Eſchenbach I 406 ff. (344 ff.) II 36. Charakteriſt. I 435 ff. vgl. I 293. (241.) mit Jean Paul vergl. I 436. Vorbild Reinbots von Dorn I 517. (432.) — Sein Parzival, über die Quellen deſſ. I 407. 409. charakteriſ. I 418. (356.) 423 ff. (360 ff.) vgl. I 176. 255. 256. 257. (137. 208. 209. 210.) Trefflichkeit des Plans und Größe der Ideen I 418 ff. (356 ff.) Analyſe I 420 ff. (358 ff.) Verhältniß zu Lamprechts Alexander und Vergleich mit Dante's Hölle I 425 ff. (364 ff.) vgl. 289. (237.) Vergleichung mit Gottfrieds Triſtan ſ. Triſtan. Sein Titurel I 429 ff. (367 ff.) II 64. Trefflichkeit deſſ. I 430 f. (368.) Charakteriſt. I 431. (369.) Annäher. a. d. Styl der Gudrun I 373. (276.) — Sein Willehalm, Charakteriſt. I 432 ff. vgl. 423. 438. (370 ff. 361.)
Wolkenſteiner, der, II 260. 298.
Woltereck, Chriſtoph, Anhänger Hoffmanswaldau's II 542.
Woltmann, Geſchichtſchr. V 368.
Wolzogen, Frau v., V 571.
Wortſpiel III 321.
Wunderer, der, II 102.
Würtemberg, Zuſtand deſſelben in literar-hiſtor. Hinſicht im 18. Jahrh. IV 185.
Wyle, Niclas v., II 228. 231 f. 251 ff. Ueberſ. von Lucians Eſel II 252. Euryalus u. Lucretia II 256. vgl. III 75.
Wyß IV 53.

X.

Xenien, ſ. unter Schiller.
Xyſtus Betulejus, ſ. Betulejus.

Y.

Yair, Johannes, deſſ. proſ. Bearbeitung des trojan. Kriegs II 237.
Yorick ſ. Sterne.
Young IV 132. 136. deſſen Einfluß auf Klopſtock und deſſen Schule IV 183 f. Gedanken über Originalität und Nachahmung IV 418 f.

Z.

Zachariä, Fr. W., Fabeld. u. Verfaſſer kom. Epopöen IV 108 ff. nur Nachahmer IV 113. vgl. IV 76. 77. 107. III 51. deſſ. Phaëthon IV 110. Verwandlungen IV 111. Lagoſiade IV 112. Schnupftuch ebend. Renommiſt IV 111. Schöpfung der Hölle IV 158.
Zahlhaas, deſſen Karl v. Bourbon V 694.
Zatzichoven ſ. Ulrich.
Zaupſer IV 578.
Zedlitz, Joh. Chriſtian v., Nachbildner ſpan. Dramen V 689. Stücke von ihm ebend.
Zeidler, Pasquillant III 406. Opernd. III 461.
Zeitſchriften ſ. Journale.
Zell, Catharina, deren Geſangbuch III 18.
Zell III 552.
Zellweger IV 54.
Zeno, Legende II 111.
Zeſen, Philipp v., (Ritterhold von Blauen) III 297 f. angeregt durch Flemming III 196. Stifter der deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft III 280. an-

gefeindet von Riſt, Harsdörfer u. A. III 281 f. 426. Schauſpield. III 422. Proſodiker III 231. Puriſt III 191. 282. ſeine Etymologieen III 283. Wortſpielereien III 284. Polyhiſtor ebend. — erot. Lieder III 284 f. geiſtl. Gedichte III 286. Gebetbuch ebend. — Romanſchreiber III 282. 413. als ſolcher charakteriſ. III 397. ſeine adriatiſche Roſamunde, Roman III 396. Aſſenat, Rom. III 396 f. 404. Simſon, Roman III 396 f. Romanüberſ. III 396. — ſeine Schreibart III 397.
Zernitz, didakt. Dichter IV 39.
Ziegler, Kaspar, Hymnend. III 344. Madrigalend. III 270. 312. 319.
Ziegler u. Klipphauſen, Heinr. Anſelm, deſſen aſiat. Baniſe, Roman III 402. 404. Nachahmer Hoffmanswaldau's III 450. 504.
Ziegler, Charlotte v., geb. Romanus IV 48.
Ziely von Bern, Wilh., II 247.
Zimmermann IV 374.
Zimmermann, Georg W., V 386.
Zimmermann, Joſ. Ign., Schauſpielſchr. IV 578.
Zimmermann, Daniel, Liederd. III 275. Pſalmenüberſ. III 335. deſſen Schreibart III 547. vgl. IV 42.
Zinkgref, Jul. Wilh., Apophthegm. III 67. Liederd. III 156. ſchließt ſich an Opitz an III 214.
Zinzendorf, Gr. v., Liederd. IV 33.
Zopf, Opernd. III 461.
Zſchokke, Heinr., V 673. deſſ. Dramen V 674. Romantiker V 696.
Zürich, Hauptort ſchweizeriſcher Bildung im 18. Jahrh. IV 52.
Zwerge, eigenthümlich der deutſchnordiſchen Mythe II 99 ff. 102.
Zweter ſ. Reimar.
Zyel, Schauſpielſchr. III 95.

Druckfehler.

Seite 64	Z. 9	v. o.	lies:	verlangen.
= 66	= 14	v. o.	=	Seiten.
= 120	= 24	v. o.	=	didaktiſcher.
= 173	= 2	v. u.	=	von Bode.
= 201	= 1	v. o.	=	Advokat ſtatt Buchhändler.
= 213	= 9	v. u.	=	vagen ſtatt regen.
= 215	= 2	v. o.	=	bedürfnißvollen.
= 286	= 3	v. o.	=	nicht ſcheuen.
= 331	= 13	v. u.	=	das er aus der traurigeu.
= 485	= 1	v. u.	=	Zeugniß ſtatt Anlaß.
= 496	= 11	v. u.	=	das ſtatt die.
= 512	= 3	v. o.	=	Nach beiden ein Punkt zu ſetzen.

buchbinderei
. Schiedeck 1982

Gervinus, Georg Gottfried,

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen

Bd.: 5

Leipzig 1842

H.misc. 117 m-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10738244-0